PAGE NOT AVAILABLE


VET TES TAM EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget

Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens / der Literatur & Kunst

Herausgegeben von Karl Muth

Siebter Jahrgang

Oktober 1909 - März 1910

Band

1

Kempten und München
Verlag Jos. Köselsche Buchhandlung

Inhaltsverzeichnis des I. Bandes VII. Jahrgang.*

I. Romane, Novellen und Gedichte

II. Religion, Geschichte, Philosophie, Bildungs- und Erziehungswesen

---

* Die mit Sternchen bezeichneten Beiträge stehen unter den kleinen Rubriken „Hochland-Echo“ und „Rundschau“.

III. Literatur, Theater, Kunst und Musik

*Literatur und Theater

IV. Biographisches

V. Naturwissenschaft, Medizin, Länder- und Völkerkunde

VI. Volkswirtschaft, Rechtspflege, Militärwissenschaft und Technik

VII. Verschiedenes

VIII. Neues vom Büchermarkt

IX. Unsere Kunstbeilagen

X. Unsere Musikbeilagen

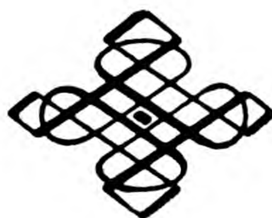
XI. Offene Briefe

Seite

XII. Kunstbeilagen

XIII. Musikbeilagen

XIV. Besprochene Bücher und Theateraufführungen





Settegast pinx.



Görres



Siebter Jahrgang Oktober 1909

Die Sendlinge von Voghera

Roman von Ilse von Stach

Erstes Kapitel.

Prior Balthasar Schanz, der einst von seiner italienischen Mutter die Lebhaftigkeit des Wesens und [illegible] Art geerbt hatte, [illegible] seiner Jugend und in Erkenntnis der eigenen Natur, das Gebot des Schweigens, dem jeder Dominikanermönch täglich auf Stunden unterworfen ist, [illegible] selbst um ein Beträchtliches auszudehnen und zu verschärfen; denn er schätzte die Früchte des Schweigens, die da sind: Andacht und Innigkeit des Herzens, Zurückhaltung und Reife des Geistes, und strebte fleißig danach sie für sich zu gewinnen. Wollte aber die Lage der Welt, wollten insbesondere die Wechselbeziehungen zwischen seinem deutschen Vaterlande und der mütterlichen Heimat Italien durchaus wegen ihrer Bedeutsamkeit erörtert und besprochen werden, so begegnete es ihm nicht selten, daß er in ungeduldiger Erwartung des Glockenzeichens wie ein gefangenes und [illegible] Tier in seiner Zelle auf und ab lief, lebhaft gestikulierend, um die Freiheit, die der Zunge versagt war, durch energische Betätigung der Gliedmaßen unvollkommen zu ersetzen. Trieb aber der Strom der Weltgeschicke im eingeschlagenen Bette unaufhörlich vorwärts, war aus dem Neuen mählich wieder ein Altes geworden, so entwichen die zeitlichen Fragen mit ihrem Hang zur Geschwätzigkeit aus der einsamen Zelle des Priors, und Muße zur Betrachtung unvergänglicher Dinge stellte sich



Settegast pinx



Görres



Siebter Jahrgang Oktober 1909

Die Sendlinge von Voghera
Roman von Ilse von Stach

Erstes Kapitel.

Prior Balthasar Schanz, der einst von seiner italienischen Mutter die Lebhaftigkeit des Wesens und vorschnelle Art geerbt hatte, liebte es seit seiner Jugend und in Erkenntnis der eigenen Natur, das Gebot des Schweigens, dem jeder Dominikanermönch täglich auf Stunden unterworfen ist, für sich selbst um ein Beträchtliches auszudehnen und zu verschärfen; denn er schätzte die Früchte des Schweigens, die da sind: Andacht und Innigkeit des Herzens, Zurückhaltung und Reife des Geistes, und strebte fleißig danach, sie für sich zu gewinnen. Wollte aber die Lage der Welt, wollten insonderheit die Wechselbeziehungen zwischen seinem deutschen Vaterlande und der mütterlichen Heimat Italien durchaus wegen ihrer Bedeutsamkeit erörtert und besprochen werden, so begegnete es ihm nicht selten, daß er in ungeduldiger Erwartung des Glockenzeichens wie ein gefangenes und gequältes Tier in seiner Zelle auf und ab lief, lebhaft gestikulierend, um die Freiheit, die der Zunge versagt war, durch energische Betätigung der Gliedmaßen unvollkommen zu ersetzen. Trieb aber der Strom der Weltgeschicke im eingeschlagenen Bette unaufhörlich vorwärts, war aus dem Neuen mählich wieder ein Altes geworden, so entwichen die zeitlichen Fragen mit ihrem Hang zur Geschwätzigkeit aus der einsamen Zelle des Priors, und Muße zur Betrachtung unvergänglicher Dinge stellte sich

mit ihrer friedlichen Gefolgschaft ein. Hatte er dann seine Gebete vollendet, so pflegte er gern und lange am eisenvergitterten Fenster zu stehen, mit beiden Händen in die Stäbe greifend, und ließ seine Gedanken vom Anblick des ausgebreiteten lombardischen Landes einladen, nach Norden und Süden Umschweif zu halten. Nur selten verblieben sie bei den fruchtbaren kleinen Quadraten von Weideland und Maisfeld, die durch Pappeln oder Maulbeerbäume sauber voneinander geschieden waren und in ihrer Bescheidenheit ein Bild anspruchsloser Friedens abgaben; lieber schwangen sie sich, einen sehnsüchtigen Blick nach Osten weitertragend, über die dort sanft dahinziehende Hügelkette, welche, vom bläulichen Dunst umsponnen, geheimnisvoll zwischen dem nach allen Himmeln unbegrenzten und gleichförmigen Lande diesseits, und den Wundern der Welt jenseits zu lagern schien. Auch folgten die Gedanken nicht ungern einer der beiden großen Heerstraßen, die rechts und links am Kloster vorbeizogen, und die er in früherer Zeit selbst oft gewandert war, um, nach der Bestimmung seines Ordens zu lehren und zu predigen und den Unglücklichen beizustehen. Sah er nun im weißlichen Staube der Landstraße die Heimkehrenden auftauchen, so schlug sein Herz schneller, in Erwartung der neuen Zeitung, die sie ihm je nach ihrem Auftrag aus den lombardischen Städten, aus dem fernen Rom oder gar von jenseits der Alpen aus Thüringen und Sachsen mitbringen würden.

Es war an einem herbstlichen Tage, da der regenfeuchte Westwind alles Ferne dem betrachtenden Auge näher und in dunklen, deutlichen Umrissen erscheinen ließ; die Colli, die sie die von Rivanazzano nennen, hatten Duft und Hülle von sich getan und zeigten ihre grünbewachsenen Wände unverschleiert; Bäume und Sträucher, denen in monatelanger Trockenheit der Staub schon wie ein Eignes angehaftet hatte, waren gebadet und geputzt, und selbst die Landstraße — endlos und gerade, wie sie nur die Ebene kennt — hatte von ihrer blendenden Weiße nachgelassen: siehe, da gab der schwindende Horizont eine menschliche Gestalt von sich, deren faltiges Gewand sowohl eine Mönchskutte als einen Weiberrock bedeuten konnte; auch auf einen jüdischen Handelsmann hätte der Dritte gewettet, wie sie häufig mit ihrer Ware von Genua nach Mailand auf dieser Straße gezogen kamen. Prior Balthasar an seinem Fenster reckte den Hals, und fast wäre ihm ein leichtfertiger Schwur über die Lippen gekommen, wenn sich solches für einen katholischen Christen geziemte, und wenn, wonach er vergeblich mit den Augen suchte, eine zweite Gestalt und Kutte neben der ersten sichtbar geworden wäre. Diese Abwesenheit des Zweiten verwirrte noch für eine kleine Weile das Urteil, welches der erste Blick ohne Zögern und Umschweif abzugeben bereit war: es ist Bruder Giorgio; zwanzig weitere Maulbeerbäume mochte der Ankömmling ab-

geschritten haben, da mußte die Vernunft ihrem Gegenbeweis zum Trotz dem Auge zugestehn: es ist in Wahrheit Bruder Giorgio. Wo aber war Benjamin?

Bruder Benjamin, der von seinen Thüringer Eltern den bescheideneren Namen Anton erhalten hatte, war mit diesen in seinem vierzehnten Lebensjahr über die Alpen gezogen, weil der Vater, von welschen Versprechungen angelockt, im gesegneten Lande der Sonne sein spärliches Brot zu verdoppeln hoffte. Damals schrieben sie das Jahr des Herrn 1535. An des Glückes Stelle hatten Vater und Mutter durch ein böses Fieber unverhofften Tod gefunden, und der verlassene Knabe hing sich an den mitleidigen Mönch aus Voghera, Bruder Balthasar, der eben auf dem Marktplatz von Bosco, wo die Eltern von der Hand Gottes gerührt waren, eine Bußpredigt gehalten hatte. Bruder Balthasar gewann den Knaben lieb, wie denn alle Verwaisten ein natürliches Anrecht auf die Güte seines Herzens besaßen, und erwarb sich für seinen Schützling von dem derzeitigen Prior die Erlaubnis, ihm im Kloster zu Voghera Haus und Heimat zu schenken. Weil er ihn nun, auch als der Knabe schon ein Jüngling und hellen und verständigen Geistes dazu geworden war, noch immer wie seinen Augapfel zu hüten pflegte, hatte Anton mit der Zeit im Munde der Brüder den zärtlichen Namen Benjamin erhalten.

Nomen et omen. Prior Balthasar ließ wie weiland Vater Jakob alle Söhne seines Hauses ziehen, nur behielt er Benjamin, der unterdessen schon sein 24. Jahr vollendet hatte, im Kloster zurück, denn die Sorge, dem Kinde möchte ein Ungemach zustoßen, machte den Freigebigen sparsam mit seiner Kostbarkeit.

Indessen zeigte es sich, daß Benjamin vom Himmel mit einer seltenen Rednergabe geschmückt war, durch die er, wenn der Prior solche Übung gestattete, die im Kapitelsaal versammelten Brüder oftmals zu Tränen rührte. Da war es zu Anfang des laufenden Jahres geschehen, daß Benjamin den biblischen Satz von des Menschen Gerechtigkeit aus dem Glauben gedeutet hatte, als gälte es, einer Schar von Ketzern das Licht der Wahrheit aufzustecken; der Prior aber mußte nachmals im Kreuzgang, wo die Brüder sich lobend und bewundernd ergingen, die mahnenden Worte hören, die einer zum andern sagte: ‚Bedürfen wir, die wir im rechten Glauben verblieben sind, solche Gewalt der Rede, die mehr ist, als erbaulich? Und unsre deutschen, verführten Brüder, deren Zunge doch Benjamin redet, schmachten im Irrsinn einer falschen Lehre.‘ Da fühlte der Prior seine schwache Stelle getroffen, ging hin, und gelobte Gott, Benjamin zu seiner Ehre von sich zu lassen und ihn Bruder Giorgio, der wie sein Schutzpatron fromm und ritterlich zugleich war, auf eine Reise nach Deutschland mitzugeben.

Als nun der Prior Bruder Giorgio allein die Landstraße heraufkommen sah, wurde ihm bald seine Zelle zu eng und zu still; die hagere Hand streckte sich in der Richtung des Türgriffs aus und schloß sich wieder krampfhaft in der leeren Luft, bis Prior Balthasar für diesmal die kleine Abweichung von der selbstgewählten Pflicht des Schweigens Gott befahl, die Tür entschlossen aufriß und hinausrief: ‚Giovanni, Fra Giovanni!‘

Der Gerufene, einer von den Stillen, trat aus seiner Zelle, wie andere um Mitternacht aus tiefen Träumen aufzustehen pflegen — verstört, und noch den Schimmer einer unsichtbaren Welt auf seinem Antlitz. Balthasar winkte und zog ihn eilig in die Prioratszelle, stellte sich mit unglücklicher Gebärde vor ihn hin, und rief klagend aus: ‚Gott behüte uns alle vor Mord und Gefangenschaft! Bruder Giorgio kommt ohne das Kind zurück.‘ Ja, so war es wirklich. Giovanni trat ans Fenster und ließ einen Seufzer ausgehen, denn schon glaubte er Giorgio, dessen unstörbare Glückseligkeit sie alle zu überstrahlen pflegte, als einen Bekümmerten zu erkennen.

Schwer und langsam zogen die Augenblicke durch das dämmerige Gemach, bis draußen Bruder Giorgio das Kloster erreicht hatte, und die Torglocke schrill erschallen ließ; da hielt es den Prior nicht länger in seinen vier Wänden; er stieg eilig die schmale Wendeltreppe hinunter, umarmte den Heimkehrenden und konnte vor großer Erregung nicht fragen und sagen: ‚Wo ist unser Bruder Benjamin?‘ Und als er nun Bruder Giorgio in das veränderte Antlitz sah, blieb ihm Frage und Rede abermals ungesprochen im Halse stecken; Giorgio aber, dessen gerades Wesen die bittren Wahrheiten nur schwer durch freundliche Umkleidung etwas sanfter gestalten konnte, sah den Prior mit einem trostlosen Blicke an und antwortete rauh: ‚Er ist lutherisch geworden.‘

* * *

Der Tag neigte sich zu seinem Ende. Es war ein schweigsames Nachtmahl, das die Mönche von Voghera miteinander hielten, und ungleich der festlichen Freude, die sonst die Heimkehr der Brüder aus entlegenem Himmelsstrich zu verbreiten pflegte, wenn der gütige Prior die gebundenen Zungen löste, und unter wechselnden Gesprächen einem jeden durch das still gewordene Gemüt ein frischer Hauch von draußen zog. Heute wagte kaum einer, Blick und Rede an seinen Nachbar zu richten, und er selbst, der Unglückverkünder, brütete vor sich hin, und der stumme, leergebliebene Platz an seiner Seite vergiftete ihm Speise und Trank. Da läutete der Bruder Glöckner die erste Stunde der Nacht, und die Mönche schlichen ein jeder in seine Zelle; nur der Prior hatte noch einen Auftrag an den jüngsten Laienbruder, und befahl ihm, die Lampe in der Prioratszelle

frisch mit Öl anzufüllen, auch den Ölkrug stehen zu lassen, denn eine Nacht ist lang, und trübe genug wird Giorgios Erzählung sich im Raume ausbreiten; da bedarf es wohl eines stetigen äußerlichen Lichtes, um nicht ganz in Hoffnungslosigkeit zu fallen.

Als der Novize gegangen war, nahmen der Prior und Giorgio ihre Plätze am eichengeschnitzten Tische ein — ein Lieblingsstück des Priors, dem alles Kunstvolle und Zierliche wohlgefiel — und Giorgio begann mit gesenkter Stirn:

‚Vergönnt mir, mein Vater, daß ich zu gelegnerer Zeit erzähle, wie wir glücklich und in Frieden auf unsrer Hinfahrt durch Italien gezogen sind! — Herr! Ein leichtes Ding; denn wo die Kirche Gottes in allen Ehren steht, reisen ihre Diener gut; aber in der Schweiz ist die Wanderschaft hart und gefahrvoll, wo immer ein verlaufener Calviner Euch auf Eurem Wege begegnet; dem ist unser bescheidenes Gewand zu aller Zeit ärgerlich genug, mit Steinen und Wurfgeschossen danach zu zielen; hier — Ihr seht es —‘ damit wies er eine grob geflickte Stelle seiner Kutte vor, — ‚wir sind nicht geschont geblieben; es war ein Stein von Pfäffikon, der seinen Weg durch meinen Mantel genommen hat. Aber was weiß mein Herz und Eures von Pfäffikon und den Fährlichkeiten, die dem Wanderer auf Straßen und Märkten auflauern, ob er sie überwinde; Benjamin weilt in Wittenberg, und da weilen unsere Gedanken, und wie meine Brust voll ist, daß sie sich durch den Fluß der Rede entlade, so ist die Eure weit aufgetan, die unglückliche Geschichte zu empfangen.

Herr, — Benjamin konnte es in Bayern und Franken nicht halten; er hatte nicht selten auf den Plätzen gepredigt, daß ich staunen mußte, und der Haufe des Volkes ging mit erhitzten Köpfen auseinander; so oft ich dann zum Verweilen mahnte, denn mich dünkte, die ausgestreute Saat, die auf gutes Land gefallen war, bedurfte doch des Gärtners noch länger, um nicht vom überall in deutschen Landen üppig wuchernden Unkraut erstickt zu werden, so oft entgegnete er mit schwärmerischem Blick, Pflegen und Gießen sei nicht unser Werk, bis wir nicht die Höhle des Drachen erreicht hätten: Wittenberg. Der verblendete Tor! und nicht minder ich, — denn ich glaubte ihn von seinem Engel geführt und erkannte die mir zugewiesene Bestimmung darin, Steinwürfe, die nach ihm zielten, mit meinem Leibe aufzuhalten.‘

‚Wohlgetan,‘ sprach der Prior dazwischen, als Giorgio sinnend seine Rede unterbrochen hatte; ‚bis dahin reistet ihr mit Gott!‘

‚Ich habe mir nachmals,‘ entgegnete Giorgio gedankenschwer, ‚als ich nach geschehenem Unglück die Straßen südwärts zog, die wir zuvor im gewissen Glauben an unsere Berufung gewandert waren, Gottes dunklen Plan also zu erläutern versucht: Wodurch ein Mensch leuchtet, dadurch

wird er auch versucht werden; ist einer unter uns ein Maler, so muß er mit seinem ganzen Herzen der süßesten Schönheit nachstreben — möge sie nun von Gott oder vom Satan geschaffen sein, — und muß seine Kunst an ihr messen, bis er ausrufen kann: Siehe, meine Schönheit ist über deiner; hat aber einer die Gabe der Rede empfangen, dem Demosthenes vergleichbar oder, wenn Ihr es lieber hört, Aaron, dem ältesten aller Redegewaltigen, wie sollte er, lebt er in unseren Tagen, nicht suchen und streben, sich dem Manne zu stellen, der sich rühmen darf, Deutschland in vier Predigten seiner falschen, aber hinreißenden Zunge wieder katholisch zu machen, wenn es ihm beliebte!'

Bei dieser lutherischen Lästerung bekreuzte sich der Prior, aber Giorgio fuhr sogleich zu reden fort: ‚Seht, Herr, unsre Versuchung hat unsichtbare Arme. Benjamin strebte unaufhaltsam vor das Angesicht Luthers, und — ach, wie sauber hatte sich der Knabe seine Gelehrsamkeit zurecht gelegt, mit der er zum mindesten vor dem Widersacher glänzen wollte! Der aber wandte sich zu seinem Freunde Justus, und wenn ich die Augen schließe, sehe ich das breite Lachen seines Mundes deutlich vor mir: „Da hörst du," sagte Luther, „wie ein so armer Geschorener von unserem fröhlichen Glauben spricht; kommt mit Vernunft und gelehrtem Geschwätz, damit will er eine Maus hinterm Ofen herlocken; Mönchlein," redete er darauf unsren Bruder mit heller Stimme an, „wie leuchtet Vernunft, unsres Herrn Christi Tod und Verheißung recht zu erkennen? Das will ich dir sagen, damit du was mehr wissest als dein Provinzial: Wie Dreck in einer Laterne." Damit lachte er, daß die Wände dröhnten, während Benjamin errötete und verwirrt seine Augenlider senkte.

Aber ich führe Euch vorzeitig in des Doktor Luthers Wohnstube und besorge, Ihr möchtet, ohne den Gang der Geschichte zu kennen, an dem wunderbaren Umstand zweifeln, daß wir Ehelosen seines Hauses und Tisches Gäste gewesen sind; deshalb muß ich mit meiner Erzählung auf den Tag zurückgreifen, als die Türme von Wittenberg unsren Augen winkten und unsrer Wanderschaft ein vorläufiges Ziel setzten.

Wir kamen des Weges von Bitterfeld und überschritten tapfrer Kampfeslust voll die Elbbrücke, da hörten wir zwei Schritte hinter uns einen Schneidergesellen die gesegnete Melodie des würdigen deutschen Ostergesanges: ‚Christus ist erstanden' auf eine freche und ungeistliche Weise pfeifen, und erkannten bald am höhnischen Gelächter eines Vorübergehenden, daß man sich hier zu Lande gewöhnt hatte, ein eigens erdachtes Gedicht darauf zu singen; auch blieb der Bursche nicht lange beim Pfeifen, damit er nur die landkundigen Pfaffen und Mönche, wie er wollte, verspotten konnte. Ein wenig leiser, aber unsrem Ohr nur zu wohl erreichbar setzte er ein:

Martinus hat geraten,
Man soll die Pfaffen braten,
Die Mönche unterschüren,
Die Nonn' ins Freihaus führen. Kyreleis.

Es war ihm noch kaum sein sakrilegisches Kyreeleis entfahren, uns aber erst eben der satanische Sinn des Verses aufgegangen, als der Schneidergesell von einer kräftigen Faust im Genick gepackt wurde und er die zweite, freie Faust des Angreifers als eine derbe Ohrfeige auf seiner Backe fühlte.

„Du verfluchter Lümmel, wer heißt dich nichts tun und ehrliche Leute auf der Landstraße beschimpfen?"

Damit setzte der mächtige Mann den erschreckten Gesellen etliche Schritte seitwärts, worauf dieser, als er sich befreit sah, alsbald aller Antwort vergaß, und ohne Urlaub von dannen lief.

Der uns verteidigt hatte, wandte sich zu uns, so daß wir ihm in sein bärtiges Antlitz sahen, sagte uns, daß er ein Tischlermeister von Wittenberg und katholisch sei, und lud uns ein, Herberge bei ihm zu nehmen, denn es sei kein Unterkommen für Kutten und Soutanen in der Stadt. Während wir dann seinem Hause entgegen und durch die Straßen schritten, hätten wir wohl dies und das, über der Lutherischen Gebahren und Regiment hören mögen; aber unser Gastfreund war uns immer mit langen Schritten ein Weniges voraus und zeigte keine Gewohnheit oder Neigung, Neuigkeiten mitzuteilen; so enthielten wir uns der Fragen, nur als wir an der Schloßkirche vorbeikamen, blieb Benjamin stehen, heftete einen langen Blick auf den Ort, wo vor Jahren der Frevel ausgekommen war, und rief: „Was werden wir hinter diesem Tore hören?"

Da drehte sich der Tischlermeister um und spottete: „Dinge, Bruder, die du dein Lebtag nicht im Kloster gelernt hast, wiewohl du doch von der Möncherei soviel verstehen solltest, wie die neuen Predikanten; du wirst hören, daß du ein abergläubischer Esel bist, daß du hoffst, um deiner Läuse im Filz willen werde dir der Himmel aufgemacht, wirst hören, daß du meineidig deine Gelübde brichst, weil nie kein Mensch so eine ganze Regel herunter halten könne, die doch jeder Mönch geloben müsse." —

„Herr, wir nehmen nicht die ganze Regel auf unsren Eid," warf Benjamin erschreckt dazwischen, aber der Meister lachte über seinen Ernst und fuhr fort:

„Stell dich auf den Mühlenweg, wo der Karl die Gänse heimtreibt; da laß dich anpfeifen von der vorjährigen Gans und nimm es dir für eine „evangelische" Predigt!"

Wir schwiegen und urteilten in unsrem Herzen, daß der Tischlermeister gewiß ein braver Mann sei, der auf den Glauben seiner Väter selig werden

wolle, daß er aber von Ketzern und Neuerern weniger Gutes halte, als selbst der Papst in Rom.

Wo die Straßen sich in Gärten und Acker verlaufen, steht ihm sein kleines Haus, blühen vor den Fenstern seine roten Kressen, und reift ihm hinter dem Gartenzaun sein ansehnliches Kornfeld; heute freilich sind die Kressen abgeblüht, das Feld steht in Stoppeln, und auch die liebliche Tochter, die dazumal seines Hauses Zierde war, ist ihm abhanden gekommen.'

,Schlimm, wenn ihm eine Tochter und mir ein Sohn verloren ging!' sagte der Prior begreifend.

,Das ist wohl schlimm,' nickte Giorgio grimmig und fuhr zu erzählen fort:

,Margrete stand auf der Schwelle, als wir uns dem Hause näherten; sie schattete die Augen mit der Hand und mochte wohl schon eine gute Weile nach ihrem Vater ausgeschaut haben, dessen Ankunft sie nun billig hätte erfreuen können; aber ganz im Gegenteil schwang sich eine herbe, hochmütige Linie von den Brauen bis zum Munde, die dem jungen Mädchenantlitz wenig anstand, und mich dünkte, daß es unsre Begleitung sein müßte, die ihren Unmut hervorgerufen hatte; auch deuteten die Worte, die Vater und Tochter zur Begrüßung wechselten, auf zweierlei Meinung, wie geistlicher Besuch im Hause anzusehen sei.

„Margrete," redete sie der Meister rauh an, „nimm unsre Brüder freundlich auf, sorge für ihr Wohl, denn sie sind unsres Glaubens Genossen!"

Bedurfte es solcher Mahnung? Margrete errötete, und ihre Antwort gefiel mir wohl.

„Vater," sagte sie stolz, „sie sind unsre Gäste! Es soll ihnen an nichts fehlen."

Damit hatte sie wahr gesprochen; lange war uns nicht so ein sauberes und wohnliches Zimmer angewiesen worden, die Betten weiß eingedeckt, der Boden blank gescheuert und auch die Wände nicht ohne den tröstlichen Schmuck eines gekreuzigten Erlösers und einer heiligen Elisabeth, wie sie die Gefangenen besucht. — Ihr müßt wissen, daß die Deutschen sich seit der Lutherischen Neuerung gewöhnt haben, ihre eigenen Konterfeis, die oft wenig erbaulich sind, in ihren Zimmern aufzuhängen statt der lieben Heiligenbilder, die uns erinnern, ein frommes und gerechtes Leben zu führen.

Als uns der Abend um den Eßtisch versammelt und Margrete die dampfenden Schüsseln aufgetragen hatte, fand sich ein dritter Gast im Zimmer ein, den der Vater wie ein Glied seiner Familie behandelte; ich bemerkte, daß Margrete tat, wie sie uns getan hatte, indem sie zwar,

als der Ankömmling mit dem katholischen Gruß „Gelobt sei Jesus Christus“ auf sie zutrat, ihm, wie es sich geziemt, ein „In Ewigkeit Amen“ zur Antwort gab, daß sie aber dabei eine kalte und abweisende Miene zur Schau trug; ich dachte mir, es möchte ihres Wesens Art sein, so und nicht anders Männern zu begegnen, wiewohl sie im Hause des Vaters Schutz genug für ihre große Schönheit gefunden und also der hochfahrenden Gebärde nicht bedurft hätte.

Unser neuer Tischgenosse war wie der Meister ein Tischler und gehörte unter die wenigen katholischen Handwerker, die um ihrer ehrlichen Arbeit willen in der Lutherstadt noch ein gutes Auskommen fanden; wer konnte es da unserm Gastfreund verargen, wenn er wünschte, seine Tochter solch würdigem Manne zur Ehe zu geben, dessen Werben ebenso heiß wie beharrlich zu sein schien, wie wir denn aus mehrerlei Artigkeiten, die er Margrete während der Abendmahlzeit sagte, merkten, daß er ihren Stolz durch unveränderliche Freundlichkeit zu überwinden hoffte. Der Vater ließ unterdessen manches derb anspielende Wort fallen, woraus wir erkennen mußten, daß Margrete ihren Freier schon dreimal mit aller Förmlichkeit abgewiesen hatte, und daß, während dieser immer noch einige Hoffnung aus der Treue seines eignen Herzens schöpfte, der Meister auf die rinnenden Jahre vertraute, die bei verblühender Lieblichkeit den Trotz eines Mädchens wohl brechen würden, ehe es zu spät war. Schon stand Margrete im 24. Jahre ihres Lebens, in welchem Alter sie billig Mutter einiger Söhne und Töchter hätte sein können. Endlich ließ der Vater seinen Unmut in Gegenwart der jungen Leute und der unsrigen ganz offen aus, so daß auch wir berechtigt waren, uns mit einem Worte in die Angelegenheit zu mischen. Solches tat Benjamin, indem er sich zu der Jungfrau wandte und, wie ich gestehen muß, mit den folgenden Worten, auch meiner Empfindung Ausdruck verlieh:

„Habt Ihr Euch vorgesetzt, Jungfer Margrete,“ sagte er, „zur Ehre Gottes auf die eheliche Gemeinschaft mit einem frommen Bürger Eurer Stadt Verzicht zu tun?“

Da schlug sie eine Lache auf, die mich erblassen machte, und sprach:

„Gott hat Mann und Weib zur Ehe geschaffen; wie sollte ich mit meinem Willen dawider sein?“

Herr, — das war lutherisch gelacht und geantwortet.

Eine schwillende Ader auf der Stirn des Alten verkündete losbrechenden Zorn, der sich auch gewiß über Margrete entladen hätte, wenn nicht der junge Mann — Lukas geheißen — mit gleichmütiger Rede eingefallen wäre.

Lukas, um die Gedanken des Meisters von dem Mädchen abzulenken, wandte sich an uns mit der Frage, ob wir nach der Gewohnheit unsres

Ordens zum Predigen nach Wittenberg gekommen wären; ich antwortete ihm, daß Benjamin eine ungewöhnliche Gabe besäße, Bibeltexte, die von der Genugtuung des Menschen vor Gott handelten, rechtgläubig auszulegen, daß er dazu trotz seiner Jugend die Schriften der Väter bereits jederzeit zum größeren Nachdruck richtig heranzuziehen wisse, weshalb er sich von Gott berufen fühle, in einem Lande zu wirken, da Unwissenheit und Hochmut das tröstliche Licht kirchlicher Wissenschaft ganz verdunkelt haben. Benjamin bestätigte mit einem Kopfnicken meine wohlgesetzte Erklärung, aber Lukas konnte ein Lächeln nicht zurückhalten, als er antwortete:

„Brüder, wenn es euch in dieser Stadt nur nicht ergeht, wie es vormals einigen großen Heiligen ergangen ist, und ihr weit eher Fische, Vögel oder Steine als Zuhörer findet denn die Wittenberger Einwohner, oder gar die Studenten; seit hier jeder Gassenbube weiß, daß er gewißlich mehr und besser die heilige Schrift versteht als alle Gelehrten, Doktoren und Magister, plagt sich keiner gern mit der peinlichen Erklärung eines grämlichen Kopfes; wollen sie aber schon nicht ihre eignen Predikanten hören, die, wie sie sagen, keinen Deut gescheiter in göttlichen Dingen sind als sie selbst, — weshalb man sie nur als Schaffner für einige kirchliche Angelegenheiten zu betrachten habe, — was werden sie erst von euch wissen wollen, die ihr die ganze papistische Werkheuchelei in eurem Munde führt; denn daß kein Mensch um Gottes willen ein heiligmäßiges Leben führen könne, daran glauben sie so fest und allezeit getreu wie wir Katholischen an das heilige Sakrament.“

Jetzt war die Reihe an Margrete, von der Röte des Zornes übergossen zu sein.

„Die lutherischen Christen mögen gute Werke tun sowohl als die katholischen,“ warf sie Lukas und nicht minder uns entgegen, „aber L o h n können sie sich nicht damit gewinnen, weil sie ja ohn' alles Verdienst gerecht und selig sind; wenn sie nun Gutes tun, geschieht's, weil auch ein König nicht anders kann, als von seinem Reichtum schenken.“

„Bringst du mir den lutherischen Gestank bis an meinen eignen Tisch, Mädel?“ donnerte der Alte und schlug mit der Faust auf die Platte; da war es wieder Lukas, der ihn besänftigte, indem er sagte:

„Laß gut sein, Vater! Wenn sie uns mit dem Maule beschämen wollen, so hinkt doch die Tat so langsam nach, daß auch die Türken mitlaufen könnten. Brüder,“ wandte er sich zu uns, „spart euch das Predigen für bessere Zeiten und erinnert euch der übrigen Liebeswerke, die Gott und euer Orden anbefehlen: Wollt ihr in Wittenberg Wunden heilen, Gefangenschaft lösen und Sünden vergeben, so haben euch die Lutherischen ihrem ganzen neuen Evangelium zum Trotz so viel Arbeit zu tun gelassen,

daß ihr nimmer über die Alpen und in euer Kloster zurückkommt, wollt ihr sie alle verrichten."

Margrete schloß einen bösen Blick auf ihren Freier ab, stand auf und verließ das Zimmer; der Vater aber legte seine Hand auf des Jungen Arm und sagte:

„Wie sprichst du mir immer so tröstlich und katholisch, mein Lukas! Wollte Gott das Herz der störrischen Dirne rühren, daß sie sich von dir ziehen ließe!"

Herr, mögt Ihr mir glauben, daß am selben Abend, als wir allein waren, Benjamin zögernd zwar, aber doch, von einem unwiderstehlichen Drang getrieben, zu mir sprechen mußte:

„Ist die lutherische Ketzerei auch noch so greulich, so richtet sie doch die Menschen recht aufrecht in die Höhe, daß sie einen Mut zu ihrem Herrgott fassen, durch welchen es uns demütig Aufgezogenen erscheint, als ob sie alle Fürsten und Grafen in ihrem Haus und Herzen wären."

Ich stellte die Öllampe, die ich eben in der Hand hielt, behutsam auf den Tisch; denn eine Lust wandelte mich an, mit Fäusten dreinzuschlagen, wie ich denn die verwickelten Gemütsknoten besser mit der Tat als mit dem Worte zu lösen verstehe; aber Gott stand mir bei in dieser Stunde und legte mir eine gewaltige Rede in den Mund, mit der ich unsrem Bruder beweisen konnte, daß der Teufel, der selbst aus Hochmut abgefallen ist, die Menschen eben an dieser Stelle ihres verführbaren Blutes am ersten versucht, daß Benjamin aber Umschau halten sollte nach den Früchten, die am Baume des Hochmuts reifen, als welche er Selbstvergötterung, Geiz, Hartherzigkeit, Ehebruch, Gattenmord und Brandstifterei erkennen würde. Wie ich ihm so ein grauenvolles Laster nach dem andern gegen die Zähne schleuderte, wich ihm die Farbe aus dem Antlitz, und er antwortete kleinlaut:

„Es ist gewiß ein schreckliches Ding, vom rechten Glauben in die Verstrickung des eigenen Urteils zu fallen."

„Amen," sprach ich, schlug ein Kreuz und legte mich in Frieden schlafen.'

‚Giorgio,' unterbrach ihn der Prior, ‚du wirst mir nicht erzählen wollen, daß Benjamin in der Lutherstadt seinen Mund nicht aufgetan und daß die Ketzerei ihn angefallen habe, bevor er noch von seinem Glauben ein gültiges Zeugnis ablegen konnte.'

‚So muß es kommen,' brummte Giorgio dagegen; ‚der das Unglück anrichtet, lebt in Saus und Braus, und der es überbringt, ist zu allem ein Lügner —'

‚Gemach! Bruder,' sagte der Prior, ‚laß dich meine Zweifel nicht kränken; denn ich bin gewiß, daß du mir berichtest, was dir immer im

Gedächtnis haften geblieben ist; aber solltest du nicht vergessen haben, wie Benjamin während eurer Abendmahlzeit der Jungfer Margrete eine deutliche und aufklärende Antwort auf ihren Irrtum gegeben, oder wie er in der Nacht deinen Schlaf durch laute Anrufung des göttlichen Heilandes gestört hat, daß er das Glied seines Leibes nicht solle verdorren lassen?'

‚Ja, im Ernst, Herr, mein Gedächtnis bedarf Eurer Ermahnungen,' spottete Giorgio, ‚denn mein Schlaf in jener Nacht wurde in Wahrheit arg gestört, nicht zwar durch lautes Anrufen als vielmehr durch ein leises Geseufze, das ich mir freilich dazumal als ein Unkundiger nicht zu erklären vermochte, heute aber unschwer als das Seufzen des Verliebten erkenne.'

‚Halt ein, Giorgio!' wehrte der Prior; ‚soll ich dir schon glauben, daß es Städte gibt, in denen der Abfall wütet wie die Pest, so daß von ihm ein Unschuldiger wie von dieser ein Gesunder betroffen wird, so wirst du mich doch nicht überzeugen können, daß Benjamin um eines Mädchens willen —. Giorgio! ich kenne die Geschichte vieler Ketzer; es gibt schismatische Lehren, die glänzen wie die Strahlen der Monstranz und können manchen Getreuen bis ins Herz treffen, daß er fast unversehens aus dem Liliengarten der Kirche in Wüstenei und Unzucht gerät; verstehe, Giorgio, erst, so dünkt es mich, kommt die neue Lehre und nachmals die Liebschaft.'

‚Hat aber die neue Lehre einen lieblichen und blondzöpfigen Anwalt,' entgegnete Giorgio, ‚so mag ein anderer als ich entscheiden, welche Saat zuerst in Benjamins Herzen aufgegangen ist, die der trotzigen Worte oder die der roten Lippen selbst, zumal sie von der unsauberen Rede nicht welk oder kalt geworden sind. Herr, hättet Ihr wie ich eine Reise durch das protestantische Deutschland gemacht, Ihr verwundertet Euch nicht länger, wie schnell ein Menschenherz sich zu wandeln vermag.'

‚Ich wundre mich nicht,' sagte der Prior schmerzlich, ‚daß draußen Mönche entlaufen und Nonnen aus ihren Klöstern rauben, wenn nun einmal Eide heute für nichts mehr gelten sollen; aber daß Benjamin sollte lutherisch geworden sein und noch in Frieden essen, trinken und schlafen mag, das mußt du mir deutlich beweisen, Giorgio, damit ich es auch recht glauben kann. Hat er meiner denn ganz vergessen in seinen Abenteuern?'

‚Vater, er hat Eurer oft gedacht,' antwortete Giorgio mit weicher Stimme; ‚auch war ihm zu Anfang das Mädchen nicht bewußt. Ihr werdet sehen, wie er, wenn er vor dem Feinde stand, noch oftmals seine katholische Wissenschaft zusammenraffte, um Euch und dem Gelübde treu zu bleiben; aber das Herz war nicht mehr katholisch, da mochte ihm wohl selbst vor der entseelten Wissenschaft ein Grauen ankommen.

Ich habe dazumal, als er zu Luther katholisch, zu mir aber lutherisch redete, in meiner Angst einen Boten an den sächsischen Provinzial geschickt, der sich eben auf einer Reise und unfern von Wittenberg befand; der beschied uns eine Tagereise stromabwärts zu sich und fragte uns dies und jenes, die gefährlichen Lockungen der neuen Zeitläufte betreffend; da antwortete Benjamin mit aufrichtigem Eifer: „Ist es nicht ein großes Ding, daß jetzt jeder Bürger und Bauer ein heiliges Bibelbuch auf dem Tische seines Hauses liegen hat, darin er selbst studieren kann, was er seinem Gott und Erlöser schuldig ist; da braucht's nicht allezeit geistlichen Rat und peinliches Verhör, — nur hereingeschaut in die untrüglichen Verheißungen des Neuen Testamentes, die alle Angst in Zuversicht verwandeln!" Eine kleine Weile hörte sich der Provinzial unseres Bruders Rede, wie es schien, nachdenklich mit an, so daß Benjamin, der sich begünstigt glaubte, das freie Gewissen der Lutherischen immer höher und herrlicher pries. Da sah ihm der Provinzial scharf in die Augen und fragte bündig:

„Ist's ein braunes oder ein blondes Mädel, in das du dich vergafft hast, Bruder Ungestüm?"

Nun, es war ein blondes Mädel, Ihr aber mögt daraus entnehmen, Herr, daß die Leute von Sachsen um die folgende Erfahrung reicher sind als wir: Von hundert Ketzern fallen neunzig zuerst mit ihrem Fleische von der einigen Kirche ab und hinterdrein mit dem Geist; denn die neue Lehre redet dem alten Adam gewaltig nach dem Maule.

Aber Ihr laßt mich schweifen, mein Vater! Wo war ich auch im geraden Verlauf meiner Erzählung stehen geblieben?'

‚Da, als du dich noch in Frieden schlafen legtest,' antwortete der Prior seufzend.

* * *

‚Am andern Morgen,' fuhr Giorgio fort, ‚machten wir uns früh auf; denn Lukas hatte uns verheißen, uns einigen treuen, aber unglücklichen Katholiken zuzuführen, auf daß wir ihnen tröstlichen Zuspruch geben möchten. An jenem Frühlingsmorgen war das freundliche Städtchen ganz nach meinem Herzen; aus allen Gärten sangen die Vögel just so rechtgläubig, wie Gott es ihnen gegeben hat, indessen sich die Menschen noch in ihren Häusern hielten, so daß ich mir vormachen konnte, die ganze schöne Gotteswelt sei, wie der Heiland es verheißen hat, und wie es denn auch vor dem Ende der Tage gewißlich kommen muß, ein Schafstall, darin eine Herde sich zutraulich versammle. Aber, Herr, noch ist das Ende nicht da, und wer vorzeitig mit solchen Gedanken durch Wittenberg geht, kann recht unsanft an die Härte der Gegenwart gemahnt werden. Gott weiß, was Benjamin damals in seinem Busen bewegte! —

Als wir scharf um eine Ecke bogen, wo die Gasse zum Hause des Lukas hinaufführt, kamen uns gemächlich die beiden Männer entgegen, die dereinst vor ihrem Erlöser das große Schisma werden verantworten müssen.'

‚Luther und sein Genosse Philippo!' warf der Prior lebhaft dazwischen; ‚nun mußt du mir berichten, Giorgio, ob Meister Lukas Cranach die beiden Konterfeis gut und richtig gemalt hat; denn ich habe in Florenz, als ich bei unsren Brüdern von San Marco zu Gast war, lange kopfschüttelnd davorgestanden, und die Worte sind mir in den Sinn gekommen, die einst Kaiser Karl auf dem Reichstag zu Worms gesprochen, nachdem er Martino ins Gesicht gesehen hatte: „Dieser Mensch würde keinen Ketzer aus mir machen."'

‚Nun, Herr,' lachte Giorgio, ‚habt Ihr in den deutschen „Reformatoren" — wie sie es nennen — ein Gespann von Heiligen gesucht nach Weise des heiligen Franz und Dominikus, wie Giotto sie in der Aretiner Marienkirche auf die Säule gemalt hat, — daß wir schier zweifeln müssen, ob ihre Leiber gegenwärtig sind oder verklärt? Da hättet Ihr fehl geraten! Sicher und gewichtig sitzt der Doktor Luther in der Fülle seines Körpers, dem er Zeit seines neuen Lebens nur ungern irgend ein Begehren verwiesen hat; auch pflegt er von sich selbst mit Stolz zu sagen: „Ich fresse wie ein Böhme und saufe wie ein Deutscher."

Herr, dem von irdischer Speise gemästeten Bauch gleicht auch das Gesicht mit den breiten, trotzigen Knochen, mit dem grausam hochmütigen Munde und den kalten, listigen Augen —'

‚Du malst, wie Meister Cranach gemalt hat,' unterbrach ihn der Prior.

‚Daneben sein Freund Philipp,' sagte Giorgio weiter, ‚ist nun zwar schmächtig geraten, wie es sich für einen Magister geziemt, der etwas auf sich und die Gottesgelehrtheit hält; aber ich glaube, es ist mehr der Zweifel, der an seinem Fette zehrt als etwa Weisheit und Abgeschiedenheit von der Welt; seine unsteten Augen fragen beständig, ob die Menschheit nicht endlich aufmerken möchte, daß die vielen neuen Laster Martinos neuen Lehren entsprungen sind!

So und nicht anders erschienen mir die beiden Männer, wie ich sie da in der Morgenfrühe und gemütlich miteinander plaudernd einherkommen sah; Benjamin freilich, der Luther mit aufgerissenem Munde angestarrt hatte, urteilte, als dieser unsrem Gesichtskreis entschwunden war, ungleich und folgendermaßen: „Giorgio," rief er aus, „hast du die unüberwindliche Willensstärke gesehn, die dem großen Manne ins Antlitz geschrieben ist?"

Ich sagte „nein," so kalt ich vermochte, womit ich dem Knaben allen Mut zur Weiterrede benahm.

So gingen wir von nun an schweigend unsres Weges, bis wir das Haus des Tischlers Lukas erreichten, der eben in seinem Garten die wilden Schößlinge an Bäumen und Sträuchern verschnitt. Seine Nachbarin ist eine kranke Frau, die um einer Lähmung ihrer Gliedmaßen willen seit zehn Jahren das Lager nicht verlassen hat; nur ihre arme Seele ist lebendig genug, um nach dem Troste der Religion zu schmachten und das Elend ihrer Verlassenheit ganz zu empfinden. Es war eine rührende Stunde, die auch Benjamin ans Herz griff, als wir am Bette jener Frau Zeuge ihrer ausbrechenden Glückseligkeit wurden, darüber, daß es ihr vergönnt sein sollte, die heiligen Sakramente der Beichte und des Altars zu empfangen. Nachdem sie ihrer Tränen und Bewegung ein wenig Herr geworden war, erzählte sie uns, daß sie, bevor Gott ihre Glieder gebunden und in der Verwirrung der Zeit das Abendmahl mit Furcht und Zittern aber unter beiden Gestalten empfangen habe; sie sei danach in große Betrübnis gefallen und versucht worden zu zweifeln, ob sie sich den Leib des Herrn zum Unsegen gegessen habe. Ich deutete auf ein Stücklein Brot, das ich auf ihrem Tische fand, und fragte sie, ob sie auch, wenn sie dieses Brot zum Nachtmahl verzehre, besorge, es möchte ihr Fluch oder Segen daraus erwachsen?

„Vater," antwortete sie, „nicht alle Frucht des Feldes ist unsres Herrn Christi geheimnisvoller Leib."

„Nicht alle," gab ich ihr zu, und sie begriff leicht, daß Brot und Wein unter den Händen der Lutherischen, nachdem sie die Kette priesterlichen Segens zerrissen haben, bleiben müsse, was es zuvor gewesen: Frucht des Feldes und der Rebe. Mir aber wuchs der Groll gegen die Betrüger des arglosen Volkes, das da glaubt, etwas Himmlisches zu empfangen, während es doch nur irdische Kost ist, die man ihm darzureichen vermag; nur die Zuversicht auf Gottes Barmherzigkeit gewährte mir einen geringen Trost, daß er das gläubige Herz der Verführten ansehen werde und ihnen um deswillen Gnade und Vergebung schenken.

Am Nachmittag des selbigen Tages war der Meister über Land gegangen, einen Holzkauf zu tun. Benjamin aber hatte, um mir die Stille der Kammer zu andächtigem Gebet zu überlassen, sein Brevier mit sich in den Garten genommen, wo unter unsren Fenstern ein blühender Apfelbaum die eichne Bank, die rund um seinen Stamm läuft, beschattet.

Herr, ich habe von jeher die blühenden Apfelbäume, in denen der Hauch des Frühlings spielt, als die Träger lockrer Träume erkannt, und würde es lieber gesehen haben, hätte Benjamin sich in den verläßlichen Schatten des Ahorns oder einer Buche begeben; denn wenn schon der Apfelbaum in seiner herbstlichen Reife unsre Stammeltern, die doch unschuldiger waren als wir, verführen konnte, was werden erst die rosa ge-

färbten Blüten mit ihrem linden Dufte über die Gemüter der Nachgeborenen vermögen?'

,Du hast Recht, Giorgio,' nickte der Prior, ,auch ich muß für Benjamins Andacht unter dem Apfelbaum fürchten!'

,So lange er mit diesem allein war, ging es noch an,' fuhr Giorgio fort, ,aber es währte nicht lange, bis ich die Gartentüre knarren hörte und eine fröhliche Mädchenstimme die Luft anfüllte.'

„Armer Tropf!" rief Margrete unsrem Bruder zu, „plagst du dich schon wieder mit deinem zerfressenen, staubigen Pfaffenbuch, statt dir ein Liedlein zu pfeifen, wie es unsrem Schöpfer wohl gefällt?"

Mir an meinem Kammerfenster stockte das Blut in den Adern, als ich die Jungfrau so kecke Worte reden hörte, die sie, wäre der Vater im Hause gewesen, niemals hätte wagen dürfen.

Benjamin antwortete ihr mit edlem Anstand, indem er sagte:

„Ich bin gewiß, daß Gott mein armseliges Gebet nicht verachten wird; ein jeder wacht und betet nach dem Maße seiner Gaben."

Margrete war ihm inzwischen näher gekommen und sprach:

„Der Doktor Luther lehrt, wenn ich koche, wasche, putze und fege, so ist das Gottesdienst genug, und dem Herrn angenehm —"

Über der Erwähnung von Luthers Namen mochte den Knaben eine Unsicherheit zur vernünftigen Gegenrede angekommen sein, die doch leicht zu finden gewesen wäre; denn Gott brauchte wahrlich nicht seinen einigen Sohn im Fleische erscheinen zu lassen, um die Weiber das Waschen und Kochen zu lehren. Aber Benjamin antwortete nicht dergleichen, sondern fragte stotternd:

„Jungfrau, kennt Ihr den Doktor Luther von Angesicht zu Angesicht?"

Margrete lachte.

„Jedes Wittenberger Kind kennt seinen Rockzipfel und seine Fußstapfen!"

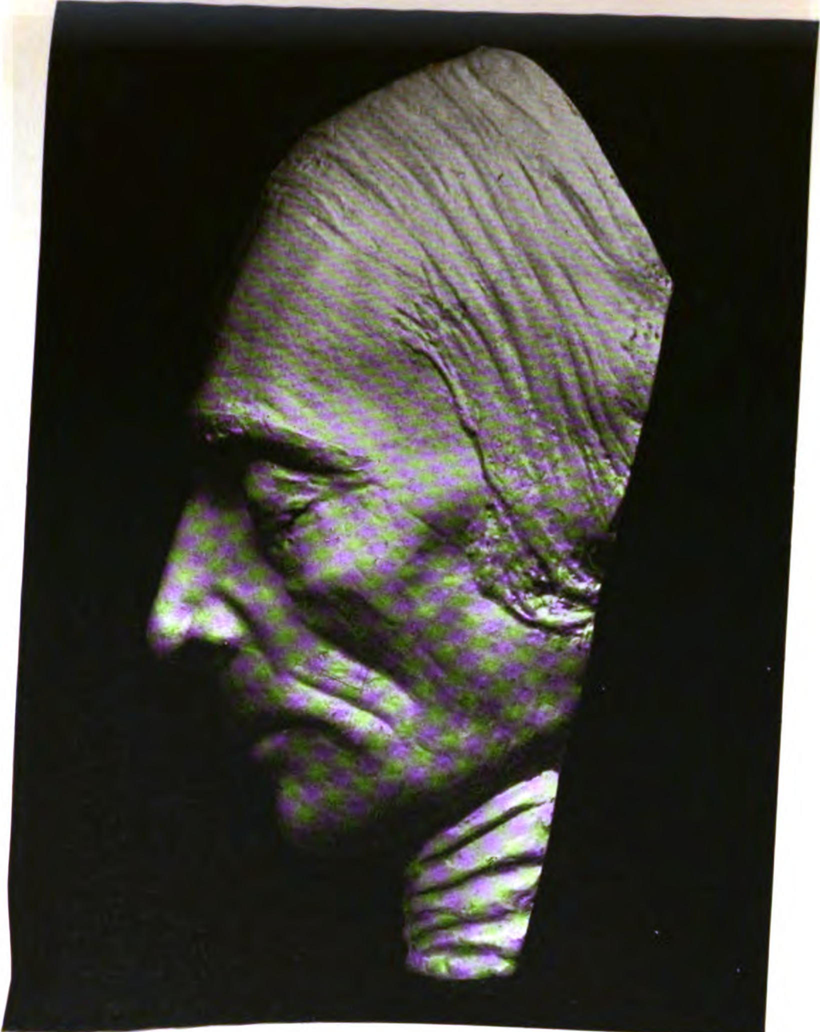
„Wohl," entgegnete Benjamin, „doch pflegt Ihr Umgang mit dem berühmten Mann?"

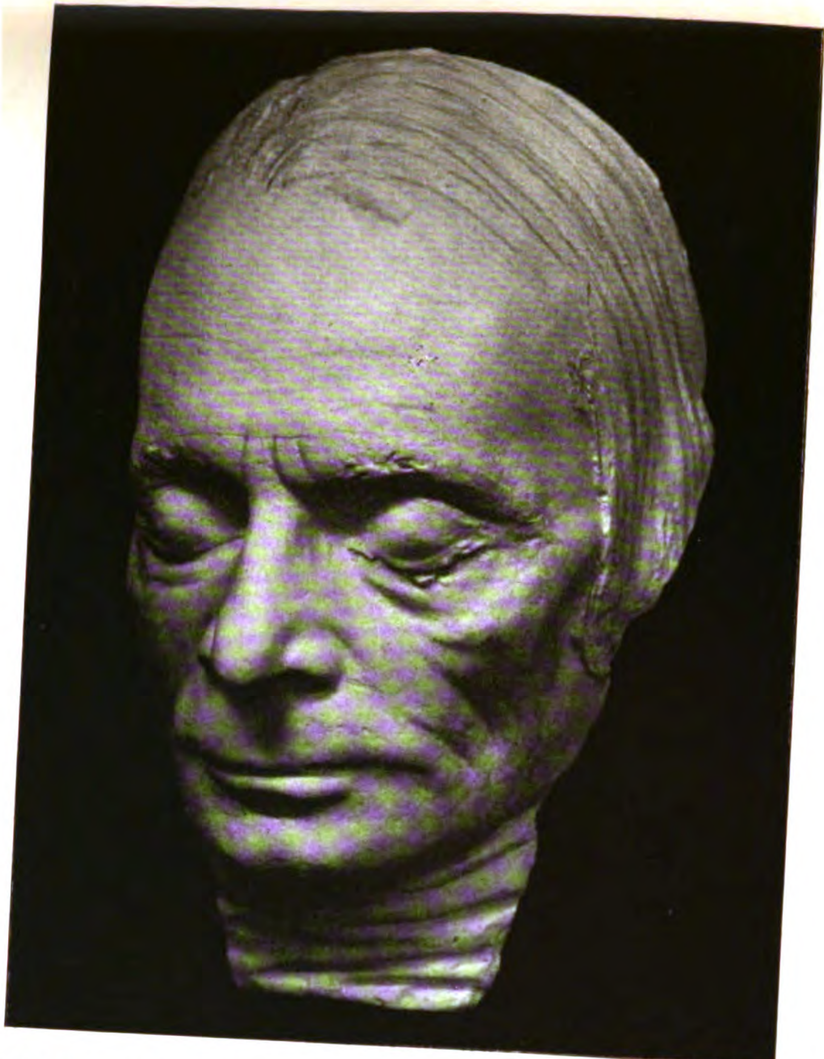
Margrete setzte ihm ein trotziges Schweigen entgegen, denn ich hörte den Knaben verwirrt und dringlich weiterfragen:

„Ihr kennt die lutherischen Lehren, als hättet Ihr nicht selten zu den Füßen des Meisters gesessen —."

„Bruder," entgegnete Margrete scharf, „wenn dich mein Vater angewiesen hat, auszukundschaften, wohin ich meine Schritte setze, so sag ihm, was ihm ohne das nicht lange verborgen bleiben kann:

„Ja, sie pflegt heimlich Umgang mit dem Erzketzer, dem Doktor Luther selber."





Die Totenmaske von Joseph von Görres.

Benjamin schien ihre Anklage, daß er sich etwa wolle zum Verräter brauchen lassen, ganz zu überhören, so lebhaft stellte er sich in seinem Geiste einen menschlichen und täglichen Verkehr mit Martin Luther vor; auch ergriff ihn wieder die alte Lust, seine Rednergabe an dem großen Volksverführer zu versuchen; denn er sagte eifrig:

„Jungfrau, wenn ich ihm einmal Rede und Antwort stehen könnte, nicht durch ein Traktat, wie es etliche katholische Autoren, die auch von meinem Orden sind, getan haben, sondern Auge in Auge und Spruch gegen Spruch!"

„Fragst du mich also nicht, weil mein Vater dich geschickt hat," sagte Margrete, „geht dir wohl gar selbst ein Lichtlein auf, daß unser Doktor Luther von Gott auferweckt ist, die Welt vom Antichristen, dem Papst in Rom, zu befreien?"

„Jungfrau, Jungfrau!" rief Benjamin entsetzt; „wie könnt Ihr über Eure unschuldigen Lippen so erschreckliche Lästerungen fließen lassen!"

„Hat dir noch niemand erzählt," antwortete Margrete, „daß allemal die Lasterhaftesten in der katholischen Christenheit zu Bischöfen und Oberen ausgewählt werden?"

Hier war es, wo Benjamin Eurer gedachte und sagte:

„Das kann doch wohl nicht also sein; habe ich doch auch einen Oberen, dem ich Treue und Gehorsam schuldig bin, und Gott weiß, daß es wohl um mich bestellt ist, wenn ich mich von meinem geistlichen Vater leiten lasse."

Nun aber merket auf, Herr, ob nicht Eva unter dem Apfelbaum allezeit das richtige Wort findet, den Arglosen ins Gemüt zu treffen; denn solange wir nicht nach dem Geist und der Wahrheit einen neuen Menschen angezogen haben, reizt uns keine Rede empfindlicher, als die auf unser Geschlecht abzielt.

„Bruder," sagte Margrete in mütterlichem Ton, als wolle sie seine Schwäche mit Sanftmut entschuldigen; „du hast dich unter den Welschen an ihre dienstbare Art gewöhnt, darum drückt dich die Regel nicht eben noch ihr strenger Gehorsam; aber ein echter deutscher Mann mag sich nicht unter die Kutte ducken, und wenn er's in der Minderheit seiner Jahre getan hat, so wirft er sie ab und faßt sich ein Herz, ein Mann zu sein!"

Herr, ich fühlte Benjamins Beschämung bis hinauf in meine Kammer; auch verging eine geraume Weile, bis der Knabe wieder seinen Mund auftat, in welcher Zeit Margrete, die ein kluges Mädchen ist, sich ihres Sieges gefreut haben mag. Endlich hörte ich ihn sprechen:

„Ihr vergeßt, Jungfer Margrete, daß uns ein Gelübde an unsren Stand bindet."

„Kann der Papst Gelübde lösen, so kann es Martin Luther auch!" entgegnete sie hart.

„Darüber mögt Ihr denken, wie es Euch beliebt," antwortete Benjamin; „ich in meiner klösterlichen Torheit meine, daß es übel getan ist, Gott oder einem Menschen den gegebenen Eid zu brechen."

„Willst etwa den Doktor Luther, wenn ich dich zu ihm bringe, mit deiner papistischen Möncherei beschimpfen?" — fuhr sie ihn unvernünftig an, nach dem allgemeinen Brauch der Lutherischen, auf eine These, die zum deuteln zu einfach und wahrhaftig ist, grob und ohne Verstand zu antworten. Benjamin aber ließ wegen der Lebhaftigkeit seines Wunsches, Luther zu sehen, dem Mädchen wieder die Oberhand und fragte schüchtern:

„Wollt Ihr in Wahrheit mich und meinen Bruder Giorgio in das Haus des Reformators führen?"

Es mißfiel mir, daß er solche Bezeichnung, die wir Katholischen wohl zum Spott aussprechen dürfen, wie die Lutherischen für Ernst gebrauchte.

„Aber wird er nicht," fuhr er fort, „an unsren Kleidern, die er haßt, Anstoß nehmen?"

„Luther ist gastfrei," entgegnete Margrete, „und allerlei Volk, geistliches und ungeistliches sammelt sich in seinem Hause; auch ist manch einer als Mönch hineingekommen, der als freier Mann wieder herausgegangen ist."

„Nun, danach gelüstet mich nicht," warf Benjamin dazwischen.

„Kann sein," antwortete das Mädchen, „doch gelüstet es mich, dabei zu sein, wenn du ihm nicht wirst widersprechen und widerstehen können!"

Benjamin antwortete, und ich bin gewiß, daß seine Rede von einem Lächeln begleitet war:

„Ist denn der Doktor Luther gar so unwiderstehlich? Mich dünkt, es sei sonst nicht Eure Art, Jungfer Margrete, Mannsleute etwas gelten zu lassen!"

Jetzt setzte sie sich neben ihn auf die Bank und sagte zutraulich:

„Wenn mir ein Mann gefallen sollte, — das zuversichtliche Augenblinzeln, und die freimütige Gebärde müßte er dem Doktor Luther abgeguckt haben."

Somit waren Benjamin und Margrete aus dem freien Felde religiöser Meinungen in den engen Bezirk weiblicher Herzenswünsche geraten, und schienen beide ein Wohlgefallen an dem Gegenstand zu empfinden.

„Habt Ihr denn," sagte danach Benjamin, „auch Euren Freiersmann Lukas wissen lassen, in welcher Schule er die Kunst erlernen könnte, vor Euren Augen angenehm zu werden? Vielleicht bequemte auch er sich, zu Luthers Füßen hinzusitzen, wenn er sich die Braut damit gewinnen könnte!"

„Der nicht," entgegnete Margrete; „der ist ein Heimlicher, und die katholische Stockmeisterei gerade recht für ihn."

„Aber, wie könnt Ihr glauben, Jungfer Margrete,“ fuhr Benjamin fort, „daß Euer Vater Euch einem unkatholischen Manne zur Ehe geben wird, — und es ist doch nicht Euer Wille, ledig und jungfräulich durch dieses Leben hinzugehen?‘

„Braucht ja nicht eben ein Unkatholischer zu sein,“ antwortete das Mädchen; „wenn er nur das Seine von der neuen Zeit und Lehre weiß und anwendet! Sind wir doch alle einmal katholisch gewesen!“

Eben kehrte der Vater von seinem Ausgang heim; Margrete aber verließ bei seinem Anblick in Eile die Bank und den Garten, nicht anders, als treibe sie das Gewissen aus dem Gesichtskreise des Alten; dieser schritt indessen auf Benjamin zu, und sagte lachend, indem er auf die Hintertür deutete, durch die das Mädchen entwichen war:

„Habe doch den Schürzenzipfel noch fliegen sehen! — Bruder, die Weiber sind allesamt querköpfig und horchen nicht immer auf des Vaters oder des künftigen Eheherrn Worte. Vielleicht steht just dir die Kappe so zum Gesicht, daß Margrete Lust verspürt anzunehmen, was du ihr redest und gebietest. Sieh, ich werde ein Narr, wenn mich die Angst um meines Kindes Leben und Seligkeit ankommt; gelingt es dir, das Mädchen zu belehren, du verdientest dir einen Gotteslohn in diesem Hause.“

Ich neigte das Ohr ein wenig seitlich, Benjamins Antwort um so sicherer aufzunehmen; doch drang nur aus allen Hecken das Zirpen der Grasmücken zu mir, und als ich unsrem Bruder meine Blicke zuwandte, sah ich ihn gesenkten Hauptes unter dem Apfelbaum sitzen.

Von dieser Stunde an suchte der Meister, wie er eine Gelegenheit herbeischaffen könnte, Margrete und Benjamin allein zu lassen; und dieser, wenn er auch das schlaue Blinzeln des Alten mit einem blassen, verstörten Gesichtsausdruck erwiderte, vermochte doch nicht, sich dem lieblichen Zusammensein mit dem Mädchen zu entziehen.‘

Giorgio seufzte und stützte seinen Kopf mit beiden Händen, und auch der Prior war versucht, in seinem Herzen mit Benjamins Schutzengel zu grollen, der den Teufel so ungehindert hatte seine Netze legen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Autorität und Freiheit / von Fr. W. Foerster

Schon die Ausgangspunkte des folgenden Aufsatzes werden zeigen, daß der Verfasser damit nicht die Absicht hat, sich in theologische Streitfragen einzumischen. Seine ganze Argumentation ist aus Besprechungen mit jungen Leuten aus meist religionslosen Kreisen entstanden. Es handelte sich für ihn dabei um einen Versuch, die Unentbehrlichkeit der religiös-sittlichen Autorität und die Unmöglichkeit der sogenannten ‚Autonomie' auf diesem Gebiete einmal ‚induktiv', durch Appell an eine tiefere Selbstbeobachtung nachzuweisen. Vielleicht sind diese methodologischen Beiträge zur ‚Pädagogik der Autorität' auch manchem Seelsorger willkommen, der auf die heutige großstädtische Jugend zu wirken hat und dabei die außerordentlichen Schwierigkeiten empfindet, die der Zeitgeist den Autoritätsgedanken entgegenstellt. — Einige Gesichtspunkte dieser Arbeit wurden schon in der Einleitung zu des Verfassers ‚Sexualethik' angedeutet, sie werden im folgenden in ihre weiteren Konsequenzen entwickelt.

Wir leben in einer Zeit der merkwürdigsten Widersprüche. Noch niemals wurde die Notwendigkeit autoritativer Führung in ethisch-religiöser Grundfragen so radikal bestritten und mit solcher Selbstgewißheit als überwundene Phase einer unmündigen Vergangenheit bezeichnet, wie gerade in unsern Tagen. Zugleich aber beginnen heute weite Kreise zum erstenmal zu spüren, was eigentlich diese Selbstherrlichkeit des individuellen Urteils bedeutet, wenn man sie aus der Theorie ins Leben überträgt und alle Konsequenzen aus ihr zieht: da wird vielen zum erstenmal erschreckend klar, auf einen wie armseligen Horizont, auf wie kurzsichtige und einseitige Gedanken man damit den einzelnen beschränkt, und welche chaotische Gewaltherrschaft menschlicher Launen und Leidenschaften man an die Stelle ehrwürdiger Traditionen gesetzt hat. Man konnte gut von den Mißbräuchen und Gefahren der Autorität reden, solange man die Kehrseiten des geistigen Individualismus noch nicht lebendig vor Augen hatte, da man ja im wirklichen Leben immer noch von den großen Wahrheiten der Tradition zehrte. Je mehr nun heute eine Generation emporwächst, deren Charakterbildung nicht mehr von unantastbaren Wahrheiten bestimmt wurde, je mehr sich infolgedessen die geistig-sittliche Anarchie auf immer weitere Kreise ausbreitet, desto mehr beginnen denkende Menschen an der Dauerhaftigkeit der ganzen individualistischen Position irre zu werden. Und doch scheint eine Unterwerfung unter irgend eine neue Autorität völlig ausgeschlossen. Die unverlierbarsten Errungenschaften der ganzen neueren Kultur scheinen damit absolut unvereinbar: die intellektuelle Redlichkeit, die individuelle Freiheit und die konsequente Selbstverantwortlichkeit. Goethe nannte das selbständige Gewissen die ‚Sonne unseres Sittentages'. Und scheint nicht die Erhebung des Individuums zur vollen Selbständigkeit auf sittlich-religiösem Gebiete eigentlich die letzte Konsequenz der christlichen Gewissenskultur selber zu sein? Wird nicht ferner der mächtige Fortschritt der Freiheit und Selbständigkeit auf sozialem und politischem Gebiete unaufhaltsam auf das religiös-sittliche Leben übergreifen, so daß die Rückkehr zu autoritativen Institutionen für die einmal befreite Menschheit so unmöglich erscheint, wie die Rückkehr zu den Zunftordnungen und den Stadtmauern des Mittelalters?

Alle diese Fragen werden dem Autoritätsgedanken entgegengeworfen — ihnen selber aber antworten wir mit der Gegenfrage: ist es andererseits nicht doch ungeheuerlich, daß man heute für jede Erkenntnisarbeit ein jahrelanges konzentriertes Studium für unumgänglich hält, die fundamentalsten Lebensfragen aber ganz prinzipiell dem Dilettantismus ausliefert? Und wird dieser Zustand nicht immer unhaltbarer, je komplizierter alle Kulturverhältnisse werden, je mehr sich alle Tätigkeiten spezialisieren, je größer die allgemeine Hast und Hetze des Berufslebens wird? Wie soll da der beliebige einzelne aus

seiner Teilexistenz heraus noch zur Übersicht über die Fundamente des Ganzen kommen? Muß ihn der gepriesene Individualismus nicht zum Opfer seiner individuellen Kurzsichtigkeit oder irgend einer der zahlreichen anderen kurzsichtigen Theorien machen, die in dem allgemeinen Chaos miteinander konkurrieren und zufällig gerade seinen Beifall finden? Zeigt nicht schon der Tod des Sokrates und tiefer noch der Tod Christi, daß die große Masse der Menschen, wenn sie sich selbst überlassen ist, keineswegs von selbst den Zugang zur Wahrheit findet, sondern sie vielmehr bespeit und ans Kreuz schlägt? Erkennen die meisten Menschen auch nur ihren eigenen wahren Vorteil, wollen sie ihn überhaupt erkennen? Diese tragische Ansicht vom Menschen ist von den großen Menschenkennern aller Jahrhunderte immer wieder bestätigt worden — wie setzt sich die grenzenlose Selbstsicherheit des modernen Individualismus mit ihr auseinander?

Mit dieser Fragestellung wollen wir den Hauptgesichtspunkt andeuten, von dem aus wir im folgenden das Problem ‚Autorität und Freiheit' zu erörtern gedenken: Wir möchten zunächst einmal zu zeigen suchen, daß kaum jemals eine weitverbreitete Lebensanschauung so schlecht begründet gewesen ist, wie die Position des modernen Individualismus, der den Menschen in den tiefsten Fragen seines Daseins ganz auf sein beschränktes Denken und seine fragmentarische Lebenserfahrung stellt und ihn sogar geradezu verpflichtet, nichts als wahr gelten zu lassen, was er nicht aus sich heraus sofort verstehen und nachprüfen kann. Carlyle hat einmal gesagt:

‚Ihr redet immer von den Menschenrechten, — habt ihr denn auch schon einmal über die Menschenkräfte nachgedacht?' In gleichem Sinne könnte man auch den Modernen sagen: Ihr redet immer von der Autonomie des Individuums in sittlich-religiösen Fragen, — habt ihr denn auch schon einmal über die Kompetenzfragen nachgedacht? Ob seine Erkenntnismittel auch wirklich der ungeheuren Aufgabe gewachsen sind, das, was das Leben der Gesellschaft und des einzelnen in der Tiefe zusammenhält, selbständig zu erforschen und ohne jede höhere Führung und Erleuchtung bis auf den Grund zu verstehen?

Im Sinne dieser Frage könnten wir die folgenden Betrachtungen auch als einen Beitrag zur ‚Kritik der individuellen Vernunft' bezeichnen. Wir wollen die Notwendigkeit einer Autorität in sittlich-religiösen Grundfragen nicht deduktiv, sondern induktiv zu begründen suchen: der Anspruch der individuellen Vernunft und des individuellen Gewissens auf absolute Autonomie soll zurückgewiesen werden dadurch, daß wir uns die Natur der betreffenden Grundfragen vergegenwärtigen und uns klar machen, daß sie der Erkenntnis gewisse Bedingungen stellen, die nur von ganz erlesenen Persönlichkeiten erfüllt werden, ja, daß selbst diese der Erleuchtung bedurften, die nur von einer göttlichen Übersicht über das Leben kommt. Für die historische und naturwissenschaftliche Erkenntnisarbeit haben wir heute eine Erkenntnistheorie, eine sorgfältige Feststellung subjektiver Fehlerquellen, eine Besinnung auf die Zuverlässigkeit und Tragweite der betreffenden Methode, eine Kritik der eigenen Erkenntnismittel. Nur dort, wo es sich um die allerschwierigsten Probleme handelt, auf sittlich-religiösem Gebiete, da fehlt eine solche Selbstbesinnung und Selbstkritik noch völlig: jeder Beliebige glaubt sich ohne weiteres berechtigt, mitzureden und mitzuschreiben. Verlangt man nun von allen solchen Menschen die Selbstbescheidung auf Grund von bloßen traditionellen Voraussetzungen, fordert man einfache Unterwerfung unter Dogmen, so wird man gerade von denjenigen

am wenigsten gehört, die am meisten der kritischen Einkehr bedürften — man kann auf diese Kreise nur wirken, wenn man in ihrer Sprache zu reden weiß, d. h. in diesem Falle, wenn man die individuelle Selbstgewißheit durch eine realistische Psychologie untergräbt und zeigt, daß diese Selbstgewißheit gerade von einer konkreten Erkenntnistheorie als ein gänzlich vager und unhaltbarer Anspruch erwiesen werden muß. Wir wollen die Dogmatiker des Individualismus darauf aufmerksam machen, daß ihr Prinzip sich im Widerspruch mit den grundlegendsten und unbestreitbarsten Wahrheiten ihrer eigenen täglichen Lebenserfahrung, Menschenbeobachtung und Selbsterkenntnis befindet und daß es gerichtet ist durch Gesichtspunkte, die sie selbst überall anerkennen, nur nicht dort, wo ihnen eine abstrakte Doktrin den Kontakt mit ihrem eigenen besseren Wissen genommen hat.

Solche Nachweise sind aber auch für gläubige Kreise nicht ohne Bedeutung. Diese sind der triumphierenden Sicherheit der modernen Position nicht immer geistig gewachsen — umsoweniger, als der moderne Individualismus sich vieler Worte und Begriffe bedient, die gerade dem christlichen Gewissen teuer sind, — wobei eben arglose Seelen nicht merken, daß die Modernen alle solche Worte und Begriffe ihres einstigen unzweideutigen Sinnes entkleidet und sie unmerklich mit ganz vagem und zweideutigem Gehalt erfüllt, oder statt des Gehaltes überhaupt nur die Phrase gesetzt haben. Der gläubig erzogene junge Mensch kommt ins Leben und sieht die moderne Welt, in der er arbeiten und wirken will, in diametralem Widerspruch zum Prinzip der Tradition: Realismus, Empirie, Induktion tragen und durchdringen alle die riesenhaften Erfolge der neueren Zivilisation; die traditionelle Bindung des Individuums scheint in tiefstem Gegensatz zu der welterobernden Energie des neueren Menschen zu stehen und jene geistige Beweglichkeit unmöglich zu machen, ohne die man heute dem großen Wettbewerb aller Kräfte im nationalen und internationalen Leben nicht mehr gewachsen ist. Für solche Eindrücke wird der religiös erzogene Mensch nur dann gerüstet sein, wenn ihm die Unentbehrlichkeit der religiös-ethischen Autorität auch einmal vom realistischen, empirischen, induktiven Standpunkte gezeigt wird, und wenn er darauf aufmerksam gemacht wird, daß uns Heutigen die Unentbehrlichkeit solcher höheren Führung in fundamentalen Lebensfragen nur deshalb nicht mehr zu klarem Bewußtsein kommt, weil die alte Autorität unbewußt immer noch in uns nachwirkt und dadurch verhindert, daß der Individualismus schon heute alle seine desorganisierenden Konsequenzen anschaulich entfaltet. Die Autorität ‚induktiv' begründen, das würde also heißen: Wir müssen an der Hand einfachster Lebens- und Seelenkenntnis zu zeigen suchen, daß bestimmte Probleme durch ihre Natur selber besonders schwere Bedingungen an diejenigen stellen, die sie lösen wollen, daß es hier daher eine absolute Rangordnung der Geister in bezug auf Kompetenz gibt, eine Rangordnung, deren letzte Konsequenz die höchste Autorität Christi ist, so wie die alten Maler es darstellen: Über den aufsteigenden Reihen der Bekenner, der Märtyrer, der Heiligen, der Apostel, thront der höchste Überwinder!

* * *

Es gibt einen Einwand gegen den Individualismus, der dem Vertreter moderner Kulturerrungenschaften noch am ehesten einleuchtet: daß nämlich dieser Individualismus nichts anderes bedeutet als die Herrschaft des absoluten Dilettantismus auf einem Gebiete, auf welchem die Notwendigkeit konzentrierter Vertiefung ganz besonders einleuchtend ist. Schon der Sokrates konstatiert einmal in den Dialogen Platos, daß zwar jeder es für selbstverständlich halte, wenn nur derjenige einen Mantel machen dürfe, der sein Handwerk gründlich gelernt habe — in den Fragen der Lebensweisheit aber wage es erstaunlicherweise jeder Schwätzer und Nichtwisser, seine Einfälle mit wichtiger Miene vor die Öffentlichkeit zu bringen. Der hier geschilderte Zustand ist in ganz besonderem Maße der Zustand unseres Zeitalters, vor allem auf dem Gebiete ethischer Fragen. Ist aber eine solche geistige Anarchie irgendwie auf die Dauer haltbar, ohne daß alle soziale und persönliche Kultur zusammenbricht? Wenn jeder Beliebige seinen individuellen nonsens als gleichberechtigt der Erfahrung der Jahrhunderte, dem consensus sapientium entgegenstellt, werden dann nicht die Schwätzer das große Wort führen und mit ihrer vielstimmigen Sophisterei die wahre Weisheit gar nicht zu Worte kommen lassen? Leben wir heute in der Tat nicht in einem Zustand, in dem der Mensch in den entscheidendsten Grundfragen seines Daseins ganz von der Hand in den Mund lebt, von seiner Eintagserfahrung, von Gedanken, die so nebenbei in den Pausen der Berufsarbeit erzeugt werden, fern von der Einsamkeit, aus der allein alle großen Einsichten kommen?

Wir sprechen in der Kunst von einer ‚impressionistischen' Richtung, in der die künstlerische Tätigkeit nicht aus den Tiefen der Seele, sondern aus oberflächlichen Eindrücken stammt. Man kann die ganze moderne Position in bezug auf tiefere Lebensfragen als einen Impressionismus bezeichnen — das Individuum lebt in seinen zentralen Angelegenheiten nur von seinen zufälligen Eindrücken, seinen kurzsichtigen Beobachtungen, seinen undisziplinierten Gedanken, — sein Handeln ist nicht orientiert an einer großen Gesamtanschauung des Lebens, in der alle Realitäten verarbeitet sind, sondern an einem bloßen Ausschnitt ohne Perspektive, einer dürftigen Skizze, in die nur die greifbarsten und nächstliegenden Tatsachen eingetragen sind. So ist der einzelne hilflos seiner subjektiven Beschränktheit ausgeliefert, seinen zufälligen Impulsen preisgegeben, abgeschnitten von aller Korrektur seiner Einseitigkeiten — und diesen Zustand individueller Einengung nennt man stolz ‚Individualismus' und spricht von ‚allseitiger Entfaltung der Persönlichkeit'.

Es ist interessant, zu sehen, daß gerade derjenige neuere Denker, der vielleicht am konsequentesten die alte religiöse Autorität durch eine neue Lebenslehre zu ersetzen versucht hat, August Comte, doch zugleich ein energischer Verfechter einer autoritativen Interpretation des Lebens und einer der schärfsten Gegner jenes prinzipiellen Dilettantismus war, der sich allmählich der wichtigsten Lebensprobleme bemächtigt und aus der Verkündigung der religiös-sittlichen Autonomie des Individuums den Mut genommen hat, die wichtigsten Lebensprobleme ganz individuell und ‚ohne Ehrfurcht vor den Wissenden' zu lösen. Comte bezeichnete den Individualismus als die ‚abendländische Krankheit', an der die europäische Kultur noch zugrunde gehen könnte. Er warf den Radikalen vor, daß sie gar kein Verständnis für die gewaltige geistige Funktion besäßen, welche einst die Kirche erfüllt habe — nur wenn man diese Funktion mit

anderen Mitteln zu ersetzen wisse, könne man darauf rechnen, den Einfluß der Kirche zu verdrängen. Diese kulturelle Funktion der Kirche hat nach Comte eben darin bestanden, daß sie den einzelnen hinaushob über seinen beschränkten Erfahrungs- und Gedankenkreis und sein Handeln durch Einsichten inspirierte, die in tiefster geistiger und sittlicher Konzentration erzeugt und durch die Erfahrung der Jahrhunderte erprobt waren. Die Kirche repräsentierte im Kulturleben etwa die gleiche Funktion, die im individuellen Organismus das zerebrale Zentrum den peripherischen Reizen gegenüber erfüllt: sie verteidigte gegenüber den Impulsen und Erregungen des Augenblicks die dauernden Güter der Seele, sie vertrat die tiefere Zweckmäßigkeit gegenüber der greifbaren Nützlichkeit, sie lenkte den Blick vom Nebensächlichen auf die Hauptsache, sie hielt alles Einzeltun in Kontakt mit dem Gesamtleben. Comte rechnet es der Kirche z. B. zu besonderem Verdienste an, daß sie, im Gegensatze zur Antike, die Oberherrschaft der Moral über die Politik prinzipiell vertreten und damit die geistigen Grundlagen der Gesellschaft gegenüber der Augenblickspolitik geschützt habe. Von diesem Gesichtspunkt aus ist er sogar geneigt, in dem weltgeschichtlichen Streite zwischen Kaiser und Papst auf die Seite des letzteren zu treten, eben weil die Kirche, trotz alles Hineinspielens weltlicher Interessen, doch *prinzipiell* die Oberhoheit der geistig-sittlichen Güter vertrat. Darum nennt Comte auch die Absorption der geistlichen Gewalt durch die weltliche Gewalt eine Rückkehr zur Barbarei, weil es absolut nötig sei, daß über der Welt der weltlichen Aktion mit ihrer praktischen Kurzsichtigkeit, ihrer Leidenschaft und ihrer Gewissenlosigkeit eine geistige Macht stehe, welche die ewigen Interessen der Seele gegenüber den Gütern des Tages verteidige. Die bloße Emanzipation der weltlichen Gesellschaft von der religiösen Autorität scheint ihm eben doch dahin zu führen, daß damit auch das persönliche Gewissen wieder schutzlos dastehe, ohne den festen Rückhalt einer großen Institution, einer unzweideutigen Wahrheit, und daher dem Staat und der Gesellschaft mit allen ihren Sophismen und Leidenschaften preisgegeben sei. Er wirft von diesem Gesichtspunkt aus z. B. dem Protestantismus vor, daß derselbe *wegen seines Mangels an autoritativer Organisation* nicht die Kraft habe, gegenüber der opportunistischen Realpolitik der weltlichen Gesellschaft gebieterisch den tiefsten Inhalt des persönlichen Gewissens, die Wahrheit der ungeschriebenen Gesetze, die lebendige Bedeutung der Imponderabilien zu vertreten und zu schützen. ‚Weich und gestaltlos wie der Morgennebel‘, so sagt er, ‚paßt sich der Protestantismus allen bestehenden Verhältnissen an.‘ Man mag die großen Seiten des protestantischen Geistes noch so schätzen, man wird die Berechtigung dieser Kritik nicht leugnen können, wenn man sich das Sündenregister des Staatskirchentums vor Augen hält und sich klar macht, wie ungeheuer schwer es dem Individuum ist, ohne den Rückhalt einer festen geistigen Autorität den Realitäten des Tages und der praktischen Sophistik des eigenen Leibes, des Familienlebens, der Zeitstimmung und der nationalen Leidenschaft zu widerstehen.

Man mag nun mit Comte des Glaubens sein, daß die soziologische und ethische Wissenschaft wieder einen neuen Mittelpunkt unantastbarer Lebenswahrheiten schaffen werde — zweifellos ist es jedenfalls, daß die bloße Auflösung der alten Autorität, die Emanzipation des weltlichen Lebens von der Oberleitung einer großen und festen Tradition zunächst einen Zustand schafft, in dem das Leben wieder seinen eigenen chaotischen Impulsen folgt, und wo selbst die höhere Vernunft einzelner durch die suggestive Gewalt all der eman-

zipierten Narrheiten, Einseitigkeiten und Leidenschaften irre gemacht und gestört wird, — ein allgemeiner Kulturstand ähnlich jenem individuellen Zustande, bei dem die untergeordneten Nervenzentren sich von der Leitung der höheren zerebralen Zentren loslösen, ja sogar einen Teil dieser höheren Zentren in den Dienst peripherer Erregungen stellen.

Auf ganz ähnlichen Betrachtungen über die Unmöglichkeit des Individualismus und Dilettantismus in den Dingen der Weisheit ruht schon Platos Hauptargument für seinen Idealstaat, für die Errichtung einer Hüterklasse, die sich fern von den Interessen des Tages der Erforschung der höchsten Wahrheiten widmen sollte, um dann alle menschliche Tätigkeit an diesen Wahrheiten zu orientieren. Plato vergleicht das Staatswesen seines Zeitalters mit dem Menschen, in dem die Begierden und Leidenschaften an Stelle der Vernunft herrschen; eindringende Lebensbeobachtung hat ihn darüber belehrt, daß die Herrschaft des Geistes über die Materie, des Denkens über die Leidenschaft, der Erfahrung über den Augenblick, nur durch die konzentrierte Geistigkeit erlesener Persönlichkeiten gesichert werde, nicht aber durch die ‚Emanzipation der individuellen Vernunft', auch nicht durch die Kooperation von tausend subjektiven Kurzsichtigkeiten und Einseitigkeiten.

Man könnte die im Vorhergehenden erwähnten Argumente Comtes und Platos gegen den ethischen Dilettantismus und Subjektivismus noch durch folgende Betrachtung ergänzen: Wenn wir unser Handeln und unsere Entscheidungen betrachten, so sehen wir erstens Berechnungen des Nutzens und der Zweckmäßigkeit für uns oder für andere. Diese Berechnungen bauen sich auf dem Gesichtsfeld subjektiven Erfahrens und Nachdenkens auf. Dann aber bestimmen uns auch gewisse Grundsätze, die aus einer Lebenskenntnis jenseits unseres individuellen Horizontes stammen und gleichsam die gereinigte und erprobte Erfahrung der Generationen, sowie die Intuition genialer Seher und die Offenbarungen der Religion repräsentieren. Ein Kaufmann vergegenwärtigt sich die verschiedenen Mittel und Wege, aus einer geschäftlichen Krisis herauszukommen; verschiedene Auswege weist er zurück, weil sie seiner geschäftlichen Berechnung zu gewagt erscheinen, gewisse andere aber lehnt er ab, weil es in seinem Gewissen lautet: ‚Du sollst nicht . . .' Wollte er die Berechtigung dieses Einspruchs mit seinem geschäftlichen Intellekte mitten in seinen Berufsgeschäften prüfen, statt sich hier durch vertrauensvolle Ehrfurcht gegenüber einer geweihten Überlieferung leiten zu lassen, so würde er wahrscheinlich bald zu der Ansicht kommen, daß das Verbot eine sinnlose Pedanterie sei. Denn dieses Verbot ergibt sich nur aus einer ganz universellen und eindringenden Lebensbetrachtung, es betrifft die intimsten Fundamente alles menschlichen Vertrauens und aller Gegenseitigkeit und beruht auf Lebensgesetzen, deren Erfassung ganz besondere geistige Organe und ganz besondere Konzentration voraussetzt. Wird nun in einem Zeitalter die Parole ausgegeben, daß die individuelle Würde es fordere, daß man nichts als führend anerkenne, was man nicht mit dem eigenen Verstande sofort erkenne, so entwickelt sich daraus allmählich ein Zustand, in dem das Individuum das Leben überhaupt nur noch vom Standpunkt des greifbaren Erfolges, der berechenbaren Zweckmäßigkeit betrachtet und demgemäß handelt. Der moderne Mensch geht diesem Zustande entgegen. So wie man Tieren gewisse Gehirnzentren herausschneiden kann, so daß sie zwar noch bis zu einem gewissen Grade zweckmäßige Bewegungen ausführen, aber alle Erinnerung an frühere Erfahrungen und alle

ererbten Instinkte verloren haben, so scheint beim modernen Menschen immer mehr das Element ‚Tradition‘ als bestimmende Macht für sein Handeln ausgeschieden zu werden, so daß der einzelne nur noch aus den Eindrücken seines zufälligen Gesichtsfeldes und aus seiner individuellen Deutung des Lebens heraus handelt. Dies aber ist, auch schon vom rein biologischen Standpunkte, ein Rückgang in der Anpassung an die Totalität der Lebensbedingungen und muß auf die Dauer auch in diesem negativen Sinne auf Individuum und Kultur wirken.

Ist nun aber die Rückkehr zur religiösen Autorität die einzige Möglichkeit, dem Dilettantismus und Impressionismus in fundamentalen Lebensfragen zu entrinnen? August Comte war der Ansicht, daß das Interregnum des Individualismus beendigt sein werde dadurch, daß die Wissenschaft sich der Fragen des Gewissens annimmt. Die Soziologie werde die Stelle der ‚mythologischen‘ Begründung des Sittlichen einnehmen. Von neuem werde dann eine gesicherte Wahrheit an die Stelle des Chaos der individuellen Meinungen treten und eine neue ‚Ehrfurcht vor den Wissenden‘ an die Stelle des Aberglaubens an die eigene Allwissenheit. Diese Hoffnung wird heute von einem wachsenden Kreise ernsterer Vertreter der Aufklärung geteilt. Entspricht aber diese Hoffnung der Wirklichkeit des Lebens? Ist die wissenschaftliche Methode ohne jede andere Führung den betreffenden Fragen gewachsen? Ist es z. B. die Zukunft der Ethik, daß ihre Fundamente nunmehr vom wissenschaftlichen Denken gelegt werden? Wird dementsprechend die Erkenntnisquelle der Ethik nun nicht mehr in der religiösen und kirchlichen Tradition, sondern in der Universität liegen? Wird von nun an das philosophische Doktorexamen die Kompetenz verleihen, die Grundfragen unseres Daseins zu beantworten? Wird der Gelehrte der sittliche Gesetzgeber werden?

Dieser Anspruch der Wissenschaft, daß ihre Methoden die Grundlage bilden sollen für die Feststellung der ethischen Wahrheit, beherrscht begreiflicherweise besonders stark die Kreise, die sich von aller religiös-kirchlichen Autorität prinzipiell gelöst haben. Diese Kreise sind einst ausgegangen vom Protest des Individuums gegen die Autorität; sie erleben jetzt anschaulich die letzten Konsequenzen des undisziplinierten Individualismus; so entsteht in ihnen der Wunsch, dem bloßen Subjektivismus objektive Gewißheiten gegenüberzustellen: sie begreifen, daß eine ‚Gesetzgebung‘ nur möglich ist, wenn gewisse objektive, von aller subjektiven Interpretation unabhängige Forderungen erweisbar sind. An Stelle des fordernden Ernstes der religiösen Autorität soll die objektive Strenge logischer Deduktionen treten, um die ethische Wahrheit vor der Verfälschung und Verdunklung durch individuelle Bedürfnisse, Leidenschaften und Schwachheiten sicherzustellen.

Schon bald nach der Reformation beginnen viele der von der Kirche gelösten Autoren auf die Gefahren aufmerksam zu werden, die aus dem Fortfall objektiv fundierter Prinzipien gerade auf sittlichem Gebiete entstehen müssen. Spinoza sucht sein System ‚more geometrico‘ zu begründen. Kant wendet sich gegen die englische Ethik des bloßen ‚moral sense‘: er will dem vieldeutigen subjektiven Gefühl die ganze Majestät des Objektiven gegenüberstellen. Sein ‚kategorischer‘ Imperativ ist eben der Versuch, die moralischen Normen gänzlich unabhängig von all den schwankenden Zuständen und Triebfedern des Subjekts zu begründen und sie als notwendigen Ausdruck des übersinnlichen Wesens in uns zu erweisen. Manche billige Kritik des rein forma-

listischen Charakters der Kantischen Ethik hat übersehen, daß der Hauptzweck der außerordentlichen Gedankenarbeit, die in der ‚Metaphysik der Sitten' geleistet ist, eben darin besteht, für die sittliche Wahrheit durch abstrakte Beweisführung die gleiche objektive Gewißheit zu erzeugen, mit der einst die religiöse Autorität unbestechlich der Welt der individuellen Sophisterei entgegentrat.

Alle modernen Versuche einer wissenschaftlichen Ethik sind aus dem gleichen Bestreben zu erklären, nur ist an Stelle der abstrakt philosophischen die soziologische und biologische Methode getreten.

Die Möglichkeit einer selbständigen wissenschaftlichen Ethik im eigentlichen Sinne ist jedoch eine Illusion.* Gerade aus Achtung vor der wissenschaftlichen Methode muß man das feststellen. Es ist unwissenschaftlich, die wissenschaftliche Methode auf Probleme anzuwenden, die den wissenschaftlichen Erkenntnismitteln nur zum kleinsten Teile zugänglich sind. Liest man die modernen Handbücher der wissenschaftlichen Ethik, z. B. Paulsen, Höffding, so sieht man, daß ihre Aufstellungen nur scheinbar und nur äußerlich wissenschaftlich sind, in Wirklichkeit aber unbewußt von unbeweisbaren Voraussetzungen stammen. Alle die betreffenden Autoren gehen, ohne es selbst zu merken, noch von Voraussetzungen aus, die teils aus dem Nachwirken der religiösen Kultur, teils aus persönlicher Lebenserfahrung und Selbsterkenntnis stammen. Sie bejahen die Ethik der Nächstenliebe und des Opfers nicht aus einer beweiskräftigen wissenschaftlichen Deduktion heraus, sondern weil die Glorie von Golgatha und der Stern von Bethlehem noch jene Ethik verklären. Niemand hat das hellsichtiger durchschaut, als gerade Nietzsche. Dort, wo weder die religiöse Führung des Gewissens nachwirkt, noch Lebenserfahrung das Denken leitet, wo abstrakte Stubengelehrte aus ihrem Gehirn heraus eine wissenschaftliche Ethik konstruieren, da ist auch das Resultat dementsprechend: eine lebensfremde Konstruktion, ohne irgendwelche Bedeutung für die Beherrschung des wirklichen Lebens. Die Illusion einer autonomen wissenschaftlichen Ethik, der Glaube an die Möglichkeit, die obersten Erkenntnisse auf diesem Gebiete durch soziologische und biologische Methoden oder durch philosophisches Grübeln gewinnen zu können, dieser Glaube ist nur dort möglich, wo man die Natur der betreffenden Probleme nicht erfaßt. Wohl können wir die Bahnen der Planeten durch Beobachtung und Rechnung feststellen — wie aber will man die ‚Bahnen' menschlicher Handlungen ‚wissenschaftlich' feststellen, ihre tieferen Wirkungen auf die Fundamente des gesellschaftlichen Lebens, auf den Mitmenschen, auf unsere eigene Seele? Solche Feststellung aber ist ja gerade der Zweck der modernen wissenschaftlichen Ethik, die durch-

* Um Mißverständnisse zu verhüten, sei ausdrücklich gesagt, daß diese Bemerkung sich nicht etwa gegen die wertvollen Versuche richtet, gewisse von der Religion gegebene Erkenntnisse vernunftgemäß darzustellen und in ihre logischen Konsequenzen zu entwickeln, wie wir das z. B. in der Moraltheologie finden. Man kann ja allerdings auch solche Darstellungen und Deduktionen als ‚wissenschaftliche Ethik' bezeichnen — im neueren Sprachgebrauche, dem auch unsere obige Formulierung folgt, wird jedoch unter der wissenschaftlichen Ethik immer ein Gegensatz zur religiös inspirierten Ethik verstanden, es wird die Verschiedenheit des Ausgangspunktes hervorgehoben: Man will ‚wissenschaftlich' sein nicht nur in der Methode der Darstellung und Entwicklung, sondern auch in der Entdeckung des obersten Prinzipes selber — wir haben hier den isolierten und emanzipierten Intellekt vor uns, im Gegensatz zu dem durch Religion und Tradition aufgeklärten und geführten Intellekt.

aus empirisch vorgehen will, ohne sich klar zu machen, daß die Art von Lebenskenntnis, die für jene Feststellungen nötig ist, dem akademischen Forscher gerade am seltensten gegeben ist und auch durch den größten wissenschaftlichen Forschungseifer nicht herbeigeschafft werden kann. Eine menschliche Handlung taucht unter in das Meer menschlichen Geschehens — wer vermag in der Fülle sich kreuzender Zusammenhänge wissenschaftlich ihre tieferen Folgen aufzudecken, Folgen, die nicht selten erst in der nächsten Generation zur stärksten Entfaltung kommen? Wer sieht tief genug in die Tiefen der Charaktere und der gesellschaftlichen Prozesse, um hier Ursache und Wirkung mit Sicherheit zu erkennen? Kein Wunder, daß auf sittlichem Gebiete die ‚Seher' uns von jeher tiefere Erkenntnis vermittelt haben als die bloßen Denker!

Man wird demgegenüber vielleicht einwenden, daß gewisse Grundgebote alles sozialen Lebens doch einfach soziologisch zu beweisen seien, z. B. das Gebot ‚Du sollst nicht töten'. Zweifellos kann man ganz allgemein demonstrieren, daß eine Gesellschaft nicht bestehen könne, wenn man sich gegenseitig mordet. Betrachtet man aber das wirkliche Leben mit seinen ganz konkreten Bedürfnissen und Konflikten, so werden sich gerade dem bloßen gesunden Menschenverstande zahlreiche Ausnahmen von der abstrakten Norm empfehlen. Der beste Beweis dafür sind die zahlreichen neueren Schriftsteller, deren ‚autonome' Ethik dem Töten wieder einen weiten Spielraum gewährt. Ostwald protestiert gegen die übertriebene Heiligung des individuellen Lebens in unserer Zeit, Haeckel empfiehlt spartanische Selektion, d. h. Tötung abnormer, schwacher oder mißbildeter Kinder, Forel macht ähnliche Vorschläge, andere befürworten die Tötung rückfälliger Verbrecher, schwer Leidender und unheilbar Geisteskranker. Welche ungeheure schützende Bedeutung gegenüber dämonischen Begierden und Sophismen die absolute Heiligung menschlichen Lebens hat, und was alles entfesselt werden würde, wenn man hier Ausnahmen zuließe, das ist *wissenschaftlich* nicht herauszufinden, sondern ein Ergebnis tiefster Lebenserfahrung und Seelenkenntnis. Dostojewski hat in seinem Raskolnikow mit eindringender Psychologie geschildert, wohin der Mensch kommt, wenn er an die ethische Tradition mit dem bloßen kritischen Intellekt ohne konkrete Kenntnis des Menschen herantritt. Das ‚Du sollst nicht' richtet sich oft genug gegen Handlungen, die große und entscheidende Vorteile für uns und andere versprechen, ohne scheinbar irgendwelche wirklich wertvolle Interessen zu schädigen. Wie oft könnte ein nutzloses Leben schmerzlos beseitigt werden, um der Lebensentfaltung wertvoller Persönlichkeiten Raum zu schaffen! Und in wievielen Fällen muß das Moralische im tieferen Sinne durchaus als zwecklos erscheinen, wenn man es vom Standpunkte des gesunden Menschenverstandes betrachtet — wenigstens läßt sich seine Notwendigkeit und sein intimster Segen nicht vorrechnen und nachweisen. B. Kidd behauptet darum in seinem Buche ‚Soziale Evolution' gerade vom biologischen Standpunkte, daß die Religion die unentbehrliche soziale Funktion erfülle, dem Menschen das Opfer annehmbar zu machen, das der bloßen Vernunft immer absurd erscheine!

Was oben in bezug auf die Heiligkeit des Lebens gesagt wurde, das gilt ebenso für die Fragen der Ehrlichkeit, der Wahrhaftigkeit, der sexuellen Sittlichkeit. Wer die monogamische Sexualordnung gegenüber modernen Angriffen verteidigen will, der wird bald merken, daß die tiefsten und entscheidendsten Segnungen dieser Ordnung für die Gesellschaft und für den Charakter durch keine wissenschaftliche Beweisführung entdeckt und nachgewiesen

werden können. Der Gedanke der Unauflöslichkeit der Ehe wird dem bloßen Verstande sogar ein Ärgernis sein. Erst wo durch die Religion die höheren Seelenkräfte geweckt sind, da erwirbt der Mensch sozusagen eine feinere Empfindung für das, was den geistigen Kern seines Wesens zum Wachstum oder zur Verkümmerung bringt und vermag nun diese Beziehungen auch intellektuell darzustellen; die tieferen Gründe dafür aber sind nur dem erfaßbar, der ein Heil der Seele anerkennt, das wichtiger ist als die Bewahrung vor äußeren Widerwärtigkeiten und Mißerfolgen. Und was die Feststellung der zerstörenden äußeren Folgen aller Verletzung des Sittengesetzes betrifft, die mit den inneren Folgen tief zusammenhängen, so gilt auch hier das, was schon in bezug auf das Töten bemerkt wurde: daß nämlich das volle Auswirken einer Handlung oft genug das Leben einer Generation überdauert, daß in der verwirrenden Fülle menschlichen Geschehens der wirkliche Zusammenhang von Ursache und Wirkung *wissenschaftlich* nicht nachweisbar ist, sondern auch nur erfaßt werden kann auf grund tiefster Selbsterkenntnis, Lebenserfahrung und seherischer Intuition. ‚Hätte man moralische Beobachtungsstationen,' so sagt Josef de Maistre, ‚so wie man meteorologische hat, richteten unermüdliche Beobachter ein forschendes Auge auf die Geschichte der Familien, man würde sehen, daß unrecht erworbene Güter ebensoviel Flüche sind, die unvermeidlich an den Individuen und Familien in Erfüllung gehen.' Ja, *hätte* man solche Beobachtungsstationen, dann gäbe es eine wissenschaftliche Ethik, so aber ist die Feststellung der Wirkung, die bestimmte Handlungsweisen ihrem Wesen nach auf Gesellschaft und Charakter ausüben, eine Sache reifster Lebenskenntnis und kann darum nicht von der Gelehrtenstube aus geleistet werden. Der Gelehrte kann nur die Wahrheiten entwickeln, die ihm hier von der Offenbarung und von dem ihr folgenden consensus der großen Lebenskenner geliefert werden. Die einfache Erkenntnis, daß *Lebenswahrheiten nur durch eine tiefe Lebenserfahrung* entdeckt werden können, wird merkwürdigerweise von den Vertretern einer wissenschaftlichen Laienmoral völlig ignoriert, obwohl ihnen doch ihr Kant beständig einschärft, daß die bloße abstrakte Vernunft ohne den Stoff der Erfahrung keine wirkliche Erkenntnis hervorbringen könne. *Diese Unentbehrlichkeit reicher und intimer ‚Empirie'* für die Lösung fundamentaler Lebensprobleme ist der erste entscheidende Einwand gegen Individualismus und Dilettantismus auf diesem Gebiete — und zwar ein Einwand, der wohl gerade im Zeitalter der Empirie auf Gehör rechnen darf. Solche Lebenserfahrung kann sich nicht jeder Beliebige verschaffen — dazu gehört schon eine reiche seelische Organisation; die wahren Empiriker auf diesem Gebiete waren daher nur jene gewaltigen Persönlichkeiten, in denen alle die Kräfte und Gegensätze, die das Menschenleben tragisch erschüttern, in gesteigerter Form gegenwärtig waren. Sie, die beides, Geist und Natur, in gesteigertem Grade in sich trugen, denen die Natur ihr verborgenstes Verlangen zuflüsterte und denen der Geist seine höchsten Forderungen offenbarte, sie vermochten auch die sachkundigste Aussage über Wesen und Wechselwirkung beider Faktoren zu machen und die kompetenteste Anweisung über deren rechte Behandlung zu geben. Sie sind die wahren ‚experimentellen Psychologen'! Eine faustische Natur hat eine unvergleichlich intimere persönliche Berührung mit den Realitäten des Lebens, mit seiner Mannigfaltigkeit, seiner Tragik, als etwa der Famulus Wagner. Das ist uns auch vollkommen klar, solange

wir im Banne des Faust-Dramas stehen; im Leben aber hält sich dann doch jeder Wagner für einen Faust und meint, die großen Probleme des Lebens mit der bloßen wissenschaftlichen Methode lösen zu können. Können aber z. B. auch nur die Probleme der sexuellen Ethik ohne eine reiche Selbsterkenntnis und ohne eine besondere Gabe der Menschenkenntnis wirklich mit irgendwelchem Nutzen behandelt werden? Was hilft hier die feinste wissenschaftliche Schulung und Ausrüstung einem Menschen, der das Leben nicht kennt und der von der dämonischen Seite der Menschennatur keine persönliche Erfahrung hat? Wird ein Paulus und ein Augustinus die Realitäten der menschlichen Natur etwa nicht mit ganz anderer Kompetenz erfassen als z. B. ein Kant oder Spencer, ganz abgesehen einmal von den gewöhnlichen Geistern, die sich hier für kompetent halten, neue Maßstäbe aufzustellen? Und was helfen einem abstrakten Kopfe hier die mitgeteilten Erfahrungen anderer, wenn er selber mit jenen tragischen Mächten nie von Angesicht zu Angesicht verkehrte? Man kann ein Stubengelehrter und Bücherphilosoph ersten Ranges sein und doch in Lebensfragen ewig ein großes Kind bleiben!

Man kann einen symbolischen Sinn in die antike Legende legen, daß das Heiligtum des delphischen Apollo aufgebaut war auf einer alten Kultusstätte des Dionysos, der Verkörperung des dunklen triebhaften Lebenswillens, und daß die Pythia ihre Weissagungen verkündete, während heiße Dämpfe aus dem Innersten der Erde sie umgaben: die Autorität des Apollo-Orakels mit seinem Hinweis auf die Selbsterkenntnis als Quelle der Weisheit ruht gerade darauf, daß in seiner Lehre gleichsam der überwundene Dionysos mitklingt — das lichte sonnige Denken allein gibt noch keine Weisheit, erst wenn das höhere Wollen den dunkeln Lebensgewalten begegnet ist, ihr Wesen bis auf den Grund durchschaut und sie überwunden hat, erst dann erwacht die wahre Sehergabe, die das Leben enträtselt. Nur ‚vulkanische Naturen' konnten uns das Leben erklären, Naturen, welche die ‚unterirdischen' Mächte kannten und in ihrer ganzen Lebensdeutung berücksichtigten.

Von diesem Standpunkte muß es als einer der lebensfremdesten Einfälle unserer Zeit erscheinen, daß in der Begründung der Lebensweisheit jemals der Gelehrte an die Stelle der Religion, die Wissenschaft an die Stelle der Passionsgeschichte treten könne. Zum Gelehrtenberuf gehört eine durchaus andere geistige Organisation als diejenige, die zur Deutung des Menschenlebens notwendig ist: Zum Gelehrtenberufe kommen Menschen, in denen das intellektuelle Leben vorherrschend ist, in denen keine großen Leidenschaften und Gegensätze wirksam sind; der Gelehrte würde gestört werden durch zu viel subjektives Schicksal und durch zu viel Berührung mit dem wirklichen Menschenleben. Dasselbe intellektuelle Gleichmaß aber, das die Grundlage seiner wissenschaftlichen Leistung bildet, verhindert zugleich seine Kompetenz in Fragen des wirklichen Menschenlebens. Das muß man sich gründlich klar machen, um ein für allemal den Glauben an die Ersetzung der religiösen Ethik durch eine wissenschaftliche Ethik von sich zu tun.

(Fortsetzung folgt.)

Joseph v. Görres, der Publizist und Politiker
Von Martin Spahn

◆◆

Die deutschen Katholiken haben das ganze 19. Jahrhundert hindurch die meisten Fähigkeiten und die größte Rührigkeit im Bereiche politischer Betätigung entfaltet, ihr Bestes auf diesem Felde geleistet. Ihre parlamentarischen Verdienste sind anerkannt. Überschlägt man, was ihnen in der Literatur gelang, so ist mehr als ein Zweig literarischen Schaffens, den sie zum Grünen zu bringen versuchten, dürr geblieben; der Zweig der politischen Publizistik aber hat so vollen Saft getrieben, mit so prangender Blüte sich bedeckt, daß der Wettbewerb unserer protestantischen Mitbürger daneben einen schweren Stand hat. Dazu hat Görres das Erste und Größte getan. Als der sprachgewaltige, tiefgründige Verfasser umfangreicher, bis zu Buchesstärke anschwellender Flugschriften hat er die stolze Reihe eröffnet, in der ihm Jarcke und Jörg zunächst stehen und in der sich Kettelers gewaltige Begabung zur selben Zeit aufrichtete, als Görres' Hand unter dem Griffe des Todes erlahmte. Durch den ‚Rheinischen Merkur' und durch seine Mitarbeiterschaft am ‚Katholik', der ‚Eos' und den ‚Historisch-Politischen Blättern' hat sich Görres gleicherweise unter die katholischen Journalisten deutscher Herkunft eingereiht, ein Meister des knappen Leiters einer Zeitung wie der in breitem Strome dahinfließenden Flugschrift. So steht er neben Pilat, dem Herausgeber des ‚Österreichischen Beobachters', den er einmal ‚den Liebling und Trost des südlichen Deutschland' nannte, auch an der Spitze der vielen, die der deutschen katholischen Presse zum Aufschwung verhalfen und nur nicht, den Publizisten gleich, mit ihrer eigenen Schriftstellerpersönlichkeit hervortreten, deren charaktervoller Durchbildung sich hingeben konnten.

Als Gewerbe hat Görres nie die Publizistik getrieben. Jeder wichtigere Vorgang jedoch, der sich in dem deutschen oder europäischen Leben ereignete, rief ihn hervor. Dann sprach er, weil sein Herz es heischte, sein Gewissen es ihm gebot, mit der Absicht, durch sein Wort zu handeln. Er wollte die Staatsmänner beraten, die deutschen Bürger, Deutschlands Adel und Geistlichkeit zur politischen Betätigung spornen. ‚Es soll der Geist, der in diesen Worten lebt', heißt es 1820 in einer seiner bedeutsamsten Schriften, in ‚Deutschland und die Revolution', ‚warnend wie ein St. Elmsfeuer auf den Segelstangen am Schiffe des Vaterlandes stehen, damit es auf die kommenden Gefahren sich bereite und entweder den sicheren Hafen suche oder zeitig ins hohe Meer hinaussteche.' Unerschütterlich trug er ein großartiges, packendes Bild des Berufs der deutschen Presse in sich. ‚Volksblätter' sollten alle Zeitungen seines Landes werden. Als Stimmen hörte sein Sehergeist von 1814 an sie laut werden, durch welche die deutschen Stämme und Bürger nach langem Mißverstand zueinander sprachen, durch welche sie gemeinsam zu ihren Fürsten redeten, durch welche sie einen unablässigen Antrieb zu allem Großen und Hohen erhielten. Die Journalistik war ihm ein hehres Amt. Er hätte gewünscht, daß, die sich ihm widmeten, sich zu einer Art ‚ethischer Eidgenossenschaft' zusammenschlossen, gerecht, wahrhaftig und tapfer vor allen Volksgenossen. Daß die Wirklichkeit dem Ideale nicht entsprach, darüber täuschte er sich freilich nicht. Über das ‚hohle, gedunsene nichtige Wesen' der Zeitungsschreiber insgemein zürnte er heftig. Unwilliger noch empfand er, ‚mit welcher trägen Apathie' sich die Nation ‚ohne alle selbständige Gegenwirkung in Lob und Tadel die frechsten Urteile aufdringen läßt, wie sie, von diesen gegeneinander blasenden Windschläuchen hin und her getrieben, in rastloser Verwirrung umgetrieben wird.' Aber er glaubte an den guten Kern

in der Nation, an ‚die feste, gediegene Ader' in ihr, und weil die Befreiungskriege frisches Leben in ihr weckten, mit neuem Idealismus sie erfüllten, sie wieder zur Einheit zu führen versprachen, wollte er keinen Zweifel mehr in sich aufkommen lassen, daß auch die Presse der großen Zeit sich wert erweisen werde. ‚Da Deutschland endlich wieder eine Geschichte gewonnen, da es in ihm zu einem Volke gekommen, zu einem Willen und zu einer öffentlichen Meinung, wird es sich wohl auch also fügen, daß es Zeitungen erhält, die mehr sind als der magere, geist- und kraftlose Index dessen, was geschehen. Wenn ein Volk teilnimmt am gemeinen Wohle, wenn es sich darüber zu verständigen sucht, was sich begibt, wenn es durch Taten und Aufopferungen sich wert gemacht, in den öffentlichen Angelegenheiten Stimmen und Einfluß zu gewinnen, dann verlangt es nach solchen Blättern, die, was in allen Gemütern treibt und drängt, zur öffentlichen Erörterung bringen, die es verstehen, im Herzen der Nation zu lesen, die unerschrocken ihre Ansprüche zu verteidigen wissen und die dabei, was die Menge dunkel und bewußtlos in sich fühlt, ihr selbst klar zu machen und deutlich ausgesprochen ihr wiederzugeben verstehen. Dahin ist es mit den Teutschen jetzt gekommen, das sollen die Zeitungen verstehen; sie sollen sich würdig machen, daß das Volk als seine Stimmführer sie achte und erkenne, und sie werden ein ehrenvoll und gesegnetes Amt verwalten.'

Die deutschen Katholiken, sofern sie sich literarischer Bildung erfreuen, führen den Namen dieses ideal gesinnten Mannes gern im Munde. Görres gilt für den großen Mann des neueren deutschen Katholizismus, etwa wie Bismarck in der Gegenwart der große Mann für das deutsche Volk aller Schichten ist. Das bloße Erklingen der Namen Bismarck und Görres reicht aus, um einen starken Widerhall hervorzurufen. Der eine ist für die Gesamtheit der Deutschen zum Symbol der wiedererstandenen deutschen Staatsmacht geworden, der andere für die deutschen Katholiken zum Symbol männlich tapferen, selbstbewußten Eintretens für die Freiheit der Kirche. Der eine hat das Deutsche Reich geschaffen, der andere hat den ‚Athanasius' geschrieben. Wie jeder Deutsche das Bewußtsein in sich trägt, daß, was an lebendigem nationalem Geiste in ihm ist, ihn mit Bismarck durch starke Fäden verbindet, so sagt den deutschen Katholiken ein instinktives Gefühl, daß das Beste und Kräftigste von dem, wofür Görres lebte, in ihnen weiter wirkt und ihrem Wirken Größe und Sicherheit verleiht. Die Allgemeinheit empfindet kein Bedürfnis, darüber hinaus die Schicksalswege beider Männer, die Einzelheiten ihres Tuns und Strebens zu erkunden. Das Persönliche hat sich vor dem Symbolischen, das individuell Vergängliche vor dem fortwirkenden Geistigen verwischt.

Auf solche Weise erklärt sich vielleicht, daß es keine volkstümliche Biographie von Görres gibt, zumal da sein Leben im Unterschiede von dem Bismarcks vorzüglich ein Leben des Gedankens, arm an spannenden äußeren Geschehnissen war. Es erklärt sich nicht auch der Mangel einer höheren Ansprüchen genügenden Darstellung seines Werdegangs und seiner Geistesarbeit für jene nachdenklicheren Menschen unter den deutschen Katholiken und den Deutschen insgemein, die sich nicht nur durch ein Symbol erheben und begeistern lassen mögen, sondern auch noch Rechenschaft darüber verlangen, was der große Mann Fruchtbares und Bedeutendes dachte und schaute, wie sich das Bild des nationalen und kirchlichen Lebens seiner Zeit vor seinem geistigen Auge ausbreitete, wohinaus er strebte, welche Mächte ihn hemmten und bändigten, worin er meinte, daß die Zukunft läge.

Hans Thoma/Sommer.



Mit Genehmigung der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über den Mangel einer solchen Biographie ist manchesmal gescholten worden. Ist doch nicht einmal die Ausgabe seiner sämtlichen Werke zum Abschlusse gelangt! Es fehlen in ihr vor allem die kirchenpolitischen Schriften, als wäre der Torso bestimmt, besonders auf das katholische Deutschland die Anklage unvergleichlicher Teilnamlosigkeit zu werfen. Dennoch wird man den Vorwurf nicht allzu scharf fassen dürfen. Bald nachdem Görres die Augen geschlossen hatte, bereitete sein Sohn eine Schilderung seines Lebens vor, starb aber selbst, ehe er über die Vorarbeiten hinausgekommen war. Die überlebenden Zeitgenossen, das Geschlecht, das bis 1866 im Treffen stand, hatte Görres noch mit eigenen Augen gesehen, und seine Gedanken waren ihm großenteils noch unmittelbar gegenwärtig und in ihm lebendig; es empfand das Bedürfnis nach einer Biographie nicht drängend. Das folgende Geschlecht, das des Kulturkampfs, hielt zwar die Erinnerung an Görres heilig, hatte aber innerlich wohl weniger mit ihm gemein, als ihm bewußt war. Der Druck tiefer Unzufriedenheit mit der kleindeutschen Lösung, die Bismarck der nationalen Frage gegeben hatte, lastete auf ihm und verwehrte ihm das freudige Mitentfalten der erreichten nationalen Einheit. Um so ausschließlicher überließ es sich der Teilnahme am kirchlichen Leben und der Pflege der kirchlichen Interessen. Im Mittelpunkte von Görres' Leben hatte hingegen die Hauptzeit seiner Wirksamkeit hindurch das deutsche Vaterland gestanden; die Sehnsucht nach Deutschlands Einheit, in welcher Form immer, hatte seinem Mannesleben den Inhalt gegeben. Er hatte das fünfte Lebensjahrzehnt schon überschritten, als die kirchlichen Interessen neben den politischen überwiegend hervortraten; an der freien Selbständigkeit seines Urteils, an seinem mit allen Fasern des nationalen Lebens verknüpften Empfinden änderte sich auch nachher nichts. Gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts ist abermals ein neues Geschlecht herangereift. Zurzeit, da es mannbar wurde, nahm die kirchliche Bewegung ruhigere Formen an, weil sich ihr Strom nunmehr durch alle Widerstände breit und tief gegraben hatte. Die Ängste und die Bitterkeit, die das Jahr 1866 in der großen Überzahl der deutschen Katholiken geweckt hatte, schwanden allmählich, weil die Entwicklung sie nicht bestätigte. Mit der Gewalt eines lange zurückgehaltenen seelischen Bedürfnisses suchten nun die Herzen die innerliche Verbindung mit der neuen, auf die Einheit begründeten staatlichen Ordnung der Nation. Mit Eifer und Erfolg betätigten sich fortan zahlreiche Katholiken durch das Zentrum gesetzgeberisch und durch den Volksverein sozial im Reiche. Die Genugtuung, die sie darob verspürten, wie die Verleumdungen, die sich wider sie erhoben, machten sie für das Verlangen empfänglich, einen tieferen Einblick in die Grundlagen des Reiches wie in die Richtlinien seines Staatslebens zu gewinnen, um bewußt an ihm mitzuarbeiten und Einfluß auf sein Gedeihen zu üben. Damit näherte sich der deutsche Katholizismus Görres geistig wieder. Es geschah mit der Berufung auf ihn, daß sich das Zentrum 1896 im Reichstag an die Spitze stellte, als es die Erledigung des Bürgerlichen Gesetzbuches, die Vollendung der deutschen Rechtseinheit galt. Sein Hoffen und Streben leuchtete vor den Erwählten der großen Mehrzahl der deutschen Katholiken auf, sobald sie auf den Weg der unbedingten und begeisterten Mitwirkung an der Reichsgesetzgebung übertraten. Nunmehr ist die Stunde gekommen, die Gedanken des herrlichen Mannes, die er selbst wohl als ‚Saatkorn einer besseren Zukunft' bezeichnete, insbesondere für das jüngere Geschlecht wieder fruchtbar zu machen, den Jungen zu weisen, wie

er die Ideale seines Lebens fand und erfaßte, wie er frei von den Leidenschaften des Parteigeistes zu werden und nur Deutscher und Christ zu sein sich bemühte, welche Grundsätze er für die verfassungspolitische Entwicklung seines geliebten deutschen Vaterlandes als die rechten anerkannte. In den Geist der vielen, denen es an politischem Interesse gebricht, werden sich Görres' Worte als Anregungen von begeisternder Kraft senken; die sich aber schon politisch betätigen, werden von ihm gründlicher und weihevoller als von jedem andern erfahren, wie ernst und wie reinen Herzens Politik betrieben werden sollte.

* * *

Gegen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts sind die Geistesgrößen Deutschlands zum großen Teile staatsflüchtig gewesen. Görres war unter ihnen wohl der einzige, der den Beruf zur Politik mit auf die Welt brachte, dem sie Bedürfnis war. ‚In den ersten Tagen meiner Jugend', so heißt es in seiner frühesten Flugschrift, den Ende 1799 geschriebenen ‚Resultaten meiner Sendung nach Paris', ‚haben sich die Ideen von Verbesserung der politischen Lage der Menschheit und ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse mit meinem ganzen Wesen verschmolzen; ich habe ihnen angehangen mit Wärme und Selbstverleugnung, an sie meine erste und beste Lebenskraft verwendet, nur in ihnen gelebt und auf sie das Gleichgewicht meiner inneren Natur begründet.' Die kommenden Jahre änderten nichts daran. Wenn aber in ihnen die deutsche Nation, der er seine Muttersprache verdankte, und Christentum und Kirche den Mittelpunkt all seiner Bestrebungen bildeten, so war dem noch nicht so in seinen Entwicklungsjahren. Der Blick des Jünglings mied Deutschland und suchte Frankreich. Nicht, daß er das fremde Land dem Vaterlande vorzog. Er teilte nur mit vielen Tausenden den Irrtum, daß Frankreich sich ganz dem Fortschritt der Menschheit, der Pflege der Humanität weihe. Die deutschen Verhältnisse lagen in Verdumpfung da oder waren schon abgestorben; junges Leben wehte ihm aus ihnen nicht entgegen. Dagegen trug ihm die Literatur aus Frankreich tausendfach Ideen zu, die auf eine Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände abzielten und eine Umwälzung der staatlichen betrieben, um für jene freie Bahn zu machen. Mit ihnen zugleich sog er die Lehren der Aufklärung ein. Sie bewogen ihn, auch den Glauben seines Elternhauses als Aberglauben von sich abzustreifen. Bande der Ehrfurcht, die ihn an das Überlieferte und die bestehenden Einrichtungen fesseln konnten, gab es nicht. War der Staatssinn des 18. Jahrhunderts allenthalben nur schwach entwickelt, so hatten sich Staat, Regierung und Monarchie den Rheinländern schon seit Jahrhunderten kaum noch in greifbarer und keinesfalls in lockender Gestalt gezeigt. Das kirchliche Wesen wirkte nicht tiefer auf den Jüngling. Die ‚Pfaffheit' seines Heimatlandes schien ihm teils verweltlicht, teils unwissend und proletarisch und deshalb der Verachtung wert, mit der die Aufklärung sie als Knecht und Helfershelfer des staatlichen Despotismus und als lichtscheu verfehmte. Das Studium der Naturwissenschaften, dem er oblag, weil er Arzt zu werden gedachte, bestärkte ihn in der Meinung, daß auch die christlichen Dogmen von der Aufklärung mit Fug und Recht verurteilt würden. Er legte sich auf das Verlangen einer gänzlichen Trennung der religiösen von den politischen Institutionen fest und begeisterte sich unter diesen für die republikanischer Herkunft. In republikanischen Staatsgebilden könnte, das galt ihm für ausgemacht, die Menschheit nach den Grundsätzen der Wissenschaft geleitet werden; die Errichtung einer Republik mußte mithin zur Herrschaft der Vernunft

führen. Doch erwartete er weder von der Vernunft noch von der Wissenschaft, daß unter ihrem Zepter ein völliger Ausgleich der sozialen Unterschiede stattfinden und allen die gleichen Rechte zugeteilt werden würden. Ganz ergriffen von dem Bildungsdünkel und der Bourgeoisiegesinnung der französischen Aufklärung widerte ihn vielmehr der Gedanke an, daß ‚der Pöbel' sich nun auch zur Geltung drängte. Es war einer seiner Einwände gegen die Rückkehr der Despotie, daß sie sich wie auf die Pfaffen, so auch auf die Menge stützen möchte. Sein besonderer Führer in der Politik ward Sieyès, nicht nur der geschickte Autor, der mit seiner Flugschrift: Was ist der dritte Stand? die Erregung der Geister vor der Revolution geschürt hatte, sondern mehr noch der Gelehrte und der tiefsinnige Urheber jener beiden französischen Verfassungen des Jahres 1795 und 1799, die nach dem Vorübergang des jakobinischen Schreckens das politische Leben Frankreichs wieder mit dem Geiste der Mäßigung erfüllen, seine durcheinandergeworfenen Kräfte wieder ins Gleichgewicht bringen und den Tugendhaften und Einsichtigen die Zügel der staatlichen Gewalten reichen und sichern sollten.

Des kommenden Heils harrend beteiligte sich Görres, sobald die Revolution in die Rheinlande übergriff und ihre Truppen den Rhein für Frankreich eroberten, an den politischen Tageskämpfen und erwarb sich unter seinen Mitbürgern schon als Zwanzigjähriger eine geachtete Stellung.

Die Natur hatte ihm eine starke Ader praktisch-politischen Empfindens auf seinen Lebensweg mitgegeben. Er wußte genau, daß es in der Staatskunst nicht an erster Stelle auf ein geistvolles Zusammenfassen, sondern auf die Fähigkeit des Entschlusses und Handelns ankommt. ‚Darum ist auf all solches Gruppieren nicht viel zu geben,' schrieb er später einmal im ‚Rhein. Merkur' bei einer Betrachtung der europäischen Lage, ‚und die Politik soll sich hauptsächlich damit beschäftigen, die Kraft des eigenen Volkes in möglichst freies Spiel zu setzen, damit sie im Durchkreuzen entgegengesetzter Ansprüche ruhig in ihrem Bestande sich behaupten möge.' Er klebte nicht an seinen Meinungen und hielt immer im Auge, daß sich der Politiker mit anderen verständigen muß, damit ein Ergebnis erreicht werde. Zeitlebens schwebte ihm auch bei seiner politischen Schriftstellerei als Ziel vor zu wirken, und er besaß die Fähigkeit dazu. Daneben aber war von Anfang an doch auch die Tätigkeit in ihm, die politischen Geschehnisse, die er als Mithandelnder erlebte, zugleich spekulativ zu beobachten, ihre Erscheinungen zu ordnen und einzuschätzen. Beide Anlagen, die spekulative und die praktische, hemmten einander nicht; sie konnten sich auf die Dauer sogar aufs förderśamste ergänzen, wenn sie in fortdauernder Wechselwirkung blieben. Der spekulativen verdankte er es, wenn ihn rechtzeitig Zweifel an dem Wert und der Dauer der revolutionären Errungenschaften beschlichen.

Ein Gefühl dafür erwachte in ihm, daß die Zugehörigkeit der Rheinländer zu Frankreich dem ‚Nationalgeist' widerstreite. Die Einsicht packte ihn, daß Selbstsucht und Zuchtlosigkeit in Frankreich immer mehr die Oberhand gewannen. Die von ihm gepriesene Absicht der Verfassung des Jahres 1795, der ‚organisiereten Aristokratie der Bildung' und zumal dem ‚Institut français' einen Anteil an der Regierung einzuräumen und Frankreich unter ihre Leitung zu bringen, bewährte sich nicht. Als die jakobinischen Elemente am 30. Praireal des Jahres VII, im Sommer 1799, erneut in die Schranken gewiesen wurden und Sieyès die maßgebende Stellung in der Regierung einnahm, setzte Görres dennoch wie die meisten gemäßigt gesinnten und ruhigen Männer Frankreichs ein letztes Mal sein Vertrauen auf die Revolution und Republik. Ein ‚Adel

der Sitte' sollte nun leisten, was dem Adel der Bildung nicht glückte. Aber ein Aufenthalt in Paris im November desselben Jahres überzeugte ihn, daß seine republikanischen Ideale auf lange hinaus unerfüllbar seien und Frankreich unfähig, der Menschheit die verheißenen Dienste zu leisten. Es mußte für sich selber Rettung in der Tyrannis Napoleons suchen, um nicht zu verderben. Da ließ er von Frankreich ab. Zugleich aber verzichtete er auf die politische Tätigkeit; denn das gespaltene und unbewegte Deutschland bot ihm kein Feld für ihre Fortsetzung. Er zog sich in die Stille des damaligen deutschen Forscher- und Gelehrtenlebens zurück, um in dem Umgang mit den Wissenschaften von den Enttäuschungen seiner Jugendjahre zu genesen und innerhalb bescheiden abgesteckter Grenzen ein ertragreicheres Dasein zu führen. Der Entschluß sollte für die weitere Entwicklung seines geistigen Wesens von einschneidender Bedeutung werden. Schon bisher hatte sich in der fruchtbaren Wechselwirkung seiner spekulativen und praktischen Begabung für die Politik zuweilen eine Störung dadurch geltend gemacht, daß Görres den Geist des 18. Jahrhunderts und der Aufklärung in sich aufnahm; in seine spekulative Begabung drang ein doktrinärer Einschlag, der seinem aufs Praktische gerichteten Sinne manchen Eintrag zu tun vermochte. Über der rein literarischen und wissenschaftlichen Tätigkeit des nächsten Jahrzehnts nistete sich dieser Einschlag vollends in Görres' Wesen fest. Erst von 1810 an griff er neuerdings, bis 1814 indessen nur selten, politische Tagesfragen auf. Dann freilich trug er sich immer mehr mit politischen Ideen. Jedoch wurde ihm nicht ein zweites Mal vergönnt, sich zugleich in der politischen Praxis zu üben und, was er für richtig hielt, an ihrer Erfahrung zu prüfen. Nur noch als Publizist durfte er sich Einfluß auf die Geschehnisse verschaffen. Zunächst nahm er ihn mit der vollen Selbstbeherrschung des gereiften Politikers wahr. Bald aber entwickelte sich eine schmerzvolle Spannung zwischen seinen Gedanken und dem Weltlauf, der sich ganz anders gestaltete, als er ersehnte. Die Neigung zu theoretisieren und zu konstruieren wurde mächtiger in ihm. Wohl kämpfte er fortwährend wider sie an und legte immer wieder seine Absicht an den Tag, auch als Schriftsteller nur praktische Politik zu treiben. Aber es wäre gegen die Natur der Dinge gewesen, wenn er in diesem Streite mit sich selbst völlig Sieger geblieben wäre.

Ende 1799, als Görres für alle Zeit von der praktischen Politik schied, hatte er unter dem Einflusse der Aufklärungsideale die Ursache des Mißlingens der Revolution darin gesehen, daß der Erhebung des französischen Volkes ‚keine verhältnismäßige Bildung seines Geistes vorangegangen' sei. Als ihr Ziel hatte ihm schon vorher vorgeschwebt, ein Reich der Bildung und der Sitte zu begründen. Bildung galt ihm noch lange als Hauptzweck wie als Haupthebel politischen Fortschrittes. 1810 verkündete er: ‚Wohl drängt die Geschichte dem Punkt entgegen, daß die Intelligenz herrschend in ihr werde.' Da er 1814 und 1820 Entwürfe für eine Neuordnung des ständischen Wesens ersann, zweifelte er nicht, daß der Vorrang auch fortan dem Lehrstand gebühre, in dem er nunmehr Priestertum und Gelehrte vereinigt zu sehen wünschte. Für den ‚Reichstag', der Deutschland nach den Befreiungskriegen wieder eine Verfassung geben sollte, aber nie zustande kam, empfahl er, daß ‚außer den Männern, welchen ihr Standpunkt und Beruf der gewöhnlichen Ordnung nach dort Sitz und Stimme gibt, auch die echten Kenner alter teutscher Geschichte und Weise und Sprache und Verfassung erscheinen, welche den übrigen Ständen den Geist unserer großen Vergangenheit lebendig vor Augen zu stellen

vermögen'. Görres hat sich, wohl aus gelegentlicher Bedrängnis der eigenen Brust heraus, das Problem schon vorgelegt, ob steigende Kultur der staatsmännischen Kraft der Menschen Abbruch tue; über seinen Ernst ist er aber noch hinweggeglitten. 1799 urteilte er von den Girondisten, die er meisterlich als ‚die praktischen Theoretiker ohne tätigen praktischen Sinn' kennzeichnete, daß sie ‚nicht ohne Charakter' gewesen seien, ‚aber ohne jene wilde Stärke desselben, die die Kultur wohl ab-, aber nie ganz wegschleift'. 1820 bedachte er in ‚Teutschland und die Revolution', wie die Vorsehung ehedem verwesende Staaten durch Fluten von Barbaren überschwemmte und das stockende Leben von unten herauf durch neues Blut erfrischte. ‚Aber diese Brunnen fließen nicht mehr so reichlich, seit die Kultur die alten Wälder ausgerottet und die Pflugschar die wilde Erde dem Menschen gezähmt. Dagegen aber hat die Kultur die Gemeinschaft mit einer anderen Welt eröffnet, die durch geistige Kräfte jene versiegende Naturkraft ersetzt und bei den Umwandlungen der Staaten ihre Dienste versieht. Es ist dies jene geheimnisvolle Ideenwelt, die nach alter Lehre erfüllend die unendliche Tiefe des Geisterreichs, in alle Klüfte der Unterwelt ihr Licht niedergießt und alle Gestaltungen beseelt'; es sind ‚die ihr entstammenden Ideen, die die Staaten als ihre eigentliche Begeistigung zusammenhalten, mit der Geisterschwere sie in sich verbinden und mit dem geistigen Lichte sie durchleuchten'. Die eigenartige Wendung, die sein Gedanke in diesen Sätzen nimmt, ist für Görres bezeichnend. Unvermittelt bricht das Gefallen an phantastischer Mystik durch, das der geistvolle Mann gerne Herr über sich werden ließ und das ihn oft daran hinderte, über politische Schwierigkeiten sich erschöpfende Rechenschaft zu geben. Dasselbe Gefallen bestimmte ihn an der Schwelle des Mannesalters dazu, die Mythen der Völker zu seinem wissenschaftlichen Lieblingsstudium zu machen, verleitete ihn mit den Jahren immer häufiger, selbst mitten im Flusse ruhiger, Tagesfragen gewidmeter Erwägung seine Kraft in bisweilen gewaltigen, bisweilen verschrobenen geschichtsphilosophischen Ergüssen zu verschwenden, und gab dem Greise die Anregung zu seiner absonderlichen ‚Christlichen Mystik'; insgemein aber spiegelt es am klarsten wieder, daß so gut in den Zeiten der prophetischen Vorlesungen, die Görres als gläubiger Katholik hielt, wie in den Tagen seiner Schwärmerei für die Aufklärung hinter all seinem Tun und Denken, auch dem politischen, viel absolute, von der Wirklichkeit und dem Irdischen abgewandte Geistigkeit lag. Immer hat der Hang, die ‚Ideen' voranzustellen und die geistige Seite des Lebens vorzüglich zu schätzen, auch bei der Betrachtung des Staats und der Würdigung seiner Zwecke Görres gewisse Schranken gezogen, gewisse Hemmungen bereitet, die nicht übersehen werden dürfen. Es war die schwache Stelle, die nicht befestigte und geschützte Seite seines Geistes, von der aus nicht nur die Aufklärung auf den Jüngling, sondern auch die Anschauungsweise und manche Voreingenommenheit der ganz und gar unpolitischen Romantik auf den reifen Mann Einfluß gewinnen konnte. Es trennte ihn zwar die tiefe Kluft natürlicher Veranlagung von den vielen hervorragenden Deutschen seiner Zeit, die wie Humboldt, Fichte und Schlegel von wesentlich unpolitischer, ideologischer Geistesart waren und sich erst unter dem Druck der gewaltigen Geschehnisse der Revolution und der napoleonischen Zeit dem Staatlichen und Nationalen zuneigten. Er war und blieb ein Politiker; das Nationale und Staatliche stieß ihn nicht ab, sondern zog ihn an. Aber durch die Gleichheit der geistigen Umwelt, die gleichartige Einwirkung einer Reihe von Zeitideen und verwandte Lebensführung stellte sich

doch eine gewisse Übereinstimmung zwischen ihnen heraus, weniger in den Überzeugungen als in manchen Empfindungen, die hier und da in die Erscheinung tritt. Görres sprach mit einer den anderen nicht eigenen Liebe und Ehrfurcht von der Bedeutung und dem inneren Gehalt staatlicher Verfassung und brandmarkte stets nur den Despotismus. Aber es darf uns nicht entgehen, daß er doch oft den Staat trifft, wo er nur vom Despotismus redet. Auch er ist angekränkelt von der Unzulänglichkeit der Staatsanschauung seiner Zeit, die an den anderen sofort auffällt, und von der Scheu vor dem Staate als etwas Ungeistigem und Unfreiem, die ihnen anhaftete. Man bemerkt es bald und mühelos, wenn man seinen Ansichten von der deutschen Verfassung der Zukunft im einzelnen nachgeht, und auch seine Meinungen über Kirche und Staat darf man aus demselben Grunde nicht ungeprüft hinnehmen.

Während aber der Rücktritt von der praktischen Politik, der seiner Abwendung von Frankreich im Jahre 1799 notgedrungen folgte, dauernd nachteilig auf Görres wirkte, indem seine praktische politische Ader unterbunden wurde, erwies sich die Abwendung von Frankreich selbst als der größte Segen seines Lebens für ihn; denn sie führte ihn zum Verständnis seiner Heimat und zur Hingabe an sie. Schon in den ‚Resultaten meiner Sendung nach Paris' lehnte er die Lehre von den ‚natürlichen Grenzen' ab, mit der die Eroberung des Rheines durch die Franzosen gerechtfertigt wurde, und erkannte hingegen statt dessen ‚die scharfen Grenzen' an, die ‚in der inneren moralischen Natur' der verschiedenen Völker gegeben seien und vorzüglich durch das Sprachbereich kenntlich würden. Fortan ergriff ihn über seinen wissenschaftlichen Studien, in dem romantischen Freundeskreise, dessen Mitglied er wurde, und durch die Not, die über die Nation kam, immer innigere Teilnahme für das nationale Leben Deutschlands und eine immer begeistertere Wertschätzung des deutschen Volkes. Der Rhein galt ihm nun als ‚Teutschlands hochschlagende Pulsader'. Laut rief er aus, daß die Rheinlande ‚nur allzu lange Zeit den Franzosen gedient'. ‚Jetzt, da die Zeit der Dienstbarkeit vorüber ist, ziehen wir mit Weib und Kind zu unseren Brüdern hin, und Gottes Feuersäule geht vor uns her.' Der deutschen Nation unverbrauchte ursprüngliche Kraft, die Mannigfaltigkeit ihrer Anlagen, ihr wundervoller, aus den Tiefen schöpfender Gestaltungstrieb rissen ihn hin, so daß sich alle seine Gedanken, alle seine Wünsche und Hoffnungen auf Deutschland sammelten und er in der Zeit der Befreiungskriege die Stimme dieses Volkes wurde, redend aus dem Innersten des nationalen Empfindens.

Indem Görres aber die volle Fühlung mit seiner heimatlichen Nation gewann, erfuhr er allmählich auch, wie es um den ‚Pöbel' bestellt war, den die Aufklärung hochmütig verachtete. Seine Augen öffneten sich für das ‚Volk'. Er lernte in ihm, unversehrt wie es in Deutschland noch vor seinem Auge dahinlebte, den Born kennen, der alle Lebens- und Erneuerungskräfte der menschlichen Gesellschaft in sich beschließt, den starken und reinen Träger und Sporn allen nationalen Gedeihens. ‚Als in der jüngst verflossenen Zeit', schrieb er im Juli 1814, ‚Teutschland in tiefer Erniedrigung gelegen, als die Fürsten dienten, der Adel nach fremden Ehren lief, die Geistlichkeit mit ihren Grundsätzen unterhandelte, die Gelehrten den eingebrachten Götzen opferten, ist das Volk allein, das im weiten Sinne wieder den Kern aller Stände in sich begreift und nur den Pöbel aller Art von seinem Begriffe ausschließt, sich selber treu geblieben und hat sein eigenes Wesen und seine angestammte Gesinnung sorgsam und wohl gehütet.'

Von den Blenden, die die Aufklärung ihm angelegt hatte, fiel damals eine nach der anderen ab. Statt der künstlichen Werte und gemachten Ideale, für die er sich in jugendlicher Leichtgläubigkeit erwärmt hatte, nahm nun die Wirklichkeit durch die Größe ihrer echten und unmittelbaren Hervorbringungen seinen Geist gefangen. Da erschloß sich ihm denn auch der wahre Charakter einer dritten, unvergleichlich lebensstarken und gehaltvollen geschichtlichen Erscheinung, die er bisher aus lauter Haß gegen die ‚Pfaffheit' und geistigem Dünkel so wenig wie den ‚Pöbel' eines Blickes gewürdigt hatte. ‚Unterdessen', so schilderte er im ‚Rheinischen Merkur' gegen Ende des Jahres 1814 den Umschwung, ‚waren diejenigen, die zu einer anderen Zeit gerade der Hierarchie gegenüber gestanden hatten, jetzt aus ganzem Herzen zu ihr übergetreten; sie sahen nicht mehr die Entartung der letzten Zeiten, sondern die Herrlichkeit der Vergangenheit, nicht mehr die unvollkommene Darstellung des Äußerlichen, sondern die Trefflichkeit des inneren Kernes. Sie erkannten, wie dieses innerliche Wesen ein ewiges sei, das aus jedem Sturm der Zeiten immer wieder siegreich hervorgehe, weil es unvergänglich ist und unabhängig von zufälligem Wechsel; sie überzeugten sich, wie dasjenige Böse, das mit ihr stritt, nur allein auf dem bodenlosen Abgrunde des Hochmuts sich schwebend erhalte und darum den Keim seiner Vernichtung in sich trage und dem Verderben nicht entgehen könne. Und wie sie geurteilt, so ist es eingetroffen; die Sonne steht wieder in alter Klarheit am Himmel, und der giftige Heerrauch ist von ihr bezwungen auf die Erde niedergeschlagen.'

Von dem erschütternden Erlebnis überwältigt, das sein Eintritt in das nationale Ringen Deutschlands, die Berührung mit dem Volke, die Einsicht in das Wesen der Kirche ihm bedeutete, erschrak er über die Oberflächlichkeit der Aufklärung, an der er sich bis dahin hatte genügen lassen. Ihre Vorurteile, ihr abstraktes und willkürliches Denken, die materielle Gesinnung, die sie unter der Hülle schillernder Phrasen verbarg, erregten jetzt seinen Abscheu. ‚Was uns sonst wie Sonnenlicht und Lebensluft gemeines Gut gewesen, das haben wir elendiglich zerrissen und verteilt und siechen nun erbärmlich bei Kerzenlicht und mephitischer Stubenluft. Darüber hat sich der innerliche Krieg entzündet, den die Habsucht fort und fort ohne Stillstand führt, daß jeder den andern überlistend nur für sich erraffe. Alle höheren Ansprüche wissen wir dabei mit einem Vorrat hoher, schöner Worte abzufertigen und in täuschender Perspektive uns alle Tugenden vorzumalen, die wir nicht besitzen.'

Um so entschlossener eignete er sich persönlich für die Zukunft eine geschichtliche Auffassungsweise an, überall die Ursprünge des Bestehenden in der Vergangenheit suchend, die Überlieferungen achtend, das notwendige Neue mit dem geheiligten Alten verknüpfend, um daraus ewig frischen Idealismus zu schöpfen. ‚Diese Zeit', rief er 1814 in demselben Aufsatze aus, dem soeben schon die Worte über die Kirche entnommen wurden, ‚hat sich in ihrem Dünkel gewöhnt, Bibeln, Gesetzbücher, Verfassungen, Philosophien, alles über Nacht hervorzubringen, und unerhört, von Grund auf, daß es vollendet am Morgen dasteht, wo dann aber freilich am Abend auch wieder der Pflug über die Stätte hingeht. Nach so viel Jahren könnten wir endlich gesättigt sein an dieser leeren Wolkenbildnerei und wieder zurückkehren aufs Feste, wo so viel Angefangenes steht, das unserer vollendenden Hand noch wartet.' Das Unvollendete zu hegen, in ‚stiller, gesammelter Innigkeit, die aufs Erhalten geht', ‚den stillen, leisen, gelassenen Gang, in dem die Natur ihre Bildungen entfaltet', im rechten Schritte, in der rechten

Weise geistig mitzugehen, ward seine große Sorge; dort suchte, dort fand er in immer deutlicher werdenden Vorstellungen die richtige Mitte zwischen den Zeitgenossen, die Feinde aller Neuerungen, und denen, die Revolutionäre waren. ‚Das Volk, welches seine Vergangenheit von sich wirft, entblößt seine feinsten Lebensnerven allen Stürmen der wetterwendischen Zukunft. Wehe also uns, wenn unsere neue Gestalt so neu würde, daß sie nur aus den Bedürfnissen der Gegenwart ihr Dasein schöpfte!‘ ‚Man bedenkt nicht, daß Jahrhunderte an einem solchen Werke (an einer Verfassung) bauen müssen, daß es allmählich aus dem Innern eines Volkes erwachsen und aufgrünen muß und in stiller Wirksamkeit sich allmählich stärken und anwurzeln, der Eiche gleich, die auch hundert Jahre zu ihrem Wachstum nötig hat, soll es zu einem gründlichen Bestande kommen. Glaube keiner, daß er imstande sei, aus eigenem Dünkel heraus frisch von der Hand weg einem Volke eine neue, vorher fremde, erfundene Verfassung anzulegen; das wird alles Franzosenkram sein, ein Hemdlein und ein Röcklein, das siebenmal in der Woche wechselt, aber kein Tempelhaus, stattlich und wohl gebaut, das die ganze Nation in sich bergen und hegen mag.‘ ‚Es gibt zweierlei Übel, das die Geschichte in ihrem ruhigen Gange zu irren sucht; einmal der Schlendrian, der immer den Blick rückwärts heftet, die geistlose Faulheit, die alle Kraft in hergebrachter Form zu ersticken sucht. Das andere ist das zügellose Vorwegnehmen der fernen Zukunft; es ist der wilde, irre Geist, der Jahrhunderte wie Tage zu überspringen sucht, das unbestimmte, regellose Schweifen.‘ ‚Man soll das Neue vor dem Alten nicht verwerfen, noch auch umgekehrt; jedes hat seine Zeit und Gelegenheit.‘ ‚Man soll nicht in allerlei aufgeklärten Gedanken lächerlich finden, was wirklich gut und tüchtig ist, und auch nicht aus Aberglauben, was wirklich erstorben und ausgeschieden worden, gewaltsam wieder einpfropfen wollen. Nur der Poesie mag das Wunder gelingen, den alten Lanzenschaft wieder grünend und blühend zu machen.‘ ‚Denn auch von dem Wahne müssen wir uns frei halten, daß ein Vergangenes, Abgelaufenes sich, wie es war, herstellen lasse. Aber wer eine lebendige Anschauung der Zeiten besitzt, wer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als eins zu sehen weiß, wird solchen Wahn nicht hegen, sondern nur ein organisches Hervorbilden der letzteren aus den beiden ersteren meinen, welches von Nachahmen weit entfernt ist.‘ ‚Es wird sich leicht die rechte Mitte finden, wo die Vergangenheit ihr Recht erhält, die auch einst Gegenwart gewesen, und die Gegenwart, die einst als eine Vergangenheit hinter die kommende Zeit tritt, sich nicht selbst aufgeben darf. Denn aus Zeiten wird die Geschichte; wer seine Zeit negiert, muß alle verneinen, die vorangegangen; nichtig ist zu aller Zeit nur, was sich vereinzeln will; alles allgemeine, alles was instinktartig in der Masse wirksam treibt, ist historisch und muß als solches geehrt und geachtet sein. Wer es aber ausschließen muß nach den Grundsätzen einer falschen Theorie, mag sicher sein, daß er auf irrigen Wegen geht.‘ Damit hatte Görres die abschließende Formel gefunden.

Die geistige Evolution, die Görres in den Jahren der Zurückgezogenheit bis zu dem soeben festgestellten Punkte durchlebte, brachte seine Männlichkeit zur vollen, herben Reife und gab seiner starken, fast überschwänglich reichen Geisteskraft den vollen, ernsten und schweren Gehalt. Warm war sein Herz immer gewesen. ‚Die kalte unteilnehmende Herzlosigkeit‘, die allem menschlichen Ringen um Wahrheit und Fortschritt apathisch gegenübersteht und nur verdammende Worte für es hat, hatte ihm von je Vorwürfe der Entrüstung ausgepreßt. Nun

glühte heiliges Feuer in ihm auf. Auch an Tüchtigkeit und Entschiedenheit hatte es ihm nie gemangelt. In manch kräftigem Wort hat er sie Zeit seines Lebens zum Ausdruck gebracht. Wie er 1820 über Kotzebues Ermordung schrieb: ‚Gott weckt bisweilen eine heidnische Tugend, um jene christliche Heuchelei zu strafen, die, während sie mit Leichtsinn ungerechte Kriege beschließt, nur dann des Christentums gedenken will, wenn die Flamme endlich das eigene Dach ergreift', so stammen schon aus früherer Zeit die Sätze: ‚Innere Rechtlichkeit ist unbrauchbar für die Welt, wenn sie nicht durch Kraft und Einheit sich geltend zu machen weiß. Gegen ohnmächtige Tugendhaftigkeit übt gerade der Teufel in der Geschichte sein strengstes Recht, Bosheit wird von ihm gekräftigt, Stärke liebt der Himmel, matter Tugend aber vermögen alle guten Geister nicht aufzuhelfen.' Und an einer anderen Stelle: ‚Gewaltsame Heftigkeit ist es nicht, womit ein solches Volk (die Rheinländer) behandelt werden soll; aber eine kalte feste Energie, strenger Rigorismus ist die unveränderlichste Maxime, die der befolgen muß, der dasselbe zu lenken unternimmt. Schwache Nachgiebigkeit oder abspannende Maßregeln, wie sie im Süden üblich sind, würden den öffentlichen Geist töten, allgemeine Laxität hervorbringen und am Ende ein gänzliches Stocken der ganzen Maschine herbeiführen.' Der aufs höchste gesteigerten Entschlossenheit bestrebte er sich jetzt jedoch auch ihr Gegengewicht in einer vollkommenen Mäßigung seines Urteils und einer durchgehenden Beruhigung seines zu rascher Bewegung geneigten Wesens zu geben. ‚Je höher die Wellen gehen, je stärker die Brandung schäumt, um so gelassener muß der Steuermann hinaus in die Bewegung sehen.' Einer seiner Hauptgedanken wurde, auf der Hut davor zu sein, daß er oder andere eine noch unerreichbare Forderung aufnahmen, damit das deutsche Volk nicht um ‚das mögliche Gute, die reife Frucht der Zeit betrogen werde.' So sollte sich Maß und Tüchtigkeit zum rechten Werk vereinen. ‚Wohl tut Ruhe und stilles Gemach vor allem anderen not dieser Zeit, die sich in rastlosem Treiben beinahe aufgerieben; aber es darf nicht die Ruhe der Trägheit, sondern allein jene gehaltene, feste Gelassenheit sein, die nicht in leerer Hast sich abmüdet, sondern gemessen und ihrer selbst gewiß mit dem geringsten Kraftaufwand ihre Zwecke zu erreichen weiß.' ‚Darum je mehr die Willkür sich erlaubt, um so enger sollen sich alle aneinander schließen; wenn alle ihrer Augen Licht immer auf eine Stelle richten, dann wird dort wie in einem Brennpunkt sich eine Flamme sammeln, der das Feuerfesteste selbst nicht widerstehen mag. Laßt nicht ab zu fordern, kommt immer wieder auf denselben Punkt zurück; aber also sei euer Gang, daß ihr keine Zwischenstufe ungeduldig überspringt noch auch einen Schritt vorwärts tut, den ihr zurückzutun euch genötigt seht, und so ihr dann mit Mut für eure Sache steht, wird der Erfolg nicht dem Bemühen fehlen.'

Je ernster Görres' Männlichkeit wurde, mit desto tieferem sittlichen Gehalt erfüllt und von dessen Beachtung in ihrem Erfolge abhängig erschienen ihm auch Politik und Staatskunst selber. Es trat ihm klar vor Augen, daß es sich in der politischen Bewegung seiner Zeit nicht nur um die Erkämpfung von Fortschritten, Freiheiten, Rechten handle, sondern ebenso dringlich, ja dringlicher noch um die Übernahme von Pflichten durch die einzelnen Bürger und die Entwicklung des Gemeingeistes im ganzen Volke. ‚Aber dann auch soll man vor allem nicht vergessen,' schreibt er in ‚Teutschland und die Revolution', ‚daß, wie man in der äußeren Mechanik die Naturgesetze als unverbrüchlich längst sich gefallen läßt und ihnen zuwider zu handeln für eine Torheit hält, so auch in der geistig politischen die

ethischen Gesetze, die auf gleicher Höhe mit jenen physischen stehen und gleich unerbittlich jede Übertretung ahnden, anerkenne . . . daß Rechte und Pflichten, Freiheit und Gehorsam, Geben und Nehmen wechselseitig sich bedingen, daß jede Gewalttat eine entgegengesetzte herausfordert, daß das Unterlassen eines gebotenen Guten ebenso als Missetat geahndet wird, wie das Tun eines verbotenen Schlechten, daß der Krieg zwar notwendig die äußersten Gegensätze hält, der Friede aber nur in der Temperatur der Mitte gefunden wird usw. Alle diese ethischen Gesetze müssen in der Gesellschaft mit der Gewißheit mathematischer Axiome geltend werden, sie müssen als allgemein unverbrüchliche Maximen sie in all ihren Elementen durchdrungen haben: dann mag sie immerhin ohne Gefahr ihrem Instinkte folgen; sie mag ihre Verfassungen gründen einzig auf den Ackerboden und den Verkehr, auf Aktien und Erben und die Aristokratie der Meistbeerbten; sie mag, die wirkenden lebendigen Kräfte in der Verfassung vielfältig zersetzend und wieder nach der Diagonale sie vereinigend, ihre mathematischen Belustigungen und ihre stöchyometrischen Kalkule treiben und die Gesellschaft auf der untersten Stufe des Lebens einstweilen zum tausendarmigen Polypen machen. Nur erst wenn die bürgerliche Tugend die einzige Staatsklugheit geworden, hat dieser Mechanismus seine Seele, wie sie die Zeit ihm geben kann, erlangt, und nur dann wird er wie ein organischer Körper sich selbst schützen und erhalten'. Von der Höhe dieser Auffassung aus gelangte er zu einer glatten Verwerfung des französischen konstitutionellen und parlamentarischen Systems. Nimmermehr werde sich der Staat der neuen Zeit selbst zu schützen und erhalten vermögen, ‚wenn man, die Schlechtigkeit aller Menschen als bekannt voraussetzend, nach dem jetzt besonders in Frankreich herrschenden Vorurteil in der Form und allen ihren Kautelen und Gegensätzen und Kontrollen ein Surrogat der fehlenden Ehrlichkeit zu finden glaubt und also, da ein Versuch um den andern mißlingt, in der moralischen Welt einem beinahe noch wesenloseren Phantome nachjagt, als das Perpetuum mobile von je in der Mechanik sich erwiesen.' Dieser ‚furchtbare Irrtum' sei ‚aus der gröbsten materialistischen Ansicht hervorgegangen', die ‚den Franzosen in der Politik ebenso eigentümlich' sei, ‚wie das System des Genusses und der wohlverstandenen Eigenliebe ihrer Moral seit Helvetius: aber eben deswegen, wenn auch Teutsche an ihm teilgenommen, so ist dies nur eine Verwirrung einzelner, die in dem ethischen Sinne der Nation nie dauerhafte Wurzel schlagen wird. Es neigt sich vielmehr sichtbar alles zu dem Punkte, daß auf der Stufe, wo sie sich jetzt befindet, wirklich eine allgemeine Rechtlichkeit und der Inbegriff republikanischer Tugenden, gemildert und getragen von dem, was noch von religiösen Motiven wirkt und treibt, vorherrschend die Begeistigung ihres öffentlichen Lebens zu werden im Begriffe steht.' Freilich wollte auch er in seinem nach deutschem Geist eingerichteten deutschen Staate eine Verfassung und eine Volksvertretung. Die Aufgabe der Volksvertretung aber bestimmte er schon 1814 einmal, in dem Aufsatze: ‚Die künftige teutsche Verfassung', unter dem Gleichnis der Verrichtungen eines Pendels in einem mechanischen Getriebe: ‚Hemmen wird sie, wo es das Bedürfnis erfordert, und beschleunigen, mäßigen und erheben, und also ausgleichen alle inneren Ungleichheiten. Unterhalten wird sie im öffentlichen Leben den Wechselverkehr gegenseitiger Leistungen in Pflichten und in Rechten und jene freie Wirkung und Gegenwirkung, die wie der Atem des Lebens durch die sonst tote Masse geht.' ‚Wenn wir große Ansprüche an die Fürsten und ihre Räte machen, dann soll die Forderung an uns selbst nicht geringer sein . . . Jeder suche sich zuerst selbst das Maß zu geben, daß seine

Persönlichkeit in umschriebener menschlicher Gestalt und nicht einer fressenden Flamme gleich erscheine. Bändigen wir zuerst in uns den wilden Pöbel der Triebe und Leidenschaften, daß er nicht herrisch tobend allein gebiete. Laßt uns pflegen den Adel unseres Wesens, in der Brust Mut, Tapferkeit, Stärke und Entschlossenheit, Gerechtigkeit, Entsagung, Sitte und Rechtlichkeit. Im Haupte soll dann priesterlich wohnen die rechte Frömmigkeit und die Anerkennung der höheren Welt, die Ergebung in die Fügungen der Macht, die da lenkt aus tiefer Verborgenheit, die Einsicht des höheren Gesetzes, das alle Ereignisse in sich verknüpft und ein fortdauerndes Wunder durch alle Geschichte glanzreich bricht; endlich die Überzeugung, daß nur das Gute in sich wesenhaft und dauernd, alles Böse aber an sich nichtig und vergänglich ist. Daß jeder nun also auch sein Haus bestelle, der an den Staat Ansprüche zum Bessern macht, wird ferner auch gefordert; denn das häusliche Verhältnis ist der Grund alles bürgerlichen.' Fast noch packender kehrt derselbe Gedankengang in ‚Teutschland und die Revolution' wieder: ‚Aber indem ihr Recht nehmt, vergeßt nicht, Recht zu geben, wem Recht gebührt; und indem ihr der Strenge des Grundsatzes nichts vergebt, unterlaßt nicht, in der Anwendung Billigkeit zu üben: denn die Theorie ist scharf wie Schwertes Schneide und wie Feuers Flamme fressend; alles Menschliche aber ist aus entgegengesetztem gemischt und in wilden Übergängen temperiert, und seine Natur haßt wie Gift alles Unmäßige. Laßt euch nicht zu törichtem Streit verhetzen, schon die unlautere Quelle, aus der euch der Antrieb kommt, soll euch Verdacht einflößen; indem ihr hadert, denken sie lachend die Beute davon zu tragen. Glaubt nicht, daß euch eine neue Freiheit zuteil werde ohne eine neue Leistung, und daß das Gute ohne euer Zutun euch im Schlafe anfliege. Das ganze Streben dieser Zeit kann nur einen vernünftigen Sinn in sich haben: daß sie reger, lebendiger und tüchtiger zu sein sich vorgenommen, als die frühere gewesen . . . Verfassungen sind gar nichts ohne Bürgertugend; hätte diese in uns gelebt, dann wäre die Freiheit nicht zugrunde gegangen; das bloße Verlangen nach ihrer Wiederherstellung ist aber noch kein Beweis, daß die Tüchtigkeit dazu zurückkehrt.'

Nach den Befreiungskriegen enttäuschten dann der Wiener Kongreß und die Fürsten durch ihre Selbstsucht, bald aber auch das Volk, weil es sich für demagogische Anpreisungen empfänglich zeigte, das hochherzige Vertrauen, das Görres auf die großen Tage der Besiegung Napoleons gesetzt hatte. Das goldene Zeitalter erschien nicht, an dessen Eintritt er nicht gezweifelt. Da baute er denn seine Hoffnungen tiefer und tiefer in das Ewige hinein, voll des Glaubens, daß trotz aller Kleinheit der Menschen Gott die Deutschen noch einmal vor sein Gericht fordern werde, damit sie rängen mit ihrem Schicksal, und daß noch einmal auch sein ‚gutes Lichtfeuer' kommen werde, ‚damit alles Gute fröhlicher gedeihe.' Fühlend, wie es mehr und mehr unmöglich für ihn wurde, handelnd zu wirken, unmittelbare Ergebnisse zu erzielen, rückte er, den Blick immer höher richtend, als ein Mahner für die Zukunft immer entschiedener im Widerstreit der Zeit das Prinzipielle in den Vordergrund, die großen Richtlinien aller staatlichen Ordnung und alles politischen Fortschrittes, die sich ihm aus den Erfahrungen seines Anteiles am öffentlichen Leben ergeben hatten. ‚Die Wahrheit, das Recht, die durch Gesetze und Liebe geregelte Freiheit', so hat sie einer seiner Freunde im Geleitwort zum ersten Bande der ‚Gesammelten Schriften' schon 1853 formuliert. ‚Wahrheit ohne Freiheit', hat Görres selbst in der Einleitung von ‚Teutschland und die Revolution' in Anlehnung an die heilige Schrift gesagt, ‚ist ein

vergrabener Schatz, eine verschlossene Quelle, ein versiegelter Born, Freiheit ohne Wahrheitsliebe aber ist unrecht Gut in eines Gottlosen Hause'. ‚Es wird nicht', heißt es schon 1810 in ‚Teutschland und die Bedingungen seiner Wiedergeburt', ‚nach bloß ethischen Zwecken in der Welt gefragt, zuerst soll Gerechtigkeit werden allem, was sich auf Erden lebendig regt, und damit wird von selbst das ethische Reich gegründet'. ‚Recht zu tun und Gerechtigkeit zu üben', führte er 1814 aus, ‚geht aller Politik voraus, ja muß als die einzige wahre Politik erkannt werden. Es ist nicht möglich, ein anderes zuverlässig leitendes Prinzip für die Handlungsweise im öffentlichen und im Privatleben auszufinden'. Nie aber erstarrten diese Grundgedanken in seiner Brust zu sogenannten ‚Grundsätzen', wie sie allen denen so willkommen sind, die immer nur die Welt richten und schelten und das Bedürfnis haben, sich vor sich selber zu erheben, während sie doch nur in eine unfruchtbare Oppositionsstellung abseits von allen Wirkenden und Wandelnden geraten sind. Dafür blieb seine geschichtliche Denkweise, sein Pflichtgefühl und sein Wille, zu handeln bis zu seinem letzten Atemzuge, zu stark in ihm. Jene großen Ideale leuchteten ihm auch in dem letzten Abschnitt seines Lebens immer nur als Leitsterne, im Aufblick zu denen er sich seinen Glauben an die Menschheit und an sein Volk in allen Kämpfen und Enttäuschungen bewahrte, und deren Lichtstrahlen er vor allem in seine eigene Brust fallen ließ, um sich selbst zu prüfen und sich der eigenen Pflicht unablässig zu erinnern. ‚Hat der Satan', rief er sich, das Werk der letzten drei Jahrhunderte überdenkend, in ‚Teutschland und die Revolution' selber zu, ‚manchen Stein dazu herbeigeschleppt, der Bau wird doch zuletzt ein Gotteshaus.' ‚Es liegt', heißt es an einer anderen Stelle derselben Flugschrift, ‚eine unverwüstliche erhaltende Kraft in den geselligen Verbindungen; derselbe Instinkt, der sie zuerst geschlossen, wacht auch unablässig über die Erhaltung des Bestehenden'. ‚Seit die Schuld der alten Welt versöhnt,' sagte er einmal im ‚Rheinischen Merkur', ‚scheint es, sollen ganze Nationen nicht mehr untergehen: von Zeit zu Zeit wird ihr Schuldenbuch nachgesehen und jeder ihr richtiges Pfund zugewogen, und dann treten sie wieder verjüngt in besserer Gestalt in die Geschichte ein.' ‚Dann soll man aber auch nicht schelten,' heißt es an einer dritten Stelle von ‚Teutschland und die Revolution', ‚daß der Gang der Zeiten zu so körperhaften Ansichten von Staat und Verfassung hingetrieben; es ist die notwendige Folge der Entwicklung; und wie im Mutterleibe nur allein die plastischen Kräfte im Dunkel des Geheimnisses walten und die geistigen erst später übertreten, so auch im Bildungswerke des Jahrhunderts.'

In den allgemeinsten Umrissen und gröbsten Zügen dürften damit die grundlegenden politischen Anschauungen Görres' angedeutet sein, wie sie ihm aus den Fügungen seines Lebens entsprangen. Kraft ihrer hat er seine Stellung im Getriebe der Meinungen und Parteiungen seiner Zeit stets mit Bestimmtheit gewählt. Sein Streben nach einem Ausgleich zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen Fürsten und Volk, zwischen den einzelnen Ständen und den mannigfaltigen Ideen der Zeit, sowie sein Gesichtspunkt, daß immer Mäßigung zu üben sei, hoben ihn freilich über das gewöhnliche Parteileben mit seiner Eigensucht, Rechthaberei und Freude an der Verketzerung des Gegners hoch hinaus. ‚Auch sind die Parteien', sagte er in ‚Teutschland und die Revolution', ‚schon seit geraumer Zeit zum rechten Symptom gekommen, daß sie einander nicht mehr verstehen *wollen*.' ‚Da ist jene furchtbare Ideenverwirrung entstanden, die die gegenwärtige Zeit bezeichnet, wo niemand mehr den anderen zu verstehen scheint, . . . wo, wie beim Turmbau, wenn Mörtel gefordert wird, der

Arbeiter Steine bringt und Holz, wenn jener Ziegel verlangt, und mitten in der Sprachverwirrung, wie dort nach altem Scherze, nur das Wort Sack allen gemein geblieben.' ,Es ist', schrieb er 1814, ,die erbärmlichste aller Erbärmlichkeiten, jetzt noch, nach 20 erfahrungsreichen Jahren, ganze Stände durch ein allgemeines Urteil zu verdammen. Wie die Ritterromane neben ihre Saufritter ihre listigen, verschlagenen Burgpfaffen stellten, so und mit ungefähr gleichem historischem Grunde reden diese von der Hierarchie und der Hinterlist der Pfaffheit, und träumen nur von Ketten, die sie der Menschheit bereiten wollen!' Darum begrüßte er den Vorschlag, der Leipziger Schlacht jährlich durch Freudenfeuer zu gedenken. Sie ,sollen ermahnen und bitten: Brüder, bei diesem Zeichen gedenkt unserer Gemeinschaft und Brüderschaft, welche nimmer ganz zerreißen darf, Brüder, vergeßt der Brüder nicht'! Dennoch verwechselte er das Parteileben nie mit bestimmter politischer Stellungnahme überhaupt und fand es mit der Pflicht zu dieser auch gegeben, daß Gleichgesinnte sich zusammenhielten und kein Hehl aus dem machten, was sie von den anderen trennte. ,Parteiung', bekannte er in ,Teutschland und die Revolution', ,ist die notwendige Folge jeder Freiheitsübung; nur wenn Stein und Stahl sich reiben, bricht der Funke der Begeisterung heraus.' ,Sind die Gegensätze', schrieb er zum Jahresschlusse 1814, ,erst recht scharf herausgetreten, dann mag man um so durchgreifender die höhere Einheit wahren.' Zumal in ,Teutschland und die Revolution' hat er sich von den Parteien rechts und links nachdrücklich geschieden.

An den deutschen Liberalen mißbilligte er, daß sie, als die Befreiungskriege vorüber waren, alsbald wieder nach Frankreich blickten, in den dortigen Liberalen ,so ziemlich ihresgleichen' zu finden sich gewöhnten, ,dem leichten Franzwein' Geschmack abgewannen, sich daran berauschten und auch zu den Schlägereien ihrer welschen Gesinnungsgenossen mit den Ultras Lust verspürten. Unbedingt wies er ihre Frankreich entnommenen konstitutionellen Bestrebungen von sich. ,Auch wir sollen uns etwa mit jener parlamentarischen Komödie abfinden lassen und solche Kammern der Gemeinen gewinnen, die auf nichts ruhen als den Koterien der Hauptstadt und den Zeitungen . . . und ewig das langweilige Scherzspiel spielen, die Minister, die ihrerseits mit allen Seiltänzerkünsten sich im Gleichgewicht zu halten suchen, aus ihren Stellen zu vertreiben und selbst wieder vertrieben zu werden . . . Damit ist für das innere Glück des Volkes wenig ausgerichtet, und es liegen wohl noch andere Keime in dem unsrigen, die auf eine weit fruchtbarere Weise sich entfalten werden, wenn es zwar nicht im törichten Dünkel das Fremde verschmäht, aber auch nicht in noch törichterer Selbstvergessenheit seine Eigentümlichkeit in fremder Nachahmung ganz untergehen läßt.' Ebenso weit wies er ,jene vortreffliche Gattung von Liberalen, die die Liberalität treiben wie eine feine Lebensart' und auch die opportunistische Gesinnung der vielen anderen von sich, die für gewisse, von der Bureaukratie zugestandene, ihnen genehme Kulturmaßnahmen alle verfassungspolitischen Forderungen leichten Herzens zurückstellen. Doch waren dies noch nicht die entschiedensten Urteile, die er gegen den Liberalismus fand. ,Nur zu oft hat die ganze Liberalität dieses Geschlechtes sich nur als eine verlarvte Willkür ausgewiesen, wie sich häufig genug gerade an den Liberalsten gezeigt, wenn sie in den Fall gekommen, ihre Grundsätze auszuüben. Wer alles allein für sich haben will und den anderen nichts vergönnt, sei es Stand, Person oder Körperschaft, ist ein Tyrann und folglich auch ein Sklave; die Freiheit in der Mitte aber will

nicht bloß liberal im Nehmen, sondern auch im Gestatten sein!' ‚Es ist auch hier jener dünkelvolle Geist, der, unfähig auch nur an seiner Naturseite die Bande der Schwere durchzuschneiden, sich doch nach innen vom Historischen loszureißen vermißt, der nicht sich am Ganzen zu prüfen und zu bewähren sich begnügt, oder auch das Ganze an den ewigen Gesetzen, die sein Inneres beschließt, sondern in hoffärtigem Abfall sich allein auf das Vergängliche, Fließende, Nichtige setzt, und nun aus der allerseichtesten Weltbetrachtung hervor seine Einbildungen, seine Eitelkeiten und Leidenschaften für große, gute Weltgesetze hält und sich an dem Kreuzweg niederläßt, um die Geschichte zu belehren, die mit ihren Sonnenrossen, ohne das Stäubchen zu bemerken, das in ihren Strahlen spielt, vorüberfährt.'

Ebensowenig ließ Görres es indessen an der wünschenswerten Klarheit nach rechts hin, den ‚Konservativen' gegenüber, fehlen. Ihr Schulhaupt Haller liebte er nicht, so wenig wie Hallers Heimat Bern, aus deren aristokratischer Verfassung Haller seine Anregungen entnahm und über deren ‚souveränen Wahnsinn' Görres sich entrüstete. Er tadelte an den Konservativen ihre Neigung, ‚alle Vorurteile und alles Erstarrte und Erstorbene' zu hegen. Selbst die Zeit vor 1806 in Preußen fand ihre Liebhaber, die sich den Freunden der alten guten Zeit zuzählten. Zu ihnen gesellten sich zwei Klassen, die sich in Teutschland leicht zu jeder guten Sache finden und jeder leicht Meister werden: die Phantasten und Pedanten; jene träumten in ihrer Weise vom Mittelalter, wie früher die Ritterbücher; diese hingen sich an das Starre, Tote, den öden Buchstaben als das eigentlich Urkundliche, und Hallers Buch (Restauration der Staatswissenschaften), das zu viel Verdienstlichem und Gutem schon an sich viel Irrtümliches enthält, je nach eigener Ansicht umgedeutet, bildete Schule unter beiden. Zu diesen theoretischen Spielereien kamen praktische, stärker verletzende Interessen;' die Standesherren, der Adel holten mit Berufung auf die alte Zeit die lange Reihe ihrer Privilegien wieder hervor — ‚barbarischer Unverstand' entwickelte sich, Selbstsucht hüben und drüben.

Den deutschen Katholiken, die mit tieferem Verständnis das gegenwärtige deutsche Parteileben und besonders das Wirken der Zentrumspartei verfolgen, wird bei einer Lektüre der allgemeinen politischen Ideen Görres' immer wieder der Gedanke kommen, wieviel doch von ihnen, teils in voller Klarheit, teils in mannigfacher Umleitung in dem politischen Streben des Zentrums weiterwirkt und dieses von den Parteien der Linken wie der Rechten scheidet. Was in dem parteipolitischen Leben des Zentrums gegenwärtig nach Ausdruck ringt und nicht selten nur unvollkommen, ungeklärt, ohne durchschlagende Überzeugungskraft zum Ausdruck gelangt, ist dank Görres längst ein unverlierbares Besitztum der ganzen von ihm befruchteten Bewegung geworden, das vielfach sogar schon in ihre instinktartigen Empfindungen übergegangen ist und durch diese sie bestimmt. Es gilt nur immer wieder, in den Spiegel der Flugschriften und Aufsätze Görres' zu blicken, um den geistigen Gehalt, die ideellen Richtlinien der Bewegung in ihrer Beziehung auf die Politik in dem ursprünglichen, ungetrübten Glanze zu schauen, und immer wieder sich auch zu bemühen, daß das hohe Ideal, das Görres vorschwebte und seine Zeitgenossen nicht erfüllten, endlich in unserem geliebten Vaterlande Wirklichkeit werde.

Gedichte von Richard Schaukal

Morgen.

Wenn mir die frische Frühe
die schwüle dumpfe Mühe
des Tages hold noch ob der Seele hält,
wenn sich die kühle tauerwachte Welt
noch so wahrhaftig in die klaren Sinne stellt,
das Reh am Waldeshang,
die flammendunkle Rose,
der leichte Hauch der unbeschwerten Luft,
der unbetretnen Wiese keuscher Duft
und all die grüne morgendliche Wonne
nur sanft verklärt von einer milden Sonne —
warum wird mir mit einem Mal so bang,
warum verliert sich in das gnadelose
Gewirr der kleinen Sorgen, trüben Süchte
mein kaum entbundner Sinn?
Die schöne Welt ist mir nicht mehr Gestalt: Gerüchte
von ihrem Wunder raunen durch mein scheues Dämmern hin.

Lichter überm dunkeln Wald.

Wie die stille schimmernden
überm Walde, die Fenster des dunkeln Hauses,
sind in meinem Herzen sanfte Erinnerung und milde Gewißheit
unvernehmbar vorhanden.
Aber es braust herauf aus den Tälern
und in der Dunkelheit
immer wieder bereitet sich jenes Licht schon,
das die warm schauernde Heimlichkeit aufzehrt,
wie die nächtliche Nässe von Gras und Steinen
die sengende Sonne:
die Frohn naht. —
Drüben erlosch das tröstende Licht:
ich ahne den Ort kaum.
Lauter rauscht der schon beunruhigte Wald auf.

Wie dort den Mond . . . .

Wie dort den stets aufs neu erfüllten Mond
die schwarzen ruhelosen Wolken überfliehn,
so ist mein armes Herz von seinem Gott bewohnt
und läßt sich immer doch von Schatten überziehn.

Es schwindet meinem Blick der Mond und wächst zu sich
doch immerdar und prangt einmal in Frieden:
so schwindet und so wächst mein guter Gott in mich
und bleibt mir unbedingt, ich weiß es, Gott, beschieden.

Nächtliche Seele.

Seele der Nacht,
wie zauberhaft rauscht deine Unendlichkeit!
Stille der Seele,
wie braust es auf deinem nächtlichen Grunde!
Aber am Himmel, dem dicht verhüllten,
unverlöschbar leuchten sich selber,
jeder einsam und jeder die Ferne der Welten,
die gewohnten, ach so unbegreiflichen Sterne . . .
Seele, wo sind deine Sterne, die einsam leuchtenden?
Schließe dich, drücke dein zagendes Aug' ein,
ganz verstumme zu dir, o Seele,
daß sie mächtiger nur in ihrer stillen Vernehmbarkeit
aufstrahlen und — die niemals endenden —
sich erfüllen zu ihrem weitesten Umkreis,
deine ewigen Sterne!

Hans Thoma/Goldene Zeit.



Methoden und Wege der biologischen Forschung / Von Bernhard Dürken

Die biologische Forschung hat zum Gegenstand die Gesamtheit der Lebewesen, die gemeiniglich als Tiere und Pflanzen unterschieden werden. Sie untersucht die Besonderheiten und eigentümlichen Erscheinungen am Individuum einerseits, und das allen Lebewesen Gemeinsame anderseits. So ist jeder Organismus an sich ein wertvolles Forschungsobjekt, mag er pflanzlicher oder tierischer Natur, groß oder klein, kompliziert oder ‚einfach' gebaut sein.

Jedes lebende Wesen gibt an und für sich Gelegenheit, neben den der Art eigentümlichen Qualitäten auch die allgemeinsten Fragen zu studieren; aber aus äußeren Gründen werden für solche Untersuchungen gewisse Formen bevorzugt. Man verlangt in diesem Falle von dem Objekt, daß es leicht (auch ohne große Geldopfer) in genügender Anzahl von Exemplaren zu beschaffen, unschwer zu züchten und zu erhalten sei. So kommt es, daß Frosch und Salamander, Hund, Katze, Kaninchen u. a. stets in allen biologischen Laboratorien zu finden sind. Das ‚Versuchskaninchen' ist ja geradezu sprichwörtlich geworden.

Die Naturforschung als Erfahrungswissenschaft gründet sich auf der Beobachtung von Tatsachen. Diese Tatsachen sind von geradezu ungeheurer Mannigfaltigkeit, und ihre wissenschaftlich-genaue Feststellung ist oft mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft, derart, daß manchmal die Leistungsfähigkeit unserer trefflich ausgebildeten Methoden und Hilfsmittel noch nicht ausreicht.

In den wenigsten Fällen genügt der Forschung die Beobachtung des Objektes unter den normalen Lebensbedingungen. In der Regel ist das Lebewesen in besonderer Weise zu präparieren oder unter eigentümliche, dem Forschungszweck angepaßte Umstände und Einflüsse zu bringen. Selbst wenn es nur nötig wird, das Objekt auf irgend eine Weise zu töten, kann man eigentlich streng genommen nicht mehr von der Untersuchung eines unveränderten Objektes sprechen, höchstens dann, wenn es sich um die Feststellung rein äußerlicher Verhältnisse handelt.

Die Beobachtung des Organismus unter seinen normalen Lebensbedingungen, wie sie auch weiteren Kreisen möglich ist, dient hauptsächlich den Zwecken der **Ökologie**, in geringerem Grade der Systematik und der Physiologie.

Die Ökologie (eigentlich ‚Lehre vom Wohnen') umfaßt die Beziehungen des Organismus zur Außenwelt, die Verbreitung der Lebewesen auf der Erde, die Beeinflussung dieser Verbreitung durch äußere Lebensbedingungen wie Klima und Bodenbeschaffenheit (Wohnverhältnisse) und die Rückwirkung dieser Umstände auf Bau und Lebensweise; endlich gehören hierher die Beziehungen der einzelnen Lebewesen zu ihresgleichen (Kolonie- und Staatenbildung) und zu anderen Formen (Lebensgemeinschaften, Parasitismus). Vielfach handelt es sich um Beobachtungen in der freien Natur.

Eng zusammen mit der Lebensweise des Einzelorganismus hängt die Funktion der Organe, und auch hierüber gibt die Beobachtung des Objektes unter normalen Bedingungen manchen Aufschluß, doch ist die Physiologie durchweg auf die Untersuchung unter bestimmt hergestellten Bedingungen (Experiment) angewiesen. Auch der Systematik genügen nur in den wenigsten Fällen die Objekte, wie die Natur sie bietet. Zum mindesten müssen sie zumeist ge-

tötet, recht oft zergliedert werden, wenn die Art des Verfahrens dabei auch gleichgültig ist. Vollends zum Studium des inneren Baues ist eine Untersuchung des Objektes, wie es beim Sammeln gefunden wird, ganz unbrauchbar; nur dann kommt sie in etwa in Frage, wenn es sich um durchsichtige Lebewesen handelt, wie sie z. B. zahlreich in der Meeresfauna vorkommen.

Welche Ziele auch immer verfolgt werden, mit der Leistungsfähigkeit des menschlichen Auges ist der Forschung eine Grenze gezogen, die nur durch geeignete Hilfsmittel weiter hinausgeschoben werden kann.

Die Hilfsmittel der biologischen Forschung dienen teils dazu, den lebenden Organismus oder seine Organe unter bestimmt gewählte Bedingungen zu stellen, teils dem Lebewesen bezw. seinen Teilen nach dem Tode Form und Struktur auch in den feinsten Einzelheiten zu erhalten, teils endlich dazu, die Erscheinungen am lebenden Organismus und Bau und Struktur am lebenden wie toten wahrnehmbar zu machen.

Als das vornehmste Hilfsmittel hat entschieden das Mikroskop zu gelten, das, im Jahre 1590 von den holländischen Gebrüdern Jansen erfunden, heute namentlich durch die wissenschaftlichen Mitarbeiter der Zeiß-Werke in Jena fast bis an die Grenze der Leistungsfähigkeit gebracht ist. Diese ist durchaus nicht allein bedingt durch das Vergrößerungsvermögen, wie in Laienkreisen häufig angenommen wird, sondern vor allem auch durch Auflösungs- und Durchdringungsvermögen, durch Farbenreinheit der Bilder und durch ein möglichst ebenes Gesichtsfeld.

Die am meisten benützten Vergrößerungen liegen zwischen 20- und 1000-facher Linearvergrößerung. Die Angabe der Linearvergrößerung nennt, wie der Name sagt, die Vergrößerung einer Linie oder Strecke; bei 500facher Linearvergrößerung erscheint z. B. ein Millimeter in der Länge von einem halben Meter. Es ist üblich, bei Angabe des Maßstabes nur die Linearvergrößerung anzuzeigen, falls nichts anderes bemerkt ist. Stärkere Vergrößerungen als 1000 werden selten notwendig; außerdem sind sie natürlich nicht bei jedem Objekt anwendbar. Mit 3000facher Linearvergrößerung ist praktisch der Leistungsfähigkeit unserer besten Mikroskope eine Grenze gezogen. Sie wird bedingt durch die Wellenlänge des sichtbaren Lichtes und durch das optische Brechungsvermögen der zu den Linsen verwendbaren Stoffe. Damit ist auch der biologischen Forschung eine Beschränkung auferlegt. Vervollkommnung des Mikroskopes ist in der Hauptsache nur noch in der Richtung möglich, die Güte des Bildes zu steigern, unter anderem das Auflösungsvermögen zu erhöhen. Man versteht unter Auflösungsvermögen die Fähigkeit, ganz feine Punkt- und Liniensysteme in die einzelnen Bestandteile zu trennen. Das ist durchaus nicht allein möglich durch stärkere Vergrößerung. Wesentlich ist dabei die Verwendung kurzwelligen Lichtes und das Brechungsvermögen der zur Herstellung der Linsen benützten Glassorten. Da das Auflösungsvermögen ein und desselben optischen Systems um so größer ist, je kürzere Wellenlänge das zur Beobachtung dienende Licht besitzt, so ist man neuerdings in der Mikrophotographie zur Verwendung ultravioletten Lichtes weitergegangen. Das ultraviolette Licht ist bekanntlich dem Auge nicht sichtbar, hat aber eine viel kürzere Wellenlänge als das äußerste sichtbare blaue und violette Licht und ist auf der photographischen Platte sehr wirksam. Auf diese Weise ist es gelungen, für einzelne Zwecke das Auflösungsvermögen und damit die Leistungsfähigkeit des Mikroskops auf das Doppelte zu steigern.

Allerdings bedarf es dazu besonderer Linsensysteme aus reinem Quarz, da die für die Linsen gebrauchten Glassorten das ultraviolette Licht nicht durchlassen. Außerdem ist die Verwendbarkeit der Mikrophotographie eine sehr begrenzte; sie kann in keinem Falle die Beobachtung mit dem Auge ersetzen.

Das Mikroskop gibt nur ein Bild von einer Ebene des Objektes; es hat keine Tiefenwirkung. Da aber auch die dünnsten Objekte noch unendlich viel Durchschnittsebenen besitzen, so erblickt man gleichzeitig nie das ganze Objekt, sondern nur einen dieser ‚optischen Durchschnitte'. Man hilft sich über diesen Mangel hinweg, indem man den Tubus des Mikroskops fortwährend ein wenig auf- und abbewegt. Durch geeigneten Bau der Linsensysteme kann das Mikroskop jedoch in geringem Grade — bei schwachen Vergrößerungen mehr, bei starken weniger — eine gewisse Tiefenwirkung erhalten; man bezeichnet das als das Durchdringungsvermögen, das für die Leistungsfähigkeit von großer Bedeutung ist. Für feinere Arbeiten ist auch die Beschaffenheit des Stativs durchaus nicht gleichgültig.

In den wenigsten Fällen ist das zu untersuchende Objekt so dünn und durchsichtig, daß es als Ganzes unter das Mikroskop gebracht werden kann. In der Regel muß es erst zerlegt werden, insbesondere dann, wenn es sich um das Studium feinster Einzelheiten handelt. Nur selten genügt der modernen Forschung eine Zergliederung mit Skalpell und Schere; meist kommt die Schnittmethode zur Anwendung, bei der das Objekt in eine wenn möglich lückenlose Reihe dünner Scheiben, ‚Schnitte', zerteilt wird. Zuweilen ist die Anfertigung einzelner Schnitte mit der Hand ausreichend, wobei natürlich die Dicke ungleich und unbestimmt ausfallen wird. Erst die Erfindung des Mikrotoms brachte die heutigentags ungemein häufig angewandte Schnitt-Technik zu staunenswerter Höhe. Von den zahlreichen Formen des Mikrotoms ist die wichtigste das Schlittenmikrotom. Bei diesem können auf zwei Gleitbahnen zwei Schlitten aneinander vorbei bewegt werden; der eine trägt das nach einem besonderen Verfahren in Paraffin oder — seltener — in Celloidin eingebettete Objekt; seine Bahn steigt nach dem einen Ende etwas an; auf dem anderen, der in wagrechter Bahn gleitet, ist quer zur Richtung der Bahn das Messer befestigt, so daß es sich über den Objektschlitten hinwegziehen läßt. Hat man den Paraffinblock mit dem darin eingeschlossenen Objekt so hoch auf dem Objektschlitten befestigt, daß er eben die Schneide des Messers berührt, und schiebt man dann den Objektschlitten ein wenig die ansteigende Bahn hinan, so hebt sich der Block und das darüber weggezogene Messer löst den ersten Schnitt ab. Wiederholt man den Vorgang, so erhält man den zweiten Schnitt und so fort, bis das ganze Objekt in eine Serie solcher Schnitte zerlegt ist. Das Verschieben des Objektschlittens erfolgt durch eine feine Mikrometerschraube, die es ermöglicht, die Einstellung für jeden neuen Schnitt sehr schnell und gleichmäßig vorzunehmen. Nach dem Zweck der Untersuchung und nach der Art des Objektes richtet sich die Schnittdicke; sie beträgt gewöhnlich 5—20 μ [1 μ (Mikron) = 0,001 Millimeter], zuweilen weniger; in besonders glücklichen Fällen ist es sogar gelungen, Schnitte von weniger als ein μ Dicke zu erzielen. Das Durchtränken mit Paraffin oder Celloidin macht einerseits das Objekt zum Schneiden geeignet, anderseits hält die Einbettungsmasse die losen Teile der Schnitte zusammen; auch erleichtert sie das Aufkleben der Schnitte in richtiger Reihenfolge auf die als Objektträger bekannten Glasplatten. Die Weiterbehandlung der Schnitte ist meist noch recht umständlich.

Um Aufschluß über das Objekt zu erhalten, ist Schnitt für Schnitt durchzuarbeiten; ein mühsames Verfahren, bei dem verschiedene Zeichenapparate, die das genaue Zeichnen der einzelnen Schnitte in gleicher Vergrößerung ermöglichen, und manchmal auch die Mikrophotographie unschätzbare Dienste leisten.

Bei der Schnittmethode besteht eine Gefahr darin, daß man leicht zu irrigen Vorstellungen über die plastische Beschaffenheit des unzerlegten Objektes und seiner Organe geführt wird. Dem sucht man entgegenzuarbeiten durch Herstellung von mehreren Schnittserien, deren Schnittrichtungen aufeinander senkrecht stehen, und durch verschiedene Rekonstruktionsverfahren. In den meisten Fällen genügen rein zeichnerische Verfahren, die es gestatten, eine vergrößerte Abbildung des ursprünglichen Objektes zu gewinnen; oft jedoch muß man das Objekt plastisch rekonstruieren. Die einzelnen Schnitte der Serie werden unter Zuhilfenahme eines Zeichenapparates auf Karton- oder besser Wachsplatten gezeichnet, deren Dicke der Vergrößerung entsprechend gewählt wird; durch Ausschneiden der Zeichnungen und richtiges Übereinanderschichten der Platten erhält man ein Modell des Objektes, das sich auch vorzüglich als Lehrmittel verwenden läßt.

Die physiologische Forschung braucht u. a. Einrichtungen, welche den Verlauf einer Organfunktion aufzuzeichnen gestatten. Es sind Registrierapparate, welche in Form von Kurven den Verlauf z. B. der Muskeltätigkeit, des Blutdrucks usw., ihre Beeinflussung durch Reizwirkungen u. a. festlegen. Ähnliche Einrichtungen kommen bekanntlich in der experimentellen Psychologie zur Verwendung. Dazu kommen mannigfache Vorrichtungen zur Erzeugung bestimmter Reize und Bedingungen.

Während der Physiologie hauptsächlich der lebende Organismus als Forschungsobjekt dient, ist er zur Untersuchung über seinen feineren Bau nur sehr selten zu verwenden. In der Regel wird abgetötetes Material benützt.

Für grob-anatomische Untersuchung großer Objekte ist es einerlei, wie der Tod eingetreten ist. In den meisten Fällen spielt jedoch die Tötungsart eine wichtige Rolle. Es kommt darauf an, den Tod möglichst schnell herbeizuführen und zugleich die feinste Struktur der Gewebe und Zellen zu erhalten, oder wie man sagt, die Objekte zu ‚fixieren'. Wenn möglich vereinigt man Abtöten und Fixieren in einem Prozeß; ist das jedoch nicht angängig, wie bei großen Tieren, so fixiert man die lebendfrischen Teile möglichst bald. Beim Fixieren strebt man dahin, durch Einwirkung geeigneter Chemikalien wenigstens die dem Auge wahrnehmbare Struktur und Form der Objekte nach dem Tode zu erhalten. Außerdem werden durch die Fixierung manche Einzelheiten überhaupt erst sichtbar gemacht. Die Wirkungsweise der zahlreichen Fixiermittel, zu denen besonders gewisse Säuren und Salze gehören, beruht entweder darauf, daß sie den Geweben Wasser entziehen oder darauf, daß sie mit gewissen Bestandteilen derselben chemische Verbindungen eingehen. Über die eigentlichen Vorgänge dabei ist chemisch leider noch nichts Genaues bekannt. Dem Fixieren schließt sich das Härten an, das zuweilen schon durch das Fixiermittel besorgt ist. Es hat den Zweck, die Gewebe widerstandsfähig zu machen gegen die Einwirkungen der nachfolgenden Prozesse, wie Färben, Einbetten in Paraffin, Schneiden usw., und wird herbeigeführt durch Anwendung verschiedener Chemikalien; in sehr vielen Fällen geschieht es durch Übertragung der Objekte in stufenweise verstärkten Alkohol.

Doch auch an den so behandelten Objekten und den aus ihnen hergestellten Schnitten ist noch nicht viel zu sehen, da das optische Brechungsvermögen der verschiedenen Substanzen zu gleichförmig ist, um feinere Differenzierungen im mikroskopischen Bilde herbeizuführen. Hier ist die in der Neuzeit ausgebildete Färbetechnik der Forschung unersetzlich geworden.

Die einzelnen Teile der tierischen wie pflanzlichen Zelle und die verschiedenen Gewebe zeigen die Eigenschaft, in fixiertem Zustande bei Einwirkung geeigneter Farbstoffe sich verschieden stark zu färben oder von mehreren Farbstoffen den einen zu bevorzugen. Die Zahl der in Betracht kommenden Farbstoffe ist sehr groß. Vor allem wichtig sind viele Anilinfarben und der vom brasilianischen Blauholz gelieferte Farbstoff (Hämatoxylin).

Für die mikroskopische Untersuchung müssen die Objekte möglichst durchsichtig gemacht werden; dadurch gehen noch viele Einzelheiten des ungefärbten Objektes dem Auge verloren, die durch die Färbung nicht nur wieder hervorgeholt, sondern um noch andere vermehrt werden. Bei Anwendung mehrerer, in der Regel von zwei Farbstoffen, ist natürlich meistens eine noch stärkere Differenzierung zu erzielen. Es lassen sich z. B. die Zellkerne blau, der Zelleib rot färben, wobei auch Mischtöne auftreten können, zumal jeder Farbstoff in den einzelnen Teilen des Kernes und der Zelle ungleich stark haftet; manches wird so überhaupt erst sichtbar gemacht. Differenzen, die schon am frischen Objekt wahrnehmbar sind, werden in scharf bezeichnender Weise verstärkt. So z. B. besitzen manche Insektenlarven neben der normalen tätigen Muskulatur solche Muskeln, die erst beim reifen Tier in Funktion treten und sich schon in frischem Zustande durch den Mangel der Querstreifung auszeichnen. Durch geeignete Färbung läßt sich erreichen, daß etwa auf Schnitten durch das ganze Tier die normalen Muskeln rot, die untätigen blau erscheinen.

Es ist noch nicht ausgemacht, wie weit bei den angedeuteten Färbeverfahren (Tinktionsmethoden) chemische Reaktionen tätig sind, und wie weit es sich um eine bloße Durchtränkung der Objekte handelt. Ganz unbeteiligt sind jene jedenfalls nicht. Eine wichtige Rolle spielen chemische Vorgänge bei den Imprägnationsmethoden, die u. a. besonders zur Untersuchung des Nervensystems verwandt worden sind. Dabei werden in bestimmten Teilen der Gewebe (z. B. den Nervenfasern) durch chemische Reaktionen gewisse Niederschläge gebildet, welche diese Teile undurchsichtig machen und also im Gesichtsfeld des Mikroskops schwarz erscheinen lassen. Das sogenannte Versilbern und Vergolden der Gewebe wäre hier zu nennen.

Die gefärbten Präparate werden zumeist in ein Harz, den sogenannten Kanadabalsam, eingeschlossen, das ihnen gute Durchsichtigkeit verleiht und in dem sie sich lange Jahre unverändert aufbewahren lassen. Durch die Dauerhaftigkeit der Präparate wird der Forschungsbetrieb nicht unwesentlich erleichtert, da die Durcharbeitung des Materials nicht von der Zeit abhängig ist und stets eine Nachprüfung erfolgen kann. Allerdings sind frische Präparate vorzuziehen, und die Haltbarkeit mancher Färbungen ist auch nur eine sehr begrenzte.

Als die eigentliche Aufgabe der Biologie ist die Ergründung der allgemein gültigen Lebensgesetze anzusehen; dieses Endziel sollte auch die speziellste Einzelforschung nie aus dem Auge verlieren. Es gilt nicht so sehr, alle Pflanzen und Tiere mit ihren vielen individuellen Eigenheiten kennen zu lernen, als vielmehr durch Festlegen des Gemeinsamen das Tier und die Pflanze, überhaupt den Organismus zu finden. Zu bestimmen ist der Komplex von Ele-

menten, in dem kein Bestandteil fehlen darf, ohne daß das Ganze aufhört, einen Organismus, wenn auch vielleicht nur einen idealen, vorzustellen. Und so ist es die nächste Aufgabe der Forschung, die Organismen verstehen zu lernen aus ihrer Entwicklung und ihrer Lebensbetätigung, aus der Funktion des Ganzen wie seiner einzelnen Teile, mit anderen Worten, die komplizierte Entwicklung und die verwickelte Funktion auf einfachere Vorgänge zurückzuführen und, wenn möglich, die Elemente organischen Geschehens in Einklang zu bringen mit den Gesetzen der anorganischen Welt.

Embryologie und Physiologie zeigen uns den Organismus in seinem Werden und seinen Betätigungen. Durch sie wird er auf gewisse Bau- und Geschehens-‚Elemente' zurückgeführt, deren Bezeichnung als ‚Elemente' aber keineswegs durch ihre Einfachheit gerechtfertigt ist. Und auch diese Zurückführung auf zwar einfachere, nicht aber einfache Elemente gelingt der Physiologie und Embryologie nicht restlos. Die Forschung wird beherrscht von der Anschauung einer Deszendenz der Organismen, die das Lebewesen nicht nur erscheinen läßt als das Ergebnis einer in jedem Einzelleben auftretenden Entwicklung, sondern als das Produkt eines langen historischen Entwicklungsganges, so daß *der* Organismus nimmermehr völlig verstanden werden kann aus dem Werden und der Betätigung des Individuums. Zur Erkenntnis der Elemente *des* Organismus sind *außerdem* die Erfahrungen notwendig, welche auf den Wegen der *morphologischen* Untersuchungsweise gesammelt werden. Vergleichende Anatomie und vergleichende Entwicklungsgeschichte gehen dabei Hand in Hand. Beide leiten die komplizierte Gestaltung aus einer einfacheren Grundlage her, und so ergibt sich die überraschende Erscheinung, daß manchem Problem sowohl vergleichend-anatomisch (morphologisch im engeren Sinne) wie entwicklungsgeschichtlich beizukommen ist. Beide Wege müssen dann zu gleichem Ziele führen; die Bedeutung dieser gegenseitigen Prüfungsmöglichkeit erhellt ohne weiteres.

Für Physiologie und Embryologie kommen zwei Gruppen von Forschungsarten in Betracht; man könnte sie gegenüberstellen als die Methode der positiven Ergebnisse und die Methode der Ausfallserscheinungen. Zu der ersteren Gruppe sind in beiden Wissenschaften zunächst zu rechnen alle Beobachtungen und Festlegungen normaler Vorgänge ohne Anwendung des spezifischen Hilfsmittels des Experiments.

Hier ist die Embryologie der Physiologie gegenüber meist im Nachteil, schon da es für jene oft recht schwer ist, geeignetes Material zu beschaffen. Der Physiologe kann an *einem* Tier, an *einer* Pflanze ganze Reihen von Beobachtungen sammeln, während der Embryologe sehr selten an ein und demselben Individuum eine zusammenhängende Reihe von verschiedenen Entwicklungszuständen beobachten kann. Im günstigsten Falle gelingt es, die Ausbildung der äußeren Körperform an *einem* Lebewesen vom Ei an zu verfolgen, aber naturgemäß nur dann, wenn das Ei sich ohne den Einblick hindernde Hüllen entwickelt. In der Regel muß der Entwicklungsgang einer Form aus vielen Einzelbeobachtungen kombiniert werden. Es gilt dann, eine möglichst lückenlose Serie ungleichalter Embryonen zu erhalten, deren stufenweise fortschreitender Ausbildungszustand den wirklichen kontinuierlichen Gang der Entwicklung erschließen läßt. Das ältere Stadium ist dabei aus dem jüngeren abzuleiten, und es ist unschwer ersichtlich, daß dabei irrige Auffassungen Platz greifen können, da doch zwischen zwei Stufen immer eine wenn auch noch so kleine Lücke liegt. Diese Gefahr besteht kaum für die Gestaltung

gröberer Verhältnisse, aber wohl für die Klarstellung feinster Differenzierungen. Schwierig ist es oft auch, die jüngsten Entwicklungsstadien zu bekommen und ihr Alter richtig abzuschätzen, insbesondere dann, wenn sich die Eier im Innern des mütterlichen Organismus entwickeln. Ganz junge Embryonen sind darum öfters große Kostbarkeiten. Der Physiologe wird sich natürlich nicht mit der Beobachtung an einem Lebewesen begnügen, sondern stets eine größere Anzahl paralleler Beobachtungsreihen an mehreren gleichartigen und ungleichartigen Formen sammeln und erst daraus seine Schlüsse ziehen. Aber der Physiologe kann häufig von ein und demselben Individuum mehrere Beobachtungsreihen erhalten, während der Embryologe zumeist für eine Untersuchungsreihe einer ganzen Anzahl von Individuen bedarf.

Die Methode der positiven Ergebnisse strebt unmittelbar dem Ziele zu. Das tritt namentlich hervor bei der Anwendung des Experiments, das in neuester Zeit für Physiologie und Embryologie gleich wichtig geworden ist. Einige Beispiele werden das am besten erläutern.

In der Physiologie spielen u. a. die Reizungsversuche eine große Rolle; sie sind beispielsweise namentlich im Gebrauch bei Untersuchung des Nervensystems. Läßt man auf einen Nerv, der zu diesem Zwecke frei präpariert wird, etwa einen elektrischen Reiz einwirken, indem man ihn mit den Leitungsdrähten einer elektrischen Batterie berührt, so tritt er in Tätigkeit und veranlaßt das zugehörige Organ zu seiner normalen Funktion. Es ist klar, daß sich so durch das positive Ergebnis der Versuche die Funktionen der Nerven unmittelbar herausstellen. Auf solche Art lassen sich auch die Lage und Ausdehnung mancher Gehirnzentren bestimmen. Man reizt in systematischem Vorgehen bestimmte Teile des Zentralnervensystems und ermittelt durch Beobachtung der so veranlaßten Funktion unmittelbar die Art des Zentrums.

In der experimentellen Entwicklungsgeschichte ist die Anwendung der positiven Methode auch eine recht vielseitige. Zu nennen wären z. B. die künstliche Erzeugung von Doppelbildungen und die Herstellung des Ganzen aus einem Teile seiner ‚Anlage'. Die unmittelbare Methode kommt so zur Anwendung vor allem in Untersuchungen, welche sich auf die Wiedererzeugung verlorengegangener Teile (Regeneration) und das Verhalten solcher Organe und Organanlagen stützen, welche von ihrem Ursprungsort verpflanzt sind (Transplantation). Z. B. ist es eine viel erörterte Frage, ob Ersatzbildungen stets von dem nämlichen Urgrund ausgehen wie die entsprechende Bildung in embryonaler Zeit. Dahin gehörende Versuche wurden mit der Augenlinse des bekannten Wassermolches (Triton) angestellt. Entfernt man aus dem Auge eines Triton die Linse, so findet man sie nach einiger Zeit neugebildet, und zwar geht die Neubildung aus vom Rande der Regenbogenhaut (Iris), während embryonal die Linse von der äußeren Körperhaut geliefert wird. Es zeigt sich in diesem Falle also unmittelbar, daß solche Neubildungen nicht immer den gleichen Ursprung haben wie die durch sie ersetzten embryonalen Bildungen. Auch manche Versuche, welche sich mit dem Verhalten der Organismen unter dem Einfluß besonderer Bedingungen und der Einwirkung solcher Umstände auf den Gang der Entwicklung beschäftigen, fallen in den Bereich der unmittelbaren Methode.

Im Gegensatz zu der letztgenannten ist der Weg der zweiten Methode ein mittelbarer. Wie der Name schon sagt, liefert die Methode der Ausfallserscheinungen durch das Ausbleiben von normalen Erscheinungen oder Vorgängen indirekt Aufschlüsse über das normale Geschehen, während die Methode der posi-

tiven Ergebnisse auf der Betonung oder willkürlichen Veranlassung normaler Vorgänge fußt. Auch für die zweite Art der Forschung einige Beispiele.

Nimmt man einem Tier, sagen wir etwa einem Hunde, bestimmte Teile des Gehirnes fort, so lebt er weiter, aber sein Verhalten unterscheidet sich wesentlich von dem eines unverletzten Hundes. Zunächst wirken allerdings die Folgen der Operation nach, welche — meist recht schwierig — sehr sorgfältig ausgeführt sein muß. Doch davon erholt sich das Tier ebenso wie von den Einwirkungen der Narkose, und jetzt bringt sein verändertes Benehmen, das durch die Unfähigkeit, gewisse Tätigkeiten zu vollziehen, oder durch das Fehlen bestimmter unwillkürlicher Vorgänge ausgezeichnet ist, Licht in die Bedeutung der entfernten Gehirnteile. Beispielsweise sei dem Hunde das Kleinhirn genommen; dann vermag er sich nicht mehr im Gleichgewicht zu halten und kommt bei Gehversuchen regelmäßig zu Fall. Aus der näheren Untersuchung dieser und anderer damit zusammenhängender Bewegungsstörungen ergibt sich, daß dem Kleinhirn u. a. die Aufgabe zukommt, die Bewegungen des Tieres unwillkürlich harmonisch zu koordinieren, denn nur durch ein richtiges Zusammenspiel aller in Frage kommenden Muskeln, deren Tätigkeit anderweitig angeregt wird, kann beim Gehen und Laufen das Gleichgewicht gewahrt werden.

In der experimentellen Entwicklungsgeschichte arbeitet die mittelbare Methode mit künstlich hervorgerufenen Defektbildungen. So sind Versuche angestellt worden darüber, ob zur Bildung eines normalen Embryos das ganze Ei erforderlich ist oder ob ein Teil dazu genügt, insbesondere ob jede der auf frühen Stadien aus der Eizelle hervorgehenden Furchungszellen noch die Fähigkeit besitzt, einen ganzen Embryo zu liefern. Dabei wurden einzelne Furchungszellen und bestimmte Komplexe des Keimes durch Anstechen mit heißer Nadel getötet, und aus den auf späteren Stadien etwa auftretenden Defekten zog man Schlüsse über die Beteiligung der einzelnen Furchungszellen bezw. Keimbezirke an der Entwicklung des normalen Embryo.

Ein mittelbarer Wert kommt auch den Versuchen zu, welche mit Hilfe der sogenannten anorganischen Analogien Aufklärung über Vorgänge am Organismus, insbesondere an der Zelle und dem einzelligen Lebewesen zu erhalten suchen. Erwähnt seien nur die Experimente über die Nahrungsaufnahme der Amöben, gewisser einzelliger Lebewesen ohne feste Gestalt, die in ihrem Äußeren durchweg einem Flüssigkeitstropfen gleichen, der sich durch innere Strömungen und Aussenden von Fortsätzen (Pseudopodien) fortbewegen und auf gleiche Art Nahrungskörper aufnehmen kann. Gewisse Formen dieser Amöben bevorzugen als Nahrung lange Algenfäden, die sie in sich hineinziehen und in ihrem Inneren aufknäueln. Ist nun diese Art der Nahrungsaufnahme etwas der organischen Natur der Amöbe Eigentümliches? Es ist gelungen, mit anorganischen Stoffen die angegebene Form der Nahrungsaufnahme nachzumachen, indem man die Amöbe durch Tropfen gewisser Flüssigkeiten (z. B. Chloroform) und die Alge durch einen feinen Schellackfaden ersetzte. Daraus folgt mittelbar, daß die Nahrungsaufnahme jener Amöbe auf physikalische Gesetze zurückgeführt werden kann.

Vergleicht man verschiedene Tierformen miteinander, so erkennt man, wenn sie nicht ganz ungleichen Organisationsgruppen angehören, leicht, daß gewisse Elemente in ihrem Aufbau stets wiederkehren, daß häufig die Unterschiede der betreffenden Formen nur durch eigenartige Ausgestaltung ein und desselben Organs herbeigeführt werden. Das Gleiche gilt von den Pflanzen.

Immer wieder begegnen uns gewisse Formelemente, welche in der mannigfaltigsten Weise abgewandelt und so zum Aufbau der einzelnen Arten und Gruppen verwandt werden. In die Zusammenhänge dieser Elemente sucht die morphologische Forschungsmethode einzudringen. Aufbauend auf vergleichender Anatomie und unterstützt von der Entwicklungsgeschichte gibt die Morphologie keine einfache Beschreibung, sondern sie erblickt ihre eigentliche Aufgabe darin, das Wesen eines Organes — von seiner physiologischen Bedeutung abgesehen — aufzudecken; mit anderen Worten, sie schält den eigentlichen Grundstock für den Bau eines bestimmten Organes oder eines Organismus überhaupt aus der Ungleichheit der einzelnen Gestaltungen heraus, indem sie alles ‚Unwesentliche' abzieht. Dieses ‚Unwesentliche' ist gegeben in der Summe all der Besonderheiten, welche eine ehedem einfache Organisation im Laufe der Entwicklung der Arten angenommen und die in den meisten Fällen durch Anpassung an veränderte oder gar neue Funktion herbeigeführt zu denken sind. Auf diese Weise werden die einander gleichwertigen Teile der Organismen festgestellt, wobei der verwickeltere Bau auf den einfacheren oder auf einen Grundtypus zurückgeführt wird. Die Morphologie zeigt, als was die Organe aufzufassen sind, indem sie zugleich den Gang der Stammesentwicklung aufhellt, Grundlage und ‚Zutaten' scheidend. Für die Kenntnis der Verwandtschaft der Lebewesen, die in eigentlichstem Sinne des Wortes nur möglich ist auf Grund der Deszendenz, ist die Morphologie unentbehrlich. Ihre Methode ist der Vergleich. Ein Beispiel mag das kurz erläutern.

Der wichtigste Teil des Gehörorgans ist ein in Knochen des Schädels eingebettetes kompliziertes Gebilde, das als häutiges Labyrinth und Schnecke bekannt ist. Bei den höchsten Formen ist es von der Oberfläche des Körpers völlig getrennt; es umschließt mit seinen drei Bogengängen und den übrigen Teilen einen selbständigen Hohlraum. Vergleicht man damit dasselbe Organ bei niedriger stehenden Formen, so sieht man schon bei Vögeln den schneckenhausförmig gewundenen Teil kürzer werden; bei Fischen ist er kaum noch wahrzunehmen. Überhaupt wird das ganze Hohlraumsystem einfacher. Bei den niedrigsten Fischen (Cyclostomen, zu denen das Neunauge gehört) finden sich statt der drei Bogengänge des Labyrinths nur noch zwei (bezw. einer), und wenn bei den meisten Formen der Innenraum des Gebildes nach außen abgeschlossen ist, so gibt es Fische (Haie), bei denen er sich auf der Oberfläche des Körpers öffnet. Durch eingehenderen Vergleich erlangt man so die Anschauung, daß das Wesentliche des sogenannten inneren Ohres ein von der Körperoberfläche eingestülptes Hohlgebilde sei, das ursprünglich hauptsächlich der Wahrnehmung von Erschütterungen und im Zusammenhange damit der Erhaltung des Gleichgewichts diente; erst durch Steigerung der Feinheit dieser Funktionen ergab sich die komplizierte Gestaltung bei den höchsten Formen. Diese Annahme, die in enger Beziehung steht zur Deszendenz der Lebewesen, erhält noch eine weitere Stütze, wenn man bei der Betrachtung über den Kreis der Wirbeltiere hinausgeht und noch die einfachen Organe der Würmer heranzieht, die entweder einfache geschlossene oder mit der Körperoberfläche in offenem Zusammenhange stehende Bläschen darstellen. Die Embryologie zeigt nun, daß auch bei den höchsten Formen das innere Ohr auf die Weise gebildet wird, daß eine Einstülpung von der Körperhaut her erfolgt, welche sich allmählich abschnürt und dann zu jenem komplizierten Organ auswächst.

Dies Beispiel kann vielleicht zugleich andeuten, wie zuweilen ein Problem sowohl morphologisch wie entwicklungsgeschichtlich zu lösen ist.

Görres und die deutsche Dichtung

Von Franz Schultz

Der Romantiker Joseph Görres gehört nicht zu den disharmonischen, zerrissenen Naturen, an denen die ‚Epoche der forcierten Talente' so reich war. Auch ihm freilich war es — um noch eines anderen Goetheschen Verdiktes über die Romantiker sich zu bedienen — nicht erspart geblieben, in dem romantischen Streben ‚alles umfassen zu wollen', sich ins ‚Elementarische', Form- und Gestaltlose zu verlieren. Aber die in der Romantik so häufig anzutreffende Vermischung von Leben und Dichten, die Übergriffe der Kunstwelt in das Reich des bürgerlichen Daseins wird man bei ihm nicht finden. Was so seine feste und sichere Lebensführung von der mancher romantischer Zeitgenossen unterschied, unterscheidet auch seine Stellung zur Kunst und zum Künstler von der ihrigen. Seine Natur wird charakterisiert durch einen großartigen und machtvollen ethischen Zug; die feinere und stillere Durchbildung eines ästhetischen oder, vielleicht besser gesagt, artistischen Sinnes fand keinen Raum in dem stets bewegten, auf die höchsten und letzten moralischen Probleme gerichteten Geiste dieses dem schönen Schein abholden, unerbittlichen Gesinnungs- und Wahrheitsfanatikers. Sein in dieser Weise bedingtes Verhältnis zur deutschen Literatur seiner Tage ist ebenso bezeichnend für die Wurzeln, aus denen seine geistige Entwicklung ihre Nahrung zog, wie für die Wirkungen, die von ihm auf eine spätere Zeit ausgegangen sind.

Man muß sich den Horizont seines Vaterhauses und seiner Vaterstadt Koblenz eng begrenzt vorstellen. Literarisches Leben begann sich im 18. Jahrhundert in den Rheinlanden erst allmählich zu regen, und vereinzelte Ansätze zum bessern soll man nicht unhistorisch überschätzen. Die Werte und Taten, denen im 18. Jahrhundert die Entstehung einer neuen deutschen Dichtung verdankt wird, ließen im großen und ganzen ein Geschlecht kalt, das dort in sorgloser Abgeschiedenheit und lebensfroher Selbstgenügsamkeit, an altes Herkommen gebunden, dahinlebte. Die französische Revolution mit ihren Folgen am Rhein rüttelte zwar die Geister auf und machte sie empfänglicher für Ideen und Bildungsinteressen, aber zunächst waren die unruhigen Zeitläufte nicht dazu angetan, Kunst und Dichtung zu beleben. In Mitteldeutschland, dem damaligen Herde des geistigen Lebens, betrachtete man jene ‚fast unbekannt gewordenen Provinzen' am Rhein mit einer fremdartigen Neugier: Das wird deutlich, wenn man in den Zeitschriften und Journalen der ersten Jahre des 19. Jahrhunderts blättert. ‚Musen und Grazien, wenn sie je bei uns zu Hause waren, sind seit dem Kriege völlig verscheucht', lesen wir in einem Aufsatze aus Koblenz, den die tonangebende ‚Zeitung für die elegante Welt' unter dem Titel ‚Blick auf das jetzige Literaturwesen in Coblenz' im Jahre 1801 brachte. Das stimmt zu den Klagen, die Görres selber damals über die literarische Öde und Verarmung um sich herum angestimmt hat. Bot doch sein eigenes Vaterhaus, wie auch Guido Görres nachdrücklich betont hat, ihm wenig genug. Der nüchterne Sinn dieses Hauses drehte sich im hergebrachten Kreise um praktische Bedürfnisse: eine künstlerische Tradition wie in dem Elternhause Klemens Brentanos bestand weder von väterlicher noch von mütterlicher Seite. Dieser vererbte, durch Familien- und Stammesart bedingte Mangel an ästhetischer Kultur hat dem sprachgewaltigen Wortführer seiner Zeit lange nachgehinkt, so sehr und so rasch auch der Umfang seiner literarischen Interessen und die Liebe zu bestimmten dichterischen Erscheinungen zunahm.

Rousseau, Goethes ‚Werther‘, Klopstock klingen nach in den frühen Briefen an seine Braut, Katharina v. Lasaulx. Dann nahm um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts die Romantik von ihm Besitz, und unter ihrem Eindruck hat er schon in den Jahren 1804 und 1805 die Höhe seiner literarkritischen Leistungen erstiegen, in jener Reihe von Betrachtungen, Charakteristiken, Aphorismen, die in der kurzlebigen Münchener Zeitschrift ‚Aurora‘ erschienen, bis vor kurzem so gut wie unbekannt, im Jahre 1900 von mir ans Licht gezogen wurden und noch heute bei vielen helles Entzücken erregt haben.* Nirgends zeigt sich sein reicher, lebendiger Geist vielseitiger, glänzender und liebenswürdiger zugleich als in dieser Kette von Reflexionen und Rhapsodien über Zeit und Kunst. Nichts Unbedeutendes ist darunter, so urteilt einer der einsichtigsten Kenner der deutschen Literatur, ‚nichts, was nicht durch den dreifachen Reiz der Form, des geistigen Gehalts, des Gegenstandes auf uns wirkte.‘

Indem Görres seine Gedanken über deutsche Dichter seiner Tage niederschreibt, orientiert er mit der Feder in der Hand auch sich selber erst. Das merkt man recht an den Aufsätzen über Individualitäten und Probleme, die seinem Fühlen und Denken niemals recht gemäß waren. Nehmen wir seinen Aufsatz über Schiller und den ‚Tell‘: es ist meines Wissens Görres' einzige ausführliche Äußerung über den Dichter, der durch seine rhetorische Wucht, seine sittliche Unbeugsamkeit, seine idealistische Weltanschauung, seinen freiheitlichen Zug ihm besonders hätte naherücken müssen. Findet er Worte, um Schillers Wesen zu umschreiben, den Niederschlag dieses Wesens im ‚Tell‘ deutlich zu machen? Eine Fülle wenig schlagkräftiger Bilder und Vergleiche sucht dem Werke und seinem Schauplatze, der Schweiz, die für ihn immer ein Idealland war, gerecht zu werden. Doch über die Anerkennung des ‚Kolorits‘ und der ‚Staffierung‘ in dem Gedichte, über einen allgemeinen Ausdruck wie den eines darin sich regenden ‚großen poetischen Geistes‘ gelangt er nicht hinaus: die Antipathie der deutschen Romantik gegen Schiller hatte auch auf ihn gewirkt, der die Schriften seiner Revolutionsjahre mit Schillerschen Zitaten geschmückt hatte. Und er ist auf dieser Bahn noch weiter gelangt: vom Heidelberger Katheder herab soll der Genosse der Jungromantiker Arnim und Brentano 1807 verkündet haben, Schiller verdiene nicht den Namen eines Dichters. Mag in der hämischen Wiedergabe dieses und anderer Urteile durch den jungen Voß ein gut Teil tendenziöser Übertreibung stecken, es wird im Kerne richtig sein und begreift sich aus romantischer Ablehnung des Schillerschen Ethos und Pathos. Merkwürdig genug aber bleibt es. Sein persönliches Verhältnis zu einem Dichter hat Görres von dem Mehltau romantischen Aburteilens im übrigen sehr wohl freizuhalten gewußt. Das lehrt die auch in den Aufsätzen der ‚Aurora‘ wieder durchbrechende Liebe zu Klopstock.

Und doch hat ihn diese Liebe zu einem von Jugend auf verehrten Schriftsteller nicht kritiklos gemacht. Wie richtig beurteilt er das Wirken und die Persönlichkeit Herders, dessen Ideen er nach eigenem Geständnis viel verdankte! Er erkennt die beständige Störung entgegengesetzter Grundkräfte in der Natur dieses großen Anregers, dem weder rein wissenschaftliche noch rein

* Charakteristiken und Kritiken von Joseph Görres aus den Jahren 1804 und 1805. Köln 1900.

künstlerische Leistungen gelangen. Über allen seinen Schriften aber steht ihm die Gesamtheit des Charakters und die Persönlichkeit Herders, ‚dieser feste, unerschütterliche, in sich begründete Glaube an das Göttliche in der menschlichen Natur, an ein besseres, heiligeres, an ein progressiveres Prinzip, das die Verworfenheit keck und frech wegleugnet; diese Religiösität, die überall der Vorsehung in ihren verborgenen Wegen mit liebender Anhänglichkeit folgt wie das Kind der Mutter . . .; dieser hohe Ernst, mit dem er die Angelegenheit der Menschheit betrieb, dieses Streben und Ringen und Lehren und Bilden mit allen Kräften seines Wesens nach dem Ziele hin, das seinem Herzen vorschwebte.‘

Derselbe Görres hat auch für die historische Bedeutung und Eigenart Lessings seine Fähigkeit bewährt, einen Menschen aus dem vollen und ganzen zu erfassen. Die Selbstherrlichkeit des Lessingschen Geistes hat selten schönere Worte gefunden, als wenn Görres von ihm sagt: ‚In der Kunst, in der Religion und überall verfolgte er selbständig seinen Gang, durch die Mitte der entgegengesetzten Parteien hindurch, in die gewöhnlich bei jeder neuen, großen Idee, die in das Zeitalter fällt, die Mittelmäßigkeit sich zersetzt; sie sahen ihm verwundert nach, wie er durch die Reihen ging, stolz und keck, ohne rechts auszubeugen oder links; sie sagten sich beide los von ihm und hätten ihn gern gemißhandelt, die Wahrheit aber entrückte ihn ihren Augen.‘ Einige Jahre später hätte wohl Görres für die kritische Wirksamkeit Lessings nicht mehr die unbedingte Anerkennung aufzubieten vermocht wie im Jahre 1804. Damals aber war in Friedrich Schlegel, dem funkenschlagenden und gedankenreichen Fragmentisten der Frühromantik, ein zweiter Lessing erstanden, den Görres mit dem ersten vergleicht — eine Parallele, die Friedrich Schlegel selber herausgefordert hatte. Auch hier also wieder treffen wir auf die tiefen Einwirkungen der Romantik. Diese revolutionär auftretende Bewegung im deutschen Geistesleben war bei Görres mit einer inneren Krisis zusammengefallen, mit den Erschütterungen, die ihm um das Jahr 1800 das Scheitern seiner Hoffnungen auf Freiheit und Völkerbeglückung gebracht hatte. Was die politische Revolution nicht gehalten hatte, schien jetzt die literarische erfüllen zu wollen: eine neue Ausbildung des Menschengeistes schien heraufzukommen. Die innerliche Anteilnahme, die hochgehende innere Bewegung erhebt seine Parteinahme für die Leistungen der ‚neuen Schule‘ über das Niveau literarischen Cliquenwesens und modischen Kokettierens mit dem Neuen. Der romantische Geist sprach ihn als etwas Kongeniales, längst in ihm Schlummerndes an. Man empfindet auch an ihm das große Geheimnis und Problem geschichtlichen Lebens: es handelt sich um die Frage, nach welchen Gesetzen der einzelne von dem Massengeiste empfängt und wieder an ihn zurückgibt, wieweit er selbständig, wieweit beeinflußt ist.

Die Dichtungen der deutschen Romantik, auch solche zweiten und dritten Ranges, sind seit den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts seines Beifalls sicher. Seine steten Lieblinge aber werden Novalis und vor allen Jean Paul. Die große Besprechung der Schriften Jean Pauls, die Görres nach langen Jahren der Vorbereitung in den Heidelberger Jahrbüchern 1811 hat erscheinen lassen, ist die umfänglichste und liebevollste Würdigung, die Jean Paul von einem Zeitgenossen erfahren hat. Vergleichen wir diese Veröffentlichung mit einem Aufsatz, der bereits 1804 in der ‚Aurora‘ erschienen ist, so wird offenbar, daß die Grundvoraussetzung von Görres’ literarischer Kritik dieselbe geblieben ist: der ethisch-moralische Gesichtspunkt findet sich auch bei der Beurteilung

Jean Pauls wieder. ‚Was ist's denn,' so fragt Görres 1804, ‚das dem Dichter seine Individualität fixiert und seinen Werken das eigentümliche Gepräge gibt? Es ist das Grundprinzip, nach dem seine Natur sich gestaltet hat, das ihn in allen seinen Produktionen beherrscht.' Diese Mitte des Jean Paulschen Wesens gleich dem Herderschen und Lessingschen zu finden, bemüht sich der Aufsehen erregende Jean Paul-Aufsatz von 1811. Sein Schluß glaubt in den moralischen Qualitäten des Dichters die letzte Formel für ihn gefunden zu haben. ‚Uns ist die Reinheit und Unschuld der Gesinnung mitten in Welterfahrung und Dichterkraft vor allem wert,' heißt es da. ‚Wir gehen sehr kalt an schönen Werken vorbei, an die gleichwie an Schandsäulen die Erbauer angebunden sind, und es ist uns erquicklich, hier im Hause eines guten Geistes zu sein, dem wir vertrauen können, daß er nicht mit Trug umgeht und mit schönen Empfindungen uns belügt. . . . Gerade in dieser Zeit, wo der Ring des geistigen Polarzirkels gebrochen scheint und der alte Winter aus seinen Ufern tritt und das Treibeis weit hinunter bis an die Wendezirkel der inneren Welt sich verirrt, ist seine und jede andere Dichtung in seiner Liebe eine Gabe des Himmels, ein warmer Sommer, der das Eismeer und seine Gletscher in ihre Schranken treibt.' Die letzten Worte zielen auf Goethe.

Es geht nicht an, in diesen wenigen, nur das Typische andeutenden Umrißlinien Görres' Verhältnis zu Goethe erschöpfend klar zu stellen. Man müßte weit und tief ausholen und beide Persönlichkeiten nebeneinander halten. Görres gehört im dritten und vierten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts zu den bekanntesten Gegnern Goethes. Die Gegnerschaft beginnt schon früh und setzt sich an ‚Wilhelm Meisters Lehrjahre' an. Wie schon Novalis faßt auch er dies Buch 1804 beinahe als eine Verherrlichung der Lebensprosa auf; die Gestalten sind ihm durchweg zu alltäglich und hausbacken, ‚in sich zusammengedrückt, laut- und tonlos'. Die ‚Kunst der Darstellung' wird nur nebenher erwähnt. Und hier berühren wir wieder den springenden Punkt: alles Technische, alles, was den eigentlichen Kunstcharakter eines Werkes ausmacht, hat für Görres nur untergeordnete Bedeutung. Darum ist ihm der formloseste deutsche Dichter der liebste: Jean Paul, der seine Fülle nicht zu bändigen vermag. Die Gestalten eines Dichters faßt er nicht als Erzeugnisse freier schöpferischer Tätigkeit; ihm sind sie immer nur Zeugnisse für die G e s i n n u n g dessen, der sie hervorgebracht hat, und er beurteilt sie, wie man sie im Leben beurteilen würde. Dieser ethische Standpunkt, dem innere und äußere Form des Kunstwerkes so gut wie nichts bedeuten, mußte den organischen Schöpfungen Goethes gegenüber versagen. Zu welchen Konsequenzen dieser äußerste Gegensatz der modernen Parole ‚l'art pour l'art' führen konnte, zeigt sich an einer Stelle von Görres Schrift über die ‚Teutschen Volksbücher' (1807), wo vom ‚Faust' die Rede ist. Die Gestalt des Teufels weist er dort aus dem Bereiche der Kunst gänzlich hinaus: ‚Gerade der negative Gegensatz alles Schönen muß sich in ihm bilden, und ein vollendeter Teufel kann uns unmöglich Liebe abgewinnen, er kann nur auf unsern Haß Anspruch machen; teufelisch müssen wir ihn selbst erblicken und teufelisch uns an ihm erfreuen.'. . . In späteren Jahren trat, sein Urteil bestimmend, die Abneigung gegen den auch von Görres verkannten Menschen Goethe hinzu, der sich den öffentlichen Interessen egoistisch fern halte, der, kalt und zugeknöpft, nicht die Not der Zeit, nicht die Leiden und Schmerzen der Bedrängten und Beladenen stille. Alles, was er gegen den Alten von Weimar auf dem Herzen hatte, entlud sich endlich in der Besprechung von Bettina von Arnims Goethebuch im Jahre 1835.

‚Der Kritiker schreibe die Kritik der Liebe und des Hasses, gemildert durch historische Gerechtigkeit,‘ so fordert ein geistreicher Schriftsteller der Gegenwart. Im gleichen Sinne etwa hat Görres über deutsche Dichter geschrieben; immer projiziert er den Autor, mit dem er es zu tun hat, auf seine eigene starke, wenn auch oft einseitige Persönlichkeit, immer schiebt sich das Bild des Menschen vor seine Werke. So gelang ihm 1831 das Herrlichste, was an literarhistorischer Charakteristik aus seiner Feder geflossen ist, der Nachruf auf Achim v. Arnim, seinen Heidelberger Freund, den Mitherausgeber des ‚Wunderhorns‘. So aber konnte er auch 1829 in der Münchener Zeitschrift ‚Eos‘ bei den Gedichten König Ludwigs von Bayern den Willen für die Tat nehmen.

Seine Aufnahmefähigkeit und Urteilskraft für Dichterwerke hat ihre Grenzen, die sich aus der Totalität seines Wesens herleiten. Innerhalb dieser Grenzen besaß er aber den rechten Spürsinn für das Zukunftskräftige und Bleibende. Ich denke daran, daß er 1804 aus Heinrich von Kleists erstem, anonym erschienenen Stücke, der ‚Familie Schroffenstein‘, die Größe des künftigen Dramatikers gefühlt und den Mahnruf ausgestoßen hat: ‚Die Zeit, der solche Erstlinge zum Opfer dargebracht werden, zeigt sich ihrer unwert, wenn sie sie nicht dankbar aufnimmt und den jungen Genius auf ihren Flügeln trägt, bis er erstarkt und auf eigenen Fittichen sich über sie hinausschwingt.‘

Sein Sinn für große, durchgehende Linien und typische Züge kam in seinen Schriften über die deutsche Volks- und die mittelhochdeutsche Dichtung mehr zu seinem Recht als in seinen Aufsätzen über die differenzierte und nuancierte Literatur seiner Tage. Auch hier aber ist in jedem Zuge er selbst zu finden: der universelle Kopf, der die einzelnen Strömungen des Lebens einem höheren und allgemeineren Ziele der Menschheit dienstbar machen möchte.



Louis Spohr Zu seinem 50. Todestag (22. Oktober)

Von Eugen Schmitz

Die Musikgeschichte weist verschiedene Beispiele auf, daß Komponisten, die von ihren Zeitgenossen stark überschätzt wurden, später beinahe in Vergessenheit gerieten, indem an Stelle der anfänglichen Überschätzung eine reaktionäre, noch viel unberechtigtere Unterschätzung trat. Das populärste Beispiel aus neuerer Zeit dafür bietet Mendelssohn; aber auch ein anderer großer Meister der romantischen Musik hatte ein gleiches Schicksal: Louis Spohr. Selbst unter den älteren musikalischen Lesern ‚Hochlands' werden wenige sein, die sich der Zeit noch erinnern, da die Werke des Kasseler Generalmusikdirektors in Konzertsaal und Theater das Repertoire beherrschten, wo man sich ein Sinfoniekonzert ohne die eine oder andere ‚Nummer' von Spohr gar nicht denken konnte, und wo ‚Jessonda' eine ähnliche Rolle spielte wie heute etwa der Lohengrin. Heute ist Spohr in den Kreisen der Fachmusiker wohl noch geschätzt, aber wenig gekannt; nur die Geiger studieren nach wie vor seine Violinwerke, und mit dem Violinkonzert ‚in Form einer Gesangsszene' wagen sie sich gelegentlich sogar vor das Publikum. In England und Amerika wird — nicht in den musikalischen Zentren, sondern in der Provinz — hin und wieder ein Oratorium aufgeführt; deutsche Bühnen machen gelegentlich einen schüchternen Wiederbelebungsversuch mit der einen oder anderen Oper; dabei bleibt es aber. Das große Publikum hat heute den einst so gefeierten Meister fast ganz vergessen.

Gewiß wurde Spohr von seinen Zeitgenossen überschätzt; die absolute Vernachlässigung aber, der seine Werke gegenwärtig anheimgefallen sind, ist nicht nur bezüglich der historischen Bedeutung derselben, sondern auch ihrer künstlerischen Qualitäten halber sehr bedauerlich, und die Stellung, die der Meister im Rahmen der Musikgeschichte einnimmt, rechtfertigt es hinlänglich, wenn wir uns gelegentlich der fünfzigsten Wiederkehr seines Todestages an dieser Stelle einmal eingehender mit ihm und seiner Kunst beschäftigen.

Louis Spohr ist geboren am 5. April 1784 zu Braunschweig als Sohn eines Arztes. 1786 siedelte sein Vater nach Seesen über, wo er als Kreisphysikus angestellt wurde, und dort verbrachte der kleine Louis seine ersten Lebensjahre. Die Eltern waren musikalisch, der Vater blies Flöte, die Mutter spielte Klavier und sang die Bravourarien der damaligen Zeit; so wurde das musikalische Talent des Knaben frühzeitig geweckt, und mit fünf Jahren erhielt er bereits den ersten Violinunterricht von Rektor Riemenschneider. Ein französischer Emigrant, Dufour, der im Spohrschen Hause verkehrte, erkannte zuerst die große musikalische Begabung des Knaben, und auf seine Veranlassung wurde er nach Braunschweig zur Ausbildung für den Musikerberuf geschickt. Er machte dort unter Konzertmeister Maucourt und Organist Hartung so schnelle Fortschritte, daß ihn, nachdem eine Konzertreise nach Hamburg wegen Ungunst der Jahreszeit mißglückt war, der Herzog von Braunschweig 1799 als Kammermusiker anstellte und sich bereit erklärte, die Sorge für seine weitere künstlerische Ausbildung zu übernehmen. 1802 gab er ihn dem berühmten, damals auf einer Kunstreise nach Rußland begriffenen Violinvirtuosen Franz Eck als Schüler mit. Die erste selbständige Kunstreise Spohrs (1804) trug ihm sowohl als Violinspieler wie als Komponist große Ehren ein und veranlaßte ein Engagement als Konzertmeister nach Gotha (1805). Dort verheiratete er sich mit der Harfenvirtuosin Dorette Scheidler (1806), unternahm

in den folgenden Jahren neue Konzertreisen, leitete 1810 und 1811 Musikfeste zu Frankenhausen, 1812 ein solches zu Erfurt, wobei sein erstes Oratorium, ‚Das jüngste Gericht', zur Aufführung kam, und ging im gleichen Jahre als Kapellmeister an das Theater an der Wien zu Wien. Hier entstand eine seiner bedeutendsten Schöpfungen, die Oper ‚Faust'. 1816 und 17 befand er sich wieder auf einer Kunstreise, die ihn diesmal nach Italien führte, wo er mit Paganini zusammentraf. 1817 übernahm er eine Stelle als Theaterkapellmeister in Frankfurt a. M., die er jedoch bereits 1819 wieder aufgab. 1820 ging er zum ersten Male nach England, dem Land, in dem er seine größten Triumphe feiern sollte, und fand sowohl beim Publikum wie in der vornehmen Gesellschaft ausgezeichnete Aufnahme. Weniger glücklich war sein künstlerischer Erfolg in Paris (1821), doch wußte sich der Meister auch dort in Ehren zu behaupten. Nach einem kurzen Aufenthalt in Dresden erfolgte 1822 seine Berufung als Hofkapellmeister nach Kassel, wo er dauernden Aufenthalt finden sollte. Anläßlich seines 25jährigen Jubiläums wurde er zum Generalmusikdirektor ernannt (1847).

Nach dem Tode seiner ersten Gattin († 1834) verheiratete sich Spohr 1836 zum zweiten Male mit Marianne Pfeifer, einer trefflichen Pianistin († 1892). Unter den zahlreichen Kunstreisen, die Spohr auch noch während seiner Kasseler Anstellung unternahm, ragen die nach England zur Aufführung seiner Oratorien hervor. Die letzten Lebensjahre des Meisters wurden teilweise durch die unerquickliche Stellung zu seinem Landesherrn verbittert, der ihn 1857 auch wider seinen Willen mit unrechtmäßiger Gehaltsverkürzung pensionierte. Spohr starb am 22. Oktober 1859 zu Kassel an Altersschwäche.

Spohr hat in seinem 75jährigen Leben eine enorme Entwicklung der Musik mitgemacht. In seine Jugendjahre fallen die Meisteropern Mozarts, das deutsche Singspiel und die letzte Glanzzeit Haydns. Das ganze künstlerische Werden Beethovens, Schuberts, die Entstehung der Romantik, das Kunstwerk Webers, Marschners, Mendelssohns und Schumanns umfassen die reifen und reifsten Jahre seiner Künstlerschaft, und sein Alter wird erleuchtet durch das meteorartige Aufflammen Richard Wagners und der neudeutschen Kunst; sein Todesjahr sah die Vollendung von Wagners Tristan. Trotzdem blieb Spohr immer das, was er von Anfang an war: der geistige Erbe Mozarts und als solcher einer der innigsten Verbindungs- und Berührungspunkte der klassischen mit der von Spohr selbst inaugurierten romantischen Kunst. Im Gegensatz zu dieser beinahe einseitigen Beschränkung des Meisters auf ein nach seinem Geschmacke zurechtgelegtes Vorbild steht sein unablässiges Aufsuchen von neuen Formen, sein steter Hang zu formalistischen Experimenten. Unter seinen Instrumentalwerken ist hier zu erwähnen die Doppelsinfonie ‚Irdisches und Göttliches' für zwei Orchester, ferner verschiedene andere programmatische Werke, worauf wir noch zu sprechen kommen werden; unter seinen Opern ist zu gedenken der ‚Kreuzfahrer', in denen er auf seltsame Weise Wagnerschen Ideen zu folgen sucht; unter seinen lyrischen Schöpfungen gehören hieher die Lieder op. 101, zu denen er eine vierhändige (!) Klavierbegleitung schrieb, während er in op. 138 ein Lied gar in die Form einer Sonatine einzwängt; ein zwar nicht mißlungenes, aber doch höchst geschraubtes und unnatürliches Produkt! Mögen aber diese formalistischen Experimente auch nicht immer ganz geglückt sein, so zeigen sie doch das energische Bestreben des Meisters, über die ihm natureigene künstlerische Einseitigkeit möglichst hinauszukommen.

Hans Thoma/Träumerei am Schwarzwaldsee.



Die künstlerische Hauptbedeutung Spohrs liegt in seiner Instrumentalmusik, namentlich in seinen Violinwerken. Als Violinkünstler ist Spohr ein Abkömmling der Mannheimer Schule, denn Johann Friedrich Eck, der Bruder und Lehrer von Spohrs Lehrer Franz Eck war Sohn eines Hornisten der Mannheimer 1778 nach München verlegten Kapelle und erhielt in ihr seine Ausbildung als Violinvirtuose. So feierte diese Geigerschule in Spohr eine herrliche Wiederauferstehung. Spohrs Violinschule ist auch heute noch, wo natürlich die violinistische Technik wieder enorme Fortschritte gemacht hat, ein hochangesehenes und sehr bedeutsames Studienwerk; seine fünfzehn Violinkonzerte werden auch von den modernen Geigern noch gerne gespielt, und das achte in a-moll, die sogenannte ‚Gesangsszene', ist beinahe wieder populär geworden, wie u. a. das Erscheinen der Partitur in der Eulenburg-Payneschen Ausgabe beweist. Seine Streichquartette laborieren trotz dem ernstesten Streben nach quartettistischer Schreibart an einer zu vordringlich solistischen Behandlung der ersten Violine. Interessant sind die Doppelquartette (Partituren ebenfalls bei Payne erschienen); sie unterscheiden sich von den gleichartigen Stücken Mendelssohns durch die doppelchörige Behandlung der beiden Streichkörper, die sie durchweg festhalten, während Mendelssohns Doppelquartette eigentlich Oktette sind. Die Spohrschen Stücke erinnern durch diese ihre Faktur an die doppel- (und mehr-) chörigen Vokalwerke der alten Venetianer im 16. Jahrhundert, an Giovanni Gabrieli und seine Schule. In den sieben Streichquintetten verdoppelt Spohr die Bratsche (nicht wie andere Komponisten, z. B. Boccherini, das Cello) und folgt hierin nicht nur seinem Vorbild Mozart, sondern auch seiner eigenen Neigung für reich belebte Mittelstimmen, deren eine so chromatische Musik wie die Spohrs vor allem bedarf.

An größeren Kammermusikwerken schuf Spohr noch ein Nonett, Oktett und Septett, ferner ein Notturno für Harmoniemusik mit suitenartigem Charakter und fünf Trios für Klavier, Violine und Cello. An künstlerischer Bedeutung werden jedoch alle diese Werke überragt von dem Klavierquintett op. 130 in D-Dur, einer Tondichtung ersten Ranges, die zum Besten und Bedeutendsten gehört, was Spohr überhaupt geschaffen hat. Originell in der gedanklichen Anlage wie in der technischen Verwendung der Mittel ist das Werk von einer seltenen Klarheit und Übersichtlichkeit der Faktur. In Kürze sei noch der Violinduette, der Stücke für Violine und Klavier und für Violine und Harfe (die Harfenpartie schrieb Spohr für seine erste Frau) gedacht. Unter den neun Sinfonien des Meisters ist die dritte in C-Moll (op. 78) als besonders bedeutend hervorzuheben; sie zeigt alle Eigenheiten der Spohrschen Musik und vereinigt wundervollen romantischen Geist mit imponierenden Anläufen zu kraftvoller Entfaltung; besonders das larghetto (F-Dur $^{9}/_{8}$) ist von verklärter Schönheit und hat auf Zeitgenossen und Nachfolger bedeutenden Einfluß ausgeübt. Die vierte Sinfonie (F-Dur, op. 86) ist Programmmusik; sie gibt uns Veranlassung, die Stellung unseres Meisters zu dieser Kunstgattung zu untersuchen. Das handschriftliche thematische Verzeichnis der Kompositionen Spohrs, von ihm selbst angefertigt, weist folgende Programmkompositionen auf: Sinfonie ‚Weihe der Töne' 1832 (op. 86); Erinnerung an Marienbad. Walzer 1833 (op. 89); ‚Nachklänge einer Reise nach Dresden und in die sächsische Schweiz.' Für Violine und Klavier 1836 (op. 96); ‚Sonst und jetzt.' Concertino für Violine und Orchester 1839 (op. 110); Historische Sinfonie 1839 (op. 116); ‚Irdisches und Göttliches im Menschenleben.' Dop-

pelsinfonie (op. 121); ‚Elegisch und humoristisch.‘ 6 Duettinen für Violine und Klavier 1843 (op. 127); ‚Die Jahreszeiten.‘ Sinfonie 1850 (op. 143).

Wie aus dieser Aufzählung, die erschöpfend sein dürfte, zu ersehen ist, hat sich Spohr vielfach mit der umstrittendsten Kunstgattung befaßt. Diese programmatischen Tonwerke Spohrs fallen ungefähr in die gleiche Zeit wie Berlioz' Werke in Frankreich, und Spohr ist neben Mendelssohn und Gade mit ihren poetisierenden Konzertouvertüren und neben Robert Schumann und seiner Klaviertonpoesie einer der bedeutendsten deutschen Vorläufer der Lisztschen sinfonischen Dichtungen, eine Tatsache, welche die historische Bedeutung des Meisters wieder gewaltig erhöht. Auf eine ins Detail gehende Untersuchung und Würdigung der Spohrschen Programmkompositionen können wir uns hier nicht einlassen. Im allgemeinen ist jedoch zu bemerken, daß der Mangel, welcher Berlioz' programmatischen Instrumentalwerken anhaftet, nämlich das Bestreben, neben der poetisierenden Tendenzen auch die reinmusikalische Form zu wahren, sich bei Spohr ebenfalls findet, wodurch hier wie dort ein Widerspruch zwischen der poetischen Idee und ihrer musikalischen Ausgestaltung entsteht. Den entscheidenden Schritt hat hier eben erst Liszt getan mit der kategorischen Verneinung jeder reinmusikalischen Form und der absoluten Hingabe an die poetische Idee auch bezüglich des formalistischen Aufbaues.

Und doch findet sich unter Spohrs Werken ein Stück, welches auch dieser fortschrittlichen Forderung genügt; das ist die Ouvertüre zu seiner Oper ‚Faust‘. Wir kommen damit gleich zur Betrachtung der Bedeutung Spohrs als Opernkomponist. Der Meister schrieb im ganzen zehn Opern; die bedeutendsten sind ‚Faust‘ (1813), ‚Zemire und Azor‘ (1819), ‚Jessonda‘ (1823) und ‚Die Kreuzfahrer‘ (1845). Künstlerisch am wertvollsten ist Jessonda; historisch weitaus am wichtigsten ist indessen ‚Faust‘. Da dieses Werk von entscheidender Bedeutung für Spohrs musikgeschichtliche Stellung ist, wollen wir hier etwas ausführlicher dabei verweilen.

Spohrs ‚Faust‘ (zuerst aufgeführt in Prag am 1. September 1816 unter C. M. v. Webers Leitung) inauguriert die ‚romantische Oper‘. Wenn wir heutzutage von der ‚romantischen Oper‘ sprechen, so meinen wir damit diejenige Epoche der Geschichte dieser Kunstform, welche charakterisiert ist durch die Namen und Werke von Spohr, Weber und Marschner, und setzen durch die Bezeichnung ‚romantisch‘ die von diesen Meistern, ihren Anhängern und Nachfolgern verfolgte Richtung in einen gewissen Gegensatz zu den ‚klassischen‘ Opern Glucks, Mozarts und Beethovens. Die dabei gebrauchten Epitheta ‚romantisch‘ und ‚klassisch‘ beziehen sich jedoch bekanntlich zunächst weniger auf die Musik als auf die Dichtkunst. Frau von Staël war es, die wahrscheinlich zuerst den Gegensatz klassisch-romantisch terminologisch anwandte. Die Oper hat also die Bezeichnung ‚romantisch‘ zuerst von dem ihr zugrunde liegenden Texte bekommen; selbstverständlich wurde aber die Einführung einer neuen Stoffwelt in die Operntextliteratur auch von höchster Wichtigkeit für die Musik, deren Aufgabe es nun war, die dieser neuen Stoffwelt entsprechenden, charakteristischen Töne zu suchen. Im allgemeinen versteht man unter ‚Romantik‘ das Streben nach dem Phantastischen, Abenteuerlichen, Wunderbaren, auch Übernatürlichen und Schauerlichen, wie es vor allem dem Mittelalter mit seinen Sagen und Märchen eigen ist; bezüglich der Form herrscht in der Romantik zügellose Phantasie, welche die festen Grenzen oft verschwimmen läßt; endlich ist als besonderer Charakterzug der Romantik noch die Neigung zum Volkstümlichen zu

nennen. Das hauptsächlichste Charakteristikum der romantischen Musik ist, daß sie vor allem durch Klangfarben zu wirken sucht, wogegen die scharfe thematische Zeichnung etwas in den Hintergrund tritt; diese Wirkung durch Klangfarben sucht die romantische Musik teils durch instrumentale, teils durch harmonische Mittel zu erreichen. Ferner ist ihr eine gewisse Neigung zur Detailmalerei eigen, ein mehr oder minder genaues Eingehen auf die einzelnen Worte und Gedanken des zu komponierenden Textes. Nachdem wir alle diese Charakteristika zum erstenmal (unter den berühmteren Opernwerken) in Spohrs ‚Faust' vertreten finden, können wir dieses Werk mit Recht als die erste romantische Oper bezeichnen. Es ist kein Zufall, daß gerade Spohr es war, der die romantische Oper ins Leben treten ließ; abgesehen davon, daß der Charakter der Musik Spohrs von Anfang an einen Hang zum Melancholisch-träumerischen und Ätherisch-verschwommenen zeigte, — Eigenschaften, die mehr oder minder aller romantischen Musik eigen sind und eigen sein müssen, — hatte Spohr auch Fühlung mit allen den vorbereitenden Momenten, auf denen die romantische Oper als historisch gewordene Kunstform beruht. Zu diesen Vorstufen der romantischen Oper gehört in erster Linie Mozart, namentlich mit ‚Don Giovanni' und ‚Zauberflöte'; für Mozart aber schwärmte Spohr von Jugend auf. Eine weitere Vorstufe, das deutsche Singspiel, namentlich die volkstümlichen Wiener Zauberopern, konnte Spohr während der Arbeit an seinem ‚Faust' an der Quelle studieren, da er ja damals dort engagiert war. Der Text zum ‚Faust' (von J. K. B. Bernard) ist ganz im Genre dieser Wiener Zauberoper gehalten, im übrigen ein ganz nichtssagendes Konglomerat von phantastischen Zauberstückchen und albernen, abgenutzten Liebesszenen. Die Musik Spohrs trägt die Charakteristika der Romantik ganz entschieden, vor allem das Streben nach Klangfarben; diese Effekte durch Klangfarben werden in erster Linie durch die ungemein kühne und reiche chromatische Harmonik erzielt; doch auch die Instrumentation weist romantische Momente auf. Die wichtigste derartige Stelle findet sich in der Walpurgisnachtmusik (Nr. 9 der Partitur), und zwar bei der Beschwörung der Hexe Sykorax durch Mephisto:

Mephisto. Sykorax.
Sy-ko-rax! He-be dich aus deiner Kluft! Wer be-geh-ret mein, wer ruft?
Andante maestoso.
Violine u. Viola
Viola Fagotte
Streicher
Flöten und Klarinetten
3 Celli
C. Baß

Die Art und Weise, wie hier die beiden Personen Sykorax und Mephisto durch die abwechselnde Instrumentation charakterisiert sind, ist echt romantisch; besonderes Gewicht ist auch zu legen auf die Teilung der Celli: hier sehen wir einen der ersten Ansätze zu jener Mehrteilung der Streicher, durch welche dann in

der Folgezeit in der romantischen Oper so herrliche Wirkungen erzeugt wurden. Des weiteren ist an der Instrumentation des Faust noch bemerkenswert die Bevorzugung der Klarinette, des Instruments, das später durch Weber zu einem der wichtigsten Faktoren des romantischen Opernorchesters erhoben wurde. Romantisch ist auch das in Spohrs Faustmusik überall zum Durchbruch kommende Streben nach musikalischer Detaillierung, sowie das volkstümliche Kolorit, das manche Nummern, wie z. B. das Trinklied im ersten Akt, tragen. Allein auch abgesehen von seiner Bedeutung als erste romantische Oper enthält der ‚Faust‘ manches entwicklungsgeschichtlich bedeutungsvolle Element; hieher gehören die mehrfach angewendeten Erinnerungsmotive, ferner die Behandlung der Rezitative, welche streng in den Grenzen des Takts gehalten sind (was Wagner bei seinen Werken später so nachdrücklich betont hat); ferner ist die Orgel wieder im Orchester verwendet, die Titelpartie ist für Bariton geschrieben und damit das Anfangsglied einer großen Entwicklung geschaffen, der Ahnherr der Weberschen, Marschnerschen und Wagnerschen Baritonhelden, und endlich ist, wie erwähnt, die Ouvertüre ein wichtiges Dokument der Programmusik; sie schildert das Leben Fausts. Spohr schrieb selbst das Programm dazu; in den älteren Textbüchern ist es abgedruckt. Das historisch Hochbedeutsame dabei ist das, daß die Form des Tonstücks hier keine reinmusikalische ist, sondern wie in den Lisztschen sinfonischen Dichtungen sich nach dem programmatischen Vorwurf richtet.

Den größten und dauerhaftesten Erfolg unter den Spohrschen Bühnenwerken fand aber ‚Jessonda‘; und wenn ihr auch an historischer Bedeutung ‚Faust‘ weit überlegen ist, so darf doch nicht daran gezweifelt werden, daß sie rein künstlerisch höher steht. Und das ist kein Zufall! ‚Jessonda‘ — übrigens eine der ersten berühmt gewordenen ‚durchkomponierten‘ deutschen Opern (d. h. ohne Dialog) — behandelt bekanntlich einen indischen Stoff; nun deckt sich aber gerade der Grundton der Spohrschen Musik, das dämmerig Verschleierte, geheimnisvoll Dahinschwebende aufs beste mit dem Charakter der zauberhaften Wunderwelt Indiens und seines Brahmakults, und so kam denn diese Textdichtung den spezifischen Fähigkeiten und Eigenheiten des Komponisten aufs glücklichste entgegen; hier brauchte sich Spohr nur zu geben, wie er war, um die musikalische Grundstimmung der Oper richtig zu treffen. Interessant für den Musikhistoriker sind auch die 1844 komponierten und 1845 erstmalig aufgeführten ‚Kreuzfahrer‘, welche Spohr schrieb, nachdem er Wagners ‚Holländer‘ kennen gelernt und aufgeführt hatte. Nach seiner eigenen Angabe wollte er ‚ganz abweichend von der bisher gebräuchlichen Form, sowie von dem Stil seiner eigenen früheren Opernmusik das Ganze gleichsam als musikalisches Drama ohne unnötige Textwiederholungen und Ausschmückungen mit immer fortschreitender Handlung‘ durchkomponieren; das bedeutet also eine Übernahme des sich im ‚Holländer‘ bereits mit unverkennbarer Deutlichkeit aussprechenden Prinzips des Wagnerschen ‚Musikdramas‘. Allein indem Spohr hier ein seinem musikalischen Schaffen im Inneren ganz fremdes Prinzip verfolgte, legte er seinen Geistesschwingen Fesseln an, und so kommt es, daß man der Kreuzfahrermusik trotz einzelner großer Detailschönheiten, die sich aber eben in ‚geschlossenen Nummern‘ finden, die Mache allzu sehr anmerkt, als daß ein ungetrübter künstlerischer Genuß möglich wäre. Es war daher nicht vorteilhaft, wenn man behufs einer Wiederbelebung Spohrscher Opernkunst gerade auf dieses Werk zurückgegriffen hat; für einen solchen Fall kämen einzig und allein ‚Faust‘ und ‚Jessonda‘ in Betracht, vor allem

aber ‚Faust‘, wobei freilich zunächst eine Umarbeitung des über alle Begriffe läppischen Textbuches vonnöten wäre.

Den größten Beifall fand Spohr bei seinen Zeitgenossen als Oratorienkomponist; als solcher feierte er namentlich in England große Triumphe, die denen Mendelssohns in nichts nachstanden. Der Musikhistoriker freilich weiß, daß auf dergleichen lärmende Augenblickserfolge gar nichts zu geben ist, und daß Komponisten und Kompositionen, die Künstlern wie Mendelssohn und Spohr nicht das Wasser reichen können, womöglich noch fanatischer und glänzender geehrt wurden. So müssen wir denn konstatieren, daß die Spohrschen Oratorien an künstlerischer Bedeutung vielfach den übrigen Schöpfungen des Meisters nachstehen und uns und der Nachwelt, die wir Händels glanzvolle Kraft und Bachs mystische Tiefe wieder neu erweckt und in uns aufgenommen haben, trotz mancher sehr schöner Einzelheiten nicht mehr zu genügen vermögen. Die Zeit Spohrs als Oratorienkomponist ist unwiederbringlich dahin; im übrigen aber ist nicht daran zu zweifeln, daß eine große Anzahl der Werke des Kasseler Meisters wieder zu neuem Leben erstehen werden. Zwar können noch Jahrzehnte darüber vergehen; noch sind erst die Musikschätze des 16., 17. und 18. Jahrhunderts neu zu heben und zu beleben. Doch wie nichts künstlerisch Bedeutendes dauernd vergehen kann, so werden auch die wirklich bedeutenden Schöpfungen Spohrs — vor allem seine Violin- und Kammermusik — wieder zu ihrem Rechte kommen. Aber auch ganz abgesehen davon sichert dem Meister die rein historische Bedeutung seiner Werke einen dauernden Ehrenplatz in der Musikgeschichte. Und nicht nur durch seine Werke, auch durch seine Eigenschaften als Mensch, vor allem durch sein energisches Eintreten für die hohe Würde der Kunst hat er sich ein bleibendes Andenken geschaffen. Ihm ist (nächst Mendelssohn u. a.) die Hebung der gesellschaftlichen und sozialen Stellung des Musikerstandes zu danken. Wie sich der kleine Knabe die Unverschämtheiten eines herzoglichen Kammerdieners einst energisch verbeten hatte, so wußte der Mann inmitten der stolzen englischen Aristokratie die Würde seines Künstlerberufes zu wahren und die Schranken engherziger höfischer Eingebildetheit und despotischer Willkür am württembergischen Königshofe zu brechen. Sein ernstes Auftreten als Mensch wie als Künstler sicherten ihm und durch ihn seinen Berufsgenossen die angemessene Stellung in der menschlichen Gesellschaft. Und blicken wir zum Schlusse nochmal zurück auf jenes 75jährige Künstlerleben, das so reich an Kunsttaten, so reich an äußeren und inneren Erfolgen wie wenig andere ist, so können wir das Wort, das Grillparzer einst am Grabe Beethovens sprach, mit Fug und Recht auch auf unseren Meister anwenden und mit dem Dichter sagen:

‚Ein Künstler war er, und was er war, das war er nur durch seine Kunst.‘



Hans Thoma, ein deutscher Maler
Von Konrad Weiß

In dem schnörkelig gekrümmten Rachen eines Drachentieres mit großem, glotzäugigem Kopf und schuppigem Schneckenhausleib sitzt ein kleines Engelchen mit Schmetterlingsflügeln und bläst sich auf seinem Blechtrompetchen ein Liedchen. Unter das Bild hat der Künstler selber einen Vers geschrieben:

,Vom Rätselrachen der Welt umfangen
Sitzt die arme Menschenseel in Fürchten und Bangen;
Das Ungeheuer kann sie ja spielend verschlingen,
Und möchte doch jede ihr fröhliches Lebenslied singen.'

Das Lebenslied. Es ist wohl eine verlorene Weise, die das Kindlein spielt, nur wenige Töne, die kein Komponist in Notenlinien faßt. Die grobe Natur möchte dem dünnen Klang keinen Widerhall gönnen und du selbst würdest ihn mit deinen leiblichen Ohren verachtend überhören. Aber da sitzt das Engelbengelchen ernsthaft und selbstvergessen in dem Rachen des Ungeheuers, unbekümmert um die grausliche Kieferzange, mit dem Rücken gegen den gähnenden Drachenschlund. Es hat alle Gefahr vergessen. Kaum, daß es die Beinchen rührt und die große Zehe. So eifrig ist es in seinem Blasen. Und da hörst du auf einmal die Töne des Liedchens. Ganz fein klingen sie und zart und einen Sinn haben sie und eine Seele. Der Rätselrachen ist ihre Resonanz und er gibt ihnen Schall und Bedeutung. In deiner Seele hörst du das Lebenslied. Es löst sich los aus dem Rachen der Welt, der dein Ich, das zarte Flügelwesen aus einer andern Welt verschlingen will. Du kennst es schon lange. Es ist ein Kinderlied, ein Märchenlied, ein Paradieslied. Du kehrst ins Kinder- und Märchenland und ins Paradies zurück. Da kann dich der Weltenrachen nicht mehr schrecken. Sein Drohen ist dir nur noch wie das süße Grauen im Märchen. Die Lebensrätsel halten ein, dich zu quälen. Nur selten klingt ein weinerlicher Ton noch nach in dem Liedchen des Engelkindes. Es schwippt die Sorgen mit seiner großen Zehe weg. Schließlich kennt es den Drachen doch noch ganz gut von früher her, da sie noch alle im Paradiese waren, die Tiere und die Menschenseelen, im Gottes- und Naturfrieden. Und du selbst kannst nichts besseres tun, als dich in den Paradiesfrieden zurückzuversetzen. Dann sitzt deine Seele ohne Gefahr im Rätselrachen der Welt.

Diese treuherzige Zeichnung ist nicht bloß ein phantastisches Federspiel, sondern ein rechtes Symbol von Thoma's Kunst. Diesem Künstler war seine Kunst immer eine Verinnerlichung des Daseins, eine Milderung der rauhen Wirklichkeit, ein Sichzurückziehen in die ursprüngliche Heiterkeit des Natur- und Seelenfriedens. In ihm hat nicht nur die deutsche Romantik eine Fortsetzung, sondern auch die Armut einer naturalistischen Zeit eine Linderung gefunden.

Thoma hat mitten in den härtesten Kämpfen um die moderne Malerei gelebt und hat doch nie mit saurem Schweiße die rauhen Schollen des Naturalismus beackert und hat sich nie mit brennenden Sinnen an den flüchtigen und schwer zu fassenden Erscheinungen des Impressionismus festgesaugt. Gewiß hat er hier und dort sich zu Gast geladen, aber er ist nirgends heimisch geworden bei den Farben- und Formsuchern, nicht in Frankreich und nicht in Italien und nicht bei einer Partei in Deutschland. Auch mit den gesellschaftlich Bedrückten hat er sich nicht zu Tische gesetzt als ein sozialer Maler, sondern immer wieder ist er in sein eigenes Reich zurückgegangen. Das hat bei seiner eigenen friedlichen Häuslichkeit angefangen, mit seinen Kinder- und Jugend-

jahren im Schwarzwalddörfchen. Da ist er zur Hintertüre hinausgegangen in den Frühsonnenschein; der Hahn hat ihm vom Geländer nachgekräht. Mit Nachbars Dirnlein hat er sich am Zaun verplaudert, mit den Dorfgespielen auf der Wiese am Bach Weiden geschnitten und musiziert. Vom Aufenthalt in der Natur ist ihm der Blick weit geworden. Aus dem Heimatgarten im Schwarzwald ist er hinausgewachsen und hat in die weite deutsche Landschaft hineingesehen. Da hat ihn der deutsche Wandertrieb gepackt und fortgelockt. Immer neue Landschaftsbilder haben sich vor seinen Blick gebreitet und um seine Füße gerundet. Aber die Phantasie ist stets schneller, unruhiger und wundergieriger gewandert als die Beine, hat tanzende Engelchen an Quellen und um Baumwipfel entdeckt, hat Panvölkchen aufgestöbert, sich Märchenbilder vorgegaukelt, sagenhafte Ritter in glänzenden Harnischen aus dem Forste treten sehen, ist selbst mit der heiligen Familie auf der Flucht nach Ägypten zur Ruhe gesessen und hat vor lauter Naturfreude den Weg ins Paradies zu Adam und Eva und den zahmen Raubtieren gefunden.

Das scheint ein unbelastet leichtes Wandern, wo die Phantasie so schnell und lockend fliegt. Da scheinen sich keine Schollen schweren Bodens an die Schuhe zu hängen und keine Lasten harter Lebensarbeit die Schultern einwärts zu drücken. Es scheint nur so. Der moderne Mensch kann nicht mehr wunschlos durch die Welt ziehen wie der ‚Hans im Glück‘ des Märchens und abenteuernd wie der romantische Taugenichts Eichendorffs. Lassen wir den Glücksucher in Thomas Bilderwelt und den romantischen Taugenichts einmal zusammen wandern.

Fröhlich und verschwenderisch wirft der eine die leuchtenden Tage weg, denn sie können ihm nicht ausgehen; mit heiterer Sorglichkeit sammelt der andere die schönen Stunden seines Lebens und hält sie zu Rate, um sie in der Erinnerung aufzuspeichern. Jauchzend läuft der eine durch den goldenen Sonnentag und abenteuernd in die spukhafte Mondnacht. Stillselig verliert sich der andere an die Natur, setzt sich neben den Wiesenbach oder an den Hügelrand, und wenn er weitergeht, möchte er immer einen Nachfolger dalassen, der sich an seine Stelle setzt und die Natur weiter kostet; und des Nachts stellt er einen gewappneten Hüter über das schlafende Tal, daß auch die Nacht wie ein großer Gedanke dauernd im Gemüt stehen bleibe. Und während der eine in Troubadourlaune sein Saitenspiel trillern läßt, um verschlafene Mädchengesichter ans Fenster zu locken, spielt sich der andere mit tagesmüden Fingern auf der Geige sein Abendlied. Nein, die spielende Sorglosigkeit des romantischen Taugenichts und die naturfrohe Sorglichkeit des modernen Märchensuchers wären einander schlechte Weggenossen. Auch Schwinds rastender Wanderbursch betrachtet die Welt mit anderen Blicken als Thomas Menschen. Er genießt frohen Augs die Szene, um sich nachher wieder unter Menschen zu mischen. Thomas Menschen möchten in der Natur bleiben und mit ihr wieder zu einem harmonischen Dasein zusammenwachsen wie im Paradies.

Die Beziehung zwischen den romantischen Dichtern und Künstlern und Thomas Kunst ist nicht so gewaltsam hergestellt, als es scheinen könnte. Sie zeigt uns ein anderes Naturgefühl von damals und heute; sie zeigt uns überhaupt eine andere Gemütsverfassung von heute gegen damals, die in anderen Lebensverhältnissen wurzelt und neben den Einflüssen aus der reinen Malerei auch der tiefere Grund für das veränderte Naturgefühl ist. Dabei zeigt sie uns aber doch eine Wesensgleichheit, eine Art des Welt- und Kunstempfindens

hier und dort, die wir hinter aller zeitlichen Andersart als Bleibendes fühlen, die wir auch sich von dem Internationalismus der Kunst als stilbildend abheben sehen und die wir eben als deutsches Wesen durchspüren.

Thoma hat das romantische Erbe übernommen nicht als einen direkten Besitzübergang, sondern als Gemütsanlage. Es ist nicht mehr die Fabulierlust, die sich mit ritterlichen Gesten an romantischen Ereignissen ergötzt, wie bei Schwind oder Steinle, sondern eine unmittelbare Naturbelebung. Die deutschen Gaue sind nicht mehr wie historische Szenen, auf denen sich Ritter und Zwerge und adelige Fräulein ergehen, sondern der sich darin ergeht, lebt heute. Natur und Mensch, Sage und Gegenwart rücken viel enger zusammen, werden eine stets gegenwärtige Stimmungswelt. Diese Stimmungswelt verlegt Thoma aber nicht wie Böcklin in romantischer Exklusivität auf ferne Meeresklippen, ragende Felsen und in heilige Haine, wo sie von der profanen Menge isoliert ein Sonderdasein führt, sondern er siedelt sie mitten im Alltag an auf den blumigen Gefilden der Phantasie jedem zugänglich. Die Romantik erwächst unmittelbar aus der träumerischen Versonnenheit in die Natur. Ein Knabe sitzt vorne im Talboden und schaut sinnend hinauf zu dem getürmten und bewaldeten Felsen. Im Schauen weitet sich sein Blick und er wird starr und innerlich. Reiter kommen aus dem Wald hervor und Reisige reiten den Berg hinan, der eine Zinnenkrone aufgesetzt hat; es ist die Gralsburg. — Einsam glänzt der See zwischen den Baumstämmen her. Fast hast du Scheu, aus dem Dunkel in die blinkende Helle hinauszutreten. Es ist, wie wenn dich dort am Ufer etwas erwarte. Hat's da nicht eben zwischen den Stämmen geraschelt? Du verhältst den Fuß und den Atem. Da rudert auch schon der Schwan schnurgerade in einer glitzernden Furche zum andern Ufer. Der geharnischte Ritter hat ihn aufgescheucht, den du jetzt plötzlich mit seinem Rosse zwischen den Baumstämmen heraustreten siehst. Seine Rüstung blinkt ebenso kühl wie das spiegelnde Wasser. Du ahntest ja, daß dich ein Abenteuer erwarte, als du den heimlichen See aufsuchtest. So braucht man nur immer die Augen weit aufzumachen, um ein Wunder zu sehen, und den Schritt anzuhalten, um ein Märchen zu erlauschen. Jeder Sonnentag ist ein solches und jeder Kinderreigen ein Zurücktauchen in eine frühere ‚goldene Zeit'. Da rücken die schlanken Stämme näher zusammen, die Sonnenfunken flimmern lebhafter und der Reigen geht schwebender. Die Füße berühren den Boden nicht mehr, es wird ein Schmetterlingsspiel, ein beflügeltes Huschen, Engelchen purzeln zwischen den Wipfeln und eines tanzt geradeaus in den Himmel hinein. Alle Schwerkraft wird aufgesogen von sonniger Trunkenheit.

Das ist nicht mehr bloße romantische Freude an sagenhaften Geschehnissen, sondern eine Sehnsucht, der Natur immer näher zu kommen und die Alltäglichkeit in ihr zu vergessen. Was die Phantasie so schnell und weit fort zu eilen treibt, ist nicht mehr bloß das Bedürfnis einer spielenden Ergänzung und Erweiterung des Lebens, sondern ist ein wesentliches Lebensbedürfnis geworden. Nicht mehr wandern die Beine zu den Ursprüngen unserer Zeit, sondern es wandert die Phantasie zu den Quellen unserer Seele. Mehr sehnsüchtig als froh geht sie den Kreis der Schöpfung aus, um die Wurzeln des verkümmernden Daseins wieder tiefer in den nährenden Mutterboden einzusenken. Das ist die zeitliche und menschliche Bedeutung von Thomas Kunst, daß er in der Zeit der allgemeinen seelischen und gesellschaftlichen Verkümmerung sowie der künstlerischen Veräußerlichung die Quellen des Lebens frisch gehalten

hat. Zwischen unserer Zeit und der Romantik liegt eine ganze gesellschaftliche und geistige Entwicklung. Thoma steht mitten auf ihrem Wege. So viel er romantischer Märchenerzähler ist, ist er doch ein moderner Maler, in dessen Kunst sich ein neues Verhältnis von Mensch und Natur ausdrückt.

Der Naturpoet Thoma ist in den 70er Jahren einmal, wie er selber erzählt, von einem Kritiker als ‚nicht talentloser Begründer der sozialdemokratischen Malerei‘ bezeichnet worden. So gefahrdrohend mochte sich seine für damals revolutionäre Malweise, seine unbefangene Naturanschauung und seine schlichte Menschendarstellung von der üblichen Genre- und Historienkunst abheben. Thoma ein Umstürzler! Aber hinter jenem maßlosen Urteil mag doch ein richtiges Gefühl gesteckt sein, nur verkannt und im Ärger über das unbequeme Neue mißdeutet, das Gefühl, auf das wir heute Thomas besonderen Ruhmestitel gründen. Thomas Kunst berührt sich aufs engste mit der Volksseele. Thoma ist wie wohl keiner von allen, die mit seinem nunmehr 70jährigen Leben eine Strecke weit gleichzeitig gegangen sind oder noch gehen, ein Volkskünstler geworden. Obwohl er nicht den Bedrückten nachgespürt hat, um ihre Verelendung zu schildern, kann er ein sozialer Maler genannt werden. Er öffnet den Menschen seiner Zeit den Blick für die Natur zur seelischen Gesundung. Ihm ist die Natur nicht zuerst ein farbiges Problem, sondern ein Jungbrunnen, in dem sich die Seele reinigt und erfrischt. Nicht daß seine lebensbejahende Kunst aus einer solchen deutlichen Absicht entstanden wäre. Dafür ist Thoma viel zu ursprünglich und naiv natürlich. Aber seine naturkindhafte Freude an der schönen Gotteswelt wirkt von selbst wie eine Blutzufuhr aus unverbrauchtem Bauerntum. Oft wird der Künstler in seinem Bemühen, die Natur recht zu beseelen und zum Gemüt sprechen zu lassen, fast absichtlich. Nicht selten sitzt bei ihm ein Mensch vorn im Bilde, um gleichsam zum Genuß der Natur einzuladen und anzuleiten. Andere stehen im Vordergrund und schauen in die weite Landschaft, die aussieht, als hätte sie sich in einem unbewußten Augenblick weit aufgetan wie ein versonnenes Auge, um in ihre Seele schauen zu lassen. Es mag uns stören, daß ein solcher seelischer Vermittler wie ein fremder Dolmetscher zwischen uns und dem Bilde steht; er hindert die Seele der Landschaft, in uns überzufließen, er kleidet sie in Worte, die in das reine Schauen dazwischensprechen. Der tiefere Grund dieser gefühlsinterpretierenden Staffage, die Thoma auch zum Vorwurf gemacht wird, ist das Bestreben, die Naturseele in einem verstehenden Auge zu sammeln und bewußt werden zu lassen.

Das Streben, der Natur die menschliche Seele zu leihen, ist eine Charaktereigenschaft der Kunst, die wir als deutsch empfinden. In deutschen Kunstschöpfungen drängt sich immer der Ausdruck vor die objektive Gestaltung, das Charakteristische vor das formal Schöne. Die ganze Geschichte der Kunst liefert dafür die Beweise, angefangen von der Architektur bis zur Buchkunst. Der Deutsche kann sich nicht von seinem Werke trennen wie der Romane. Er muß immer ein Stück Individualität drinnen lassen, die die zeitlose Klarheit seiner Schöpfung trübt, ihr aber auch die individuelle Färbung gibt. So ist auch die deutsche Renaissance viel mehr eine seelische Auseinandersetzung mit den neuen Weltkräften als eine herrschermäßige Inbesitznahme alles Seienden wie die romanische. In der Romantik des letzten Jahrhunderts war es für die deutsche Seele wieder eine rechte Lust, sehnsüchtig über die klassischen Formen hinweg in die mittelalterliche Gotik zurückzuwandern. Das 19. Jahr-

hundert brachte dann die malerische Eroberung der Landschaft, mit der Landschaft die Stimmung und damit so recht das Gebiet, in dem sich das deutsche Gemüt heimisch machen konnte. Der Mensch konnte seine Seele nun ganz an die Natur verlieren und sie ins All verschweben lassen. Die Kunst wird ein Ausdruck subjektiver seelischer Gestimmtheiten, sie hört auf, die objektive Form zu sein, die den Geist an strenge Gesetze bindet und ihn in sich selber zurückzwingt.

Es liegt eine Tragik in dieser deutschen Art des Kunstfühlens. Unwiderstehlich zieht es die deutschen Künstler immer nach Italien, in das Land der objektiven Kunstschätze. Hier fühlen sie den Zwiespalt ihres Wesens und einer fremden Form. Sie müssen sich der fremden Form ergeben wie teilweise die Nazarener. Sie kämpfen mit ihr und erobern sich eine eigene Formwelt, auf der aber die Einsamkeit ruht und die Herbheit des schweren Sieges, wie bei Feuerbach. Oder sie verwandeln die klassische Ruhe in eine romantisch-pathetische Weihe, die scheinbar großformig für sich steht, im Grunde aber immer die Resonanz des momentanen persönlichen Erlebens braucht, wie bei Böcklin. Oder sie empfinden Italien wie ein Geschick, wie eine Wiedergeburt, mit der ihre Seele neue, ungeahnte künstlerische Kräfte fühlt, aber dabei doch die deutsche Schwere nicht abgestreift hat, so bei Marées. Für Thoma ist Italien kein Geschick geworden. Er ist eine glückliche Natur, die immer in ihrer Innenwelt zur Ruhe kam. Formwille und Empfindungsausdruck haben sich bei ihm immer wieder im Gleichgewicht gehalten, in den Grenzen einer einfachen und ursprünglichen Persönlichkeit.

In den Rinnsalen des rauschenden und stäubenden ‚Wasserfalls' tummeln sich Knaben in emsiger Badelust. Das Auge wird gebannt und willenlos geleitet durch die klaren Bewegungen der Körper und die spielenden Wasserläufe und es versinkt in die langsam lagernden Schatten eines Sommernachmittags, die sich um das Gefälle ineinanderspinnen. Es sieht wohl noch deutlich den zu lebhaftem Zuruf geöffneten Mund des einen Knaben, aber für das Ohr klingt er nur wie ein Naturlaut, der hallend heraustönt aus dem dauernden Rauschen des Wassers, das bald dumpfer summt und bald heller plätschert. Es ist eine wechselvolle Bewegtheit für das Auge und das Ohr und doch eine wohlige Stille, eine Ruhe der Anschauung, die von dem Ineinanderschwingen von Menschentum und Naturgeschehen herrührt. Der Mensch begibt sich seines bewußten Gegensatzes zur Natur, auch seines bewußten Naturgenusses; halb zieht es ihn, halb sinkt er hin, und er wird eins mit der Natur. — Aus einer solchen Naturstimmung entsteht wieder eine Welt voll mythologischer Gestalten, wenn der Mensch sein bewußtes Ich wieder teilweise aus der Verlorenheit an die Elemente zurückholt und in schöpferischen Gegensatz zu ihnen stellt. Da bevölkert er die Natur mit neugeschaffenen Fabelwesen. Eine Panfamilie tollt sich im Schatten des Buschwerkes. Die Syrenen übertönen mit ihren lockenden Stimmen das einlullende Wogen des Meeres. Auf der glänzenden Wasserfläche schwimmt das Meerweib als ein halbmenschliches Wesen, das selber staunend sich als den Mittelpunkt der unermeßlichen Weite empfindet. Meermänner heben aus dem Wasser die Muschelschale hoch empor, aus der ein Kindlein verwundert ins Licht der Welt blickt. Es ist wie eine Schöpfung, bei der die Erde aus dem Wasser gehoben wird und ihr erstes Lebewesen trägt. — In der schöpferischen Phantasie verknüpfen sich die elementaren vorzeitlichen Naturgefühle mit menschlichen Beziehungen. Der geharnischte Ritter tritt wie

ein Gesetzeswort vor den ‚Liebesgarten', die Reinheit der menschlichen Instinkte zu bewachen. Der gewappnete ‚Hüter des Tales' wacht über den wehrlosen Schläfern. Er ist wie ein eisernes Schicksal: einmal wird die Stunde der Ablösung kommen; bis dahin mögen die Menschen sorglos schlafen. — Schließlich entzieht sich der Mensch immer mehr der elementaren Befangenheit, in der die Natur seinen Willen bändigt und nur seine Gefühle schweben läßt. In dem zur Quelle gebückten Knaben verkörpert sich verhaltene Schnellkraft und jugendliches Wachstum, die ins Leben hineinwachsen werden, wie die sprudelnde Quelle in blühende Gefilde eilt. Der in sich zusammengekauerte Akt auf den schmalen Klippen ist das Sinnbild der ‚Einsamkeit', die trotz Naturseligkeit und Menschengeselligkeit das Los der Seele ist. In ‚Selene' wird das Naturgefühl, die Mythologie und der menschliche Gedanke in gleich tiefer und harmonischer Weise lebendig, um zu einem einzigen mächtigen Eindruck von beseelter Natur und Symbolik der Liebe zusammenzufließen. Der Erdenraum ist in Nacht zurückgesunken. In weicher Silhouette heben sich die Figuren von der Himmelsweide ab, auf der schimmernde Wolkenschäfchen die Szene umsäumen. Die hochragende Gestalt der Mondgöttin, deren Kopf das volle Mondlicht verdeckt, ist an den im Schlaf zusammengesunkenen Endymion herangetreten. Sie steht zwischen liebendem Verlangen und selbstloser Scheu, den süßen Schlummer zu stören. Eine reine Kühle ist in dem zerstreuten Licht und eine innerliche Wärme in den einfachen, nur zart bewegten Formen. Die Liebe der Menschen behält das reine Verlangen der Natur und veredelt es durch seelische Verhaltenheit. Eine seelische Harmonie von Natur und Menschenwesen, die vom Naturgefühl und -genuß bis zur Symbolik geht, ist der Kern von Thomas künstlerischer Persönlichkeit und sein eigentlichster Stil.

Diese enge Verbindung von Mensch und Natur, die den Menschen nicht als bloße Zutat und die Landschaft nicht als bloßen Hintergrund behandelt, sondern beide als wesentliche Bildelemente vereinigt und sie ebenso naturhaft elementar als bewußt seelisch in Beziehung setzt, daß sie sich in unlöslicher Einheit festhalten, empfinden wir als eine wesentliche Eigentümlichkeit deutscher Kunstanschauung. Es ist die stets vorherrschende Beteiligung des seelischen Ausdruckes an der formalen Gestaltung. Man hat diese deutsche Kunsteigentümlichkeit im Gegensatz zu den rein malerischen Bestrebungen des vorigen Jahrhunderts, insbesondere zu den französischen Farbkünstlern angefangen von den Meistern des paysage intime bis zu den Impressionisten als den deutschen Stil des 19. Jahrhunderts bezeichnet und als seine Hauptvertreter Böcklin und Thoma genannt. Thode hat einen scharfen Kampf für dieses germanische Kunstideal gekämpft, dessen Ziel und Bekrönung die ‚künstlerische Wiedergeburt des Menschen aus der Landschaft' bilde. Wer sein einfaches, nicht von Kunsttheorien irregeleitetes Gefühl sprechen läßt, kann nicht anders, als diesen deutschen Stil anerkennen. Wir nehmen bis zu einem gewissen Grade auch Marées als Vertreter noch hinzu. Dabei wollen wir aber jeder Unterschätzung reiner Malerkünstler wie Leibls oder heute Trübners fern bleiben, die wir in Anbetracht ihrer sachlichen Gründlichkeit für nicht weniger deutsche Maler halten, ebenso wie wir die französische Malerei hochschätzen. Die rein malerische Kultur ist von fundamentaler Bedeutung für eine gründliche und allseitige Eroberung der Außenwelt wie für eine gesunde und stetige Kunstentwicklung. Die formalen Elemente der Kunst, die über die nationalen Grenzen dringen, die Individualitäten festlegen und den Inhalt objektivieren, sind das ewig Fließende, aber auch das ewig

Bleibende und Bildsame, das stete Material, an dem Generationen um Generationen arbeiten und sich darin verewigen. Kommt dies Material dann in die Hände eines ganz Großen, so schafft er damit die Werke, die mächtiger sind als er selber und die Zeiten überdauern. Das ist der solide Kern des art pour art-Prinzips. Daneben kann es aber der bildenden Kunst nie und nimmer verwehrt sein, als Ausdruck für mehr persönliche Bekenntnisse und für ein mehr zeitlich begrenztes Empfinden zu dienen, wie es die deutsche Naturanschauung Böcklins und Thomas ist. Ohne Zweifel sind wir heute daran, diese Naturbeseelung teilweise, soweit sie sich als eine romantische Flucht aus der rauhen Wirklichkeit charakterisiert, zu überwinden. Böcklin gegenüber ist das ja bis zum Extrem schon versucht worden. Bei Thoma ist ein solcher Rückschlag ausgeschlossen. Seine Kunst ist viel zu schlicht und ursprünglich, als daß sie Mode und zeitliche Grenzen nicht überdauern könnte, wie sie auch viel zu naiv und persönlich ist, um sich zu einem germanischen Pantheismus ausbeuten zu lassen.

Die ‚künstlerische Neugeburt des Menschen aus der Landschaft‘ ist eine Bekrönung des Strebens, die Natur zu vergeistigen, aber durchaus kein Endziel der Kunst. Sie bringt eine Ausweitung und hochgenußreiche Vervielfältigung des Seelenlebens. Aber sie bringt keine Vergrößerung und Monumentalisierung des Lebensgehaltes. Dazu ist die beseelte Landschaftskunst nicht objektiv genug. Wir kommen wieder auf das Problem von Ausdruck und Form, auf den Gegensatz von Germanisch und Romanisch. Marées hat auf italienischem Boden die objektive Kunstform gesucht und wenige Menschen in einfachen Landschaften wie zeitlose Wesen im absoluten Raume dargestellt. Beide Elemente tragen gleicherweise zum Ausdruck bei, die Rhythmen der inneren Bewegtheit schwingen durch Organisches und Anorganisches. Kommt damit nicht auch der geistige Schwerpunkt zu sehr ins Schweben, so daß eine monumentale Ruhe nicht eintreten kann? Nicht die Ausweitung des Menschen, sondern die Konzentration auf sich selbst ist das höchste Ziel der Kunst. So weit wie Marées hat sich Thoma den höchsten Problemen der Kunst nie genähert. Sein ‚Sommer‘ ist eine arkadische Landschaft, reine Daseinsfreude glücklicher Menschen in einer schönen Gegend. Ein fröhlicher Mädchenreigen dreht sich auf der einen Seite leicht im Kreise. Ein Knecht zu Pferd und sein Kamerad beleben die andere Seite. Besonders der letztere Teil ist mit Monumentalmotiven von Marées verwandt. Aber Thomas Absicht geht auf nichts weiter aus, als auf eine friedliche Idylle, die mit ihrer schön gebreiteten Landschaft und dem langsam ziehenden Fluß einlädt, sich der Arbeit zu entlasten und eine Feierstunde zu halten. Es ist eine lyrische Epik.

Der selten versiegende Jungbrunnen von Thomas Kunst ist das Gemüt, jene seelische Eigenschaft, die nicht an Kunstprobleme denken läßt, sondern unmittelbar vom Bild zum Betrachter spricht, so daß dieser nicht im Verstehen des Kopfes, sondern des Herzens die deutsche Natur erkennt. Es ist eine große Herzenswärme in Thomas Bildern, ein Menschen und Natur umfassendes Gefühl, das im Auskosten der schönen Stunde ein stilles Glück genießt und in dem doch immer eine Sehnsucht nach noch tieferem Glück weiterzittert. Das Kindlein im Weltenrachen kommt einem wieder in den Sinn. Es ist oft eine merkwürdige Verlorenheit in Thomas Kinderköpfen, ein Ausdruck von Eifer im kindlichen Tun, der gereiftem Ernst ähnlich sieht. Im ‚Mädchenreigen‘ oder in der ‚Engelswolke‘ oder auf dem Rahmen um sein Selbstbildnis, immer ist das Tun so selbstvergessen, schauen die Augen so in sich zurück und singt der Mund

so unbewußt. Es ist viel mehr vom Rätsel des Lebens in Thomas als etwa in Richters Kindergestalten. Auch in der Landschaft allein schwimmt immer eine gemütvolle Mitfreude und oft etwas Abendliches und Feiertägiges, das ihr einen erhöhten Sinn gibt. Es ist ein ähnliches Naturerfassen wie bei Haider, Steppes, Reifferscheid oder Schiestl. Nur manchmal quillt bei Thoma das Gefühl fast zu sehr über die Form wie beim Mondscheingeiger, oder es quillt nur schwach wie in manchen graphischen Blättern. Auch die religiösen Bilder Thomas tragen meist den Charakter eines gemütvollen Miterlebens, der sich in den beiden großen Bildern des Auferstandenen am Ostermorgen und bei dem versinkenden Petrus auf dem Meere in der Peterskirche zu Heidelberg nicht zur zwingenden Monumentalität steigert.

Nunmehr kann der 70jährige Meister frohgemut auf seine Künstlerlaufbahn aus der Mißachtung zum Ruhme zurückschauen, die leider so oft großen Künstlern beschieden ist. An seinem 60. Geburtstage 1899 ist er Direktor der Kunsthalle in Karlsruhe geworden. Da erinnerte er sich, daß ihm ein alter Mann in St. Blasien diese Ehre im Jahre 1859 prophezeit hatte, als er im Alter von 20 Jahren — er ist am 2. Oktober 1839 im Schwarzwalddörfchen Bernau geboren und hatte sich bei einem Lithographen und einem Uhrenschildmaler vorgebildet gehabt — Zutritt in die Karlsruher Kunstschule fand. Seit 20 Jahren erst hat Thomas Kunst die Allgemeinheit gewonnen; vorher war sie nur in kleinen Kreisen, besonders in Frankfurt geschätzt. Da mochte er wohl keinen Grund gehabt haben, die harmlose Prophezeiung im Gedächtnis zu behalten. Daß Thomas Kunst einmal auch als revolutionär galt, verstehen wir, wenn wir an die gleichzeitige Genrekunst der Düsseldorfer und die Historienkunst der Münchener denken. Daß er aber, der Volkskünstler, so lange dem Publikum fremd blieb, begreifen wir nur, wenn wir von ihm hören, daß ihn neben dem Kunstvereinspublikum vor allem die öffentlichen Kunstausstellungen, eigene Kunstgenossen also unterdrückten. Auch heute sind die Urteile über Thomas künstlerische Formsprache noch geteilt. Man bemängelt die Art seiner Malerei wie seiner Zeichnung und die Vermischung von beiden. Wenn man den Hauptwert auf rein künstlerische Prozesse legt, sind sicherlich manche von Thomas Werken nicht restlos darin aufzulösen. Aber wenn Thoma im Gegensatz zu seinem Lehrer Schirmer und den Düsseldorfern ein Moderner geworden ist, wenn er in Frankreich das Gute von dem ‚kraftvollen Courbet, dem seelenvollen Millet, dem feinfühligen Corot‘ angenommen hat, wenn er im Münchener Leiblkreis ein Eigener geblieben ist, so hat eben immer seine künstlerische Persönlichkeit ihre Eigenart behauptet, der die gedämpfte Naturform besser zusagte und ein geeigneterer Resonanzboden für seine Poesien war, als die elementare Malerei. Wie wenig es Thoma an feinstem malerischem Können fehlt, zeigt sein Bild ‚Die Geschwister‘. Der ruhevolle Innenraum ist mit einer außerordentlichen malerischen Fertigkeit dargestellt. In ruhiger Schwebung verschimmern die Lichtwerke nach außen, während sie sich um die beiden Dasitzenden lebhafter sammeln. Es ist wie ein ruhiges Atmen, manchmal belebt durch einen volleren Atemzug. Das Bild kann sich mit den besten malerischen Erzeugnissen der Modernen messen.

Die Kunst Hans Thomas in ihrer sonnigen Naturfreude, poetischen Verträumtheit und menschenfreundlichen Gefühlswärme mit den passenden absichtslosen Worten zu schildern, müßte man Thomas eigene Feder besitzen. Dann würde man noch weniger, als man sich bei Betrachtung seiner Bilder schon berufen fühlt, strenge kritische Grenzen abstecken, um seine Kunst darin zu ver-

teilen. Thoma hat ein ausgesprochen volkstümliches Schriftstellertalent. Ein umfänglicher Band, den er ‚Im Herbste des Lebens‘ betitelt hat (München, Süddeutsche Monatshefte), enthält die Erzeugnisse seiner Schreibfeder. Es sind launige Berichte über seinen künstlerischen Werdegang, Erörterungen über diese und jene Kunstfrage, darunter seine verdienstvolle Absage an den Aktphotographienschwindel, besinnliche Gedanken über tiefere Menschheitsfragen, Gelegenheitsreden und dazu noch einiger poetischer Wildwuchs. Thoma ist kein harter Grübler, sondern ein fröhlicher Sinnierer. Es liegt wie Erntedank über seinem Werk und seinen Worten: ‚Ein wirklicher Künstler kann gar kein Kunstmärtyrer sein.... Dadurch, daß ein Gott ihm gegeben, ‚zu sagen, was er leidet‘, aber auch zu sagen, wie er sich freut, zu offenbaren, was er schaut und hört, hat er schon seinen Lohn. Durch die Gaben, die Gott oder die Natur ihm gegeben, wird er selber zum Gebenden.‘



Kleine Bausteine

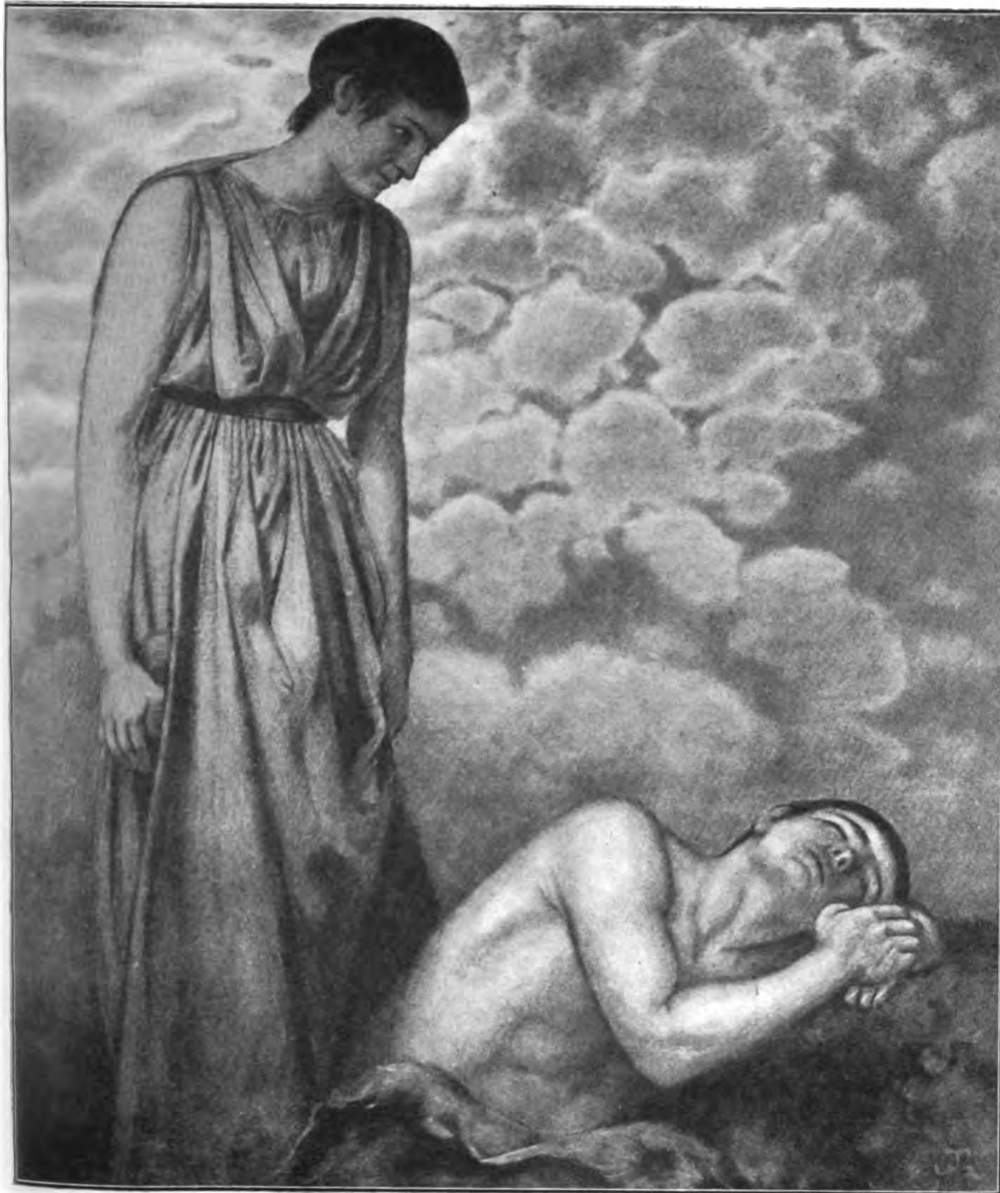
Edda und Gegenwart / von A. E. Schönbach

Immer eindringlicher und überzeugender stellt sich die germanische Vergangenheit des deutschen Volkes als eine große Einheit dar, in der das Verschiedene der einzelnen nordeuropäischen Niederlassungen ohne wesentliche Sonderreste und durch Zwischenglieder vermittelt aufgeht. Diese Erkenntnis ist die Folge des ebenso ausgedehnten wie vertieften Betriebes der Forschungen, welcher sich im skandinavischen Norden und in Deutschland von der Seeküste einwärts gleichermaßen durch Grabungen und weitverzweigte prähistorische Studien in Sprache und Sache vollzieht. Daher wird auch jetzt die Frage besonders von norddeutschen Fachleuten und Pädagogen aufgeworfen, inwiefern das nordische Altertum bereits unserer Jugend auf der Schule zugeführt werden könnte. Eine Erörterung dieses Problems spitzt sich gerne dahin zu, ob nicht die klassische Mythologie der Griechen und Römer aus ihrer sicheren Position im Bereiche der allgemeinen Bildung und des Unterrichtes verdrängt und durch die germanische, das heißt in diesem Falle die uns allein zugängliche nordische Mythenlehre abgelöst werden möchte. Diskussionen solcher Art tauchen heute nicht zum erstenmal in der Geschichte des deutschen Geisteslebens auf, sie begegnen schon im Zeitalter des ehrwürdigen Klopstock, bei dem der Himmel des Zeus und die unverstandene Walhalla der Skaldenpoesie um den Vorrang kämpfen; Hans Christian Oersted, der Entdecker des Elektromagnetismus und, was man weniger zu wissen pflegt, der energischeste Verfechter einer ausschließlich auf Realien gestützten modernen Bildung, befehdet die Götterwelt der Alten auf das heftigste und bestreitet ihr jedes Recht auf die Gegenwart. In dieser selbst und vornehmlich im Bereiche unserer Schulwelt nimmt die Sache jetzt eben noch schärfere Formen an, weil sich andere Momente einmengen, insbesonders nationale Empfindlichkeit, die durch Beschäftigung der Mittelschüler mit dem germanischen Altertum, seiner Mythenwelt und Poesie, unterstützt zu werden wünscht. Wer solchem Disput gegenüber gerne sachlich bleiben möchte, wird sich vorerst fragen müssen, ob denn das germanische Altertum poetische Werte überliefert hat, die imstande wären, uns die antiken Mythen zu ersetzen, deren Tradition in der Bildung der Alten durch deren bildende Kunst so unvergleichlich aufrecht erhalten und gefördert wird.

Treten wir in ein solches Erörtern ein, so muß zunächst zugestanden werden, daß während des letzten Menschenalters in der Bedeutung der Antike für die Mittelschule ein Wandel eingetreten ist oder eintritt. Stärker als je verbreitet sich unter den Lehrern der klassischen Sprachen das Gefühl, daß sie auf einem verlorenen Posten kämpfen. Und zwar nicht deshalb, weil die Literatur der Alten, zumal der Griechen, niedriger eingeschätzt wurde denn zuvor, eher aus einem umfassenderen und darum richtigeren Verständnis der antiken Kultur. Sie will als Ganzes angesehen und als historischer Exponent der Nationalität alter Zeit beurteilt werden, nicht ein für die Schule bestimmter Kanon, eine pädagogische Auswahl, soll den Geist der Antike für uns darstellen. Geben wir aber die Schulklassiker als solche auf, schlagen wir Platon als Lektüre der

obersten Klassen des Gymnasiums nicht mehr höher an denn Aristoteles, der nicht gelesen wird, dann haben überhaupt die Griechen und mit ihnen die Römer ihre Rolle als Erzieher der deutschen Welt ausgespielt. Dadurch wird Raum für Einflüsse aus anderen Zeiten und Ländern. Ein Weiteres tritt fördernd und fordernd hinzu. Indem die klassischen Literaturen aufhören, uns als scholastischer Apparat, als wichtigstes Mittel unserer Schulstudien zu dienen, wird es möglich, aus der antiken Kultur für das Leben der Gegenwart ganz neue Werte zu heben. Das Altertum kann für uns heute wirklich noch einmal geboren werden. Es nimmt aber nicht mehr eine ehrfurchtumgebene ferne Stellung als Ideal ein, wie etwa ein kostbares Museumsobjekt, sondern es ist selbst eine vergangene Wirklichkeit, ein Stück einst gewesener und damals blut- und atemvoller Entwicklung, nicht allein als schulmäßiges Vorbild, aber doch von übermächtiger Bedeutung. Denn diese reale, nicht auf den Schulkanon abgezogene Antike bildet eben die historische Voraussetzung für das Mittelalter, welches trotz aller Mängel und Schäden die Grundlage der Gegenwart ausmacht und bleibt.

Wenden wir uns hier ab von solchem allgemeinen Thema und kehren unsere Achtsamkeit dem einzelnen Punkte zu, an dem es schien, als ob der Klassizismus heute seine Forderungen an unsere Schulbildung verminderte und damit zugleich gestattete, daß die Poesie späterer (ältere müssen hier ganz außer Betracht bleiben) Kulturvölker in dem Aufstreben unserer Jünglinge festen Platz gewönne. Bietet denn die Literatur Europas überhaupt auf ihren Höhen Gruppen von Werken und einzelne Schöpfungen dar, welche ohne zu große Einbuße an allgemeiner Bildung gegen die bisherigen Klassiker der Antike abgetauscht werden könnten? In Frankreich und Italien ließe sich eine Frage dieses Inhaltes vor einer patriotischen Öffentlichkeit gar nicht aufwerfen, in England wäre man geneigt, das Mittelalter zu überschlagen und dafür in der Neuzeit von Shakespeare und Milton ab bis zur Ära Viktorias eine Höhenkette klassischer Literatur zu erblicken. Die Entwicklung der Deutschen bietet zwei Gipfel klassischen Entfaltens dar: um 1200 die mittelhochdeutsche Poesie mit Walther, Wolfram, Gottfried, Hartmann, Freidank und wie sie alle sich nennen, weiters in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, was wir als eine Epoche des Klassizismus uns aufzufassen gewöhnt haben, was uns aber tatsächlich schon recht entfernt und abgerückt erscheint, zumal der stärker an die Romantik sich knüpfende Sondergang der Literatur des 19. Säkulums dazwischen liegt. So wird es sich unbedenklich ausnehmen, wenn wir aus dem hohen Norden uns noch ein Dichtwerk als ‚klassisch' aneignen und unserer Vergangenheit selbst einverleiben, die Edda nämlich, die Sammlung nordischer Götter- und Heldenlieder, die wir als ‚ältere' von dem zur Ausbildung berufsmäßiger Kunstdichter, der Skalden, bestimmten Gradus ad Parnassum der ‚jüngeren Edda' wohl unterscheiden. Sie ist von geringem Umfang, zählt in ihrer mythischen Poesie (also von der Dichtung der in der süddeutschen Historie wurzelnden Heldensage abgesehen) nicht viel über ein Dutzend Lieder, die auf ganz wenige Druckbogen untergebracht werden können. Überblicken wir den Inhalt dieser Stücke, so stellt sich ein Merkwürdiges heraus: scheiden wir die aristokratische Weisheit der Hávamál (Sprüche des Hohen-Odhin) und das Lied von der Ständegründung (Rigsthula) ab, so beschäftigen sich nicht weniger als vier der wichtigsten Stücke, Voluspa, Vegtamskvidha, Wafthrudnismal und Grimnismal damit, die Mythen über die Welt und ihr Schicksal, Entstehen und Untergang zu verzeichnen, in ihnen allen ist Odhin der hervorragende



Hans Thoma/Selene.



Sprecher und Frager; nachgebildet ist das wetteifernde Lied vom allwissenden Zwerg, der durch Thor, welcher sonst nur Riesen bekämpft, befragt und damit seinem Geschick entgegengeführt wird. Außerdem besitzen wir zwei Lieder von Abenteuern des Bauerngottes Thor-Donar mit den Riesen Thrymr und Hymir, ein Lied, das die Werbung Freyrs um die schöne Riesentochter Gerd beschreibt, und zwei Gedichte, Lokis Wortstreit und Harbardslied, in denen die Götter humoristisch und parodisch betrachtet, sogar kritisiert werden. Kein Stück ist vorhanden, welchem der lebendige Kultus eines Gottes vorausläge oder das einem solchen zu dienen hätte. Ein überwiegendes Interesse ist der Aufgabe zugewendet,, die mythische Geschichte der Welt in leicht merkbarer Form für das Gedächtnis festzuhalten, und so ist denn auch die Weissagung der Seherin (Voluspa) die einzige Nummer, die Konkurrenz durch ein anderes Stück (die sogenannte Kleine Voluspa) erfahren hat. Darf man unter solchen Umständen und wenn man beachtet, daß sogar in den beiden sehr anschaulich gedichteten Thorsliedern der rotbärtige alte Kulturgott in spassige und märchenhafte Situationen gebracht wird, daran festhalten, daß diese Poesie einer Zeit entstammt, in der noch ein fester Glaube an die Macht realer Götter seiner Überzeugung waltete? Ich denke, nicht, sondern meine, daß hier Vorstellungen eines alten nordischen Heidentums, vielleicht auch in alter Form, aufbewahrt werden, die niemand mehr für einen Gegenstand des Glaubens hielt, sobald er sie rezitierte, und deren Wert darin bestand, daß die Mythenwelt der Vergangenheit durch diese Strophen von starker Bildkraft dargestellt und dem Gedächtnis der Dichter überliefert ward, die zum Gebrauch des eigenen Schaffens dieser Erinnerungen bedurften. Darnach verstünden sich die Lieder der älteren Edda, mindestens ihre Sammlung, ungefähr auf dem Standpunkte der jüngeren Edda und wären aufgezeichnet und bewahrt zu denken als Hilfsapparat für die poetische Arbeit der Skalden. Nur mit dem Unterschiede, daß die alten Lieder jene Mythen noch als ein kostbares Gut aus der Vorzeit überlieferten, indes Snorri in seiner systematischen Anweisung, deren Rahmen der alten Dichtung nachgeahmt war, jene Mythen nur als Material für die Poesie der Sänger einschätzte. Dabei bleibt es gewiß, daß die Poesie der frühesten Skalden und die der Götterlieder sich wirklich sehr nahe berührten — wie denn z. B. die Voluspa gewiß skaldische Formeln enthält — und daß die alte Edda, wie die neuesten Untersuchungen ihrer formalen Mittel erweisen, viel weiter in der Zeit gegen uns herabreicht, als man früher hatte glauben mögen. Demnach läßt sich annehmen, das Heidentum des Nordens sei bereits überwunden gewesen und vielleicht einer halbchristlichen Epoche des Überganges gewichen, als die eddischen Lieder zu der Sammlung (kaum der einzigen) redigiert wurden, die wir besitzen und in der uns ein Schatz an Poesie hohen Wertes bewahrt bleibt. Das Weltbild, welches die Voluspa gewährt, die Mythen um Baldrs Tod, der die Katastrophe der Asen bedeutet, das Elend der Menschen, das die nahende Götterdämmerung verkündet, die Vorgänge, in denen das Ende sich vollzieht und der christianisierende Ausblick am Schlusse auf ein seliges Jenseits, sie haben etwas Grandioses, in ihren kolossalen Umrissen und der durch eingestreute Kehrverse und Strophen bewirkten Gruppierung etwas Unvergeßliches, das, einmal vernommen, sich dauernd einprägt. Und wie ehrwürdiges Altertum, graueste Vorzeit, blickt uns aus den Strophen der Hávamál entgegen, ein krauses Schnitzwerk, zugleich ein scharfes Abbild nordgermanischer Kultur!

Und auf diese Poesie, gehoben durch Stellen von wirklicher Schönheit (z. B. in der dramatischen Bewegung der Thrymskwidha, der Lokasenna usw.) sollten wir verzichten, sollten sie aus der deutschen Vergangenheit ausschalten, bloß weil sie dem Verständnis im einzelnen Schwierigkeiten macht und weil es Mühe kostet, in sie eingeführt zu werden? Sollte die dankbare Aufgabe nicht eher alle Kräfte anspornen, damit auch die Jugend der Mittelschule sich dieses Erbes bemächtige und es in den Hort ihres Daseins aufnehme? Ich mag nicht glauben, daß Lehrer und Lesebücher der obersten Klassen unserer Gymnasien sich dieser Pflicht entziehen möchten. Leiden wir genug darunter, daß viele unserer Abiturienten das goldene Grundwerk der Kunde deutschen Altertums, die Germania des Tacitus, nicht kennen, bevor sie in die Universität aufrücken, so wollen wir doch zum wenigsten dringend mahnen, es möge dafür gesorgt werden, daß sich ungefähr im vorletzten oder letzten Jahr des Gymnasiums eine Betrachtung und Erläuterung etlicher Stücke aus der Poesie der Edda einstelle, damit die deutschen Schüler einen Abglanz von diesem Lichte altnordischer Kultur in ihr Leben hinaustragen.

Die Mystik von Görres im Lichte der heutigen Forschung / Von Franz Müller

Im Jahre 1836 erschien bei Manz in Regensburg der erste Band der ‚Christlichen Mystik' von J. Görres, 1842 der vierte. Rund 70 Jahre sind also seitdem vergangen. Manches Buch ist in dieser Zeit vergilbt und verstaubt, die fortschreitende wissenschaftliche Forschung hat es überholt. Wie steht es mit der Mystik von Görres? Hat sie sich überlebt und nur noch als Zeugnis damaligen Denkens, als Denkmal einer wissenschaftlichen Entwicklungsstufe Bedeutung?

Gewiß, auch der große Görres war ein Kind seiner Zeit. Obgleich ein Geistesriese, der mit einem Schritte weite Strecken durchmaß, welche andere mühsam und langsam wie im Schneckengange zurücklegten, war er doch an die Mittel gebunden, welche die damalige Forschung ihm zur Verfügung stellte. Die Geschichtswissenschaft und insonderheit die Erforschung der Heiligenleben, die die reichste Fundgrube für die Kenntnis der Mystik bilden, haben aber seitdem starke Wandlungen durchgemacht; manche geschichtliche Quelle ist neu erschlossen, manch andere als minderwertig erkannt worden. Es ist selbstverständlich, daß in dem reichen geschichtlichen Detail, welches Görres in seinen vier Bänden zusammengetragen, sich gar manches findet, das heute nicht mehr haltbar ist. Doch fügen wir gleich bei: Das Gesamtresultat wird dadurch nicht wesentlich berührt. Die Auffassung der Mystik bleibt dieselbe, wenn wir auch nicht mehr wie Görres Dionysius Areopagita, ‚den der Heidenapostel bekehrt und dann zum ersten Bischof von Athen geweiht', für den Verfasser der nach ihm benannten Schriften halten, oder wenn dieser oder jener Bericht über das Leben eines Mystikers sich als legendarisch, diese oder jene Teufelserscheinung sich als Sinnestäuschung oder suggerierter Wahn oder auch als pure Erfindung erweist.

Indes würden wir Görres unrecht tun mit der Annahme, daß er zwischen Legende und Geschichte nicht habe unterscheiden können, daß er leichtgläubig und unkritisch alles hingenommen und wundersüchtig die krassen Schilderungen bevorzugt habe. Ich verweise nur auf Überschriften wie: 'Dämonische Sage und Legende', 'Sagenhafte Visionen vom Himmel, Hölle und Reinigungsort', 'Die Zaubersage' und auf Sätze wie die folgenden: 'Man erkennt in diesem Berichte (des hl. Hieronymus über die Einsiedler der ägyptischen Wüste, die hl. Paulus und Antonius) das frühe Eindringen des Legendenartigen ins Geschichtliche schon bei den ersten Anfängen des Einsiedlerlebens . . . Die Einbildungskraft und der poetische Bildungstrieb nahmen auch Wohnung in der niederen Zelle des Einsiedlers.' 'Es legt sich nahe, daß (bei gewissen Teufelsgeschichten) der Mutwille und die Bosheit einzelner, die ihre Ausgelassenheit ungern beschränkt sahen, im Spiele ist.' Nimmt man dazu die vielen, vielleicht zu vielen und allzusehr ins einzelne gehenden Belege über Scheinmystik, über schmählichen Betrug unter dem Deckmantel der Ekstase oder der Besessenheit, so kann kein Zweifel mehr sein, daß Görres das Messer der Kritik nicht gespart hat. War doch, wie er in der Vorrede des ersten und zweiten Bandes ausdrücklich bemerkt, sein ausgesprochener Zweck, die mystischen Erscheinungen als geschichtliche Tatsachen zu erweisen, vor denen eine weltlich gesinnte Modeweisheit und eine freisinnige Theologie vergeblich die Augen schließt. 'Sie haben einander weisgemacht, es sei alles Verblendung und eine Spiegelfechterei des Aberglaubens, und es schicke sich nicht und mache lächerlich, nur darauf einzugehen.' Aber 'die Heiligen haben den Grund, auf den sie gebaut, nicht für Mythe und Fabel, sondern für ernste Wirklichkeit genommen . . . und tausend und abertausend Zeugen, nicht Gestalten aus der Fabelwelt, sondern wahrhaftige, wirkliche Menschen und zwar von der allerglaubwürdigsten Art haben es ebenso genommen . . . ja sie haben ihr Leben dafür gegeben, und doch ist's, wie die vorsichtigen Theologen sagen, Schein und Schaum gewesen'. 'Leugnet mir, was die Beteuerung der Besten und Glaubwürdigsten in allen Zeitaltern wiederholt festgestellt, und ich leugne euch die Weltgeschichte.' Den allzu Vorsichtigen im katholischen Lager ruft er zu: 'Gebt die Mystik auf, und die Heiligen schwinden euch dahin; die Wolke von Zeugen, die ihre wunderbaren Wirkungen bezeugt, zieht wie ein Rauch davon, alle Wahrheit in der kirchlichen Tradition untergrabend; aller historisch gesicherte Grund ist euch dann unter den Füßen weggezogen; und wie ihr eitel Fabelwerk täglich in eurem Breviere betet, so habt ihr dergleichen auch verkündet, und ihr müßt, wollt ihr zu Konsequenz und Wahrheit kommen, tun wie die anderen und euch in die Verneinung setzen, euch zu Priestern des verneinenden Geistes promovierend.' Ein Moderner, Cesare Lombroso, hat in seinem Werke 'Der geniale Mensch' eine Menge pathologischer Beispiele ohne jeden Beleg angeführt und darunter solche, die offenkundig falsch sind. So nennt er D'Alembert als Beispiel für Frühreife, weil er seine paroles d'un croyant im Alter von 18 Jahren verfaßt habe, während er tatsächlich bei Ausgabe derselben 48 Jahre alt war. Görres dagegen führt für seine geschichtlichen Angaben Belege an, deren Prüfung jedem offen steht. Ein anderer Moderner, William James, bezeichnet in seinem Werke 'Die religiöse Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit' als praktischen Ertrag der Mystik der hl. Margareta Alacoque 'eine Art Verdummung'. Als einen Beweis historischer Unparteilichkeit, vorurteilslosen Eingehens in die gegebenen Tat-

sachen wird man dieses Urteil nicht ansehen müssen. Daneben hebt sich das ruhige Urteil und die Sachlichkeit des an sich so temperamentvollen Görres wohltuend ab.

Auch in seinen psychologischen und physiologischen Anschauungen war Görres natürlich ein Kind seiner Zeit und teilte deren Anschauungen und auch deren Irrtümer. Auf Schritt und Tritt begegnen wir der Dreiteilung des menschlichen Wesens in Geist, Seele und Leib. Er sieht darin ein Abbild der heiligsten Dreifaltigkeit. Auf die ablehnende Stellungnahme der kirchlichen Autorität zu dieser Trichotomie in den Güntherschen Wirren braucht hier nicht weiter eingegangen zu werden.

Da Görres von der ‚Verschlingung aller Grundverhältnisse im Menschen' überzeugt ist, so findet er jene Dreiteilung auch im menschlichen Gehirn genau nachgebildet. Alle Geistigkeit, das Pneumatische ist an das Großhirn gebunden, das Vitale, Sinnliche an das Kleinhirn und das Psychische, die Vermittlung jener beiden an die Gehirnbrücke. Die Anpassung des Gehirns an die drei Tätigkeitsweisen im Menschen wird nun im einzelnen durchgeführt und zwar mit einer Sicherheit, die kein heutiger Physiologe mit ihm teilt. Daß seine speziellen Aufstellungen über die physiologischen Unterlagen der geistigen Tätigkeit verlassen sind, bedarf keiner weiteren Ausführung. Die Hirnrinde spielt bei Görres nur die zweite Violine, nach der heutigen Auffassung ganz und gar die erste. Der Irrtum von Görres darf um so weniger wundernehmen, als noch einer seiner Zeitgenossen, der Anatom Sömmering, die Flüssigkeit der Hirnhöhlen als das eigentliche Organ des Geistes, als den Sitz der Seele ansah, eine Ehre, welche dieser ebensowenig gebührt als der Zirbeldrüse des Cartesius. Hier hat eben die Phantasie über die Lücken des Wissens hinweggeholfen.

Dagegen hat Görres die Bedeutung der physiologischen Grundlage der mystischen Erscheinungen ganz richtig erkannt, ohne sie zu überschätzen: ‚Die Weise der Darstellung', sagt er in der Vorrede zum zweiten Band, ‚ist nicht die dem Gegenstand am meisten entsprechende, wohl aber die, welche die gegenwärtige Zeit allein verträgt, eine wissenschaftliche, über den kreatürlichen, natürlichen und irdischen Grund in seinen verschiedenen Gliederungen erbaut. Solcher Methode folgend haben wir der ganz reichen sich uns bietenden Fülle, sie als Ergebnis einer durch höhere, übernatürliche Einwirkung gesteigerten Naturordnung betrachtend, diese Ordnung selbst zur Unterlage gegeben. Die Erforschung der natürlichen Unterlagen der mystischen Erscheinungen ist noch heute ein unerläßliches Erfordernis einer wissenschaftlichen Behandlung; denn eine solche Unterlage ist tatsächlich vorhanden, und nach Erweis einer solchen können die der Mystik ablehnend oder gleichgültig Gegenüberstehenden, wenn sie vernünftig verfahren wollen, auf ihrer Ablehnung nicht mehr bestehen. Dagegen darf die natürliche Unterlage der Mystik nicht mit dieser selbst verwechselt werden oder, was dasselbe ist, die Mystik darf nicht in Naturwissenschaft aufgelöst werden. Was die Naturwissenschaft dabei leisten kann, ist in jedem Fall nur eine Vorarbeit.

So wichtig wie die Erforschung der geschichtlichen und psycho-physiologischen Unterlagen der Mystik ist die B e s t i m m u n g i h r e s B e g r i f f e s. Was ist Mystik? Görres fragt aber nicht so, sondern: Was ist christliche Mystik? Die Mystik ist ihm ihrem Wesen nach etwas Christliches, ähnlich wie Tertullian von der menschlichen Seele sagt, sie sei von Haus aus christlich, d. h. zum Christentum angelegt. Nicht als ob Görres die mystischen Erscheinungen in der

vorchristlichen Zeit und außerhalb des Christentums ableugnen oder verkennen würde. Aber die Mystik ist ihm eine Beziehung zum wirklich existierenden Gott, zum dreieinigen Gott, der sich gnädig den Menschen geoffenbart und besonders in der Menschwerdung Jesu Christi das zarteste Band um die Menschheit geschlungen. ‚Christus mit seinem Herabsteigen vom Himmel, seinem Weilen auf Erden und seiner Auferstehung und Himmelfahrt ist der große, einweihende Myste; an seinem Lichte haben alle folgenden Mystagogen ihre Fackel angezündet. Mystik im Sinne der Kirche', sagt er in der Vorrede zum ersten Bande, ‚ist nichts als ein in den Heiligen sich spiegelndes Evangelium, ein durch die Jahrhunderte in immer sich erweiternden Kreisen fortgehendes Wallen und Schwingen der Bewegungen, die damals anfingen', und im selben Bande: ‚Mystik ist ein Schauen und Erkennen durch Vermittlung eines höheren Lichtes und ein Wirken und Tun unter Vermittlung einer höheren Freiheit, wie das gewöhnliche Wissen und Tun durch das dem Geiste eingegebene natürliche Licht und die ihm eingepflanzte natürliche Freiheit sich vermittelt findet.' Das lautet anders, als was der schon genannte William James schreibt: ‚Das mystische Bewußtsein ist im allgemeinen pantheistisch (und optimistisch).' Er schränkt zwar diesen Satz wieder ein durch den anderen: ‚Das mystische Gefühl der Weitung, der Einheit und Freiheit hat keinen besonderen doktrinalen Inhalt, es kann sich mit den verschiedensten philosophischen Systemen verbinden, wenn es in ihr nur einen Platz hat für die ihm eigentümliche Gemütsverfassung.' Aber auch so, d. h. ohne Festlegung auf den Pantheismus, springt der Unterschied zwischen der Görresschen und Jamesschen Fassung der Mystik in die Augen. Diesem ist sie wesentlich ein Gefühl ohne Bürgschaft, ob und was diesem Gefühl jenseits unserer Innenwelt entspreche, eine Naturanlage, welche ‚durch Alkohol, Lachgas, Äther, Chloroform angeregt' werden kann. Görres sieht in der pantheistischen Mystik eine Verirrung, ein Zerrbild der gnadenvollen, übernatürlichen Beziehungen, welche Gott mit den Menschen anknüpft, und die sog. natürliche Mystik, natürliche Ekstase u. a. bezeichnen lediglich die Voraussetzungen, welche in der menschlichen Natur für ein übernatürliches Eingreifen Gottes im Sinne der Mystik gegeben sind. Die durch Alkohol und andere Narkotika erzeugten Zustände haben zwar äußerlich für den Beschauer mit mystischen Erscheinungen Ähnlichkeit, ihrem Ursprung, Inhalt und ihren sittlichen Wirkungen nach sind sie von ihnen total verschieden. Die echte Mystik ist für Görres nur die christliche, die Mystik wurzelt nach ihm im Herzen des Christentums, in der Trinität, in der Inkarnation, in der jungfräulichen Gottesmutter. ‚. . . In der Ekstase wurde Maria Gottes Mutter, in einem mystischen Schlafe. Damit war der neue Grundstein der Mystik gelegt.' Nach Chamberlain, Grundlagen des 19. Jahrhunderts, um einen anderen Modernen zu nennen, ist die Mystik die rechte hohe Schule der Befreiung von hieratisch-historischem Zwang, ein Versuch, die Schlacken der Empirie abzuwerfen und unmittelbar in einer transzendenten, empirisch unvorstellbaren Welt aufzugehen, und zugleich eine Stammeseigentümlichkeit der arischen Rasse. Eine bis in die letzten Konsequenzen durchgeführte mystische Anschauung löst nach demselben eine dogmatische Annahme nach der andern als Allegorie auf; was dann noch übrig bleibt, ist nur noch Symbol; denn Religion ist dann nicht mehr ein Fürwahrhalten, eine Hoffnung, eine Überzeugung, sondern eine Erfahrung des Lebens, ein tatsächlicher Vorgang, ein unmittelbarer Zustand des Gemütes. Danach stünde die katholische Kirche mit ihren Dogmen oder, wie Chamberlain sagt, mit ihrem durch Thomas von Aquin eingeführten obligatorischen

Rationalismus und dem später als Ergänzung hinzugekommenen Materialismus der Jesuiten jeder Mystik hindernd im Wege, und Görres hätte das Wesen derselben gründlich verkannt. In Herzogs Realenzyklopädie der protestantischen Theologie lesen wir: ‚Die Mystik sucht die Einheit mit dem Höchsten, was es gibt, gleichviel wie dieses Höchste gedacht wird.‘ Da scheint die christliche Mystik mit der heidnischen, neuplatonischen und modern-monistischen auf gleiche Stufe gestellt und mit dieser lediglich das gemein zu haben, daß sie die Einigung mit dem Absoluten sucht, nicht aber den Vorzug zu besitzen, eine solche Einigung auch wirklich zustande zu bringen. Lediglich der menschliche Faktor wird hier genannt, der göttliche ausgeschaltet.

Vergleichen wir die verschiedenen Begriffsbestimmungen, so hat die von Görres den Vorzug der größeren Tiefe, Klarheit und Wahrheit. Mit einem vagen Gottesbegriff, der kautschukartig in eine christliche und heidnische Form sich pressen läßt, mit der dem Subjektivismus und Individualismus anhaftenden Unsicherheit in den höchsten Fragen nach dem Dasein Gottes und der Geistigkeit der Menschenseele kommt man über ein Spiel mit mystischen Redensarten nicht hinaus. Nur wenn Gott wirklich existiert und dieser wirklich existierende Gott mit Liebe sich zu seinem Geschöpf herabläßt, hat die Einigung mit dem Höchsten, mit dem Absoluten einen Sinn. Zwar rühmen sich die Modernen der Voraussetzungslosigkeit, einer lediglich auf Erfahrung, nicht auf apriorische Lehrsätze aufgebauten Erfassung des Wesens der Mystik. Aber die Voraussetzung, daß das Wesen der Mystik restlos aus psychologischen Vorgängen, rein aus natürlichen Ursachen erklärt werden müsse, ist selbst ein Verstoß gegen die Voraussetzungslosigkeit. Diese verlangt nicht, daß übernatürliche Ursachen von vornherein ausgeschlossen, sondern nur, daß solche nicht grundlos als vorhanden angenommen werden.

Fragen wir noch: Welches ist der Ertrag des wissenschaftlichen Fortschrittes besonders in Psychologie und Psychiatrie seit Görres? Hat vielleicht die Erklärung der einzelnen mystischen Symptome, Ekstase und Besessenheit, um die beiden äußersten Pole zu nennen, wesentlich gewonnen?

Die Psychologie hat das Experiment und die exakte Messung in ihren Dienst gestellt. Allein bei den mystischen Erscheinungen versagt das Experiment, d. h. die willkürliche Herbeiführung der Entstehungsbedingungen. Die für echte Mystik entscheidende Ursache, die göttliche Gnade, der übernatürliche Faktor liegt nicht in der Hand des Menschen, und kein Experimentator kann sie herbeiführen. Dem Experiment unterliegen allenfalls körperliche und seelische Zustände, wie sie die Hypnose aufweist; aber diese sind weder in der Empfindung des sie Erfahrenden noch objektiv dasselbe wie das mystische Leben im christlichen Sinn. Es bleibt also vor wie nach die Beobachtung als Hauptquelle, aus der wir unsere Kenntnis schöpfen, und auch diese ist wesentlich Selbstbeobachtung der Mystiker. Denn einmal entzogen und entziehen sich die echten Mystiker möglichst den Blicken der Öffentlichkeit; und auch wenn sie wider Willen Gegenstand der Beobachtung etwa in ekstatischen Zuständen wurden, so konnte der Zuschauer nur die äußerlichen körperlichen Symptome, etwa die Unbeweglichkeit des Leibes, die Starrheit des Blickes, die Blässe oder den Glanz des Antlitzes, das Ausbleiben des Atems und ähnliches beobachten oder auch noch Worte, die der Mystiker sprach, hören; aber was im Innern des Ekstatikers vor sich geht, etwaige Gesichte oder Ansprachen, das Gefühl der Gottesnähe, die damit verbundene Wonne oder Pein, die daraus quellenden Anregungen, kurz, das sittlich und religiös er-

ziehcrische Moment der Mystik — und das ist doch die Hauptsache — erfährt niemand als der Ekstatiker selbst. Hier sind wir also ganz auf den Bericht dieses angewiesen. Auf dem Wege des Experimentes ist also der Mystik nicht beizukommen, und die auf diesem Wege gewonnenen Erkenntnisse tragen zum Verständnis derselben nicht viel bei.

Wie steht es aber mit der Psychiatrie? Diese hat die alten Krankheitsschemata revidiert, die Krankheitsbilder schärfer umgrenzt, neue Gruppen von Symptomen entdeckt und dabei namentlich auch pathologische Erscheinungen nachgewiesen, die mit der Ekstase und Besessenheit eine unleugbare Ähnlichkeit haben. Jedenfalls hat sie dadurch unser Auge für psychologische Beobachtung geschärft und Material zur Vergleichung beigeschafft. Am ehesten wird sie auf Grund ihrer Erfahrung erheuchelte, erkünstelte Visionen und Ekstasen oder auch Besessenheitsfälle von solchen, die ihre Ursache nicht im freien Willen des einzelnen haben, unterscheiden können. Wir werden ja annehmen dürfen, daß die Heuchelei dasselbe Gepräge hat, wenn sie, den Mantel der Mystik umwerfend, nach Bewunderung hascht, und wenn sie in der Rolle des Kranken um Mitleiden bettelt. Damit ist aber die Mystik nur gegen Verwechslung mit einer ihrer unechten Schwestern sichergestellt, sie verwahrt sich aber auch dagegen, als Geisteskranke in das Irrenhaus wandern zu müssen. Natürlich kann man zwischen echter und pathologischer Mystik nur unterscheiden, wenn man die Möglichkeit eines übernatürlichen Ursprungs mystischer Erscheinungen, einer wirklich von Gott kommenden Ekstase anerkennt, was manche Vertreter der modernen Psychiatrie a limine abweisen. Diese müssen jede außerordentliche mystische Erscheinung der Pathologie zuweisen, und dann bleibt nur die Unterscheidung zwischen erheuchelter und wirklicher Geisteskrankheit mit mystischem Beigeschmack. Jene Frage aber, ob eine echte Mystik möglich sei, oder, was dasselbe ist, ob es einen persönlichen Gott und Beziehungen Gottes zu seinen Geschöpfen gebe, ist keine psychiatrische. Das muß mit Nachdruck betont werden. Sie gehört gar nicht vor das Forum der Psychiatrie, und die verneinende Beantwortung derselben ist nicht aus der psychiatrischen Erfahrung, sondern ganz anderswoher, aus der Weltanschauung, aus einem philosophischen System genommen, das an die psychiatrische Beobachtung herangetragen wird.

Dagegen ist ein anderes zuzugeben. Die Psychiatrie beweist, daß Erscheinungen, welche in ihrem äußeren Verlauf den mystischen der Ekstase und Besessenheit sehr ähnlich sind, auf natürlichem Wege entstehen können, daß also, auch wo Simulation ausgeschlossen ist, das Vorhandensein ähnlicher Zustände nicht ohne weiteres ein Eingreifen Gottes oder des Teufels voraussetzt. Das ist nun freilich wiederum durchaus nichts Neues. Die Mystiker selbst, ich verweise nur auf die Schriften der hl. Theresia, handeln des Langen und Breiten davon. In letzter Linie folgt daraus nur, daß in äußeren Momenten ein sicheres Unterscheidungsmerkmal zwischen echter und falscher Ekstase gar nicht gefunden werden kann, daß dieses vielmehr innerlich, im Inhalt der dargebotenen Vorstellungen, in deren Reinheit und Erhabenheit, speziell in der Übereinstimmung mit der Lehre Christi, in den sittlichen Wirkungen des in der Ekstase Erlebten, im ganzen Charakter des Mystikers zu suchen sind, was gleichfalls die Mystiker und die mystische Theologie schon lange behaupten.

Daraus wird sich aber auch das Weitere ergeben, daß bei echter Mystik als erster Gegenstand der göttlichen Beeinflussung nicht der Körper, sondern die Seele anzusehen ist. Um eine Förderung der Seele handelt es sich ja

bei der ganzen mystischen Begnadigung. Die körperlichen Erscheinungen sind deshalb nicht die Hauptsache und können ohne Gefährdung des übernatürlichen Charakters echter Mystik auf natürliche Ursachen, bestimmte Anlagen, angeborene oder erworbene Dispositionen, eine besondere Zartheit des Nervensystems und ähnliches zurückgeführt werden; und da wo dies nicht möglich, wo die Annahme einer außerordentlichen Einwirkung Gottes auf den Körper nötig erscheint, ist diese jedenfalls nur Mittel zum Zweck. Dies gilt auch von der Besessenheit. Auch hier kann angenommen werden, daß in vielen Fällen die körperlichen Symptome durch eine bestimmte Nervenverfassung bedingt sind, durch Reizzustände, deren Auslösung an sich auch durch rein natürliche Einflüsse, Schreck, Zorn, Haß, leidenschaftliche Liebe bewirkt werden kann. Die dämonische Beeinflussung wäre in solchen Fällen nach Art des unter dem Namen der Versuchung bekannten seelischen Vorgangs nur etwa als graduelle Steigerung dieses anzusehen. Eine Beherrschung des Besessenen durch den Dämon läge auch da vor, nur nicht nach der Art, wie Gott seine Geschöpfe beherrscht, sondern nach der Art, wie die Geschöpfe einander gegenseitig durch Benützung vorhandener Bedingungen beherrschen.

Der Ertrag der modernen psychologischen und psychiatrischen Forschung für richtige Wertung der Mystik ist also ein verhältnismäßig bescheidener, mehr negativ falsche Vorstellungen über die Entstehungsbedingungen mystischer Erscheinungen beseitigend, als positiv das Wesen der Mystik erhellend. Das liegt in der Sache selbst. Wie sagt doch Goethe von der Natur?

Geheimnisvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie dir nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

Wenn schon die Natur, wie viel mehr wird die Übernatur ihre Geheimnisse haben! Die christliche Mystik ist aber wesentlich etwas Übernatürliches, in ihrem Ursprung und in ihrer Tendenz. Das hervorgehoben zu haben, ist das Verdienst des großen Görres. Er hat diese Wahrheit nicht entdeckt, sie war längst vor ihm von den Mystikern selbst mit tausend Zungen verkündet worden. Aber sie lag zu seiner Zeit unter dem Schutt rationalistischer Vorurteile begraben, und die josephinische Verflachung des religiösen Lebens war nicht geeignet, das Interesse für sie zu wecken. Görres zog sie wieder ans Licht und stellte einer widerstrebenden Welt ein altes Problem wieder zur Diskussion. Wenn damals der Geist der Zeit die Beschäftigung mit Mystik für entwürdigend hielt, so ist das heute umgekehrt. Die Mystik, das Schreiben über Mystik und eine vage und fade mystische Schwärmerei ist beinahe zur Mode geworden. Gleich geblieben aber ist die Abneigung gegen das Übernatürliche. Ein rechtes Verständnis der christlichen Mystik als historisch-psychologischer wie als religiöser Erscheinung und ebenso eine fruchtbare Aufnahme der in ihr liegenden Keime der Wahrheit und Sittlichkeit ist aber auf so lange ausgeschlossen, als diese Abneigung herrscht. Mag darum die Mystik von Görres in bezug auf geschichtliche Kritik den neuzeitlichen Anforderungen nicht mehr ganz entsprechen, mögen die in ihr niedergelegten psychologischen, physiologischen und physikalischen Anschauungen weit überholt sein, das Wesen der Mystik hat er richtig erfaßt, er hat den Pulsschlag der großen Mystiker gefühlt, und das Feuer, das in der Seele jener glühte, hat sein eigenes Herz entzündet. Das bleibt sein dauernder Ruhm.

Die japanische Tanzmaus / Von Max Ettlinger

Unendlich mannigfaltig ist die lebendige Natur und doch bei aller ihrer Formenfülle von wenigen und einfachen Grundgesetzen beherrscht. Wäre dies nicht der Fall, so würde es dem forschenden Menschengeist nimmermehr möglich, eine einheitliche Erkenntnis von den Lebenserscheinungen des Tier- und Pflanzenkörpers zu gewinnen. Es gäbe keine allgemeine Physiologie, sondern nur unendlich viele Spezialwissenschaften, die etwa jedesmal nur über die Lebenserscheinungen an der Amöbe, an der Qualle, am Käfer, an der Taube oder am Affen Auskunft zu geben wüßten. Wir besäßen aber kein für alle diese Fälle gleich fruchtbares Wissen von der Zellenfunktion, vom Stoffwechsel und Kraftwechsel, von Reizvorgängen und Bewegungstypen. Es ist darum nicht nur eine äußere Arbeitserleichterung, sondern ein innerlich berechtigtes Verfahren, wenn die physiologische Forschung gemeinhin mit wenigen, immer wieder bevorzugten Arten von ‚Versuchstieren' arbeitet und die an ihren Fröschen und Kaninchen aufgedeckten Gesetzmäßigkeiten auch beim weiteren Kreise ähnlich gebauter Organismen als gültig annimmt.

Je mehr neben dem Körperleben auch das Seelenleben der Tiere in den Bereich erfahrungsmäßiger und experimenteller Forschung gelangt, desto mehr macht sich aus praktischen wie theoretischen Gründen das Bedürfnis geltend, auch in der Tierpsychologie leicht verwendbare und zuverlässige ‚Versuchstiere' zur Hand zu haben. Und wenn man dem hervorragendsten Vertreter der vergleichenden Psychologie in Nordamerika, Professor Robert Mearns Yerkes von der Harvard University, glauben darf,* ist wenigstens ein solches ‚Versuchstier' den Erforschern tierischen Seelenlebens jetzt gesichert, dem die gleiche wichtige Rolle zukommen soll als dem Frosch in der vergleichenden Anatomie und Physiologie, und das ist ein so allerliebstes und ergötzliches Wesen wie die in allen größeren zoologischen Gärten zu treffende, in Ostasien bereits seit undenklichen Zeiten in kleinen Käfigen zur Unterhaltung der Kinder gehaltene japanische Tanzmaus. Dieses in der systematischen Entwicklungsordnung relativ hochstehende Tier ist dabei klein an Körperbau, darum leicht in ausreichender Umgebung zu halten und zu beobachten, ungefährlich für den Experimentator und unschwer zu zähmen, beständig von einem vielfach ableitbaren Tätigkeitsdrang besessen und darum in den mannigfaltigsten experimentellen Situationen brauchbar.

Die tierpsychologischen Experimentalverfahren, wie sie nach ihren Grundtypen bereits im Oktoberheft 1906 dieser Zeitschrift geschildert wurden, weisen bei allen ihren besonderen Schwierigkeiten gegenüber den psychologischen Experimenten an menschlichen Versuchspersonen doch einen sehr wesentlichen Vorzug auf: sie brauchen sich nicht auf kurze Gelegenheitszeiten zu beschränken, sondern können auf die ganze Lebensdauer der isolierten Individuen, ja auf ganze Tiergenerationen ausgedehnt werden. Bei niederen Tieren ist denn auch schon seit geraumer Zeit mit solchen Dauerbeobachtungen gearbeitet worden: das bekannteste und ergebnisreichste Beispiel stellt sich in Wasmanns Beobachtungsnestern für Ameisen dar. An einigen Vögeln und Säugetieren sind wenigstens während deren erster Jugendzeit von Preyer, Pérez, Mills, Morgan u. a. länger

---

* The Dancing Mouse. Bd. 1 der Animal Behavior Series. Neuyork 1907 Verlag der Macmillan Co. Gebd. $ 1.25.

ausgedehnte Beobachtungs- und Experimentalreihen erbracht worden. Aber das erste ganz durchgeführte Isolationsexperiment an einem Säugetier, und zwar gleich bei vier Generationen desselben, bleiben doch die Yerkesschen Beobachtungen an der japanischen Tanzmaus; und wenn auch seine Ergebnisse, wie wir noch sehen werden, nicht allerwegen auf typische Geltung Anspruch erheben können, so bleiben doch seine methodischen Erfahrungen auf alle Fälle vielfach vorbildlich, und zudem wird man selten an einem einzigen Tier so viele gerade die jetzige Forschergeneration beschäftigende tierpsychologische und allgemeinbiologische Probleme veranschaulichen können als gerade hier.

Der erste Zoologe, der den merkwürdigen Lebensgewohnheiten der japanischen Tanzmaus besondere Aufmerksamkeit schenkte, war 1893 der auch sonst um Tierbeobachtung und Tierhaltung vielfach verdiente, kurz verstorbene Münsteraner Professor Hermann Landois. Vor allem muß sich dem Beobachter dieser hübschen, weißen, nur spärlich schwarzgefleckten Nagetierchen die eine Frage aufdrängen, wie der eigentümliche, oft lang ausgedehnte und blitzschnelle Dreheifer um die eigene Achse zu erklären sei, von dem sie den Namen tragen. Nahe liegt bei dieser wie bei anderen absonderlichen und für die Lebensführung nutzlosen Abänderungen domestizierter Tiere eine pathologische Ableitung. Bereits 1899 glaubte B. Rawitz diese Erklärungsweise durch einen besonders einleuchtenden Spezialbefund sicherstellen zu können. Er ermittelte nämlich an seinen Präparaten des inneren Ohrs von Tanzmäusen, daß bei diesen die sog. Bogengänge des Ohrlabyrinths, die jetzt allgemein als Organ des Gleichgewichtsinns angesprochen werden, erheblich verkrüppelt seien. Entsprechend fand auch E. von Cyon, ein besonders eifriger Theoretiker des tierischen Raumsinns, die Gleichgewichtshaltung der Tanzmaus auf hohen, schmalen Brückchen und abschüssigen Wegen sehr mangelhaft. Diese auf den ersten Blick sehr einleuchtende Ableitung läßt sich aber — man möchte fast sagen: leider — nach den Befunden weiterer Forscher nicht ganz aufrecht erhalten. Nach den methodisch einwandfreieren anatomischen Feststellungen von Alexander und Kreidl und dem japanischen Forscher Kishi weist zwar das Labyrinth der Tanzmaus gewisse Degenerationszeichen auf, aber gerade die Bogengänge des Tiers erweisen sich intakt, und entsprechend vermag es nach Zoths Experimenten sich auch sehr wohl auf schwindeligen Pfaden im Gleichgewicht zu halten, wenn sie nur rauh statt glatt sind, so daß das auffallend muskelschwache Körperchen hinreichend festen Halt findet. Damit ist zwar, wie Verfasser in eigenen theoretischen Untersuchungen über den tierischen Raumsinn nachzuweisen hofft, das Vorhandensein eines Gesichtsschwindels keineswegs nach jeder Hinsicht ausgeschlossen; aber die oben gegebene Erklärung der Tanzgewohnheit muß doch im wesentlichen preisgegeben werden, und eine andere gewinnt an Wahrscheinlichkeit, die in lamarckistischem Sinn nicht in veränderter Form, sondern in veränderter Funktion den letzten Erklärungsgrund sucht: Kishi hat darauf hingewiesen, daß die Tanzmaus in Japan und vorher schon in China seit vielen Jahrhunderten in überaus kleinen Käfigen gehalten wird, so daß ihr Bewegungsdrang sich nur im engsten Kreise betätigen kann. Es ist also keineswegs von der Hand zu weisen, daß sich unter der rasch steigernden Mitwirkung der künstlichen Zuchtwahl diese eigentümliche Bewegungsform der Tanzmaus in historischer Zeit ausgebildet hat, und wir hätten es nach dieser auch von Yerkes als meistwahrscheinlich anerkannten Hypothese mit einem Fall von Vererbung erworbener Gewohnheiten zu tun.

Die Widersprüche der verschiedenen Beobachter, die sich neben dem Gleichgewichtssinn namentlich auch auf das Gehörvermögen der Tanzmaus beziehen, lassen sich aber keineswegs nur aus methodischen Unvollkommheiten der Forschung erklären, sondern zumal die Tanzgewohnheit ist bei den verschiedenen Individuen tatsächlich in recht verschiedenem Grade ausgebildet, wie auch das äußere Aussehen dieser Tiere allerlei Unterschiede aufweist. Man hat es also offenbar mit einer noch jungen Varietät zu tun, die sich mit ihrer Stammart, der Hausmaus, noch vielfach kreuzt. Der Engländer W. Bateson hat solche Kreuzungsversuche mit gewöhnlichen Mäusen systematisch durchgeführt und dabei festgestellt, daß die Vererbung der Tanzbewegungen mit zahlenmäßiger Genauigkeit der Mendelschen Regel folgt, also jenem hochbedeutsamen keimgeschichtlichen Gesetz, durch dessen Entdeckung ein österreichischer Augustinerpater (vgl. Februarheft 1905 dieser Zeitschrift) sich den Klassikern der modernen Naturwissenschaft zugesellt hat.

Wenn auch die besondere Art der Tanzmausbewegungen mit hoher Wahrscheinlichkeit deszendenztheoretisch erklärt werden kann, so bleibt doch die unablässige, viel Körperkraft absorbierende Beharrlichkeit noch rätselhaft, mit der das Tier dieser und anderen Bewegungsweisen obliegt, zumal auch gewissen charakteristisch raschen, ruckweisen Kopfbewegungen, die es immer wieder ausführt. Bereits Rawitz hat hiefür die allgemeine Wahrscheinlichkeit begründet, daß das in mancher Hinsicht verkümmerte Tier durch diese rastlosen Bewegungen die Defekte seiner Sinnesorgane ausgleicht und sich eine bessere Orientierung in seiner Umgebung verschafft; Rawitz hat ähnliche Bewegungen auch an einem tauben Albinohund, also einem ebenfalls stark fehlsinnigen Tier, beobachtet. Um diese Annahme sicher zu begründen, bedarf es eingehender tierpsychologischer Untersuchungen über die einzelnen Sinnesfähigkeiten der Tanzmaus, da uns die anatomischen Befunde an den Sinnesorganen und gar am Nervensystem keinen ausreichenden Aufschluß geben. Die Beobachtung des tierischen Verhaltens eilt hier der Erkenntnis von dessen körperlichen Grundlagen in wesentlichen Stücken voraus.

Dieser Vorsprung ist namentlich den Yerkesschen Untersuchungen über das Gehör- und Gesichtsvermögen der Tanzmaus zu danken; zugleich ergaben sich ihm dank seiner sinnvoll erdachten Untersuchungsmethoden wertvolle Aufschlüsse über die Lernfähigkeit der Tanzmaus, über Maß und Art ihrer Erziehbarkeit, über die Bildungsweise und Bestandfestigkeit ihrer erworbenen Gewohnheiten und schließlich über die nach allen diesen Rücksichten obwaltenden Unterschiede nach Alter, Geschlecht und Individualität.

Hinsichtlich des besonders viel umstrittenen Gehörsinnes der Tanzmaus stellte Yerkes aus langwieriger Beobachtung an mehr als 100 Individuen fest, daß bei rassenreinen, erwachsenen Tanzmäusen überhaupt keine Gehörreaktion nachweislich, also vollständige Taubheit sehr wahrscheinlich ist. Dagegen vermögen junge Tanzmäuse während weniger Tage ihrer dritten Lebenswoche zu hören, da sich ihr Gehörgang früher öffnet als die Augen. Nachdem aber auch letztere funktionsfähig sind, verschwindet wieder jede Gehörreaktion. Und auch der zweite der — nach menschlicher Einteilung — höheren Sinne, der Gesichtssinn, ist im Leben der Tanzmaus nur von sekundärer Bedeutung und mangelhaft ausgebildet. Ihre Unterscheidung verschiedener Helligkeitsstufen ist zwar ziemlich gut und durch Übung wesentlicher Steigerung fähig; und hierbei er-

weist sich dann jeweils ein relativer Helligkeitszuwachs von einem Zehntel als eben merklich, mithin das Weber-Fechnersche psychophysische Grundgesetz als gültig. Für Farbenunterschiede sind die Tanzmäuse aber fast völlig unempfindlich; wo sie auf solche zu reagieren schienen, stellten sich bei genauer Versuchsmethodik fast immer Helligkeitsunterschiede als maßgebend heraus. Die Tanzmäuse sind nach Yerkes sinnvoll durchgeführten Experimenten gänzlich oder nahezu farbenblind. Und diese Feststellung ist nachträglich auch durch die Anatomie des betreffenden Sinnesorgans bestätigt worden: Karl Waugh hat in der Netzhaut des Tanzmaus-Auges nur stäbchenförmige Elemente, aber keine zäpfchenförmigen Elemente gefunden, und das entspricht ganz der Hypothese, wonach durch die ersteren die Helligkeitsempfindung, durch die letzteren die Farbenempfindung vermittelt wird.

Fast noch lehrreicher als Yerkes' sinnespsychologische Ergebnisse sind die Methoden, mittels deren er sie fand. Um beispielsweise Vorhandensein und Unterscheidungsschärfe der Helligkeitsempfindung festzustellen, führte Yerkes den Rückweg seiner Tanzmäuse in ihr Nest durch zwei eingeschaltete Kästchen, zwischen denen er ihnen die Wahl ließ. Das eine derselben wurde außen und innen mit schwarzen, genau gleich großen Kartonstücken ausgekleidet, das andere mit weißen. Sobald nun das Tier in das schwarze Kästchen eintrat, erhielt es einen gelinden elektrischen Schlag, während das weiße Kästchen stets anstandslos passiert werden konnte. Obwohl die Tanzmäuse ihrer natürlichen Gewohnheit nach dunkle Orte bevorzugen, erwarben sie nun bald eine Scheu vor dem schwarzen Kästchen und sie passierten schließlich regelmäßig durch das weiße. Dann wurden an Stelle von schwarz und weiß verschiedene Helligkeitsstufen von grau gesetzt und diese einander immer mehr genähert, bis die Unterscheidungsfähigkeit des Tieres endgültig versagte. Für die keineswegs leichte Ausschaltung aller sonstigen Anhaltspunkte aus anderen Sinnesklassen wurde durch sinnreiche Vorrichtungen Sorge getroffen; zumal alle Merkmale für den Geruchsinn und Tastsinn und für den Ortssinn (links und rechts) waren durch entsprechende Auswechsel- und Kontrollexperimente beseitigt. Zur Ermittlung der Gültigkeit des Weber-Fechnerschen Gesetzes traten übrigens an Stelle der grauen Kartons die noch genauer bestimmbaren Beleuchtungsunterschiede verschiebbarer elektrischer Lampen.

Um im allgemeinen die Rolle zu bestimmen, welche der Gesichtssinn im Leben der Tanzmaus spielt, ersann Yerkes eine Modifikation der von seinem Landsmann Thorndike für die Tierpsychologie so aufschlußreich verwerteten Labyrinthversuche. Das Tier muß hierbei, um zu seinem Futter und dem gewohnten Nest zurück zu gelangen, einen Irrgarten passieren, dessen Sackgassen es allmählich vermeiden lernt, um auf dem kürzesten Weg an sein Ziel zu kommen. Während bei allen anderen Tieren, mit denen bisher diese Labyrinthversuche durchgeführt wurden, z. B. bei Katzen, Hunden, Affen, Elefanten, Hühnern, Tauben, Fröschen und Fischen die reine Belohnungsmethode, d. h. die Aussicht auf Futter und gewohntes Nest genügte, um sie zur Erlernung des kürzesten Weges zu veranlassen, genügte dies bei der an stetiges, unnützes Hin- und Herlaufen gewöhnten Tanzmaus nicht, sondern es mußte hier wieder die Strafmethode unterstützend hinzutreten, d. h. das Tier mußte jeweils beim Einbiegen in Sackgassen durch gelinde elektrische Schläge geschreckt werden. Wenn die Tanzmäuse dann den richtigen Weg hinlänglich eingeübt hatten,

ließ sich durch weitere Versuchsreihen feststellen, aus welcher Sinnesklasse sie die richtungweisenden Wegmerkmale eingeprägt haben. Der Gesichtssinn spielt hierbei keine wesentliche Rolle; denn auch bei völliger Dunkelheit wird der richtige Weg, wie Fußspuren auf berußtem Papier beweisen, ebenso anstandslos zurückgelegt. Ebensowenig sind, wie weitere Ausschaltungsexperimente dartun, Merkmale für den Geruch- oder Tastsinn von wesentlicher Bedeutung. Es muß vielmehr die Empfindungsfolge der eigenen Körperbewegungen, der sog. kinästhetische Sinn den Hauptleitfaden im Irrgarten abgeben, wie Yerkes richtig vermutet. Carr und Watson haben unterdes (1908) diese Annahme durch Labyrinthversuche mit weißen Ratten fast zur Gewißheit erhoben. Wir vollsinnigen Menschen können uns diese Orientierungsweise, bei der freilich noch ein rätselhafter ‚Kompaßsinn‘ mitspielt, am besten vorstellen, wenn wir etwa daran denken, wie wir auch im völligen Dunkel eine oft beschrittene Treppe hinaufeilen, ohne von den Stufen etwas zu sehen oder sie gar zu zählen, nur geleitet durch die eingeübte Bewegungsfolge und deren dunkelbewußten Vollzug.

Hinsichtlich der Lernmethoden der Tanzmaus wurde bereits erwähnt, daß sie mehr durch Strafen als Belohnungen erziehbar sich erweist. Sie nimmt die neuen Gewohnheiten verhältnismäßig langsam an, vergißt sie dagegen verhältnismäßig rasch; durch Nachahmung bereits geübter Artgenossen ist sie gänzlich unbelehrbar. Die individuellen Unterschiede sind, wie in der Schärfe der einzelnen Sinne, auch in der Lernfähigkeit sehr groß, die Weibchen den Männchen hierin durchwegs merklich überlegen.

Auch alle diese Unterschiede sprechen dafür, daß man es bei der Tanzmaus mit einer noch wenig gefestigten Varietät zu tun hat, deren tierpsychologische Merkmale freilich hierdurch an typischer Allgemeingültigkeit einbüßen, aber um so wertvoller sind durch die weitgehende und vielfältige Verständnisförderung, die sie uns hinsichtlich der Bildung neuer Artgewohnheiten bieten. Mag darum auch der japanischen Tanzmaus von ihren nächsten minder absonderlichen Artverwandten als typischem tierpsychologischen ‚Versuchstier‘ der Rang abgelaufen werden; für den Aufbau einer vergleichenden und den seelischen Entwicklungslinien nachspürenden Tierpsychologie ist sie dank den bahnbrechenden Untersuchungen eines Yerkes und mancher seiner Vorgänger eine sehr schätzenswerte ‚Hilfskraft‘ geworden, und das drollige Tierchen, an dessen Gebaren sich seit vielen Jahrhunderten kleine Chinesen und Japaner ergötzen, wird noch gar manchem bejahrten und gelehrten Europäerschädel erhebliches Kopfzerbrechen verursachen.

Kritik

Wartburgfahrten / Von Karl Muth

Unter diesem Titel hat der Schweizer Kanonikus, Prof. A. Meyenberg, schon vor mehreren Monaten ein Buch erscheinen lassen, das, aus Anregungen entstanden, sich in Anregungen auszuleben berufen erscheint. Ursprünglich schwebte dem Verfasser eine Darstellung des Lebens der hl. Elisabeth vor, offenbar mit breiten Randzeichnungen aus Kultur und Geschichte. Bald aber reizte es ihn, von da aus auch an brennende Fragen der Gegenwart heranzutreten unter symbolischer Verwertung von Wartburgerinnerungen, ähnlich wie Lienhard es in seinen ‚Wegen nach Weimar' unternommen hat. Ein gut Teil des Buches war bereits geschrieben, als dieser letzte, immer wieder zurückgedrängte Plan doch noch in Angriff genommen und so dem Ganzen jene Würze des Aktuellen beigemischt wurde, die das anfänglich hagiographische, kirchen- und kulturgeschichtliche Buch in die Reihe der literarischen Programmschriften stellte, die gegenwärtig so viel Erregung und leider so wenig geistige Lebensregung in höherem Sinne hervorbringen. Diese Entstehung des Buches muß man sich gegenwärtig halten, um nicht ungerecht zu werden gegen den Verfasser, der durch sein Temperament nun einmal nicht zum Historiker bestimmt ist. Um so weniger wird man überrascht sein, in einzelnen Schilderungen einer hohen Fähigkeit poetischer Naturbeseelung zu begegnen, im einzelnen Fall auch einer Unmittelbarkeit stilistischer Darstellung, die gegenüber anderen allzu rhetorisch geratenen Partien geradezu erfrischend und belebend wirkt. Hier findet man Stellen von so zarter, persönlich gearteter Innigkeit des Gefühles, daß man sich manchmal an Alban Stolz erinnert fühlt. Andererseits merkt man gerade nach solchen Partien nur um so mehr, daß das Buch nicht aus einer einheitlichen Stimmung geflossen ist. Wenn ich anderwärts* bei einer Auseinandersetzung mit einzelnen Gedanken desselben davon sprach, daß in Meyenberg sozusagen zwei Naturen oft unvermittelt nebeneinander zu stehen scheinen, so gilt dies auch bis zu einem gewissen Grade hier.

Was die ‚Ausfahrt' aus dem mittelalterlichen Lebenskreis des Elisabethbildes ‚in die Neuzeit' betrifft, so ist es vor allem das Literaturproblem, dem Meyenberg sein Interesse zugewendet hat. Er geht von einem Gedanken Lienhards aus, den dieser in den sechs Bänden ‚Wege nach Weimar' (Greiner und Pfeiffer, Stuttgart 1903—09) durchgeführt hat, und erweitert ihn dahin, daß die Wartburg für uns nicht bloß Inbegriff und symbolisches Verständigungswort ‚für einen feineren menschlichen Zustand' sei, sondern uns auch ‚an einen heiligen, übernatürlichen, aber doch voll wirklichen, konkreten, realen' Zustand erinnere, wie ihn ‚der Gottmensch Jesus Christus in seinem Reiche auf Erden ermöglicht'. Schiller hatte den Begriff der ‚schönen Seele' als ästhetisch-ethisches Ideal aufgestellt; Meyenberg möchte ihn in der Erinnerung an die Gestalt der hl. Landgräfin erweitern. Das ist ihm zwar, wie ich schon anderwärts aussprach, nicht gelungen, wohl aber zeigt er einen Weg zu diesem Ideale, indem er die Erreichung desselben abhängig macht von der Befolgung jener christlichen Lebensweisheit, wie sie beispielsweise in dem Exerzitienbüchlein des hl. Ignatius eine klare didaktische Prägung erhalten hat. Insofern diese Ausführungen von dem Boden konkreter Lebenstatsachen und der menschlichen Natur ausgehen, haben sie für das praktische

---

* „Die Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis" (Kösel, Kempten—München 1909 S. 38).

Leben zweifellos eine größere und greifbarere Bedeutung als die bloße Aufstellung des Ideals. Sie geben diesem eine sichere metaphysische Grundlage. Ästhetisch aber können sie es nicht brauchbarer machen, als es ist. Indem Meyenberg diese Gedankengänge direkt an die Behandlung des Kultur- und Literaturproblems anknüpft, legt er den Gedanken nahe, als könne sich die christliche Dichtung mit dem Ideal der ‚schönen Seele', so wie es Schiller aufgestellt hat, nicht genügen lassen. Aber ich sehe den Grund nicht ein. Unsere Klassiker haben über den Weg, der zu diesem Ideal führt, nichts ausgesagt, weil sie es nicht als Pädagogen, sondern als Kunstphilosophen aufstellten. Indem Meyenberg aus der Lebenserfahrung anderer großer Menschenkenner neue Einsichten und Erkenntnisse hinzuträgt, um ein rein ästhetisch-ethisches Ideal als praktisch erreichbar zu erweisen, bestätigt er das Ideal, umschreibt seinen Inhalt in theologischer Weise und führt damit — eine sehr verdienstvolle Sache — den Begriff auch in die theologische Gedankenwelt unserer Tage ein. Darin sehe ich die Bedeutung von Meyenbergs Buch, nicht aber, wie manche Beurteiler meinten, in der Flüssigmachung theologischer Begriffe für die Literatur, Kunst und Dichtung, noch in wirklich führenden literarischen Gesichtspunkten.

In meiner bereits erwähnten Schrift habe ich das Buch Meyenbergs hauptsächlich unter dem kritischen Gesichtswinkel des Verhältnisses von Theologie und Dichtkunst betrachtet. Ich habe geglaubt, vom Standpunkt der künstlerischen Psychologie aus auf die Bedenken hinweisen zu müssen, welche durch eine allzu starke Betonung des Begrifflichen als Inspirationsquelle für den Dichter und Künstler hervorgerufen werden, und ich kann auch heute, nach Meyenbergs Antikritik und nach erneuter Beschäftigung mit seinem Buch, meine kritischen Einwendungen nicht wesentlich modifizieren. Wohl aber ist mir aus seiner Antikritik klar geworden, daß Meyenberg mit dem Worte Begriff, mit dem ich die abstrakte, auf diskursivem Wege gewonnene Erkenntnis im Gegensatz zur umfassenden, der Intuition entstammenden Erkenntnis meine, eine wesentlich andere Vorstellung verbindet als ich. Denn wenn er in der Antikritik einmal sagt: ‚Muth hat oft eine ganz kindische Furcht vor dem klaren, katholischen Begriff', und wenn er kurz zuvor im gleichen Sinne schreibt: ‚Es gibt keine tiefere Gemütserregung, kein religiöses Erlebnis ohne leuchtende Gedanken, und darum hat auch die christliche Gedankenwelt eine innerste Beziehung zum katholischen Literaturschaffen', so ist damit die Verschiedenartigkeit unserer Auffassung wohl hinlänglich bewiesen. Denn der Gedanke steht über dem bloßen dürren Begriff, so wie ich diesen in meiner Schrift (S. 55) gekennzeichnet habe. Die Worte Gedanke und Begriff gleichsetzen, heißt sich der Klarheit der philosophisch-ästhetischen Terminologie begeben. Wenn ich scholastisches Begriffswesen, mit andern Worten, die der mittelalterlichen Schultheologie eigentümliche formale Art und Weise, zu dem großen christlichen Gedanken aufzusteigen, zwar nicht an sich, wohl aber für den Dichter, den Künstler als wenig fruchtbar bezeichne, so bekunde ich damit doch noch nicht kindische Furcht vor dem christlichen, dem katholischen Gedanken selber! Oder wäre dieser nicht etwa genügend in meiner Schrift als Literaturschrift zum Ausdruck gekommen? Daß der für sein Schaffen auf das innere und äußere Erlebnis angewiesene Dichter nicht nur eine hohe Kraft subjektiven Denkens, sondern auch eine reiche objektive Gedankenwelt benötigt, darüber zu streiten, hieße doch wohl Selbstverständlichkeiten zu Markte bringen. Aber es ist ein Unterschied, ob diese subjektive Kraft und diese objektive Gedankenwelt betätigt bezw. erfaßt werde mittels begrifflicher Operationen, oder ob diese Erfassung aus allen Kräften der menschlichen Natur zugleich erfolge. Gewiß, es gibt auch eine Poesie des Verstandes, des reinen Begrifflichen; ob aber mit ihrer Förderung gerade in der gegenwärtigen Zeitlage dem dich-

terischen Schaffen des katholischen Volksteiles ein Dienst geleistet werde, das ist eine Frage, die ich für meinen Teil zur Zeit mit allem Nachdruck verneine.

Was Meyenberg über die Mission sagt, die der als religiöser Schriftsteller sich betätigende Theologe für die Vertiefung des literarischen Schaffens im allgemeinen zu erfüllen habe, hat ein Anrecht auf wärmste Zustimmung. Sie wird um so vorbehaltloser sein können, wenn man sich gegenwärtig hält, daß Meyenberg den Begriff der Theologie durchaus nicht auf die wissenschaftliche Bearbeitung des Inhaltes der Offenbarung und der religiösen Erfahrung eingeschränkt sehen will. Die Theologie soll vielmehr nach ihm alles umfassen, was zur Förderung des religiösen Lebens überhaupt beiträgt. In diesem Sinne, der jedoch durch eine schärfere Prägung gewonnen hätte, kann man gelten lassen, wenn Meyenberg auch der Theologie im künstlerischen Leben eine führende Rolle zugeteilt wissen will.

Die Forderung an die theologischen Schriftsteller, sich in der Aussprache ihrer religiösen Gedanken, in ihrem gesamten schriftstellerischem Wirken mehr als bisher auch einer vollendeteren Form zu befleißigen und ihre Stoffe ‚in einer künstlerischen Art zu empfinden und darzubieten', hätte man am liebsten gleich bei dem vorliegenden Buche erfüllt gesehen. Aber gerade in dieser Hinsicht weist es gewisse Mängel auf. Der Vortrag ist zeitweilig ungeordnet, so daß sich der Leser durch technische Erwägungen unterbrochen sieht wie: Ich breche ab, um sofort ein neues, verwandtes Gebiet zu betreten. — Ich lasse hier zunächst alle Seitengedanken liegen. — Nur im Vorbeigehen merken wir an. — Doch ich will nicht vorgreifen. — Doch ich habe wieder vorgegriffen. — Doch ich muß die Wellen der andrängenden Gedanken nochmals zurückweisen. — Ich muß den drängenden Fortgang dieser Gedanken neuerdings hemmen usf. — Auch eine erhebliche Menge journalistischer Wort- und Stilbildungen (Jetztzeit, voll und ganz, im Vollichte u. v. ä.) beleidigen den guten Geschmack gerade in einem solchen Buch.

Die Behandlung der literarischen Frage im engeren Sinn ist durch den Gang, den die Dinge seit dem Erscheinen der ‚Wartburgfahrten' genommen haben, nur noch in bezug auf einige prinzipielle Erwägungen aktuell. Das gilt besonders von dem, was Meyenberg über das Recht auch des christlichen Dichters zu realistischer Darstellung sagt, die (von groben Ausschreitungen abgesehen) verwerflich wird, wenn sie sich einseitig auf das Materielle bezieht und nicht gleichzeitig einen Realismus des Geistigen und Seelischen anerkennt und betätigt. Diese Ausführungen, mit geschickten Hinweisen auf den ‚furchtbarsten Realismus' der Bibel, sind zweifellos für weite Leserkreise von aufklärendem und belehrendem Wert. Die Künstler wie die Kritik müssen Meyenberg dafür dankbar sein. Aber so kühn und herzhaft auch das Grundsätzliche ausgesprochen wird, in der Beurteilung des konkreten Falles versagt diese theoretische Unbefangenheit doch ab und zu, wofür es an Beispielen in dem Buche nicht fehlt.

In Verbindung damit steht ein Teil der kritischen Einwendungen, die gegen ‚Hochland' erhoben werden, das zwar den sensus catholicus nicht vermissen lasse, in diesem Punkte jedoch ein noch ‚ausgeprägteres Bekenntnis' ablegen und ‚eine noch energischere und positiv entschiedenere Stellungnahme in philosophischen und religiösphilosophischen Fragen' nehmen müsse. Ist der Vorwurf überhaupt berechtigt, so trifft er weniger die Redaktion als ihre theologischen Mitarbeiter*, zu denen Meyenberg auch gehört.

Solange übrigens nichts Stichhaltigeres als so allgemeine, kaum greifbare Beschwerden vorgebracht werden, erwarte man hier keine Rechtfertigung. Sollte später ein-

* Die von A. Baumgartner S. J. gewagte Behauptung, es hätten sich theologische Mitarbeiter vom Hochland zurückgezogen, weil sie mit dessen Haltung nicht zufrieden seien, ist vollständig aus der Luft gegriffen. Baumgartner wird nicht einen einzigen namhaft machen können.

Hans Thoma/Die Geschwister.



mal geredet werden müssen, dann wird es gründlich geschehen und wohl kaum zur Freude derjenigen, die heute aus was immer für Motiven Meyenbergs zweifellos gut und ehrlich gemeinte Ausstellungen in peius erweitern und wie mit denunziatorischer Absichtlichkeit breittreten.

Meyenbergs Literaturbetrachtung spitzt sich folgerichtig zu einer pädagogischen Aufgabe zu. Alle echte Kunst und Dichtung ruht auf dem persönlichen Wert des Volkes, sowie der einzelnen Künstler und Dichter, die sie hervorbringen. In dem Maße, als diese Persönlichkeiten rein, groß, edel und religiös sind, wird auch das von ihnen Hervorgebrachte den Stempel ihrer Eigenart tragen. Ein guter Baum wird keine schlechten Früchte bringen. Fangen wir also damit an, die Bedingungen zu schaffen, aus denen eine große, tüchtige Literatur notwendig hervorgehen muß! ‚Volle, ernste katholische Erziehung der schönen Seele, aus der die schöne Kunst geboren wird!' ist die Hauptforderung des Buches. Es ist kein Zweifel: Die Lösung dieser Aufgabe ist dringend und bedeutungsvoll auch für die Literatur; wenn aber irgendwo, so gilt es hier, daß die Arbeit der Theologen ‚auch in künstlerischem Leben zum geheimnisvollen Sauerteig werde', der ‚eine ganze Literatur durchsäuert'.

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Ein Wort vom Kritiker zuvor. — Er muß die Kunst lieben. Denn es gibt auch Kritiker, die Enttäuschungen begraben haben, die Kunst, die sie ersehnten, nicht schaffen konnten, und nun den Genius hassen, der sich ihnen entzog. Diese Kritiker konstatieren behaglich das Mißlungene und geben sauer lächelnd (wenn es nicht anders geht) das Gelungene zu. Und er muß die Kunst kennen. Er muß ein Jahrzehnt willig und demütig ihre Erscheinungen studieren, ehe er es wagen darf, Urteil zu sprechen. Sonst kann es geschehen, daß er als Ungereifter Niels Lyhne, den heiligen Antonius oder Effi Briest ablehnt, und daß er nach langen Jahren sich vor diesen Kunstwerken in die Knie wirft. Auch unerbittlich muß er sein. Keine gute Absicht darf ihn beschwichtigen, keine elegante Form ihn bestechen. Bedenken wir doch, wie das ästhetisch Sündhafte alle geistigen Regungen des Menschen verdirbt, wie es ein falsches Weltbild schafft, das Geschehen auf den Kopf stellt, lügenvolle Menschenschemen spuken läßt, wie es die Wünsche, die Ziele, alles Handeln verderblich beeinflußt und den Menschen für das wirkliche Leben und seine Aufgaben unbrauchbar machen kann! Daher muß der Kritiker unerbittlich sein. Wo er aber Begabung spürt, muß er sie hegen. Denn der Tüchtigen sind so wenige. Ein wenig von alledem muß auch der Leser haben. Aber eine so selbstverständliche Forderung erscheint vielen noch als so ungeheuerlich, daß sie es nicht als kühn empfinden, zehn Jahre bei der Brackel ihre ‚künstlerische Erbauung' zu holen und sie dann plötzlich bei der Lambrecht zu suchen. Und wenn die verkümmerten, verkrüppelten und entarteten Sinne einer reichen Kunst gegenüber versagen, ist eben die Kunst schuld, nicht aber der Leser. Ein Vorfall jüngster Zeit, der einigen Leuten Gelegenheit gab, meine Kritik der Brackelschen Novelle ‚Der Lenz und ich und du' leidenschaftlich zu verdammen, zeitigte auch wieder den beliebten Vorwurf: Der

* Charlotte Niese, ‚Minette von Söhlenthal' (Fr. Wilh. Grunow, Leipzig), Margarete von Oertzen, ‚Stern des Niederganges' (Benziger & Co., Einsiedeln und Köln), Henry Wittmann, ‚Mariano Torrent' (Ferd. Schöningh, Paderborn), Anna Freiin von Krane, ‚Starke Liebe' (Bachem, Köln), Georg Engel, ‚Der verbotene Rausch' (Vita, Charlottenburg).

katholische Schriftsteller werde heruntergerissen, weil er katholisch sei. Begeben wir uns einmal auf das strittige Gebiet und suchen, wo sich in der genannten Novelle etwas Katholisches findet! Da ist lediglich eins: Das junge Mädchen will sich Gott in die Arme werfen, weil ihr Hausliebster sie ihr verschloß. Also das heißt katholisch sein? Nein, das heißt Gott erniedrigen, das heißt einen Akt höchster Selbstverleugnung zu einer Farce machen, das heißt mit dem Heiligsten spielen. Mit Leuten, die das verteidigen, kann ich nicht reden. Auch deshalb nicht, weil ich den Begriff ‚katholisch' tiefer empfinde.

* * *

Zu viel schon des unfruchtbaren Erörterns! Wir wollen uns an dem schönen Buch Charlotte Nieses: ‚Minette von Söhlenthal' erfreuen. Gewisse Bücher vermitteln weniger die Bekanntschaft mit einem Kunstwerk als mit der reizvollen Persönlichkeit des Dichters. Das ist gerade das Bestrickende an den Büchern der Niese, daß über und hinter all diesen Schöpfungen die stille und kluge Frau sich erhebt, die fein ist und verstehend, ein wenig skeptisch wie alle, die das Leben kennen und dabei doch unendlich warm. Immer deutlicher zeigt sich die Verwandtschaft Charlotte Nieses mit dem alten Fontane. Selbst in einzelnen Redewendungen glaubt man den Altmeister zu hören. Besinnt man sich dann nach dem Genuß des Buches auf sein kritisches Gewissen, so muß man zögernd konstatieren, daß die Begebenheiten nur so vorüberziehen, wenig deutlich, ohne scharfe Konturen, daß die Personen hinschweben, ohne oft im künstlerischen Sinne recht motiviert zu sein, daß die Komposition ohne Architektur ist. Aber man fühlt dann auch, daß vielleicht gerade diese Mängel einen guten Teil Reiz des Buches ausmachen, daß eben nicht Charlotte Niese das Buch geschrieben hätte, wenn es technisch fertiger wäre. Immer wieder begibt man sich gern in die Gesellschaft dieser lieben Frau und läßt sich, wenn die Dämmerung kommt und Geister des Abends erwachen, von ihr erzählen, lauscht dieser gütigen, etwas belegten Stimme und geht innerlich warm, stiller Freude voll, wieder von ihr. Im dänischen Holstein des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts geschieht dieser Roman von Adamine Söhlenthal. Er ist die Geschichte eines armen adeligen Fräuleins, das nach einer herben Enttäuschung in ihrem Liebesleben in den Aufstieg und Fall Struensees, des Altonaer Stadtmedikus und späteren allmächtigen königlichen Günstlings, gezogen wird, ohne von all diesen Begebenheiten stark berührt zu werden. Sie lebt alles das nur äußerlich mit; ihre Seele wohnt tief drinnen, ist still geworden, und ihre Wünsche haben sich beschieden. Ein leises Bedauern scheint in ihr zu schwingen, daß die Menschen so treulos sind; ein dunkles Erkennen, daß alle diese Haupt- und Staatsaktionen des Herzens und Verstandes, all dieser Aufwand an geistigen Kräften so zwecklos vertan ist. Das selbstsichere Ruhen in der eigenen, von innen erwärmten Persönlichkeit ist ihr das Ziel des Lebens, und ihr Dasein geht dahin und endet im Altjungfernstübchen, im landläufigen Sinne klanglos und stumm, eigentlich aber voll von Klängen und Tönen, die nur sie selbst vernimmt. — Dieses Buch wird nicht viele Leser finden; die aber es wirklich lesen, werden es lieben.

* * *

Noch ein Frauenbuch verdient eine Besprechung: Margarete von Oertzens ‚Stern des Niederganges'. Da ist eine ganz andere Welt, auf welcher Antipoden der Nieseschen Menschen wohnen. Der Roman ist zweifellos eine talentvolle Arbeit, wenn er auch auf den ersten hundert Seiten mehr, viel mehr verspricht, als er später hält. Ich muß sagen, daß ich mit einer gewissen Erwartung die Lektüre des Buches begann. Da schien vor allem ein Problem mitten aus dem Leben gegriffen zu sein: das Dasein eines

Mannes, der, ein guter Junge, durch seine Selbstüberhebung, sein Flatterwesen, seine Vorurteile sich und seine Familie zugrunde richtet. Da schien einmal (so selten in unserer katholischen Literatur!)* ein Mensch zu erstehen, der nicht von vornherein das Zeichen der Verdammnis an der luziferischen Stirne trug, sondern eine widerspruchsvolle Zeiterscheinung, die zugleich anzog und abstieß. Gute Szenen fanden sich da: besonders in der Schilderung des Hausstandes des verabschiedeten Offiziers; andere Menschen traten hinzu, von denen nur ‚die Tant' eine Spur absichtsvoll betonter Zeichnung hatte. Alles ging gut, bis ein schwarzhaariger Griechenprinz mit seiner mondsüchtigen Tochter erscheint, sich in die zweite Tochter des Hauptmanns a. D. verliebt und durch sein Erscheinen das übelromanhafte Element in die Erzählung bringt. Ein schöner Lichtblick kommt noch einmal, als die Handlung eine Weile in dem Hause der ‚Tant' in einem abgelegenen Bergdorfe vor sich geht. Aber in der Villa des Griechenprinzen an der Azurküste des Mittelmeeres vollzieht sich rasch die künstlerische Katastrophe des Buches. Von da ab ist es ein Roman wie andere auch, und nur der Durchschnittsleser dürfte noch eine Wirkung empfinden. Immerhin aber, das sei gern konstatiert, sind in diesem Oertzenschen Roman Anläufe zu einer anständigen erzählerischen Leistung. Und da wir für jede Besserung in der Art schriftstellerischer Erzählung dankbar sind, sei die zuversichtliche Hoffnung ausgesprochen, von Margarete von Oertzen in der Zukunft noch einmal eine runde und lebensvolle Arbeit empfangen zu dürfen.

* * *

Das kühnere Herangehen an menschliche Probleme, vor dem unsere katholischen Schriftsteller so lange zitterten, ist auch in einem Roman Henry Wittmanns: ‚Mariano Torrent' zu gewahren. Ein Jüngling, der das Priesterseminar verläßt, weil er sich nicht berufen fühlt, Soldat wird und heiratet: wer hätte das vor zehn Jahren zu schildern gewagt? Und doch ist hier ja nur ein einfach-menschlicher Vorgang, der niemand verletzen kann. Und wir müssen das als eine Kühnheit empfinden! Ist das nicht bezeichnend? Von dem Stoff abgesehen, will der Roman in literarischer Beziehung allerdings wenig bedeuten. Aber ich bin überzeugt, daß bei intensiverer Beobachtung, bei fleißiger Arbeit, bei vergleichendem Studium guter Arbeiten Wittmann noch einmal ganz Tüchtiges leisten kann. Ein Schriftsteller, der beobachtet, schabloniert nicht. Der sagt nicht: Kein Geistlicher ging an dem Priesterseminar Barzelonas vorüber, ohne liebevolle Blicke an seinen Mauern emporzuschicken. Das ist einfach nicht wahr und verrät sofort, daß der, welcher es schrieb, es gedankenlos tat. Was für eine dankbare Aufgabe hätte ein nicht oberflächlicher Arbeiter in der Schilderung der Kämpfe auf Kuba gefunden, in die Mariano Torrent gerät! Aber Wittmann beschränkt sich einfach auf eine glatte, unpersönliche, unbelebte Schilderung, die niemanden erregen kann. Nehmen wir doch das Gute, wo wir es finden; lernen wir doch an Zolas ‚Zusammenbruch' Schlachten schildern! Das heißt nicht Nachahmung empfehlen, nein: Zola hat's so gemacht, machen wir's anders;' nur lebensecht, nur lebenswahr! Jeder leibliche Kenner spanischer Verhältnisse weiß von der Korruption, die seit Jahrzehnten Spaniens Macht untergrub. Weshalb ist nichts davon in dem Roman, der doch von der Katastrophe Spaniens handelt? Ich bitte Herrn Wittmann einmal in sich zu gehen und diese wohlgemeinten Ratschläge ungekränkt zu prüfen. Einige Jahre ernsthafte Selbstzucht, und

* Hier scheint unser geschätzter Mitarbeiter einem von Vielen geteilten Irrtum zu unterliegen. Wir wollen ihm jedoch nicht das Konzept korrigieren, sondern hier lediglich feststellen, daß Margarete von Oertzen protestantisch ist und in den Ruf, eine ‚katholische Schriftstellerin' zu sein, nur kam, weil ihre Bücher seit mehreren Jahren bei Benziger & Co., Einsiedeln erscheinen, und sie in Keiters Lit. Kalender 1905 geführt wurde! D. R.

er wird sicher Erfreuliches schaffen können. Nur durch Selbsterkenntnis, ernsthaftes Arbeiten an seinen Fähigkeiten, offenäugiges Studium des Lebens kann der katholische Schriftsteller erreichen, daß die Belletristik nicht fern, fern hinter dem Leben liegen bleibt.

* * *

Anna Freiin von Krane wagt sich mit ihrem neuen Roman ‚Starke Liebe‘ sogar an ein pathologisches Menschenkind. Es handelt sich um den hypnotischen Einfluß, den eine Erzieherin auf das ihr anvertraute Mädchen ausübt. Ich habe mich redlich bemüht, irgendwelche Vorzüge an diesem Buch zu entdecken, und fand nichts als einen gewissen glatten Vortrag, wie ihn schließlich Hunderte haben. Es ist mir auch beim besten Willen nicht klar geworden, was die Verfasserin mit dem Titel sagen will. ‚Starke Liebe‘! — Ist die Liebe des gräflichen Altertumsforschers zu dem Opfer der Erzieherin gemeint? Aber weshalb ist er dann nicht stark? Scheitert alles glühende Verlangen zu der Geliebten an den krankhaften Machenschaften irgend einer Gouvernante? Oder ist die Liebe der kleinen Rudolfine gemeint? Aber sie ist doch willenlos. Oder soll gar die starke Liebe der Erzieherin eigen sein? Man kann doch aber die Leidenschaft (die zudem nirgends deutlich hervortritt) einer hysterischen Person nicht Liebe nennen! Mir scheint vielmehr, als wenn die Erzieherin lediglich aus einer grausamen Lust heraus ihr Opfer quält, als wenn es ihr völlig genüge, ein Menschenwesen willenlos zu machen und zu beherrschen. Das, was sie tut, streift an Verbrechen. Aber wozu dieses Verbrechen? Hofft sie für alle Zeiten Rudolfine bei sich zu behalten? Sie behält doch nichts als ein Wesen, dem sie die Seele genommen hat, das sie in der Blüte geknickt, um das Glück gebracht hat. Die Frucht ihres Verbrechens existierte also höchstens in einem dumm-egoistischen Gefühl der Befriedigung. Das alles sind Fragen, auf die es eine Antwort nicht gibt. Es bleibt also eine Liebesgeschichte mit dem üblichen Hin- und Herzerren der Liebesleute, und die Rolle des Schicksals spielt in diesem Falle eine pathologische Person. Und allerdings noch ein Wagenunfall, der den Grafen trifft, damit die Geschichte nicht schon auf Seite 130 zu Ende gehe. — Nein, mit solchen Romanen ist unsere Belletristik nicht auf die Beine zu bringen. Und bedauerlich im höchsten Grade ist diese Art zu arbeiten bei der Krane, die doch hin und wieder sogar ein Fünkchen Künstlertum blitzen ließ, einen plastischen Satz zu formen verstand und ein Gefühl für das Bedeutende verriet.

* * *

Mir scheint überhaupt, als wenn unsere katholischen Autoren sich von gutgemeinten Ratschlägen in ein Extrem jagen ließen. Man wagt sich nicht ungestraft gleich an Probleme. Wir brauchen sie gar nicht so nötig als wie Menschen, mögen sie so einfach und harmlos wie nur möglich sein. Der Schriftsteller, der ein Problem aufstellt, arbeitet immer mit unehrlichen Mitteln. Er lenkt das Interesse des Lesers auf den interessanten Fall, den komplizierten Menschen, der uns im bürgerlichen Leben auch beschäftigen würde. Und der Leser hat keine Zeit, auf die Kunst zu achten, mit der das Buch gemacht oder nicht gemacht ist. Nicht daß das Menschenleben an sich interessant sei, macht den Wert eines Romanes aus, sondern daß es überhaupt ein Menschenleben sei. Das ist ja gerade der prachtvolle Vorzug der Lambrechtschen Kunst, daß ihr nebensächlichster Mensch durchaus rund, plastisch und voller Blut ist. Ihre Kunst schafft tausendfältige Wirklichkeit, mit welchen Mitteln der Technik ist gleichgültig. — Noch ein anderes Bedenken ist mir nach der Lektüre der vorstehend besprochenen drei Romane gekommen. Worin verraten sie, daß ein Katholik sie schrieb? Es braucht wohl nicht betont zu werden, daß ich keine apologetische Tendenz in einem Roman verlange. Meinen

die katholischen Autoren aber, daß sie nur ängstlich jedes Wort vermeiden müßten, was auf eine katholische Gesinnung hindeutet, um nun ein Schriftsteller nach unserem Herzen zu sein? Das wäre durchaus verwerflich. Aber weshalb redet nicht ein einziger der auftretenden dreißig Menschen in einer dunklen Stunde mit Gott? Der katholische Geist mit seinen unendlich vielen Äußerungen bewegt doch so oft unser Leben, weshalb nicht im Roman? Da sei das Beispiel der Handel-Mazzetti angeführt. Sie schuf tiefgläubige Menschen in Fülle, und Tausende von Nichtkatholiken haben den köstlichen Reiz dieser Menschen genossen.

* * *

Von einem derben Buch zum Schluß einige Worte. Georg Engel, der im Vorjahre ein gutes Buch: ‚Der Reiter auf dem Regenbogen' veröffentlichte, gibt jetzt einen humoristischen Novellenband: ‚Der verbotene Rausch'. Es ist ein spezifisch niederdeutscher, etwas klobiger und hie und da urwüchsig-sinnlicher Humor in dem Buch, der ängstlichen Gemütern vielleicht zu wenig gesellschaftsfähig erscheinen mag. Aber ohne Zweifel haben wir hier eine prächtige Leistung, die besonders in der Titelnovelle gipfelt. Da ist ein Säufer, der sich seine paar Groschen auf der Straße erbettelt und sie selig vertrinkt. Sein ständiger Rausch läßt ihn die Wirtschaft in seiner Hütte in paradiesischem Licht sehen. Er sieht nicht den Schmutz, die Häßlichkeit, die Unsittlichkeit. Er ist so zufrieden und glücklich, wie ein Mensch nur sein kann, bis er auf Drängen seiner Frau auf die Säuferliste kommt, keinen Schnaps mehr erhält und sich nun total verwandelt. Jetzt erkennt er die Schmutzwirtschaft in seinem Hause, wirft den Liebhaber seiner Tochter, wirft seine Frau zur Türe hinaus und rast. Die Frau vertraut sich dem Schäfer an, und der meint: ‚Die Sache is eine von die umgekehrten Krankheiten, wo die Heilung viel slimmer is als das Übel.' Und das Mittel gegen diese Krankheit heißt: Anderthalb Liter Kirschlikör pro Tag. Und es hilft. ‚Denn süh, min Döchting, manches Erdreich is so hart, daß es ohne diesen Guß nur giftige Dämpfe von sich geben würd. Da hat denn eine besonders gütige Macht Einsicht gebraucht und die Menschens das gegeben, ohne was sie gar nicht sein können. Nämlich den Rausch. Und wenn en Boden so fest und trocken is, daß er den natürlichen, von Gott gewollten nicht mehr aufnimmt, denn muß man ihm eben einen künstlichen beibringen. Und das tu nu ümmer, mein Döchting, mit anderthalb Liter den Tag. Mehr nicht.'

Hochland-Echo

Zeitgenössische Literatur und Schule

Es besteht heute eine lebhafte Bewegung, welche sich die Einführung der zeitgenössischen Literatur in den Leseunterricht der Schule, vor allem der Mittelschule, zur Aufgabe gesetzt hat. Wer die Gründe für und wider eine Änderung der bisherigen Lehrverordnungen genau prüft, wird selber finden, daß die Frage gar nicht so leicht zu lösen ist, wie die begeisterten Vorkämpfer der entgegenstehenden Anschauungen vorgeben.

Die Bewegung beschränkt sich keineswegs auf Deutschland. In Frankreich, Italien, England ringen verwandte Ideen um ihre Anerkennung und finden heftige Gegner. Abbé Delfour hat bereits 1905 unter dem Titel ‚Catholicisme et Romantisme‘ (Paris, Société française d'imprimerie) ein Buch veröffentlicht, worin er gegen die Einschränkung der Lektüre der klassischen Schriftsteller des 17. und 18. Jahrhunderts zugunsten derjenigen des 19. Jahrhunderts heftigen Einspruch erhebt. Die Gründe, die er dafür vorbringt, sind nicht, wie der Titel vermuten läßt, nur religiöser und sittlicher Natur, sondern entstammen zum Teil einem Bildungsideal, dem viele der neueren Schriftsteller nicht zu genügen vermögen. Der Verfasser sieht in der französischen Romantik nicht bloß eine der protestantischen Lebensanschauung Vorschub leistende Subjektivierung des gesamten Geisteslebens, sondern, in Verbindung damit, auch eine Verfallserscheinung in bezug auf das Formale. Und deshalb urteilt er über diese Romantiker:

> ‚Sie können nicht das Verdienst beanspruchen, ihren Lesern und der Jugend, die man gewaltsam zu ihren Schülern gemacht, ein rückhaltloses Vertrauen einzuflößen. Die meisten dieser Romantiker gleichen Schülern, die wider Willen auf den Schulbänken zurückgehalten werden und die eine schlecht verhehlte tiefe Sehnsucht verzehrt, aus der Literatur hinauszukommen, in die sie durch die Macht der Verhältnisse gebannt sind. (Delfour denkt hier besonders an Chateaubriand, Lamartine und Hugo, die im Grnnde sich alle nach einer politischen Rolle gesehnt hätten.) Man sieht sie allzu eifrig beflissen, Gedanken und Worte zu finden, die glänzen, anziehen und unmittelbare Wirkungen ausüben. Man errät, daß sie Streber sind, und ihre Leser gehen ganz instinktmäßig darauf aus, viel mehr die Geheimnisse ihrer Virtuosität, als die objektive Wahrheit dessen zu suchen, was sie mitzuteilen haben. Sie bilden einen schneidenden Kontrast zu den Klassikern, die mit Gelassenheit danach trachteten, alle Beziehungen, die zwischen den Dingen und den Worten bestehen, so vollkommen wie möglich, ja im gewissen Sinne in ganz adäquater Weise zum Ausdruck zu bringen.‘

Das ist in der Tat ein Gesichtspunkt, der bei der Bildung jugendlicher Geister nicht entschieden genug festgehalten werden kann. Gerade die Schule soll darauf ausgehen, das natürliche Gefühl der Schüler für das Echte, Wahre und Ungesuchte nicht nur lebendig zu erhalten, sondern auch zu kräftigen, und was könnte einem solchen Bemühen hinderlicher sein als Schriftsteller, bei denen Geist durch Esprit, Gefühl durch Sentiment, klare Sinnenhaftigkeit durch Sensualismus, selbstlose Hingabe an die Sache durch tendenziösen Mißbrauch

derselben ersetzt wäre! Den klassischen Schriftsteller macht stets das sichere Gefühl für das Einfache, Echte, Wahre und Gesunde. Der Glaube an ein patriotisches, moralisches und religiöses Ideal, der Glaube an die Kraft und Wirkung der Worte beseelt sein Schaffen. Es ist aber ohne weiteres klar, daß diese Eigenschaften, durch welche den Hervorbringungen eines genialen Autors der Stempel des Klassischen aufgeprägt wird, nicht ausschließlich an bestimmte Literaturperioden gebunden sind. Wohl können sie unter der Gunst gewisser Geistesrichtungen in einem Jahrhundert häufiger erscheinen als in einem anderen. Aber daß sie einem Zeitalter gänzlich gefehlt hätten, dies zu behaupten käme doch einer zeitweiligen Bankerotterklärung des menschlichen Geistes gleich. Für die Schule kann die Frage also nicht lauten, ob wir auch moderne, zeitgenössische Autoren für den Unterricht heranziehen sollen oder nicht, sondern sie wird vernünftigerweise nur die Fassung tragen dürfen, ob das Echte, Wahre und Einfache oder ob Nachgeahmtes, Falsches und Erkünsteltes die rechte Nahrung für jugendliche Geister sei. Damit aber hört diese Angelegenheit auf, eine Frage zu sein — und der Streit kann sich fürder nur noch darum drehen, ob einem bestimmten Werk der Charakter des Klassischen dürfe zuerkannt werden oder nicht.

Für den deutschen Schulunterricht wurde die Frage gleich dadurch in ein schiefes Licht gerückt, daß man einseitig von dem engsten Begriffe der ‚modernen Literatur' ausging. Demgegenüber sucht Theodor Herold, der in dem Kampf für die Erweiterung der deutschen Unterrichtspläne auf die Literatur seit Goethes Tode in vorderster Reihe steht, dem Worte Modern den für die Schule allein angemessenen Inhalt zu geben. In seiner Schrift ‚Moderne Literatur und Schule' (Leipzig 1908) schreibt er:

‚Das Wort tritt hier in Verbindung mit der Schule auf und gewinnt dadurch eine besondere Färbung, seinen eigenen bestimmten Inhalt, oder kurz gesagt: der Begriff nimmt einen wesentlich weiteren Umfang an. Als modern für die Schule dürfen wir also jenes schöngeistige Schrifttum ansehen, das bislang im Unterrichte noch keine gebührende Berücksichtigung gefunden hat, d. h. die Literatur seit Goethes Tode.

Die preußischen Lehrpläne von 1901 schließen nämlich im Grunde genommen mit den Klassikern ab. Nur bei Kleists „Prinz von Homburg" soll ein Ausblick auf die Entwicklung und Bedeutung der romantischen Dichtung gegeben werden; außerdem erscheine noch die Lektüre eines Grillparzerschen Dramas wünschenswert. Aber damit ist die äußerste Grenze festgelegt. Verschiedene angesehene Schulmänner und Literarhistoriker haben freilich auf Direktorenversammlungen, in Aufsätzen, Vorträgen und Programmabhandlungen immer wieder betont, daß auch die nachgoethische Zeit im Unterrichte der oberen Klassen Beachtung und Würdigung verdiene, daß Männer wie Hebbel, Ludwig, Anzengruber, Storm, Keller, Meyer, Mörike geradezu ein Anrecht darauf hätten, von unseren Primanern gelesen und geliebt zu werden. Aber sind auch diese Forderungen in die Tat umgesetzt worden? — Noch unklarer liegen die Verhältnisse auf dem Gebiete der eigentlichen modernen Literatur, die etwa mit dem Jahre 1885 einsetzt. Hier stehen sich die Ansichten vielfach scharf gegenüber.'

Diesen scharfen Gegensatz zu mildern und eine Verständigung anzubahnen, gibt es kein Mittel, als die Fragestellung zu ändern. Wenn erst die blinde Abneigung gegen die Berücksichtigung selbst lebender Autoren im Schulunterricht geschwunden ist, dann wird sich leichter ein Weg der Verständigung finden lassen über das, was auch aus der neueren und neuesten Literatur in Betracht kommt, als wenn die Parole lautet: Die moderne Literatur in die Schule!

Es ist gar kein Zweifel, daß es auf die Dauer nicht möglich sein wird, die Schüler in das Leben treten zu lassen, ohne auch nur den Versuch gemacht zu haben, zwischen den auf den Schulbänken erworbenen literarischen Begriffen und der an sie später herantretenden zeitgenössischen Literatur und Dichtung klug und besonnen zu vermitteln.

‚Unser junges Geschlecht hört da draußen viel von unserer neueren, unserer modernen Literatur. Vogel-Strauß-Pädagogik können wir demgegenüber nicht treiben. Nähern wir uns doch ja auf diesem Gebiete recht freundschaftlich unserer Jugend: sonst entfernt sie sich innerlich immer mehr von uns.‘

So schreibt der Verfasser der ‚Geschichte des deutschen Unterrichts‘, Geheimrat Professor Dr. Adolf Matthias, der es zweifellos oft genug erfahren mußte, daß das Wort Gottschalls: ‚Meistens entwickelt sich der Sinn für die moderne Poesie bei den Schülern im offenen Widerspruche gegen die Ansichten des Lehrers,‘ wenn auch nicht mehr uneingeschränkt, so doch immer noch häufiger gilt als man glaubt. Aber abgesehen von dieser propädeutischen Erwägung spricht für eine kluge Berücksichtigung der zeitgenössischen Dichtung im höheren Unterricht auch die Erkenntnis, daß das wahre, weil eindringende Verständnis für den tieferen Wert der Dichtung sehr häufig davon abhängt, daß die wirklichen Beziehungen zwischen Poesie und Leben, zwischen Dichtung und Wirklichkeit erkannt oder doch geahnt werden.

‚Das wahre Verständnis auch für die großen Dichter der Vergangenheit geht durch das Verständnis der lebenden Dichter‘, sagt Otto Anthes, ‚den Herzschlag werde ich erst verspüren, wenn ich in einer Dichtung meiner Zeit den Herzschlag meiner Zeit verspürt, das Blut meiner Zeit kreisen, das Sehnen meiner Zeit schluchzen gehört, das Streben meiner Zeit drängen und treiben gefühlt habe.‘

Das ist gewiß ein bedeutsamer Gesichtspunkt. Aber er führt doch auch leicht in die Irre. Herold kann dafür als Beispiel dienen, wenn er einen Versuch, neue Autoren für ein Lehrfach heranzuziehen, durch die Bemerkung kritisiert, die gewählten Gedichte (es handelt sich um solche von Holz und Hendell) seien zwar literarisch wertvoll, aber ‚charakteristisch‘ für diese Autoren seien sie nicht. Abgesehen davon, daß man vielleicht den literarischen Wert eines Gedichtes bezweifeln darf, das für seinen Autor nicht charakteristisch ist, so wird hier ein wissenschaftliches Element der Literaturgeschichte in die Diskussion getragen, das mit unserer Frage nichts zu tun hat. Sie dreht sich nur um den einen Punkt: Sollen wir das Echte im Sinne des wahren Klassischen nur immer in der Vergangenheit suchen, oder dürfen wir auch unserer Zeit zutrauen, es hervorzubringen?

Und dann: Sollen wir warten, bis die Zeit die Auslese von selber vorgenommen hat, oder sollen wir uns nicht vielmehr selber bemühen, mit dem an dem wahren Echten der Vergangenheit geschulten Blick auch dieses schon jetzt unter der zeitgenössischen Produktion zu entdecken und ihm zur Schätzung und Anerkennung selbst in der Schule zu verhelfen, noch ehe ‚die Todesgöttin es geweiht hat‘? —

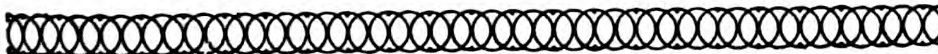
Auf diese Kernfragen eingeschränkt, läßt sich der theoretische Streit unschwer schlichten. Das Konkrete setzt einer Verständigung meist keine unüberwindlichen Schwierigkeiten entgegen. Herold hat in seinem erwähnten Schriftchen einen

Versuch gemacht, eine Bücherliste aufzustellen. Er selber wird zweifellos am ehesten empfinden, wie verbesserungsbedürftig sie ist, wenn er auf Grund der angedeuteten Kriterien an eine wiederholte Sichtung herangeht. Aber was er heute will, das muß als eine edle und hohe Sache angesehen und unterstützt werden. Alle, denen Jugend und Poesie am Herzen liegen, werden mit ihm fühlen, wenn er seine Ausführungen also schließt:

‚Wir wollen die Dichtung mit frischen Händen und frohem Herzen unmittelbar an die Jugend heranbringen, sie trinken lassen aus den goldenen Schalen der Poesie, in ihrer Seele den göttlichen Funken der Begeisterung anschlagen, sie mit Hunger und Sehnsucht erfüllen, mit einer Sehnsucht, die über die Schule hinaus im Leben wächst und weiterwirkt — die, stark und rein, nach allem Schönen greift, was uns die Vergangenheit gebracht, was uns die Gegenwart beut.‘

‚Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt!‘

M.



Rundschau

Zeitgeschichte

Der Breslauer Tagung der deutschen Katholiken war mehr wie einer der Vorgängerinnen der Charakter der sozialen Arbeit aufgeprägt. In omnibus caritas stand in großen Lettern über dem Hauptportal der Festhalle, und die große Caritasrede von Prof. Meyers-Luxemburg war unter allen, welche allseitig Eindruck gemacht haben, vielleicht diejenige, die zugleich auch den tiefsten hervorbrachte. Wenn so schon in dem großen Redeturnier diese Note hervorklang, so war sie durchaus Dominante in den Arbeitsleistungen der Ausschüsse und der zahlreichen Nebenversammlungen. Längst vor Erscheinen dieses kurzen Rückblicks hat die Versammlung des Volksvereins eine ihrer hohen Bedeutung entsprechende allgemeine Würdigung durch die Tagespresse erfahren. Es war ein großer Augenblick, als Kardinal Kopp es unternahm, das Erbe Windthorsts zu verteidigen gegen Zweifelsucht und Kleinglauben. Er sprach den Volksvereinsarbeiten, die mit unbeirrbarer Zuversicht in die auf allen Lebensgebieten sich sieghaft behauptende Kraft des katholischen Gedankens wirken, sein persönliches Vertrauen aus und ließ es durchblicken, daß auch die übrigen Mitglieder des deutschen Episkopates, von denen einzelne, Kardinal Fischer an der Spitze, ihr Wort bereits in die gleiche Wagschale der Entscheidung gelegt hatten, der Zahl jener Zweifelsüchtigen und Kleingläubigen nicht zugerechnet werden dürften. Diese Anerkennung der großen kulturellen Aufgabe des Windthorstschen Erbes hatte aber gerade im fernen Osten noch eine besondere Bedeutung insofern, als die Ideen und Bestrebungen des Volksvereins hier noch nicht in solchem Umfang Fuß gefaßt haben, wie es die Solidarität der durch den Volksverein vertretenen katholischen Interessen vornehmlich in bezug auf soziale und staatsbürgerliche Bildung erfordert. In dieser Hinsicht darf man hoffen, daß die Breslauer Tagung ein breiter Jahresring sein werde in dem Wachstum dieser Windthorst-Eiche — genannt Volksverein.

Aber auch in anderer Weise als in der positiven Auswirkung des sozialen Gedankens ist das In omnibus caritas auf dieser Katholikenversammlung beherzigt worden. Wir meinen in der von hoher Selbstbeherrschung zeugenden Zurücksetzung alles Trennenden, in der ernstgesinnten Vermeidung dessen, was dieser Tagung den Charakter einer einheitlichen und freudigen Manifestation der religiösen und kirchlichen Gemeinsamkeit der Katholiken hätte rauben können. An Stoff zu Spaltungen, zu heftigen Auseinandersetzungen hätte es ja wahrlich nicht gefehlt! Aber schon bei der Einbringung der Anträge hat man es, alter Tradition getreu, klug vermieden, zu tun, was doch so nahe lag: Resolutionen herbeizuführen, die später vielleicht als eine Waffe zur Verwundung, niemals aber zur Erkämpfung des Friedens hätten dienen können. Und so standen denn auch die Beratungsarbeiten in den Ausschüssen für christliche Bildung durchaus im Dienst friedlicher Arbeit auf dem Hintergrunde sozialer Fürsorge. Allerdings hat sich bei dieser Ausschußarbeit auch diesmal wieder die Überzeugung Bahn gebrochen, daß hier eine Reform sehr am Platze wäre. Aufmerksame Besucher der Katholikentage empfinden seit Jahren den Mangel einer planvolleren Vorbereitung der Diskussionen. Es ist gar manchmal dem Zufall überlassen, ob sich unter den in einer Ausschußsitzung Anwesenden auch nur zwei Leute finden, die nächst dem Antragsteller die zu besprechende Materie auch nur einigermaßen beherrschen, die einschlägigen Verhältnisse gründlicher kennen und sich zeitig über die zu behandelnden Fragen genügend ihre Gedanken zurechtgelegt haben.

Und so kann es kommen, daß eine solche Sitzung über gewisse Formalitäten kaum hinauswächst und dadurch nicht bloß ihrer

eigentlichen Zweckbestimmung, den jeweiligen Zeitbedürfnissen und Gegenwartsaufgaben möglichst gut und konkret angepaßte Anträge vor die geschlossene Generalversammlung zu bringen, entzogen wird, sondern auch an allgemeiner Anziehungskraft erheblich einbüßt. Es ist gar kein Zweifel, daß der Besuch der Tagung überhaupt gesteigert werden könnte, wenn diese Ausschußsitzungen durch eine glückliche Organisation den Ruf gewännen, zu Mittelpunkten wirklich fachmännischer, ernster Beratung und Klärung der jeweiligen Fragen zu werden. Um dies zu erreichen, wäre bloß notwendig, daß längere Zeit vorher einer Anzahl von wohlorientierten Leuten die Anträge zugestellt und von ihnen eine Äußerung erbeten würde, ob man auf ihre Teilnahme in der betreffenden Ausschußsitzung bestimmt rechnen dürfe. Auch würde man ev. gleichzeitig die Namen der übrigen also Eingeladenen zu größerem Anreiz bekannt geben müssen. Nur so könnten sich allmählich diese kleinen Versammlungen zu wirklichen Brennpunkten eines regen geistigen Austausches und einer klärenden Aussprache auswachsen, ohne daß deshalb nach außen hin ein allenfalls entbrennender Meinungsstreit in die Erscheinung träte. Nehmen wir z. B. den Ausschuß, welcher einen etwa zur Diskussion stehenden Antrag über Bücherwesen, Förderung literarischer Bestrebungen u. dgl. zu beraten hat. Während diese Angelegenheit auf dem diesjährigen Schweizerischen Katholikentag in Zug eine große, von fast 200 Mitgliedern besuchte Versammlung beschäftigte und zu gegenseitig aufklärender, wohl auch versöhnender Aussprache führte, fanden die bei uns doch nicht minder lebhaften Interessen auf dem Breslauer Katholikentag keine rechte Vertretung, ja nicht einmal eine wirklich lebendige Äußerung. Es war, als ob man sich fürchtete, an die Sache heranzutreten. Und doch war, wie auch die spätere Literaturrede Mumbauers bewiesen hat, gar kein Grund zu einer solchen Befürchtung vorhanden. Mit großer Vorsicht hatte Mumbauer alles vermieden, was auch nur wie ein frischer Vorstoß im Geiste eines wirklich lebendigen literarischen Zeitbewußtseins empfunden werden konnte. Es war, als hätte er im voraus geahnt gehabt, unter welcher äußeren Ungunst seine Rede würde zu leiden haben infolge einer gerade an diesem Abend ungenügend gehandhabten Präsidialgewalt in bezug auf die Einhaltung der dem einzelnen Redner übungsgemäß zugebilligten Redebauer. Es gab Leute, die in dieser stiefmütterlichen Behandlung und Verkürzung gerade der Literaturrede nur einen neuen Beweis sahen für die behauptete Tatsache, daß es noch immer an der rechten Einschätzung des literarischen Lebens und seiner Förderung durch vernünftige Ideen fehle. Fast möchte man glauben, daß die bildenden Künste, denen sich mit guter Sachkenntnis und schätzenswertem Freimut Rechtsanwalt Rumpf-München angenommen hatte, wegen ihres mehr in die Augen fallenden Wirkens dem Verständnis dieser Tagung näher gestanden hätten, als die doch das geistige, moralische und religiöse Leben viel tiefer und nachhaltiger beeinflussende Wirksamkeit des Literators und der schöngeistigen Produktion. In der Tat waren die Ausführungen Rumpfs auch von einem zuversichtlicheren und kühneren Optimismus getragen, der vor der Kritik nicht zurückscheute, als die allerdings aus dem angeführten Grunde leider nur verstümmelt zum Vortrag gelangten Gedanken Mumbauers. Ich will gewiß hier keiner überschätzenden Behandlung dieser Fragen auf den Katholikentagen das Wort reden. Aber so wertvoll die Reden über die anderen, zum Teil an die Aufgaben des politischen Lebens angrenzenden großen Fragen auch waren, so ist doch hiebei im Auge zu behalten, daß diese Fragen in zahlreichen Versammlungen auch außerhalb der Katholikentage eine ausgiebige Behandlung erfahren. Nur einmal jedoch in jedem Jahr werden die großen Bildungsfragen der Kunst und Literatur mit einer gleichsam offiziellen Huldigung von katholischer Seite bedacht. Da ist es denn nicht unbillig, ihnen auch diejenige äußere Rücksicht zuteil werden zu lassen, die sie schon um deswillen verdienen, weil auch in ihnen,

als der feinsten Blüte geistigen Lebens, sich verkörpert, was zu pflegen Ziel und Aufgabe der Katholikentage ist und allezeit sein wird: Treue zum angestammten Glauben und begeisterte Liebe für die kulturschöpferische Kraft seiner Ideen. M.

Der XX. internationale eucharistische Kongreß tagte vom 4. bis 8. August in Köln. Die Bedeutung der eucharistischen Kongresse, dieser rein religiös-kirchlichen, auf die Belebung und Vertiefung des inneren Glaubenslebens und der Glaubenseinheit hinzielenden Veranstaltungen, wurde den deutschen Katholiken zum erstenmal deutlicher zum Bewußtsein gebracht, als 1907 der Kongreß in Metz, auf deutschen Reichsboden zwar, aber noch an der Grenzscheide der deutschen und französischen Sprache abgehalteu wurde; und ehe der Entschluß des Herrn Kardinal Fischer, den Kongreß in der Metropole der Kölner Kirchenprovinz und damit auf ganz deutschem Sprachgebiete und im blühenden kirchlichen Zentrum Westdeutschlands tagen zu lassen, zur Ausführung kam, sollte der Londoner Kongreß (1908) sowohl durch die gewaltige Glaubensmanifestation der englischen Katholiken, wie durch die ihn begleitenden Umstände das wärmste Interesse der deutschen Katholiken wachrufen.

Über den erhabenen und erhebenden Verlauf der Kölner Tagung herrscht nur ein Gefühl der Bewunderung und der Freude, das auch auf der Katholikenversammlung in Breslau in den Reden des Herrn Kardinal Kopp und des Präsidenten Herold lebhaft zum Ausdruck gebracht wurde. In der Reihe der eucharistischen Kongresse wird der Kölner stets mit in erster Reihe stehen; der Glanz desselben ist wohl von keinem frühern erreicht worden, und was die Hauptsache, die geradezu überwältigende Glaubenskundgebung unzählbarer, um den Vertreter des hl. Vaters und um die Vertreter des Episkopates versammelter Volksscharen betrifft, wird er schwerlich übertroffen werden. Es war keine Schmeichelei, wenn der päpstliche Legat, Kardinal Vanutelli, in seiner Schlußrede erklärte, daß ‚Köln sich rühmen könne, der göttlichen Majestät ein geistiges Denkmal errichtet zu haben, das mit seinem Dome, diesem Wunderwerk gotischer Baukunst, wetteifere, und daß das Andenken an diesen eucharistischen Kongreß mit goldenen unauslöschlichen Lettern in den Annalen der hochberühmten Stadt eingeschrieben sei'. Einen herrlicheren Tag hat der ewige Dom wohl nie gesehen als jenen Sonntag, an dem die herrliche sakramentale Prozession an den ehrwürdigen Denkmälern einer großen Vergangenheit und an den machtvollen Kirchen- und Profanbauten der Neuzeit vorbei sich durch die prachtvoll geschmückten Straßen der Stadt bewegte und vieltausendstimmiger Lobpreis des hl. Sakramentes, in den verschiedensten Sprachen gesungen, zum Himmel emporstieg, — eine tief ergreifende und überwältigende Glaubenskundgebung, wie sie nur der katholische Glaube hervorbringen kann, und zugleich ein Bild der weltumspannenden Einheit der katholischen Kirche.

Die Feier galt dem ‚mysterium fidei', wie Glaube und Theologie die hl. Eucharistie mit Recht genannt haben, weil in ihr alle übernatürlichen Glaubensgeheimnisse der christlichen Religion sich begegnen und einen; sie galt dem höchsten Gute der Kirche, der Quelle aller ihrer übernatürlichen Güter, jenem erhabensten Sakrament und letzten Vermächtnis Christi, das die Synode von Trient als ‚das Zeichen der Einheit, das Symbol der Eintracht, das Band der Liebe' gefeiert hat. Auf dieser Feier ruhte der Sonnenglanz der übernatürlichen göttlichen Offenbarungswelt, sie war ein Triumph der Religion, eine machtvolle Kundgebung der übernatürlichen Ideen und Kräfte, die der moderne Naturalismus in Wissenschaft und Leben zwar leugnen möchte, ohne sie ignorieren zu können. Diese religiöse Feier offenbarte auch deutlich für Freund und Feind, wo die unüberwindliche Kraft der katholischen Kirche im tiefsten Grunde wurzelt. Wenn Harnack in seinem ‚Wesen des Christentums' die katholische Kirche als ein verweltlichtes Reich charakterisierte, das durch äußere Machtmittel der Politik und einer

verschlagenen Diplomatie sich durchsetze und zusammengehalten werde, so beweisen solche Äußerungen nur das geringe Verständnis, mit dem die Kritiker dem inneren Wesen der Kirche gegenüberstehen. Was die Hunderttausende nach Köln führte und sie innerlich durchdrang, ist etwas ganz anderes als Politik und Diplomatie, das ist lebendiger persönlicher Glaube an Gott, an Christus und an seine Offenbarung. Und wenn Paulsen, der von sich bezeugt, daß ihm, dem Ostfriesen, am Rhein zuerst der Blick für katholisches Wesen aufging, den Satz aussprach: ‚Der Protestantismus ist die Religion des einzelnen, der Katholizismus Volksreligion', so schließen diese beiden in Gegensatz gesetzten Benennungen sich nicht aus. Die katholische Kirche wird den beiden Anlagen der menschlichen Natur, dem persönlichen und dem sozialen Moment in gleicher Weise und im Ebenmaß gerecht.

Jede Feier und Huldigung der Eucharistie ist schon kraft ihres Objektes und Inhalts eine Huldigung an Christus, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, und jede eucharistische Feier ordnet sich, und wenn sie in solcher Majestät wie auf dem eucharistischen Kongreß sich offenbart in nachdrücklichster Form, dem ewigen, vom Völkerapostel aufgestellten Programm der Kirche ein: alles zu erneuern in Christus. Mögen die tiefen Eindrücke, die der eucharistische Kongreß in Köln hervorrief, allen, die dazu berufen sind, ein Ansporn sein, die göttlichen Glaubensgüter und Glaubenskräfte zu pflegen und zu verteidigen, auf denen die Kraft der Kirche und der menschlichen Gesellschaft ruht.

Univ.-Prof. Dr. Esser.

Dr. J. Nep. Sepp († 5. Juni 1909 in München). Er war im eigentlichsten Sinne des Wortes ein Prototyp des altbayerischen Hochlands. Sein väterlich Heim zu Tölz stand hart an der Isar. Wenn man für Goethes Lebenslauf den Rheinstrom als Gleichnis erwählte, könnte für unseren Forscher als Symbol diese vom hohen Karwendelgebirg so prachtvoll herabspringende, im grünen Kristall mächtig dahinflutende, dann oft auch in stürmischem Wogendrang einherrauschende Bergmaid gelten, wie selbe Wilhelm Kaulbach unter den Flußpenaten Bayerns mit tief sinnierendem Ausdruck so zutreffend in den Hofgarten-Fresken allegorisierte.

Die aus dem tirolischen Kaltern stammende Familie — ihr Name hat mit ‚Joseph' nichts gemein — war lange schon in dem durch Handel und Floßfahrt rasch erblühenden Tölz als Färber und Gerber seßhaft, darunter auch ein wackerer Meistersinger, ein Ratsherr und Bürgermeister.

Der Vater Bernhard folgte, mit blutwenig Geld in der Tasche, frühzeitig der Wanderpflicht, trieb sich, immer Neues lernend — so zu Memmingen das Pergamentschleifen — und alle seine schwer verdienten Ersparnisse stets als guter Sohn den mitunter wohlbedürftigen Eltern heimsendend, durch Schwaben und die Schweiz, durch Elsaß und Franken, Sachsen, Westfalen, Preußen und Polen, bisweilen den Kriegsheeren folgend, wie er dann beispielsweise in Posen auf Befehl eines Stadtkommandanten für die Armee Trommelfelle gerbte, die bald in den Schlachten von Friedland und Eylau rasselten. Den vom Fieber geschüttelten Gesellen fand eines Tages Bernadotte im Straßengraben vor Stralsund; er nahm ihn milde gesinnt in seinen Wagen und lieferte ihn gerade noch rechtzeitig an einen Arzt. Unschlüssig, sein Glück in Paris zu suchen oder von Hamburg nach Amerika abzufahren, rief ihn ein Brief der Eltern in die Heimat zurück. Er hatte in fünf Jahren bei dreiundzwanzig Meistern gearbeitet, darunter auch zu Lübeck, wo er einen Gesellenbrief mit dem Bilde und Sigill der Stadt erhielt, was damals gleichsam als Ehrendiplom und ‚rite promotus' im Handwerk galt. In der Heimat übernahm dann der Meister das väterliche Geschäft, welchem er 56 Jahre lang vorstand, während Gesellen aus Ungarn, Spanien und Amsterdam, von der Newa und aus Petersburg mit den Kindern des Hauses um die Wette werkten. In solcher Umgebung wuchs unser als Meistersohn eingetragener Johannes (geb. 9. Au-

gust 1816) auf, mit glühender Gier die Welt zu durchfahren und kurzweg alles zu lernen. Kein Wunder, daß der Zehnjährige sich für die Lateinschule meldete und nach Erlaub der Eltern mit Feuereifer das Studium begann.

Das führte den mit seltenen Gaben hochbefähigten Jüngling zum philosophischen Biennium nach München, wo ihn Schellings Philosophie überraschte, ebenso aber auch Görres' grandiose Auffassung der Weltgeschichte mit der phantasieprächtigen Macht seiner Bildersprache und den hinreißenden Geistesblitzen elektrisierte.

Nach kurzem Schwanken, unter des milden Moehler Vorgang der Theologie zu folgen, gelobte er den ritterlichen ‚Probitates' der Wissenschaft, der Pflege der höchsten Güter des Geistes im Lehrfach, zeitlebens sein Schwert zu weihen.

Seltsamerweise war eine Inaugural-Abhandlung, daß ‚die Bayern Deutsche' seien, nicht für kathedrafähig erklärt; schnell entschlossen und sattelgerecht wählte er das Thema ‚Der Antichrist oder die falschen Messias und die Frage über die Emanzipation der Juden' als Dissertation, erhielt ‚summa cum laude' den Doktorhut und die ‚Venia legendi' als Privatdozent.

Angezogen durch die unmittelbar belebende Macht des freien Vortrags, welchen Schelling, Görres, Franz Baader, der kunstreich abrundende Lasaulx u. a. den an ihren Kollegienheften ablesend klebenden Professoren gegenüber übten — es dauerte lange noch, bis Henri Louis Mortier de Fontaine die gleiche Genialität am Klavier im Konzertsaal, und nach demselben der freilich mit beinahe faszinierender Karikatur Hans von Bülow das gleiche Prinzip am Dirigentenpult bei vollem Orchester inszenierten, — sammelte sich bald ein zahlreiches, höchst animiertes Auditorium um den geistsprühenden Lehrer, der seine farbenprächtigen Kinematoskopen aus der Weltgeschichte, aus dem deutschen Mittelalter und der folgenden Neuzeit wortmächtig vorüberrollen ließ. Das Gekratz der anderswo sonst fleißig nachschreibenden Federn verstummte freilich in seinem Colleg, aber im Herzen der Zuhörer entflammte der heiße Vorsatz, mit Anspannung aller Kräfte etwas Tüchtiges nicht nur zu lernen, sondern auch zu werden und ins Leben frisch umzusetzen. Das klingt aus dem poetischen Abschiedsgruß, welchen Johannes Schrott beim unfreiwilligen Scheiden des verehrten Lehrers, zwar nur als fliegendes Blatt, aber als ein wahres Programm, einer für alle, als dankbares Bekenntnis (im August 1847) hinausflattern ließ.*

Der Freimut einiger Professoren — man denkt unwillkürlich an die ‚Göttinger-Sieben' — wurde auch für die Privatdozenten Dr. Ludwig Merz und dessen Schwager Sepp verhängnisvoll: letzterer sogar polizeilich aus der Stadt und in seine Heimat verwiesen.

Inzwischen hatte Dr. Sepp sein lange vorbereitetes, gegen David Fr. Strauß gerichtetes ‚Leben Christi' (eingeleitet mit einem Vorwort von Jos. Görres) zum Abschluß gebracht.** Das Honorar ermöglichte — nachdem Sepp schon 1838 Oberitalien, 1839 Berlin und die Rheinlande, 1844 Rom und Neapel besucht hatte — die sehnlichst geplante Fahrt nach Griechenland, Palästina, die Sinaihalbinsel und Ägypten, welche vom August 1845 bis Mai 1846 dauerte. Dabei bestand unser Reisender einen gewaltigen Seesturm vor Jaffa, auch geriet er zweimal durch Beduinen in Lebensgefahr, wobei ihm drei pilgernde Landsleute, darunter ein Wagner und Buchbinder, herzhaft und handfest assistierten. Die Resultate seiner topographischen Forschungen kamen teils den folgenden Auflagen seines ‚Leben Jesu' zu nutzen und bildeten die Grundlage des späteren zweibändigen Prachtwerkes über ‚Je-

* Abgedruckt im Anhang zu Sepp ‚Görres und seine Zeitgenossen' 1877 S. 558 ff.

** Regensburg 1843—45 in 3 Bänden; 2. Aufl. 1853; 3. Aufl. 1860—62; 4. Aufl. 1898 (Volksausgabe); 1884 in französischer Übersetzung. Daran reihte sich die ‚Geschichte der Apostel', die ‚Symbolik zum Leben Jesu' und als Prodromos das dreibändige Werk über ‚Das Heidentum und dessen Bedeutung für das Christentum'; ebenso eine kräftige Abfuhr Renans (1864). Auch später noch ergriff Sepp in religiösen Zeitfragen in oft heftigen Kontroversen von seinem Standpunkt als Laien-Theolog das Wort.

rusalem und das heilige Land‘ (1862 und 1874), welches durch die neue ‚Meerfahrt nach Tyrus‘ (1879) und die damit zusammenhängenden Entdeckungen in der Davidstadt wesentliche Erweiterung und Ergänzung erfuhr.

•

Doch nach diesem Hysteron-Proteron zu den republikanisch-kaiserlichen Luftströmungen des Jahres 1848 zurück, welche unseren Historiker auf einen kurzen Abstecher nach Paris und dann in die Schleifmühlen des parlamentarischen Lebens nach Frankfurt führten. Zwei Broschüren über ‚Die Lage des Vaterlandes‘ (1848) und ‚Preußens Verdienste um Kaiser und Reich‘ (1859) diagnosieren seinen großdeutschen Standpunkt, der 1870 zur vollen Reichstreue hinüberleitete: So hatte unser privatdozentlicher Augur schon vor einem Vierteljahrhundert das dreifarbige Banner erhoben und hochgetragen! Alte Treue rostet nicht, wenn sie sich bisweilen auch in Liebe und Haber nach ehelicher Unsitte das Leben zu erschweren und zu verbittern trachtet. Auch seinen geliebten Lehrstuhl konnte er wieder besteigen, bis immer noch unaufgehellte kollegiale Nergeleien ihm (1868) wieder das lebendig zündende Wort entzogen, welches Sepp dafür in der Bayerischen Kammer, im Zollparlament und im Deutschen Reichstag desto lauter, aber nicht immer zur Lust und Freude der Parteien ertönen ließ. Den glückhaftesten Wurf tat der kühne Rede am 19. Juli 1870 in der Bayerischen Kammer, als er den gordischen Knoten mit einem Alexanderhieb löste. Sein stürmischer Impetus schlug das letzte standhaft ausgeklügelte Bedenken. Er war der Held dieses ‚Tagedinges‘ und genoß die Ehre, die Mehrzahl bestimmt zu haben, obwohl auch andere wackere Kämpen, freilich mit weniger rhetorischer Emphase gleichzeitig die ehernen Türen zager Erwägungen eingetreten hatten.

•

Neben dem Leben des Heilands betätigte sich Sepp in dankbarster Erinnerung mit der biographischen Schilderung seines großen Lehrmeister Görres. Da eine Gedächtnisrede am Grabe desselben durch polizeiliche Vorsorge unmöglich gemacht wurde, erschien die kleine, in scharfem Umriß gezeichnete Skizze (Regensburg 1848 bei Manz), aus welcher indessen erst später die umfangreiche Monographie ‚Görres und seine Zeitgenossen‘ (Nördlingen 1877) und nachmals ein Auszug daraus in Bettelheims ‚Geisteshelden‘ (Berlin 1896) erwuchs. Zu König Ludwigs Ehren verarbeitete er die lange Artikelreihe in der ‚Allgemeinen Zeitung‘ zu einer stattlichen Monographie (Schaffhausen 1869), welche mit steten Zusätzen zu einem wahren Quellenwerk über ‚Das Zeitalter der Wiedergeburt der Künste‘ (1903, Regensburg, 965 S., gr. 8°) anschwoll. Im Zusammenhange damit reifte die Abhandlung über den ‚Ursprung der Glasmalerei-Kunst‘ (1878 München und Leipzig), welche der Autor für das Kloster Tegernsee beanspruchte. Seiner Energie gelang auch die Stiftung eines ‚Görres-Fenster‘ im Kölner-Dom, die Errichtung zweier Glasbilder zu Tölz für den universellen, gelehrten Landsmann Eusebius Amort (geb. 1692 auf der Bibermühle bei Tölz, † 1775 zu Poling), hinter dessen Namen sich unser streitbarer Autor mit einigen herben Schriften in leicht erkennbarer Anonymität versteckte. Ein gleiches Fenster widmete Sepp dem Andenken seines edlen Freundes und Schwagers Dr. Ludwig Merz,* welchen er durch eine von Zumbusch gemeißelte Büste und durch Herausgabe (1860) seines geographischen Nachlasses ehrte. Sepps rastloser Eifer ermöglichte das Denkmal für Albertus Magnus (modelliert und gegossen von Ferdinand von Miller) in Lauingen und des Feldhauptmann und Landsknechtoberst Kaspar von Winzerer, dessen Tapferkeit die Gefangennahme König Franz I. in der Paviaschlacht gelang; der Erzguß dieses ‚goldenen Ritters‘ schmückt seit 1887, mit leicht begreiflicher Fühlung auf den ähnlichen Ausgang bei Sedan, die

* Dr. Ludwig Merz, der Mitinhaber des weltberühmten optischen von Utzschneider und Frauenhofer gegründeten Instituts; geb. 31. III. 1817 zu Benediktbeuern, gest. 16. IV. 1858 in München. Vgl. ‚Allgem. Deutsche Biographie‘ 1885, XXI. S. 483.

Hauptstraße des mächtig anwachsenden Bad-Tölz.

Mit der Wiedererhebung des Deutschen Reiches war unwillkürlich Barbarossas Heldengestalt und damit die sagenhafte Erinnerung seines Grabes aufgetaucht. Die leise Hoffnung, selbes in Kleinasien zu suchen, dämmerte verheißungsvoll herüber in das Abendland, wozu der eiserne Kanzler nachdrückliche Reichshilfe bot. Dr. Sepp, welcher schon vor drei Dezennien die angebliche Stätte besucht hatte, wurde nebst Dr. Hans Prutz, dem trotz seiner Jugend schon berühmten Biographen Friedrichs, zur Forschung nach den Ruinen der kleinasiatischen Küstenstadt (1874) abgeordnet, mit Kredit und Vollmacht ausgestattet und nach nur achttägiger Zurüstung abgesendet. Dazu gesellte der Führer der Expedition noch seinen feingebildeten, in subtilen geschichtlichen Forschungen fest geschulten Sohn Prof. Dr. Bernhard Sepp. So eilten die in der wissenschaftlichen Kunst des Grabens unerfahrenen Neophyten nach ihrem Terrain, wo selbe mit einem schließlich anderthalbhundert zählenden, völlig ungeübten Arbeitermaterial, in vierwöchentlicher Hast das Trümmerfeld der am 20. Mai 1202 durch Erdbeben eingestürzten Kathedrale (in welcher auch der Kirchenvater Origenes seine Ruhestätte gefunden haben sollte) durchwühlten. Das kaiserliche Gebein blieb verschollen. Dagegen entschädigte eine Reihe schöner antiker und vormittelalterlicher, in Berlin nicht unwillkommener Skulpturen in dreizehn mächtigen Kisten, sattsam die aufgewendeten Kosten. Die beiden in ihrer kritischen Exegese möglichst divergierenden Gelehrten trösteten sich durch scharfsinnige Quellen-Interpretation, teilweise auch mit der Kaisergruft in Speyer, welche indessen selbst nach der neuesten sorgfältigsten Eruierung, wenigstens in dieser Frage, keine weitere Ahnung gestattete. Beide berichteten nach ihrem besten Wissen und Gewissen.* Während Prutz das unter venetianischem Einfluß stehende mittelalterliche Phönikerland durchstreifte und dann Baalbeck und Damaskus in den Bereich seiner Studien zog, ging Sepp mit seinem Sohn auf eigene Rechnung und auf den Fährten seiner ersten Pilgerreise nach Jerusalem, wo neue Fragen über das Coenaculum, die Erwerbung des Johanniterspitals für Preußen und Kapharnaums Besitzergreifung für das katholische Deutschland, insbesondere aber die früher unzugänglichen Bauwerke des weltberühmten Tempelberges neue Rätsel aufgaben und frische Fragen entrollten, wobei das scharfe Auge und die glückliche Hand des waghalsig auf den Gerüsten der in Restauration befindlichen sog. Omar-Moschee kletternden Sohnes den handgreiflich überzeugenden Schluß ermöglichten: die El Aksa sei ein auf salomonischen Grundlagen fußendes muslimisches Bauwerk, die Omar-Moschee aber ein ursprünglicher Rundbau Justinians, mit den unverkennbaren Bogen, den kreuzgeschmückten Kapitälen und den Wein- und Ähren-Ornamenten, die hinter den arabischen Porzellanplatten geborgen, sich augenscheinlich erhielten. Erst nach Einsturz der byzantinisch flachen Gewölbedecke erhob sich die auf Omars Ehren benannte, prachtvolle, weitragende Kuppel über diesem ältesten, dem Islam, gleich dem Meteor-Steine in der Kaaba zu Mekka, hochheiligen Fels. Hier ragt die älteste Kultstätte der Patriarchen, wo Isaak geopfert werden sollte, wo David den Pestengel ersah, wo Salomon den riesigen Sühnealtar vor dem Tempel erbaute.*

•

Wenn aber auch sein Geistesflug noch so hoch und in die weiteste Ferne ging, vergaß Sepp darüber niemals seine Heimat; nie ermüdete er, selbe nach Sitte, Sage und

* Vgl. Prutz: ‚Aus Phönizien. Geographische Skizzen und historische Studien'. Leipzig 1876, und ‚Kaiser Friedrich I. Grabstätte' Danzig 1879. Sepp, ‚Meerfahrt nach Tyrus', Leipzig 1879 und ‚Kaiser Friedrich I. Barbarossas Tod und Grab' Berlin 1879.

* Von dieser umfangreichen Literatur sei nur auf die nachfolgenden umfangreichen Arbeiten verwiesen: ‚Die Felsenkuppel eine justinianische Sophienkirche und die übrigen Tempel Jerusalems' (München 1882), ‚Kritische Beiträge zum Leben Jesu und zur neutest. Topographie Palästinas' (mit neuen Forschungen über die Felsenkuppel, beide mit Dr. Bernhard Sepp (München 1890) und ‚Neue hochwichtige Entdeckungen auf der zweiten Palästinafahrt' (ebendas. 1896).

Hans Thoma/Selbstbildnis.



Brauch, nach Mundart, Personen- und Ortsnamen zu erkunden und zu deuten, auch dem Unscheinbarsten seinen früheren geistigen Wert aus der Vergangenheit zurückzugewinnen, im heutigen Kindertand noch den alten Metallwert zu bestimmen, die übereinander gelagerten Volksstämme zu sichten, kurz, aus dem Schutt der Gegenwart die frühere Fassade mit dem Grundplan zu konstruieren, mit einem Wort: aus dem Sande Gold zu waschen, wozu er im Wetteifer mit dem als Arzt über gleiche Gefilde wandernden und überall die ähnlichen Traditionen einheimsenden Hofrat Dr. Max Höfler unablässlich beflissen blieb. Diese mühsam gewonnenen, sorgsam geordneten Mosaik-Reste beleuchtete er in einer langen Reihe von Untersuchungen, welche mit oft sprunghaft gruppiertem Inhalt ein unschätzbares Material der Nachwelt überliefern. Dazu gehören die ‚Beiträge zur Geschichte des bayerischen Oberlandes' (1853), die seltsam betitelten ‚Kriegstaten der Isarwinkler' (1874), über ‚Herkunft und Ausbreitung des Bayerstammes' (1882), der wahre Schatzbehälter über ‚Die Religion der alten Deutschen' (1890), ‚Die Urbewohner Altbayerns' (1890), die anziehenden Schilderungen von ‚Internationalen Hochzeits-, Tauf- und Totengebräuchen' (1891), über ‚Ansiedelungen kriegsgefangener Slaven und Sklaven' (1892), ‚Denkwürdigkeiten aus dem Isarwinkel und der Nachbarschaft' (1892), zuletzt noch ‚Über die Nachtseiten der Natur, mit Zauberwerk und Hexenwesen in alter und neuer Zeit, im Orient und Occident' (1903). Natürlich spielen auch die Mysterien des ‚Haberfeldtreiben' eine Rolle, ein Mitfaktor des ‚Bauernkrieges mit den Schlachten von Sendling und Aidenbach' (1884), dabei der unserem Autor so ans Herz gewachsene sagenhafte ‚Schmiedbalthes von Kochel' (1898 und 1900), welchen Sepp gegen die bösen Kritiker mit väterlicher Liebe und standhafter Treue in der noch 1905 edierten ‚Festschrift zur zweiten Jahrhundertwende der Schlacht bei Sendling' tapfer verteidigte. Schließlich unternahm er sogar in gebundener und ungebundener Rede die Bearbeitung echter Volksdramen, wie Sepp schon in früher Jugend, längst bevor Hermann Lingg an die epische Gestaltung der Völkerwanderung dachte, mit einem ‚Attilazuge' begonnen hatte.

Bei unzähligen Gelegenheiten, in wissenschaftlichen Vereinen und patriotischen Festen stellte er im Drang des Augenblicks immer seinen Mann; da sprang das Wort prachtvoll von den Lippen, beispielsweise über ‚Deutschland einst und jetzt, als Mahnruf an die Nation zum fünfundzwanzigjährigen Jubelfeste der Neugründung des Kaiserreiches' (1896), wo der Achtzigjährige die Herzen aller Zuhörer in Feuer setzte und jubelnd mitfortriß. Die Funken seines Geistes blitzten fort, selbst als das Augenlicht zu verdämmern begann, bis seine stählerne Natur ermüdete und der alte, streitbare Recke, der einst wie Dürers eiserner Ritter unbeirrt zwischen den unheimlich drohenden Gesellen seines Weges gezogen, ohne Klage, mit Gott und der Welt im Frieden, schmerzlos hinüberschlummerte. Man möchte ihm den schönen Spruch des Trautgesellen von der Vogelweide auf den Stein setzen: ‚Sîn sêle müeze wol gevarn und sîn zunge habe danc!'

Dr. H. Holland.

Die Görresgesellschaft. In seinem Todesjahre hat einer der wärmsten Freunde Joseph v. Görres', August Reichensperger, in einem Brief seinem ‚lebhaften Bedauern Ausdruck gegeben, daß von seiten des Görresvereins so gut wie nichts geschieht, um der gegenwärtigen Generation in Erinnerung zu bringen, was in den Schriften von Görres für dieselbe wertvoll und ansprechend geblieben ist'. Und kurz darauf schließt er die gleiche Klage mit dem Satz: ‚Sein Name ist nur als Firma ausgenützt worden.' Man mag diese scharfe Wendung zum Teil mit dem Umstande erklären, daß Reichensperger schon bei der Gründung der Görresgesellschaft sich ablehnend verhielt, wie er auch meines Wissens niemals Mitglied geworden ist, aber ganz unberechtigt war die Beschwerde nicht. Entschuldigend muß allerdings bemerkt werden, daß manche Aufgaben, die sonst wohl die Gesellschaft

übernommen haben würde, ihr bereits vorweggenommen waren: Kurz vor ihrer Gründung war die Sammlung der Görresschen Briefe zum Abschluß gekommen (1874), und gleichzeitig mit der Gründung erschien Gallands Biographie, welcher bald darauf Sepps Buch ‚Görres und seine Zeitgenossen‘ folgte. Immerhin bleibt es befremdlich, daß erst vier Jahre nach Reichenspergers Tod unter den Auspizien der Gesellschaft eine dem Andenken ihres Laienpatrons gewidmete Schrift erschien (Wibbelt, J. v. G. als Literaturhistoriker. 1899), kurz darauf (1900 und 1902) die von Franz Schultz besorgte Neuausgabe der Charakteristiken und Kritiken von Joseph Görres.

Andererseits darf die Frage nicht außer acht gelassen werden: Wozu wurde die Gesellschaft gegründet? Was wollte und will sie? ‚Man sollte meinen,‘ schreibt Reichensperger noch im Juni 1895, ‚ein Görresverein bezwecke hauptsächlich, das Leund Wirken des großen Mannes im Gedächtnis der Gegenwart und der Zukunft zu erhalten, ganz besonders aber seine Schriften möglichst vielen auf möglichst lange Zeit hinaus zugänglich zu machen und zu erhalten.‘ Das war ein Irrtum. Was hier von der Gesellschaft gefordert wird, konnte sie gewiß im Nebenamt tun, aber ihr eigentlicher Zweck war in ihrem Namen und in ihren Satzungen ganz anders gekennzeichnet. Sie war ein Verein ‚zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland‘, der ‚den Zweck hat, im katholischen Deutschland wissenschaftliches Leben nach allen Richtungen hin zu wecken und zu fördern‘, ‚durch jährliche Versammlungen katholischer Gelehrten und Freunde der Wissenschaft; Veranstaltung wissenschaftlicher Unternehmungen, Ausschreiben von Preisfragen; Anregung und Beförderung populär-wissenschaftlicher Werke; Unterstützung anderweitiger wissenschaftlicher Bestrebungen.‘

Was war für eine solche Gesellschaft der große Mann, mit dessen Namen sie sich bei ihrer Bildung schmückte, an demselben 25. Januar 1876, an dem Deutschland, das katholische in erster Linie, seinen hundertjährigen Geburtstag beging? Wiederholt hat sie bezw. haben hervorragende Mitglieder darauf geantwortet.

‚Görres' Leben ging auf in unermüdlicher wissenschaftlicher Forschung und furchtloser Verteidigung der erkannten Wahrheit. Es ereichte seinen Höhepunkt, da er im Glaubensschatze der Kirche die höchste Wahrheit wiedergefunden hatte und der ganz und voll erfaßten den Reichtum seines Wissens und die geniale Kraft seines Geistes zur siegreichen Waffe lieh‘ (Einführungsartikel der ersten Vereinsschrift für 1876 S. III). ‚Zündend, wie einst seine Schriften, so wirkte jetzt (beim Görres-Jubiläum in Koblenz) wieder sein Name; aus der Erinnerung an ihn schöpften Tausende von katholischen Männern Mut und Stärke in den Wirren der Gegenwart . . . Görres hat im reifen Mannesalter und auf der Höhe des Lebens nicht mehr praktisch eingegriffen in die Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse. Seine Aufgabe war, Bannerträger und Heerführer zu sein im Reiche der Gedanken; auf weitentlegenen Gebieten der menschlichen Wissenschaft hat er nicht nur bahnbrechend und anregend gewirkt, sondern zugleich, ein rückwärtsgewandter Prophet, überall die gebrochenen Strahlen nachgewiesen, die da ausgehen von dem Lichte der einen göttlichen Wahrheit. Damit war deutlich vorgezeichnet, welches das ihm zu errichtende Denkmal sein müßte. Ein Mittel mußte es sein, seinen Geist unter uns zu wecken und lebendig zu erhalten, eine fruchtbare Anregung mußte es werden, den Pfaden nachzugehen, auf denen er uns vorausgegangen ist. So entstand die ‚Görresgesellschaft‘ (Frhr. v. Hertling am 10. September 1876 auf der Münchener Katholikenversammlung).

Vielleicht darf man in diesen Sätzen zugleich eine stillschweigende Andeutung finden, was er, dieser ‚Wächter auf der Warte, der uns den Aufgang der Morgenfrühe angedeutet‘ — um auf ihn den Vergleich anzuwenden, mit dem sein Athanasius von Gregor XVI. spricht — was Joseph Görres nicht war und auch für die unter seinem Namen gegründete Gesellschaft nicht werden

konnte. ‚Görres', so charakterisiert ihn eine ihm wahrlich nicht abgeneigte Feder (in Herders Konversationslexikon), ‚war eine großartig angelegte, vielseitige Natur, die alles, was sie anzog, mit umfassender Kombinationsgabe und genialer Intuition zu durchdringen und plastisch zu gestalten verstand; er war weit mehr dafür geschaffen, die großen Gesichtspunkte darzulegen und den Willen fortzureißen, als für die streng wissenschaftliche gelehrte Arbeit.' Er war ein genialer Polyhistor, dem mehr als eine Disziplin die fruchtbarsten Anregungen zu verdanken hat; grundlegend, bahnbrechend, Richtung weisend hat er gewirkt, und ohne jede Einschränkung darf er als Vorbild idealsten wissenschaftlichen Strebens und absoluten Wahrheitssinnes angesprochen werden; aber der Mann der methodischen Wissenschaft war er nicht, und Pfade wie jene, die er namentlich in seiner Christlichen Mystik einschlug, soll man ihm nicht nachgehen — das werden heute wohl auch solche Forscher sagen dürfen, denen es nicht einfällt, ihre eigene Arbeit mit der eines Görres zu vergleichen.

An dem wissenschaftlichen Charakter der Gesellschaft haben ihre Gründer und Leiter festgehalten. Es hat nicht an Widerspruch gefehlt, an Bestrebungen, ihre Tätigkeit mehr in populäre Bahnen zu lenken. Ganz ausgeschlossen hat sie die populärwissenschaftliche Richtung ja auch nicht; ihr sollten in erster Linie die dreimal jährlich erscheinenden Vereinsgaben dienen, als Gratisgaben namentlich für diejenigen Mitglieder, welche durch ihre Beiträge die Tätigkeit der Gesellschaft unterstützen, ohne von ihren eigentlich gelehrten Veröffentlichungen Gebrauch machen zu können. Sonst aber pflegte sie die Wissenschaft im engeren Sinne, in ihren Jahrbüchern (philosophisches und historisches Jahrbuch), in dem monumentalen Quellenwerk zur Geschichte des Konzils von Trient, in den Studien und Darstellungen, den Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte, den Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums, den Publikationen der Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaften, in den zahlreichen Spezialarbeiten, die in ihrem Auftrage oder mit ihrer Unterstützung erschienen, und wenn das jetzt schon in dritter Auflage erscheinende Staatslexikon sich einen unerwartet großen Leserkreis, eine Menge auch nicht akademisch gebildeter dankbarer Benutzer schuf, so blieb doch stets die Forderung bestehen, daß die sämtlichen Beiträge den neuesten Stand der Forschung wiederzugeben hätten. Nur auf diesem Wege konnte es der Gesellschaft gelingen, unter voller Wahrung ihres katholischen Standpunktes in erfolgreichen Wettbewerb mit anderen wissenschaftlichen Korporationen zu treten und dem deutschen katholischen Gelehrtentum seinen Platz an der Sonne zurückzugewinnen. Besonderen Wert hat sie darauf gelegt, jungen Gelehrten durch pekuniäre Unterstützung den oft so dornenvollen Weg der akademischen Laufbahn zu erleichtern oder ihnen wenigstens neben der Erfüllung der Berufspflicht wissenschaftliche Betätigung zu ermöglichen.

In den letzten Jahren ist die Gesellschaft in kräftigem Aufschwung begriffen. Die Zahl der einfachen Mitglieder (Jahresbeitrag 10 M., außerdem über 100 Ehren- und lebenslängliche Mitglieder mit einmaligen Zuwendungen von 200 bezw. 300 M.) stieg Ende 1906 bis Ende 1908 von noch nicht 3000 auf über 4000, die der Teilnehmer (3 M.) von 743 auf 990, die Einnahmen von 49000 auf 66000 (1907 sogar 75000), die Ausgaben von 48500 auf 61 600, das Vermögen von 49 300 auf 74 300 M. Nur dadurch war es möglich, endlich die in den Statuten vorgesehene, aber auf dem Papier stehen gebliebene naturwissenschaftliche Sektion ins Leben zu rufen, der Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaften, sowie der von der historischen Sektion abgelösten Abteilung für Geschichte und Kultur des Altertums die Mittel für eine Reihe kleinerer Veröffentlichungen zu gewähren, endlich neben dem mit bestem Erfolge wirkenden historischen Institut in Rom die Gründung eines orientalischen Instituts in Jerusalem ins Auge zu fassen, für dessen Vorbereitung und erste Arbeiten im laufenden Jahre 4000 M. zur Verwendung kommen.

Auch ihre Generalversammlungen zeigen jetzt ein ganz anderes Bild. In früheren Jahren sind sie wiederholt ausgefallen und manchmal tagten auf ihnen nur zwei Sektionen bei spärlichem Besuch. Aber seit 1900, wo die Versammlung zum letztenmal, mit Rücksicht auf den internationalen katholischen Gelehrtenkongreß in München, ausfiel, zeigt die Reihe keine Lücke mehr, der Besuch hat sich verdoppelt und verdreifacht, und die regelmäßig tagenden fünf Sektionen sehen sich durch die Fülle der angemeldeten Vorträge und Referate gewöhnlich zu zwei Sitzungen genötigt. Diesmal tagt sie in Regensburg, wie schon oft auf bayerischem Boden, auf dem einst Görres, aus der Heimat vertrieben, eine Zufluchtsstätte fand. Möge sie ein neuer Markstein in der äußeren und inneren Entwicklung der Gesellschaft werden!*

Dr. Hermann Cardauns.

Philosophie

Über einen neuen Fall angeborener Taubstummblindheit, der in der Paderborner Blindenanstalt festgestellt wurde, gingen im verflossenen Frühjahr kurze Notizen durch viele deutsche Tagesblätter. Sie mußten den Wunsch nach weiteren und bestimmteren Mitteilungen umsomehr wachrufen, als über den einzigen bisher ausführlich erörterten Fall angeborener Taubstummblindheit, die Französin Marie Heurtin (vgl. Januarheft 1904 dieser Zeitschrift), die erhofften fachwissenschaftl. Feststellungen nicht in vollem Umfang stattgefunden haben und vielleicht auch gar nicht mehr stattfinden können. Es ist natürlich gar nicht leicht, bei taubstummblinden Kindern, die wie damals Marie Heurtin erst im 10., oder jetzt Joseph Sure gar erst im 13. Lebensjahr aus ländlichem Elternhaus in eine Blinden- oder Taubstummenanstalt gebracht werden, nachträglich festzustellen, ob alle Sinnesdefekte wirklich schon von Geburt an im vollen Umfang bestanden haben oder erst nachträglich eingetreten sind. Und doch wäre dies vor allem in theoretisch-psychologischer Hinsicht von allerhöchstem Interesse. Wenn man sich erinnert, wie außerordentlich lehrreich schon die bekanntesten Fälle früh erworbener Taubstummblindheit der Laura Bridgman (bis zum 3. Lebensjahr vollsinnig) und Helen Keller (bis zum 19. Monat vollsinnig) sich erwiesen haben, trotzdem hier bereits die erste sprachliche Verständigung mit der Umgebung eingeleitet war, so begreift man ohne weiteres, wie sehr der Seelenforschung daran gelegen sein muß, die erstaunlich hohe Entwicklung von Grund aus kennen und verstehen zu lernen, die man auch dann noch durch die bloße Vermittlung des Tastsinns solchen geistigen Menschenseelen zu geben vermag, deren Sinneserfahrung sich niemals über den Bereich absoluten Dunkels und lautloser Stille hinaus erstreckt hat. Bereits von dem ersten (nach einigermaßen zuverlässigem Bericht) blindgeborenen und in frühester Jugend taubgewordenen Kinde, Anna Temmermann aus Ostende (geboren 1818), berichtet dessen Erzieher Abbé Carton ein sehr bemerkenswertes Beispiel einer selbständigen Geistesbetätigung. Als dem Kinde z. B. durch die Zeichensprache mitgeteilt wurde, sein Lehrer sei krank, erwiderte es: ‚Ich werde nicht weinen, sondern beten' und blieb eine Viertelstunde lang andächtig knieen. Man versteht demgegenüber sehr wohl die Frage seines Erziehers Abbé Carton: ‚Was geht dabei in der Seele des Kindes vor? Das ist für uns ein Geheimnis, aber doch jedenfalls etwas, was Menschen ihr nicht beigebracht haben.'

Mag man sich auch gerade gegenüber solchen Fällen schmerzlich der Grenzen menschlicher Erkenntnis bewußt werden, es liegt doch ebensosehr im Interesse der taubstummblinden Kinder selbst, die man in früheren Jahrhunderten für unerziehbar blödsinnig hielt, als der Wissenschaft, mit allen Mitteln

* Eingehendere Mitteilungen über Geschichte und Leistungen der Gesellschaft sind an dieser Stelle aus Raumrücksichten unmöglich. Für die ersten 25 Jahre sei auf die Denkschrift ‚Die Görresgesellschaft 1876 bis 1901', für die letzte Zeit auf die Jahresberichte verwiesen. Besondere Auskunft erteilen die Geschäftsstelle J. P. Bachem (Köln) und der Generalsekretär Dr. Hermann Cardauns (Bonn, Arndtstraße 10).

aus diesen grausamen Experimenten der Natur jede mögliche Belehrung zu ziehen. Der neue, ausführlichere Bericht, den über den Paderborner Fall Geistl. Rat Jos. Krömeke soeben im 7. Heft der Zeitschrift ‚Theologie und Glaube' erstattet, läßt hoffen, daß dies im vorliegenden Fall auch geschehen wird.

Joseph Sure, geboren 1886 in dem westfälischen Orte Hesborn, war, als er in seinem dreizehnten Lebensjahr nach der Paderborner Blindenanstalt verbracht wurde, laut den Feststellungen eines Augenspezialisten und eines Ohrenspezialisten völlig taub und völlig blind. An den äußeren Organen konnte kein Mangel gefunden werden, so daß jedenfalls ein zentralerer Nervendefekt vorliegt. Der allzu kurze Bericht aus dem Elternhaus überrascht durch die verhältnismäßig vielseitige Betätigungsweise des Knaben, zumal seine Teilnahme an Haus- und Feldarbeiten, während doch die meisten seiner Leidensgefährten von ihren Angehörigen für idiotisch gehalten wurden. Genauere Nachforschungen gerade über diese erste Lebenszeit bleiben noch angelegentlichst zu wünschen.

Jedenfalls hat Joseph Sure durch die raschen Lernfortschritte in der Blindenanstalt Beweise eines trotz aller Sinnesmängel ganz lebendigen Geistes gegeben. Er lernte nach der ersten Verständigung durch eine nur auf den Tastsinn gestützte Zeichensprache nach dreiviertel Jahren auch bereits, — gleich anderen völlig Taubstummen, — auf rein mechanische Weise den Gebrauch von Kehlkopf, Zunge und allen Werkzeugen der Lautsprache, kann also jetzt sogar in beschränktem Maße hörbar sprechen. Dann wurden die Laute auch mit entsprechenden abgetasteten Buchstabenbildern verknüpft, also ein Schreiben und Lesen der Brailleschen Blindenschrift erzielt. Im ganzen verstand er schließlich sieben ‚Sprachen' von der primitiven Zeichensprache bis zum Abtasten der geeignet aufgetragenen lateinischen und deutschen Buchstaben. Seine Begriffswelt blieb freilich trotz alledem relativ beschränkt; rechnen kann er in den vier Spezies bis dreißig. Seine aus guten Gründen besonders gepflegte religiöse Erziehung, deren überaus wohltätigen Einfluß auf alle Fehlsinnigen übrigens auch G. Riemann in seiner Schrift ‚Taubstumm und blind zugleich' (Berlin 1895) hervorhebt, konnte bis zur Zulassung zu den hl. Sakramenten gefördert werden.

Die höchste Aufgabe, die der Erziehung in diesem Falle neben der Vervollkommnung der ohnehin schon erheblichen technischen Fertigkeiten, wie Flechtarbeiten, Bürstenbinden u. dgl., noch gestellt werden könnte, gingen dahin, daß man den jungen Mann zu eigener Auskunft über sein Innenleben zu bringen vermöchte. Leider sind die einzigen, vielbeachteten und sensationell ausgenützten Eigenberichte dieser Art, die wir bisher besitzen, nämlich die von Helen Keller, wenig zuverlässig; das ist in dieser Zeitschrift (Märzheft 1905) bereits beklagt worden; und wie wir nun nachträglich sehen, teilt der als Taubstummblindenerzieher praktisch erfahrene G. Riemann, der von ‚angelernten Phrasen' spricht, unsre Meinung. Wenn es nun gelänge, Joseph Sure zwar nicht zum schöngeistigen Schriftsteller, aber zur unbefangenen Mitteilung seiner wichtigsten, für uns so vielfach fremdartigen Lebenserfahrungen zu bringen, dann sind die weiteren Aufschlüsse, die dieser Fall bringen kann, noch gar nicht abzusehen.

Dr. Max Ettlinger.

Technik

Ein neues Schnellbahnsystem. Aug. Scherl, der bekannte Berliner Zeitungsverleger, hat seine Mitwelt mit einem neuen großen Projekt überrascht. Er veröffentlichte vor einigen Wochen ein Buch, ‚Ein neues Schnellbahnsystem. Vorschläge zur Verbesserung des Personenverkehrs',* das sich mit den Mängeln und der Verbesserung oder, besser gesagt, Umgestaltung unseres heutigen Personenverkehrs befaßt.

Scherl geht davon aus, daß unsere heuti-

* ‚Ein neues Schnellbahnsystem. Vorschläge zur Verbesserung des Personenverkehrs'. Verlag von August Scherl, Berlin 1909, Preis 3 Mk.

gen Bahnen sowohl dem schnellen Personenverkehr wie auch dem langsamen Güterverkehr dienen. Infolgedessen kann weder der Personen- noch der Güterverkehr den an sie gestellten Forderungen gerecht werden. Dann unterzieht er die heute übliche Zweischienenbahn einer eingehenden Betrachtung und kommt zu dem Schluß, daß die größte, hierfür aus wirtschaftlichen Gründen zulässige Geschwindigkeit mit 100 km pro Stunde erreicht ist. Es wird sonst die Abnutzung der Schienen und des rollenden Materials zu groß, auch arbeiten die Dampflokomotiven bei größerer Geschwindigkeit zu unwirtschaftlich.

Scherl stellt an den Personenverkehr, wie er sein sollte, folgende Forderungen: Schnelligkeit, Bequemlichkeit, dichte Zugfolge und Sicherheit. Als Mittel zur Erfüllung dieser Forderungen schlägt er die elektrisch betriebene Einschienenbahn vor, d. h. eine Bahn, bei der das Fahrzeug nur auf einer Schiene fährt, wie es ja schon jetzt bei den Schwebebahnen der Fall ist. Bei der Scherlschen Einschienenbahn sollen aber die Wagen nicht unter der Schiene hängen, sondern auf der Schiene fahren, und um die Wagen im Gleichgewicht zu halten, ist in jeden ein schnell rotierender Kreisel eingebaut. Ein sich schnell um seine Achse drehender Körper hat nämlich das Bestreben, seine Drehachse beizubehalten, und setzt jeder Veränderung der Achsenlage einen großen Widerstand entgegen. Infolgedessen ist theoretisch die Möglichkeit gegeben, mit einem solchen schnell rotierenden Kreisel das sonst labile Gleichgewicht eines Körpers in ein stabiles zu verwandeln. Man hat ja auch versucht, auf diese Weise die Schwingungen der Schiffe zu beseitigen, ohne aber bisher praktische Erfolge zu erzielen. Scherl schreibt nun in seinem Werk, daß er in seinen Werkstätten Versuche mit Modellen von Einschienenbahnen, die mit Kreiseln ausgerüstet waren, angestellt hat, und daß dabei entscheidende Resultate erreicht wurden, so daß die Versuche auf breiter finanzieller Grundlage fortgesetzt werden sollen. Nähere Angaben über die Versuche fehlen. Wir müssen uns deshalb mit der Behauptung begnügen, daß ein brauchbares Einschienenfahrzeug gefunden ist.

Ein Zug dieser Einschienenbahn soll aus 3 Wagen von 4 m Breite und 30 m Länge bestehen und Raum für 176 Reisende bieten. Er soll außer den üblichen Abteilen für die Fahrgäste und den Diensträumen für das Zugpersonal noch einen Waschraum, Rauchsalon, Speisesaal, einen Raum für ein kaltes Buffet, ein Schreibzimmer und einen Frisierraum enthalten. Man sieht: für die Bequemlichkeit ist ausreichend gesorgt. Im mittleren Wagen ist ein freier Wandelraum von 24 qm Fläche vorgesehen; nur an diesem Raum befinden sich Türen zum Besteigen und Verlassen des Zuges. Hier versammeln sich die Reisenden kurz vor Erreichung des Zieles; auf dem Bahnhof legt sich dann neben den Mittelwagen eine Kabine, in welche die Aussteigenden sich begeben und aus der die neuen Reisenden durch eine andere Tür den Zug betreten. Das Aus- und Einsteigen ist also genau geregelt und kann in der kürzesten Zeit erfolgen. Die Kabine wird vermittelst Aufzuges in die Empfangshalle herabgelassen, wo dann die Reisenden den Bahnhof verlassen können oder aber eine andere Kabine besteigen, die sie an den Zug einer andern Linie bringt. Der ganze Verkehr des Publikums spielt sich auf diese Weise in der großen Empfangshalle ab, auf den Bahnsteigen sind nur Beamte zu sehen.

Als Reisegeschwindigkeit sieht Scherl für die Hauptstrecken 200 km pro Stunde vor, für die Nebenstrecken 120—160 km/St. und für die Zweigstrecken 30—60 km/St. Niveaukreuzungen sind bei derartig hohen Geschwindigkeiten nicht mehr zulässig. Die Bahn soll deshalb in den Städten auf eisernen Brücken über die Dächer der Häuser weggeführt werden, im offenen Gelände ist die Bahn als 10 m hoher gemauerter Damm gedacht. Die Bahnhöfe sollen alle in gleichen Abständen voneinander liegen ohne Rücksicht auf die Größe der berührten Orte. Dieser gleiche Abstand der Haltestellen voneinander ist nötig, damit alle Anschlüsse auf die Minute genau eingehalten

werden und dadurch langes Warten auf den Zwischenstationen vermieden werden kann.

Scherl gibt dann noch Zeichnungen über das zukünftige Eisenbahnnetz, Fahrpläne und Tabellen über die Fahrtdauer. So soll z. B. die Fahrt von Berlin nach Köln 3½ Stunde und von Berlin nach Wien 5½ Stunde dauern. Angaben über die Kosten dieses Schnellbahnsystems sowie Tarife fehlen. Aber gerade in den Kosten für die Ausführung dieses großzügig angelegten Projektes liegt der Hauptgrund für die Unausführbarkeit. Berechnungen bedeutender Fachleute haben ergeben, daß die Anlagekosten derart hoch sind, daß sie von einer Generation gar nicht aufgebracht werden können. Um eine einigermaßen angemessene Verzinsung zu erreichen, müßten die Fahrpreise mindestens auf das Dreifache des jetzigen Preises erhöht werden. Es ist aber billig zu bezweifeln, daß die Mehrzahl der Reisenden ein derartig hohes Fahrgeld zahlen wird, nur um in etwa der halben Zeit ihr Reiseziel zu erreichen. Scherl hofft ja, daß bei Einrichtung derartiger Schnellbahnen der Verkehr einen ganz ungeahnten Aufschwung nehmen wird; dieser Optimismus ist aber wohl kaum berechtigt. Auch vom rein technischen Standpunkte aus genommen dürfte ein Menschenalter nicht genügen, um all diese schwierigen Bahnbauten auszuführen, ganz abgesehen davon, daß das neue Einschienensystem durch ausgedehnte Versuche seine Brauchbarkeit noch beweisen müßte.

Wenn man somit einen großen Teil des Scherlschen Werkes als Utopien oder Phantasien bezeichnen muß, so hat es doch ein Gutes: die Mängel unseres heutigen Bahnsystems werden bloßgelegt und öffentlich zur Diskussion gestellt. So wird das Buch sicherlich dazu helfen, daß wir wenigstens auf den Hauptstrecken schneller zu einer Trennung von Personen- und Gütergleisen kommen werden, die von Fachmännern schon lange als dringend erwünscht bezeichnet wird.

Wenn so als Folge der phantasievollen Scherlschen Projekte Vorschläge zur Verbesserung unseres heutigen Bahnsystems gemacht und durchgesetzt werden, so kann man sagen, daß durch das Buch so viel erreicht ist, als unter den heutigen technischen und wirtschaftlichen Verhältnissen möglich ist.

Dipl.-Ing. J. Krull.

Literatur

Zu einer Görresbiographie. In der Stadt Koblenz am Rhein, in der J o s e p h v. G ö r r e s im Jahre 1776 geboren wurde, haben die organisierten Katholiken ihrem großen Landsmanne ein mächtiges Denkmal in dem Vereinshause, G ö r r e s b a u genannt, erstehen lassen. Nachdem es lange Zeit ein ziemlich bescheidenes Äußeres gehabt hatte, wurde es mit lobenswertestem Unternehmergeiste umgebaut und erweitert, so daß es heute als ein Vereinshaus angesehen werden kann, das mit Achtung unter den vielen anderen in Deutschland mit in erster Linie genannt werden muß. Es macht seinem bezeichnenden Namen G ö r r e s b a u alle Ehre.

Außer dem großen vaterländischen Denkmal am deutschen Eck in Koblenz, das uns in die große Zeit der siebziger Jahre zurückversetzt, und außer dem kleinen, aber äußerst stimmungsvollen Zeichen tiefster Dankbarkeit, das die Stadt Koblenz ihrer Beschützerin und Gönnerin, der Kaiserin Augusta, in den Rheinanlagen hat erstehen lassen, besitzt die Residenzstadt am Zusammenfluß von Rhein und Mosel nur ganz wenige öffentliche Denkmäler. Und unter diesen wenigen ist keines, das die markigen Züge des großen Görres verewigte.

Von 1827 bis zu seinem Tode, 1848, wirkte Joseph von Görres in München als Professor der Geschichte. Man stolpert beinahe über die Standbilder von Gelehrten und Künstlern auf den öffentlichen Plätzen von Isarathen, so viele gibt es deren. Und wie mancher steht dort in Erz gegossen auf hohem Granitunterbau, der Jos. v. Görres nicht das Wasser zu reichen vermag! Vergeblich wird man aber Umschau halten, um s e i n Denkmal zu entdecken. Die Zeit scheint noch nicht gekommen, daß man in vorurteilsloser Würdigung des gewaltigen persönlichen wie schriftstellerischen Einflusses, den der

machtvolle Koblenzer bis an sein Lebensende überall ausgeübt hat, sich zusammenschließt, um ihn durch Errichtung eines würdigen Denkmals an einer der Stätten seiner Wirksamkeit entsprechend zu ehren.

Ich habe manche Gemäldegalerie Deutschlands durchwandert und war immer angenehm berührt, wenn die mittelbaren oder unmittelbaren Leiter dieser Anstalten Sinn und Interesse dafür bekundeten, die Bilder großer Zeitgenossen unter ihre Schätze aufzunehmen. Aber wie viele Galerien Deutschlands besitzen ein Bild von Joseph von Görres, wenn auch nur unter ihren Stichen oder Lithographien? Eine Umfrage würde ergeben, daß es eine erschreckend kleine Anzahl ist.

In beschränkter Öffentlichkeit bin ich vor Jahren warm dafür eingetreten, daß mit vereinten Kräften eine abschließende, große Biographie von Görres verfaßt werde. Man hielt mir, nicht mit Unrecht, entgegen, daß es ein sehr schwieriges Unternehmen sei, ein solches Werk zu machen, da Orientalistik, Germanistik, Geschichte, Theologie, Politik und viele andere Dinge von diesem Riesengeiste umfaßt und behandelt worden seien. Wo sei der Mann, so fragte man mich, der sich getraue, auf allen diesen Gebieten maßgebend und urteilend mitzusprechen? Meine Erwiderung darauf bestand in dem Hinweise auf den vorher gebrauchten Ausdruck, daß mit vereinten Kräften ein solches Werk zunächst vorbereitet und dann ausgeführt werden könne, solle und müsse. Zu dem Behufe würde es sich empfehlen, die Abfassung von kritischen Monographien über die einzelnen Gebiete der Görresschen Tätigkeit in die Wege zu leiten. Ich hatte damals nicht das Gefühl, daß ich auf große Gegenliebe mit meinem Vorschlage gestoßen sei, weil zweifellos der nicht geringe Umfang des Unternehmens abschreckend wirkte. Immerhin glaube ich doch erneut betonen zu sollen, daß die Dankbarkeit, die das gesamte katholische Deutschland dem Riesengeiste gerne entgegenbringt, stark genug sein muß, um alle sich entgegenstellenden Hindernisse siegreich und in nicht zu langer Zeit zu überwinden.

Im übrigen muß man jedoch nicht glauben, als ob die Vorarbeiten ganz fehlten. Zunächst haben alle großen Sammelwerke, die überhaupt biographisches Material aufnehmen, kürzere oder längere Skizzen, in denen manches verständige Werturteil enthalten ist, gebracht. Der verstorbene J. N. Sepp verlegte schon unmittelbar nach Görres' Tode (1848) bei Manz in Regensburg ein Schriftchen, betitelt: Joseph v. Görres, Skizze seines Lebens. Und 1877 erschien aus der gleichen Feder eine Arbeit, die Görres und seine Zeitgenossen schilderte (Nördlingen bei Beck). Im Jahre vorher hatte Jos. Galland es unternommen, das Leben des Münchener Professors in schlichter Weise zu erzählen: Joseph von Görres aus Anlaß seiner hundertjährigen Geburtstagsfeier in seinem Leben und Wirken dem deutschen Volke geschildert.* Hochbetagt griff Sepp im Jahre 1896 zum dritten Male zur Feder, um in der Hofmannschen Sammlung Geisteshelden eine Biographie seines Freundes zu bieten.**

Diesen allgemeinen Werken über Görres folgen einige monographische Schriften über die literarhistorische und kritische Tätigkeit von Görres, die als wertvolle Vorarbeiten für eine große Biographie angesehen werden müssen. Der erste, der sich mit diesen Dingen befaßt hat, ist A. Wibbelt, der in einer Vereinsschrift der Görresgesellschaft (Köln 1899) über Görres als Literarhistoriker schrieb. An der gleichen Stelle erschienen zwei Schriften von F. Schulz, Charakteristiken und Kritiken von Görres, aus den Jahren 1804/05, die 1900 und 1902 ausgegeben wurden. Endlich ist eine dritte Arbeit desselben Gelehrten zu erwähnen, die auf breiterer Unterlage aufgebaut ist und den Titel führt: Joseph Görres als Herausgeber, Literarhistoriker, Kritiker, im Zusammenhang mit der jüngeren Romantik dargestellt.***

---

* Herder, Freiburg, in der Sammlung historischer Bildnisse. 1876.

** Berlin, Hofmann & Co. Band 23 der Sammlung.

*** Berlin, Meyer & Müller 1902, als 12. Band der Sammlung Palestra.

Ich sehe nicht ein, warum es nicht möglich sein sollte, die anderen Tätigkeitsgebiete dieses Universalgeistes in rascher Folge in gleicher Weise kritisch zu untersuchen. Fehlen uns etwa die Männer dafür? Ganz gewiß nicht. Wir haben sogar Überfluß daran. Warum also nicht Ernst mit der Sache machen?

Vorbedingung für ein ersprießliches, geordnetes Vorgehen in dieser für uns Katholiken so brennenden Frage ist eine tatkräftige Leitung des Unternehmens. Wer die Verhältnisse in der katholischen Gelehrtenwelt Deutschlands genauer kennt, weiß, daß die Persönlichkeiten zur Leitung nicht erst gesucht zu werden brauchen; sie sind vorhanden. Durch ihre ehrenamtliche Tätigkeit sind sie von selbst dazu vorherbestimmt. Die Arbeit könnte also sofort beginnen.

Wie bei allen solchen Dingen kommt aber zum Schluß die Beantwortung der unangenehmen Frage nach den Mitteln zur Ausführung der umfangreichen Vorarbeiten.

Es ist durchaus zuzugeben, daß der buchhändlerische Erfolg der monographischen Vorarbeiten nicht stets ein günstiger sein wird. Man darf also auf diese Hilfsquelle kaum rechnen, muß vielmehr durch anderweitige Beschaffung von ausreichenden Mitteln das Unternehmen auf eigene Füße zu stellen suchen. Daß das seine Schwierigkeiten haben wird, leuchtet ein; ich gebe mich aber der angenehmen Hoffnung hin, daß es den Männern, denen in der katholischen Gelehrtenwelt Deutschlands eine führende Stellung übertragen worden ist, gelingen wird, wie über so viele andere, ungleich größeren Schwierigkeiten, so auch über diese hinwegzukommen. Bei zielbewußter Fähigkeit und kraftvoller Förderung der Sache könnte dann dem schon vor der Türe stehenden Biographen das gesamte notwendige Material in kritischer Sichtung vorgelegt werden. Die deutschen Katholiken würden die Abtragung dieser Dankesschuld an den großen Sohn der rheinischen Residenzstadt mit ungeteilter, aufrichtiger Freude begrüßen. Ein längeres Hinausschieben dieser Arbeiten wäre meines Erachtens beschämend für die reichen Kräfte, die jetzt in der katholischen Gelehrtenwelt Deutschlands mit fruchtbarer und gesegneter Arbeit auf allen Gebieten beschäftigt sind. Dadurch würde aber auch das schier unbegreifliche Fehlen eines großen Standbildes in den deutschen Gauen einigermaßen wettgemacht werden.

Ob sich im Anschlusse an eine solche große Biographie die Herstellung einer neuen Gesamtausgabe seiner Werke und Briefe fühlbar machen wird, muß abgewartet werden. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, da die heutige Zeit durchweg andere Anforderungen an solche Unternehmungen stellt, als es vor 50 bis 30 Jahren der Fall war.* Die sorgfältige Auswahl der Schriften, die uns sehr erfreulicherweise Dr. Schellberg im Kösel'schen Verlage verspricht, bedeutet dann auch hierfür den würdigen Beginn.

Dr. Paul Maria Baumgarten.

Kunst

Kunstfälschungen. Wer noch ohne Arg vor dem lieblichen Bilde der Madonna mit der Wickenblüte im Kölner Wallraf-Richartz-Museum gestanden ist und die freudige Erinnerung an den ungetrübten Genuß mitgenommen hat, dem ist nun nachträglich der bittere Tropfen der kunsthistorischen Kritik vergällend in diese Freude gefallen. Und wenn er jetzt wieder vor dem Bilde steht, so glaubt er ihm nicht mehr so zuversichtlich in die Augen sehen zu können. Er möchte ihm vorwerfen, daß es so treuherzig auszusehen weiß wie ein lauteres Werk aus Meister Wilhelms Schule, während es doch nur eine Larve vorgenommen hat, oder er fühlt sich im Banne der zarten Anmut beklemmt und schuldbewußt, daß er selber den schlimmen Verdacht der Fälschung nicht mehr los werden kann. Wenn man nun bewährten kriti-

---

* Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Marie Görres. Sechs Bände 1854—1860. Gesammelte Briefe. Band 1 herausgegeben von derselben, Band 2 und 3 von F. Binder 1858—1874. R. Steig veröffentlichte 1901 in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern Seite 115—197 Briefe von Görres an Achim von Arnim.

schen Augen, wie denen Karl Volls, trauen und der eigenen durch den Zweifel geschärften Empfindung Raum gewähren möchte, so beginnt mit der kunstgeschichtlichen Stellung auch der ästhetische Genuß des Bildes bis zu einem gewissen Grade zu schwanken. In jedem Kunstwerk ist ein Stück absoluter Schönheit, aber dieses wird uns erst recht deutlich durch seine zeitliche Bedingtheit. Diese zeitliche Bedingtheit ist der innere Echtheitsstempel, den eine Kopie aus einer anderen Zeit sich unmöglich zulegen kann, den aber selbst feine Sinne nicht jederzeit fühlen, anscheinend umsoweniger, je mehr sich ihr künstlerisches Empfinden in einer ähnlichen Richtung betätigt. Ein allgemeiner Beweis hiefür sind vorwiegend nachempfinderische Zeitalter wie das klassizistische oder das romantische. Diese glaubten in hellenischem etwa oder gotischem Sinne zu schaffen, während wir heute eine ganz weite Kluft zwischen der vorbildlichen und der nachempfindenden Kunstperiode fühlen und die Nachschöpfungen alle als Fälschungen erkennen und bezeichnen müßten, wenn sie absichtlich aus früher Zeit stammend scheinen und nicht bloß als ehrliche Dokumente ihrer eigenen Schöpfer gelten wollten. Es kommt immer wieder eine Zeit, die für die Schwächen ihrer unlängst überwundenen Vergangenheit einen besonders empfindlichen Sinn hat; sie kommt dann, wenn das Kunstgefühl eben eine Reaktion durchgemacht hat und nun wie ein Rekonvaleszent besonders empfindlich geworden ist. Anscheinend befinden wir uns eben jetzt der Romantik gegenüber in einem solchen Stadium.

Zu diesem inneren Echtheitskriterium der zeitlichen Bedingtheit kommt noch das zweite Wesensmerkmal des individuellen Künstlercharakters. Beide sind im Kunstwerk sichtbar und in der Form festgelegt; und doch sind beide unnachahmlich. Es gehört aber ebensoviel natürliches Verständnis für seelische Eigenarten als geschultes Wissen um künstlerische Formen dazu, sie zu erkennen und festzustellen. Diese Anlage und Schulung macht das Wesen des Kunsthistorikers aus, hat aber der absichtlichen Kunstfälschung gegenüber nur so weit Geltung, als auch in dieser solche bestimmte seelische Werte stecken. Die Mehrzahl der Fälle läßt sich nicht mit dem geschulten Gefühl lösen; dieses reicht oft aus, um den Verdacht der Fälschung auszusprechen, aber nicht, um ihn zu beweisen. Einmal sind geistige Besonderheiten nicht unterschiedlich genug spürbar, und ein andermal beruht der Kunstwert vorwiegend in der technischen Formgebung, die der Kopist z. B. beim Kunstgewerbe aufs genaueste nachbilden kann. Darum braucht der Museumsbeamte und der Spezialsammler obendrein eine praktische Schulung und eine Kniffkenntnis, die mit der des Fälschers und Händlers wetteifert.

Wer unsere Zeit wegen ihrer aufs Höchste getriebenen künstlerischen Interessen für eine besonders hohe Geschmacksperiode hält, der ist ein weltfremder Idealist. Um sich zu kurieren, verschreibe er sich das Büchlein ‚Gefälschte Kunstwerke' von Stephan Beissel.* Wenn er es noch nicht gewußt hat, so ist er nach der Lektüre nicht mehr im Zweifel, daß die Kunst noch nie so sehr Markt- und Modeartikel gewesen ist wie eben heute. Beissel hat im ersten Kapitel heutige Preise für hervorragende Kunstgegenstände angegeben und vergleichsweise früher gezahlte Summen beigesetzt, die selbst vor fünfzig Jahren noch unvergleichlich niedriger lauteten. Diese Preise sind durchweg unsinnig hoch. Glücklich die Museen, denen ein kunstliebender Fürst einen ausreichenden Grundbestand vererbt hat. Heute können sie notwendige Ergänzungswerke nur noch mit schweren Opfern den Fängen protziger Millionäre entreißen. Dabei steigen die Preise durchaus nicht im Verhältnis zum künstlerischen Wert, sondern sind den größten Schwankungen unterworfen. Zur Zeit sind z. B. die Meister von Barbizon, die Entdecker der intimen Landschaft, von der Mode bevorzugt. Bilder von Millet, Corot, Daubigny erzielen unglaubliche Preise. An ihnen wie auch an den Impressionisten sieht man, wie die Kunstkritik und der Bildermarkt zusammenhängen.

* Freiburg, Herder 2,30 u. 3 Mk.

Unabsichtlich (allerdings manchmal auch absichtlich) besorgt der Kritiker die Geschäfte des Händlers, indem er über die von diesem veranstalteten Ausstellungen schreibt. Eine Reihe Ausstellungen und Artikel wirkt suggestiv und preistreibend. Von Corot wird erzählt, daß er Bilder armer Maler auf seine Art stimmte und signierte, um ihnen durch den Verkauf einen Verdienst zukommen zu lassen. Von anderen Malern wie Courbet gehen Schülerbilder unter dem Namen des Meisters. Zu solchen Fälschungen ohne schlimme Absicht kommen dann die eigentlichen Kopier- und Fälschungsaufträge seitens der Spekulanten, sobald der Preis die Arbeit rentabel macht. Die Konjunktur der Mode haben auch die Japaner schnellstens begriffen und fälschen jetzt die Farbenholzschnitte ihrer großen Klassiker in der raffiniertesten Weise.

Liebevoll nimmt sich die Fälschung des gesamten Kunstgebietes und seiner Nebenzweige an. Kaum bringt die prähistorische und ethnographische Forschung ihre Funde primitiver Kultur- und Kunstperioden ans Licht, so machen sich gleich moderne Meister prähistorischer Kunst an die Arbeit, denen die kunstlosen Vorbilder das Metier angenehm erleichtern. Manchmal werden die in der Erde wühlenden Gelehrten im Übereifer selber zu Fälschern, indem sie ihre Funde möglichst weit zurückdatieren; nicht jeder wird so gründlich auf seinen Irrtum aufmerksam gemacht wie der ‚Würzburger Professor Beringer im vorigen Jahrhundert. Er fand in einer Mergelgrube merkwürdige Versteinerungen und ließ sie in einem großen Werke abbilden. Die Funde wurden immer merkwürdiger; zuletzt fand er sein eigenes Bild. Die Bekannten hatten in den Nächten, welche den Ausgrabungen vorausgingen, für Fundgegenstände gesorgt. Als die Sache bekannt wurde, zog der Verfasser das Buch zurück‘.

Viele Kopien von Bildern und kunstgewerblichen Gegenständen werden von Künstlern ohne Fälscherabsicht angefertigt. Bekommt sie der Händler, so macht er sie alt und ‚echt‘. Die auf Holz gemalten Bilder werden mit Wurmlöchern versehen, durch Erhitzen rissig gemacht, mit Süßholzextrakt patiniert, mittelst Bürstenspritzern mit Fliegenflecken versehen usw. Die Entlarvungen sind nicht immer so vom Zufall begünstigt wie bei jenem zerbrochenen und zusammengekitteten Teller, dessen Verfertiger die Bemalung nachher darauf gebracht hatte und sie unvorsichtigerweise auch über den Kitt hatte gehen lassen. Kunstgewerbliche Seltenheiten sind besonders schwer als Fälschungen nachzuweisen, wie das bekannte Beispiel der um 200 000 Franken für den Louvre angekauften Tiara des Saitaphernes beweist. Sieben Jahre nach dem Kauf verrieten sich die Verfertiger. Schließlich müssen die Preistreibereien auf den Auktionen und die Verkaufstricks den Umsatz forzieren. Ein rentabler Trick ist der, daß der Händler hinter einem echten Bild eine Kopie in den Rahmen gespannt hat. Der Käufer versieht die Rückseite des Bildes mit seinem Merkzeichen und muß einen Betrug für ausgeschlossen halten, wenn er die von ihm tatsächlich bezeichnete Kopie zugesandt erhält. Hinter das Original spannt der Händler wieder eine neue Kopie.

Beissels Buch enthält eine Menge solcher Beispiele und liest sich oft recht ergötzlich. Der Grundton ist aber eine scharfe Verurteilung des Kunstsports und seiner Schäden für die Kunstgeschichte wie für die Allgemeinheit. Gegen Fälschungen hilft am sichersten eine gediegene Geschmacksbildung und die Courage, nach diesem Geschmack zu kaufen, statt nach Namen und Mode. K. W.

Musik

Von Hochlands musikalischer Warte.

Nachdem unter den verschiedenen Neuerungen, die der mit diesem Heft beginnende Jahrgang ‚Hochlands‘ bringt, auch eine Erweiterung des musikalischen Teils vorgesehen ist, obliegt mir als dem Leiter dieses musikalischen Teils löblichem Herkommen gemäß die Pflicht, dem freundlichen Leser in wohlgesetzter Rede mein diesbezügliches ‚Programm‘ feierlichst zu entwickeln. Ich bin aber kein Freund solcher weitaus-

holender Programmreden, denen nur zu oft das Beste, die tatsächliche Durchführung hinterher fehlt, und nehme an, daß es der Leser ebensowenig ist; einige kurze Angaben zur gegenseitigen Verständigung mögen daher genügen.

Eine ‚Zeitschrift' soll ihren Stoff aus der Zeit schöpfen; so wird unser Bestreben sein, *den musikalischen Teil ‚Hochlands' zu einem ‚musikalischen Zeitbild' zu gestalten*, in dem die Ereignisse, die künstlerischen Fragen der Gegenwart in ihrer Bedeutung entsprechender Beleuchtung erscheinen. Da es sich dabei nicht um eine Fachzeitschrift handelt, werden mit strenger Sonde nur solche Dinge zur Sprache kommen, die wirklich allgemeineres zeitgeschichtliches Interesse bieten, diese dafür aber in möglichster Vollständigkeit, *so daß dem Gesamtbild modernen Geisteslebens, das ‚Hochland' zu geben bemüht ist, auch die musikalische Seite nicht fehlt.*

Hat dem Angeführten zufolge unsere Zeitschrift ihren musikalischen Stoff in erster Linie der Gegenwart zu entnehmen, so soll damit trotzdem nicht etwa eine Ausschaltung des musikgeschichtlichen Elements verknüpft sein. Im Gegenteil! Meiner festen Überzeugung nach ist einzig vom musikgeschichtlichen Standpunkt aus eine vorurteilslose, gerechte Würdigung der Gegenwart möglich. Die Musikgeschichte vermittelt die Kenntnis von Kunstwerken der Vergangenheit, die von denen unserer Zeit nach Form, Inhalt und Lebensbedingungen sich aufs mannigfaltigste unterscheiden; dadurch vermehrt sie das Begriffs- und Urteilsvermögen in fruchtbarster Weise und erweitert nicht nur den geistigen Horizont der heutigen Generation, sondern bietet auch durch die Überlieferung einer Summe von bereits erprobten künstlerischen Ideen dem Beurteiler der Moderne das Archimedische ‚*Δός μοι ποῦ στῶ*' inmitten der uferlosen Strömungen der künstlerischen Gegenwart. Allein ganz abgesehen von der ‚angewandten Musikgeschichte', die demzufolge in unseren musikalischen Gegenwartsbetrachtungen zutage treten wird, wird sich auch zu rein historischen Ausblicken oft genug Veranlassung bieten. Die meisten brennenden Fragen der modernen Tonkunst wurzeln ja in der Vergangenheit — als treffendstes Beispiel nenne ich den Streit um die ‚Programmusik' — und sind losgelöst von dieser überhaupt nicht zu behandeln. Dazu kommt unsere an Umfang und Bedeutung stets wachsende moderne Musikrenaissance mit ihrer Neubelebung alter Tonkunst, sei es praktisch im Konzertsaal, sei es theoretisch in der Literatur, deren Berücksichtigung uns ebenfalls gar häufig auf musikgeschichtliches Gebiet führen wird. Endlich werden bedeutsame musikgeschichtliche Gedenktage — wie z. B. gleich in unserem vorliegenden ersten Heft — Anlaß zu historischen Rückblicken geben. In allen Fällen aber soll in erster Linie nicht theoretisch-historische Belehrung an sich, sondern daraus zu schöpfender praktischer Gewinn für unsere moderne Musikkultur das Ziel sein, das wir erstreben.

Damit könnte ich meine Programmrede schließen, wenn man nicht heutzutage bei jedem Musikreferenten gerne etwas über seine ‚Richtung' erführe. Nun, meine ‚Richtung' kennen die Hochlandleser ja wohl zur Genüge aus meinen bisherigen Beiträgen. Ich bin moderner Musiker, aber ich bin auch Musikhistoriker. Den beweglichen Klagen über den Verfall der modernen Musik kann ich nicht zustimmen. Sie widerstehen nicht nur meiner künstlerischen Überzeugung, sondern werden ihrer Wirkung auch durch mein musikgeschichtliches Wissen entkleidet. Ich weiß, daß man beinahe wortwörtlich dieselben Anklagen, die man heute gegen die ‚Elektra' erhebt, im 17. Jahrhundert gegen Monteverdi, im 18. gegen Gluck und Mozart, im 19. gegen Beethoven und Wagner losgelassen hat. Ich kenne die Ausgabe der Haßlerschen Psalmen von Kirnberger, in deren Vorrede konstatiert wird, daß die Tonkunst ‚gegenwärtig' denkbarst tief gesunken ist. Dieses ‚gegenwärtig', das Jahr des Heils 1777, sah Haydn und Mozart bereits im reichsten Schaffen. Und bei solchen fröhlichen Beobachtungen soll man wirk-

lich mit Leichenbittermiene in den Chorus der Jammernden einstimmen? Nein, ich lasse mir den Glauben an die musikalische Gegenwart nicht rauben. Jedes Zeitalter hat seine speziellen, nur ihm eigenen musikalischen Werte, auch uns Modernen fehlen sie nicht. Sie nach meinem besten Wissen und Können ins rechte Licht zu setzen, wird mein erstes Streben als musikalischer Mitarbeiter ‚Hochlands' sein. Nie aber soll dabei vergessen werden, daß die Gegenwart nichts ist als das Erbe der Vergangenheit, nie wollen wir in den Größenwahn verfallen, unsere Zeit für den vorher unerreichten Gipfel der Entwicklung zu halten. Sonst würden spätere Zeiten ebenso über uns lächeln, wie wir es heute tun, wenn uns ein bescheidenes primitives Suitenheftchen eines biederen Kantors aus dem 17. Jahrhundert unter die Hände kommt, dessen Vorrede ganz treuherzig von ‚jetziger Zeit, da die Music so hoch gestiegen, daß unmöglich zu glauben, dieselbe nunmehr höher werde kommen können' redet. Es gibt in der Kunst keinen absoluten Fortschritt; jede künstlerische Errungenschaft muß mit dem Aufgeben künstlerischer Werte erkauft werden. So gibt es auch in der musikgeschichtlichen Vergangenheit Höhepunkte, die später nicht wieder erreicht, geschweige denn übertroffen worden sind. Und diese Höhepunkte unter sich lassen sich auch nicht nach einheitlichem Maßstab, am wenigsten natürlich nach der Zeitfolge abschätzen. Beethovens Kunst ist nicht größer als die Bachs, aber sie liegt uns näher, spricht uns unmittelbarer an, weil uns ihre Form, ihre äußere Gewandung vertrauter ist. Darüber gilt es sich aber, als über etwas Unwesentliches, Äußeres hinwegzusetzen, und den Kern, den Geist der Sache zu erfassen. Somit wird es unsere Aufgabe sein, sofern wir uns mit alter Musik beschäftigen, die ewig junge künstlerische Idee aus dem scheinbar oft total veralteten und ungewohnten äußeren Gewand herauszuschälen. Ist das einmal gelungen, dann werden wir von der Kunst des Palestrina-, Bach-, Beethoven- und Wagnerzeitalters die gleichartigen, durch keine Zeitschranken getrennten künstlerischen Eindrücke empfangen. In diesem Sinne die Brücke zwischen Gegenwart und Vergangenheit zu schlagen, für die unvergänglichen Schätze früherer Epochen der Tonkunst Verständnis und Liebe zu erwecken, betrachte ich als zweite Hauptaufgabe, die ich meiner ‚Richtung' zufolge als Musikredakteur ‚Hochlands' zu lösen habe.

Zum Schluß nur noch einige konkrete, praktische Bemerkungen! Jedes Heft wird in Zukunft im Hauptteil eine kürzere oder längere Studie über ein aktuelles, irgendwie mit der Zeitgeschichte verknüpftes musikalisches Thema bringen. In der ‚Rundschau' wird nach wie vor die Literaturkritik gepflegt, außerdem kurz auf die wichtigsten musikalischen Tagesfragen eingegangen werden. Als Neuheit ist eine knappe Chronik der wichtigsten musikalischen Tagesereignissen in Aussicht genommen, mit besonderer Berücksichtigung der Münchener Konzert- und Opernsaison, die ja bis zu einem gewissen Grade typische Bedeutung für das deutsche Musikleben beanspruchen kann.

Und nun möge an Stelle des Wortes die Tat treten.

Dr. Eugen Schmitz.

Die Münchener Festspielsaison 1909.

Die Wagnersche Festspielidee, die den Theaterbetrieb seit Jahren beherrscht, hat neuerdings auch im Konzertsaal Fuß gefaßt. So brachte der heurige Sommer dem Münchener Kunstpublikum außer den Mozart- und Wagnerfestspielen auch einen sinfonischen Festspielzyklus, der die Hauptwerke von Beethoven, Brahms und Bruckner, vom Konzertvereinsorchester unter Löwes Direktion ausgeführt, umfaßte. Die Aufführungen waren in gewissem Sinne als künstlerische Ergänzung der Wagnerfestspiele gedacht, so, daß neben dem führenden Musikdramatiker auch die Großmeister der neueren deutschen Instrumentalmusik zu Worte kommen sollten. Man kann über die Idee an sich verschiedener Meinung sein. Namentlich muß man unwillkürlich an die neuerdings mit Recht allseitig erhobenen Klagen über die heute Mode gewordene ‚Überfütterung mit Musik' denken, wenn man die doch zum Aus-

ruhen und zur Stärkung und Auffrischung der Aufnahmefähigkeit bestimmten Ruhetage der dramatischen Festspiele nunmehr von sinfonischen Aufführungen schwersten Kalibers in Anspruch genommen sieht. Der Zweifel, ob das damit vorausgesetzte und von den Besuchern der Veranstaltungen auch tatsächlich bekundete unersättliche Bedürfnis nach Musik sich auf wirklich verständnisvolles Empfindungsvermögen stützt, liegt nahe genug; und doch — wer die Begeisterung bei dem eben zu Ende gehenden Konzertzyklus selbst miterlebt hat, dem fällt es, offen gestanden, schwer, ihre Echtheit und Aufrichtigkeit in Frage zu stellen. Mag man aber von der Idee an sich halten was man will, so wird man doch anerkennen müssen, daß ihre Durchführung eine glänzende war. Dieser Beethoven-, Brahms-, Brucknerzyklus war wirklich eine Ruhmestat unseres Konzertvereins und seines jugendlichen Orchesters, welches sich unter den bekannten schwierigen Verhältnissen nunmehr zu staunenswerter Vollkommenheit emporgearbeitet hat. Freilich steht mit Ferdinand Löwe auch ein Leiter an seiner Spitze, bei dem mächtigste künstlerische Potenz mit hervorragendem pädagogischem Geschick Hand in Hand geht. Der hohen künstlerischen Verantwortung, die die Bezeichnung ‚Festaufführung‘ in sich birgt, war sich Löwe in vollstem Maße bewußt, und er hat es in der Tat so ziemlich an allen Konzertabenden verstanden, durch wirklich den künstlerischen Alltag überragende Leistungen eine wahre Festesstimmung zu erzeugen. Die Spuren gewissenhaftester, fleißigster Vorarbeit konnten dem Kenner dabei nicht verborgen bleiben.

Das Programm hätte sich vielleicht noch etwas vielseitiger ausbauen lassen, wenn auch der poetisierenden Musik in seinen Rahmen Aufnahme gewährt worden wäre, etwa mit Werken der drei Hauptmeister dieser Kunstgattung: Berlioz, Liszt und Richard Strauß. Doch verlieh andererseits die Beschränkung auf die Meister der absoluten Musik: Beethoven, Brahms und Bruckner dem Ganzen eine gewisse Einheitlichkeit des Stils, die sehr vorteilhaft wirkte und der es doch bei der Verschiedenheit jeder einzelnen der drei Künstlerpersönlichkeiten auch an wirkungsvollen Kontrasten nicht fehlte. Man pflegt in Löwe vornehmlich den Brucknerdirigenten zu sehen, worauf ja allerdings sein Werdegang als Schüler und eifrigster Propagator des lange verkannten Wiener Meisters hinweist. In der Tat wußte denn Löwe beispielsweise mit der Wiedergabe der dritten und der in München vorher noch gar nicht gehörten gigantischen achten Sinfonie Bruckners Eindrücke von ungewöhnlicher Macht und Tiefe zu erzielen. Daneben wurde er aber doch nicht minder der grundverschiedenen Eigenart Brahms in einer auch den intimen Brahmskenner frappierenden Weise gerecht. Die ernste, herbe Kunst des Hamburger Meisters erschien in seiner Wiedergabe von einem eigenartigen farbenfrohen Ton der Romantik schattiert, der die Werke in teilweise ganz ungewohntem Lichte erscheinen ließ. Am meisten fiel dies vielleicht bei dem Doppelkonzert für Violine und Violoncell auf, das auch bei den enragiertesten Brahmsfreunden ob seiner fast etwas trockenen Herbheit und Strenge gefürchtet ist. Mit Marteau und Becker als Solisten wirkte es so frisch, kräftig und schwungvoll, daß mancher an diesem Abend sein bisheriges Urteil über diese Komposition als revisionsbedürftig erkannt haben mag. Ganz ähnlich verhielt es sich mit dem von Lamond tief künstlerisch gespielten B-dur-Klavierkonzert, das neben der leidenschaftsdurchglühten C-moll-Sinfonie ebenfalls zu den Höhepunkten der gebotenen Brahmsinterpretationen gehörte. Neben den beiden jüngeren Meistern ließ Löwe endlich auch den Klassiker Beethoven in seiner vollen Größe hervortreten. Der gewaltige Trauermarsch in der ‚Eroika‘, der dithyrambische Jubel im Schlußsatz der ‚Fünften‘ waren Kunsterlebnisse, die man so leicht nicht wieder vergißt. Mit einer großzügigen Aufführung der ‚Neunten‘, Beethovens hohen Liedes auf die Freude nahm der Zyklus einen würdigen Ausklang. In den nächsten Tagen wird ihm bereits ein neues musikalisches Ereignis auf dem Fuße folgen, das ‚Erste deutsche Brahmsfest‘, das

am 10. September seinen Anfang nimmt. Von ihm sowie von den bevorstehenden Anfängen der winterlichen Konzertsaison wird im Novemberheft die Rede sein.

Jene wirkliche ‚Festesstimmung', die dem sinfonischen Zyklus des Konzertvereins in so reichem Maße beschert war, galt es in unserem Wagnerfestspielhaus heuer zäher als je zu erkämpfen. Kein Zweifel, man ist hier auf den Lorbeeren von früher ein wenig eingeschlafen, und es ist Zeit, daß da ein künstlerischer Weckrufer naht. Namentlich die Aufführungen der ‚Meistersinger' und des ‚Tannhäuser' machten teilweise einen stark improvisatorischen Eindruck, den auch geniale Einzelleistungen wie Feinhals' Sachs und Knotes Tannhäuser nicht zu bannen vermochten. Gewaltig und wirklich festspielmäßig erscheint nach wie vor ‚Tristan' unter Mottls Leitung. Mit dem Leipziger Tenor Urlus hatte man erstmalig einen gesanglich wie darstellerisch sehr sympathischen Vertreter der Titelpartie beigezogen. Interessant wirkte neben ihm (in der dritten Aufführung) der Bayreuther Tristan v. Barys. Eines hat unser Festspieltristan vor allen anderen Aufführungen voraus: die geschmackvolle, wirklich künstlerische Bühnenausstattung. Es sollte eine der ersten Sorgen unserer Festspielleitung sein, eine solche nun auch für den ‚Ring' neu zu beschaffen, denn hier ist szenisch vieles arg verstaubt und primitiv. Im übrigen hinterließen auch die beiden ersten Ringaufführungen unter Mottl und Fischer die tiefsten Eindrücke. Namentlich Fischer darf mit besonderer Genugtuung auf seine Aufführungen zurückblicken: sein ‚Siegfried' und seine ‚Götterdämmerung' waren von einem künstlerischen Schwung, einer Größe der Linienführung belebt, die begeisterte und hinriß. Von den nicht sehr zahlreichen Gastspielen erzielten im ‚Ring' Zadors Alberich und Briesemeisters Loge die vielleicht unmittelbarsten Eindrücke. Mächtig wirkte auch von Roons Wotan, der freilich an unseres einheimischen Vertreters Feinhals Meisterleistung einen gefährlichen Rivalen hat. Den Wagneraufführungen ging wie früher ein sechs Abende umfassender Mozartzyklus (zweimal ‚Figaro' und ‚Don Giovanni', je einmal ‚Entführung' und ‚Cosè fan tutte') in unserem reizend stimmungsvollen Residenztheater voraus. Das äußere Bild der Festspiele war wie in den Vorjahren glänzend; das Gros des internationalen Publikums stellte namentlich Amerika und England.

Zumpes ‚Savitri'. An der Guraschen Sommeroper in Berlin kam im Laufe der Saison Hermann Zumpes nachgelassene Oper ‚Savitri' ohne sonderlichen Erfolg zur Aufführung. Der Name des verstorbenen Generalmusikdirektors, der mit dem Münchner Musikleben aufs innigste verknüpft ist, kommt namentlich zur Festspielzeit immer wieder in dankbare Erinnerung. War doch Zumpe einer der künstlerischen Mitschöpfer unseres Prinzregententheaters. Daß seine Oper indessen kein Glück gemacht hat, wird auch die Verehrer des verewigten Künstlers kaum wundernehmen, denn Zumpe war wohl ein reproduzierendes, nicht aber ein selbstschaffendes Genie. Die in gut gemeinter Pietät unternommene Aufführung seiner Oper kann daher nicht eben als glücklicher Gedanke bezeichnet werden. Zumpe hat als Dirigent und Organisator eine so hervorragende Rolle in der modernen Musikgeschichte gespielt, daß der Ruhm, der sich dieserhalb an seinen Namen knüpft, füglich keines zweifelhaften ‚kompositorischen' Zuwachses mehr bedarf.

Dr. Eugen Schmitz.

Unsere Kunstbeilagen

Das schlicht-markige Görresporträt ist von Joseph Settegast gemalt, der am 8. Februar 1813 ebenfalls wie Görres zu Koblenz geboren ist. Settegast gehört, da er zu seinem Lehrer Veit in Frankfurt wählte, seiner Schule, wie auch seiner Geistesrichtung nach zu den Nazarenern. Seine Haupttätigkeit entfaltete er als Kirchenmaler in seinen Fresken für rheinische Kirchen in Mainz, Koblenz, Düsseldorf. In Mainz ist er am 19. März 1890 gestorben.

Die sechs Kunstbeilagen nach Gemälden Hans Thomas werden in dem Thomaartikel von Konrad Weiß gewürdigt. Die Vignette am Schlusse dieses Artikels ist mit freundlicher Erlaubnis des Verlags der ‚Süddeutschen Monatshefte‘ dem ebenfalls dort besprochenen Buche Thomas ‚Im Herbst des Lebens‘ entnommen.

Unsere Musikbeilage

bringt im Anschluß an den Aufsatz über Spohr ein Klavierarrangement des zweiten Satzes aus des Meisters dritter C-moll-Sinfonie op. 78, die er laut der Angabe seines eigenhändigen thematischen Kompositionsverzeichnisses im Februar und März 1828 schrieb. Das Stück, das übrigens nicht mit dem durch Bülows Aufführungen bekannter gewordenen Larghetto der fünften, ebenfalls in C-moll stehenden Sinfonie Spohrs (op. 102) zu verwechseln ist, erscheint in jeder Hinsicht als höchst charakteristisch für den Stil des Meisters. Neben der innigen Weichheit der Melodieführung und der schwärmerischen, nur vereinzelt durch einen herberen Strich schattierten Grundstimmung des Ganzen ist vor allem auf die reiche, chromatische, mit Dissonanzen gespickte Harmonik aufmerksam zu machen, die mehr als einmal an Wagners ‚Tristan‘ gemahnt und Spohrs historische Mission als Vorläufer der musikalischen Moderne deutlich zutage treten läßt. Einen modernen Zug weist auch die Instrumentation des Satzes auf: Die Melodie des Cantabile (Seite 2, Takt 9 unseres Neudrucks) wird im Orchester von sämtlichen Violinen, Bratschen und Celli unisono vorgetragen, was eine mächtige Klangwirkung erzielt.

Offene Briefe

Görresausgabe: Oberlehrer Dr. Schellberg in Aachen, Mauerstr. 35 teilt mit, daß er beabsichtigt, im Verlage von J. Kösel, Kempten eine größere Auswahl aus J. Görres' Werken und Briefen zu veranstalten. Besitzer von bisher unveröffentlichten Briefen werden gebeten, ihr Material zur Abschrift auf kurze Zeit dem Verlage oder dem Herausgeber anzuvertrauen. Auch Nachweise von einschlägigem Material sind erwünscht.

Berichtigung Der ‚Rembrandt-Deutsche‘ hat in dem betr. Rundschauartikel im Septemberheft S. 769 irrtümlich den Vornamen Paul erhalten; er heißt bekanntlich Julius Langbehn. Auf seinem Grabkreuz in Puch bei Fürstenfeldbruck ist übrigens nur zu lesen: J. A. L. geb. 1851 † 1907. Pfarrer Graßl sowohl als unser Mitarbeiter E. M. Roloff haben inzwischen neues Material gesammelt. Letzterer wird dieses in einem größeren Aufsatz über den ‚Rembrandt-Deutschen‘ für ‚Hochland‘ verwerten.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: **Karl Muth, München-Solln**
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Dr. Eugen Schmitz, Starnberg

Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten,** Bayern
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59

BEILAGE ZUM HOCHLAND

Aus

L. SPOHRS C MOLL-SINFONIE Op. 78.

Larghetto. ♩= 50.

PIANO

pp

fz

fz

tr

p cresc.

f fz dim.

p

fz

fz

p cresc. fz p fz

pp cresc. fz fz

cantabile cresc.

Melodie in der Mittelstimme

dim. pp

hervorheben.

fz cresc. f




cresc.
f


dim.
cresc.
p
cresc.


fz
dim.
p
cresc.


fz
f


fz

cresc.
p
cresc.

fz
dim.
p
cresc.
fz

fz
cantabile
cresc.
p

dim.
pp
dim.

cresc.
dim.



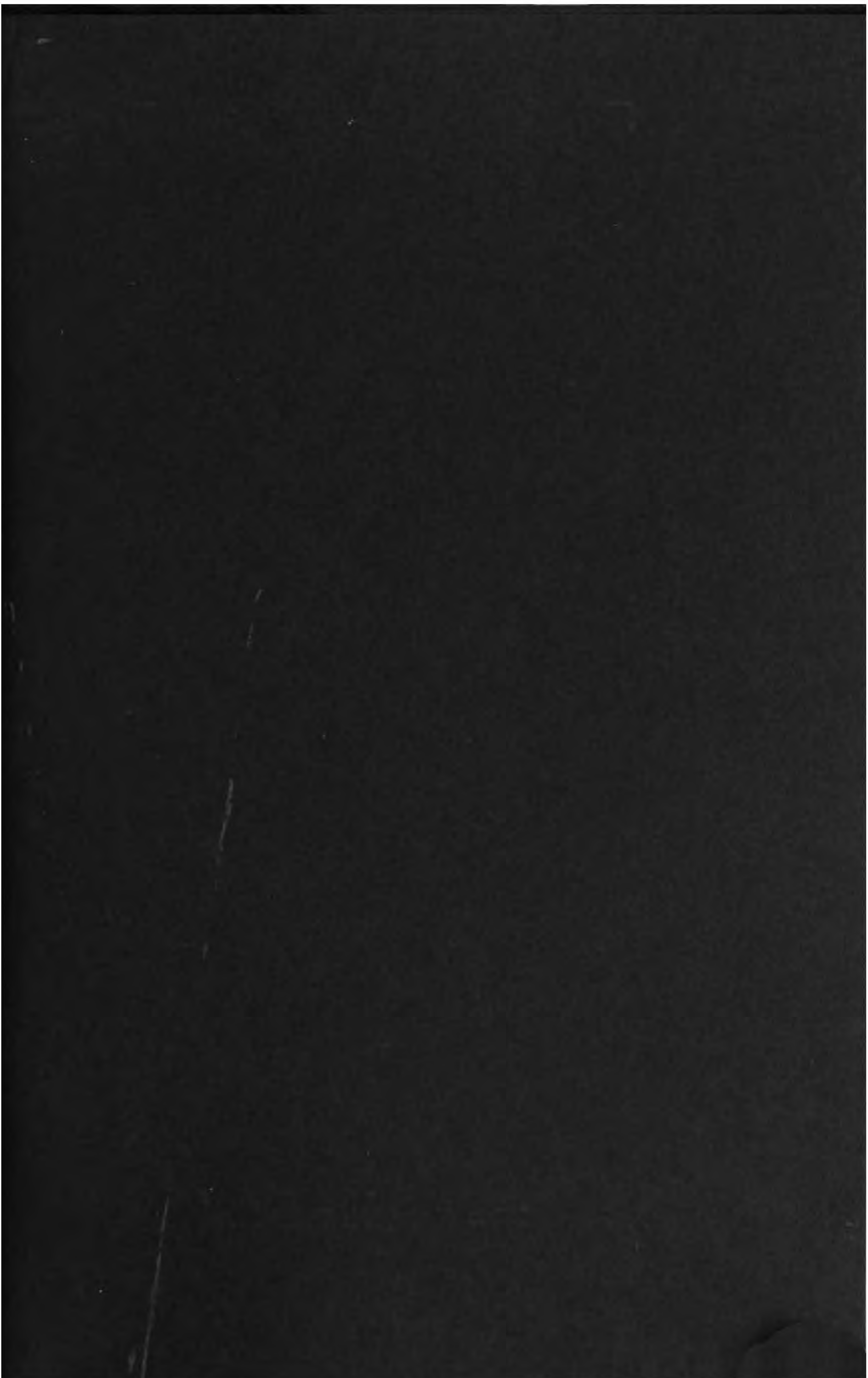

f
dim.

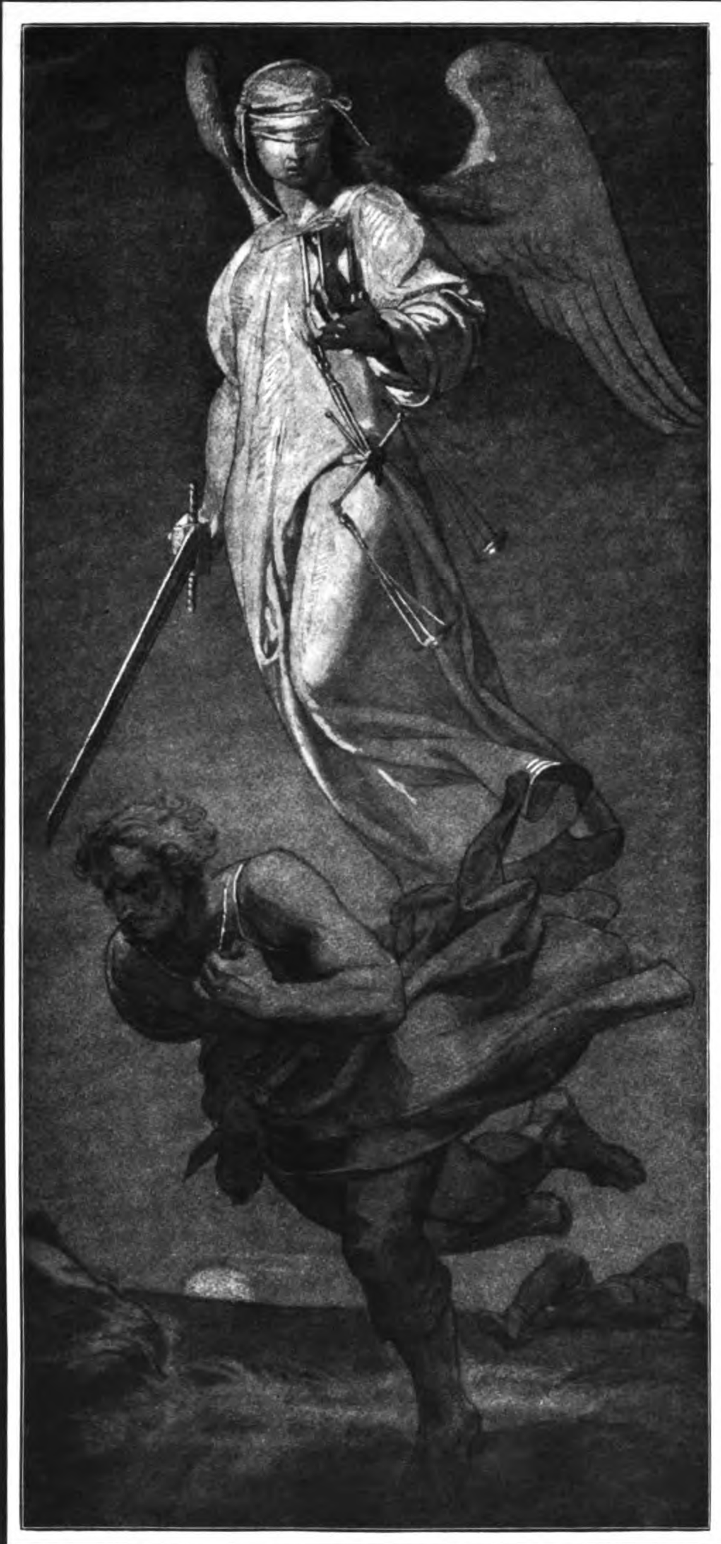

p


p
cresc.
fz
fz
fz
fz
dim.


p


pp
morendo





Alfred Rethel / Die Gerechtigkeit.





Siebter Jahrgang November 1909

Eros-Misericordia / Von Joseph Bernhart

Es liegt ein Meer zwischen Hellas und Judäa.

Griechische Wellen wogten hinüber bis an die Küste des Erlöserlandes, und Athene Parthenos ließ ihren Tempel nach Osten schauen, als müßte von dorther einmal das Leben zu ihren Füßen seinen Sinn empfangen. Sie ist jungfräulich, und Metis, die Weisheit, ist ihre Mutter. Ledig allen Bannes jener Natur, die den Sterblichen in ihre Ketten zwingt, erhaben über alle Menschenschwäche — so lebte sie in den Gedanken der Athener. Vollkommenes über sich zu wissen, die freundlichen Mächte der Welt zum Tasten nah zu haben, aus den schmerzlich empfundenen Schatten des Lebens heraus an ein Lichtreich zu glauben, aus den Mängeln des eigenen sehnenden Herzens fehlerlose Götterbilder zu gebären — dieser ewige Drang der Menschheit bevölkerte auch die Akropolis mit marmornen Idealen. Den sündigen Götterhimmel um sich her an Einsicht und Ehre allüberstrahlend, streng und feierlich überschaut die Athene des Phidias das griechische Leben. Als wehrhafte Schirmerin hat sie den Schild zur Linken, Nike in der Rechten; dreifach faltet sich das Gewand auf ihrer Brust, und eine Schlange behütet gürtend ihren Schoß; auf dem mächtigen Helme krönt zwischen Greifen eine Sphinx die stolze Erscheinung. Athene hat ihrem Volke Kriege gewonnen, aber sie kann es nicht hindern, daß zur Friedenszeit in Gymnasien und Palästren Eros sich Altäre baut und in hundert Standbildern auf die jungen Gemüter einspricht. Süßer Qual ganz hingegeben neigt er seine melancholisch versonnenen Züge mit leichtem Werben über alle, die flehend vor ihn kommen: es sind Jünglinge und Männer. Pfeil und Bogen in seinen Händen besagen nicht so fast, daß er verwunden will, als daß sie schon versehrt sind, die bittend zu ihm die Hände heben.

Hinter dem Grabe hatte der Grieche nichts zu erwarten als ein Verschweben in Vergessen und Wesenlosigkeit. Mit halbem Ernste nur hoffte der

Gute und ängstigte sich der Böse. Der Geweihte der Eleusinien spann sich Träume von einer Insel der Seligen, aber sein Tun und Trachten blieb von solchem Glauben unberührt. Die Schatten des Hades hatten an die Lebenden droben im Sonnenlichte keine Überwindungskräfte zu vergeben, und so lebten die griechischen Naturen mit allem Trieb und Drang ungehemmt sich aus. Auf Eros den Unbesiegten stimmte der Chor der attischen Bühne sein Lied an und huldigte Aphrodite, die lächelnd jeden Sieg gewinne, indes er die Tränen fließen läßt, da Antigone zum Sterben sich anschickt. Ehelos zu scheiden, ist der letzte Schmerz, der die Mutige durchbebt, und wieder und wieder klagt sie, daß sie ohne Hymenäen und Brautfest hinab ins ungewisse Reich der Schatten wandern muß. Euripides läßt seinen armen Hippolytos als jungfräulichen Freund der Artemis in den Tod gehen; aber ehe der Sterbende den Vater bittet, er möge ihm das Totentuch über sein erblassendes Antlitz ziehen, erhebt er ein Wehklagen, daß er umsonst der Starke, Reine geblieben: nun wandle er hinab zum Hades, ums Leben getäuscht. Die griechische Bühne hatte Eros längst als den Knaben des Zeus, den pfeilabschnellenden Verwunder und Sendling Aphroditens besungen, als Plato im ‚Symposion' die schwankende mythische Gestalt durch die Gluten seiner weltgebärenden Sehnsucht schickte und den wunderbar Geläuterten, der Pfeil und Fackel und alles Menschliche abgelegt, den Sternen näher hob.

Plato sieht im Ehrgefühl, das alles Niedrige verabscheut und stark bis zum Tode macht, Eros' vornehmste Gabe an die Menschen. Er findet im Streben nach seelischer Vollendung das stärkste Band der Liebenden und hält die Liebe eines schönen Ausgleichs verschiedener Anlage bei den Menschen wohl für mächtig. Eros treibe den Menschen an, ein ganzer zu werden, lasse uns im Grunde nur nach dem verlorenen Eigenen verlangen und versetze uns beglückend in unsere ursprüngliche Natur zurück. Und da alles tiefe Begehren ihm zugehöre, so habe man in Eros — denn alles gute Gebilde entsproßt einem Verlangen — auch den Quell aller Künste und Wissenschaften zu ehren. Sein innerstes Wesen aber sei Bedürftigkeit: nach dem schönen Guten stehe sein Sinn. Dieses aber sei nicht etwa an ein einziges Wesen gebunden, alles Schöne und Gute sei sich verschwistert und darum liebenswert, wo immer es erscheine. Ist aber die Liebe einmal vom Einzelwesen losgelöst und allgemein geworden, dann bringe sie auch durchs Körperliche vor in die Schönheit der Seelen. Um diese bemüht leite Eros alsbald an zu schönem Tun, bis er endlich, aus allen Banden der Hingebung emporführend, den Ozean des Schönen vor uns erscheinen lasse: ‚Ein ewig Seiendes und weder Werdendes noch Vergehendes, weder Zunehmendes noch Abnehmendes, das nicht teils schön, teils häßlich, noch bald schön, bald häßlich ist, noch gehalten gegen das eine schön, gegen das andere häßlich, noch auch für die einen schön, für die andern häßlich. Auch nicht gestaltet wird sich ihm jetzt das Schöne darstellen, als Gesicht oder als Körperteil, noch als eine Lehre und ein Wissen, noch als vorhanden in einem andern . . ., sondern als etwas, was selbst für sich und mit sich und stets von der nämlichen Art ist; alles übrige aber, was schön ist, hat an ihm teil auf eine Art, daß, während diese übrigen Dinge werden und vergehen, es selbst dadurch weder zu- noch abnimmt, noch irgend etwas erleidet.' Das Schöne lauter, rein und ungemischt, unbeschwert von Menschlichkeit und anderm vergänglichen Tand zu schauen, dahin könne Eros uns führen.

Das Heimverlangen der Seele nach den Ideen — das war der Inbegriff der platonischen Erotik. Als fern besonnte Küste leuchtet diese ideale Welt

herüber ins attische Denken, aber ihre begeisterte Schau war nicht mächtig über das wirkliche Leben. Fremd dem athenischen Markte und der Volksversammlung sinnt und schreibt Plato in seinem Landhaus am Hügel Kolonos über den weltabgelösten Eros, aber seine Buchrollen, vielleicht vom Leben ihres Verfassers selbst enttäuscht, warten auf einen, der ihre hohen Gedanken und Verheißungen in lebendiger Tat erfüllen soll. Und wäre das Volk der Athene Parthenos auch guten Willens gewesen, woher hätte dem Anbeter jenes köstlich verwundenden Eros, dessen Marmorbilder täglich sich vermehrten, der allbezwingende Antrieb kommen sollen, über die niederen Mächte des Lebens sich hinauszuringen und den heimlichsten Nöten der Seele zu entkommen? Von kaltem Glanze, stumm und seelenlosen Blickes, allzufern, unfaßbar und uferlos wie der entwölkte Himmel, zusammenhanglos überschwebte dieser neue Eros ein Leben, das an nahe und greifbare Freuden gewöhnt war. Und hätte er je eine Seele stark gemacht, selbstvergessen sich der nächsten hinzuopfern?

In Judäa, auf einer Berghalde, sitzt der Menschensohn und spricht das Erlösendste, was je die Seele vernommen. Unfaßlich klingen seine Preisungen — entfernteste Enden, von je verfeindet, bringt er zusammen. Was felsenhart und -schwer bis dahin ein Schrecken gewesen, daraus hervor läßt er selige Quellen jauchzen, Schmerz und Himmel, unvertauschliche Worte verwechseln sich in seinem Munde. Auch er will — wie der Hellene — die Menschenseele ablösen von dem, was wechselt und altert und rostet, hinaufführen in bandelose Freiheit vom Einzelnen und Zufälligen und läßt einen Himmel leuchten, der alles über Welten hingestreute Schöne in sich begreift. Aber dahin bringt dich nicht ein allmähliches Sichhinaufdenken, auch keine vornehm anhaltende Neigung zu wohlgestalten Gliedern, ja nicht einmal die schöne Harmonie deiner Kräfte, es sei im Ruhen oder Üben — dieses neue Himmelreich des Bergpredigers ist nicht unnahbar thronendes Leuchten wie der Sternhimmel jener Welt der Ideen; — es ist ein lebendiger aufhorchender Himmel, der auf ein inbrünstiges ‚Tauet, Himmel!' nicht anders kann als barmherzig herniederkommen in jede bereite Menschenseele. Doch will dieser heimsuchende Himmel dich nicht in einsamer Verzückung zu sich aufstarren sehen. So wie er nach allen Seelen trachtet, gibt er diesen Drang auch der deinigen: alle zu lieben, denn allen bist du verwandt. Liebe, die Erbarmen heißt, die ist das innerste Wesen des Himmelreichs. An seinem eigenen Herzen hat Gott der Vater alles Leben entzündet, sein Gleichnis jeder Seele einerschaffen, daß sie zum Urbild zurückverlangt und in Jesu Gebot, daß wir Gott lieben sollen, nur ihre eigene Stimme vernimmt. Aber diese Gottesliebe muß überströmen und in die Breite fließen, alles berührend, was zu erreichen ist — in der Erfüllung des andern Gebots, daß wir den Nächsten lieben als uns selbst. Die Seele muß sich als in Liebe allumspannendes Abbild ihres Vaters bewährt, muß zugleich mit seinen vorgeschriebenen Wegen auch Brudernöten durchlaufen und ihre Selbstsucht auf tausend Altären im Leben umher verbrannt haben, bis sie bekennen darf: Ich liebe Gott. Nicht nur daß diese Mahnung das ganze Altertum an Hoheit überragte, sie sperrte ungekannte Tiefen der Seele auf und rüstete den ganzen Menschen mit unerhörten Kräften aus. Liebe — der Grundton in Platos Gastmahl, der Grundton der Bergpredigt. Dort hat Eros sein Gefieder, ja seine ganze verwelkliche Hülle abgestreift und als überschwebender Geist die verknüpfende Mitte zwischen Gott und den Menschen eingenommen, aber am Tage der Bergpredigt muß auch er, das feierlichste, bis ins anbrechende Christentum währende Gestirn

der Antike, vor dem aufgehenden Morgenhimmel seinen Glanz verlieren. Die neue Liebe ist nicht im Tal geboren, um rein und reiner ins Erhabene aufzusteigen; sie stammt aus der Höhe und läßt sich nieder ins Unscheinbarste und Menschlichste. Sie sagt nicht ich, sondern du. Sie ist nicht Eros zubenannt, sie nennt sich Misericordia.

Es liegt ein Meer zwischen Hellas und Judäa.

* * *

Wenn wir vom Heimlichsten in der Menschenbrust reden, so müssen wir der Frage Antwort stehen: Warum das? Es muß uns freuen, daß an all dem Stimmengewirr über die Rechte von Fleisch und Blut die ernstlich glaubende Christenheit den geringsten Anteil hat. Denn mit solchem Schweigen will sie sagen: Das eherne Walten jenes alten Gebotes wird alles Fiebergestammel überdauern, und am Ende zerschmilzt nicht das Erz Gottes an unserem Verlangen, sondern wir selbst. Wahrlich, es ist kein Heroismus, wenn der Trieb sich seine eigenen Gesetze schreibt, und auch keine Klugheit: denn er vergißt das ‚Wehe aber' anzufügen und so bleibt das Gesetz ohne Mark und Zwang. Aber das ist ja das Göttliche meiner Religion, daß sie mir jeden Augenblick widerspricht, auf Schritt und Tritt mir den Weg versperrt, daß sie mir die Augen verschließt, wenn ich sie öffnen will, und zum Sehen zwingt, wenn ich sie abwenden möchte; an den Lasten, die sie mir auferlegt, erkenne ich meine Kirche. Es verhält sich freilich so, daß die Wahrheit uns frei macht und selig; aber darauf kommt es an, daß ich zuvor einsehen lerne, was denn im Grunde meine wahren Ketten sind, und darin ist die ewige Stimme meiner eigenen allezeit entgegen: ich erkenne Gott am Widerspruch. Hätten die Menschen ihn erdacht, er verlangte nicht so viel Blutvergießen und rechnete mir's nicht zum ewigen Leben an, wenn ich mein Auge, das zum Ärgernis geworden, ausreiße und von mir werfe. Dieses ganze Evangelium vom freien Fleische ist doch nur der Mut der Sünde, auf die Straße zu treten, notdürftig mit Vernunft bekleidet. ‚Was tut ihr da besonderes, tun denn die Heiden nicht das nämliche?' (Matth. 5, 46). Auch die Sünde befiehlt ihren Bekennern: Was ich euch im Finstern sage, das sprechet aus am Lichte; und was ihr ins Ohr höret, das verkündet auf den Dächern! (Matth. 10, 27). Warum eben heute der breite Markt von Fragen und Reden über Dinge des verborgensten Lebens erfüllt ist, das hat viele Gründe — aber einer heißt Selbstsucht. An ihr nähren sich alle Triebe und so weit sie sich im Menschenwesen auch verzweigen mögen, hier in der Wurzel sind alle grundverwandt.

Es möchte scheinen, als hätten wir in diesem Zeitalter der sozialen Fürsorge an der Erfüllung des großen Gebotes der Liebe gearbeitet — wieviel Gutes der Schrei und die Faust der Hungrigen zuwege gebracht, wieviel dem ureigensten Lebenstrieb der Gesellschaft selbst entsprang, davon sei abgesehen — aber unsere seelische Verbundenheit hat so wenig Stärkung erfahren, daß eben die heiligsten Kräfte und Bande von Mensch zu Mensch: Entsagung, Reinheit, Ehe, tief im Staub verderben sollen. Vielleicht, daß wir beim beruhigenden Anblick all der Segnungen menschlicher Wohlfahrt uns allzusehr des Mitleidens und der eigenen handanlegenden Hilfe überhoben glauben und für die innerste Meinung der Bergpredigt Jesu unempfänglich werden. Die ganze Liebe besteht nicht allein in der Versorgung der Leiber — sie nimmt sich der Seele an. Im Menschen auch das Geistwesen zu sehen und zu achten, dessen

entwöhnt uns rein erdhaftes Leben und Ringen. Mit dem schrankenlosen Selbersseinwollen des Menschen wuchert ungehemmt auch der Naturtrieb und zerbricht den Adel der Ehrfurcht vor dem ewigen Wert aller Seelen. Freilich, wo der Glaube an diesen Wert geschwunden, verstummt auch das Gebot der Schonung und Reinheit. Ich glaube aber, daß aus Jesu Wort ‚Liebe deinen Nächsten als dich selbst' heilend und helfend auch ein Strahl in jenes Heimlichste der Menschenbrust fällt. Davon sei die Rede!

Bist du einer von den Spärlichen, ein froher Überwinder, so kommst du mit Lächeln aus dem heiligen Krieg und rätst mir an, zu schweigen: matt und kühl sei alle Rede und über keinen mächtig, der in Gluten steht; Eros dürste ja viel heißer nach der Wunde von morgen als dem Balsam für gestern. Ja, aber das Leben ist so angetan, daß es jedem, der es mit willig hingereichter Schale durchwandert, unvergängliche Erkenntnisse zufließen läßt — eigensten, unveräußerlichsten Besitz. Wie ich es rinnen sah aus getäuschten Augen! Wenn sie in der Kirchenstille ihre Seelen zu sehen geben, wie sie bluten! Wenn Reih um Reihe die lernenden Kleinen sitzen und so viele welk ihren Lenz anfangen — wie stumm und furchtbar diese Blässe klagt! Wenn hochwandernde Einsame selbst, an die wir geglaubt, im Abgrund beschlossen, wenn eure Prediger des Eros den lebenslangen Ring an Mannes und Weibes Hand verlachten, wenn die Vergnügten ohne Freude mit Schlamm in den Augen sich verlangten, wenn durch die Nachtgassen feile Seelen strichen und darüber der sternvolle Himmel unverstanden schwieg — da schauerte ich in Eros' Schatten, und ich sah aus nach der Erlöserin, die Hellas' Boden nie betrat, der Selbstvergesserin in härenen Falten, der schweigsamen Erbarmerin: Misericordia.

Es schläft ein Wort von Gott in allen Dingen. Es ist zum Erschauern wunderbar, daß im Notwendigsten, in den Dingen der gemeinsten Nutzbarkeit eine sinnvoll tiefe Schönheit leuchtet, die sich der greifbaren Welt als Sprache bedient. In Urzeittagen gebar die Erde Glutmassen, die im Emportreiben zu Alpen erstarrten. Wie atmen wir ruhig in Ewigkeitsgedanken vor diesen felsenhaften Gleichnissen alles Leben wandellos überdauernder Mächte? Von der Flamme lieh sich das Herz die Sprache für sein Gewaltigstes. Am Meere faßt uns schweigende Andacht wie am Saume der Unendlichkeit. Soll das tiefere Meer der Seele nicht auch ein Gleichnis rauschen? Eros wälzt das Blut der Menschheit weiter, aber in dem dunklen Wogendrang vernimmt der Schöpfer sich selbst. Auch dieser Strom erfüllt seinen Willen und spiegelt Ewiges über sich. Liebe — schlägt von drüben eine Wonnewelle an die Seele? Will sie uns ahnen lassen, was in Gott für Freuden stürmen?

Ich selbst muß Sonne sein, ich muß mit meinen Strahlen
Das farbenlose Meer der ganzen Gottheit malen.

Für viele glaubt sich's an den Himmel nie so leicht und innig, als wenn sie von der Liebe eine Stunde lang über Zeit und Raum hinausgehoben. Aus solch bewegten Seelentiefen kündet sich — im Namen dessen, der sie eingegründet — ewige Wahrheit an: ‚Du bist nicht für dich. Willst du es sein, du wirst bald zum einsamen Riff, hart und schroff, abgestorben. Du bist verschlungen in den Reihen aller Geister, im Händegeben Hände nehmend. Liebe — dieses Gleichnis vor Sonnenuntergang, — vielleicht daß du's unterm frischen Hügel einmal zergehen siehst wie Nebel über dem Lande der Verheißung. Liebe — mit der Tranlampe auf die Sonne warten!'

Damit aber Eros, wie er in der Vergeblichkeit seines unendlichen Sehnens nach dem Gott des verlorenen Gartens ruft, also auch ein Morgenrot des ewigen Tages sei, muß er einer neuen Liebe sich verbünden.

Unter dem Kreuze Jesu — so hat es den Anschein — bleibt kein Raum für Eros. Was hätte er dort zu suchen, wo das Leben sich zerschlagen läßt, die göttlichsten Blicke verlöschen und das einsamste Elend von Welt und Gott verlassen in die Finsternis schreit? Aber da lesen wir, daß unter dem Kreuze auch Maria von Magdala gestanden sei; — vielleicht ist das Schmerzensholz der himmlischen Liebe nie und von niemand inbrünstiger umschlungen worden, als von der irdischen in der Stunde der Selbsterkenntnis.

Die eine große Erlösung geschah am Kreuz, und ehe die Seele nicht in seinen Schatten gerückt, hat sie weder Gott, noch sich selbst, noch das Leben verstanden. Es ist gar nicht auszudenken, wie in diesem einzigen Zeichen alles Weltverständnis inbegriffen ist, aller Zerfall und Zwiespalt seine Versöhnung eingeht. Wer der Menschenseele auf den Grund schaut, findet sie angelegt auf die Erfüllung des Härtesten und sieht ihre Fluten ruhen auf dem ewigwährenden Felsgrund der von Anbeginn tief eingesenkten Botschaft Jesu. Wenn der ausgelebte Naturtrieb, er heiße wie er will, reuig geworden, beugt er sich verspätet vor der verkannten Hoheit des Kreuzes und gibt Jesus recht: Wer seine Seele liebt, der wird sie verlieren. Doch ich glaube, noch weit tiefer und fester ist die Seele an Golgatha geschmiedet: Eros weiß davon. Opferrauch macht ihn stark und langlebig. Alles grenzenlose Wachsenlassen unserer Neigungen ist vom Übel, alles Gesunde aber erstarkt an seinen Widerständen. Nichts vertieft und adelt den Zug von Mensch zu Mensch so sehr als ein verzichtender Anhalt dessen, was Natur in uns will. Wer die göttlichen Züge seiner Seele zum Leuchten gebracht, will auch allen nahen Seelen, der nächsten am ehesten, dazu verhelfen. Da gilt es oft Fernen zu schaffen — um höherer Dinge willen. Edel ist, daß wir den Fernen lieben gleich als Nahen; oft kommt alles darauf an, daß wir den Allernächsten als einen Fernen lieben: so gehalten, schweigsam, unvertraulich. Vielleicht waltet der Sühnegedanke nirgends so mächtig und furchtbar unerbittlich als im Leben der Geschlechter. Was im Bereiche des naturhaften Menschen verborgen und straflos zu geschehen scheint, das rächt und offenbart sich in der Welt des Geistes. Reichlich und köstlich läßt Eros aus den vornehmsten Gründen der Seele sich opfern. Es spricht der Staub: Alle sind sie mein, doch tiefer habe ich nichts inne als sie, die Entlassenen des Eros. Ihrer warten die Schauer des Alleinseins — Sturm wiegt nachbarlich Astwerk zusammen, aber in der großen Stille da klagen die Stämme durch alle Zweige: ich bin allein, allein bis hinunter an die Wurzel. Ja, der Weise und Starke schreibt sich frühe seine Inschrift: Solus moriar — einsam ist der Tod. Und wenn Eros seine Fackel ausgelöscht und es den fernen hohen Sternen überläßt, dem ruhigen Schritt herbstlich reifer Wesen, die Hand in Hand das Wegende ahnen, mit dem ersten Dämmer einer über allen Staub erhöhten Liebe voranzuleuchten, so bekennt er sich zum letztenmal im Laufe eines Menschendaseins als den sterblichen Führer ins Unendliche. Zum Scheiden spricht er: ‚Mein Himmel altert und ihr seid spät und des Erschaffens müde. Wandert zu ohne mich — in körperloser Seelenschau. Es ist Ewiges in euch gekommen, davor mir Glut und Rede stirbt. Das war mein bestes Werk an euch: Dieser Aufgang um die Abendzeit.‘

Es gibt Tage, wo Eros sich beugt vor der Hoheit der anderen Liebe. Wenn es in guter Frauen Schoß Advent geworden, so weiß ihr Auge täglich weniger von Eros, und besinnlich ruht der große Blick, als käme das Erwartete aus der Ferne, auf erbarmenswertem Unsichtbaren. Vom Anhauch der Sorge, von einer neuen Liebe, vom schönsten Sichganzvergessen lebt das Auge der werdenden Mutter. Daß ihr Männer doch lerntet von solchem Advent!

Ja, Eros' innerstes Wesen heißt Opfer — er ist Opfer und will Opfer: Grenzenloses Hinschenken alles Eigenen, willenloses Sichbindenlassen und kniende, schweigsame Demut, bald aber tiefgefühlte Ohnmacht, in den erschienenen Himmel ganz und erdvergessen einzugehen, tagende Einsicht, daß Eros von der Trauer gefolgt ist, und sühnelos nur der Geist sich freut, wie Nacht einbrechende Ahnung, daß am Ende jeder sich selber übrig bleibt. Aber je tiefer sich solche Erkenntnisse auftun, um so inbrünstiger klammert sich die sinnliche Liebe an ihren Besitz, Endlichkeit hängt sich an Endlichkeit — abyssus abyssum invocat, ein Abgrund ruft den andern an. Es bedarf eines großen Willens im Menschen, das Opferhafte solcher Liebe als Anstoß zur neuen, christlichen zu verstehen, über die Schwelle eines großen Schmerzes ins Reich der Erbarmung einzutreten und fortan mit neuem, königlich mächtigem Blick das geliebte Wesen anzuschauen. Aus einem Trinkenden sollst du ein Brunnen werden!

Würdiger, freier, mächtiger kann der Mensch dem Menschen nicht gegenüberstehen, als wenn sein Auge ins Geistige, Dauernde, Unsichtbare im Nächsten vordringt und über allen Anreiz der Erscheinung hinweg an die ewige Bestimmung des geliebten Menschen glaubt. Darin mag der Alltag einen Abstand werden sehen; dem Nachfolger Jesu ist es einer von den unzählbaren Fällen, wo Entfernung Annäherung, Verlust Gewinn und Verzicht ein allertiefstes Innewerden bedeutet. Tote lieben so wie Lebendige, ist edelster Menschen Weise — aber die Lebenden umfangen als die künftigen Toten, bedacht auf ihr ewiges Leben, ihr Heiliges schonend, ihr Verantwortliches ehrend als Aussaat kommender Herrlichkeit — solche Liebe ist nicht von dieser Welt. Was du heute begehrst, ist morgen zerbrochen, zergangen, und dein Requiem auf das entrissene Wesen wird heiter tönen, innig, himmelbezwingend, wenn du ehrfürchtig das Überdauernde an ihm geliebt, das Unverwesliche. Die salzigste Träne zeitlebens floß manchem vor erkaltetem Menschenbild, wenn späte Weisheit ihn überkam: ‚Ach, hätte ich dich geschont; aber nun ist deine Seele vom Strande gestoßen, und vergeblich rufe ich dir meinen besseren Willen nach. Hätte ich doch nie deinen Nachen beschwert! So ziehst du deiner ewigen Fahrt — und führte sie tief und tiefer hinein in Meere des Schmerzes: es wäre meine Schuld!' Heilsame Verstimmung, wenn Eros übers Grab hinausgesehen und sterbend die Fackel zertritt! Die vorwärts sinnende Liebe vernimmt auch diese Stimme: ‚Habt Erbarmen mit denen, die noch nicht sind. Nicht aus Zufall und Torheit will der Mensch geboren werden, sondern aus dem heiligen Willen, daß eine neue Seele die Augen aufschlage zu ewigem Leben.'

Also verklärt lernt Eros die neue Sprache der Liebe reden. Was er im Grunde wollte, das tiefste Besitzen und Angehören, erfüllt sich ganz erst in der Höhe der christlichen Liebe. In ihr allein liegt auch die Fülle der Kraft gebunden. Denn sie neigt sich, um zu heben, sie versagt, um zu be-

glücken, sie beugt sich, um zu siegen, sie kennt das Bessere und führt und geht voran, sie bleibt am Ende mächtig über alles, was tiefer unter ihr, und bleibt das Ersehnteste und Begehrteste vor aller Welt. ‚Wie schön ein keusches Geschlecht im Tugendglanz! Ist es gegenwärtig, so ahmt man ihm nach, entzieht es sich den Augen, so sehnt man sich danach (Weish. 4, 1. 2). Nur solcher Liebe gelingt es auch, was vor dem fiebernden Auge der Leidenschaft sich verschleiert, überlegen zu durchschauen: vor dem reinen Blick öffnen sich geheimnisvoll die heimlichsten Falten des anderen Wesens. Wandellos treu in sich beharrend leuchtet solche Liebe wie die Sonne des Vaters über der geliebten Seele. ‚Die Liebe ist langmütig, gütig ist die Liebe, sie ereifert sich nicht; die Liebe ist nicht unbescheiden, sie bläht sich nicht auf. Sie ist nicht ungebärdig, sie sucht nicht das Ihrige. Sie läßt sich nicht erbittern, sie trägt das Böse nicht nach. Sie freut sich nicht des Unrechts, sie freut sich der Wahrheit. Sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles‘ (I. Kor. 13, 4 ff.).

Selig, wer sich ein Scheit geraubt von diesem heiligen Herd!

Auf einsamem Wege trafen sich Eros und ein Cherub in Jungfrauengestalt. Sie kamen von den beiden Enden der Welt. Beim ersten Anblick erschraken sie vor einander, denn jedes glaubte sich selbst zu begegnen, so ähnlich waren sie an Schimmer des Gewandes und Schönheit der Gestalt. Aber der Blick aus ihren Augen war doch um eine ganze Welt verschieden. Ich komme von Gott und grüße dich! So sprachen sie im nämlichen Augenblick zu einander, daß ihre Stimmen sich zu einer einzigen vermischten. Wer bist du? fragte Eros. Da hauchte die Jungfrau unter einem Blick zum Himmel: die Liebe. Und als sie dann fragend Eros ins Auge sah, da senkte er sein errötendes Antlitz und antwortend sagte er auch von sich: er sei die Liebe. Beide hielten in den Brustfalten ihres Gewandes etwas verborgen, ohne sich zu sagen, was es sei. Bei Eros war es eine Geißel, bei der cherubinischen Jungfrau aber eine Perle. Es war wohl jene Perle, von der Jesus sagte, daß es ihretwillen sich lohne, alles hinzugeben, was immer man habe. Von diesem Kleinod, das ein Himmelreich wert, schien etwas Übermenschliches auf die ganze Erscheinung überzugehen. Was sonst unverbunden in der Welt besteht, das zwang sie kraft der Perle in eins zusammen: den Ernst des Cherub, der beim Gericht einst Schwert und Wage halten wird, mit dem Frohsinn eines ewig leidverschonten Wesens, und die Einfalt des Kindes mit einem ahnenden Wissen um alle Geheimnisse. Als sie nun so standen, Antlitz in Antlitz, da ward Eros so mächtig ins Innerste bewegt, daß er im Anschauen der Himmlischen seiner ganz vergaß und selig sich in sie verwandelt glaubte. Er, der Sohn des Reichtums und der Armut, der alle, die ihm folgen, überreich und bettelarm macht, fühlte im Entbrennen zu dieser Jungfrau, daß er nichts, erbärmlich nichts sei im Vergleich mit der Wonne, die von ihr ausging. Aber da der Drang, über alles Herr zu werden, ihm von Anfang eingeboren, so besann er sich mit einem Male auf seine Macht, und indem er die Geißel in den Gewandfalten fester faßte, wollte er auch diesmal sprechen: Sei mein! Aber ehe es geschah, hatte die Cherubinische ihn durchschaut, hatte schweigend ihre Perle enthüllt und Eros ihr mildes Leuchten gewiesen: ‚Liebe mich. Liebe meine Seele. Um des Himmelreiches willen — fasse es, wenn du es fassen kannst.‘ Da wuchs Eros über sich selbst hinaus, er erkannte seine Armseligkeit, und mit der cherubinischen Kraft, die über ihn gekommen war,

sprach er das alte Wort in einem neuen unerhörten Sinn: Ich liebe dich! Und so sehr liebte er die Jungfrau, daß er die Geißel weit von sich warf und ehrfürchtig aufs Knie gesunken mit einem unendlich seligen Lächeln ihrer entsagte — aus Liebe. An ihrer Hand erhob er sich wieder von der Erde, um in Demut mächtig ihr nachzufolgen in die ewigen Gründe.

Indessen saßen irgendwo zwei Menschen weltabgeschieden. Vor Glut verstummt, atmeten sie schwer. Im Mittagsbrande ganz erschlossene Blumenkelche — so waren ihre aufgedeckten Seelen. Alle Tiefen wollten sich verschwistern und von Einswerden raunten alle Wipfel umher. Da hob von den erstorbenen zwei Stimmen die stärkere an: ‚Ich liebe dich! So tief ist meine Liebe, daß ich kein Elend über dich kommen lasse! O, wie unsere Seelen sich freuen, daß sie nicht jammern müssen!‘ Aus Sommerabendhütten stieg leichter Rauch empor. ‚Siehst du, wie er hinaufzieht?‘ Ein lächelndes Opfern — nur sie vollbrachte solches Wunder: Misericordia. Im frohen Wanderschritt frohlockten sie beide über eine gebundene Welt.

Misericordia wohnt auch im Dome der Entsagenden. Sie füllt dort die ewige Lampe und verhütet ihr Erlöschen. Gott ist das Licht, stärkendes Licht dieser Wenigen, aber genährt will es sein vom Öl der Erde. Öl der Erde aus den tiefsten Schächten der Finsternis holt die Erbarmung. Sie kennt die Abgründe und vernimmt Gott auch hier. Denn er kommt und ruft auch im Elend: Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan. Alle Kräfte frei zu haben für den priesterlichen Seelendienst der Brüder, ist ein Rat der Erbarmung, aber sie nährt und schützt auch die Flamme Reinheit, die sie fordert. Viele lächeln: Heilige Unmöglichkeit! Das eine ist wahr: der einsam Opfernde braucht ein meertiefes Warum? ‚Um des Himmelreiches willen‘, sagte Jesus — ‚fasse, wer es fassen kann!‘ Nicht in uns selbst liegt die Kraft zur Enthaltsamkeit, sie strömt aus höheren Gründen außer uns. Aber wo der Sinn des Lebens verdunkelt ist und der Weg ins Ungewisse geht, wie soll es da noch Opfer geben? In diesem Heimlichsten muß Gott zu Wort kommen, der das erste Werde gesprochen. Er schuf uns frei, und die Freiheit stirbt nicht daran, daß der Trieb sie leugnet. Als ich zum erstenmal erkannte, daß das Himmelreich mit allen etwas vorhabe und auch in mir sich erfüllen wolle, als ich vom Himmelreich aus, das kommen will, mich selber sah, da erschrak ich darüber, daß ich frei bin; leichter ein Stern zu sein, der schuldlos glüht und altert, oder eine Woge, ein stürzender Fels, der nicht anders kann, als frohe Hütten zertrümmern. Der Glaube an die eigene Freiheit quillt aber nur aus dem höheren Glauben an Gott. Wie ein stiller Sturm, heimlich-mächtig, geht durch das christliche Leben ein Vertrauen, daß am Ende überall und immer der Geist Recht behält. Von ihm lebt und leuchtet ja auch das Sinnliche! Dieses aber ist der Grenzgott zwischen Geist und Stoff, und seine Anbetung rächt sich mit der Entfremdung von dem, der keinen neben sich haben will. Will der Stoff zum Versucher werden, so flüstert der Geist die Antwort: Nicht von Brot allein lebt der Mensch, sondern von jedem Wort, das aus dem Munde Gottes kommt! Von dorther, wo der Ewige sein altes Gebot nicht auslöscht, fällt uns die Opferglut, und dorthin steigt der Rauch des vollendeten Opfers: der Segen bleibt in uns. ‚Das Sichtbare ist vergänglich, aber das Unsichtbare ist ewig‘ (2. Kor. 4, 18). Von diesem Weiblich-Ewigen empfängt die Welt ihre Formen, aller gute Wille sein Feuer, jedes Antlitz seine Seele. Es überdauert alle

Augenglut und werbende Sehnsucht, es sieht alle Geschlechter verdorren, es stürmt alles Morsche nieder und macht das Gute stark und aufrecht. Es weiß von dir und von mir und wirkt herein in unsere Stunden. Es ist Gott. Sein Name ist Vater, Liebe, Barmherzigkeit. Sein Sohn mahnte uns: Seid barmherzig wie euer Vater! Dann übte dieser Sohn selbst Erbarmen und stieg ans Kreuz. Im Zucken und Brennen seines Fleisches fühlte er das alte Lustfieber der Menschheit toben. Mit erbarmendem Leiden hat er uns gesühnt, und wie sollte seine Kraft nicht hinunterreichen ins dunkelste Ringen der Brust! Selten, vielleicht mit zartem Erröten, hatte sein Wort diese Tiefen beleuchtet — aber daß er grenzenloses Erbarmen verlangte, damit hat er auch dieses Anliegen mit einem Strahle seines Himmels gestreift.

Herzensreinheit wollte er in allen Dingen, und vor ihren Augen hat er den letzten Himmel aufgetan.

Es gibt eine Wahrheit, die wir nicht von Ding zu Ding ermessen, nicht vom Antlitz der Schöpfung ablesen, die uns nicht forschen, bauen, rechnen hilft, und dennoch notwendig bleibt über alles. Diese Wahrheit jenseits der Dinge will gesucht, erstritten und endlich mit dem Herzen erfaßt sein. Sie zeigt sich nur dem, der ihresgleichen ist: schlicht, frei und rein. Dem aber sagt sie, zum Nimmervergessen: Du hast von der Sünde nichts zu hoffen, alles zu fürchten; Gott hat dich soweit inne, als du ihn einlässest; in allem hörst du seine Stimme: ob Mißgeschick dich überfällt wie nächtliches Überwasser, ob dich am Morgen deine Arbeit erwartet, ob du am Abend ans Ende denkst — in allem ihn erfahren, das kannst du je tiefer, je reiner du bist. Ein Tor zu jedem Geheimnis weiß der Reine. Es gibt Erkenntnisse, die ihm allein vorbehalten sind. Reines Auge sieht Gott wirken an jedem Gewebe, durchschaut den Schleier der Schöpfung, und fände auch seine Ahnung kein Wort. Der Reine freut sich inniger am Schönen, glaubt leichter an die Wahrheit von Gott und dem Unsichtbaren, und seine Liebe dringt vor bis an den Geist, der alles trägt und bindet. Der Reine liebt in der Liebe großmütig, nachsichtig, geduldig und hält sich ans Gute im geliebten Wesen: Er sendet Misericordia aus. Sie hält er für das Beste in Leben und Lieben; weiß Gott, ihr gerade verdankt er seine Reinheit.

So hat der Herzensreine das Schwerste schon getan, um ein Christ zu werden.

Vielleicht, meine Brüder, daß Jesus auch dieses meinte, als er auf der Berghalde frohlockte: Selig, die ein reines Herz haben — sie werden Gott anschauen.

Die Sendlinge von Voghera
Roman von Ilse von Stach (Fortsetzung)

‚Überdies kam der heillose Abend heran,‘ fuhr Giorgio nach kurzem Stillschweigen fort, ‚an dem Luthers Tür sich uns Geschornen öffnete. Margrete hatte ihm Tages zuvor von Benjamins Wunsch gesagt, vor ihn zu treten und seines Mundes Rede zu lauschen, und mit jener großmütigen Gebärde, die ihm eigen ist, lud er uns als seine Gäste in sein Haus. Um die Stunde der Dämmerung stiegen wir beklommenen Herzens und geführt von Margrete die gewundne Treppe zu ihm hinauf, und befanden uns bald in einem wohnlichen Raume, den ich um des großen Eßtisches willen, der ihn fast nach seinen vier Enden beherrschte, als das Refektorium ansprach; doch schien hier auch die Hausfrau zu wohnen und zu schaffen, deren unvollendetes Strickzeug ich auf der Fensterbank liegen sah. Schon erhellte der Schein der Öllampe mit mildem Leuchten das Gemach; denn die Butzenscheiben sind klein, und draußen das schwindende Tageslicht ist zu kraftlos, als daß es noch inwendige Räume aufklären könnte. Luthers Gäste hatten sich bereits um den Tisch versammelt, an dem nur noch unsre Plätze, sowie der des Hausvaters leer geblieben waren. Frau Käthe grüßte uns freundlich, und verhieß uns die Ankunft des Gatten, der ein wenig in seiner Kammer verzog, da ihn während des laufenden Tages sein Gallenübel arg geplagt hatte, so daß er einer ungewöhnlichen Ruhe bedürftig gewesen war.

Indessen konnten wir unsre Augen und Gedanken um die Tafelrunde schweifen lassen, wo wir außer einer Reihe von Tischgängern, die sich wegen ihrer Zugehörigkeit zu Luthers Haushalt mit dessen Ruhm und Bedeutung brüsteten, Philipp Melanchton, Justus Jonas, Anton Lauterbach und Johann Aurifaber in Erwartung ihres Meisters fanden. Herr, ich habe niemals im Vorzimmer eines Gewaltigen auf dessen Erscheinen im Kreise seiner Kreaturen geharrt; doch überkamen mich in diesem unscheinbar bürgerlichen Gemach wunderliche Gefühle, als säße ich auf Teppichen und Brokaten, und über ein Kleines müsse der König von Frankreich auf der Schwelle erscheinen.‘

‚Auch du, Giorgio?‘ unterbrach ihn der Prior.

‚Fürchtet darum nichts,‘ gab Giorgio zurück; ‚doch begriff ich um dieses leichter den Ausdruck ehrfürchtiger Scheu auf dem Antlitz des Knaben, mit welchem er dem Gespräch der Anwesenden folgte.

Man erzählte sich von einem Eislebner Prediger, der nacheinander vier Weiber genommen hatte und endlich um eines neuen, verworfenen Ehebruchs willen von der weltlichen Obrigkeit mit strenger Gefängnishaft bestraft worden war.

„Gott sei uns Deutschen gnädig," sagte Anton Lauterbach, „wenn wir die Zeit unserer Heimsuchung verachten. Den Juden hat er Elias geschickt, den Heiden den Apostel Paulus, uns aber den Doktor Luther gegeben, daß wir uns von ihm sollen strafen und bessern lassen und mit großem Schrecken auf seine geistliche Prognostikation hören; etliche sagen, er habe den Deutschen nur aus Melancholie Schlimmes prophezeit; die sollten doch bedenken, daß alle seine Rede aus dem Worte Gottes fließt, und sich bald bekehren, damit sie nicht zeitlichen und ewigen Schaden leiden müssen."

„Ach, der Undank der Deutschen," sprach Luthers Hausfrau dazwischen, „drückt den teuren Gottesmann bei Nacht und Tage aufs Gemüt; in der verfloßnen Nacht wurde mir Angst, ob ich ihm etwa zu schwere und zu reichliche Speisen zur Abendmahlzeit vorgesetzt hätte, und ich dachte, einen von den Buben zum Barbier zu schicken, daß er ihm durch einen Aderlaß das Blut aus dem Kopfe bringen sollte; aber er wehrte mir und sprach prophetisch von allen, die das liebe Evangelium nicht annehmen wollen: „Gott wird den Blutzapfen ziehen, daß ihr des roten Saftes satt trinket!""

„Ja, so ist es," sagte darauf Aurifaber, „das Volk verstockt sich, während sein Prophet das nahe Weltende voraussagt; weil sie das Licht nicht haben wollen, wird Gott sie mit größerer Blindheit schlagen als unter dem Papsttum, und es wird gehen nach dem Wort Christi: „Das Letzte wird ärger sein denn das Erste," — so haben wir den Doktor Luther oftmals reden hören, und ist es nicht also ausgekommen? Ist aber das eine wahr geworden, warum sollte das andere falsch erfunden werden? Wenn die letzten Tage eintreffen, werden wir uns alle an die Donnerworte unsres Gottesstreiters erinnern."

Es wußte, da man auf lutherische Prophezeiungen zu sprechen gekommen war, bald jeder eine Drohung oder Verheißung des „Reformators" vorzutragen, solche, die sich schon erfüllt hatten, und andere, die alle Tage mitten unter uns wirklich werden würden.

Während Benjamin, weiß wie das Leintuch, das den Tisch bedeckte, die ungeheuerlichsten Phantasien eines cholerischen Geistes sowohl als die natürlichen Voraussagungen des gemeinen Menschenverstandes tiefsinnig in seinem Herzen bewegte, gelang es mir, mein Urteil klar zu erhalten und die ersten von den letzten zu scheiden. Herr, Ihr mögt selbst urteilen, ob es eines Propheten bedarf, um die Wasserfluten in den Niederlanden oder das Austreten des Tibers aus seinen Ufern, oder eine in Westfalen geschehene menschliche Mißgeburt mit Schwanz und Hufen als nachdenkliche Zeichen zu deuten, durch die der Zorn Gottes zu den unlustigen Ohren der Menschheit predigt; denn wie Jehovah allezeit Grund hat,

über die Erde zu ergrimmen, so hat es auch allezeit Wasserfluten und Mißgeburten gegeben.

Oder getraut Ihr Euch nicht, mein Vater, einer lasterhaften Gemeinde, die seit zwanzig Jahren die Freiheit eines Christenmenschen zu allen Ausschweifungen der Heiden nützt, vorauszusagen, daß Gott ihnen gewiß statt heiligmäßiger Hirten grobe Esel zu Predigern geben wird? Seht, solche Prophezeiung des Doktor Luther ist an vielen Orten in Deutschland wirklich wahr geworden —'

‚Du spottest, Giorgio,' sagte der Prior, ‚ich aber sehe Benjamins bleiches Antlitz vor mir.'

‚Nachdem Frau Käthe,' fuhr Giorgio fort, ‚ihre Tischgäste ermahnt hatte, in Gegenwart Luthers keinen neuen Skandal aus einem gut lutherisch gesinnten Haushalt vorzutragen, sondern lieber — hierbei wandte sie sich mit einem unschuldigen „mit Verlaub" zu uns — ein neues Stücklein aus einem Kloster oder einem Bischofspalast zur Erheiterung seines beklommenen Gemütes zum Besten zu geben, erhob Anton Lauterbach seine Stimme und sprach:

„Da könnte ich just mit einem ergötzlichen Histörchen dienen, das Dr. Severus mir um die Mittagsstunde, und des Witzes vergnügt, zuraunte; auch verletze ich die anwesenden Dominikaner wohl schwerlich, da es über die Minoriten hergeht, diese aber zu jenen die Freundschaft ihrer Stifter nicht allezeit bewahrt haben, so daß sich die einen nicht ungern an der andern Schwächen erbauen."

Wir nahmen diese Anspielung hin, ohne ihr etwa zuzustimmen und Lauterbach erzählte:

„Es kam einmal König Ferdinand in ein Kloster von Barfüßern, darin sein Sekretär diese Buchstaben groß und herrlich an eine Wand geschrieben fand:

M N M G M M M M

Der Sekretär bedachte ihren Sinn eine geraume Weile, König Ferdinand aber befahl ihm, die Deutung zu geben, es solle ohne Gefahr seines Leibes und Lebens sein. Sprach der Sekretär, —

„Nichts für ungut, Eure Majestät, — die Buchstaben bedeuten:

„Mentitur Nausea"."

Bei dem Namen des Wiener Bischofs runzelte der König bedrohlich die Stirn, doch hieß er den Sekretär fortfahren, indem er auf die folgenden Lettern wies:

„Mentitur Gallus,"

sagte zitternd der Sekretär, denn der Hofprediger Gallus steht bei Ferdinand hoch in Ehren und Glauben; doch ein Königswort war gegeben, und der Sekretär durfte schleunig seine Deutung vollenden:

„Mentiuntur Majores, Minores, Minorarii."

Aus dem Rahmen der Kammertür erscholl ein herzliches Gelächter; Martin Luther hatte von da aus der Geschichte zugehört, und hielt mit seinem Beifall nicht zurück.

Ich aber, als ich ihn nun in seiner hausväterlichen Würde und Behaglichkeit vor mir sah, fand in meinem Herzen nicht jene Feindesschärfe, mit der ich ihn letzthin in der Morgenfrühe betrachtet hatte.

Margrete brachte Benjamin und mich selbst vor ihn, er aber hieß uns willkommen, fragte, ob wir gut gereist seien, und nötigte uns zurück an seinen Tisch, wo nur Philipp Melanchton uns von seiner Nachbarschaft trennte. Nachdem er seinen Armstuhl bis an dessen Umgrenzung ausgefüllt hatte, wandte er sich zu Lauterbach und sagte:

„Anton, in meiner Galle hat sich das letzte Stücklein Mönch, das noch in mir wohnt, festgesetzt, darum, wenn ich lachen muß über Majores, Minores und Minorarii, so wirft sie sich zur Rächerin auf, und zwackt mich, bis mir das Gelächter vergeht —“

Damit hielt er sich die Seite, wo sein Steinübel ihm heftige Schmerzen verursachen mochte. Ein weniges später wurden die Speisen aufgetragen, und der Hausvater und seine Gäste erhoben sich noch einmal von ihren Sitzen; Luther faltete die Hände über der Brust, sah zum Himmel und rief viel mehr als er betete: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast, und segne, was du bescheret hast!“ Ich bemerkte, daß von den Älteren noch mehrere das heilige Kreuzzeichen schlugen, während die Studenten, über so fromme Sitte erhaben, die ersten auf ihren Plätzen waren. —

Herr, es fand sich, daß Anton Lauterbach mit seinem Mönchsstücklein doch nur für einen Augenblick Luthers trübe Stimmung aufgehellt hatte; dieser begann mit Seufzen seine sächsischen Klöße zu verzehren, und fragte uns düster, ob wir viel Unehre auf unsrer Wanderschaft durch Thüringen begegnet wären? „Ja,“ sagte ich, „viel Unehre,“ worauf er das deutsche Volk hart verklagte, dem Gott die reine Lehre gegeben habe, das er aber um seiner Bosheit willen gewißlich bald verwerfen, und sich einen Propheten unter den Franzosen oder den Polen erwecken werde; die Deutschen indessen müßten hernach das liebe Gotteswort aus einer fremden Zunge annehmen, da sie es jetzt in ihrer eignen nicht begreifen wollten.

„Es gibt allerlei Propheten,“ wandte ich ein, „Deutsche und Wälsche; welcher recht lehrt und heilig lebt, auf den sollen alle Völker sehen.“

Luther warf mir einen mißtrauischen Blick zu, als gedenke er plötzlich meines Kleides und sagte:

„Es ist nicht eine geringe Gnade Gottes, daß er sein Wort auch durch böse Buben und Gottlose gibt, — ja es ist etlichermaßen gefährlicher, wenn er's durch heilige Leute gibt, darum, daß die Unverständigen darauf fallen, und hangen mehr an der Menschen Heiligkeit, denn am

Worte Gottes. Dadurch geschieht dem Menschen größere Ehre denn Gott und seinem Worte, welche Gefahr nicht ist, wenn Judas, Kaiphas und Herodes predigen."

Benjamin sah unsern Gastfreund mit erschrockenen und erstaunten Augen an, und schon glaubte ich, das Wort werde ihm über der Verwunderung in der Kehle stecken bleiben; doch sagte er tapfer:

„Herr Doktor, uns lehrt die heilige Schrift, ein jedes Gewächs an seinen Früchten zu erkennen, und wahrlich kein fauler oder dürrer Weinstock kann uns die Süßigkeit guter Trauben predigen; unsre eigne Vernunft würde ihn leicht Lügen strafen."

Bei dem Worte Vernunft streckte Luther beide Hände zur Abwehr von sich, als gälte es, einen höllischen Spuk von seiner Christenseele fernzuhalten.

„Ratio", rief er aus, „die schöne Metze, der man Unrat ins Angesicht werfen muß, daß sie häßlich werde, soll sich auf ihr heimliches Gemach trollen!"

Wenn ich Euch nun erzähle, mein Vater, daß Martin Luther außer dem Papst und dem zweiten Mönchsgelübde auf Gottes Erde nichts so bitterlich verfolgt wie die Vernunft, so müßt Ihr um deswillen nicht glauben, daß er sich ganz den in der unvernünftigen Natur herrschenden Gewalten ausgeliefert habe; doch ist er so blindlings von gewissen göttlichen Geheimnissen, die über der Vernunft sind, durchdrungen, daß, da er die jenseitige Welt mit dieser zugleich ergreifen will, sinnliche und übersinnliche Dinge in wildem Gemenge aus seinem Munde hervorgehen. Seid Ihr in einem Augenblick versucht, diesen Mann zu verehren, wenn er, nicht in mystischer Verzückung, sondern in leuchtender oder, wenn Ihr wollt, kindlicher Zuversicht demonstriert: Gott hat Wohnung genommen in diesem Leibe, — so werdet Ihr Euch einen Atemzug später vor den Lästerungen entsetzen, die eine bestialische Kreatur, von ihrem Erlöser verlassen und verworfen, auszuspeien scheint. Die Folgen aber sind diese: Das unbegnadete gemeine Volk, dem außer der Tugend guter Werke auch die schlichte Vernunft verdächtig gemacht worden ist, deutet sich die himmelhohe Lehre von der eingegoßnen Gnade und Gerechtigkeit nur mehr nach seinen Lüsten und Begierden.

„Ja, spricht die Welt, es ist nicht not,
Daß ich mit Christus leide,
Er litt doch selbst für mich den Tod,
Nun zech' ich auf sein' Kreide!"

Herr, das tun sie nicht nur wirklich, sie tun es auch auf eine rohe und barbarische Weise. In der Verschwiegenheit einer Klosterzelle mögen wir ja einmal die bitter empfundene Wahrheit aussprechen, daß unsre römischen

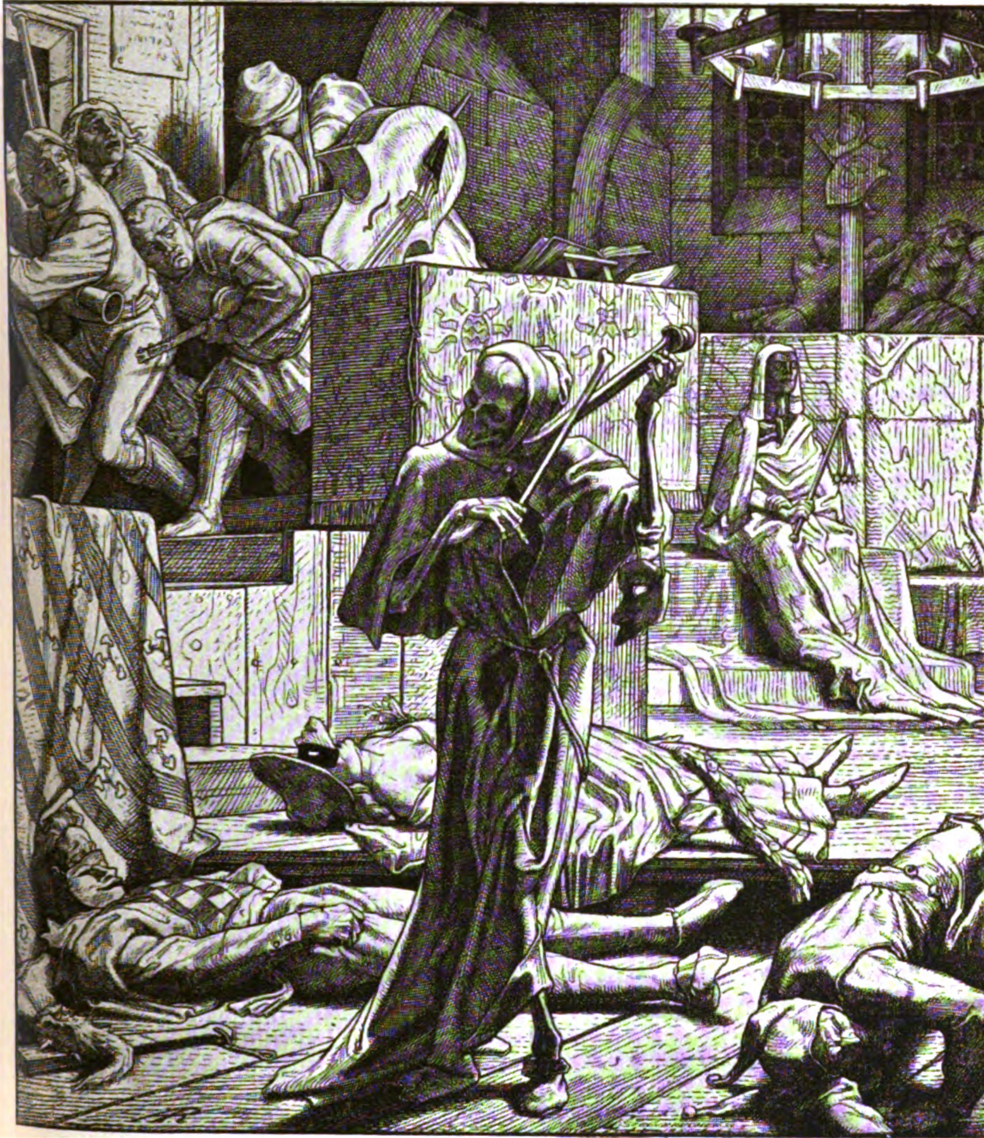
Kirchenlichter, die uns allen vorleuchten sollten, oft die Tugend christlicher Enthaltsamkeit schwer verletzen; aber niemals haben sie die lautere Lehre zugunsten ihrer Schwelgerei verkehrt, diese selbst hingegen zu einer menschenwürdigen gemacht, indem sie allen schönen Künsten und freien Wissenschaften erlaubten, die Geister zu entzücken, und auch die Sinne in eine sanftere Sphäre, als die der ungezügelten Wollust, aufzuheben.

Auf Wittenberg, mein Vater, lastet indessen eine so dichte Finsternis, daß man sie mit Messern schneiden könnte; das Streben nach Tugend ist ein papistischer Greuel, ein gottloses Hangen an den Werken, die Vernunft ist eine Hure, das Studium ist ein Gelächter, und die Wissenschaft ist ein Aberwitz gegen Gottes Offenbarung, die sie nur verdunkeln, niemals aber durchstrahlen kann; solchen Lehren zum Trotz wundert sich Martino, daß die Hörsäle leer und die Wirtshäuser voll sind, die Prediger verachtet und die Kirchen verwahrlost. Ich könnte Euch Dinge erzählen, Herr, daß Euch das Herz im Leibe zu bluten anfängt vor Kummer und Angst um alle Zweiglein, Blüten und Früchte des Menschengeistes, die, wie zu fürchten ist, alle von dem rasenden Ungeheuer, das man in Deutschland Reformation und apostolische Zeit heißt, verschlungen werden. Gott geleite das deutsche Volk aus diesem Chaos wieder auf eine ebnere Straße.'

‚Erzähle mir solche Dinge,' sagte der Prior, ‚denn wie du weißt, ist meine Sorge und Begierde, über den Verfall der Wissenschaften in Deutschland zu hören, nicht geringer, als Benjamins unglückliches Schicksal zu kennen.

‚Diese Nacht,' entgegnete Giorgio, ‚würde nicht reichen, wollte ich Euch die vier Fakultäten, wie sie von einer wüsten Barbarei bedroht sind, vorführen. Doch greift hinein in den vielverzweigten Baum des Wissens, Ihr würdet an jedem Aste einen Wurm nagen finden. Martin Luther selbst ist, wie Ihr bereits begriffen habt, ein unwissender Mensch. Herr, beschwerte ihn Wissenschaft, wie könnte er ungehindert eine einzige Meinung darstellen, wenn auch — was seine eignen Worte sind — die Welt darüber in Trümmer gehen sollte; aber es ist das Geheimnis seiner Stärke, daß er über jedes Ding von einem immer gleichen Punkte aus urteilt.

Uns Geweihten geziemt es, zuerst mit Bangen an die Theologie, als an die vornehmste aller Wissenschaften, zu denken; nichts aber tut sich leichter ab, als dieses. Vor den Schriften der heiligen Väter, insonderheit des Hieronymus und Origines, hüte sich der reformierte Christ; sie dringen in einer unliebsamen Weise auf die eigne Bemühung, und wer ihnen glaubt, der verläßt sich nicht länger dreist genug auf das vergossne Heilandsblut, dadurch er aus der Menge der Sünden und auf breitem Wege das himmlische Ziel erreicht.'



Alfred Rethel/Der Tod als Würger.



‚Die Straße ist eng, die zum Leben führt,‘ wandte der Prior ein.

‚Gewesen!‘ gab Giorgio ihm zurück.

‚Auch den strengen Weg der Wissenschaft waren wir gewohnt als schmal und steil anzusprechen; Martin Luther indessen, wie er in die Mysterien unsrer Erlösung plump hineinfährt, rennt auch mit seinem vorgefaßten Urteil alle Schranken, die den Stümper vom Weisen trennen, nieder, so daß jener — ei, wie mühelos — sich in diesen verwandelt sieht und sich über ihn erhebt.‘

Giorgio neigte sich näher zu seinem aufmerksamen Hörer, als er fortfuhr:

‚Ich brauche Euch, mein Vater, nicht von jenem rätselhaften Buche als von einer Neuigkeit zu berichten, das vor Jahresfrist ans Licht gekommen ist, und mit dessen Deutung Papst und Kardinäle und alle Gelehrten der Welt scheu zurückhalten; es heißt: „De revolutionibis orbium coelestium“ und lehrt eine Bewegung der Erde, wie es schon einige Griechen, unter ihnen Aristarch von Samos, getan haben. Luther freilich ist kurz und gut mit seiner Entscheidung fertig, den Frauenburger Meister einen Narren zu heißen, womit er sich dem gemeinen Volk jener Stadt gleichstellt, das ihrem großen Mitbürger eine Schellenkappe zur Fastnacht überreicht hat.

Gelüstet Euch, ein Mehreres zu hören, mein Vater, so will ich noch der sinnvollen Weise gedenken, mit der wir gewohnt sind, die ausgebreitete Natur zu betrachten, ob wir hier oder da einen Blick in den wunderbaren Plan Gottes zu tun vermögen, nachdem er Leben und Bewegung auf der Erde erhält. Nicht anders würdigt man in Wittenberg zu Zeiten Garten und Feld eines — freilich flüchtigeren — Blickes, um Gleichnisse darin für die Menschen und ihre Pflichten zu entdecken. So hörte ich eines Tages Luther — wie er gerne tut —, über die Ehe reden, für deren Notwendigkeit wir in der Natur, im Leben der Tiere und Pflanzen die deutlichsten Beispiele erblickten. Auch wir, mein Vater, die wir glauben, daß Gott unsrer unsterblichen Seele die Gabe verliehen hat, schon auf Erden ihm ähnlich, und, nach dem Maße ihres Glaubens und Liebens von den Bedingungen des Leibes befreit zu sein, vermögen doch einzusehen, daß die natürliche Ordnung des menschlichen Geschlechtes ihr Abbild findet bei Hirsch und Hirschkuh, Hengst und Stute, Kater und Katze, oder wo immer Ihr wollt; daß aber, wie Luther mit dem Ernste eines Weltweisen vorträgt, der Apfel und die Birne untereinander zur Ehe verbunden sind —‘

‚Giorgio, du scherzest,‘ lächelte der Prior. ‚Wenn auch für uns alle die Scheidung des Männlichen und Weiblichen und wiederum ihre Vereinigung im Reiche der Pflanzen genug des Unerforschten und deshalb Wunderbaren enthält, und wenn ich auch nach deiner Erzählung an-

nehmen muß, daß der Doktor Luther mit den alten Lehrern unbekannt ist, etwa mit Apollonius von Tyana, dem berühmten Antichristen, welcher seine Schüler lehrte, zu beachten, wie in der ganzen Natur nur Gleiches mit Gleichem sich begatte, so wundert mich doch, Giorgio, daß Martino nicht das Geschlecht von Apfel und Birne in einer andern als der deutschen Sprache aufgegangen ist und ihn eines Vernünftigeren belehrt hat.'

Der Prior nickte nachdenklich und schmunzelnd mit dem Kopfe, als er fortfuhr: ‚Ich bemerke wohl, daß die schöne Ratio sich nicht ungestraft verachten läßt, — du aber, Giorgio, vollende, was du mir von Benjamin auszusagen hast; denn ich spüre die Schauer des nahenden Morgens, und noch sitzt unser Bruder in deiner und Margaretes Gesellschaft an Luthers Tafel.'

‚An jenem Abend,' fuhr Giorgio fort, ‚dauerte des Reformators trübe Stimmung, bis sich die Türe auftat, und der Apotheker von Wittenberg, den Ihr, mein Vater, als Meister und Maler kennt, mit einer Kanne Falerner Weines hereinkam, die er dem Freunde zur Verbesserung der Stunde und zum Geschenk brachte.

Als Luther den dunklen Tropfen auf dem Grunde seines Bechers sah, lachte ihm das Herz und der Mund, und selig sprach er zu Lukas Cranach:

„Lukas, weil Vollsaufen ein so alt ehrlich Herkommen ist, so laßt's uns jetzunder nicht abbringen!“

Danach dauerte es nicht lange, bis der Wein seine Zunge gelöst hatte, und der „Reformator“, durch unsre mönchische Gegenwart angeregt, sich in wunderlichen Sprüchen über Glauben und Gerechtigkeit erging. Er beklagte uns, wie mir schien, aufrichtigen Gemütes, daß wir bedacht seien, unter Furcht und Zittern das Heil unsrer Seele zu erwirken, wandte sich mit bedauerlicher Gebärde an seine Freunde und sprach:

„Aus Fasten, Wachen, Studieren, Mäßigkeit kann nie kein fröhlicher Christ gedeihen, wie er nach dem Herzen Gottes ist. Wahr ist's! Wir Christen in der reinen Lehre sind eben schläfrig und nachlässig, — wer den Irrtum annimmt, ist hoch bemüht um seine Seligkeit.“

Ich antwortete ihm, daß doch allezeit ein heiliger Wandel die Folge der reinen Lehre gewesen wäre, er aber, da er meine Aussage nicht Lügen strafen konnte, antwortete mit geröteten Wangen:

„Wo die Lehre des Evangeliums rein gepredigt wird, da müssen auch gewißlich gläubige und rechte Christen sein; das kann nimmermehr fehlen, und wenn auch gleich alle Welt derselben nicht einen einzigen sehen könnte. Das nenne ich keine Besserung, die in die Augen fällt, oder die das Herz umkehrt, — die wahre Besserung ist die, daß Gott den Menschen erlöst von seinem Gutdünken und eigner Gerechtigkeit.“

„Herr Doktor,“ wandte Benjamin ein, — „wozu hat Gott uns die Gesetze verliehen?“

„Laß mich unverworren mit Moses!" rief Luther heftig; „ich bin kein Jude, — ich bin ein Christ! — Hat Gott uns seine Gebote gegeben, so hat er uns wollen unsre Unkraft fühlen lassen, und daß wir der keines erfüllen können; ein rechter Christ rühme sich frei: Hie ist keine Heiligkeit, — aber Christus ist's; er trotze nur zu: Habe ich Gottes Gesetz nicht gehalten, so hat es doch Christus gehalten; bin ich für mich nicht fromm, so ist doch Christus fromm; Sünde hin, Sünde her, dennoch bin ich heilig."

Benjamin sprang bei diesen Worten von seinem Sitze auf und sah dem Doktor Luther, als rede er irre, angstvoll ins Gesicht; dieser aber sprach lachend:

„Ja, ja, Mönchlein, solche Rede nimmt dich wunder in deiner papistischen Verzagtheit; und doch ist's nicht anders; meine blöde Seele, die ein böses Hürlein war, ist mit dem Herrn Christus in rechter Vermählung eins geworden, nun hangen meine Sünden an ihm, und er mag zusehn, wie er sie vor Gott entschuldigt; ich aber stolziere hochgemut in der Pracht seiner Heiligkeit einher, und wenn ich auch der ärgste Sünder unter der Sonne wäre; das fasse, wer kann. Aber," fuhr er unter Seufzen fort, „es ist gar ein schweres Ding, Euch Ehelosen solch fröhlichen Wettstreit begreiflich zu machen. Erkenne zuvor das Mädchen, das an deiner Seite sitzt und schon lange ihre Äuglein auf dich geworfen hat, und dann miß deine Kräfte, ob sie nicht bis an den Himmel reichen."

Herr, um dieser Worte willen war ich Luther gram; denn sie machten Wissende aus Unwissenden, was zwischen Liebenden die sichre Brücke zur Tat bedeutet.

Es entstand eine peinliche Stille, in der Benjamin und Margrete sich in die Augen sahen, ich aber riß sie voneinander, indem ich sagte:

„Mädchen, hüte dich vor Schuld; es steht ein unfreier Mann vor dir; wollen Mann und Weib aus ihrer vereinigten Stärke sich einen Zugang zum Himmel bahnen, so mögen sie dem Einsamen überlegen sein; haben sie aber die Schuld im Bunde, so haften ihre Sohlen an der Erde, als seien ihnen heimliche Angeln gelegt, die sie halten."

„Sankt Paulus sagt," fiel mir Luther in die Rede, „daß die Gnade nur um so mächtiger wird, wo die Sünde uns schier zerfressen hat, und das sage ich auch: keiner vermag ein gültig Wörtlein über Gottes Barmherzigkeit zu sprechen, der nicht bis an den Hals in der höllischen Grundsuppe der Sünde gesteckt hat. Armes Volk, das mit solchem Humpelwerk und Puppensünden herzutritt, als Fleisch fressen, die Messe versäumen, — wie soll da Christus seine Macht und Herrlichkeit wirken lassen. Rechtschaffne Sünder haben ein ander Register, darin Eltern morden, Gott verachten, Ehe brechen, öffentlich lästern geschrieben steht, Christus aber

wäscht das Blutrote schneeweiß, und wer anders seine Sünden betrachtet, hat einen scheelen, sakrilegischen Blick dazu."

Philipp Melanchton rückte bei solchen Worten seines Meisters von Unruhe geplagt auf seinem Stuhl umher; doch faßte er sich kein Herz, ihm laut zu widersprechen, und nur mit gedämpfter Stimme hörte ich ihn zu Aurifaber sagen:

„Wollte er sich doch in Ansehen der katholischen Gäste mäßigen, die glauben müssen, einen Zyniker, nicht aber einen evangelischen Prediger über die guten Werke reden zu hören."

Luther indessen hemmte den Schwall seiner Rede mit nichten, sondern lästerte im Tone eines Gebetes:

„Gott, himmlischer Vater, laß uns vielmehr untersinken in allem Schmutz und Kot der Sünde, nur bewahre uns vor der Verblendung, als könnten wir in einem einzigen Werke unsres Fleisches vor dir angenehm sein."

◆ ◆ ◆

‚Mein Vater,' sagte Giorgio mit einem langen Blick, ‚ich bin zu Ende. Ihr habt den großen Verführer Deutschlands reden hören wie ich selbst, und Ihr wißt, daß die Scheu der Unschuld, die bis zu jenem Abend Benjamin und Margrete umsponnen hielt, von roher Hand zerrissen war. Desgleichen werdet Ihr begreifen, daß die Liebenden nicht immer den Apfelbaum unter meinen Fenstern auswählten, sich süße Worte zu sagen, diese aber meinem Ohr entgingen, wie die Taten meinem Auge. Daß solche aber bald genug jenen nachgefolgt sind, bewies mir die wachsende Vernachlässigung aller Vorsicht vor den Augen der Menschen; denn schon waren Benjamin und Margrete zwei Hälften eines Ganzen geworden, die zueinander strebten wie die zerrissenen Ketten des heiligen Petrus. Der Vater allein, der, obwohl er in Wittenberg lebt, mit wahrhaft kindlichem Gemüt einen Mönch für unverletzlich ansieht, täuschte sich über den Verkehr der Liebenden, bis eines Morgens die abgeschüttelte Kutte und die leeren Räume eine eindeutige Sprache redeten. Benjamin — oder wie er von seinem Weibe gerufen wird, — Toni und Margrete waren zur Nachtzeit heimlich entflohen; Luther oder Aurifaber wird sie zusammengegeben haben, und fragt Ihr, womit sie sich ernähren, so wißt: Wenn in Sachsen ein schmutziger Handwerker Hunger verspürt, so nimmt er ein Weib und wird evangelischer Prediger.'

Der Prior verhüllte sein Gesicht, und Giorgio sagte finster:

‚Wie ich Euch jetzt sitzen sehe, mein Vater, so sitzt wohl auch heute noch der Meister, unser Gastfreund, und trauert um sein verlornes Kind. Gott gebe uns Frieden!'

Hiermit stand Giorgio auf und zögerte einen Augenblick, ob er den

Prior dem Troste menschlichen Zuspruchs oder aber dem Troste der Einsamkeit übergeben sollte; als er seinen geistlichen Vater unbeweglich sah, verließ er das Gemach, und ging mit reisemüdem Schlürfen zu kurzer Rast in seine Zelle.

Zweites Kapitel.

Die Gebetsglocke, deren schriller Ton in den schlummernden Zellen der Mönche zum Tage aufrief, überraschte Prior Balthasar nicht länger über seinem Schmerze brütend; schon stand er aufgerichtet am Fenster und kehrte sein gläubiges Antlitz der Morgenröte zu; auch auf dem Gange zur Kapelle, als die Brüder scheu mit seitlichem Blicke den Schmerztragenden streiften, traf sie zu ihrem Erstaunen und Erbauen ein wunderbares Leuchten aus seinen Augen. Nach vollendetem Gebete, das heute mehr als jemals von des Priors Innigkeit und Dringlichkeit getragen schien, stand dieser von seinen Knien auf, wandte sich zu den Brüdern mit einem Ausdruck gewisser Zuversicht, nicht anders, als wäre die Zeit zur Freude über einen Heimgekehrten angebrochen, und sprach:

‚Meine lieben Söhne, euer Bruder Benjamin hat sich von euch und von mir gewendet, und gedenkt von nun an unsrer ledig seine Straße zu ziehn! Wir aber wollen der Parder sein, der auf seinem Wege lauert, der Löwe auf seiner Gasse und der Bär auf seinem Steg. Wären wir Ritter und Herren und gelobten in dieser Stunde, eine entflohne Braut aus ihres Räubers Händen zu holen, wir dürften mit der Schärfe des Schwertes kämpfen, und hätten in Fahrt, Streit und Abenteuer einen leichten Handel; denn Sieg oder ein ritterliches Sterben wäre uns gewiß. Nun aber sind wir armselige Predigermönche und der christlichen Demut verlobt; unsre Waffe heißt Gebet, und unsre Hoffnung heißt: Der Vater wird euch geben, worum ihr bittet. Liebe Söhne, unser Bruder Benjamin soll nicht unbehütet seine Straße ziehn; der sich die Kirche zur Mutter und den Hirten zum Vater wählte, soll nicht wie ein Elternloser unbeschützt ins Verderben stürzen, soll, meine geliebten Brüder, einen Vater haben, der auszieht, ihn zu suchen, und eine Mutter, die in der Kammer für ihn betet.‘

Der Prior schwieg für die Dauer einiger Atemzüge, schloß die Augen, und ein seltsam glückliches Lächeln verklärte seine milden Züge. Indessen siegte das Licht des Morgens auf allen Altären, goß sich über die Häupter der Brüder und schien als Glauben und Seele im Antlitz des Priors zurückzustrahlen. Die Mönche betrachteten ihren Oberen mit ungleichen Gefühlen; schon hatten sie das Ziel seiner Rede verstanden und wußten, daß, wenn der Provinzial solch bedenkliche Fahrt billigte, er keinen unter ihnen mit Botschaft nach Deutschland schicken würde, sondern daß er willens war, nur der eignen Liebeskraft zu vertrauen, ob sie den Verirrten finden

und rufen könnte. Da sah mancher unter ihnen mit Sorge das verlassne Kloster dem unbeständigen Willen von vielen preisgegeben; andre bangten um den geliebten Vater, wie er die Beschwerden und Gefahren einer Reise über die Alpen ertragen könnte; wieder andere fühlten sich unversehens von ihrer Menschlichkeit überrascht, neideten Benjamin die zärtliche Liebe dieses gottseligen Mannes und fragten sich im geheimen, ob er auch ihnen nachgehen würde, wie diesem Sünder und Abtrünnigen.

‚Wohl habt ihr, meine Söhne,‘ begann der Prior von neuem, ‚ein unveräußerliches Anrecht auf meine immerwährende Gegenwart in diesem Hause; aber ich erbitte von euch um Christi Barmherzigkeit willen, daß ihr mich mögt ohne Groll ausziehen lassen, den Knaben, den mein Herz lieb hat, zu suchen. Gott, der auch mein Begleiter ist, wird euer Vater sein; der bis zu dieser Stunde allen Mangel von uns fern gehalten hat, wird euch nähren und kleiden, während ich unter einem rauheren Himmel weile; dazu setze ich euch Bruder Giovanni an meine Stelle, denn er sorgt im Winter für die Sperlinge und Raben und er wird sich nicht, wo ihr seiner bedürft, gegen eure Klagen verschließen.

‚Dir, mein Giorgio,‘ wandte er sich mit dem liebevollen Ton seiner Stimme an diesen, ‚hätte ich Rast und Frieden gegönnt, doch kann ich deine Führung nicht missen; und schon fallen in unsrem gesegneten Lande die Blätter von den Bäumen, dann währt es im Norden nicht mehr lange, bis der Himmel sich öffnet und Flocken fallen läßt, die uns mit ihrer Fülle den Übergang nach Deutschland versperren.‘

‚Mein Vater,‘ rief Giorgio mit bewegter Stimme, denn des Priors Wesen und Worte hatten ihm ans Herz gegriffen, ‚das sei ferne, daß ich Euch reisen lassen sollte, und Ihr verdammtet mich zu müßiger Betrachtung hinter den Mauern des Klosters; aber wie werde ich Euch schützen können gegen alle Gefahren, die Eurem teuren Leben in der Fremde drohen?‘

Der Prior lächelte und antwortete:

‚Als meine Mutter mich gebar, und sah, daß ihr ein Knabe geschenkt war, wählte sie für mich einen heiligen Königsnamen aus dem Morgenland, denn vor meiner Geburt waren ihr zwei Kindlein in zartester Blüte gestorben, und sie wußte, daß die heiligen drei Könige ihren Namenskindern hohe und glückliche Jahre schenken; — sie werden auch mir, Giorgio, zu den vergangenen noch viele zukünftige Jahre legen und nicht dulden, daß mich in Lebens Mitte ein Unfall in die Grube bringt.‘

Als der Prior zu sprechen fortfuhr, wich das Lächeln von seinem Antlitz, und seine Augen umflorten sich.

‚Du sollst mit mir ziehen, Giorgio, bei allem Gehorsam, den du mir geschworen hast; aber eh' du ziehst, büßt du mir in vielstündigem Gebet dein vorschnelles Wort, das einem Lanzknecht, nicht aber einem Mönch

entfahren darf. Gott weiß, daß ich auf müßige Betrachtung hinter Klostermauern inbrünstiger vertraue, als auf meiner Füße Wanderschaft; darum, liebe Brüder, gedenkt unsrer im Gebet!‘

Der Prior schwieg, und die Brüder sahen fragend zu ihm auf, ungewiß, ob seine Seele zu Gott emporgehoben sei, und er ihrer Zuhörerschaft nicht länger bedürfe, oder ob er der Sammlung halber verzog und gedachte, ein Mehreres zu ihnen zu sagen. So warteten sie in Geduld, bis der Prior die Stille unterbrach und erzählte:

‚Es war im Jahre, das der Herr gesegnet hatte, 1517, als zwei Knaben zum erstenmal unsres Klosters Schwelle überschritten, um in diesen Mauern reif zu werden zu dem feierlichen Tage, an dem ein Jüngling ewige Treue geloben darf. Der ältere Knabe, ein wenig schläfrig und träge zu allem irdischen und himmlischen Tun, war ich; der jüngere, Begnadete, hieß Michele Ghislieri. Ich habe in jener Zeit mich selbst und alle meine Brüder vielfachen Versuchungen erliegen sehn; wir haben uns alle befleckt, und unser aller Wege sind durch die dunklen Abgründe gebrochner Gelübde gegangen. Aber einer ist ohne Makel, einer trägt das weiße Kleid der Unschuld, das ihm in seiner Taufe gereicht wurde, auf dieser elenden Erde wie in ewigem Feiertag; seine Andacht ist wie wohlriechender Weihrauch, und seine Fürbitte vermag Kranke zu heilen und Sünder selig zu machen.

Lieber Bruder Ambrogio, nimm zu deinem Geleit Bruder Felice und mache dich auf und suche in den Städten Italiens Fra Michele, bis du ihn gefunden hast, und sprich zu ihm: Dein Bruder Balthasar und Prior von Voghera, läßt dir sagen:

Ein Kind des mütterlichen Hauses, das deine junge Seele gespeist hat, darin alle Gaben des Geistes, die deine reifen Jahre schmücken, über dich gekommen sind, — ein Sohn dieses Hauses ist verloren gegangen, — du aber, Bruder Michele, rette ihn durch dein unbeflecktes Gebet!‘

Als der Prior bemerkte, daß die Gemüter der Mönche zu Reiselust und Austausch von allerlei Ratschlägen für die Fahrt aufgereizt waren, er also befürchten mußte, der Raum, der sich über dem Tabernakel wölbt, könnte durch weltliche Geschäfte in seiner Feierlichkeit gestört werden, schritt er den Brüdern, die Kapelle verlassend, voran in den Kreuzgang, wo er sie ihrer Neigung zu Rede und Gegenrede überließ.

Die sich am schnellsten zusammenfanden, waren Fra Ambrogio und Fra Felice; Ambrogio, ein gereifter Mann, dessen Jahre mit denen des Jahrhunderts zählten, hatte den Auftrag des Priors mit Freude, aber ohne die berauschende Lust, zu einem neuen und gewagten Unternehmen gewählt zu sein, entgegengenommen; denn zu viele Botschaften, wichtige und geringe, hatte er in seinem Leben aus den Klöstern seines Ordens in die Paläste der Fürsten oder in die Hütten der Niederen getragen; wie

ihm aber allezeit die geistlichen Aufträge lieber gewesen waren, als die weltlichen, so freute er sich in seinem Herzen, daß er für diesmal der Überbringer eines so engelreinen Grußes werden sollte.

Felice indessen war fast noch ein Knabe. Aufgewachsen in Voghera und frühzeitig mehr von der Frömmigkeit seiner Mutter als von seiner eignen beweglichen Sinnesart zum Klosterleben bestimmt, schlug ihm unter der Kutte ein immer sehnsüchtiges Herz nach Welt und Menschheit, nach Farbe und Pracht. In seinen Träumen wandelten glänzende Ritter mit ihren Damen zwischen gewundenen Marmorsäulen, wurden Dichter von Fürstinnen gekrönt, und Maler, die ihm als die Glücklichsten unter der Sonne galten, durften irdische Schönheit und himmlische Verklärtheit in ein Wesen verschmelzen und schienen ihm deshalb nicht länger dem widerstreitenden Verlangen des Menschen nach dem Trug der Sinne und seiner Überwindung preisgegeben. Da konnte sich nun freilich sein Auge im heimatlichen Voghera nicht satt trinken; wohl brachte er einem Muttergottesbild im Dom, das erst unlängst ein Mailänder Meister dahin geliefert hatte, seine andächtige Bewunderung dar, staunte auch in der Lorenzokirche zu der Kuppel empor, wo die Jungfrau zum Himmel fuhr und alle Apostel über eine seltsame Balustrade in die Kirche hinuntersahen und der Menge das Wunder bedeuteten; auch grollte er um einiger schön gemalter Pergamente willen, die das Kloster bewahrte, der kahlen Buchdruckerkunst, als einer Feindin aller freundlichen Verbindung von Gelehrsamkeit und Anmut. Indessen blieb das Verlangen in seiner Seele mächtig wach, in anderen Städten größere Wunder der Kunst zu schauen, und die sanfte Stimme des Priors dröhnte ihm wie Trompetenstoß in den Ohren, als sie am Morgen in der Kapelle seinen Namen aufrief; gegen allen Anstand war er von seinem Sitze in die Höhe gefahren und hatte den Prior mit so fassungslosem Entzücken angesehen, daß dieser ein stilles Vergnügen empfinden mußte; denn er, der Felices Wanderlust kannte und gern seinen Klosterbrüdern die unschuldigen Triebe ihrer Natur befriedigte, damit sie williger das mönchische Joch tragen möchten, hatte ihn mit Vorbedacht zum Begleiter Ambrogios ausgewählt.

Gering sind die Sorgen und Gedanken, die sich ein Predigermönch um die Ausrüstung zur Reise macht; Hunger und Durst, Kälte und Hitze haben für ihn keine Schrecken, und die Beschwerlichkeit des Wanderns scheint ihm leichte Mühe; wo ein Kloster winkt, oder wo immer gute Menschen wohnen, ist ihm Herberge und Mahl gewiß, auch Segenswunsch und Wegzehrung für die nächste Tagesfahrt; dazu zwei Skudi Notgeld im Beutel und etliche Kräuter für eigne oder fremde Wunden, die unverbunden an der Landstraße geblieben sind, — so ausgestattet vertraut er sich willig den ungewissen Schicksalen der Fremde an.

Dennoch war Felice, als ein Neuling, von Geschäftigkeit bewegt, drang mit Fragen und Wißbegierde in Bruder Ambrogio und konnte sich nur schwer mit dessen gleichmütiger Antwort bescheiden, daß der blaue, sternenbesäte Mantel der Himmelskönigin sie hier und dort decken würde. Mitteilsamer als dieser zeigte sich Bruder Giorgio, der zudem einen kühnen Plan in seinem Herzen bewegte, zu dessen Ausführung er mit Freude die lebhafte Teilnahme eines anderen entgegennahm. Ihm dünkte die Wanderschaft über die Alpen für den Prior, der nicht eben von großer Leibeskraft war, ein ungeheures Wagnis; dazu stand die schlechte Jahreszeit vor der Tür, die Wege wurden glatt und gefahrvoll, und nur ein Maultier konnte aus solcher Bedrängnis helfen. Wie aber würde des Priors bescheidener Sinn so großartigen Aufwand gestatten, wenn er selbst Nutzen und Bequemlichkeit davon haben sollte? Deshalb bediente sich Giorgio einer, wie er urteilte, verzeihlichen List, stellte dem Prior mit kläglicher Gebärde vor, wie seine Füße noch von der eiligen Rückkehr geschwollen und geschunden seien, mischte auch ein Wörtlein in seine Rede, um wieviel schneller man Sachsen mit eines Maultieres Hilfe erreichen könnte, bis der gute Vater seine Bedenken hinter sich ließ und den Einkauf bei einem Händler in Voghera zugab. Das war nun ein Zeitvertrieb, der Felice über die Stunden bis zu seiner Abreise unterhaltsam hinweghalf. Wie er so an Giorgios Seite über den Marktplatz schritt, konnte er sich glauben machen, er sei eines großen Herrn Seneschall und gehe aus, ihm einen arabischen Zelter zu erhandeln, und fünfzig Maultiere für das Gefolge.

Der Prior, als des Hauses Vater, scheute währenddessen nicht Zeit noch Mühe, Bruder Giovanni in schier endlosen Unterredungen seine Ratschläge, wie er dem Kloster vorstehen solle, mitzuteilen; so geschah es, daß Ambrogio und Felice schon am nächsten Morgen reisefertig vor ihm standen, er selbst aber noch, mit Schlüsseln und Wirtschaftsbüchern beschwert, den Zeitpunkt abwarten mußte, an dem er sie alle mit der notwendigen Wichtigkeit in Giovannis Hände gelegt haben würde.

‚Die Madonna begleite euch,‘ sagte der Prior den Reisenden zum Abschied, ‚und führe euch auf schnellem Wege an euer Ziel!‘ — ‚Felice,‘ rief er darauf lächelnd aus, ‚ich erkenne es am unsicher verhaltenen Blick deines Auges, daß du meinen Wunsch in deinem Herzen nicht nachsprichst!‘

Da sah ihn der Jüngling voll und leuchtend an und sagte begeistert:

‚Möchte doch die Gottesmutter den guten Bruder Michele uns immer um etliche Tagereisen voraus durch Italiens Städte schicken, bis ich sie alle geschaut und angestaunt hätte!‘

Eine strahlende Herbstsonne schien Ambrogio und Felice auf ihrer Straße. Die schnitt von Westen nach Osten wie ein weißer Meterstab ohne Anfang noch Ende durch das Land, zur Rechten und zur Linken Märkte,

Dörfer und Städte an ihrer Seite lassend; aber um die Abendstunde mußte sie sich zur Biegung um mächtige Bastione und starre Mauern bequemen, über welchen Türme ragten wie ein Wald, denn ihre Zahl war hundert, und die Stadt, die stolz wie eine Königin vor den beiden Wanderern lag, war Pavia.

Ambrogio, der öfter, als er in seiner Erinnerung nachzählen konnte, von dieser Straße in die Stadt gekommen war, glaubte sie noch nie so herrlich vor sich gesehen zu haben, wie an diesem Tage, als die jugendliche Wonne Felices über das prächtige Bild sich in Fragen und Ausrufen an seiner Seite erging. Auch wurde er plötzlich gesprächig, erklärte dem Jüngling die erhabensten Türme, wie der höchste mit dem Zinnenkranz zu dem von Galeazzo erbauten Kastell gehöre, und begann, daß Felice sich wundern mußte, von der großen Schlacht zu erzählen, die im Schloßpark geschlagen worden war, und deren Kanonendonner bis in die Fenster von Voghera geklirrt hatte.

Unter solchen Gesprächen durchschritten sie das Westtor, und Ambrogio strebte, nach seiner Gewohnheit, in einem fremden Ort erst eine Kirche und nachmals seine Geschäfte aufzusuchen, der im Norden der Stadt gelegenen Klosterkirche San Pietro in Ciel d'oro entgegen; dort, am Grabe des heiligen Augustin, dessen Weisheit er inbrünstig verehrte, verlangte er hinzuknien, und eingedenk seiner augenblicklichen Mission, dem großen Heiligen vorzustellen, wie er selbst aus greulichen Verirrungen seines Geistes und Fleisches nur durch die täglich immer neu erglühende Liebe seiner Mutter Monika herausgebetet worden war, weshalb er sich gewiß über Benjamins Ketzerei und eheliche Schmach in Gnaden erbarmen würde.

Während Ambrogio solche Betrachtungen vor dem Sarkophag St. Augustins anstellte und die Augen dabei zum Himmel gerichtet hielt, glaubte er auch Felice, der tiefgeneigten Hauptes neben ihm kniete, in Andacht versunken. Wie mußte er daher erstaunen, als er diesen plötzlich leise, aber doch vernehmlich murmeln hörte: ‚O wunderbare Kunst, die so die Leiber der Menschen und Tiere im Stein aufzudecken vermag —‘ und schon griff seine Hand nach dem ihm zunächst gekehrten Relief des Sarkophags und tastete mit zärtlichem Strich die marmorne Falte eines Apostelgewandes entlang.

Ambrogio glaubte einen Wahnsinnigen neben sich zu haben und sagte entsetzt:

‚Was ficht dich an? Gedenke der heiligen Gebeine, die in diesem Schreine ruhn, von denen jedes Fingerglied kostbarer ist als der ganze Marmorbruch von Carrara!‘

Felice errötete in aufrichtiger Beschämung, schloß die Augen, um nicht

länger von der schönen Welt der Sinne zu irdischem Entzücken versucht zu sein, und gedachte seufzend des Heiligen, der, nachdem er die Früchte der Erde gekostet hatte, diese alle verschmähte und das Herz an Gott hingab.

Die beiden Mönche von Voghera beschlossen, an diesem Abend nur noch in ihre Herberge einzukehren, und den schuldigen Besuch bei Messer Paolo Ghislieri und Madonna Domenika, den Eltern Michelis, zu vertagen; diese waren erst unlängst aus ihren spärlichen Lebensbedingungen in Bosco nach Pavia übergesiedelt, in das Borgo Ticino, wo die vorsichtigen Leute ihre kleinen Geschäfte mit der Stadt anfangen, um gefahrlos zu etwas größerem Wohlstand emporzukommen. Die gute Domenika nahm am nächsten Morgen die Ordensbrüder ihres Sohnes mit liebevoller Fürsorge auf, schalt sie, daß sie nicht ihrem Dache die Ehre angetan hätten, darunter zu nächtigen, und trug alle Vorräte ihrer Speisekammer herbei, um auf solche Weise ein weniges von ihrer überschüssigen Mütterlichkeit zu entladen, deren Guttaten Michele in seiner strengen Gewohnheit unerbittlich zurückwies. Als sie die Botschaft der Brüder an ihren Sohn hörte, begann alsbald vor Rührung des Herzens das Brünnlein ihrer Tränen zu rinnen, doch konnte sie Ambrogio und Felice wenig Gewisses über Micheles Verbleib aussagen, zumal er von der heiligen Inquisition in Rom gewählt war, in den Grenzorten der Schweiz für den wahren Glauben zu kämpfen; doch wies sie die Brüder nach Mailand, in das Dominikanerkloster Santa Maria delle Grazie, wo der Prior allezeit wisse, welche helvetische Stadt eben vom Pater Inquisitor heimgesucht würde.

So geschah es, daß Ambrogio und Felice am zweitfolgenden Tage in Mailand einzogen, Felice mit bangem Herzklopfen, Micheles Anwesenheit im Kloster möchte ihrer schönen Wanderschaft durch das herbstliche Land, das seine Städte trug wie eine Königin ihren Schmuck, ein frühes Ende bereiten. Wie mußte deshalb seine Seele im Innersten erglühen, als er den Prior, auf Ambrogios Frage und Anrede hin, mit bedauerlicher Gebärde antworten hörte:

‚Ihr kommt, meine Brüder, mit eurem gottseligen Auftrag zur unrechten Stunde; Bruder Michele ist gen Rom gepilgert, den hl. Vater um Vollmachten zu ersuchen, denn Ferdinand von Gonzaga, unser Gouverneur, stellt seine politischen Händel vor den Kampf der heiligen Kirche gegen die Seuche der Ketzerei und hält die Streiter Gottes in ihrem frommen Eifer zurück; wie lange aber Michele bei seinen römischen Geschäften verzieht, — das fragt ihr mich mehr, als ich euch beantworten kann.‘

Da tauchte aus dem Ansturm der Gefühle vor Felices Geist die ewige Stadt auf, mit allen ihren Köstlichkeiten, davon er gehört und gelesen hatte, — die dreihundert Kirchen, die verschwenderische Pracht des Marmors, die rauschenden Wasserkünste in den Gärten der Vornehmen, der

Purpur der Kardinäle und die strenge Schönheit der Frauen. Wie ihm so die Fülle der Gesichte das Blut vom Herzen zum Kopfe trieb, wäre ihm fast wie zuvor am Sarkophag St. Augustins ein ungeistliches Wort über die Lippen gefahren — ‚O Welt, Welt, wer deine Herrlichkeit fassen könnte!‘ — aber er hielt an sich und stieß nur einen Seufzer aus, daß der Prior und die anwesenden Mönche — es war die Zeit des Nachtmahls, und sie saßen um den Eßtisch versammelt — mitleidig auf ihn hinblickten, daß er so große Betrübnis um Bruder Micheles Widerwärtigkeit im Kampfe mit den Irrgläubigen trage.

Wie er nun durch seinen eignen Seufzer aufgeschreckt im Kreise um sich blickte, fühlte er einen seltsamen Zwang von der Rückwand des Refektoriums ausgehen, als könnten von dort — wiewohl keine Tür zu sehen war — noch andere, unheimliche Gäste zum Abendmahl der Brüder hinzukommen; er sprang auf, fragte: ‚Wo sind wir?‘ und tat hastig einige Schritte gegen die Wand.

‚Nun,‘ sagte lächelnd der Prior, indem er einen silbernen Leuchter ergriff und Felice vorleuchtete, ‚das nenne ich mir einen Sohn der Musen, — er weiß nicht, wo er ist, und spürt nur die Nähe des Genius.‘

Damit hielt er das Licht in die Höhe, so daß es von rechts den wunderbarsten Christuskopf beschien, der je aus einem Bilde auf die Menschheit geblickt hat.

Während der Prior Felice erklärte, daß er das Abendmahl des Leonardo vor sich habe, von dessen Ruhm der Erdkreis voll sei, und auf das kleinste beschrieb, wie es mit dem Bilde gemeint wäre, daß nämlich der Erlöser eben vom Verrat des Judas gesprochen habe, heftete Felice seinen Blick unverwandt auf das Heilandsangesicht, als bedürfe er, es zu begreifen, keiner kundigen Erläuterung. Überdies erlahmte dem Prior der Arm, so daß er den Leuchter auf den Eßtisch zurückstellte und das Bild seiner nächtlichen Verschleierung überließ.

Auch Felice kehrte auf seinen Platz zurück und vollendete schweigend sein Mahl, denn die prächtigen römischen Träume und der stille Blick des Heilandes trugen seine Seele als vom Paradiese Mohammeds zu den Gefilden abgeschiedener Christen, ohne daß sie bei diesen letzten hätte ihre Hütte bauen können. Aber in der Nacht, als alle Mönche und nicht minder er in tiefem Schlafe lagen, träumte ihm, er stehe wie am Abend im Refektorium und halte seine Augen zu dem Nachtmahlsbilde hingewandt; da trat die Gestalt des Heilandes aus der Wand heraus, hob die Hände ein klein wenig in die Höhe, ließ aber den Blick nicht anders, als Leonardo ihn gemalt hatte, mit himmlisch verklärter Trauer auf dem Beschauer ruhen und sagte milde: ‚Ich habe die Welt überwunden, — ich habe in Wahrheit die Welt überwunden.‘

In diesem Augenblick wachte Felice auf und fühlte sein Herz schwer wie einen Stein in der Brust liegen, doch besann er sich bald und gelobte inbrünstig, auf seiner Romfahrt die irdischen Dinge so zu betrachten, wie es einem Jünger Jesu geziemt — als in aller ihrer Herrlichkeit doch der Lilie auf dem Felde nicht vergleichbar.

◆ ◆ ◆

Freilich hatte der Knabe nötig, an jedem Morgen, der über den Zinnen der Städte leuchtete, über den Tälern der Flüsse und über den silbernen Abhängen der Berge — silbern vom matten Glanze der Ölbäume, — solches Gelübde zu erneuern; denn die Gefilde Italiens sind lieblich und predigen auch im Herbst nicht von der Vergänglichkeit des Daseins, sondern machen ihre Kinder glauben, daß zwischen immer grünen Bäumen und unter einem immer blauen Firmament auch Menschenglück in ewiger Jugend wohne, — ein Land für Götter und Heiden, darin der Sterbliche nur zweifelnd die Kunde von einem Reiche aufnimmt, das inwendig in ihm verborgen sein soll, und das zu erkennen er am besten die Augen zuschließt. Und dennoch schreitet der Wanderer durch dieses Land dem Herzen der Christenheit entgegen, schreitet, wenn er sich den Toren Roms nähert, über die heiligen Gräber derer, die eine so unvergleichliche irdische Pracht, daß selbst die glänzende Zeit der Wiedergeburt zu der alten Größe sich wie das gebrochene Bild der Sonne auf bewegtem Wasserspiegel zu ihr selbst am Himmelsbogen ausnimmt, um den Purpur des Blutes für nichts geachtet haben. So geschah es, daß auch Felice sich an dieser Stelle nicht einseitig durch die großen Denkmale des menschlichen Genius hingerissen fühlte, sondern daß gleichermaßen seine Seele durch religiöse Erschütterungen aus ihrem Hang zur malerischen Beschaulichkeit aufgestört wurde; er, den im stillen Voghera kaum der Flügelschlag der großen Zeit gestreift hatte, fühlte alsbald in Rom die Sturmflut aufgeregter Meinungen aus vergangenen und gegenwärtigen Tagen bis zu seinem Herzen hochsteigen.

Bruder Ambrogio hatte für sich selbst und Felice bei den berühmten Dominikanern von Santa Maria sopra Minerva um gastliche Aufnahme gebeten; dort genoß er das Wohlwollen des Priors, der zudem durch Bande des Blutes mit ihm verknüpft war, und immer dem geistlich und leiblich Verwandten gern sein Haus öffnete. Auch glaubten die Brüder hier am sichersten Fra Michele anzutreffen, der, als ein Dominikaner und schon vom Vater der Christenheit mit einem verantwortungsvollen Amte ausgezeichnet, gewiß in dieser vornehmsten Stiftung seines Ordens Quartier nehmen würde. Indessen fand es sich, daß der Prior nichts von einem Bruder Michele Ghislieri wußte, und daß auch der Novize, den er nach St. Sabina auf den Aventin geschickt hatte, mit dem Bescheid zurückkehrte,

kein zugereister Dominikanermönch habe dort um Speise und Obdach gebeten. Daraus schlossen die Brüder, daß Michele die Tore Roms noch nicht durchwandert habe, und Gott allein wissen könne, welche himmlische Berufung ihn auf seinem Wege zurückhalte. Auch erwogen sie in Demut, daß dem zu glorreichem Wandel Berufenen allezeit seltsamere Dinge auf seiner Straße begegnen als gemeinen Klosterbrüdern.

Somit gewährte das Schicksal den beiden Mönchen von Voghera die Gunst, ihren Schritt auf dem ehrwürdigen Pflaster Roms mit Muße zu prüfen, eine Gunst, zu der sich noch die zweite fügte, daß durch die hohen Verbindungen ihres Ordenshauses sich vor Ambrogio und Felice manche sonst vornehm verschlossene Tür auftat; denn die Dominikaner von Santa Maria sopra Minerva waren nach alter Sitte die Beichtväter der Päpste, sie saßen als Richter im neugegründeten, allgemeinen Inquisitionstribunal, sie waren durch ihre ausgezeichnete Bildung die natürlichen Erzieher der weichmütigen Jugend; und sie die unbestechlichen Wächter und Hüter eines reinen Katholizismus; so griff ihr Einfluß teils sanft führend, teils schrecklich drohend in die Gewissen der edelsten Männer und Frauen Italiens und seiner Jünglinge und Mädchen ein.

Schon in den heiteren Zeiten Leos X. hatte diese dominikanisch unerbittliche Richtung eine Anzahl gleichgesinnter Männer zusammengeführt, die, im Gegensatz zu den ästhetischen Schwelgereien des Vatikans, ein Oratorium der göttlichen Liebe gründeten, dessen Mitglieder sich gegenseitig zu den evangelischen Tugenden und Liebeswerken aneiferten; nicht, daß sie dem Oberhaupte der Kirche um seiner Menschlichkeiten willen die göttliche Sendung hätten antasten wollen — das sei ferne! — ihr erstes Ziel war die unermüdliche Arbeit an der eigenen Vervollkommnung, ihr zweites, die Rettung des Volkes aus zeitlichem und ewigem Verderben, und ihre Hoffnung war die Langmut Gottes, die ihr Ziel kennt, und ihre Stunde nicht versäumt. Dieser Stunde in Geduld entgegenzuleben, sie durch unveränderliches Lehren und Wirken der christlichen Ideale heraufzuführen, ihr aber nicht mit den Waffen der Zerstörung vorzugreifen, war der Geist, der jene Männer beseelte und sie untereinander verband. Und doch waren sie mit den rinnenden Jahren ungleiche Wege gewandelt. Während ehemals ihre Einmütigkeit vollkommen erscheinen mochte, indem sie alle die Religion für das höchste dem Menschen gegebene Gut erachteten, und alle bei größerer oder geringerer Schätzung der rings um sie herrlich blühenden Kultur die Verachtung des Evangeliums wegen seiner barbarischen Sprache und mangelnden Klassizität als eines Christen unwürdig ansprachen, so hatte sich doch die Verschiedenheit ihrer Charaktere damals noch nicht an ungleichen Zeitverhältnissen gemessen.

Mit dem Sacco di Roma hingegen war das äußere Band, das die Mitglieder des Oratoriums der göttlichen Liebe untereinander verknüpfte, aufgelöst worden; die bescheidene Kirche von St. Silvestro und Dorotea, wo sie ihre Zusammenkünfte abgehalten hatten, war gleich ihren prunkvolleren Schwestern der Schauplatz wilder Zerstörungen durch die spanischen und deutschen Soldaten geworden und zu frommer Andacht und Erbauung keineswegs länger geeignet; wer da konnte, kehrte der verwüsteten Stadt den Rücken, wandte sich nach dem freien Venedig oder wo sonst Friede und gutes Regiment ihm ein christliches Leben gestattete; und als ein Dezennium später Paul III., der die Besten seiner Zeit kannte, diese nach Rom zurückberief, erwies sich unter ihnen auch das innere Band als gelockert.

In der ewigen Stadt schieden sich jetzt die Parteien nicht mehr wie damals in ästhetische Zärtlinge einerseits, die ihre Ehre in ciceronianischem Latein und ihre Schande in geistloser Frömmigkeit suchten, und jene strengen Asketen andrerseits, die, wenn sie auch an Bildung hinter den ersteren selten zurückstanden, doch die Schätze der christlichen Religion immer gebührend hoch über die Schönheiten des Altertums erhoben. Neben beiden hatte das Volk ein verkommenes, elendes Dasein geführt, das von den Ästheten übersehen, und von den Frommen als Weinberg des Herrn betrachtet wurde, in dem um den himmlischen Lohn zu arbeiten, ihnen als ihr Teil zufiel.

Jetzt aber waren alle Parteien und Stände von religiösem Interesse ergriffen; die kultiviertesten Geister fanden ein Vergnügen an der neuen Mode, über Bibelstellen zu disputieren, statt daß sich Plato und Aristoteles in ihren Salons bekämpften; die ernsten, kirchlich gesinnten Männer bewegten mit Furcht und Zittern die von der Zeit geborenen Gedanken in ihrem Gemüt, und wer sich vom kleinen Handwerker eine Arbeit verrichten ließ, verwunderte sich nicht, wenn dieser sein Schurzfell zurechtstrich und eindringlich fragte: ‚Wie denkt Ihr, Herr, daß der Mensch vor Gott gerechtfertigt werde?‘ Das Büchlein aus der Schule des Giovanni Valdez ‚Von der Wohltat Christi‘, darin der Glaube alles und die guten Werke nur wenig bedeuteten, fand sich im Transtiberiner Armeleutehaus sowohl als im Palast der Aristokraten; es fand sich auch im Hause des Cardinals Caraffa, nicht zwar zur Erbauung, sondern vielmehr um über die darin enthaltenen Häresien zu Gericht zu sitzen.

So waren die von religiösem Ernst Erfüllten plötzlich nicht länger e i n e s Geistes; die wachsamen, eifrigen und mißtrauischen Gemüter unter ihnen fühlten den Inquisitor in sich groß wachsen und sandten ihre Späher in die Häuser der Sorglosen, die weder ihre Seele noch die Kirche durch einen Traktat über die Wunderkraft des Heilandsblutes bedroht glaub-

ten, — eine schwermütige Verbindung zwischen Männern, deren gemeinsame Parole die göttliche Liebe gewesen und — geblieben war.

Kardinal Caraffa, als ein alter Dominikaner, stand immer in lebhaftem Verkehr mit dem Kloster St. Maria sopra Minerva; aus diesen Mauern, glaubte er, müßten ihm die besten Streiter zum Kampfe gegen alles, was die Einheit der Kirche zu gefährden drohte, kommen. Legte also ein junger Mönch dort Profeß ab, zeichnete einer sich durch Tugend oder Rede besonders vor den andern aus, kamen Mönche aus entlegenen Orten stillen Sinnes zu Gast — und eben diese waren oft die brauchbarsten, — so wünschte er sie alle zu sehen und suchte in jedem den Ersatz für irgend einen Genossen seiner Jugend, der, wie er finster urteilte, treulos am Reiche Gottes auf Erden sich von gleißnerischen Ideen hatte verlocken lassen.

Aber weder in Ambrogio noch in Felice konnte er seinen Erwählten entdecken; weder des ersteren erprobte Rechtlichkeit, noch die schwärmerische Jugend des letzteren war Holz, aus dem man Kämpfer schnitzt, die auf ihrem Posten ausharren. Wenn er ihnen dennoch den Zutritt zu seinem Hause gestattete und sogar gebot, so geschah das, sie für die bescheidene Wirksamkeit, zu der sie von Gott berufen waren, in ihrer innersten Seele anzuregen. Ambrogio, der Rom seit einigen Jahren nicht besucht hatte, staunte nun freilich fast nicht weniger als der junge Felice, dem hier plötzlich und deutlich vor Augen trat, was der Kampf gegen die Ketzerei bedeutet, und was ihm in Voghera nur wie ein Nebelbild aus einer anderen Welt erschienen war.

Hier versammelten sich, seit Paul III. vor einigen Jahren die entscheidende Bulle bestätigt hatte, allwöchentlich die vier Kardinäle des heiligen Offiziums und nahmen die Berichte der von ihnen ernannten Generalkommissäre entgegen; diese Berichte allein, insonderheit die des Generalkommissars von Rom, Teofilo di Tropea, stürzten Felice in die außerordentlichste Verwirrung.

Es hatte ein Mönch von der Kanzel in San Carlo al Corso begeistert in die Menge seiner Zuhörer gerufen: ‚Der dich ohne dein Mühen und Sorgen geschaffen hat, wird er dich nicht ohne dich selig machen können?‘ worauf ihm das verführte Volk in solchem Haufen zujauchzte, daß man die einzelnen nicht greifen und inquirieren konnte.

Einem beim Jagen gestürzten Herzog war aus seiner Brusttasche ein Schweizer Büchlein entfallen, das von der schändlichen Tyrannei der Pfaffen handelte, und das von irgend einem verworfenen Italiener in die von Gott zu süßeren Rhythmen geschaffene Sprache übersetzt worden war; eine verschleierte Dame hatte, während ein orthodoxer Priester die schrecklichen Gerichte schilderte, die in dieser oder jener Welt über einen

Alfred Rethel/Totentanz, letztes Blatt.



Ketzer hereinzubrechen pflegen, geseufzt und ihr Schnupftuch mit Tränen sträflichen Mitleids durchnäßt, — — solche und andere verdächtige Vorfälle zählte Messer Teofilo mit lebhaften Gebärden auf, und Felice dankte Gott in seinem Herzen, daß er nicht ihm — Felice — seine heilige Kirche anvertraut habe, deren Feinde er in seiner verschlafenen Art gewiß niemals recht erkannt haben würde. Er bewunderte hingegen Messer Teofilo seines Eifers halber nicht wenig, und schwang sich zu einer ganz unbegrenzten Verehrung auf, als am Schlusse der Sitzung Caraffa sich erhob und mit jener erhabenen Glut, die eine aus dem Geiste entsprungene Leidenschaft dem Menschen verleiht, zu den Anwesenden sprach:

‚Bedenken Sie, bevor wir auseinander gehen, daß wir zu Wächtern über die große Sache der katholischen Einheit bestellt sind; es gibt auf Erden kein Meer und kein Gebirge, das der Herrschaft des Kreuzes eine Grenze setzen könnte, und kein Volk, das sich der allumfassenden entziehen dürfte. Bedenken Sie, meine Freunde, daß zur Erhaltung dieser Einheit die äußerste Anstrengung gegenüber den verpesteten Schismatikern vonnöten ist; niemand würdige sich herab, diese Eiterbeulen am weißen Leibe Christi zu dulden, sondern gehe jeder auf den mindesten Verdacht unverzüglich ans Werk, und nehme keinerlei Rücksicht auf Fürsten und Prälaten, wenn sie sich etwa mit dem Schilde eines Machthabers verteidigen wollten. Und verflucht sei, wer das Werk des Herrn lässig tut, wer sein Schwert aufhält, daß es nicht Blut vergieße!‘

Diese Worte sagte der Kardinal mit erhobenen Händen, mit glühendem Blick und zornbebender Stimme; eine ungewisse, beklommene Angst bemächtigte sich aller, die es hörten, und wich erst, als Caraffa milde hinzufügte:

‚Wer das Geständnis ablegt, sei mit Sanftmut und väterlichem Erbarmen zu behandeln.‘

Als Ambrogio und Felice an jenem Abend ihrem Kloster zuschritten, schwamm eben die erste Mondsichel im silbrigen Dunste ihres eigenen Lichtes, schaukelte sich selig auf rosa Abendwölkchen und schien auf ihnen in luftiger Schwingung davonzufahren. Weshalb sollte sie auch ihre Anmut einer Welt feilbieten, deren vernünftige Bewohner ihre Häupter senkten, statt hingebungsvoll anzuschauen? Ach, schon waren Felices Augen für dieses Abends herbstliche Schönheit blind geworden, schon wandte er sich mit einem qualvollen Ausdruck auf dem jungen Gesicht zu Ambrogio und sagte:

‚Bruder, mein Gewissen klagt mich an; ich habe hingelebt, als sei unseres Herrn Christi Werk auf Erden getan. Wie soll ich vor ihm bestehen, der verheißen hat, die Lauen aus seinem Munde auszuspeien?‘

‚Gemach', tröstete ihn Ambrogio, ‚der eine pflanzt, der andere begießt, und der dritte rauft das Unkraut; am Ende bekommen sie alle ihren gerechten Tagelohn.'

* * *

Die folgenden Tage verlebte Felice dringlicher in religiöser Betrachtung, als es bisher seine Gewohnheit gewesen war. Da geschah es, als er eben glaubte, die römische Inquisition als eine segensvolle, notwendige, wenn auch schwere Einrichtung deutlich erkannt zu haben, daß der Prior von Santa Maria sopra Minerva ihn mit dem Auftrag in den Palast der Colonnas schickte, einen im Kloster verfaßten Traktat ‚über die große deutsche Häresie' der Fürstin in ihre eigenen, schönen Hände zu legen.

‚Zur Befestigung des katholischen Glaubens,' sagte der Prior, der ihr Beichtvater war, indem er lächelnd die Augen schloß und wieder öffnete, ‚und mit einem Gruß und väterlichen Segen.'

Es war um die Abendstunde, als Felice klopfenden Herzens dem allzu nahen Quirinal entgegenschritt, denn der Weg zu einer Fürstin war verlockend und beängstigend zugleich; deshalb verlangsamte er, je näher er dem Palast kam, desto mehr seinen Schritt, blieb auch von Zeit zu Zeit stehen und begann, teils um seine Unruhe zu meistern, teils um ein wenig zu sehen, was der Bruder Dominikaner Schauriges zu erzählen gewußt hatte, in dem Büchlein zu blättern und zu lesen. Da es in lateinischer Sprache verfaßt war, begriff er, daß die Fürstin an Gelehrsamkeit mit Männern wetteifere, doch die erbauliche und zugleich schmeichelhafte Widmung belehrte ihn, daß sie auch als Frau um ihrer Schönheit willen gefeiert zu werden wünsche.

(Fortsetzung folgt.)

Alfred Rethel / Von Max Schmid

Am 1. Dezember 1859 wurde Alfred Rethel von qualvollem Dasein durch den Tod erlöst. Fünfzig Jahre sind nun dahingegangen, und der tiefe Eindruck, den einst Hannibalszug, Totentanz und die Fresken aus Kaiser Karls Leben auf das deutsche Volk gemacht haben, ist unverändert geblieben. Alfred Rethels Werk hat allem Wechsel der künstlerischen Anschauungen standgehalten. Wie einst Klassizisten und Romantiker, so haben dann Realisten und Neuidealisten gleichermaßen bewundernd zu diesen Schöpfungen aufgeblickt, und unverändert wird ihr Ruhm wohl noch durch Jahrhunderte strahlen. Richard Muther, der mit der deutschen Kunst jener Zeit so hart ins Gericht ging, begrüßt Rethel als ‚den größten deutschen Monumentalkünstler des 19. Jahrhunderts'. Und Meyer-Gräfe, vor dem selbst Menzel und Böcklin keine Gnade fanden, er läßt doch Rethel und Meister Schwind bestehen als ‚die einzig Starken, die aus der papierenen Sentimentalität Düsseldorfs und Münchens hervorgingen'. An diesem Felsen brachen sich also die gierig anstürmenden Wogen der modernen Kritik, und sie vermögen nicht einmal ihn zu benagen, geschweige denn zu zerstören. So dürfen wir bei der fünfzigsten Wiederkehr von Rethels Sterbetag uns wohl fragen, worin denn seine einzigartige Größe beruhte?

Alfred Rethel hat keine Vorläufer, keine Mitgänger, keine Schüler und Nachfolger in seiner Kunst gehabt. Diese vollständige Originalität schon kennzeichnet ihn als einen Einzigen, als einen Großen. Zu Aachen ist er am 15. Mai 1816 geboren als Sohn eines ehemaligen französischen Beamten und einer deutschen Mutter. Er ist also das Produkt der Kreuzung zweier Rassen, von denen die eine durch virtuoses Können und malerische Qualitäten, die andere durch Gedankenreichtum und zeichnerische Darstellungskraft in der Geschichte der Malerei ihren Platz behaupten. So könnte man in ihm auch eine Verbindung von französischem Esprit und Geschmack mit deutscher Gründlichkeit erblicken.

Indessen — hat wirklich ererbte Volksart mit Rethels künstlerischem Entwicklungsgang etwas gemein? Ist nicht alles bei ihm nur Ausfluß der Selbsterziehung? Sehen wir nicht mit einer ungewöhnlichen Klarheit alle seine Künstlerqualitäten sich vor unserem Auge allmählich entwickeln, und sind wir nicht in der Lage, ihr Entstehen, Blühen und Vergehen schrittweise zu verfolgen? Er selbst hat sich übrigens durchaus nicht als internationale Persönlichkeit gefühlt, wie er auch Aachen in späteren Jahren nicht mehr als seine intellektuelle Vaterstadt empfunden hat. Er legte Wert darauf, ein echter Deutscher ohne jede provinziale Besonderheit zu sein, vor allem ein echter deutscher Künstler, der es als seinen Beruf betrachtete, die großen Gestalten der deutschen Geschichte zu verherrlichen. In Alfred Rethel hat ein höherer Wille von vornherein etwas Besonderes und Ungewöhnliches schaffen wollen. Nicht ein Wunderkind im üblichen Sinne des Wortes, aber einen jener reich Begabten, deren volle Kraft sich schon auswirkt in den Jahren, die sonst zur ersten Vorbereitung auf zukünftige Reife bestimmt sind. Zwischen seinem 10. und 12. Lebensjahre durchläuft er die Stufe der naiven, mehr unbewußten und unpersönlichen Kunstbetätigung. Damals wiederholte er mit flinker Kinderhand aus dem Gedächtnis alles, was ihm an Abbildungen zu Gesicht kam, Jahrmarktsbilder und Lithographien mit Napoleons Kriegstaten, Zeichenvorlagen und kolorierte Kupferstiche. Natürlich nur Figürliches, da der In-

halt, die Handlung ihn zur Wiedergabe reizte. Schlachtenbilder waren seine besondere Liebhaberei. Mit 13 Jahren erscheint er auf der Düsseldorfer Malerakademie (1829). In einem Alter, in dem andere Knaben die Anfangsgründe der Wissenschaften erlernen, saß er im langen Malerkittel, ein Meisterkäppchen auf dem jugendlichen Lockenhaupte, vor seiner Staffelei. Mit 16 Jahren verkauft er sein erstes Ölgemälde an den Rheinischen Kunstverein. Das waren glückliche Jahre, in denen er noch ohne Kritik und ohne künstlerische Schaffensqualen als junger Akademiker akademische Bilder nach dem Geschmacke und nach den Vorschriften seines Lehrers Wilhelm Schadow malte. Aus der Tiefe des Gemütes rekonstruiert er die Taten des großen Heidenapostels Bonifazius. Einzelheiten, wie Panzer, Waffen und Werkzeuge malte er, von Lessing angeregt, mit photographischer Treue nach Originalen. Sie passen zwar oft nicht recht in das Gesamtbild, das auf Nazarenenanmut abgestimmt ist, zeigen aber Rethels Streben, über die Schulmanier hinauszukommen, der Natur etwas abzulauschen, und wenn es zunächst auch nur etwa eine Ledertasche war.

Aus diesem Jugendtraum erwacht er, noch ehe das zwanzigste Lebensjahr zurückgelegt war. Mit Entrüstung sieht er nun, wie ängstlich und unfrei, wie kleinlich und mühsam die Kunst ist, an die Schadow ihn gefesselt. Rascher schlagen seine Pulse, kühner und großer Taten fühlt er sich fähig. Nicht der sanfte Prediger und demütige Bekenner Bonifazius, nein, die blutigen Taten der Geschichte fesseln ihn. In jenem berühmten Entwurf zur Schlacht bei Sempach (vom Jahre 1834), wie in so vielen anderen Schlachtenentwürfen gibt sich bei ihm der Geist der inneren Erregung und Empörung kund, der die alten Herren der Düsseldorfer Akademie so sehr in Schrecken setzte.

Da mußte Rethel seine Selbständigkeit gegen die akademische Schablone verteidigen. Mit einigen Freunden verließ er 1836 Düsseldorf und zog nach Frankfurt a. M. Zunächst fühlte er selbst das Bedürfnis, sein künstlerisches Handwerkszeug zu bereiten, die Technik des Zeichnens, des Malens sich besser zu eigen zu machen, auf das schulmäßige Arbeiten ein freies, aber desto gründlicheres Studium folgen zu lassen. Die Glückseligkeit dieser schaffensfrohen Epoche spricht aus seinen damaligen Briefen. ‚Ich bin hier viel mutiger, und was ich male, wird lebendiger als in Düsseldorf.‘ Im Wetteifer mit Veit und Steinle komponiert er mit Feuereifer. Zugleich schließt er sich aber auch wieder eng an die Natur an. Für seine Gemälde wählt er Themata aus der neueren Geschichte mit modernen Uniformen und Waffen. Er malt den Tod König Gustav Adolphs auf dem Schlachtfelde von Lützen und erschwert sich selbst das Problem, indem er dabei den Kampf zwischen Fackelschein und kaltem Mondlichte darstellt, oder wenigstens darzustellen versucht. Es gelingt ihm nur mäßig. Die Schrecken des nächtlichen Schlachtfeldes vermag er nicht recht anschaulich zu machen, von den Beleuchtungseffekten ganz zu geschweigen. Wiederholt übermalt er das Ganze, ohne es farbig zu verbessern. Und doch läßt er sich nicht abschrecken, studiert er mutig weiter. Wenn er im Römer zu Frankfurt die Bildnisse deutscher Kaiser schafft, ergeht er sich in sorgfältiger Wiedergabe der Prunkrüstung Kaiser Maximilians, malt er höchst gewissenhaft die Seidenstoffe auf dem spanischen Kostüm Kaiser Max II. oder Sammet, Pelz und Seide auf dem Bildnisse Karls V. Er selbst spottet gelegentlich dieser realistischen Bemühungen, wenn er am 30. September 1848 berichtet: ‚Ich male jetzt einen toten Gustav Adolph, einen halbverhunger-

ten Maximilian und einen kranken Karl V.' Aber er fühlt, wie wichtig die Herrschaft über diese Kleinarbeit ist für den, der im großen Stile al fresco einst arbeiten möchte. Rethels künstlerische Meisterschaft war also keineswegs eine unverdiente Gottesgabe, sondern ein wohlerworbenes und in harter Arbeit gewonnenes Besitztum. Von Zeit zu Zeit unternimmt er Studienreisen, um an den Werken der alten Meister sein Können nachzuprüfen. Raffaels Sixtinische Madonna begeistert ihn ebenso, wie die Bilder der späteren Venetianer. ‚Ich wollte den stillfrommen und geduldigen Tränenkünstlern, die da meinen, ein gen Himmel geschlagenes Auge und eine recht einfältige Silhouette der Figur sei der Ausdruck eines echt christlichen, demütigen Künstlergemüts, die Anbetung der Könige von Paolo Veronese vorführen. Wenn dieses Hurra, dieser Triumph der Farbe nicht das Blut in ihre blaugewordenen Finger zurückführen würde, dann sollte man sie dörren und als kopflose Fastenfische einem Dominikanerkloster zuschicken.' So schreibt er in grimmigem Hasse gegen das liebliche Zuckerwasserkolorit der Schadowschule. Gegen alle Schulmeisterei und Pedanterie im Farbenauftrag opponiert er. Tizians Fähigkeit bewundert er, sich überall gehen zu lassen, seine individuelle Vorstellung von den Dingen auf die Leinwand zu bannen, den unmittelbaren Eindruck der Farbe mit Feuer zu empfinden. Ihn fesselt die sieghafte Frische und überquellende Üppigkeit dieser venetianischen Palette vielleicht um so mehr, als keinem seiner deutschen Zeitgenossen solche Gaben verliehen waren. Er selbst hat sich redlich mit der Farbe gequält, und wenn er auch als Kolorist alle Historienmaler in Düsseldorf und München überragt hat, die Unmittelbarkeit des farbigen Darstellens, die er an Tizian bewundert, blieb ihm doch versagt.

Aber Rethel verlangt doch noch mehr von sich und seiner Kunst, als nur gute Technik. ‚Die Kunst', so schreibt er an seinen Bruder Otto, ‚ist wahrlich nicht bloß zur Unterhaltung in die Welt gesetzt. Nein, sie gehört unmittelbar zum nächsten Gefolge der christlichen Religion; sie ist ein Herold im prächtigsten Gewande, welcher das Lob des Himmels und seiner Gnade nicht nur verkündigen, sondern auch befestigen soll.' Nach seiner ganzen Vergangenheit wie nach seiner individuellen Veranlagung mußte er in der Kunst etwas Höheres sehen, als die Replik der Natur. Er konnte sich nicht damit begnügen, ‚Häring und Pellkartoffeln ergreifend wahr zu malen'. Er verachtet alle, die ‚in dem Stück Brot nur den Magenstöpsel erkennen und es bedauern, in ein Viehstück nicht auch den Kuhdreckgeruch mit hineinmalen zu können!' Um vor solcher Selbsterniedrigung bewahrt zu bleiben, geht er allmählich dazu über, weniger die vollendete Ausführung des Details, als das entschiedene Beibehalten des ersten Ergusses, die Bewahrung der vollen geistigen Frische des Entwurfs anzustreben. Er sucht zugleich nach vereinfachten Formen, die aus dem Alltäglichen uns herausführen zu jenem Höheren, Strengeren, zu jener hoheitsvollen Erscheinung, die großen Ereignissen und großen Persönlichkeiten eignen soll; er gelangt aus der naiven Nachbildung der Natur und der alten Meister zu eigener Kunst, zu persönlichem Stil.

So kam das Jahr 1840. Der 24jährige konnte auf eine unendlich lange Reihe von Entwürfen und auf eine stattliche Zahl von Bildern zurückblicken. Er hatte schon ein Lebenswerk hinter sich gebracht. Nun trat er mit einem Schlage aus der Epoche des Suchens und Versuchens, des Schaffens von Einzelwerken und Einzelgestalten heraus. In zwei großen Zyklen schildert er das Leben zweier Helden, von denen jeder Zyklus genügt hätte, um Rethel für immer unsterblich zu machen. Im Jahre 1840 gewann er die Konkurrenz um die Aus-

malung des Aachener Rathauses durch seine Entwürfe aus der Geschichte Karls des Großen · und im selben Jahre begann er die Skizzen zum Hannibalszuge. Er blieb freilich Zeichnung, wurde nur durch einige, noch dazu abgeschwächte und verweichlichte Holzschnitte weiteren Kreisen bekannt und hätte doch vielleicht ebensogut wie jene Geschichten des großen Karl, in großem Maßstabe auf Wände gemalt, eines der unsterblichen Meisterwerke deutscher Monumentalkunst werden können. Alle Schrecken der Wildnis, alle Schauer des Hochgebirges, alle Gefahren eines verzweifelten Kampfes gegen Menschen und Natur, alle Leiden eines Kriegszuges durch öde, vereiste Alpenpässe, aber auch alle Herrlichkeit und allen Triumph des Sieges hat Rethel in sechs lapidaren Bildern da geschildert. Ein Heldenleben, das einheitlicher und geschlossener vor uns ersteht als sogar die Entwürfe zur Karlsgeschichte. Vielleicht auch deshalb, weil Rethel ohne Rücksichtnahme auf Wünsche und Einflüsse der Auftraggeber die Szenen so wählen konnte, wie sie ihm zur dramatischen Gestaltung und Steigerung notwendig erschienen; überdies auch ohne Rücksicht auf malerische Ausführbarkeit, ohne Rücksicht auf politische und soziale Bedenken. Dagegen wird man den Aachener Bildern nur dann völlig gerecht, wenn man nicht nur die größeren technischen Schwierigkeiten in Rechnung stellt, die ein Fresko gegenüber dem Aquarell bietet, sondern auch die unsäglichen Schwierigkeiten jeder Art, unter denen das Werk heranwuchs. Zwar hatte Rethel 1840 in dem Wettbewerb um die Ausmalung des Aachener Rathaussaales alle Konkurrenten überflügelt und bedingungslos den Preis gewonnen. Aber widrige Umstände verzögerten den Beginn bis zum Jahre 1846, und diese verlorenen sechs Jahre sind ein unersetzlicher Schaden für die deutsche Kunst geworden. Denn nur die ersten vier Bilder konnte der Meister noch eigenhändig ausführen, dann umfing 1851 ihn die geistige Nacht, und sein Gehilfe Kehren mußte mit stark vermindertem Können das vollenden, was in der Vollkraft des Schaffens Rethel so ganz anders gebildet hätte. Das Hauptwerk der deutschen Freskenmalerei des 19. Jahrhunderts blieb Stückwerk, wenn es auch äußerlich zum Glück den Eindruck der Vollendung macht. Und heute, da durch Schapers Meisterhand den Bildern eine stillvornehme Umrahmung verliehen ist, stellen sie vielleicht immer noch den vollendetsten Raumschmuck dar, der im 19. Jahrhundert in Deutschland geschaffen worden ist. Wie jener herrliche Torso des Belvedere uns die ganze Schönheit der ehemaligen Statue ahnen läßt, so sehen wir in den vier von Rethel selbst vollendeten Fresken Rethels ganzes Wollen, Rethels sich steigerndes Können und Rethels absolute Größe. Kaiser Ottos Besuch in der Gruft des großen Karl wirkt geheimnisvoll und ergreifend durch die steinerne Majestät der Kaisermumie. In der ungewissen Beleuchtung des zitternden Fackellichtes und neben dem demütig zaghaft verehrenden Kaiser Otto ragt die hagere Greisengestalt mit dem verschleierten Antlitz so gespenstig auf, und in dem niederen Raum wirkt sie so überlebensgroß, daß wir vergessen, daß eine Legende dargestellt ist und trotz aller Mystik der Farbe im sitzenden Kaiser ein historisches Faktum zu sehen vermeinen. Auf dem ‚Sturz der Irmensäule' tritt dann Kaiser Karl frisch und lebensvoll vor uns hin; umrauscht vom germanischen Walde steht er da als Sieger über fratzenhafte Götzenbilder, demütig verehrt vom Heidenvolke. Dann folgt die überraschende Schilderung des Reiterangriffes in der Cordovaschlacht, verwirrter Sturz und Flucht der Mauren, ungeheurer Ansturm der unter dem Kreuze heranjagenden Christenschar. Und als Höhepunkt endlich Kaiser Karls Einzug in Pavia. Auf wuchtigem Rappen eine Heldengestalt von echt königlicher Haltung, vom Purpurmantel umflutet. Lang wallt der Bart, scharf und streng blickt das

Auge. Das blanke Schwert in der Rechten, die eroberte Langobardenkrone in der Linken, reitet der siegreiche Herr in die eroberte Stadt. Wehende Fahnen umwallen ihn, weit spannt sich darüber der Bogen des Stadttores, und so hebt sich völlig losgelöst von all dem Wirrwarr des Kampfes und der Zerstörung dieses Urbild germanischer Ritterlichkeit und höchster fürstlicher Würde und Kraft vom lichten Grunde prächtig ab.

Es ist nicht die Erzählungskunst Rethels allein, die uns vor diesen Fresken erfreut, es ist vor allem das künstlerische Können, das uns fesselt. Hier dürfen die modernen Maler die Verteilung der Massen im Raume studieren, hier können sie sehen, daß nicht die Menge der Statisten, sondern die wirkungsvolle Gestaltung weniger großer Figuren den Eindruck der Fülle hervorruft, daß es bei einem Wandgemälde nicht darauf ankommt, tausend Nebensachen, Knöpfe und Röcke, Panzer und Pferdezäume mit historischer Treue festzuhalten, sondern daß die Größe der Auffassung, die Ruhe und Kraft der Formen über die Wirkung entscheidet. Alles in diesen Bildern Rethels ringt ja nach Ausdruck, nach leidenschaftlichem Bewegen. Je wilder, je gewaltsamer der Vorgang, um so mehr fühlt sich der Meister künstlerisch durch ihn angezogen. Und doch sprengen die einzelnen Motive niemals den Rahmen des Ganzen, alles allzu Laute und Vordrängende in Form und Farbe ist gedämpft oder durch ein umschließendes Motiv aufgehoben.

Alle guten Eigenschaften der idealen Monumentalkunst, alle Errungenschaften eines verfeinerten Naturbeobachtens sind vereint. Nur ein Rethel vermochte damals so alle ideale Forderungen zu erfüllen, ohne mit der Realität in Konflikt zu kommen. Er wußte aus genauem Naturstudium heraus einen persönlichen eigenen Stil zu finden, den Formenadel Raffaels mit der Formenstrenge Dürers zu verbinden — und sich selbst hinzuzufügen. Dem blassen Idealismus der Romantiker setzte er wohlabgewogene, aber reiche Farbe und eine urwüchsige Monumentalität entgegen. Eine groß angelegte Natur, zugleich voller Phantasie und Gewissenhaftigkeit, ganz modern in seinem Feingefühl für Raumgestattung, für kräftige Farbenharmonien, und doch wieder ganz altertümlich streng in der sorgfältigen Zeichnung, bewies er, daß auch Historienbilder heute noch allen künstlerischen Anforderungen gerecht werden können und durchaus dekorativ zu wirken vermögen. Von Kaulbach und seinem Kreis unterschied ihn die Fähigkeit, alles Theatralische in der Handlung auszuschalten, von Cornelius die Fähigkeit, Form und Farbe harmonisch auszugleichen. So konnte man in ihm den Erfüller dessen sehen, was in der Monumentalkunst die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts angestrebt. Er bewies, daß der echte Künstler auch im Wandgemälde nicht auf inhaltliches Interesse, auf Erregung patriotischer und allgemein menschlicher Gefühle, auf idealen Inhalt zu verzichten braucht und dennoch gute Raumkunst auch im ornamentalen Sinne geben kann.

Ein Vierundzwanzigjähriger war Alfred Rethel gewesen, als er die beiden entscheidenden Werke seines Lebens, den Hannibalszug und die Aachener Karlsfresken konzipiert hatte. Acht Jahre später folgte eine neue Großtat, erwuchs ihm aus den Irrungen und Wirrungen des Jahres 1848 jener dritte Zyklus, der unter dem Titel ‚Auch ein Totentanz‘ so weltberühmt geworden ist. Es war das grausige Lied vom Tode, der in Gestalt eines Freiheitshelden und Barrikadenkämpfers zum Volke herabsteigt, die Leidenschaften der Menge aufstachelt, es durch ideale Versprechungen und plumpe Scherze hinreißt, fort auf die Barrikade, in den Tod. Den Schluß aber bildet jenes furchtbare Blatt ‚Der Tod als Sieger‘. Ein höhnisch grinsendes Gerippe reitet er dahin über

Schutt, Trümmer und Leichen, entfaltet er die Fahne der Freiheit und Gleichheit über denen, die er durch die Gewehrkugeln der Soldaten frei und gleich gemacht, brüderlich im Tode vereint hat. Mehr denn je zuvor bewundern wir dabei Rethels Fähigkeit, auch die geschichtliche Gegenwart, das Zeitkostüm so zu behandeln, daß es, aller Zufälligkeiten entkleidet, natürlich und zugleich groß, allgemeingültig, ewig wirkt, dank seinem unbeirrbar sicheren Stilgefühl.

Der Erfolg, den Rethel mit diesem Totentanz gefunden, ermunterte ihn, einen zweiten Zyklus über das gleiche Thema, aber ohne politischen Beigeschmack zu planen. Der Tod, der als Cholera auf einem Maskenball die Menschheit als Würger überfällt, der Tod, der den Gelehrten in Ausübung seiner Pflicht urplötzlich überrascht, der Tod, der den müden Türmer in seiner Glockenstube friedlich zum ewigen Schlummer abberuft. Solche und ähnliche Motive gedachte er in größerem Maßstabe im Holzschnitt zusammenzustellen. Bekanntlich sind nur das erste und das letzte der Genannten, der Tod als Würger und der Tod als Freund, zur Ausführung gekommen. Der Tod selbst war es, der Rethel hinderte, ein Werk zu vollenden, das doch zu seiner Verherrlichung begonnen war. Hat Rethel gefühlt, wie nahe er dem Grabe stand? Sind die beginnenden Wahnvorstellungen und geistigen Schwächeanfälle ihm zum Bewußtsein gekommen? Wer Rethels späte Briefe, wer seine nie versiegende Hoffnung auf Heilung kennt, der darf hoffen und glauben, daß es nur ein unbewußtes Hineintasten des Geistes in diese dunkele Zukunft war! Indessen wissen wir leider auch, daß vielfach trübe und grausige Vorstellungen in diesen Jahren ihn erfüllten. Rethel gehörte zu jenen zarten Naturen, die durch Ruhe und Heiterkeit des Geistes entschieden auf ihren körperlichen Zustand wirken können, denen aber, wie er selbst einmal schreibt: ‚Grübeln und Trübsinn sehr gefährlich sind.‘ Früh reif, vorzeitig schon körperlich und seelisch erblüht, ist er auch früh dahingewelkt. Der zarte Körper war der übermäßigen seelischen Belastung nicht gewachsen. Verzweifelte Stimmungen wechseln mit plötzlicher Heiterkeit. Die ungeheure Arbeitsleistung, die er durch die Ausführung jener großen Fresken sich zumutet, zehrt an ihm. Er fühlt sich einsam, verlassen, ja von seinen Freunden verraten. ‚Mein Zustand ist sehr traurig,‘ schreibt er einmal, ‚ich habe dieses Resultat meines Lebens nicht erwartet.‘ Schon ist er so weit geistig geschädigt, daß selbst das Glück einer jungen Liebe und Ehe, die er im Jahre 1851 eingeht, ihn nur vorübergehend aufheitert, aber nicht mehr gesunden läßt. Während der Arbeit am vierten Aachener Fresko schreibt er dann: ‚Ich fühle mich von dieser Arbeit zu sehr gedrückt, sie ist wirklich zu kolossal und tut mir entschieden an der frohen Seite meines Lebens Abbruch. Der Hauptgrund meines Unfriedens liegt in dem jahrelangen anhaltenden Grübeln und Schaffen im allerschwersten Kaliber der Kunst.‘ Schon das genügt, um die Entwickelung von Rethels Gemütsleiden uns zu erklären. Wie weit organische Vorgänge dabei mitspielen, wird heute niemand mehr entscheiden können. Ob und was den Kranken hätte retten können, wer kann das sagen? Aber über alles Leid und alle Klage um das, was wir an Rethel verloren, kann doch das triumphierende Bewußtsein uns hinweghelfen, daß er in einem kurzen, schaffensreichen Leben der deutschen Monumentalkunst mehr geleistet hat, als wir ihm je danken können. In wenigen Jahrzehnten schuf er eine Folge von Werken, die dauerndes Besitztum, dauernder Stolz des deutschen Volkes sein und bleiben werden, und die es uns bezeugen, daß Alfred Rethel war und ist der größte monumentale deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts.

Allerseelen der Lebendigen

Wenn ich, Brüder, euch und Schwestern
Auf dem letzten Lager denke,
Müde von dem langen Gestern
Bleich und still in Blumen schlafend,
Wie daneben eure Seelen
Weiterglühen in den Kerzen,
Wie die Augen nimmer wissen
Von dem totenstillen Herzen,
Und die fromm verschränkten Hände
Aller Arbeit sind am Ende, —
Wenn ich euch, die fern und nahe
Ihr den Tag lebendig wirket,
Leert und füllt die raschen Stunden,
Leid und Lust zum Strauß gebunden
Als Geschick mir überlasset,
Wenn ich euch so liegen denke,
Wie ihr nimmer liebt noch hasset
Und die eingestellte Wage
Nie und ewig nimmer fasset, —
Wenn ich euch gestorben denke,
Beug ich tief mein ganzes Wesen,
Fühl mich von dem Wahn genesen,
Daß der Mensch die Welten lenke,
Schau empor, wo eure Sterne
Schwach und hell, die klein und großen,
Näher nun und wieder ferne
Sich begegnen jetzt und lieben
Oder aus dem Himmel stoßen:
Ob sie steigen oder fallen —
Ich erkenne Gott in allen.

Joseph Bernhart.

Neues von Annette v. Droste / Von H. Cardauns

Vor stark einem Vierteljahrhundert hat Hermann Hüffer* gemeint: ‚Es ist nicht leicht, über Annette v. Droste zu schreiben. Was man dem einen Leser erst sagen muß, darf man dem andern schon nicht mehr wiederholen.' Nun, er hat seitdem recht viel über die Droste gesagt, was allen Lesern neu war, und von Wilh. Kreiten, dem anderen Hauptbiographen der Dichterin, gilt das ebenfalls. Aber erschöpft haben sie das Quellenmaterial nicht. Die kritische Ausgabe der Briefe der Dichterin,** die ich schon vor Jahren im Einvernehmen mit Hüffer in Angriff nahm und nach seinem Tode in Ausführung eines letztwilligen Wunsches abschloß, bringt Dutzende von Briefen, die bisher gänzlich unbekannt oder nur durch flüchtige Erwähnung bezw. auszüglich bekannt waren. Sie enthalten eine Fülle schöner Einzelheiten, auch manche neue Beiträge zu verschiedenen in der Droste-Literatur lebhaft erörterten Fragen. Nicht nur biographisch sind sie wertvoll, sondern auch ein Literaturdenkmal, ein neues Zeugnis für den vortrefflichen Prosastil einer Dame, welche das große Publikum fast nur als Dichterin in gebundener Rede kennt, welcher es darum keinen rechten Geschmack abgewinnen kann, weil ihre oft spröde Verskunst dem mühelosen ästhetischen Behagen ungewöhnliche Schwierigkeiten bereitet. Aus diesem neuen Material in systematischer Darstellung die Konsequenzen zu ziehen, ist hier nicht beabsichtigt; was ich auf Wunsch der Redaktion des Hochland zu bieten gedenke, ist eine zwanglose, wenn auch unter bestimmten Gesichtspunkten geordnete Auslese, wobei freilich auf bereits Bekanntes mehrfach Rücksicht genommen werden mußte.

Einer der neueren Essais über Annette*** hat sie bis zur Ermüdung mit einem Adler verglichen, ‚der in ein niedriges Vogelhaus gesetzt ist. Er sitzt auf seiner Stange und hat viele Jahre ein brennendes „Hinausweh". Aber wenn er die mächtigen Schwingen nur einmal anhebt, flattern entsetzt die Vögel neben ihm, und der Adler duckt sich, gleichsam selber erschrocken, daß er anders ist als seine Gesellschaft. . . Und eines Tages fällt er von der Stange und ist tot, ohne jemals die höchste Kraft seiner Schwingen zur Entfaltung gebracht zu haben.' In unendlichen Variationen wird dieses Thema ausgeführt, in beweglichen Klagen über ihre familiäre, aristokratische und religiöse Gebundenheit. ‚Man kann es nicht scharf genug sagen, daß A. im ganzen ein Opfer ihres Standes gewesen ist . . . Sie hatte zu glauben, fromm zu sein, untadelig zu leben und der Familie keine Verlegenheiten zu machen . . . Das Fräulein mußte die Tradition, die Familie opfern oder sich . . . Ein „Märtyrer der Treue" gegen die Familie, gegen die Tradition ist sie gewesen.' Nun, der Adler ist doch recht oft aus dem Vogelhaus herausgeflogen. Ihren festen Wohnsitz hatte Annette bekanntlich von ihrer Geburt (1797) bis zum Tode ihres Vaters (1826) auf Schloß Hülshoff, dann auf dem kleinen Witwensitz ihrer Mutter, Rüschhaus bei Münster. Aber schon als junges Mädchen besucht sie längere Zeit das Bad Driburg, jeden Augenblick kommen Reisen zu den Verwandten

---

* Deutsche Rundschau (1881) VII, 208.

** Die Briefe der Dichterin Annette' v. Droste-Hülshoff. Herausgegeben und erläutert von H. Cardauns. Münster 1909. Aschendorff. XIII u. 443 S. (Forschungen und Funde, herausgegeben von Prof. Dr. F. Jostes, Bd. II, Heft 1—4.)

*** A. v. Droste-Hülshoff. Von Carl Busse 1903. (Frauenleben Bd. IV). Vgl. die Kritiken von A. Schulte (Beilage zur Münchener Allg. Ztg. 1904 Nr. 237 vom 15. Okt.) und H. Hüffer (D. Lit.-Ztg. 1905 Nr. 4 vom 28. Januar).

in Köln, Bonn, auf die Schlösser Bökendorf, Abbenburg, Hinnenburg, Wehrden an der Weser, wir finden sie in Kassel, in Holland; nach der Heirat ihrer Schwester mit dem Frhrn. v. Laßberg fährt sie ein über das andere Mal nach Schloß Eppishausen im Thurgau und nach der Meersburg am Bodensee, wo sie auch 1848 gestorben ist, und auf eine große Reise nach Italien mit den Verwandten ihrer Mutter hat sie freiwillig verzichtet (an die Schwester 1830). Ich glaube, manches westfälische Edelfräulein hat sie um ihre Freiheit beneidet. Dazwischen fallen allerdings, namentlich in den späteren Jahren, lange Zeiten tiefer Einsamkeit in Rüschhaus. Aber diese Einsamkeit, die ihr ‚sehr wohl tut' (an Frau Schlüter, Sommer 1837), war frei gewählt, ein Bedürfnis für ihre tief innerliche Natur. ‚Mein Bruder hält die Einsamkeit für das größte aller Erdenübel. Ich nicht, vielmehr habe ich mich ihr mit großer Einseitigkeit ergeben' (an Schlüter, 1835, Juni 4.). ‚Ich tät dir gern noch tausend Fragen,' schreibt sie 1837, Januar 12., von Bonn aus an die Mutter, ‚aber ich mag mir das Plaisir nicht verderben lassen, mir zu Rüschhaus bei unserem guten Öschen alles erzählen zu lassen . . . Mein Herz hängt nach Rüschhaus, so gut es mir hier geht.' Sie interessiert sich lebhaft für die Wirtschaft in ihrem bescheidenen Heim und ist stolz, ‚auf eigene Kosten' zu leben und ‚alles zu bezahlen, was die Haushaltung kostet'. Butter, Obst und Gemüse, welche das Gütchen produziert, ißt sie selber ‚und bezahlt, was vorfällt, und Mama soll ebensowenig nachzuzahlen finden wie damals'. ‚Laß mich doch hier!' (in Rüschhaus) bittet sie 1837, Oktober 24, die Mutter; ‚ich bin so gern und ruhig hier . . . Ich bin hier sehr vergnügt nach der langen Aushäusigkeit.' Eingehend berichtet sie, was die Dienstboten treiben, über Obst- und Getreide-Ernte, Schweineschlachten und die Geburt junger Kätzchen (an die Schwester 1846, August 7). Gewiß, sie saß zu Rüschhaus in einem ‚niedrigen Vogelkäfig', aber sie hatte ihn lieb.

Und wie stand es mit den ‚Vögeln neben dem Adler'? Es war eine sehr gemischte Gesellschaft, Männer und Frauen verschiedenen Bekenntnisses, sehr verschiedener Richtung und Lebensstellung, Protestanten und Katholiken, Professoren in Bonn und Münster, August Wilhelm v. Schlegel, Sprickmann, Schlüter, der ausgedehnte Kreis ihres Schwagers Laßberg, wie Uhland, Wessenberg, Pfarrer Reuchlin, Frommann, dann die Brüder Grimm, Junkmann, Schücking und viele andere. Auch allerhand großenteils nicht katholische Freundinnen hat sie gehabt, die schlecht in den ‚niedrigen Käfig' paßten, Katharina Schücking, Sibilla Mertens, Frau v. Thielmann, Charlotte Grimm, Adele Schopenhauer, Johanna und Amalie Hassenpflug, Elise Rüdiger ,Henriette v. Hohenhausen usw.

Aber ihre Familie? Eine Clique engherziger Feudalen? Eine hochmütig abgeschlossene Sippe? Nur selten moquiert sich Annette über Adelsstolz und Exklusivität in ihrer Verwandtschaft, die so ziemlich mit dem ganzen westfälischen Adel verschwägert war; um so häufiger aber begegnen wir in ihren Briefen nicht nur grundbraven, sondern auch liebenswürdigen und geistig bedeutenden Persönlichkeiten aus diesen aristokratischen Kreisen. Da ist ihre gute, fromme Großmutter v. Haxthausen, für welche sie ihre ersten geistlichen Lieder schrieb, ihr heißgeliebter Vater, dessen Bruder Max, ein durchgebildeter Musiker, ihr Vetter Klemens v. Droste, der früh verstorbene hervorragende Jurist; weiter die Brüder ihrer Mutter, der Regierungsrat Werner von Haxthausen, August, der ausgezeichnete Staatsmann und Schriftsteller, mit

dem sie allerdings lange infolge ihrer unglücklichen Jugendliebe auf gespanntem Fuß stand, der eifrige Sammler Karl, Domherr in Hildesheim, ihr immer heiterer Onkel Fritz, ihre Schwester und Herzensfreundin Jenny von Laßberg, die einen ausgedehnten Briefwechsel mit Wilhelm Grimm führte, die tüchtige Tante Sophie v. Haxthausen, an die so mancher bisher ungedruckte Brief gerichtet ist. Das Verhältnis zu ihrem Bruder Werner scheint kühl gewesen zu sein, zeigt aber in ihren letzten Lebensjahren eine wachsende Innigkeit. Die Schwägerin Lina war von ihr gründlich verschieden; als sie noch eine junge Frau war, nannte A. sie ‚ein gutes, harmloses Geschöpf‘ (an Frau v. Thielmann, November 1828), aber sie hat dieses opfermutige Hausmütterchen gründlich schätzen gelernt. ‚Das arme Ding,‘ schreibt sie 1846, Juni 25 an Karl v. Haxthausen, ‚hat seine schwere Last mit neun Kindern, der großen Haushaltung und jetzt dem kranken Mann dazu, aber sie weiß ihre Zeit gleichsam zu verdoppeln, tut mehr wie die andern und ist dabei immer heiter und gelassen. Ich habe sie recht lieb und glaube, sie hat mich auch gern, obwohl wir blutwenig miteinander verkehren . . . Wenn ich mir auch auf der ganzen Welt eine Schwägerin aussuchen könnte, so nähme ich doch unsere Lina.‘

Es ist richtig, daß sie nur bei einzelnen ihrer Verwandten wirkliches Verständnis für ihr Dichterleben fand; es hat auch nicht immer alles geklappt, und von mehr als einer Tante entwirft sie nicht eben schmeichelhafte Porträts; gelegentlich fällt ein Hieb gegen ihren Schwager Laßberg, der eben bei seiner Heirat schon ein recht alter und etwas schrullenhafter Herr war; aber im großen und ganzen herrscht doch in dem großen Kreise ein Familiensinn, eine Hilfsbereitschaft und zarte Rücksicht, daß man allen Grund hat, der ungeheuren Mehrzahl der Familien dieser unvollkommenen Welt zuzurufen: Gehet hin und tut desgleichen! Sie hat in diesem Kreise manches vermißt — wer von uns nicht? — aber viel gegeben und viel empfangen, nicht nur Einladungen und Geschenke, sondern auch viel Liebe, festen Halt, treue Pflege in ihren zahllosen Krankheiten und endlich einen von rührender Sorge umgebenen Tod bei der trefflichen Schwester Jenny. Zwei Zeugnisse vom Anfang und vom Ende ihres Lebens! 1819 schreibt sie an Sprickmann: ‚Ich besitze die Liebe meiner Eltern, Geschwister und Verwandten in einem Grade, den ich nicht verdiene;‘ ihr letzter Brief, geschrieben im November 1847, ein halbes Jahr vor ihrem Tode, wimmelt von Grüßen an die einzelnen Verwandten, von flehentlichen Bitten, sie doch in Meersburg zu besuchen —: ‚Ich wollte, ich könnte nur auf eine Viertelstunde zwischen Euch sitzen.‘

Besonderen Anstoß genommen hat man an ihrem Verhältnis zu ihrer Mutter. Diese kluge, energische Frau, die bis in ihr hohes Alter eine seltene Rüstigkeit bewahrt, soll ‚dem Kind ein Segen, der Erwachsenen ein Unsegen‘ gewesen sein, ‚und für die Dichterin wäre es besser gewesen, wenn diese Mutter dreißig Jahre früher gestorben wäre‘ (Busse 57). Man verweist namentlich darauf, daß A., schon 40jährig, die Einwilligung zum Druck ihrer Gedichte von der Mutter ‚schwer erkämpfen‘ mußte. Das steht allerdings schon bei Kreiten (Charakterbild 2. Aufl. S. 288) zu lesen, aber der Beweis beschränkt sich meines Wissens darauf, daß sie im Februar 1838 bei der Mutter kurz und trocken anfragt, ob sie ‚etwas gegen die Herausgabe habe‘. Daß sie vor der Mama großen Respekt in puncto Moneten hatte, war ein Glück, denn bei der größten persönlichen Anspruchslosigkeit saß ihr das Geld sehr, sehr locker in der Tasche — für andere Leute. Auch kann ich nichts Auffallendes darin

finden, daß sie in ihrer Korrespondenz Vorsichtsmaßregeln trifft, damit die Mutter nicht alles zu lesen bekommt; das soll in den allerbesten Familien vorkommen. Die resolute, praktische Mama mag ihr oft unbequem gewesen sein, aber diese Unterordnung war nicht verärgertes Fügen unter einen brutalen Willen, sie entsprang einer aufrichtigen kindlichen Pietät, vielleicht auch der Erkenntnis, daß sie an dieser Frau, deren Sorgenkind, geistig und körperlich, sie gewesen ist, viel zu vergelten und auch gut zu machen habe. Sie hat die Mutter nicht nur respektiert, sondern geliebt. In Briefen an dritte Personen, wo jeder Gedanke an Absichtlichkeit ausgeschlossen ist, spricht sie von ihrem ‚Mütterchen' in den herzlichsten Ausdrücken; es ‚fehlt ihr an allen Ecken' (an Ludowine von Haxthausen 1840, Nov. 2). Welche Sorge macht sie sich, wenn sie die alte Dame allein in die Schweiz reisen lassen muß! Rührend gibt sie der Sehnsucht Ausdruck in den langen Briefen, die sie an die Ferne schreibt: ‚Es fehlt mir gar nichts,' schreibt sie Oktober 1837, ‚als daß du hier wärest, aber dieses fehlt mir freilich sehr. Anfangs war es mir unerträglich, jetzt habe ich mich daran gewöhnt; indessen ist mir doch zuweilen, daß ich so zum Hause hinaus laufen möchte, immerzu bis Otlishausen. Ich muß Geduld haben bis im Frühling, aber ich bitte dich, länger bleibe doch nicht aus!' Und im April des folgenden Jahres: ‚Ach, Mama, komm doch bald, ich habe so ein großes Verlangen danach! Dein Porträt ist noch mein bester Trost, aber es ist doch nur ein Bild.' Bei ihrem Konflikt mit Schücking wegen der Veröffentlichung des Romans ‚Die Ritterbürtigen' legt sie sich die größte Zurückhaltung auf, denn ‚ich habe eine 75jährige Mutter zu schonen und bin deshalb entschlossen, jedem Anlaß zu Klatschereien möglichst aus dem Wege zu gehen' (an Schlüter, April 1846). Noch im letzten Brief (1847 Nov.) schreibt sie: ‚Ängstige dich meinetwegen nicht, mein liebes Mütterchen, ich komme gewiß gut durch den Winter!' ‚Ein Stein ist ihr vom Herzen,' seit sie weiß, daß die Mutter bei den Verwandten in Bökendorf längere Zeit bleiben wird. Der Brief schließt: ‚Ich küsse deine liebe Hand. Deine gehorsame Tochter Nette.' Braucht die gehorsame Tochter von 50 Jahren sich dieses Satzes zu schämen? So wenig wie des die gleiche Wendung wiederholenden Geburtstagsgedichts, das sie der Mutter an einem stürmischen Maitag widmete (Kreiten III, 429):

Und ist er trübe auch, ich fand
Mein Sträußlein doch in Wald und Ried,
Und kann doch küssen deine Hand
Und sagen dir ein schlichtes Lied.

Sie war ein gutes Kind und eine gute Tante. Gerade die neuen Briefe Ende der 30er und Anfang der 40er Jahre enthalten eine ganze Galerie allerliebster Genrebilder aus der Kinderstube von Schloß Hülshoff. Ein über das andere Mal läßt sie die Hülshoffer Neffen und Nichten hintereinander aufmarschieren, und deren sind nicht wenige. ‚Wenn ich abends Geschichten erzähle, bringt Ferdinand gewöhnlich alles nachher zu Papier und so gut gruppiert, daß ich es für unmöglich halten würde, wenn man es nicht sähe. Max ist ein guter, frommer Schlucker, der einem den Rock vom Leibe geben möchte, und jetzt mein Liebling' (an die Mutter, Februar 1838). Ein Jahr später: ‚Märchen hat eigentlich sein altes Mohrengesichtchen. Man hält ihn für ein bißchen dumm, eigentlich ohne Grund, sein todfrommes Gesicht ist allein schuld daran. Er hört für sein Leben gern Geschichten, die ich abends nach dem Essen zu erzählen pflege, und ist doch allemal auf dem Kanapee eingeschlafen, ehe ich an-

fange, was denn am andern Morgen eine große Betrübnis ist' (an die Schwester 1839, Januar 29). Wieder zwei Jahre danach: ,Thereschen, ein kleiner, dicker Stempel, hübsch, zuweilen spröde, im ganzen doch zutunlicher seit kurzem. Klemens hat alle seine alten niedlichen Manierchen. Er lügt nie und wird ganz aufgebracht, wenn man ihm die Unwahrheit sagt, was man bei Kindern so leicht tut, besonders wenn sie alles in die Finger nehmen, wo man dann sagt: Laß stehen! Es ist nichts darin. So hatte das Linchen (ihre Schwägerin) neulich von einer Schachtel gesagt in dem Augenblick, wo er sie schon verkehrt aufmachte und den ganzen Inhalt auf die Erde warf. Sie wollte ihn ausschmälen, aber da kam sie schön an: „Du Hügensack! Schäme dich! Das habe ich nich hewußt, daß Mutter ein Hügensack is."' Dann folgt Bericht über die Weihnachtsbescherung, Hauptstück ein Baukasten mit zwei Kinderflinten. ,Denk dir, jeden Abend wird ein großes Schloß gebaut, das dann Heinrich, Max und Werner (nämlich der Papa, ihr Bruder) à la tête mit den Flinten niederschießen. Ich muß zuweilen vor Lachen aus dem Zimmer gehen, wenn ich meinen soliden Bruder triumphieren höre, als wenn er wenigstens eine Sau geschossen hätte' (an die Mutter 1841, Januar 5). Natürlich wurde ihr die Anhänglichkeit der kleinen Schar zuweilen lästig. ,Zu Hülshoff ist man des Abends müde wie ein Drescher und hat doch ganz und gar nichts zuwege gebracht. Der Lärm dringt durchs ganze Haus, und obgleich ich mich immer abschließe, hören die Kinder nicht auf vor meiner Tür zu bollern, und zuweilen mache ich auch auf, weil sie immer unten ihr Leid klagen, daß Tante Nette sie nicht haben will' (an Sophie v. Haxthausen 1838, Febr. 6). Speziell ihr Neffe Ferdinand ist ihr ,lästig über die Maßen' (an die Schwester 1839, Januar 29). Dann wird der Kleine krank. Wiederholt berichtet sie tief ergriffen, wie verändert er sei, ganz nachdenklich und liebenswürdig, fromm und unschuldig (an die Schwester 1840, Aug. 22 und Sept. 2), und als er stirbt, berichtet sie in rührenden Wendungen über seinen Tod. ,Ich hatte den ganzen Tag die Kinder auf meinem engen Zimmerchen, das Kleinste auf dem Schoße und die andern wie Kletten an mir hängend' (an Ludowine v. Haxthausen 1840, Nov. 15).

Ganz vernarrt war sie in die am 5. März 1836 geborenen Zwillingstöchterchen ihrer Schwester, Hildegard und Hildegund von Laßberg, von ihr gewöhnlich Bläuchen und Rötelchen genannt. Als sie noch kein Jahr alt sind, schreibt sie an die Schwester: ,Ich werde keinen Morgen wach, ohne an Euch Lieben zu denken. Allemal fällt es mir ein, daß Marie mir zuweilen Rötelchen ins Bett brachte, und wie es dann zunächst so niedlich artig war und nachher so niedlich unartig, sein kleines Köpfchen hin und her schob und mit seinen kleinen Spatzenfingerchen mich in die Nase kniff.' Dann folgen Erkundigungen nach den Zähnchen und Härchen. ,Kann Rötelchen schon kriechen? Und muß es noch immer die Mindeste sein? Aber wartet nur, wenn ich heimkomme, da werde ich sie schon nehmen, wenn ihr andern auch alle in Kompagnie über die dicke Blaue herfallt' (an die Schwester 1837, Januar 24). Ähnlich noch öfter. Den beiden Zwillingen hat sie denn auch das Weingütchen bei Meersburg vermacht, das sie sich später vom Ertrag der zweiten Sammlung ihrer Gedichte kaufte.

In dem stillen Rüschhaus hat A. außer ihrer Mutter noch eine zweite Einwohnerin gehabt, ihre Amme. Zwischen der großen Dichterin und der einfachen Frau, von der in der Droste-Literatur bisher nicht einmal der Name bekannt war, herrschte ein inniges, tief rührendes Verhältnis. In unserer

ganzen Literaturgeschichte wird sich kaum ein Gegenstück zu dieser Dichterfreundschaft finden lassen. Nach einer Aufzeichnung Jennys v. Laßberg* war Maria Katharina Pettendorf, genannt Bücker, die Frau eines armen Webers zu Altenberge, vier Stunden von Münster. Sie hat die kleine Nette mit einer Sorgfalt gepflegt, die dem ungewöhnlich schwachen Kinde wahrscheinlich das Leben gerettet hat. Als sie Witwe geworden war, nahm die Mama Droste sie zu sich, und viele Jahre ist sie dieser Adelsfamilie eine liebe und hochgeschätzte Hausgenossin geblieben. A. hat sie schon in ihrem Jugenddrama ‚Bertha' unsterblich gemacht: Die Dienerin Katharina ist bis in kleine Züge hinein nach der Amme modelliert. In ihren Briefen hat sie der braven Frau ein ungleich schöneres Denkmal errichtet. Immer wieder begegnet sie als Gegenstand gemütlicher Kleinmalerei, bald drolliger, bald ergreifender Bemerkungen. Im November 1834 schreibt A. der Schwester kurz nach deren Heirat mit dem Freiherrn v. Laßberg: ‚Gestern las Mama der Alten aus den Briefen vor, wie L. sich den Magen mit Wein verdorben. Sie war nachher so kümmerlich, wir wußten nicht warum; endlich kam's heraus: Et meide ehr so, das de gudde Heer so ersetzlike drunken wierst wör, dat he sick hädde van Drunkenheit brerken most, se wör bange, dat Frölen Jenny sick doan ärgert hädde, un et möst doch gewis mit en Unglück kuermen sin. Wir hatten genug zu tun, ihr die Sache auseinanderzusetzen.' Im März 1838, nach ihrer Rückreise aus der Schweiz, erzählt A.: ‚Meine Alte weinte vor Freuden, als sie mich sah, fragte unaufhörlich nach Eppishausen und den Kindern . . . und sagte: Wenn ick doch ehnmohl de kinnerskens weigen könn.' Einige Monate später (1837, August 15) an die Schwester: ‚Die Amme läßt viele Kumpelmenten sagen. Sie bethete alle Tage für Dich und sie dankte noch vör alle empfangene woldaden. Sie hat alle ihre Sachen durchgepludert, um den Kindern etwas zu schicken, und kam endlich mit ein paar Bildern dran. Ich habe ihr aber gesagt, die Kinder wären noch zu klein für so heilige Bilder.' Verwandte der Amme waren willkommene Gäste: ‚Vorgestern (an die Mutter 1837, Oktober 24) hatte sie Besuch von ihrem Bruder. Das gute Männchen ist alt geworden, sonst noch so artig und vernünftig wie immer. Er hatte mir wollen ein chef d'œuvre seiner Kunst verehren, das bittere Leiden aus Papier geschnitten, es war aber mißraten. Nun, ich glaube, der Schaden war so groß nicht, obgleich die Amme viel erzählte von ihrer Brauttasche, wo er Sonne, Mond und Sterne aus Scharlach drauf genäht.' Gelegentlich interessierte die Amme sich auch für Annettes poetische Tätigkeit, aber wie! ‚Als ich neulich ein Gedicht schrieb und dazwischen immer innehielt und nachdachte, war sie ganz mitleidig und sagte: O Heer! Wat beduurt se mi, dat se sik so quälen mötet! Et es akkroot es wenn ik so recht schlechte Doddheide spinnen mott, ik möch wull Goorn dervon hebben, un auk wull gutt Goorn, un et wett doch nix esse Klotte un Worstbände. Was sagst du zu diesem Omen? Ich war wie ein begossener Hund und legte für diesmal meine Feder still hin' (an die Schwester 1838, Februar 15).

An einem schönen Februartag gibt die Amme ein Frühlingslied zum besten, ‚ohngefähr so melodisch wie ein Blasebalg' (ebend.), natürlich im Münsterschen Platt, auf das A. sich viel besser verstand als die Amme aufs hochdeutsch. Als A. Januar 1839 an ihre Schwester schreibt, sitzt die Alte ihr gegenüber mit

* Vgl. meine Ausgabe der Briefe S. 51.

der Brille auf der Nase und ihrer alten Handpostille und schickt eine Menge Bestellungen an de Frölen Jenny. Im August 1840 (an die Schwester): ‚Meine Alte läßt dir sagen: se wull eis like geerne so lange lerven, büs de Frau von Laßberg do west wör, over se wör bange, et gönge er miß. Ich habe jetzt ihr Porträt, sehr ähnlich, und große Freude daran. Sie sitzt in ihrem gewöhnlichen Anzuge und Stellung, beide Arme auf den Tisch gelegt, fast wie Grimms 'Märchenfrau, und es ist ein allerliebstes Genrebild.‘ Im nächsten Monat (an die Schwester 1840, Sept. 2): ‚Meine Amme schickt dir eine schwarze Mutter Maria und Laßbergen einen desto bunteren goldig blanken Joseph, um den sie mit großem Fleiße und noch größerer Kunst eine herrliche Einfassung von Kattun und roten Papiersternen gemacht hat.‘ Schon damals fürchtet A., es würde nicht lange mehr mit ihr gehen; aber sie hat doch noch manches Jährchen gelebt und der Dichterin Gelegenheit zu aufopfernder Pflege gegeben. Anfang 1845 schreibt A. der Schwester: ‚Meine Alte ist so schwach, denkt aber täglich mit großer Liebe an Euch. Sie sagt: ik kann minen Brill nich afwisken, sunder an de kinner to denken, watt hebt de mi dat alltit so demödig dohn. Gottlob leidet sie nicht, nimmt aber sehr ab.‘ Dann kam langsam das Ende, Brustwassersucht. ‚Seitdem,‘ schreibt sie an Schücking,* ‚habe ich ein Leben gehabt, wie ich es keinem Türken gönnen möchte. Tag und Nacht das Jammern gehört, und das Elend vor Augen. Es ist überstanden, aber es war eine harte Zeit.‘ Und dabei bedenke man, daß auch die Dichterin selbst schwer leidend war. Nach dem Tode der Alten schrieb A. an Johanna Hassenpflug (1845, April 27): ‚Es ist mir, als hätte ich eine liebe Verwandte verloren.‘ Es ist derselbe Geist der herzlichen Liebe der genialen Frau zu dem einfachen Menschenkind, der uns zuweilen auch in ihren Gedichten so warm zu Herzen spricht, aus den ‚Grüßen‘, die sie von der Meersburg nach Rüschhaus sendet, ‚wo nimmer Die treuste Seele mein vergißt Und jetzt bei ihres Lämpchens Schimmer Den Abendsegen für mich liest,‘ und aus dem Gedicht ‚Was bleibt‘: Vergänglich die Unschuld, die Hoffnung, die Kraft und der Ruhm, aber eines bleibt: Die Liebe ‚der Frau, die meine Kindheit pflegte‘, die ‚Liebe, ewig jung und ewig frisch bei grauen Haaren‘.

Ein Pendant zu der alten Amme ist der alte Vikar Wilmsen. Er war in Hülshoff Hauslehrer und dann Hausgeistlicher, eine kindliche Seele, und allmählich wurde er alt und schwach und etwas kindisch; aber man scheint nie daran gedacht zu haben, ihm das Gnadenbrot zu nehmen. A. gedenkt seiner häufig, gewöhnlich berichtet sie kleine drollige Züge, aber immer freundlich. ‚Wilmsen‘, schreibt sie im Oktober 1837 an die Mutter, ‚ist in ewiger Rührung über die lieben Seelen. Er ist einige Wochen umhergeklettert wie ein Specht (nur nicht so geschickt), um Nüsse zu suchen, und hat vielleicht keine zwanzig gefunden. Er sagte den ganzen Tag: Ei ei! Daß es dieses Jahr keine Nüsse gab! Ich habe nach mir (d. h. nach Hause) geschrieben, aber bei mir waren auch keine; ich hatte gedacht, um die Kinder aufzuknacken. Er sieht mich nicht, ohne mir den untertänigsten Respekt aufzutragen, hiermit will ich ihn also abgeliefert haben.‘ Im Februar 1838 an die Schwester: ‚Auf hl. drei Könige haben wir Wilmsen schön gratuliert. Ich hatte ein schönes Carmen in Knittelversen gemacht. Er war so gerührt, daß er Tränen vergoß. Denk dir, neulich bittet er mich um etwas von meinen ausgefallenen Haaren, und als ich frage wozu? „zu einem Bartpinsel, dann würde ich allemal

* 1845 März 5. Briefe von A. v. Droste und Levin Schücking 333.

Alfred Rethel/Selbstbildnis.



an die unschuldige Seele und die ganze werte Familie denken, wenn ich mich rasierte.'" Dann aber (an die Schwester 1839, Januar 29) wird sie auch einmal ernst: ‚W. hält sich noch ziemlich gut und hat alle seine Haare noch, aber schneeweiß, auch Zähne noch, gerade wie der gute selige Papa. Es wird ihm doch allmählich sehr schwer, alle Wochen im Winter den elenden Weg von Hülshoff hieher zu machen, aber er tut es immer getreulich, so verklummert und armselig er auch ankommt.' Sie hat ihm diese mühseligen Gänge, die er unternahm, um in der Rüschhauser Hauskapelle zu zelebrieren, nicht vergessen. Auch in dem rührenden [illegible]innerungsgedicht ‚Sit illi terra levis', in dem sie ihm überf[illegible]eln über seine Einfalt abbittet, seines tiefen Gemüts, seiner stillen Wohltätigkeit gedenkt, spricht sie wieder von den ‚schlimmen Wegen rauh und weit, Die du gewandelt manche Winterwende, Um des Altares heilige Gnadenspende Zu tragen mir in meine Einsamkeit'.

Auch sonst bieten die neuen Briefe eine Menge neuer Belege für ihr gutes Herz, ihre Versöhnlichkeit, ihre bis zur Grenze der Möglichkeit gehende Freude am Wohltun. So lebhaft sie in ihrer Ab- wie in ihrer Zuneigung war, so scharf sie über unsympathische Persönlichkeiten urteilen konnte, so ausgeprägt war ihr Sinn für Gerechtigkeit, ihr Bedürfnis, Gutes auch an solchen zu finden, die sie nicht ausstehen konnte. Sie war zusammen erzogen worden mit Tony Galieris, der Tochter einer in beschränkten Verhältnissen lebenden holländischen Generalsfamilie, die in ihrem elterlichen Hause Aufnahme fand. Das Verhältnis scheint zeitweise kühl gewesen zu sein; aber als Tony von schwerem Unglück betroffen wird, steht A. ihr mit feinstem Zartgefühl schwesterlich zur Seite. ‚Tony,' schreibt sie Oktober 37 an Sophie v. Haxthausen, ‚nahm sich fast über Menschenkräfte zusammen. Ach, ich habe ihr oft unrecht getan, es liegt doch ein edler und starker Grund in ihr, und es ist auch nichts Leeres, so mit jemanden ganz erzogen zu sein. Ich habe das sonst nicht gefühlt, aber jetzt fühle ich es wohl, sie ist mir doch beinahe wie eine Schwester.' Ihre Bonner Freundin Sibilla Mertens hat A. wochenlang während einer schweren Krankheit in der aufopferndsten Weise gepflegt. Später wurden die Beziehungen zu der seltsamen Frau kühler, und dann kam es zu einem tüchtigen Krach, wobei Frau Mertens recht ungezogen wurde. Als sie aber dann nach Rüschhaus fuhr und um Verzeihung bat, war alles vergeben und vergessen und A. überglücklich über die Aussöhnung. ‚Alte Billa,' schreibt sie 1843, Mai 24, ‚wie froh bin ich, daß jetzt alles zwischen uns wieder rein und fest ist! Ich habe deine Liebe so schwer und bitter verloren gegeben, soll ich mich denn jetzt nicht freuen?'

Noch viel schärfer prägt sich der Kampf zwischen Sympathie und Antipathie in ihren Beziehungen zu Schücking aus. Auch die neuen Briefe enthalten weitere Belege, wie sie ihn bald nicht ausstehen konnte und dann wieder aufs bereitwilligste seine guten Eigenschaften anerkannte und für sein Fortkommen alles Mögliche tat. Der gemeinsame Meersburger Aufenthalt zu Anfang der 40er Jahre, wo Schücking so vorteilhaft auf A.'s dichterische Produktion einwirkte, bringt dann eine Wendung. A. überschüttet denselben, den sie früher lapsig und eitel nennt, mit Zärtlichkeitsausbrüchen. Eine lebhafte Kontroverse hat sich darüber entsponnen, ob die Vierzigerin den 17 Jahre jüngeren Mann am Ende geliebt habe. Ich will diese Frage hier nicht untersuchen, aber Busses Auffassung, als habe diese angebliche unglückliche Liebe sie zu grunde gerichtet, ist sicher falsch. Busse kann sich hier nicht genug tun in

Kraftausdrücken. ‚Die Dichterin ist von jetzt ab tot. Sie verfiel offensichtlich. Sie war alt und dick geworden ... aus dem Fräulein von Rüschhaus das dicke Madämchen von Meersburg.‘ Sonderbar, daß Busse diesen entsetzlichen Verfall erst von der letzten Trennung von Schücking ab datiert, vom Mai 1844 ab, wo er sie mit seiner jungen Frau in Meersburg besuchte, nicht von 1842, wo er die Meersburg verließ, nicht von 1843, wo er sich verlobte und heiratete. In der Zwischenzeit hat sie mit ihm lebhaft und in größter Herzlichkeit korrespondiert, auch noch fleißig gedichtet; ich verstehe wirklich nicht, weshalb erst der spätere Besuch in Meersburg ihr den Todesstoß gegeben haben soll, obwohl auch dann noch ‚das um sein Leben betrogene Weib‘ weiter dichtet und die Korrespondenz noch Jahre lang fortsetzt. Gewiß ist sie in den letzten Jahren verfallen, aber sie war eben todkrank. Wer ihre sämtlichen Aussprüche über Schücking und die sämtlichen Nachrichten über ihren Gesundheitszustand, chronologisch geordnet, vor sich hat und nüchternen Auges durchmustert, der wird Busses Auffassung zum mindesten stark modifizieren. Ein drastisches Beispiel: Nach der mit Schücking erlebten Enttäuschung läßt er sie zu einem ‚dicken Madämchen‘ werden, im Anschluß an ihr letztes Bild von 1846. Als wenn sie nicht schon lange Jahre vorher über ihre zunehmende Korpulenz geklagt hätte! Sieben Jahre früher, am 29. Januar 1839, schreibt sie an die Schwester: ‚Ich werde so alt, dick und unbehilflich wie ein Faß.‘ Übrigens hatte Busse selbst schon S. 97 mitgeteilt, daß sie ‚um die Vierzig herum ziemlich stark geworden war‘.

Ihr letzter Brief an ihren ‚lieben Levin‘, unterzeichnet ‚Ihr treues Mütterchen‘, ist vom 7. Februar 1846 datiert. Kurz darauf kommt der allerdings schon lange vorbereitete förmliche Bruch, veranlaßt durch Schückings Roman ‚Die Ritterbürtigen‘, dessen Ausfälle gegen den westfälischen Adel auf indiskrete Plaudereien der Dichterin zurückgeführt wurden. Das hat sie furchtbar erschüttert, vielleicht mehr wie nötig, und sie hat dann über Schücking mit schneidender Bitterkeit abgeurteilt, in Wendungen, welche die Gerechtigkeit verletzten und in ihrer ganzen Korrespondenz kaum ein Gegenstück finden. Aber selbst in dem wild empörten Briefe an Schlüter, den dieser nur teilweise veröffentlichte und der jetzt nach früheren Ergänzungen zum erstenmal vollständig und im Zusammenhang gedruckt worden ist, hat sie Schücking noch entschuldigt: ‚Schlüter! Ich bin wie zerschlagen. O Gott, wie weit kann Schriftstellereitelkeit und die Sucht, Effekt in der Welt zu machen, führen! Selbst einen sonst gutmütigen Menschen, denn das bleibt Schücking, die Gerechtigkeit nötigt mich, dies selbst in diesem schweren Moment anzuerkennen. Er liebt mich, er liebt Sie, er liebt Westfalen überhaupt und hat bei seinem Buche an nichts gedacht, als dem Eugen Sue den Rang abzulaufen.‘

Sie konnte böse werden, sehr böse, aber jemand zu hassen, unversöhnlich zu bleiben, das brachte sie nicht fertig. Wie hat sie, auch hier vielleicht zu weit gehend, über die Schriftstellerin Luise Bornstedt raisonniert, über ihre Eitelkeit und Klatschsucht; aber als die exzentrische Dame in Not gerät, da wird die strenge Richterin weich und heckt den Plan aus, der Bornstedt einen Verleger und Honorar zu verschaffen dadurch, daß sie selbst ohne Honorar für den Verleger arbeite, nur dürfe die Bornstedt davon kein Sterbenswörtchen hören. Das ist echte Vornehmheit. Gegenüber einer anderen Schriftstellerin, Frau v. Thabouillot, war sie sehr vorsichtig, aber doch gutmütig und hilfsbereit. Diese ‚verunglückte Dichterin‘, schreibt sie im Dezember 1844 an die

Schwester, ‚setzt alle Segel an, mich kennen zu lernen . . . Ich bin gewiß, sie würde mich ganz aussaugen, an Beutel, Geist und Körper. Sie ist nämlich blutarm und muß sich und ihr Kind allein mit Schriftstellern ernähren, kann nichts anderes und macht ganz wässerige, miserable Gedichte. Ich würde mich halb tot arbeiten müssen, um ihre Zeitschriften im Gange zu halten (natürlich umsonst). Ich will ihr gern aus der Ferne helfen, etwas Beiträge liefern, auch, wenn's mal so weit gekommen ist, sonstige Unterstützung, aber die Pflichten einer Freundin sind für mich in diesem Falle zu schwer.‘ Diese Vorsicht ist sehr erklärlich, sie war eben ein gebranntes Kind. A. war arm. Als unverheiratete Tochter war sie auf eine bescheidene Rente angewiesen, wovon sie als Mitbewohnerin von Rüschhaus ein kleines Kostgeld zu entrichten hatte. Kein Wunder, wenn es meistens mit ihrem Geldbeutel betrübt aussah trotz ihrer sehr geringen persönlichen Ansprüche. In jüngeren Jahren war sie allerdings Konzert- und Theaterfreundin und mußte bei ihren Besuchen in Köln und Bonn für Toilette mehr ausgeben, als ihr lieb war; später lebte sie ganz einfach, oft ärmlich, Geld brauchte sie eigentlich nur für ihre kleinen Sammler-Passionen, Gemälde, Münzen, geschnittene Steine ꝛc. und besonders — für andere Leute. Ihre Briefe, die alten wie die neuen, enthalten eine Menge von teilweise rührenden Stellen über ihre stille Wohltätigkeit. Sie hat eine Menge Kostgänger, einen alten Herrn in Geldern, arme Theologen, den Maler Sprick in Münster mit Frau und Kindern, von gelegentlichen Spenden abgesehen. Im August 1840 schreibt sie an die Schwester: ‚Vorerst sitzt der Maler Sprick in Münster, mit Frau und Kindern, wovon das jüngste mein Päthchen ist, und die Leute verhungern beinahe. Er hat auch ganz gewiß die Schwindsucht. Ich kann das unmöglich so ansehen und lasse dann, wenn ich merke, daß es zu elend steht, von Zeit zu Zeit ein kleines Ölbild malen, das Stück zu zwei Louisdor, dieses Jahr schon fünf. Einem armen Theologen und Schützling von Junkmann habe ich auch nicht umhin können 20 Taler zu geben, und Engels in Geldern will auch verhungern und tut einen Notschuß nach dem andern. Das ist nicht viel mehr wie die Hälfte von dem, was ich mir dieses Jahr für dergleichen habe abknappen müssen.‘ Anfang 1841 an die Mutter: ‚Ich gestehe, daß ich mich etwas vor Jenny Hüger hüte, denn was soll ich anfangen? Ich habe ihr damals alles geschickt, was ich hatte; jetzt fange ich eben an, wieder ein bißchen zu Blute zu kommen; soll ich mich denn wieder gleich bis aufs Hemd ausziehen?‘ Im folgenden Jahr stirbt der Maler Sprick, und die Familie sitzt im Elend. ‚Es steht sehr zu befürchten, daß mein Päthchen mir jetzt zufallen wird, eine furchtbare Last für mich und über meine Kräfte‘ (an die Schwester, September 1842). Dann erzählt sie, ihr Bruder Werner, der gerade große Ausgaben hat, habe sie sehr kleinlaut gefragt, ob sie Geld brauche. ‚Jawohl brauchte ich Geld, denn ich war ganz abgebrannt, sagte ihm aber, ich würde mich noch wohl eine Weile so durchschlagen.‘ Kaum ist er vor der Tür, da erscheint der Theologe Tangermann, und sie sitzen beide ‚auf Kohlen‘, er, weil er sich geniert, um Geld zu bitten, und sie, weil sie keines hat. ‚Ach Gott, was ist das für ein Elend, so viele Abnehmer zu haben, denen man nur mit Louisdoren kommen darf und doch nichts Reelles nutzt! Der arme Student Markus ist der einzige, (von den Vornehmen), dem ich gern gebe, da er, obzwar durchaus kein Licht, doch Anlage zu einem sehr würdigen Geistlichen hat. Den andern allen gebe ich aus falscher Scham und habe durchaus kein Verdienst daran.‘ Nun, ich

denke, in dem großen Kontobuch da oben wird man die Posten weniger scharf getrennt und ihr manchen Posten gutgeschrieben haben, den sie sich aus sogen. falscher Scham, aber doch aus gutem, mitleidigem Herzen am eigenen Behagen, am eigenen Leibe abgedarbt hatte.

Solche Kalamitäten wirkten übrigens höchstens vorübergehend auf ihre Laune, und gelegentlich scherzt sie gemütlich über ihr leeres Portemonnaie. 1833 schreibt sie einen hochkomischen Brief an die Schwester, Variationen und Themata, wie sie sich habe ‚erholen und erheitern' wollen, aber nichts erlebt wie Malheur, Verdruß und Betteleien. ‚Ich will mich aufheitern und gehe in den Garten. Therese Oelpers kommt heran — ick sog ehr do jüst gohn, da wull ick ehr doch guden Dag seggen — ach, du lieber Himmel! Heraus, heraus, mein Beutelein, ein jeder will bezahlet sein!' Sie hatte ja überhaupt einen ausgesprochenen Sinn für Humor. Das beweisen manche ihrer Gedichte und erst recht ihre Briefe. Sie wimmeln von drastischen Wendungen, kleinen Anekdoten und scharf nach dem lebenden Modell ausgeschnittenen Silhouetten des lieben Nebenmenschen, wobei sie aber fast nie eigentlich boshaft wird. Wenn sie 1831 an die Schwester schreibt: ‚Ich will nichts Übles von Herrn Mertens (dem Gatten ihrer Freundin Sibilla) sagen, „ich sage man nix als en Ochs und en Esel in einer Person und en Elefant dazu,"' so ist das keine Charakteristik des Herrn Mertens, sondern ein in Anführungszeichen gesetztes Zitat. Anmutig scherzt sie (1837, Okt. 23) über den Anfang der langen Liebschaft ihres Freundes Junkmann mit Therese Schlüter, die erst nach vielen Jahren zur Heirat führte. Ein andermal zeichnet sie ein derbes Bild aus dem Münsterschen Bauernleben, macht Spässe über ihren Verehrer Louis Plönnis, einen heruntergekommenen Bürgermeister, amüsiert sich über ihre Schwägerin, die ‚mit ihren zwei Brocken Französisch' versucht, sich mit der Hülshoffschen Gouvernante zu unterhalten, oder über ihren Vetter, den Grafen Galen, der auf dem Diner beim Oberpräsidenten Vincke einen bevorzugten Platz als ehemaliger Gesandter beansprucht und darüber Streit mit den Kollegen von der Münsterschen Regierung bekommt. Einen Hauptspaß erlebt sie mit der ‚Tante Dorly', Dorothea v. Wolff-Metternich, deren Sohn sich mit einer Bürgerlichen verheiratet hat. Die Tante war dagegen, ist aber jetzt ganz zufrieden mit dem ‚zarten Täubchen'. ‚Aber du kennst unsere Tante, die mit einer Hand einreißt, was sie mit der andern baut. So hat sie jetzt ein Trinkglas schleifen lassen mit dem Spruche: Besser rein altadlich Blut als alles Geld und alles Gut. Natürlich ist das bekannt geworden wie ein Lauffeuer, und du kannst denken, daß Hartmanns fast vor Gift die Wände hinauf laufen, wenigstens die in Münster, wo ich es auch gehört habe. Zur Entschuldigung hat sie gesagt: es sei für ihren zweiten Sohn bestimmt, damit dieser es nicht mache wie Klemens. Mir fällt der Österreicher dabei ein, der Spargel mit den Fingern nehmen wollte: Verzeihns! i hab gmeint, es sei Spinot' (an die Schwester 1839, Januar 29).

Sie hat den Humor nur zu oft und sehr nötig gehabt. Er war für sie nicht wie bei leichtherzigen Naturen lediglich der leichte Schmuck des Daseins, er war auch ihre Zuflucht in einem an schweren Leiden überreichen Leben und, wie das so oft vorkommt, das Korrelat einer tief leidenschaftlichen, zur Schwermut und Grübelei neigenden Naturanlage. Mehr und mehr hat sich herausgestellt, daß dieses westfälische Edelfräulein, das man früher als den Typus vornehmer Ruhe und herber Jungfräulichkeit auffaßte, von Jugend auf und bis in die letzten Lebensjahre von widerspruchsvollen Stimmungen, mächtigen

Erregungen, quälenden Zweifeln heimgesucht war. Das zeigten schon die Jugendbriefe an Sprickmann mit den bitteren Selbstanklagen und Todesahnungen, mit dem Jammer über ihr ‚wunderliches verrücktes Unglück', ihre ‚fieberhafte Unruhe', ihre ausschweifende Phantasie, die ihr die Gegenstände ihrer wilden Sehnsucht so lebhaft vor Augen stellt, ‚daß mir für meinen armen Verstand bange wird'.

Wir wissen jetzt, daß der im Herbst 1820 vollendete erste Teil des ‚Geistlichen Jahres', dem man seltsamerweise vorübergehend das individuelle Moment absprechen wollte, tatsächlich, wie sie selbst in der Widmung an die Mutter sich ausdrückt, ‚schwankend in sich selbst' war, ‚wie mein Gemüt in seinen wechselnden Stimmungen', daß sie ihm ‚die Spur eines vielfach gepreßten und geteilten Gemütes hat mitgeben müssen'. Es war wahrscheinlich dieselbe Zeit, in welcher sie so schwer an einer unglücklichen Liebe zu dem Juristen Straube gelitten hat. 1906 hat Ernst Elster Bruchstücke aus einem Briefe an ihre Tante Anna v. Haxthausen veröffentlicht. Jetzt ist er fast vollständig gedruckt, ein langes erschütterndes Schreiben mit den bittersten Selbstvorwürfen. ‚Ich habe nun schon drei Monate und darüber gelitten, wie ich früher keine Idee davon hatte, und das wird auch wohl dauern, solange ich lebe. Ich denke Tag und Nacht an St. Ich habe ihn so lieb, daß ich keinen Namen dafür habe. Ich weine oft die ganze Nacht. Ach, könnte ich St. nur noch einmal sehen oder auch nur eine freundliche vergebende Zeile von seiner Hand. Soll er meine Locke wohl fortgeworfen haben? Anna, es ist unmöglich, ein solches Verhältnis kann sich nicht ganz lösen.' Aber es hat sich gelöst. Straube hat geheiratet und ist 1847, kurze Zeit vor A., als Oberappellationsrat in Kassel gestorben. Sie ist unvermählt geblieben, und lange, lange ist ihr die Jugendliebe nachgegangen. Jetzt ist die Erklärung da für die Lücke in ihrem Leben 1820—25, wo wir fast nichts von ihr wissen, wo ihre poetische Produktion nach mächtigem Anlauf vollständig stockte, wo von ihrer Korrespondenz sich nur ein einziger, wenig bedeutender Brief erhalten hat. Mit ihrem Onkel August von Haxthausen, einem Freunde Straubes und des Herrn v. Arnswaldt, zwischen denen A. geschwankt hatte, hat sie sich damals vollständig überworfen. Noch acht Jahre später spricht sie über ihn in scharfen Ausdrücken, und noch 1835, also 15 Jahre nach der Katastrophe, reist sie nur widerstrebend nach Hannover und Kassel — warum? Handgreiflich, weil dort Arnswaldt und Straube wohnen.

Langsam, ganz langsam ist sie über diese Episode hinweggekommen, aber zur Ruhe kam sie nicht. Schon in dem erschütternden Gründonnerstagsliede, im ersten Teil des ‚Geistlichen Jahres', hat sie der marternden Angst vor Geistesstörung Ausdruck gegeben, und seit kurzem wissen wir, daß diese Furcht auch von andern geteilt wurde. Im August-Heft 1907 des ‚Hochland' hat P. Konrad Schulte merkwürdige Erinnerungen einer alten Haushälterin veröffentlicht, die als blutjunges Dienstmädchen A. gut gekannt hat. Gütige Mitteilungen Schultes ermöglichten mir festzustellen, daß diese Schilderungen der noch heute hochbetagt lebenden Luise Meller sich auf einen Aufenthalt A's bei ihrem Onkel Fritz v. Haxthausen auf Abbenburg beziehen, der Ende der 30er Jahre anzusetzen ist. Da mag man nachlesen, wie ihre Mutter wünscht, A. möge vor ihr sterben, denn sie sei ‚bange, daß es mit A. kein gutes Ende nimmt'; wie toll sie es trieb, obwohl sie damals schon 40 Jahre alt war, wie in aller Frühe, wenn noch alles schläft, Luise sie wecken muß, und dann

läuft sie ins Freie, um wieder zu kommen ,die Schuhe beschmutzt, die Strümpfe naß, die Kleider bis an die Knie vom Tau oder Regen feucht, die Haare bisweilen halb aufgelöst.' Morgens 4 Uhr hört Luischen sie laut sprechen und geht in ihr Schlafzimmer. ,Da saß sie aufrecht im Bette, die Haare aufgelöst, die Augen merkwürdig glänzend, die Wangen glutrot, mit den Armen heftig gestikulierend, als spräche sie mit mir unsichtbaren Personen. Dann sprang sie mit einem Satz zum Bett hinaus und umarmte mich stürmisch, sprang mit mir hin und her, daß mir der Atem ausging, küßte und liebkoste mich, als wäre ich noch ein Schoßkindchen gewesen. Sie hatte in der Nacht ein herrliches Gedicht gemacht; das machte sie so überglücklich. Böse Menschen haben ihr nachgesagt, sie hätte keine Religion gehabt; allein das ist eine arge Verleumdung. Wenn sie auf Haxthausen (d. h. Abbenburg) war und sich bei Kräften fühlte, wohnte sie jeden Morgen der hl. Messe bei, und ich habe sie oft, besonders morgens, auf ihrem Zimmer im Gebete angetroffen.' Gewiß, der Dichterin des Geistlichen Jahres die Religion absprechen war ein Unsinn, und daß sie in die Messe ging und betete, ist auch sonst bekannt; aber so einfach, wie das gute Luischen Meller diesen Punkt erledigt, liegt die Sache nun doch nicht. Ihre Stellung zu Glauben und Kirche ist ein Hauptteil der vielen Fragen, die man das Droste-Problem genannt hat, die Erkenntnis ihres innersten Wesens, ihrer geheimsten Gedanken. Gerade hier hat die Hypothese, die willkürliche Konstruktion, nicht unbeeinflußt durch kirchliche oder antikirchliche Tendenzen, zu Behauptungen geführt, die sich schnurstracks widersprachen. Einerseits hat man bestritten, daß sie ,eine katholische Dichterin' gewesen sei; andererseits hat man eines ihrer Lieder ,eine katholische Marseillaise' genannt und ihr eine ganz bestimmte Stellung zu speziellen religiösen Strömungen und Richtungen zugeschrieben, die sie innerlich wenig oder gar nicht berührten. Man griff aus ihren Äußerungen diesen oder jenen Satz heraus, den ein anderer widerlegte, oder man machte gar den Versuch, ihre religiöse Entwicklung einzig und allein aus ihrem Geistlichen Jahr heraus zu konstruieren, ohne sich um das sonstige Quellenmaterial zu kümmern. Ohne Zweifel ist das Geistliche Jahr als Quelle zu benutzen, wobei natürlich zu berücksichtigen bleibt, daß die beiden Teile desselben 20 Jahre auseinander liegen. Kein Zweifel, daß der erste Teil, abgeschlossen schon 1820, ein Denkmal tiefer religiöser Innerlichkeit, aber auch ein Zeugnis ihrer Zweifel, ihres schmerzlichen Ringens nach Wahrheit und Glaubensfrieden gewesen ist. Der im ersten, unvollständigen Druck der Widmung absichtlich veränderte, später so oft zitierte Satz: ,Mein Buch ist für die geheime, aber gewiß sehr verbreitete Sekte jener, bei denen die Liebe größer wie der Glaube,' ist ganz bestimmt auch individuell zu fassen. Genau übereinstimmend schrieb Schlüter nach ihrem Tode: ,Sie sagte einst zu mir, sie habe, wenn nicht den Glauben, so doch die Liebe. In späteren Jahren, nach einem längeren Gespräch, wo sie sehr bewegt war, sagte ich ihr, sie werde erst glücklich sein, wenn sie glaube, ohne das aber nie. Unter strömenden Tränen sagte sie, sie glaube, daß sie doch glaube, und ich glaube jetzt doch, sie hatte Recht.' Dazu stimmt eine Bemerkung A's in einem Briefe an Schücking 1842:* ,Was du von der Beicht und Kommunion sagst, ist gewiß sehr richtig, und es liegt ein großes, tiefes Heil in dieser unumwundenen Selbsterforschung und Anklage; meinst du, ich fühlte das nicht? An der Heilsamkeit habe ich

* Briefe von A. und Levin Schücking S. 60.

nie gezweifelt, und auch der Glaube an die Heiligkeit kommt häufig wie eine unwiderstehliche Gewalt über mich.' Und zwei Jahre vorher (Mai 1840) bemerkte nach einer mir vorliegenden Tagebuchnotiz ihre Freundin Sibilla Mertens, ‚A. leide an Gewissensskrupeln und gänzlichem Schwanken des Glaubens und Meinens.' Das ist deutlich, ist vollkommen beweisend für ihre ‚Skepsis', von der Schlüter spricht; aber für eine Abwendung von Kirche und Glauben liegt auch aus den Zeiten der Skepsis kein Zeugnis vor, um so mehr aber für das Gegenteil. Hier einige meist neue Äußerungen aus dem letzten Jahrzehnt ihres Lebens. Schücking* hat 1879 gemeint: ‚Die Art, wie 1837 die katholischen Stimmführer die ersten Schritte zu einer Verwandlung der Kirche Deutschlands in eine politische Partei machten, war ihr durchaus nicht behaglich.' Beleg fehlt. Und nun hören wir, wie A. tatsächlich das ‚Kölner Ereignis', die Gefangennehmung Klemens Augusts von Köln, beurteilt hat. Sie war für den Erzbischof durchaus nicht voreingenommen. Im Februar 1838, ein paar Monate nach der Gefangennehmung, bemerkt sie in einem Briefe an die Mutter: ‚Es zeigt sich jetzt, was ich so gewiß wußte und mir immer vor der Faust abdisputiert ist, daß der Erzbischof sich alle seine Umgebungen zu Feinden gemacht, sogar sein Domkapitel Klagen gegen ihn eingereicht hat, was freilich schändlich genug, aber doch ein Beweis seiner Unverträglichkeit ist.' Übrigens aber stand sie in der Sache ganz entschlossen für ihn ein. In demselben Brief (vgl. auch an Sophie v. Haxthausen 1838, Februar 6) schildert sie drastisch den Aufruhr in Münster, mit den derbsten Wendungen über das Eingreifen des Militärs und die Behandlung der westfälischen Adelsdeputation in Berlin. Später behandelt sie die Demonstrationen des Adels auf gesellschaftlichem Gebiet, wie die Schließung des Münsterschen Damenklubs, mit leiser Ironie, aber in der Hauptsache verstand sie keinen Spaß. ‚Es soll', schreibt sie an Sophie v. Haxthausen April 1839, ‚sehr bedenklich mit dem Erzbischof stehen. Den haben doch die Preußen allein auf dem Gewissen. Gott im Himmel erhalte ihn! Sonst, fürchte ich, drehen die Preußen dem Papste am Ende doch eine Nase.' Noch 1842 bedauert sie, daß am Rhein über dem neuen Koadjutor, dem späteren Kardinal Geißel, ‚der gute Klemens August rein in Vergessenheit geraten ist. Du sollst sehen,' fährt sie mit starker Übertreibung fort, ‚nach ein paar Jahren nimmt niemand mehr Notiz von ihm und von dem, was er gelitten, und während er in der Geschichte gleichsam mit goldenen Buchstaben verzeichnet wird, ist es seinen Zeitgenossen jetzt schon einerlei, ob er lebt oder tot ist.' Aber auch hier verfehlt sie nicht zu bemerken, ‚daß Geißel sich bis jetzt sehr gut beträgt und vorzüglich unendlich leutseliger und in den Details seines Amtes viel zugänglicher ist als Droste.'

Bei allen Zweifeln fühlte und gab sie sich entschieden als Katholikin. Dafür eine Reihe meist neuer Zeugnisse. Einmal meint sie: ‚Kein Protestant hat eine richtige Ansicht von unserm Glauben; sie sehen immer Hauptsätze für Nebensachen an, worin wir nur aus Eigensinn nicht nachgeben wollen' (an Sophie v. Haxthausen 1838, Febr. 6). Mit vielen katholischen Geistlichen steht sie auf gutem Fuß, gelegentlich scherzt sie aber auch gemütlich über die ‚geestliken Beene, die jeden Samstag über unsere langen Kämpe stakeln', d. h. über die Münsterschen Seminaristen, die Sonntags in Rüschhaus die hl. Messe lesen (an Sophie v. Haxthausen 1844, Nov. 15), aber ‚wir haben es bisher noch

* Einleitung zum ersten Band von A.'s Gesammelten Schriften S. 46.

immer glücklich mit lauter bescheidenen, unterrichteten jungen Leuten getroffen' (an dieselbe 1846, Januar 19). Aus demselben Jahre 1840, in dem Sibilla Mertens bei ihr ‚gänzliches Schwanken des Glaubens und Meinens' fand, liegen von ihr tief empfundene Äußerungen über den Tod ihres kleinen Neffen Ferdinand vor, der nach andächtiger Beicht und Empfang der hl. Ölung sanft entschlummert sei. ‚Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen, das Kind ist jetzt, wohin es gehört, mit seinem frommen, reinen Sinn . . . Ich habe gestern an einem Sterbebette gestanden und heute wohl zehnmal bei der Leiche. So lege es mir nicht verkehrt aus, wenn mir heute das Leben wie nichts vorkommt und der Tod kein Übel. Nur die rechte Disposition, darum laßt uns beten für uns, für andere' (an Ludowine von Haxthausen 1840, Nov. 15). Dieselbe Stimmung atmet der Brief, den sie genau ein Jahr vorher (Nov. 1839) an Junkmann schrieb: ‚Mit dem letzten Federstrich am ‚Geistlichen Jahr' wird das irdische Jahr wohl alle seine wilden Quellen wieder über mich strömen lassen; möge mir nur der allgemeine Eindruck bleiben! Auf den partiellen rechne ich nicht; dafür ist mein Inneres noch lange nicht mürbe genug. Beten Sie für mich, daß ich nicht gar zu unreif weggenommen werde; es hat große Gefahr. Ich zweifle kaum an einem plötzlichen Ende. Doch darf ich plötzlich nennen, was ich jahrelang voraussehe? So lassen wir Gottes Gnaden verkommen. Beten Sie für mich!'

Diese tiefernste, fromme Stimmung war nicht dauernd, und in der Schücking-Episode der 40er Jahre traten die ‚irdischen Quellen' stürmisch zutage. Gelegentlich (Juli 1843) äußert sie sich abfällig über die einseitig religiöse Richtung ihrer Tante Ludowine v. Haxthausen, die ‚täglich mehr das Interesse für anderes als Klosterstiften und Konvertitenmachen verliert'; wenn sie dabei von ihrem ‚entschiedenen Widerwillen gegen Konvertiten' spricht, so ist das wenigstens zum Teil wohl aus ihren Erfahrungen mit der Konvertitin Luise Bornstedt zu erklären.

In den schweren Prüfungen der letzten Lebensjahre scheint die religiöse Stimmung vollständig zum Durchbruch gekommen zu sein. Sehr ernst schreibt sie (Ende 1845) an den Fürstbischof von Breslau, Melchior v. Diepenbrock, über die Gefahren des Schriftstellerlebens, über Stolz, Unglaube, gute Lektüre. Ähnlich kurz darauf (1846, Januar 2) an einen ungenannten Geistlichen: ‚Wäre die Zahl derjenigen, die gleich Ihnen dem Geiste reine und nahrhafte Speise bieten, größer, die Gegenwart würde glücklicher und der Blick in die Zukunft weniger trübe sein. Leider ist die Zahl der — ich will nicht sagen Übelwollenden (denn wissentliches Übelwollen sollte man nicht zu rasch und häufig voraussetzen), aber Übelwirkenden nur zu groß. Die Literatur ist in leichtsinnigen und durchweg jugendlich unreifen Händen, und es tut not, daß die Wenigen, denen der Ernst des Lebens bereits die große Verantwortlichkeit ihrer Aufgabe deutlich gemacht hat, noch zusammenhalten. Möge der Himmel hiezu seinen Segen geben.' Als ihr lieber Onkel Fritz v. Haxthausen um dieselbe Zeit schwer krank ist, hält sie für ihn eine neuntägige Andacht und ladet ihre Schwester ein (1845, Dezember 6), daran mit Gebet, Beicht und Kommunion sich zu beteiligen, und als der gute Herr stirbt, versieht sie den Totenzettel mit einem Gebet. ‚Es gereut mich jetzt auch bitter, daß ich zuweilen gesagt habe, er sei übler Laune. Wir wollen jetzt um so fleißiger für ihn beten und dürfen uns trösten, daß wir ihm damit eine größere Liebe erzeigen, als wir ihn durch unsere augenblickliche Ungeduld haben be-

leidigen können' (an Sophie v. Haxthausen 1846, Januar 19). In demselben Brief ist sie ärgerlich über Bettina v. Arnim, welche über die Katholiken und die Westfalen geschimpft habe, und freut sich, daß ihre protestantische Freundin Elise Rüdiger ihr ‚tüchtig darauf gedient' habe. Ein Vierteljahr später (April 1846) fällt ihre Äußerung über ihren ehemaligen Freund Schücking: ‚Er hat die einzige Stütze fahren lassen, an der wir uns von unseren Fehlern und Schwächen aufrichten können. Er schlägt vor der Kirche die Zunge aus, und hier findet keine Entschuldigung statt, höchstens eine: Herr, vergib ihm, er weiß nicht, was er tut. Lassen Sie uns für ihn beten, Christi Blut ist auch für ihn geflossen, und Gott hat tausend Wege, die Verirrten zu sich zurückzuführen.' In dem letzten Brief, den wir von ihr haben (November 1847), spricht sie begeistert von den katholischen Schweizer Sonderbündlern: ‚Gottes Hilfe muß das Beste tun. Die Zuger sind neulich sämtlich an einem Tage, Männer, Frauen und Kinder, in Einsiedeln gewesen, haben die Sakramente empfangen und sich alle zum Tode einsegnen lassen. So etwas geht einem doch durch Mark und Bein! . . . Gott schütze das Recht!' Ein halbes Jahr später, 24. Mai 1848, ging ihr Leben zu Ende. Wie ihr Bruder an Schlüter berichtete (Kreiten, Charakterbild 2. Aufl. 483), ‚bereitete sie sich längere Zeit täglich auf den Tod vor; ihr Charakter hatte sich in der letzten Zeit fast gänzlich geändert, indem sie all ihre sonstigen Fehler und Schwächen ablegte und nur mehr für andere lebte.'

Die vorstehenden Zeilen beanspruchen in keiner Weise, ein Charakterbild der Dichterin zu entwerfen, sondern nur, aus dem neuen Material für dieses Bild eine Anzahl ganz bestimmter, quellenmäßiger Züge zu bieten. Nur zu oft wird ja A. zum Gegenstand mehr oder minder bequemer Essais gemacht, werden über das sog. Droste-Problem die luftigsten Hypothesen zum besten gegeben. Hier korrigierend einzugreifen, ‚die Kenntnis der Frau und der Dichterin auf eine feste urkundliche Grundlage zu stellen,' ist der Hauptzweck meiner Ausgabe ihrer Briefe, die leider — weshalb, mag man im Vorbericht nachlesen — eine unvollständige geblieben ist. Mir ist die eindringende Beschäftigung mit diesem Stoff eine Quelle tiefer Befriedigung gewesen. Sie hat mir das von anderen entworfene Bild nicht wesentlich verändert, aber die einzelnen Züge klarer gestaltet und mir vollkommen das schöne Wort Hüffers bestätigt: ‚Je näher man sie kennen lernt, um so mehr wächst das Gefühl einer persönlichen Zuneigung.'

Autorität und Freiheit / von Fr. W. Foerster

(Fortsetzung.) Wir haben den modernen Individualismus vor die Frage gestellt: mit welchem Rechte man denn den prinzipiellen Dilettantismus gerade dort proklamiere, wo die Schwierigkeit der zu lösenden Aufgabe in ganz besonderem Maße die konzentrierte Hingabe eines ganzen Lebens verlangt. Wir sahen, daß die neueren Bestrebungen zur Begründung einer wissenschaftlichen Ethik selber schon aus der Einsicht in die Unhaltbarkeit jenes Dilettantismus und Subjektivismus hervorgehen. Es fehlt diesen Bestrebungen aber, wie wir sahen, die rechte wissenschaftliche Strenge in der Feststellung der Natur des Problems, um das es sich handelt. Sonst würde man erstens die Notwendigkeit der ‚Empirie' für die Lösung gerade dieser Fragen begreifen und zweitens sich klar machen, daß die Art von Empirie, die zu fundamentalen Feststellungen auf dem Gebiete ethischer Wahrheiten notwendig ist, durch keinen bloßen Forschungseifer beliebiger Gelehrter zu erlangen ist, sondern eine ganz besondere und seltene innere Veranlagung voraussetzt: der wahre sittliche Gesetzgeber muß das Leben, dem er Gesetze geben soll, selber in sich tragen — nur solche intime Kenntnis der lebendigen Kräfte macht es ihm möglich, in dem Wirrsal menschlichen Geschehens Ursache und Wirkung richtig zu verknüpfen und den Zusammenhang von Schuld und Schicksal wahrheitsgemäß zu interpretieren.

Diese Feststellung aber ist nur ein Beitrag zur Kritik der individuellen Vernunft. Die oben definierte Empirie ist nur eine Bedingung der Erkenntnisfähigkeit in bezug auf Lebenswahrheiten. Nicht nur intimste Berührung mit dem wirklichen Leben, sondern auch größte geistige Freiheit von den Antrieben dieses wirklichen Lebens ist notwendig. Sonst diktiert ja die Natur dem Geiste nur ihre eigenen Impulse und gibt Gesetze, statt sie zu empfangen. Und die reichste Lebenserfahrung bleibt dann nutzlos, weil der Mensch im Zustande der Unfreiheit gar nicht den Willen hat, aus seinen Erfahrungen die richtigen Schlüsse zu ziehen. Macht man sich diese Bedingung echter Lebensweisheit ganz klar, so begreift man die fundamentalen Unterschiede der Erkenntnisfähigkeit auf diesem Gebiete und wird sich die individualistische Anmaßung nur noch daher erklären können, daß so wenige Menschen über diese Dinge einmal ‚erkenntnistheoretisch' nachdenken. Beleuchten wir die hier bezeichnete Erkenntnisbedingung psychologisch noch etwas eingehender:

Hobbes stellt einmal die Frage, warum eigentlich der Fortschritt der Erkenntnis in den menschlichen Dingen so viel langsamer sei als auf naturwissenschaftlichem und mathematischem Gebiete; er findet die Ursache darin, daß unser Wahrheitsstreben auf sittlich-religiösem Gebiete mit unserm Selbsterhaltungstriebe, unseren Wünschen und Leidenschaften in Konflikt gerate. Je ernster wir vom Schein zum Wesen vordringen, je sorgsamer wir unsere Verantwortlichkeiten erfassen, je weitsichtiger wir die Folgen unseres Tuns und Gehenlassens feststellen, desto eingreifender werden die Konsequenzen für unsere eigene Lebensführung: darum hören die meisten Menschen mit dem konsequenten Denken sofort auf, sobald es ihre Lieblingsgewohnheiten verbietet, ihre Verdauung stört, ihr Selbstgefühl antastet, ihre Eitelkeiten entlarvt, ihr vergangenes oder gegenwärtiges Leben richtet. Sie wollen gar nicht die Wahrheit, wollen ihre Flausen und Halbheiten nicht aufgeben! Wahre Philosophie ist stets ein ‚Harakiri', ein tapferer Schnitt ins eigene Fleisch; jede Schlußfolgerung verlangt hier ein Opfer, jede Konsequenz einen Sieg des Charakters über den sinnlichen Menschen. Die höchste Wahrheit erscheint stets in Gestalt

eines Engels, welcher der Kreatur den Kelch reicht. Darum wird diese höchste Wahrheit vom Menschen im bloß ‚kreatürlichen' Zustande nicht entdeckt und angenommen, sondern vielmehr ans Kreuz geschlagen. Dies ist der unmittelbarste Ausdruck für das Verhältnis der sich selbst überlassenen Menschen zur echten Lebenswahrheit, und es ist zugleich das schlagendste Gegenargument gegen den modernen Individualismus, der da wähnt, die Wahrheit, die das Leben und den Menschen zusammenhält, die finde jeder Beliebige durch seine individuelle Vernunft von selber. Der moderne Aberglaube an diese individuelle Vernunft ist eben immer noch von den Abstraktionen des achtzehnten Jahrhunderts beeinflußt, dessen Gleichheitsparole die Aufmerksamkeit gänzlich von der Tatsache ablenkte, daß die ‚gleiche' individuelle Vernunft in den verschiedenen Individuen unter außerordentlich verschiedenen Bedingungen arbeitet, und daß diese Ungleichheit der Bedingungen gerade dort am schärfsten hervortritt und wirksam wird, wo es sich um Fragen der Lebensweisheit und Lebensführung handelt. ‚Er nennt's Vernunft und braucht's allein, um tierischer als jedes Tier zu sein.' Das heißt doch: Ehe ein Mensch nicht einen sehr hohen Grad von Herrschaft über seine Begierden errungen hat, ist seine Vernunft nur der Leporello, der dem Don Juan die Gelegenheiten sucht. Gar manche moderne Lebensphilosophie ist nur eine solche Leporello-Philosophie. Große Menschenkenner haben die oben hervorgehobenen Hemmnisse und Störungen des konsequenten Denkens durch Interesse und Leidenschaft stets in ganzem Umfange vor Augen gehabt und darauf all ihr Mißtrauen gegen jede Überhebung des individuellen Verstandes gegründet. Pascal sagt einmal: ‚Der Wille hält den Geist davon ab, die Dinge von der Seite zu betrachten, die ihm nicht lieb ist.' Diese Beeinflussung des Intellektes durch subjektive Zustände ist auch das Thema eines besonderen Kapitels in Schopenhauers ‚Welt als Wille und Vorstellung', wo unter dem Titel ‚Der Primat des Willens im Selbstbewußtsein' eingehend gezeigt wird, in wie außerordentlichem Maße bei den meisten Menschen die geistige Tätigkeit durch Triebe, Interessen und Affekte bestimmt wird, ja geradezu im Frohndienste des sinnlichen Lebenswillens steht, so daß von einem freien Denken bei ihnen überhaupt nicht gesprochen werden kann; vielmehr ist ihr Theoretisieren nur der Reflex ihres bewußten oder unbewußten Begehrens und Strebens. Ihr wirkliches Urteil kommt nicht aus objektiver Vernunfttätigkeit, sondern aus jenen dunkeln Tiefen des Organismus, wo Wünsche und Leidenschaften zu Gericht sitzen und wo das alte Cäsarenwort gilt: stet pro ratione voluntas! Schopenhauer sagt u. a.: ‚Von jener geheimen und unmittelbaren Gewalt, welche der Wille über den Intellekt ausübt, ist ein kleines und lächerliches, aber frappantes Beispiel dieses, daß wir bei Rechnungen uns viel öfter zu unserm Vorteil als zu unserm Nachteil verrechnen, und zwar ohne die mindeste unredliche Absicht, bloß durch den unbewußten Hang, unser Debet zu verkleinern und unser Credit zu vergrößern.' (Herausgeg. von Grisebach, Bd. II, S. 245.)

Wir zitieren gerade dieses scheinbar unwichtige Beispiel, um darauf aufmerksam zu machen, wie stark auch im Denken über ethische Fragen in der Feststellung eigener und fremder Pflichten jener unbewußte Hang wirksam ist, unser Debet zu verkleinern und unseren Credit zu vergrößern, und zwar um so stärker, je weniger wir uns sonst im Geist der Ritterlichkeit, der Großmut und Selbstlosigkeit erzogen haben. Schopenhauer fragt uns auch, ob wir wohl wüßten, wie verschieden unser ‚objektives' Urteil über einen Men-

schen ausfalle, wenn wir erfahren haben, daß er gut oder schlecht über uns geredet hat. Die Allmacht unseres Eigeninteresses könnten wir auch daran erkennen, daß wir im Grunde nur das hören und behalten, was eine Beziehung zu unseren Interessen hat, alles andere wird unbewußt mehr oder weniger unterschlagen oder gefälscht. Die neueren Untersuchungen zur ‚Psychologie der Aussage' beleuchten diese Abhängigkeit unseres Intellektes von unseren egozentrischen Erregungen und Bestrebungen in frappanter Weise. Man darf sagen: So wie der Kopf seinem anatomischen Anblicke nach als ein verlängertes Rückgrat erscheint, so ist das Denken des gewöhnlichen Menschen (und oft auch des ungewöhnlichen Menschen) gleichsam nur sein verlängerter Selbsterhaltungstrieb, die bloße intellektuelle Repräsentation elementarer Lebensinteressen. Schopenhauer macht in diesem Sinne darauf aufmerksam, daß diese Unfreiheit des Intellektes bei vielen Menschen schon äußerlich in der Art hervortrete, wie der Kopf am Rumpfe befestigt sei, gleichsam nur zum Späherdienst für den Leib, was denn auch im ganzen Gesichtsausdruck hervortrete. Demgegenüber verkörpere die Statue des Apoll von Belvedere mit der erhabenen Haltung des Hauptes jene stolze Unabhängigkeit des Geistes vom Körper, wie sie nur von ganz seltenen und begnadeten Persönlichkeiten verwirklicht worden sei. ‚Der Stempel der Gemächlichkeit, der Ausdruck von Vulgarität, welcher den allermeisten Gesichtern aufgedrückt ist, besteht eigentlich darin, daß die strenge Unterordnung ihres Erkennens unter ihr Wollen, die feste Kette, welche die beiden zusammenschließt, darin sichtbar ist. Daraus folgt die Unmöglichkeit, die Dinge anders aufzufassen als in bezug auf den Willen und seine Zwecke. Hingegen liegt der Ausdruck des Genies, welcher die augenfällige Familienähnlichkeit aller Hochbegabten ausmacht, darin, daß man das Losgesprochensein, die Manumission des Intellektes vom Dienst des Wollens, das Vorherrschen des Erkennens über das Begehren deutlich darauf liest . . .' (Ebenda S. 433.)

Alle Hinweise auf gewisse Grundtatsachen des Menschenlebens, die jeder an sich und anderen bestätigen kann, führen uns von einer neuen Seite vor Augen, wie Wenige zu wahrhaft freiem Denken über das Leben berufen sind, wie sehr die Kompetenz, in den Grundproblemen des Menschenlebens wirklich objektiv zu denken, an *sittliche* Bedingungen geknüpft ist, die nur von den erlesensten Seelen erfüllt wurden. Wirklich freies Denken setzt hier einen heroischen Akt der sittlichen Selbstbefreiung voraus. Ich kann nicht objektiv denken, solange meine subjektiven Bedürfnisse noch mein Denken bevormunden. Darum sagt schon das alte Parzivallied:

‚Montsalvat ist nicht gewohnt,
Daß durch seine Tore tritt,
Wer zuvor nicht ernstlich stritt
Oder doch statt Kampf gefühlt,
Was der Welt wie sterben gilt!'

Nur Selbstüberwindung und Entsagung bereitet zum Verständnis tieferer Lebenswahrheiten; denn alle große Wahrheit bedeutet ja Krieg gegen die Beschränktheit der Selbstsucht, Krieg gegen die Gewalt der Illusionen, gegen die Herrschsucht organischer Bedürfnisse. Darum antwortet auch Beatrice dem Dante, der schon am Fuße des Berges der Läuterung die letzten Geheimnisse verstehen will, daß er noch zu sehr im Vergänglichen stecke, daß er erst höher gestiegen sein müsse, um für das Begreifen reif zu werden. Und schon das

Altertum, welches vom echten Philosophen eine strenge Probezeit der Askese verlangte und welches dem Jünger der Weisheit schwere Gelübde auferlegte, bevor er für würdig und fähig befunden wurde, auch nur in die Außenwerke tiefer Lebenswahrheiten einzudringen — das Altertum wußte eben besser als wir Modernen, wieviel harte Siege über Sinnlichkeit, Leidenschaft und Trägheit dazu gehören, um wirklich unabhängig von den eigenen subjektiven Zuständen denken und urteilen zu können!

Herrschaft der Vernunft im Leben wird darum auch nie dadurch erzielt werden, daß wir die individuelle Vernunft jedes einzelnen zur letzten Instanz für die Grundsätze seiner Lebensanschauung und Lebensführung machen. Gerade dadurch würde ja erst recht die blinde Herrschaft von Instinkten und subjektiven Erregungszuständen begründet. Vernunftherrschaft kann in Wahrheit nur dort sein, wo die herrschen, welche wirklich Vernunft haben, d. h. wo in den Grundfragen der Lebensdeutung die höhere Einsicht all der wahrhaft Heiligen und Weisen anerkannt wird, die in ihrem persönlichen Leben auf Grund höchster Gnade und eiserner Willenszucht zu jener sittlichen Freiheit gelangten, in deren Bereiche überhaupt erst von wirklichem Vernunftgebrauche die Rede sein kann. Dies erkannte auch Goethe: am Ende der Faustdichtung wird die höchste Lösung aller faustischen Verwirrung erst durch den Heiligen geschaut, der in der höchsten, reinlichsten Zelle steht: ‚Hier ist die Aussicht frei, der Geist erhoben . . .!'

Schopenhauers oben erwähnte Beobachtungen und Gedanken sind übrigens nicht bloß dadurch lehrreich, daß sie uns unseren eigenen Zustand gründlich nahe bringen und uns von gefährlichen Illusionen befreien, — sie vertiefen unsere Bescheidenheit auch noch dadurch, daß sie uns gerade im Gegensatz zu unserer egozentrischen Gebundenheit den Zustand der genialen Seele schildern, und zwar gerade mit Bezug auf ihre exzeptionelle Befähigung zur Lebenskenntnis. Man kann jungen Leuten gerade im Anschluß an solche Aufklärungen einen neuen Zugang auch zur religiösen Ehrfurcht verschaffen, indem man zeigt, wie im religiösen Genie jener überlegene geniale Seelenzustand zur höchsten Reife und Stetigkeit gelangt ist. Diese induktive Methode schließt das Übernatürliche nicht aus, sie beleuchtet das Übermenschliche nur von einer dem modernen Menschen zugänglicheren Seite aus. Schopenhauer definiert den Zustand des Genies zunächst als einen ‚exzentrischen' im Gegensatz zum ‚egozentrischen': In der genialen Persönlichkeit sei infolge eines mächtigen Überschusses an geistiger Energie der Intellekt nicht vom Dienst des Wollens absorbiert, sondern der Bedürftigkeit des organischen Ego entrückt und ganz dem Objektiven hingegeben: So allein komme die wirklich ‚uninteressierte' Auffassung des Lebens zustande. Im Unschuldsalter des Kindes sehe man noch einen ähnlichen Zustand der Hingabe an das Objektive: da treffe man noch jenes große, schauende ‚Weltauge', wie es uns Raffael malt; die geistigen Kräfte sind noch nicht vom Daseinskampf in Anspruch genommen; auch bei manchen Jünglingen findet sich noch jene geniale Exzentrizität, die dann später bei den meisten Menschen dem egozentrischen Philisterium Platz macht: der Geist wird ganz vom Wollen in Dienst genommen. ‚Daher sind', so sagt Schopenhauer, ‚nur die höchst seltenen abnormen Menschen, deren wahrer Ernst nicht im Persönlichen und Praktischen, sondern im Objektiven und Theoretischen liegt, imstande, das Wesentliche der Dinge und der Welt aufzufassen und in irgend einer Art und Weise wiederzugeben!' Alle genial

Schaffenden haben von sich bekannt, daß sie im Zustand des Schauens und Schaffens gleichsam außer sich und dem gewöhnlichen Tagesbewußtsein entrückt gewesen seien. Das völlige Hinaustreten aus dem natürlichen Ich mit all seinen Berechnungen, Störungen und Beschränktheiten gibt allein die Möglichkeit, das Ganze des Lebens objektiv aufzufassen. Im gewöhnlichen Zustande überwiegt die ‚Absicht' immer die ‚Einsicht'. Bei den großen Trägern der Religion ist jener Zustand der Freiheit auf Grund heroischer Überwindung und vollkommener Hingebung an das göttliche Leben gleichsam zu einer dauernden geistigen Verfassung geworden, deren Eingebungen gar nicht mehr durch ein Zurücksinken der Seele in die gewöhnliche sinnliche Gebundenheit unterbrochen und gestört werden. An dem Baptisterium in Florenz, bei der Darstellung der Gesetzgebung auf dem Berge Sinai und der Szene im Garten Gethsemane ist dieses höchste Schauen der erhabenen Seele mit seltener Kunst zur Darstellung gebracht. Wie steht ein gewöhnlicher Mensch solchen Erleuchtungen gegenüber? Schon Plato sagt: Wenn die, welche in das wahre Licht gesehen haben, blinzelnd und geblendet zu denen zurückkehren, die nur die Schattenbilder erblicken, so werden sie ausgelacht und als Narren angesehen. Ihre Botschaft gilt als ‚lebensfeindlich', weil sie nicht auf die greifbaren Nützlichkeiten zurückzuführen ist. Was aus der höchsten Selbstlosigkeit kommt, das geht immer über unsern Horizont! Man mache sich dies alles klar, und dann frage man sich, ob der gewöhnliche Mensch sich wirklich aus eigener Einsicht, ohne höhere Führung und Aufklärung, den Wahrheiten, die auf solcher Höhe erfaßt werden, auch nur annähern könne? Alles, was dem Ich z. B. auch nur als sittlich gesetzgebend auferlegt wird, das stammt aus der intensiven Betrachtung dessen, was jenseits der Interessen dieses Ich liegt — es handelt sich um die Interessen der anderen, um die Fundamente der sozialen Ordnung: Selbst zur universellen Auffassung dieser scheinbar elementaren Dinge gehört schon eine ‚exzentrische' Seelenverfassung. Und damit kommen wir auf eine weitere Konsequenz des egozentrischen Wesens beim gewöhnlichen Menschen, die für die Kritik der individuellen Vernunft ebenfalls von großer Wichtigkeit ist: Unsere Kurzsichtigkeit und Befangenheit in unseren eigenen Interessen und Leidenschaften hindert uns auch in verhängnisvoller Weise daran, daß wir uns die Situation unseres Mitmenschen in ganzer Deutlichkeit vor Augen stellen. Unbewußt treibt uns vielmehr die Tendenz, die Augen davon abzuwenden. Wenn wir unsere Ethik selber ‚machen', so beschäftigen wir uns viel lieber mit den Verpflichtungen der anderen als mit unseren eigenen Verantwortlichkeiten. Das Wesen einer wirklichen Ethik aber besteht gerade darin, daß sie den individuellen Horizont durch eine Universalansicht erweitert, in welcher der einzelne zum dienenden Organ einer höheren Ordnung berufen wird, wodurch auch dieser einzelne erst in die rechte Ökonomie aller seiner Kräfte gebracht wird. Tritt das bloße kleine Individuum an die Stelle der großen gesetzgebenden Kraft, die aus erhabenen Traditionen redet, so verstummt auch sofort jenes gewaltige ‚Du sollst — du sollst nicht!' — eben weil dem Individuum die Welt außerhalb seines Ichs gar nicht in solcher Realität vor Augen steht, um mit derartiger Energie des Anspruches in seine eigene Welt einbrechen zu können. Schopenhauer sagt mit Recht: Den meisten Menschen stellten sich ihre eigenen Interessen so deutlich wie farbengesättigte Ölgemälde dar, während die Interessen der anderen ihnen nur wie blasse chinesische Zeichnungen ohne Perspektive erschienen. In dem genialen und religiösen Zustande des ‚Sichverlierens' ist es gerade um-

gekehrt. Eben darum aber kann auch die höchste Lebensweisheit gar nicht vom gewöhnlichen Menschen gefunden werden, sie kann nur geschaffen und ausgestaltet werden von befreiten Persönlichkeiten in gesteigerten Momenten ihrer ganzen Existenz: Nur aus solcher Höhe stammen alle wahrhaft universellen und freimachenden Gedanken, und nur diese taugen zur Gesetzgebung, nur sie geben dem Individuum etwas anderes als ein bloßes Echo seiner eigenen Selbstsucht und Weichlichkeit.

Wir müssen uns jene unsere egozentrische Beschränktheit ganz klar vor Augen rücken, um zu begreifen, daß sie nicht nur beim Nachdenken über ethische Fragen die Rechnung entscheidend zu unseren Gunsten fälscht, sondern uns überhaupt eine universellere Lebens- und Menschenkenntnis völlig unmöglich macht und damit auch unsere individuelle Weisheit auf ganz kindlicher Stufe zurückhält. ‚Mein Freund Douglas', so sagte Präsident Lincoln einmal von einem Anhänger der Sklaverei, ‚ist leider so organisiert, daß er die Peitschenhiebe nicht spürt, die auf eines andern Rücken fallen.' Leider gibt es nur allzuviel solcher Freunde. Die flach-optimistische Lebensansicht vieler Menschen beruht gerade darauf, daß sie das Leiden im Leben gar nicht deutlich mitempfinden, entweder aus Mangel an Mitgefühl, oder auch, weil sie die dunkle Seite des menschlichen Daseins gar nicht sehen *wollen*, um durch solche Eindrücke nicht in ihrem ausgelassenen Lebensgenusse und in ihrer ästhetischen Weichlichkeit gestört zu werden. Und doch stimmen alle Weisen überein in der Überzeugung, daß nur derjenige reif wird zur Weisheit, der dem Leiden im Leben furchtlos ins Gesicht gesehen und die Nachtseite des Daseins bis in ihre tiefsten Ursachen in seiner Lebensanschauung berücksichtigt und verarbeitet hat. ‚Und habe mir die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne, komm', folge mir ins dunkle Reich hinab!' — diese Worte des Goetheschen Orest möchte man auch allen denen zurufen, die heute aus kindlichem Optimismus heraus alle jene Wahrheiten beseitigen möchten, deren Fundament die tragische Anschauung vom Leben ist. Eine wahrhaft allseitige Lebensanschauung kann schon deshalb nicht durch die bloße Vernunft eines jeden Beliebigen hervorgebracht werden, weil Universalität des Denkens in menschlichen Dingen eine geniale Kraft der Liebe und des Mitgefühls voraussetzt. Liebe allein macht unser Denken universell; Mitleid allein macht uns wissend; der selbstsüchtige Mensch denkt immer beschränkt, er vermag sich nicht in fremde Zustände und Bedürfnisse hineinzuversetzen, all sein Theoretisieren ist nur ein Reflex seiner Isolierung. Darum wird mit Recht ‚himmlische Liebe' und ‚himmlische Weisheit' stets vereinigt gedacht. Und in dieser Untrennbarkeit der wahren Weisheit von der Liebe liegt es auch begründet, daß Frauen, die ihre Gedanken in dienender Liebe hervorbringen, oft zu den reifsten Lebenseinsichten gelangen, während Männer, die auf den Höhen des Wissens stehen, in den eigentlichen Grundfragen des Menschenlebens oft auch kindlichster Stufe zurückbleiben. Vergegenwärtigen wir uns ferner, wie viel Menschen überhaupt ewig unfähig bleiben, sich in entgegengesetzte Schicksals- und Seelenzustände hineinzuversetzen, wie selten der Glückliche den Unglücklichen, der Reiche den Armen, der Erfolgreiche den Verlassenen, der Gesunde den Kranken, der Einfache den Komplizierten versteht, wie wenig Männer es gibt, die sich in die Situation der Frau zu versetzen vermögen und umgekehrt! Zahllose Menschen verstehen nicht einmal ihre eigenen Kinder psychologisch zu erfassen, mit denen sie doch wesensverwandt und täglich vereinigt sind — und all diesen soll doch die Aufgabe

in die Hand gelegt werden, Probleme zu entwirren und Lösungen nachzuprüfen, welche die tiefste Einsicht in die menschliche Natur verlangen! Um unsere ganze Unwissenheit in bezug auf den Mitmenschen uns klar zu machen, brauchen wir nur zu versuchen, ein Drama zu schreiben, wobei wir erleben werden, daß wir höchstens eine lebendige Person zu zeichnen vermögen, nämlich die Hauptperson, die wir selbst sind, während alle andern Personen wie blasse Schatten umherwandeln. Diese Unfähigkeit zu ‚dramatischer‘ Lebensanschauung ist typisch für die Einseitigkeit des Weltbildes, in welchem wir stecken bleiben, wenn wir uns ganz auf uns selbst stellen und nur von unseren Bedürfnissen und Erfahrungen ausgehen. Und doch wagen wir es, obwohl wir nur eine Seite des Lebens und des Menschen kennen, über Lebensansichten zu Gericht zu sitzen, die aus dem Ganzen geschöpft, aus höchster Übersicht über alle Seiten des Lebens gewonnen sind!

Wahres ‚Freidenken‘ besteht nicht darin, daß man von den Ansichten der andern emanzipiert ist, sondern darin, daß man von seiner eigenen Beschränktheit frei ist. Erst in diesem geistigen Zustande kann von objektivem Denken die Rede sein. Und nichts ist bezeichnender für die moderne radikale Reformliteratur auf sexuellem und religiösem Gebiete, als eben die subjektive Beschränktheit des Gesichtskreises, die darin zur Theorie erhoben wird, der Mangel an jeder ausgleichenden Totalauffassung menschlicher Bedürfnisse und Schicksale! Egozentrische Philosophie!

* * *

Die im vorhergehenden beleuchtete egozentrische Befangenheit des Menschen, der außerordentliche Einfluß seiner unerlösten Eigenliebe, seiner Begehrlichkeit und seiner Leidenschaft auf sein Denkvermögen hindert ihn nun auch, einer entscheidend wichtigen Bedingung aller Weisheit nachzukommen, nämlich der Selbsterkenntnis.

Wieviel fundamentale Einsichten hängen von einer eindringenden Selbsterkenntnis ab! Ohne Selbsterkenntnis gibt es kein Verständnis der Religion — denn gerade die Religion ist die tiefste Antwort auf die Grundtatsachen der menschlichen Natur. Nur wer diese Grundtatsachen kennt, nur der kann verstehen, was Erlösung bedeutet. Ohne die Kenntnis der menschlichen Natur gibt es auch keine ernsthafte Ethik. Überhaupt wurzelt aller gesunde Realismus der Lebensansicht in einer tapferen Selbsterkenntnis. Alle moderne Phantasterei aber, vor allem der hochmütige Glaube an die menschliche Natur, die Ursache so vieler moderner Irrtümer, wurzelt in der mangelnden Selbsterkenntnis des modernen Menschen, der durch die Außenkultur und die Bücherkultur von dieser einfachsten Quelle fruchtbarer Aufklärung und wahrer Kultur abgeleitet worden ist. So sind die modernen Bücher reich an Einfällen und Argumenten, die der geringste Einblick in das eigene Herz hätte widerlegen können. Das Bewußtsein von der fundamentalen Bedeutung der Selbsterkenntnis für alles fruchtbare Nachdenken über das Menschenleben war in der Vergangenheit viel höher entwickelt als heute. Die Periode der vollkommenen Einsamkeit, die allen Verkündern großer Lebensweisheit zugeschrieben wird, galt nicht nur dem Verkehr mit Gott, sondern vor allem auch dem gründlichen Verkehr mit dem eigenen Ich. In diesem Sinne sagt Plato, daß jene alten Männer, die in dem Rauschen der heiligen Eichen von Dodona die Stimme Gottes zu vernehmen glaubten, doch weiser gewesen seien als die anderen. In den stillsten Bezirken der

Alfred Rethel/Hannibalszug.



Selbstbesinnung, fern vom Lärm des Erfolges und der Eitelkeiten, da allein sehen wir uns selbst auf den Grund, da allein vernehmen wir die Stimme Gottes, da allein tritt die Einsicht an die Stelle der Einbildung!

Warum aber ist nun diese scheinbar so einfache und naheliegende Methode der Lebenserforschung doch die schwerste von allen? Der Grund dafür liegt eben darin, daß alle niederen Mächte in uns: Eitelkeit, Selbstsucht, Leichtsinn, Begehrlichkeit, Bequemlichkeit, dieser Erkenntnis widerstreben. Der Einblick in unsern inneren Zustand ist so voll von unerquicklichen Eröffnungen und Eindrücken, daß Pascal recht hat, wenn er sagt, die allermeisten Beschäftigungen und Zerstreuungen der Menschen gingen nur darauf aus, der Selbsterkenntnis davonzulaufen. Der Wunsch nach Selbstachtung ist neben ‚Hunger und Liebe' wohl die stärkste menschliche Triebfeder — zu dieser Selbstachtung aber möchte jeder so billig wie möglich kommen: nicht durch Einkehr, Buße und Umkehr, sondern durch Selbsttäuschung und Selbstverblendung gegenüber den eigenen Gebrechen. Nirgends tritt die Bevormundung des Intellektes durch das Wollen vielleicht so deutlich zutage, wie in der Ansicht, die wir uns über unsere eigene Person bilden, nirgends werden so viel Betrügereien, Unterschlagungen und Fälschungen begangen, wie gerade hier. Wieviele unserer sogenannten guten Handlungen stammen nur aus Eitelkeit und Berechnung, wieviel Standhaftigkeit und Treue ruht nur auf Faulheit und Menschenfurcht oder auf Mangel an Gelegenheit! Wer aber liebt solche Aufklärungen? Wer einmal recht überraschend erfahren will, welche unheimliche Gewalt in unserm Innern uns hindert, die Dinge beim rechten Namen zu nennen, der versuche auch nur einen einzigen Tag, sich über alle die wirklichen Motive Rechenschaft zu geben, die hinter den Worten oder Handlungen stehen, die an diesem Tage von ihm ausgehen! Und nachdem man das erlebt hat, lese man z. B. die Bekenntnisse des Augustinus und beobachte dort die absolute Abwesenheit jeder Selbstbespiegelung — wie in dem Autor nicht das leiseste Interesse vorhanden ist, sich besser zu machen als er ist, wie er sich geradezu sonnt in der Wahrheit, und alles dem Lichte preisgibt, was noch dunkel in ihm ist: da wird man begreifen, was wir meinen, wenn wir von ungeheuren Rangunterschieden der Kompetenz in den Fragen des Menschenlebens sprechen!

Die allertiefste Selbsterkenntnis wird übrigens nicht einmal durch bloße Kontemplation erreicht, sondern setzt eingreifendere Erprobungen voraus: ‚Um die Lehre von der Verderbtheit der menschlichen Natur zu verstehen,' so sagt Augustinus, ‚muß man mit Ernst seine Leidenschaften bekämpft haben.' In der Pägagogik ist dies das Prinzip Fröbels: Man lernt die Gegenstände nicht bloß durch Anschauung, sondern erst durch konkrete Bearbeitung wahrhaft kennen. So lernen wir uns selbst auch erst durch kräftige Bearbeitung kennen. Wer eine einzige kleine Gewohnheit bei sich auszurotten sucht, der kann daraus mehr Menschenkenntnis lernen als aus tausend Büchern.

Alle die hier hervorgehobenen elementaren Tatsachen der Lebens- und Selbstbeobachtung, die unwiderleglich sind und von jedem täglich nachgeprüft werden können, würden allein schon genügen, die Unhaltbarkeit und Lebensfremdheit des Individualismus zu widerlegen — wenn eben die individualistische Selbstgewißheit nicht ihr Dasein gerade auf Grund der mangelnden Selbsterkenntnis fristete!

Auf ein wichtiges Hemmnis aller Selbst- und Menschenkenntnis, das Pascal stark hervorgehoben hat, soll zum Schluß noch aufmerksam gemacht werden:

Wer nicht an Gott zu glauben vermag, wem nicht durch Christus ein höheres Leben eröffnet wurde, wer alles nur auf das Diesseits stellt, für den ist es fast unmöglich, dieses Diesseits so zu sehen, wie es wirklich ist. Er kann diese Wirklichkeit nicht ertragen. Er muß sie beschönigen und verdecken, muß Illusionen über sich selbst und andere ausbilden, um sich über die Misere des wirklichen Menschen hinwegzusetzen. Daher kommt es, daß in religionslosen Zeiten die Utopistereien, Illusionen und Phantastereien in bezug auf die ‚Evolution' des Menschen und der menschlichen Gesellschaft die Stelle des Jenseitsglaubens einnehmen und dem Menschen jeden gesunden Wirklichkeitssinn rauben. Wir sehen, wie auch diese Betrachtung wieder auf die Überlegenheit des religiösen Standpunktes in bezug auf die Probleme des Menschenlebens hinleitet.

* * *

Wir haben im vorhergehenden durch Appell an die elementarste Lebensbeobachtung und Selbsterkenntnis festzustellen gesucht, wie wenig der Zustand des gewöhnlichen Menschen geeignet ist, die Grundbedingungen der tieferen Lebenserkenntnis und Lebensweisheit zu erfüllen. Diese Grundbedingungen waren einmal: Intime innere Berührung mit den wirkenden Mächten des Lebens, reiche Lebenserfahrung und doch wieder geistige Erhebung über die Antriebe und Eindrücke des Lebens; intensives subjektives Leben und doch wieder unbestechliche Freiheit gegenüber den subjektiven Bedürfnissen und Erregungen.

Leider finden wir im wirklichen Leben meist zwei Arten von Einseitigkeit: wir sehen Idealisten ohne Wirklichkeitssinn und Realisten ohne innere Freiheit und Übersicht. Goethe hat beide Typen in seinen ‚Grenzen der Menschheit' gezeichnet. Beide sind als Lebensführer gleich gefährlich. Der eine Typus stellt uns wohl hohe Ideale auf — aber da er das Dämonische in der menschlichen Natur nicht kennt, so erfüllt er uns zugleich mit Illusionen über uns selbst und andere, so daß wir den *konkreten Weg zum Ideal* nicht finden, die Widerstände der Wirklichkeit unterschätzen und unser Leben in vagen Bestrebungen vergeuden, die nirgends an die reale Wurzel des Übels gehen. Emerson ist ein solcher falscher Führer, ein edler und feiner Mensch, aber ein Schriftsteller ohne Blut und ohne Tränen, ein Denker, der denen nicht schaden kann, die von oben her die feste Lebenswahrheit besitzen, der aber jeden in die Irre führt, welcher ihn als obersten Führer wählt. Demgegenüber haben wir Realisten, denen man nicht vorwerfen kann, sie kennten die Nachtseite des Daseins nicht — aber sie sind keine Überwinder, sie stehen im Banne der einseitigen Eindrücke, die sie erhalten haben, sie sind bestochen von ihren Trieben und Leidenschaften und daher keine objektiven Deuter des Lebens.

An dem Problem der Menschenliebe lassen sich die beiden hier geschilderten Typen besonders deutlich erläutern. Wir finden im Leben große Enthusiasten der Menschenliebe, deren Liebe aber darauf ruht, daß sie den Menschen in seiner Kleinlichkeit, Unzuverlässigkeit und Triebhaftigkeit nicht durchschauen, und daher ihre Hoffnungen und Pläne stets auf Illusionen bauen. Andererseits treffen wir Menschen, die eine durchdringende Menschenkenntnis besitzen, infolge dieses scharfen Blickes aber auch jede Liebe zum Menschen verloren haben. Man betrachte z. B. einen Denker wie Schopenhauer: Wie hellsichtig ist er für das Allwalten der Eigenliebe und der Eitelkeit in allen menschlichen Bestrebungen, wie durchschaut er die innere Teilnamslosigkeit, die hinter allen Phrasen steckt — aber wie erbittert quittiert er auch alle diese Eindrücke. ‚Ordentliches Mit-

glied des Packs der Menschheit' nennt er den gewöhnlichen Menschen, seine Sprache ist geradezu vollgetrunken mit Haß und Abneigung, und man fühlt, daß er ganz in der Irritation stecken geblieben ist. Und nichts ist in der Tat auch schwieriger, als in der Liebe zu bleiben, wenn alle Illusionen vergangen und nur die Enttäuschungen geblieben sind. Nichts ist schwieriger als unbestechliche Menschenkenntnis und aufrichtige Menschenliebe miteinander zu vereinigen. Wer die ganze Schwierigkeit gerade dieser Aufgabe versteht, der vermag auch zu begreifen, daß solche Vereinigung nur dem ‚Gottmenschen' möglich war. Und damit kommen wir zur Persönlichkeit Christi. In ihr finden wir alle die Bedingungen am vollkommensten erfüllt, die das Lebensproblem, seiner innersten Natur nach, der Erkenntnis stellt. Christus lebt ganz im Geistigen und ist doch kein Idealist, der sich über die Menschen täuscht und sein Reich auf Illusionen baut: er weiß, daß er verleugnet, verraten und zum Tode geführt werden wird, er wird durch kein Hosiannah und keine Palmenzweige betrogen, er macht die Passion der Verlassenheit bis zu Ende durch — und scheidet doch mit den Worten der Verzeihung und des Friedens. Der abstrakte Philosoph und Idealist wird niemals sagen: ‚Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun' — denn er ist voll Unkenntnis und Täuschung in bezug auf die ganze Tiefe des Gegensatzes, in dem die Mehrzahl der Menschen zur höchsten Wahrheit stehen, — ja, sein Denken beschäftigt sich gar nicht mit dieser brennendsten Frage des wirklichen Lebens! Der konkrete Realist aber kann nicht verzeihen, weil sein Haften am Konkreten und Zeitlichen und seine Befangenheit in seinem persönlichen Leide ihm den Aufschwung zu einer höheren Liebe unmöglich macht. Von beiden Standpunkten aus aber bleiben die Grundprobleme des Menschenlebens ungelöst: Ich muß doch mit den Menschen leben, bin durch zahlreiche Beziehungen mit ihnen verkettet — die bloße Kenntnis der wirklichen Menschennatur ohne Liebe macht mich ebenso lebensunfähig wie die blinde Liebe, die auf Illusionen ruht. Nur Christus lehrt und lebt hier die ganze Lösung. So führt uns gerade die einfachste ‚induktive' Methode, die von der konkreten Natur der großen Lebensprobleme ausgeht und daraus die Bedingungen für ihre Lösung ableitet, ganz zwanglos und doch ‚zwingend' zur höchsten Autorität Christi.

Die ‚Theologia deutsch' hat jene höchste Autorität Christi dort herrlich begründet, wo sie von den zwei Augen Christi redet: das eine weit in die Ewigkeit gerichtet, das andere durchdringend das wirkliche Leben erfassend. Dieses Bild ist aus tiefstem Verständnis des Neuen Testamentes geschöpft. Die Worte des Hebräerbriefes: ‚denn da er selbst gelitten hat durch Versuchung, kann er auch denen, die versucht werden, helfen' — diese Worte weisen ja ausdrücklich auf die realistische Seite in der Erscheinung des Erlösers hin: daß er alle Reiche des Versuchers kennt, ohne diesem die leiseste Macht über seine Seele einzuräumen! Die Lehre vom gekreuzigten Gott ist den Heiden schwer begreiflich gewesen — und doch war es gerade die Schwäche der Philosophie, daß sie nur aus abstrakter Höhe redete, während im Christentum die Gottheit durch Leid und Hohn hindurchgeht, um die himmlische Wahrheit aus dem lebendigen Leben heraus zu gestalten und zu verkündigen und in der Welt des Fleisches und der Schwäche die Hoheit des Geistes darzustellen. Diese ‚Menschwerdung' fehlt aller bloßen Philosophie und Ethik, die menschlichen Probleme sind darum dort niemals in ihrem ganzen konkreten Inhalt gefaßt, sie sind sozusagen nur von der Ferne aus gesehen.

Napoleon soll einmal die Anregung eines Freundes, er möge doch eine neue Religion gründen, mit folgenden Worten beantwortet haben: ‚Dazu muß man über Golgatha gehen — und das kann ich nicht.' Wenn nur unsere Modernen die gleiche bescheidene Selbsteinschätzung besäßen! Über Golgatha gehen — das heißt nicht bloß leiden, sondern es heißt: Allen Gegensatz des Menschen zu Gott erleben und erleiden und doch weder Gott noch den Menschen verlassen, in einer Passion alles Leid und alle Schuld der Menschheit tragen und doch über die innersten Gründe aller Schuld und alles Leides triumphieren. Nur der, welcher in solchem Sinne das ganze Leben durchdrungen und doch alles überwunden hat, nur der kann uns eine Lehre geben, die der ganzen Wirklichkeit gerecht wird und uns doch einen Standpunkt über der Wirklichkeit zeigt: Unsere Modernen aber, die sich mit ihrer Lebenseinsicht, um die Toten und die Lebendigen zu richten, nicht nur zur Rechten und Linken Christi setzen, sondern sogar über ihn sich erheben wollen, — ihnen sei darum das Wort in Erinnerung gebracht, daß Christus den Söhnen des Zebedäus antwortete, als die Mutter darum bat, er möge sie in seinem Reiche neben sich sitzen lassen: ‚Könnet ihr den Becher trinken, den ich im Begriffe bin zu trinken?'

* * *

Nun aber wird man fragen: Wenn der sich selbst überlassene Mensch so schwer zu den grundlegenden Lebenswahrheiten kommt, wenn er ohne die Führung durch Christus so unrettbar in die Irre geht — wie kommt es dann, daß die Christus entfremdete Welt nicht schon längst zusammengebrochen ist? Der Grund dafür liegt einfach in dem Nachwirken der religiösen Autorität. Weite Kreise glaubensloser Menschen sind in ihren sittlichen Grundsätzen noch das Produkt religiöser Erziehung; die Gedanken und die Kräfte, die ihr Leben bestimmen, stammen noch nicht aus einer individualistischen Kultur; die vollen Konsequenzen ihres prinzipiellen Standpunktes sind ihnen noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen.* Niemand hat dies schärfer gesehen wie Nietzsche. ‚Gott ist tot,' so ruft er aus, aber die Menschen wissen noch gar nicht, was geschehen ist, was alles steht und fällt mit dem Gottesglauben. ‚Dies ungeheure Ereignis ist noch unterwegs und wandert — es ist noch nicht bis zu den Ohren der Menschen gedrungen. Blitz und Donner brauchen Zeit, das Licht der Gestirne braucht Zeit, Taten brauchen Zeit, auch nachdem sie geschehen sind, um gesehen und gehört zu werden. Diese Tat ist ihnen immer noch ferner als die fernsten Gestirne — und doch haben sie dieselbe getan!' Nietzsche wirft darum dem modernen Menschen Mangel an Rechtschaffenheit vor. Man habe das religiöse Dogma verworfen, aber das moralische Dogma beibehalten. Wer die christliche Theologie beseitige, der müsse auch die christliche Moral verwerfen. ‚Wehe uns, Heil uns, der Tauwind weht!' Nietzsche bemüht sich, zu zeigen, zu welchen Konsequenzen in bezug auf Ethik und Lebensanschauung die moderne Selbstherrlichkeit des Intellektes eigentlich führen muß, wenn

* Wie tief beeinflußt z. B. heute die religiöse Vorstellung von der Heiligkeit der Ehe auch noch diejenigen Kreise, die in ihrer eigenen Lebensanschauung eigentlich gar keinen ernsteren Grund für die strenge und lebenslängliche Treue besitzen! Wieviel glaubenslose Menschen werden auf gewissen Gebieten sittlich noch gehalten durch eine Vorstellung von Reinheit, die nur religiös einen tieferen Sinn hat!

wir uns ganz von der Suggestion der religiösen Vergangenheit emanzipieren. Unsere Moralphilosophie sei vorläufig nur eine ‚gelehrte Form des guten Glaubens an die herrschende Moral', unser ganzes Denken über diese Dinge sei unbewußt immer noch von Gehorsam und Pietät bestimmt, statt von wirklicher individueller Prüfung. Nietzsche ist der erste, der die individualistische Position bis zu Ende durchdenkt und durchleidet, indem er alles streicht, was seinem individuellen Verstande nicht einleuchtet. Seit Nietzsche in diesem Sinne den modernen Menschen zur Konsequenz aufgerufen hat, ist eine große Literatur entstanden, die eine anschauliche Illustration für das Chaos bildet, in das der konsequente Individualismus die Gesellschaft führen muß. Man betrachte nur die moderne Literatur zur Sexualreform! In der ersten Generation bleibt es noch Theorie, in der zweiten wird es Praxis. Fouillée, der liberale Philosoph, konstatiert in Frankreich die gleiche Entwicklung. Erst jetzt beginne man dort, die Laienmoral wirklich zu ‚laiisieren', d. h. konsequent auf den individuellen Verstand zu stellen; das Ergebnis sei völlige geistige Anarchie in den Grundfragen der menschlichen Gesellschaft. In der Tat haben diejenigen, welche in neuerer Zeit immer hervorgehoben haben, daß die Religion das trennende, die Moral das gemeinsame und verbindende Element im Kulturleben sei, leider übersehen, daß die Gemeinsamkeit der ethischen Überzeugungen selber noch aus der Nachwirkung der religiösen Autorität stammt — diese Gemeinsamkeit aber muß immer der chaotischen Vielheit weichen, sobald einmal jedes Individuum seine Ethik konsequent auf sein eigenes kurzsichtiges Denken, seine einseitige Erfahrung gründet und dabei von seinen besondern individuellen Interessen und Leidenschaften beraten wird. ‚Wenn die Menschen die Religion gemacht hätten,' so sagt Fénelon, ‚ach, sie hätten sie ganz anders gemacht!' Unsere Zeit bestätigt diesen Ausruf experimentell. Wir lernen heute anschaulich kennen, was aus Religion und Ethik wird, wenn die Menschen sie ‚machen'. Das unerlöste Individuum kommt darin so gründlich zu Worte, daß von Religion und Ethik nicht viel übrig bleibt.

In den modernen Großstädten hat dieser chaotische Zustand bereits begonnen, seinen zersetzenden Einfluß auf die Charakterentwicklung der jungen Generation auszuüben. Diese Wirkung haben sich die Gegner der religiösen Autorität auch nicht annähernd klar gemacht — vielleicht gerade, weil ihre eigene Charakterbildung noch unter dem Einfluß unerschütterlicher Wahrheiten gestanden. Kann ich mich aber noch selbst erziehen, mich beherrschen und enthalten, wenn alle sittlichen und religiösen Lehren nur individuelle Hypothesen sind? Woher soll ich diesen Hypothesen mehr trauen als meinen eigenen individuellen Einfällen? So mische ich mir aus Gutem und Bösem, Wahrem und Falschem meine eigene Ethik, die mit den Leidenschaften wechselt, welche in meiner Seele den Vorrang gewinnen und die den Zeitmoden folgt, die gerade im Schaufenster des Buchhändlers mein Auge treffen. Vom Standpunkte des Pilatus: ‚Was ist Wahrheit?' ist jedenfalls keine Charakterbildung möglich: Wünsche und Leidenschaften, Triebe und Gewohnheiten opfert man nur für absolute Wahrheiten und nicht für wechselnde Meinungen. Darum kann auch eine ‚neue Sittlichkeit' immer nur zu einer neuen Unsittlichkeit führen, weil eine wechselnde Sittlichkeit dem Gewissen jede Majestät und Autorität nimmt: der Mensch wartet unter solchen Umständen mit seinem Gehorsam, bis auf die neue Sittlichkeit die ‚allerneueste' folgt.

Die lähmende Wirkung auf den Willen, die von solcher völligen Ungewiß-

heit über Sinn und Ziel des Lebens ausgeht, hat niemand deutlicher empfunden als Nietzsche. Er blickt auf das moderne Trümmerfeld und sagt: ‚Alles im Fluß . . . nichts, was an sich Wert hat . . . Chaos am nächsten . . . Ach, es ist nicht auszuhalten'!

Aus dem geschilderten Zustand des Zeitalters folgt die zunehmende Charakterlosigkeit in weiten Kreisen, d. i. die mangelnde innere Widerstandskraft gegenüber allen inneren Anwandlungen und äußeren Reizen. Es fehlt die unzweideutige Direktive aus dem Schatze unvergänglicher Wahrheiten; der Mensch tritt daher mit keinen unbiegsamen Entschlüssen an das Leben heran, sondern diskutiert und unterhandelt mit allen seinen Begierden und mit allen Ansprüchen des Milieus. So entsteht eine neue Herrschaft der Außenwelt über die Persönlichkeit mitten in der Ära der individuellen Freiheit. Diese Schwäche des persönlichen Charakters zeigt sich heute besonders in der Macht der geistigen Mode und der kollektiven Suggestion über das Individuum. Ja, es sind in unserer Zeit oft gerade die feineren Naturen, die am meisten nach solcher sozialen Anlehnung suchen, weil ihnen die proklamierte Selbstherrlichkeit des Individuums geradezu Schwindel verursacht und sie instinktiv treibt, nach Korrektur und Ausgleichung ihrer Einseitigkeit zu suchen, wobei sie freilich übersehen, daß selbst aus Millionen Einseitigkeiten noch keine allseitige Lebensanschauung erwächst und daß sie ihre Ergänzung nicht da finden können, wo sie dieselbe suchen. Ihr Verlangen aber, aus der individuellen Isolierung herauszukommen, ist jedenfalls ein Zeichen dafür, daß der Mensch, allen lebensfremden Theorien zum Trotz, innerlich ganz genau weiß, wie wenig er aus eigener Vernunft und Erfahrung zur universellen Wahrheit kommt.

Am allerzerstörendsten wirkt die Autoritätslosigkeit nun auf alle pathologisch Geschwächten und Gefährdeten. Für sie bedeutet die Parole des Individualismus geradezu die Auslieferung an alle ihre gestörten Instinkte. Ihnen war die feste und anerkannte Autorität mit ihren unverrückbaren Forderungen geradezu die Repräsentation des Normalen, die große Suggestion aus der Welt der Gesundheit, der deutliche Halt inmitten aller Schwankungen ihres nervösen und seelischen Gleichgewichtes und zugleich ein Appell an den Rest von Gesundheit und Willenskraft in ihnen selber, ein Zufluchtsort gegenüber allen Fratzen und Störungen ihres unruhigen Innern. Mit dem Schwinden fester und geheiligter Wahrheiten werden Tausende sogenannter ‚Minderwertigkeiten', die früher gebunden blieben und in der herrschenden Lebensanschauung ein Gegengewicht fanden, sich zu zerstörenden Gefahren für den einzelnen und die Gesellschaft auswachsen. Wir werden die Kehrseiten des modernen Individualismus von dieser Seite her noch erschreckend kennen lernen.

Der moderne Mensch begründet seinen Verzicht auf feste Wahrheiten gerne mit dem stolzen Worte, daß er lieber sein Leben lang die Wahrheit suchen, als sie besitzen und auf das Forschen verzichten wolle. Nun, ganz abgesehen davon, daß auch der echte Gläubige nie aufhört, die Wahrheit immer tiefer zu erwerben, um sie wahrhaft zu besitzen, und daß der lebendige Umgang mit einer großen Tradition gerade in einem immer tieferen Erforschen ihres unerschöpflichen Sinnes und ihrer Konsequenzen besteht — ganz abgesehen also davon, ist darauf aufmerksam zu machen, daß der Mensch denn doch in bezug auf die wichtigsten Grundwahrheiten seines ganzen Daseins unmöglich ewig vagabundieren und experimentieren kann, um so weniger, als

unter den Folgen seiner Irrtümer immer auch andere zu leiden haben. Was hilft es dem Menschen, wenn er endlich in seiner Scheidestunde begreift, was eigentlich der Sinn des Lebens und was wahre Lebensweisheit ist? Die Wahrheit soll nicht erst unsere Todesstunde, sondern unser Leben segnen — darum soll sie am Anfang und nicht am Ende unseres Weges stehen! —

Gegen den ganzen bisherigen Gedankengang erhebt sich nun aus der Tiefe der modernen Seele die Frage: Wie aber ist die Anerkennung einer Autorität in religiös-sittlichen Grundfragen vereinbar mit der Würde der freien Persönlichkeit und mit dem intellektuellen Gewissen? Meine Kleidung kann ich von einem Fachmann anfertigen lassen; darf ich aber auch meine Lebensanschauung von einer Instanz außer mir in Empfang nehmen? Darf ich im Allerpersönlichsten solche Fremdherrschaft dulden? Und wenn die Gedanken jener Autorität wirklich so weit über meinen Horizont hinausgehen, wie mir oben bewiesen wurde, bin ich dann nicht zu einem einfachen blinden Gehorsam verurteilt, dem dann doch das Suchen und Irren der freien Geister tausendmal vorzuziehen wäre? Und endlich: Selbst wenn wir all die geschilderten Übelstände des Individualismus zugeben, besteht denn für die Menschen unserer Kultur überhaupt auch nur die geringste Möglichkeit, jemals wieder eine solche Bevormundung des eigenen Urteils anzuerkennen, wie sie sich aus der vorhergehenden Darstellung des individuellen Geisteszustandes ergibt?

Alle diese Fragen sind sehr ernst zu nehmen. Unsere Zeit braucht mehr als je eine Pädagogik der Autorität, die sich bis zum intimsten Widerstand der individuellen Seele herabläßt und den Gehorsam in der Sprache der Freiheit und des persönlichen Lebens zu verkündigen weiß. In diesem Sinne seien folgende Gesichtspunkte für die Versöhnung von Autorität und Freiheit aufgestellt und begründet: Wir haben zu zeigen, daß die Alternative zwischen individueller Kurzsichtigkeit und blindem Gehorsam falsch ist und daß die demütige Unterwerfung unter eine überlegene Weisheit nicht blind macht, sondern sehend, nicht die Persönlichkeit unterdrückt, sondern sie vertieft und erweitert.

Die erste Aufgabe einer solchen Pädagogik der Autorität besteht darin, daß man die ganze Schwierigkeit des Problems anerkennt und sie offen zu Worte kommen läßt. Die Schwierigkeit liegt in folgendem Dilemma: Erkenne ich etwas an, das über meinen Horizont geht, so opfere ich doch wohl meine geistige Selbstbestimmung. Erkenne ich es nicht an, so komme ich nie über meinen eigenen Horizont hinaus. Dies Dilemma wird keineswegs gelöst, wenn man vom modernen Standpunkt aus sagt: ‚Auch ich erkenne ja gerne geniale Persönlichkeiten an, von denen ich lerne und an denen ich mich bilde. Ich habe auch von Christus manches gelernt. Nur lasse ich mir keine absolute Autorität setzen. Mein individuelles Urteil ist mir die letzte Instanz, ich höre die Großen aller Zeiten an, lehne ab, was mir unklar, lebensunfähig, unwahr erscheint, und behalte, was mir einleuchtet und zusagt.‘ Sagt nicht auch euer Apostel: ‚Prüfet alles und das Beste behaltet!?‘ Auf diesem Standpunkt des Modernen ist jedoch Autorität und Selbstbestimmung nur scheinbar versöhnt. In Wirklichkeit fehlt hier jede wirkliche Anerkennung einer höheren Weisheit, jede Unterwerfung des eigenen Urteils. Vielmehr thront das Individuum über den Weisen aller Zeiten und Völker und scheidet nach seinem Gutdünken die Spreu vom Weizen, d. h. es wählt das aus, was es gerade noch zu verstehen vermag oder zu verstehen wähnt und streicht das

ihm Unbegreifliche, also gerade das Tiefste und Reifste — mit anderen Worten: Eine wirkliche Bildung und Erweiterung der eigenen Lebensanschauung findet hier nicht statt, man mißbraucht im Grunde das Große nur, um die eigene Selbstgewißheit durch Zitate zu stärken und um das Erhabene zum Zeugen für die eigene Beschränktheit aufzurufen. Solche Position aber ist keine Lösung des Problems, sondern nur eine andere Form des individualistischen Standpunktes.

Wer aber sieht nun nicht gerade hier, daß dieser sogenannte Individualismus, dieser Starrkrampf der individuellen Selbstgewißheit durchaus das Gegenteil von individuellem Fortschritt und persönlicher Entwicklung bedeutet und daß die wirkliche geistige Befreiung der Persönlichkeit unweigerlich an eine Preisgabe dieses beschränkten Glaubens an das eigene Allesverstehen gebunden ist? Daß also erst die Hingebung an eine Wahrheit, die wir noch nicht begreifen, deren Überlegenheit wir aber in innerster Seele spüren, uns aus dem Gefängnis unserer individuellen Kurzsichtigkeit herausführen könne? Und daß demgemäß ein fundamentales Mißtrauen in unser individuelles Urteil die erste Vorbedingung jeder wirklichen Erweiterung unseres Horizontes ist? Diese Betrachtung leitet uns darauf hin, daß der immer wieder behauptete Gegensatz des religiösen Gehorsams zum persönlichen Leben nur auf unklaren Vorstellungen über Wesen und Bedingungen wahrhaft persönlichen Lebens beruht. Die ganze moderne Freiheitsphilosophie ist in der Tat eine Sammlung von lauter vagen und undeutlichen Begriffen und Parolen ohne jede strenge und konkrete Definition der wirklichen Sache, um die es sich handelt. Reinigt man jene Begriffe von ihren Unklarheiten, geht man auf ihren gesunden Kern, so wird man immer entdecken, daß ‚Persönlichkeitskultur' und Anerkennung einer absoluten Autorität sogar durchaus untrennbare Dinge sind. Nehmen wir z. B. den Begriff der Selbstbestimmung, der Autonomie. Welches Selbst soll uns bestimmen? Doch wohl nicht Launen, Begierden, Eitelkeiten und Leidenschaften, sondern das höhere Selbst. Gut. Aber wie erkennen wir dies höhere Selbst in uns? Ist es nicht ganz und gar durchwachsen mit niederen Motiven? Glauben wir nicht oft, unserm höhern Selbst zu folgen, während wir von unserer sinnlichen Natur oder unserm Dünkel und unserer Schwachheit motiviert werden? In Wirklichkeit brauchen wir schon die Einwirkung einer höheren Wahrheit, die Erziehung durch ihre Klarheit, um unser wahres Selbst zu erkennen. Darum heißt es: ‚Niemand kommt zum Vater denn durch mich!' Wahre Selbstbestimmung reift nur in der Schule der Ehrfurcht, die uns über unsern eigenen chaotischen Zustand hinweghilft. Sonst bleiben wir in der niedern Selbstbestimmung und in der Außenbestimmung befangen und werden von der Peripherie aus bestimmt, statt vom Zentrum. Erst die Persönlichkeit Christi, die ganz aus dem Zentrum heraus lebt und redet, lehrt uns, zentral zu denken und zu leben und erzieht uns zu vollen Persönlichkeiten.

* * *

Nehmen wir ein anderes modernes Schlagwort. Man sagt: das Fundament meiner persönlichen Würde sei der Entschluß, in religiös-sittlichen Dingen keine Instanz außer mir anzuerkennen, sondern meine eigene Vernunft und mein eigenes Gewissen zum letzten Richter zu machen. Dieses Schlagwort von der eigenen Vernunft und dem eigenen Gewissen übt deshalb einen so bestechenden Einfluß auf viele Kreise, weil darin ein Kern von Wahrheit liegt.

Die religiöse Wahrheit hat zwar ihre objektive Autorität, unabhängig von der Zustimmung des Subjektes, aber sie erlangt erst dann wirkliche Bedeutung für mich, wenn ich sie ganz persönlich als Autorität empfinde und verehre. Solchen Akt der persönlichsten Zustimmung zum Dogma statt blinder Unterwerfung verlangt ja auch die Kirche. Der Fehler des individualistischen Standpunktes liegt nur darin, daß man meint, die individuelle Vernunft sei ohne weiteres, ohne die große Schule der Selbsterkenntnis, der Demut und der sittlichen Läuterung des ganzen Menschen zum Verständnis der höchsten Weisheit fähig und sie sei dementsprechend berechtigt, dort, wo ihr Begreifen versagt, sofort den Gehorsam zu versagen, statt doppelt die eigene Kleinheit zu empfinden und bescheiden zu warten, bis Gott sich uns erklärt. Alles, was wir im Vorhergehenden über die Störung und Hemmung wirklicher Vernunfttätigkeit im Individuum gesagt haben, hat uns ja doch gezeigt, wie sehr unsere individuelle Vernunft der Erziehung und Befreiung bedürftig ist, ehe sie zur Auffassung grundlegender Lebenswahrheiten reift. Je mehr dem Menschen dieser sein Zustand an der Hand eindringender Selbsterkenntnis zum Bewußtsein kommt, um so weniger wird er seine individuelle Vernunft zur höchsten Instanz seiner Erkenntnis machen und um so vertrauensvoller wird er sich der Wahrheit beugen, die aus höchster geistiger Befreiung kommt. Und das Gleiche gilt für das individuelle Gewissen. Gewiß sollen wir im Leben zunächst nach seinen Eingebungen handeln. Gerade durch die christliche Religion, die den Menschen am durchgreifendsten einer überindividuellen Autorität unterworfen hat, ist diesem persönlichen Gewissen die weltüberwindende Kraft verliehen worden. ‚Quidquid fit contra conscientiam, aedificat ad gehennam‘, sagt das Laterankonzil. Aber so, wie wir unsere individuelle Taschenuhr stets mit der gesicherten Normalzeit der Sternwarten vergleichen, so müssen wir auch unser Gewissen immer wieder durch die ewigen Wahrheiten korrigieren, durch deren Licht es zuerst in uns erweckt und entwickelt wurde, sonst besteht die Gefahr, daß seine Aussagen durch die Erregungen und Bedürfnisse unseres komplizierten Subjektes gefälscht werden. Es ist ein ganz verderblicher moderner Irrtum, das subjektive Gewissen, das doch nur eine Repräsentation objektiver autoritativer Wahrheiten sein soll, an die Stelle dieser letzten Instanz zu setzen und obendrein noch zu wähnen, daß solche Loslösung des Gewissens von seinem Urquell die ‚Gewissenhaftigkeit‘ im Menschen verstärken werde! Wohl wirkt das alte Gewissen auch nach solcher Loskettung eine Zeitlang nach, besonders bei Naturen, deren Charakter noch von religiösen Persönlichkeiten erzogen wurde; von Generation zu Generation aber muß jene Emanzipation deutlicher dazu führen, daß die Stimme Gottes durch die Stimme der Kreatur übertönt und das subjektive Belieben an die Stelle objektiver Normen gesetzt wird.

Das richtige Denken über das Problem: ‚Autorität und persönliches Leben‘ wird durch nichts so gehemmt und verwirrt, wie durch eine kurzsichtige Interpretation des Begriffes der persönlichen Zustimmung. Man geht von der richtigen Vorstellung aus, daß erst die persönliche Aneignung eine Wahrheit lebendig macht. Daraus wird nun irrtümlich gefolgert, daß man nichts als wahr anerkennen dürfe, als was man verstehe; damit aber ist das Individuum zum Maß aller Dinge gemacht und ganz seiner subjektiven Einseitigkeit ausgeliefert. Mancher fühlt daher auch wohl dunkel, daß in dieser Lösung des Problems irgend etwas nicht ganz stimme und daß solche Position durch

ihre eigenen tieferen Konsequenzen ad absurdum geführt werde, aber man findet doch keinen Ausweg aus diesem Gedankenkreise. Die Lösung des Dilemmas liegt unseres Erachtens in folgender Betrachtung: Gewiß sollen wir uns einer autoritativen Wahrheit nicht bloß äußerlich unterwerfen, sondern mit allen Kräften danach trachten, sie innerlich zu begreifen und ihren Sinn zu erfassen. Eine überlegene Weisheit aber wird nicht in der gleichen Weise begriffen wie eine Gassenwahrheit. Sie könnte ja unser persönliches Leben gar nicht erhöhen und erweitern, wenn wir sie ohne weiteres zu verstehen vermöchten. Dann wäre sie unseresgleichen, bestätigte nur unsere eigene Kurzsichtigkeit, wäre keine Führerin zur Totalität des Sehens. Wer ernsthaft bei der religiösen Tradition in die Lehre gehen will, der muß sich vor allem klar machen, daß die höchste Wahrheit niemals ein Echo unserer eigenen unreifen Gedanken ist. Widerspricht sie nicht vielmehr allen unseren Denkgewohnheiten, schlägt sie nicht unserm gesunden Menschenverstande ins Gesicht, zertrümmert sie nicht alle unsere Illusionen, zerschlägt die Narrenhäuser unserer Einseitigkeit, stößt die Tische der Wechsler um, verlacht die Gelehrten und Weisen der Welt und verherrlicht die Einfalt der Kinder? Und dies alles will man mit dem alltäglichen Verstande verstehen, und wenn der Erfolg ausbleibt, im Namen des persönlichen Gewissens streichen? Nein, nur der lernt verstehen, nur der kann über sich selbst hinauswachsen, der zuvor an sich selber irre geworden ist. Darum beginnt die Befreiung mit der Ehrfurcht. Wir müssen zuerst die ungeheure Distanz zwischen dem weltdurchdringenden Überblick Christi und unserm Horizonte erkennen und in unserer ganzen geistigen Haltung zum Ausdruck bringen, erst dann kann das Neue in uns eindringen. Wenn der moderne Mensch z. B. die Worte Christi zu verstehen versucht, so meint er, ‚Verstehen‘ heiße auch hier nur: Ich versuche jene geheiligten Lehren auf *meinen* Gesichtskreis zurückzuführen, sie von *meiner* Erfahrung aus zu bestätigen und sie *meinen* Vorstellungen von dem, was real und gesund ist, einzuordnen. Kann ich mir die Lehre in diesem Sinne nicht assimilieren, so muß ich sie verwerfen. Ich kann nicht anders, Gott helfe mir! In Wirklichkeit aber kann man das, was den eigenen Horizont unendlich überragt, auf solche Weise überhaupt nie verstehen. Darum das tiefe Wort: Credo ut intelligam, d. h. ich lebe in der ehrfurchtvollen Gewißheit, daß ich von einer überlegenen Einsicht zu lernen und ihr meinen Hochmut zu opfern habe, statt daß ich in trotziger Selbstsicherheit nur an meine individuelle Weisheit glaube. Nur so befinde ich mich in dem rechten Seelenzustand des *selbstlosen* und *selbstvergessenen* Anhörens. Erst solche gründliche Entleerung der eigenen Seele schafft Raum für ein anderes höheres Leben. Nur durch solchen radikalen Akt der Selbstentäußerung wird die Suggestion meiner zufälligen Erfahrungen, die Starrheit meines gewohnten Denkens und meiner Lieblingstheorien gebrochen, die doch nur ein Ausdruck meiner Weichlichkeit, meiner Einseitigkeit oder nicht selten gar meiner krankhaften Erbschaften sind. Nicht *ich* soll von mir aus die höchste Tradition richten, sondern ich soll von *ihr* aus mich selber ganz neu beurteilen lernen: das ist Emanzipation, das ist der Dienst, den die feste objektive Autorität dem persönlichen Leben leistet.

Es möge die hier definierte geistige Haltung noch durch einige Gleichnisse beleuchtet werden, die besonders geeignet sind, Zweifler zu beruhigen und ihnen zum Bewußtsein zu bringen, wie ganz anders wir uns die innere Aneignung einer großen Tradition zu deuten haben, als die intellektuelle Prüfung gewöhnlicher Wahrheiten.

In neuerer Zeit hat man versucht, Photographien von Sternen zu gewinnen, die selbst dem Fernrohr kaum erreichbar sind. Diese Photographien konnten nur so gewonnen werden, daß ganz besonders empfindliche Platten nächtelang dem Sternenhimmel exponiert wurden, bis endlich auch die fernsten Lichter ihren Eindruck hinterließen. So ist es auch mit den geheimnisvollen Wahrheiten der religiösen Tradition. Man muß sich lange Zeit in tiefster Konzentration ihrem Lichte exponieren, muß alle künstlichen Lichter ausschalten, muß ganz Empfänglichkeit werden, dann endlich werden sie sich unserm Innern vernehmbar machen und das Ewige in uns selber zum Leben wecken. Was die Unterwerfung unter die Persönlichkeit Christi einst aus einfachen Fischern gemacht hat, mag uns immer ein Symbol dafür sein, wieviel Erkenntnis und welch wunderbares Leben durch die Demut selbst in ganz einfachen Seelen hervorgerufen werden kann! Wieviel große und reiche Anlagen dagegen durch die dünkelhafte ‚Autonomie' zur Unfruchtbarkeit und zur Selbstzerstörung verdammt werden, das mögen wir aus der ganzen Schriftstellerei des modernen Individualismus auf ethisch-religiösem Gebiete erkennen!

Schopenhauer sagte einmal: Mit einem großen Kunstwerke müsse man umgehen wie mit einem Fürsten; da dürfe man nicht zuerst selber reden, sondern müsse warten, bis man angeredet werde, sonst würde man nur sich selber hören. Diese Mahnung gilt ganz besonders von unserm Verhältnis zu den großen Wahrheiten der religiösen Überlieferung. Wir müssen schweigen, wie wenn etwas Königliches mit uns redete. Solches ehrfurchtvolles Schweigen ist die unumgängliche Voraussetzung dafür, daß das Große unsre Kleinheit durchbricht und uns von uns selber erlöst.

Die charakteristische Haltung des Modernen aber ist gerade die umgekehrte. Er ist ganz befangen im Besserwissen; sein sofortiges Protestieren und Kritisieren ist der Ausdruck seines dünkelhaften Glaubens an sich selbst und nimmt ihm jede Möglichkeit, größer zu werden als er ist. Die Einbildung verhindert die Ausbildung; die erhabene Lehre soll sich vor *ihm* legitimieren, nicht *er* sich an *sie* verlieren. Merkwürdig: Wenn ein Astronom beim Durchrechnen der kopernikanischen Theorie einen fundamentalen Fehler entdeckt, so wird er nicht meinen, Kopernikus sei ein entlarvter Tor, sondern er wird den Fehler zunächst bei sich selber suchen. Wer aber heute irgend einen greifbaren Widersinn im religiösen Dogma entdeckt, der sucht die Schuld niemals darin, daß ihm selber wohl noch die nötige Reife des Denkens, der Selbsterkenntnis und der Lebenserfahrung, ja überhaupt der Schlüssel zum religiösen Mysterium fehle, nein, er betrachtet die Religion als überwunden. Da kann obige Mahnung Schopenhauers nicht genug in Erinnerung gerufen werden. Es liegt eine ganze Erkenntnistheorie in der Forderung der pythagoreischen Schule, daß man jahrelang schweigen müsse, ehe man ein wahrer Jünger der Weisheit werden könne. Dies gilt in ganz besonderem Sinne dort, wo die Lehre eines gewaltigen Lebens und Sterbens zu uns redet und wo eine Übereinstimmung von Jahrhunderten, ein mächtiger Konsensus großer Charaktere und Lebenskenner für die Wahrheit Zeugnis ablegt. Und wenn wir trotz allem bescheidenen Sichversenken doch noch nicht verstehen, so ist dies noch immer kein Grund zur Verwerfung, sondern zunächst nur ein Grund zu der Frage: Habe *ich* vielleicht kein Organ dafür? Fehlt mir vielleicht die entsprechende Lebenserfahrung? Bin ich noch zu sehr im Vergänglichen befangen? Hatte ich wohl zu wenig Neigung und Muße zur Selbsterkenntnis?

Dies ist die einzig richtige Art der ‚Selbstbehandlung' und Selbsteinschätzung in den großen Grundfragen dieses Lebens und des andern Lebens und es ist die einzige Möglichkeit, durch das Große im Leben wahrhaft befruchtet und befreit zu werden. Von einer solchen geistigen Haltung aus lernen wir nicht nur die höhere Wahrheit allmählich erfassen, sondern diese bringt uns auch unsere eigene Lebenserfahrung erst zum vollen Bewußtsein, so wie ein Kunstwerk in Worte faßt, was wir selbst nur stammeln konnten! Vieles, was wir im Leben gesehen und erlebt, was aber nur als Bruchstück ohne rechten Zusammenhang in unserm Leben aufbewahrt war, das gewinnt erst jetzt seine sinngemäße Verknüpfung und enthüllt uns seine tiefsten Ursachen und Wirkungen. So wie in der kirchlichen Liturgie auf die alten ewigen Worte die andächtige Antwort von der Gemeinde erschallt, so ist es auch hier: die höhere Wahrheit, wenn sie wirklich in eine Seele eingedrungen ist, weckt ein tausendstimmiges Echo aus allen Tiefen der persönlichen Erfahrung; die innerste Seele des Menschen, die sich vorher von abstrakten Theorien geduldig mißhandeln ließ und unter dem lauten Geschwätz des Verstandes gar nicht zu Worte kam, erwacht und legt freudiges Zeugnis ab für die lebendige Wahrheit! So vereinigt sich Ehrfurcht und Freiheit, Autorität und persönliches Leben!

Der hier hervorgehobene weckende und ordnende Einfluß der religiösen Autorität auf unser ganzes Innenleben kann nicht genug betont werden; hier liegt die eigentliche Versöhnung von Autorität und Freiheit, von Ehrfurcht und persönlichem Leben. Plato sagt einmal, die Wahrheit werde nicht eigentlich bewiesen, sondern nach langem Sichhineinversenken in sie springe ein Funken über und setze die ganze Seele in Flammen. So bringt die höhere Wahrheit dem Menschen zum Bewußtsein, was er eigentlich längst weiß, aber im Lärm des Tages und inmitten der Erregung der Sinne nur zu leicht vergißt. Was wir täglich erfahren und beobachten können, das wird doch nicht unser Eigentum, oder wir ziehen keine ernsthaften Schlüsse daraus, weil Leichtsinn und Eitelkeit, Geschäftigkeit und Genußsucht uns davon ablenken. Wir können die Welt nicht erkennen wie sie ist, weil wir in ihre äußeren Geräusche verloren sind; wir können uns selbst nicht erkennen, wie wir wahrhaft sind, weil wir nirgends weniger zu Hause sind als bei uns selbst. Je höher aber die Wahrheit ist, um so tiefer zwingt sie den Menschen sozusagen in seinen eigenen geistigen Kern, drängt ihn in seine tiefsten Erfahrungen hinein und deutet sie ihm. Das Wort des Augustinus: ‚Du warst in mir, ich aber war außer mir' kennzeichnet überhaupt den Zustand des sich selbst überlassenen Menschen. Und die ahnungsvolle Unterwerfung unter die christliche Wahrheit, das Vertrauen, es werde uns hier fundamental geholfen werden, beruht eben darauf, daß wir dunkel fühlen, daß die Hingebung an diese Autorität uns unser persönliches Leben nicht nimmt, sondern uns vielmehr erst recht in den Besitz unseres wahren Selbst bringt, während der Individualismus, der beständig unsere Persönlichkeit gegenüber der Autorität zu verteidigen vorgibt, doch nur unser äußerliches Ich mit allen seinen Launen und Leidenschaften zur Geltung bringt und uns damit gerade zur Beute der Außenwelt macht. Darum führt dieser Individualismus auch nicht zur wahren Selbstbestimmung, sondern zur Fremdbestimmung, während gerade die Unterordnung unter die Botschaft der Religion zur wahren Selbstbestimmung leitet. Denn unser wahres Selbst kommt erst zu Wort, wenn das nach außen gerichtete, geschwätzig kritisierende und protestierende Ich durch Ehrfurcht zum Schweigen gebracht ist; im tiefsten

Innern ahnt der Mensch stets, was das Echte ist, die Stimme des Echten aber wird durch die Sophistik der Triebe und durch die Realitäten der Sinnenwelt übertönt. Die religiöse Autorität ist darum das einzig wirksame Gegenmittel gegen die Autorität des Leibes und der äußern Einflüsse.

Aus allem hier Gesagten folgt, daß in autoritätslosen Zeiten die wahre Selbständigkeit des Menschen gegenüber der Umwelt in rapidem Abnehmen begriffen ist. Wir haben hierauf schon an einer andern Stelle unserer Argumentation aufmerksam gemacht, als wir von der Wirkung der Autoritätslosigkeit auf den Charakter sprachen. Der Zustand unseres Zeitalters zeigt nur zu deutlich, daß die Loskettung von der Autorität der Religion keineswegs freie Menschen geschaffen, sondern nur die unbewußte Autorität der Morgenzeitung und des Modeautors an die Stelle gesetzt hat, die einst Religion und Kirche ausfüllten. Wer die Menschen von der großen Autorität mit ihren festen Direktiven für Lebenskenntnis und Selbsterziehung loslöst, der wird immer erleben, daß sie sich zum Ersatz für sie in wechselnder Reihenfolge und völlig haltlos allen möglichen *kleinen Autoritäten* in die Arme werfen werden. Dies ist das Schauspiel, das wir heute erleben; wir sehen, wie Nietzsche oder Haeckel oder Marx oder Ellen Key bei zahllosen Menschen die Stelle einnimmt, welche einst die Autorität der Kirche ausfüllte. Wir haben also im Grunde gar nicht die Wahl zwischen Autorität und Freiheit, sondern zwischen der großen Autorität, die auf der Übereinstimmung der Weisen ruht und dem Götzendienst der Tages- und Modegrößen, deren Altäre heute aufgerichtet und morgen umgestoßen werden und deren Kultus die Menschen zu ewiger Unruhe und Selbstbetäubung verdammt, weil sie im tiefsten Innern die Kraftlosigkeit all dieser Surrogate spüren und sich immer heimlich nach der Sicherheit des großen Glaubens sehnen, der allen Willenskräften ein *untrügliches* Ziel und der Seele eine feste Heimat gibt.

* * *

Der im vorhergehenden dargelegte Zusammenhang zwischen konsequenter Ehrfurcht und wahrhaft persönlicher Lebensentfaltung wird auch durch einen Blick auf den Zustand unserer ganzen Kultur bestätigt. Ob sich wohl alle diejenigen, welche heute mit einem Gemisch von Mitleid und Hochmut auf den Autoritätsgläubigen blicken, als sei er unrettbar von aller ‚Persönlichkeitskultur' ausgeschlossen, ob sie sich wohl einmal die Frage stellen, woher es denn eigentlich komme, daß zwar die persönliche Vordringlichkeit und das hochmütige Selbstgefühl heute größer ist als je zuvor, daß aber die Zahl wirklich persönlicher Persönlichkeiten, wahrhaft starker und ausgearbeiteter Charaktere heute unzweifelhaft weit geringer ist als in den großen gläubigen Epochen? Das moderne Individuum *kann* sich ja im Grunde gar nicht wahrhaft entwickeln, es kann gar nicht über sich hinauswachsen, weil es prinzipiell nur das anerkennen will, was nicht mehr ist als es selbst, d. h. was seinem Verstande vollkommen begreiflich ist. Darum bleibt der moderne Individualist und Besserwisser an seinen eigenen beschränkten Zustand angeschmiedet wie Prometheus an den Felsen des Kaukasus! Denn alles wirkliche Wachstum setzt die Hingebung an etwas Höheres voraus, das unser tiefinneres Vertrauen gewonnen hat, auch wenn wir seinen ganzen Inhalt noch nicht im einzelnen übersehen und begreifen!

Die Loslösung des Kleinen von dem Großen, der Masse vom Genie,

des Menschlichen vom Göttlichen führt natürlich zu völliger Kulturlosigkeit. Denn Kultur beruht ganz und gar auf Ehrfurcht; Kultur ist Leitung der Schwachen durch die Starken, Unterordnung des Gewöhnlichen unter das Ungewöhnliche. Der berechtigte Kern von Nietzsches ganzem Angriff gegen unsere Kultur verdichtet sich in der Anklage, daß in ihr der ‚Bildungsphilister‘ herrscht, die selbstgewisse Mittelmäßigkeit, die sich als Sinn und Mittelpunkt aller Kultur betrachtet und alles aus dem Leben streichen möchte, was über die platte Begreiflichkeit hinausgeht. Nietzsches positive Vorschläge zur Abhilfe sind lebensfremde Konstruktionen, seine Kritik aber enthält viel Berechtigtes: Kultur ist nur dort, wo der hohe Stil der genialen Seele alle Formen und Lebensanschauungen durchdringt und alles Vergängliche zum Gleichnis eines höheren Lebens macht. Solche Herrschaft des Genialen und wahrhaft Übermenschlichen wird allerdings nicht begründet durch selbstsüchtige Brutalität von seiten der höheren Naturen, sondern nur durch die ehrfurchterregende Hoheit göttlicher Liebe und Vollendung. Da spürt der Mensch dunkel die Lösung für alle Fragen, den Frieden für alle Unruhe, die Freiheit für alle Knechtung und gibt sich selbst auf, um Höheres zu gewinnen. Betrachten wir von diesem Standpunkt aus die großen gläubigen Epochen der Geschichte: es sind Zeiten, in denen übermenschliche Seelenfülle und geniale Persönlichkeiten die Masse auf die Knie werfen. In solchen Zeiten lebt der Mensch in Zusammenhang mit einem höheren Leben, lernt mit größeren Augen sehen, mit konsequenterem Willen wollen; er wird durch das Übermenschliche erzogen und aus seiner Enge herausgerissen, er nimmt durch Demut teil an einem mächtigeren Herzschlag, wird durch Ehrfurcht gesegnet mit Gedanken, die weit über sein einseitiges Denken hinausgehen. In den Zeiten der Aufklärung aber lebt der Mensch nur von sich selbst und seinesgleichen, von dem, was er von sich aus sofort versteht und begreift. Nietzsche nennt darum die sogenannte Aufklärung einen Volksaufstand zugunsten der Oberflächlicheren; die Kirche habe doch wenigstens eine Rangordnung der Seelen anerkannt. Die französische Revolution aber habe leider dem oberflächlichen Menschen vollends das Szepter in die Hand gegeben.

In den Epochen individualistischer Auflösung und Ehrfurchtslosigkeit ist Persönlichkeitskultur unmöglich, weil der Mensch den Zusammenhang mit den höchsten Quellen persönlichen Lebens verloren hat. Er will zuerst ‚verstehen‘, ehe er sich hingeben kann, und begreift nicht, daß man zuerst an eine unendlich überlegene Weisheit glauben muß, ehe man sie verstehen kann, und daß das erste Nichtverstehen doch nur das natürliche Zeichen dafür ist, daß wir eben etwas ganz anderes zu hören bekommen als uns selbst und unseresgleichen! Das Christentum wurde Weltreligion und Weltbefreiung, nicht, weil es gemeinverständlich war, sondern weil es der Welt am tiefsten widersprach und das Gegenteil von allem vertrat, was der naive Mensch für wahr, real und zweckmäßig hielt. (Schluß folgt.)

Kleine Bausteine

Literarisches Christentum / Von Emil Wolff

G. K. Chestertons neuestes Buch ‚Orthodoxie‘, auf das die Aufmerksamkeit der Leser schon im Septemberheft dieser Zeitschrift gelenkt worden ist, erhebt zunächst den Anspruch, eine Art religiöser Autobiographie, eine Entwicklungsgeschichte der religiösen Überzeugungen des Verfassers darzustellen. Dadurch wird ihm ein gewisses menschliches und psychologisches Interesse zugesichert, ein Interesse, das noch wesentlich gesteigert würde, wenn sich feststellen ließe, daß wir den Ausdruck einer tiefen, religiösen Erfahrung vor uns haben. Allein Chesterton erhebt noch einen anderen, weit höheren Anspruch, den wir nur zu hören brauchen, um uns scharf umzuwenden und in leidenschaftlicher Spannung auszurufen:

‚Du kommst in so fragwürdiger Gestalt,
Ich rede doch dich an.‘

Er erhebt den Anspruch, eine Apologie der orthodoxen, der katholischen Wahrheit zu schreiben. Diese Apologie ist ihrem ganzen Charakter nach rein subjektiv. Der Verfasser wird durch seine eigene geistige Entwicklung, durch die spontanen Triebkräfte seiner eigenen Persönlichkeit mit innerer Notwendigkeit zu gewissen religiösen Überzeugungen, zu einer bestimmten Weltanschauung geführt. Als er daran geht, seine Ergebnisse zu formulieren, drängt sich ihm die Erkenntnis auf, daß diese Formulierung längst vollzogen ist. Die Wahrheit, zu der er sich durchgerungen hat, ist identisch mit dem Inhalt der Bekenntnisformeln der Kirche, das Weltbild, das vor seinem inneren Gesicht schwebt, dessen Wahrheit sich ihm als notwendige Forderung aufzwingt, findet er wieder in dem Ideal, das die Christenheit, das die Kirche gestaltend und kämpfend zu verwirklichen strebt.

So stehen wir einem gewaltigen Vorwurf, einer Fülle der tiefsten Probleme gegenüber. Eine eingehendere Prüfung wird jedoch zeigen, daß es sich nur darum handelt, den richtigen Standpunkt gegenüber der subjektiven Eigenart des Verfassers zu gewinnen. Von da aus wird dann ein Urteil über die allgemeine Bedeutung seines religiösen Bekenntnisses und über den typischen Wert seiner Weltanschauung möglich, ohne daß wir genötigt sind, auf den philosophischen Inhalt, auf den Erkenntniswert seiner Darlegungen in sachlicher und kritischer Erörterung einzugehen. Wir werden, ausgehend von einer kurzen Skizze des von Chesterton entworfenen Weltbildes, die typische Eigenart seiner Weltanschauung festzustellen suchen. Dies wird uns zu einer allgemeinen Erörterung über den Gegensatz zwischen Rationalismus und Romantik führen. Von da aus werden wir dann in der Lage sein, ein Urteil sowohl über den religiösen als den ästhetischen Wert dieses Buches zu formulieren. Das Urteil über den Autor können wir dann stillschweigend dem Leser überlassen.

Chestertons Verhältnis zur Welt und zu den Dingen wurzelt im Märchen. Dem Märchen verdankt er die Einsicht in den fundamentalen Unterschied zwischen der absoluten Notwendigkeit, wie sie dem Denken und der absoluten Willkürlichkeit, wie sie dem tatsächlichen Geschehen eigen ist. Das Märchen erkennt die mathematischen und rein logischen Gesetze unbedingt an, aber es leugnet

die Existenz jeder Gesetzlichkeit für das Geschehen in der Außenwelt. Es gibt keine Notwendigkeit, die uns zwingt, uns die Dinge so vorzustellen, wie sie erfahrungsgemäß sind; wir können sie uns immer auch anders vorstellen. Alles Geschehen in der Außenwelt ist daher wunderbar und unbegreiflich; die richtige Bezeichnung dafür ist nicht Gesetz oder Notwendigkeit, sondern Zauber. Die Wiederkehr auch des regelmäßigsten Vorgangs in der Außenwelt erwarten wir nie mit unbedingter Sicherheit. Wir fühlen immer mit leiser Spannung die Möglichkeit, es könnte auch einmal etwas anderes, völlig überraschendes eintreten. So ist die normale Attitüde des Menschen gegenüber der Welt das Staunen. Wir sind rings von Geheimnissen umgeben und sind uns selbst das tiefste Geheimnis. Und wir erleben unsere tiefsten und höchsten Momente nur dann, wenn wir uns dieses Verhältnisses bewußt werden; wir sind der wahren Erkenntnis am fernsten, wenn wir zu erkennen und zu verstehen glauben. Das Staunen enthält aber noch ein weiteres Element in sich. Es ist nicht ein leeres Gefühl der Spannung, es ist von einem Gefühl des Wertes begleitet. Es ist Bewunderung. All das Überraschende, das fortwährend auf uns eindringt, wird als etwas Köstliches empfunden. Jede neue Erfahrung ist ein reiches Geschenk. So steigert sich die Bewunderung zur Dankbarkeit.

Dieses Gefühl führt zu der zweiten fundamentalen Erfahrung, die Chesterton dem Märchen entnimmt. Im Märchen hängt jedes Glück, jede Gabe von einer unbegreiflichen Bedingung ab. Da nun auch in der Welt alles, was uns zuteil wird, ein unbegreifliches Geschenk ist, so haben wir kein Recht, uns an einer damit verknüpften unbegreiflichen Bedingung zu stoßen. Wir haben sie bescheiden hinzunehmen, wie das unbegreifliche Geschenk selbst. Aus dem Wunderbaren wird durch eine einfache Gedankenverbindung das Wunder, d. h. die Welt und alles, was in der Welt geschieht, erscheint als das Erzeugnis einer persönlichen Willkür. Andererseits erweitert sich jenes Gefühl von der Kostbarkeit alles Bestehenden zu einem liebevollen Umfassen des Universums, zu einem Gefühl der ‚kosmischen Gemütlichkeit‘, in dessen Licht alles Seiende zu einem sorgfältig zu hütenden Kleinod wird. Wir stehen der Welt gegenüber wie Robinson Crusoe den Gegenständen, die er aus dem Schiffbruch gerettet hat.

Eine weitere Gedankenreihe des Verfassers knüpft sich an die Begriffe Optimismus und Pessimismus an. Sie beruhen auf einer falschen Problemstellung. Sie setzen die Möglichkeit einer Wahl, einer Entscheidung für oder gegen das Leben voraus, die uns nicht zusteht. Wir sind mit der Welt unauflöslich verknüpft. So ist die einzig natürliche und vernünftige Attitüde die einer in Freude und Trauer gleichmäßig treuen Loyalität, einer Art universalen Patriotismus. Daran, an dem echten Patriotismus gemessen, erscheint der reine Optimist als der unehrliche Chauvinist, der reine Pessimist als der unfruchtbare Nörgler. Die richtige Haltung ergibt sich aus der Vereinigung der beiden Gegensätze in ihrer höchsten Intensität. Das Ideal ist, mit der klarsten und schärfsten Einsicht in das Übel der Welt den mutigsten Glauben an die Möglichkeit der Überwindung dieses Übels zu vereinen. Daraus allein fließt die Kraft, sich mit der Welt nicht nur abzufinden, sondern sie vorwärts zu bringen. Hier nähern wir uns dem Punkt, wo zum ersten Male das Christentum in die Erörterung eintritt. Es ist der christliche Märtyrer, an dem Chesterton zum erstenmal die Tatsache klar wird, daß das Christentum die tiefsten Gegensätze in ihrer höchsten Intensität realisiert und doch versöhnt. Der so gewonnenen Spur folgend kommt der Verfasser zu der Einsicht, daß die

Alfred Rethel/Kaiser Karls Einzug in Pavia.



Möglichkeit eines richtigen Verhältnisses zur Welt, eines Verhältnisses, das diese Gegensätze zugleich bestehen läßt und versöhnt, allein auf Grund der christlichen Lehre von der Schöpfung gegeben ist. Diese Lehre gipfelt in der Vorstellung, daß Gott der Schöpfer der Welt in dem Sinne ist, in dem ein Künstler ein Schöpfer ist. Die Welt hat sich durch den Schöpfungsakt von Gott losgelöst, ist frei geworden. Ich brauche nicht weiter auszuführen, wie sich daraus ungezwungen die Lösung des gestellten Problems ergibt. Und ich widerstehe der Versuchung, diese köstliche Illusion von der höchsten Einfachheit der tiefsten Probleme auch nur durch einen erstaunten Ausruf zu stören. Die christliche Idee des transzendenten Gottes erweist sich nun als der Schlüssel zu all den vorhergehenden Erwägungen Chestertons. Wir müssen es dem Leser überlassen, diesen Schlüssel zu versuchen. In den folgenden breiten Erörterungen über den paradoxen Charakter des Christentums werden im Grunde nur die schon angeführten Gedanken weiter ausgesponnen und verallgemeinert. Jene Grundtatsache von der gleichzeitigen Realisierung der tiefsten Gegensätze wird als das Grundgesetz des Christentums erwiesen und auf eine Reihe von Phänomenen in der Geschichte und der Lehre der Kirche angewendet. Das wahre Geheimnis des Christentums ist, daß es einen Mittelweg gefunden hat, daß es mit unvergleichlicher Kunst das Gleichgewicht zwischen allen Extremen gehalten hat und sie zugleich alle in sich vereinigt.

Es empfiehlt sich, hier in der Analyse innezuhalten. Wir haben die wesentlichen Elemente gewonnen, mit Hilfe deren wir die Frage, die wir am Anfang gestellt haben, beantworten können. Welches ist die Wurzel der religiösen Überzeugungen Chestertons? Wenn wir genau zusehen, so finden wir, daß das gestaltende Prinzip dieser Überzeugungen das Bedürfnis nach ganz bestimmten, zunächst nicht näher zu charakterisierenden Sensationen ist. Er selbst formuliert dieses Bedürfnis als ein Verlangen nach Romantik. Die Weltanschauung, die ihn befriedigen soll, muß diesem Verlangen nach Romantik genügen. Dieses Verlangen ist das primäre. Es verhält sich nicht etwa so, daß ihm das Christentum erst diese romantische Weltauffassung erschließt, ihm die Welt erst in romantischem Licht erscheinen läßt; er entscheidet sich ausgesprochenermaßen für das Christentum, weil es diesem romantischen Bedürfnis am besten entgegenkommt. Was ist nun der Kern dieses romantischen Bedürfnisses? Es äußert sich naturgemäß nicht in einer einzigen, scharf zu bestimmenden Richtung, sondern erweist sich als sehr komplex. Doch werden wir nicht sehr weit fehlgehen, wenn wir als eines seiner wesentlichsten Elemente das Bedürfnis nach einem psychischen Zustand bezeichnen, den wir Spannung nennen wollen. Aus dem Bedürfnis nach Spannung ergibt sich das Postulat der Willkürlichkeit des Geschehens in der Welt, aus demselben Bedürfnis läßt sich die Idee von der geheimnisvollen Bedingung ableiten; und auf diesen beiden Grundpfeilern ruht ja schließlich der ganze Gedankengang Chestertons. Das was angestrebt wird, ist ein gewisser in der Schwebe verharrender Zustand. Chesterton definiert ihn an einer Stelle folgendermaßen: ‚Der Märchenprinz ist von einem Staunen erfüllt, das hart an Furcht grenzt, ohne zur Furcht zu werden‘, und anders gewendet: ‚Wenn jedem Menschen ein vollkommenes Glück auf Erden beschieden sein soll, so wird es keine nüchterne und nichtssagende Sache sein, wie die Zufriedenheit der Tiere, sondern es wird eine haarscharfe, ängstliche Sache sein, wie das Glück in einem verzweifelten Roman.‘ Es liegt nun die Vermutung sehr nahe, daß dieses Gefühl der Spannung ein durchaus ästhetisches

Gefühl ist. Die Realität der Dinge wird uns nie in einem so reizvollen Schwebezustand verharren lassen, sie wird niemals die Distanz wahren, die dazu unumgänglich notwendig ist, sondern sie wird mit brutaler Macht über uns hereinbrechen und uns zu weit weniger komplizierten Gefühlen zwingen. Die Fragestellung Chestertons läuft darauf hinaus: Wie muß die Welt beschaffen sein, damit wir sie am besten genießen können? Es entschlüpft ihm einmal die charakteristische Bemerkung: „Zu unbedingter Gefolgschaft darf uns die physische Natur nicht hinreißen, wir wollen sie genießen, nicht sie anbeten.' So ist das letzte Kriterium, an dem Chesterton die Dinge mißt, eine Art ästhetischer Wertigkeit. Es ist durchaus nicht zu verwundern, daß er von diesem Ausgangspunkt aus zum Christentum hingeführt wird. Sein ästhetisch-romantisches Postulat verlangt eine von dramatischer Spannung erfüllte Welt; er verlangt aber gleichzeitig, daß diese Spannung in Ruhe genossen werden könne. Dem Schwebezustand auf der einen Seite muß eine unerschütterliche Festigkeit auf der anderen gegenüberstehen. Wir müssen uns mit anderen Worten in der Welt vollkommen sicher fühlen, müssen des Sieges des Guten gewiß sein, um das Böse, das ja erst für die Spannung sorgt, wirklich genießen zu können. So erklärt sich auch die Vorstellung von der ‚kosmischen Gemütlichkeit'. Wir wollen die Möglichkeit haben, der Welt mit jener Freiheit und Losgelöstheit gegenüberzustehen, mit der wir einem Kunstwerk gegenüberstehen, das wir genießen. Chesterton sagt ausdrücklich, daß es uns möglich sein muß, uns die Welt klein vorzustellen. Das wird auf einem kurzen Umweg erreicht, in dem die Welt als ein Kunstwerk Gottes gedacht wird. ‚Mein Eindruck, daß der Kosmos nicht weit und leer, sondern klein und gemütlich sei, hatte nunmehr einen Sinn; denn jedes Kunstwerk muß sich zum Künstler klein verhalten; für Gottes Auge mochten die Sterne klein und köstlich sein wie Juwelen.' In diesem Begriff der ‚kosmischen Gemütlichkeit' steckt aber, wenn ich nicht irre, noch ein anderes, sehr wesentliches Element der religiösen Grundstimmung des Verfassers. Als letztes Ziel dieser höchst mittelbaren Gedankengänge ergibt sich vielleicht das Streben nach der absoluten Unmittelbarkeit, nach einem völlig naiven, unbewußten Verhältnis zur Welt. Dabei bleibt zu bemerken, daß diese einfachste aller Attitüden durch die romantische Brille verklärt gesehen und auch wieder höchst mittelbar empfunden wird. So betont er mit besonderer Vorliebe die Freude im Leben der christlichen, der katholischen Völker. Es würde zu weit führen, Stellen zu zitieren. Sie finden sich in Fülle. Als das Zeichen religiöser Gesundheit und der richtigen Verfassung dem Leben gegenüber erscheint die lärmende, derbe Freude des Volks, erscheint die bunte Fülle alter Gebräuche, erscheint das dröhnende, urkräftige Lachen. Alle Gehaltenheit, aller mürrische Ernst, alle Feierlichkeit sind vom Übel, sind ein Zeichen mangelnden Glaubens. Eine der am meisten charakteristischen Stellen in dieser Hinsicht findet sich in den ‚Heretics', wo die Heilsarmee verteidigt wird (p. 93): ‚Sie ist populär wie jede Religion, militärisch wie jede Religion, die breite Öffentlichkeit suchend und sensationell wie jede Religion. Sie ist ebensowenig ehrfürchtig, als die Katholiken ehrfürchtig sind; denn Ehrfurcht in dem ernsten und zarten Sinn des Wortes Ehrfurcht ist nur Ungläubigen möglich. Diese schöne Dämmerung ist bei Euripides, bei Renan, bei Matthew Arnold zu finden. — aber bei Männern, die glauben, ist sie nicht zu finden, — sie kennen nur Lachen und Kampf. Man kann diese Art Ehrfurcht nicht einer Wahrheit erweisen, die fest ist wie Marmor; man kann nur einer schönen Lüge gegenüber ehr-

fürchtig sein.' Der Abschnitt schließt mit dem Satz: ,Es hat nie ein Christentum gegeben und wird nie ein Christentum geben, das nicht korybantisch ist.' Eng damit hängt die Idee des ,Spasses' zusammen, die an mehr als einer Stelle wiederkehrt. Sie schließt jenes Element der Spannung, sie schließt aber vor allem das Element des fröhlichen Zugreifens, des herzlichen Genießens der guten Dinge des Lebens in sich. Hinter all dem mag nun ein gutes Teil echten Temperaments stecken; bei aufmerksamem Zusehen kann man sich aber des Gefühls kaum erwehren, daß auch das alles sehr mittelbar gesehen und in der Vorstellung genossen, nicht als Realität empfunden wird.

Ehe wir versuchen, unser Urteil über die religiöse Wertigkeit dieses Weltbildes zu formulieren, wird es nötig sein, die Idee der religiösen Romantik überhaupt etwas schärfer ins Auge zu fassen. Nun ist Romantik einer der vieldeutigsten aller Begriffe. Wir kommen vielleicht am besten zum Ziel, wenn wir zwischen naiver und sentimentaler, zwischen unmittelbarer und mittelbarer Romantik unterscheiden. Die mittelbare Romantik erscheint dann als eine Reaktionserscheinung gegenüber dem, was man gewöhnlich ,Rationalismus' zu nennen pflegt. Dieser ,Rationalismus' ist von dem philosophischen Terminus ,Rationalismus' scharf zu scheiden. Wir können ihn vielleicht am besten charakterisieren als eine geistige Verfassung, die jedes künstlerisch-schöpferischen Einschlags entbehrt, die sich mit der Welt allein durch das Medium des Verstandes abzufinden sucht. Man könnte ihn eine zweidimensionale Weltanschauung nennen. Er wird der Realität der Dinge nicht gerecht, er fälscht sie, weil er hinter ihr zurückbleibt. Die mittelbare Romantik hat mit ihrem Gegenpol die Eigenschaft gemeinsam, daß sie nicht fähig ist, sich mit der Realität der Dinge abzufinden. Sie unterscheidet sich von ihm dadurch, daß sie sich eines Mangels bewußt ist. Nur sucht sie ihn nicht in sich selbst, in ihrer eigenen künstlerisch-schöpferischen Unfruchtbarkeit, sondern in den Dingen selbst oder im Intellekt, der die Dinge betrachtet. So sucht sie sich entweder ein Ideal in der Vergangenheit, eine frühere geschichtliche Epoche verklärend, oder sie verfällt in eine völlige Abkehr von der Realität und verliert sich in spielender Willkür. In beiden Fällen folgt sie einem mißverstandenen ästhetischen Ideal, zwingt sie Bedingungen, die nur in der Sphäre der ästhetischen Anschauung gelten, der dinglichen Wirklichkeit auf. Ihnen gegenüber stehen der echte Rationalismus und die echte Romantik; sie sind keine Gegensätze, sondern zwei sich ergänzende Prinzipien, auf deren größerer oder geringerer Entfaltung in einer Persönlichkeit die höchsten Leistungen des Denkens und des künstlerischen Schaffens beruhen. Für den wahren Rationalismus ist die Realität durch den Denkprozeß nicht erschöpft. Die Ergebnisse des Denkens werden ihm zum Gegenstand künstlerischen Schauens oder mystischer Versenkung. Hinter der formalen Kraft des Denkers steht die Schöpferkraft des Künstlers. Ich begnüge mich, den Namen Platon zu nennen. Es ist hier nicht der Ort, dies weiter auszuführen. Die wahre Romantik aber ist nichts anderes als die wahre schöpferische Kraft des Künstlers, die die Welt gestaltend überwindet. Nichts liegt ihr ferner als die Flucht vor der Realität oder die eigensinnig willkürliche Fälschung des Gegebenen. Sie scheint sich vielmehr in dieser Realität zu verlieren. Sie hat kein höheres Ziel als die höchste Unmittelbarkeit des Erlebens. Und sie erreicht es nicht in spielendem Genießen, sondern in schmerzlichem Ringen mit der harten Wirklichkeit. Sie allein aber löst sich schließlich los zur völligen Freiheit und schafft sich ihre eigene höhere Welt. Was diesen beiden höchsten

Kräften als gemeinsames Kennzeichen eigen ist, das ist gerade die Ehrfurcht vor der Realität und die intensivste Versenkung in die Realität. Die höchste Form aber, in der sich beide zur erhabensten Einheit zusammenschließen, ist das religiöse Erleben. Und wahre Religion ist nichts anderes als ehrfürchtiges und intensives Erfassen und Gestalten der tiefsten Realität.

Im Gegensatz dazu fehlt dem falschen Rationalismus die wahre Kraft und Intensität des Denkens, der falschen Romantik die wahre Kraft und Intensität des künstlerischen Gestaltens, die Fähigkeit zur weltüberwindenden Tat. So bleibt ihnen nichts, als auf halbem Wege stehen bleibend, die Vorstellung, die sie sich mehr oder weniger willkürlich, mehr oder weniger beschränkt, aus unzureichenden Daten von der Wirklichkeit bilden, in das ihnen zur Verfügung stehende Ausdrucksmittel einzukleiden und es in dieser Form zu genießen. Diese Form nennen wir im Gegensatz zu der künstlerischen und zu der im wahren Sinne wissenschaftlichen die rhetorische.

Und dies ist die Bezeichnung, die wir der ‚Orthodoxie' G. K. Chestertons geben. Falscher Rationalismus und falsche Romantik reichen sich in ihm die Hand. Die Unfähigkeit, sich mit der Realität denkend und gestaltend abzufinden, führt ihn dazu, in spielerischer Willkür auf Grund vielleicht eines starken Temperaments ein wirklichkeitsfremdes, pseudoästhetisches Weltbild zu entwerfen und dieses Weltbild mit einem ebenso willkürlichen, wirklichkeitsfremden Zerrbild der katholischen Kirche zu identifizieren. Wir haben oben unsere Auffassung der Religion definiert. Es ergibt sich der einfache Schluß, daß wir das Bekenntnis Chestertons für ein an glänzenden rhetorischen Passagen reiches, aber im religiösen Sinne absolut wertloses Buch halten.

Im letzten Heft dieser Zeitschrift haben wir Chesterton als ein Glied in der Kette der Reaktionsbewegung gegen den Rationalismus bezeichnet. Es ergibt sich aus dem oben Gesagten, wie wir über diese Bewegung denken. Eine Reaktion dieser Art ist nur gegen den falschen Rationalismus möglich und die große Wahrscheinlichkeit ist immer gegeben, daß sie sich in die Form der falschen Romantik kleidet. In vielen Fällen bekämpfen beide zwitterhafte Gebilde ihres eigenen Wesens, ohne sich selbst zu erkennen. Die wahre Philosophie und die wahre Romantik und mit ihnen die wahre Religion sind diesen Kämpfen himmelhoch entrückt und folgen unbeirrt und schweigend ihrem eigenen Weg, dem Weg der Nüchternheit und der Wahrhaftigkeit, der Selbstzucht und der Kraft.

Die moderne Vorherrschaft der Instrumentalmusik und ihre kulturelle Bedeutung / Von Eugen Schmitz

Wieder stehen wir am Anfang einer winterlichen Musiksaison und wieder können wir eine Beobachtung machen, die seit Jahren zu einem stereotypen Erfahrungssatz geworden ist: die Fülle des an Musikgenüssen in Aussicht Gestellten und Gebotenen ist in ständigem Wachstum begriffen. Richtet man das Augenmerk dabei auch auf Spezialpunkte, so wird besonders der immer gesteigerte Zuwachs an Instrumentalmusik auf produktivem wie reproduktivem Gebiete auffallen. Es ist das ein für unser modernes Musikleben charakteristischer Punkt, auf den Hermann Kretzschmar in seinen klassischen ‚Musikalischen

Zeitfragen' schon vor Jahren aufmerksam gemacht hat. ‚Daß die Instrumentalmusik immer weiter vordringt, die Vokalmusik zurückweicht, ergibt sich schon aus der Kompositionsstatistik. Vor hundert Jahren noch zeigte sie beide Gruppen in ziemlichem Gleichgewicht, im Jahre 1896 standen 6867 deutschen Instrumentalwerken 3756 vorwiegend kleine Vokalkompositionen gegenüber ... Vergebens haben R. Wagner, G. Gervinus, Ed. Grell und andere einsichtige Kenner vor der Überschätzung der reinen Instrumentalmusik gewarnt. Ihre Vorherrschaft scheint durch Beethoven für ewige Zeiten gesichert, und die Mehrheit der heutigen Musiker erblickt mit A. Rubinstein in der Vokalmusik eine Kunst zweiter Klasse. Auch das Konzert hat sich dieser Anschauung anbequemt. Orchesteraufführungen und Choraufführungen verhalten sich wie 4 : 1; die seinerzeit von J. Brahms in den Wiener Gesellschaftskonzerten, von Wüllner im Kölner Gürzenich vertretenen Bestrebungen, auf den sogenannten gemischten Programmen der großen Gesangsmusik wieder einen breiteren Raum zu gewinnen, sind nicht durchgedrungen; die Dirigenten und Vereinsvorstände haben sie kaum beachtet, die Komponisten haben nicht verstanden, wozu das Schicksalslied, die Nänie, der Parzengesang und die Harzreise auffordern wollten' (a. a. O. Seite 83 ff.) Bei dem so geschilderten Kampf zwischen Instrumental- und Vokalmusik handelt es sich nun keineswegs nur um eine ästhetische Frage; die Sache greift tiefer, sie erscheint in gewissem Sinn ausschlaggebend für die allgemeine Wertung unserer Musikkultur überhaupt.

Von verschiedenen Seiten und in gesteigertem Maße sind neuerdings Klagen über die ‚Musiküberfütterung' unserer Zeit laut geworden. Sie entbehren im Grunde genommen sicherlich nicht der Berechtigung im Hinblick auf die unleugbare ständige Vermehrung des musikalischen Banausentums. ‚Ohne Zweifel,' sagt Kretzschmar in seinem zitierten Werk (Seite 11 f.), ‚läuft unter der großen Menge von Vertretern und angeblichen Freunden der Musik heute ein sehr starker Troß von Marodeurs und von Leuten mit, die den Wert der Tonkunst für ernste Augen in Frage stellen müssen. Zahlreicher als unter den übrigen Künstlern sind unter den Berufsmusikern die überspannten und versimpelten, die geistig toten oder ganz matten Naturen, unter den Musikfreunden die Bewundrer schaler Äußerlichkeit. Politik, Wissenschaft, Poesie existieren für diese Musikknechte nicht. Ihre Umgebung ist von einer Gefahr fürs Vaterland bewegt, ist entzückt über eine wissenschaftliche Entdeckung. Sie werfen die Frage dazwischen: Haben Sie gestern Herrn Wüllner gehört? ... Häufig bestehen diese Musikschwärmer auch noch sehr schlecht, wenn ihnen musikalisch auf den Zahn gefühlt wird. Es gibt da Konzertjubilare, die trotz fünfundzwanzig Aufführungen kein einziges Thema der Neunten Sinfonie anzugeben wissen. Diese Scheinliebe zur Musik ist ja alt, von Kuhnau bis auf Liszt haben sich schriftstellernde Musiker immer wieder darüber belustigt. Aber sie wirkt heute besonders abstoßend, weil unsere Zeit auf allen Gebieten ausdrücklich nach Klarheit, Wahrheit und Solidität trachtet. Auch von der Musik muß sie echte Früchte, einen höheren Nutzen verlangen und leere Schalen verwerfen ... Dahin kommen wir aber nur dann, wenn über das Wesen der Musik allgemein richtigere Grundansichten herrschen, als das zur Zeit der Fall ist.' Für die Verwirrung und Unsicherheit dieser Grundansichten aber, an der unsere ganze Musikkultur laboriert, ist gerade wieder die einseitige Vorherrschaft der Instrumentalmusik mit in erster Linie verantwortlich zu machen.

Die neuere Musikästhetik erscheint, wenn wir ihre Lehren über das Wesen

der Musik prüfen, in zwei extreme Richtungen gespalten, die man kurz mit den Schlagworten Inhalts- und Formaltheorie charakterisieren kann. Beide gehen zu weit. Die eine, die die Musik für eine ‚unbewußte Philosophie' hält und jedem Dreiklang einen metaphysischen Hintergrund geben möchte, ist zu transzendental, gibt dem Bedürfnis nach exakter Beobachtung zu wenig; die andere, die die Tonkunst zu einem gefälligen Formenspiel degradiert, bleibt in trivialster Weise an der Oberfläche haften, ohne die wirklich ausschlaggebenden Fragen auch nur zu stellen, geschweige denn ihre Beantwortung zu versuchen. In einem Punkt aber stimmen die sonst so weit divergierenden Richtungen überein: in der Anerkennung der Unbestimmtheit des musikalischen Ausdrucksgebietes. Diese — scheinbare! — Unbestimmtheit ist, wie Kretzschmar bemerkt, (a. a. O. Seite 13) ‚für scharfe und helle Köpfe von jeher die Ursache entschiedener Gegnerschaft gewesen. Laprade wieder kommt in seinem bekannten Buch „Contre la Musique" von ihr aus zu dem ganz logischen Schluß: die Musik ist eine tierische Kunst.' Nun ist aber diese ‚Unbestimmtheit' naturgemäß wieder am größten — oder eigentlich richtiger gesagt, einzig da vorhanden — wo die Musik rein durch sich selbst und ohne Anlehnung an eine Schwesterkunst (etwa die Poesie) wirkt, d. h. in der Instrumentalmusik. In diesem Zusammenhang erscheint es nicht verwunderlich, wenn der Genuß reiner Instrumentalmusik gelegentlich als gedankenlose Schwärmerei oder als rein sinnliche Gehörsorgie eingeschätzt wird. Bei einem nicht geringen Teil der Hörer wird er ohne Zweifel tatsächlich kaum etwas anderes sein.

Keiner Kunst ist es in dem Maße gegeben, lediglich durch ihre äußeren sinnlichen Mittel zu wirken, wie der Musik. Die selbständige Naturkraft von Ton und Rhythmus ist allgewaltig. ‚Durch dieses physische Element dringt die Musik dämonisch und unwiderstehlich zum Innern des Menschen vor; erst durch die Macht der Melodie ist ‚Ein' feste Burg' das Trutzlied der protestantischen Welt geworden, ohne die Musik wären die ‚Marseillaise' und die ‚Wacht am Rhein' unbekannt geblieben. Von ihrem physischen Element kommen auch die Hauptgefahren der Musik. Es ist vordringlich, herrschsüchtig und vermag die sinnlichen Naturen so zu blenden und zu fesseln, daß sie über ihm die Hauptsache an der Musik, ihren Sprachgehalt und den Geist vergessen' Kretzschmar, a. a. O. Seite 16 f.). Tatsächlich wird von vielen Freunden und Gegnern die sinnliche Auffassungstätigkeit — insbesondere bei der Instrumentalmusik — als das eigentliche Wesen des Musikgenusses genommen, während sie in Wahrheit doch nur den elementaren Anfang, sozusagen die notwendige physische Voraussetzung des in den Geist der Tonwerke eindringenden Musikgenusses ist. Die scharfe Würze der Ausdrucksmittel in der modernen Musik, die Neigung zu gewaltigen Masseneffekten, zu blendenden und immer neuartigen Klangmischungen, zu gepfefferten Dissonanzwirkungen, mögen sie auch dem Drang der Tonsetzer nach Verfeinerung der subjektiven geistigen Ausdrucksmöglichkeiten entstammen, kommen andererseits doch gerade dem sinnlichen Musikgenuß entgegen. Ist es da verwunderlich, wenn die Mehrzahl der Hörer moderner Instrumentalmusik sich bei diesen ganz von selbst eingänglichen, in bequemster Passivität entgegenzunehmenden äußeren sinnlichen Reizen begnügt, ohne das Bedürfnis zu haben, tiefer einzudringen, ja wohl ohne zu dem Bewußtsein zu kommen, daß dies überhaupt möglich ist. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet erscheint die überreiche Publikumsbeteiligung beispielsweise an unseren Sinfoniekonzerten, die unersättliche Sucht nach immer neuen derartigen Veranstaltungen in äußerst zweifel-

haftem Licht; sie wäre gar nicht möglich, wenn sie nicht den angedeuteten Irrtum über das Wesen des Musikgenusses, die bequemste Reduzierung seiner Anforderungen auf rein passiv-sinnliches Maß zum Untergrund hätte. Sie ist daher eine Krankheitserscheinung, ein nichts weniger als günstiges Symptom für den inneren, wahren Wert unserer modernen Musikkultur.

Wie und von woher läßt sich da nun Besserung erhoffen? Kretzschmar meint, zunächst dadurch, daß der Vokalmusik wieder ein breiterer Boden erkämpft wird. Denn darüber kann kein Zweifel sein: bei der Vokalmusik, wo doch schon das den Tönen beigesellte Dichterwort nach Innen weist und gedankliche Momente nahelegt, ist die Gefahr der rein sinnlichen Auffassung weit geringer als bei der Instrumentalmusik. Allein die heutige Vorherrschaft der Instrumentalmusik ist historisch geworden, wie Kretzschmar selbst sehr lehrreich ausführt, und wider den Stachel der historischen Entwicklung zu löcken, dürfte stets eine recht problematische Sache sein. Wir werden uns darum wohl mit der Vorherrschaft der Instrumentalmusik vorläufig abfinden müssen; die damit verbundenen Mißstände werden aber verschwinden, wenn eine würdigere, klarere Auffassung des Wesens der Instrumentalmusik in die weiten Kreise der Musikgenießenden bringt. Das ist es, was in erster Linie anzustreben ist. Es muß Klarheit darüber geschaffen werden, daß das passive Auffassen der Gehöreindrücke allein den Namen Musikgenuß überhaupt nicht verdient. Dann muß die Theorie von der sogenannten ‚Unbestimmtheit' der Musik auf das richtige Maß zurückgeführt, muß in der Allgemeinheit, in der sie vielfach vertreten wird, als eine der verhängnisvollsten ästhetischen Irrlehren, die je grassierten, entlarvt werden. Es muß erkannt werden, daß die Musik und speziell auch die Instrumentalmusik eine Sprache ist, die Tieferes offenbart, als Worte je zu sagen vermögen, und daß es vor allem gilt, diese Sprache zu verstehen, das in ihr Ausgedrückte zu erfassen: dann erst kann man von Musikgenuß reden. Auf dieser Auffassung vom Wesen der Musik basierten die griechischen Philosophen ihre Lehre vom ‚Ethos' der Tonkunst; daran knüpft die ‚Affektenlehre' der Musikästhetiker des 17. und 18. Jahrhunderts an. ‚Die Vortragslehren des 18. Jahrhunderts,' sagt Kretzschmar, ‚dringen nicht bloß auf genaue Beachtung der musikalischen Grammatik und des Formenbaues, sondern sie verlangen auch, daß der Musiker überall die „Affekte" richtig zum Ausdruck bringe . . . Der Gedanke, die Musik sei inhaltlos, oder dieser Inhalt sei völlig unbestimmt und unbestimmbar, lag vom 16. bis 18. Jahrhundert außer dem Bereich der Möglichkeit, nur wurde die Bestimmbarkeit auf die Hauptzüge musikalischer Themen und ihrer Umbildungen begrenzt, auf die „Affekte" (a. a. O. Seite 17 f.). Diese „Affekte", diese „Stimmungen" zu erfassen, die die Musik zum Ausdruck bringt, ist auch heute noch die Hauptaufgabe des Musikgenießenden, das ist die aktive geistige Seite des Musikgenusses gegenüber der passiven Aufnahme der sinnlichen Gehörseindrücke. Diese wahre Art des Musikgenusses stellt nun freilich ganz andere Ansprüche an Vorbildung und geistige Tätigkeit des Hörers, als die bloße Entgegennahme des akustischen Bildes; wer in dieser Art Musik genießt, wird es nicht fertig bringen, jeden Abend, den Gott gibt, drei oder vier große Instrumentalwerke nacheinander anzuhören, aber er wird, wenn er auch nur den zehnten Teil hört, eine Fülle geistigen Gewinnes davontragen, der dem gedankenlosen musikalischen Massenkonsumenten ewig verschlossen bleibt. So wird die sinnlose Musiküberfütterung von selbst aufhören, wenn die früheren würdigeren und einzig richtigen

Auffassungen vom Wesen der Musik und des Musikgenusses wieder Gemeingut der Gebildeten werden. Mag sich dann die Zahl der musikalischen Veranstaltungen und der daran Teilnehmenden ruhig um die Hälfte mindern, — die wahre Musikkultur wird nur Gewinn davon haben.

Die hier notwendigen Revisionen in die Wege zu leiten, wird eine der wichtigsten Zukunftsaufgaben des Musikunterrichts* sein. Der Musikunterricht soll sich ja stets darauf richten, den Schüler nicht nur zur Selbstbetätigung, sondern vor allem auch zur richtigen Auffassung der Meisterleistungen zu befähigen. Daß dazu bei der Musik, und namentlich bei der Instrumentalmusik weit mehr technische Voraussetzungen erfordert werden als bei irgend einer anderen Kunst, ist immer wieder zu betonen. ‚Die große Instrumentalmusik, darüber darf man sich nicht täuschen, verlangt Kennerschaft und gründliche Vorbereitung. Sie setzt Hörer voraus, welche die Sprache der Musik im allgemeinen sicher gelernt und die zur Aufführung bestimmten Werke im besonderen studiert haben.' (Kretzschmar, a. a. O. S. 85). Für das rechte Verständnis der Instrumentalmusik ist dabei ein Zweig des Musikunterrichts von besonderer Tragweite, den erst die jüngste Zeit zu größerer Bedeutung herangebildet hat: die musikalische Hermeneutik, d. h. die ästhetisch-psychologische Deutung des Ausdrucksmaterials der Musik. Von dieser ebenso interessanten wie für die Musikkultur wichtigen Materie soll demnächst an dieser Stelle als Fortsetzung der heutigen Ausführungen näher die Rede sein.

---

* Wir nehmen das Wort hier im weitesten Sinne seiner Bedeutung und verstehen darunter nicht nur die öffentliche oder private musikalische Lehrtätigkeit, sondern auch das Wirken der Presse und Literatur.

Kritik

Vom philosophischen Dilettantismus
(E. L. Fischer und R. v. Kralik) / Von Max Ettlinger

Der rasche Wechsel aller erdenklichen Systemversuche und der gänzliche Mangel einer festen schulmäßigen Überlieferung der nötigsten Voraussetzungen hat in der philosophischen Begriffswelt unserer Tage vielfach zu einer wahrhaft babylonischen Sprachverwirrung geführt. Eine Übersicht der wichtigsten philosophischen Fachausdrücke, wie sie unlängst Otto Willmann historisch anordnend in einem vortrefflichen Bändchen* gegeben hat, ist längst nicht mehr allein nur für die erste populär-wissenschaftliche Orientierung zweckdienlich, sondern oft genug auch für den bereits näher Unterrichteten das einzige Mittel, um sich über den eigentlichen und ursprünglichen Sinn grundlegender Begriffe gegenüber ihrem heutigen unendlich vieldeutigen Gebrauch ins Klare zu kommen. Es ist hier nicht der Ort, sich über die Ursachen und Behebungsmöglichkeiten dieses Mißstandes näher zu verbreiten. Aber man muß ihn sich recht deutlich vor Augen halten, um die nun allmählich wieder schwindende jahrzehntelange Mißachtung aller Philosophie zu verstehen und andrerseits durch die verblüffenden Irreleitungen nicht entmutigt zu werden, denen das neuerwachende philosophische Allgemeininteresse nicht selten noch verfällt.

Eine gewisse nonchalante Selbstsicherheit des ganzen schriftstellerischen Auftretens, zumal ein recht schroffes Aburteilen über die Leistungen anderer und eine unverblümte Höchstanpreisung eigenen Könnens genügen nicht selten, um irgend ein philosophisches Buch und dessen Urheber zum Mittelpunkt eines kleinen oder größeren Kreises blinder Bewunderer zu machen. Seit Schopenhauer seine bissigen Ausfälle gegen die Universitätsphilosophen niederschrieb, scheint manchen die Tatsache, daß sie *keine* Professur bekleiden, als hinreichender Befähigungsnachweis zum großen Philosophen zu genügen. In einer solchen Zeit wachsen — ähnlich wie auf dem Gebiete der schönen Literatur — die Anforderungen an die philosophische *Kritik*, und sie kann sich nicht allein darauf beschränken, die Aufmerksamkeit weiterer Leserkreise nur auf wirklich schätzenswerte Leistungen zu lenken, sondern sie muß, selbst auf die Gefahr von Protestkundgebungen hin, hie und da auch einmal die Minderwertigkeit besonders anspruchsvollen und daher den kritiklosen Leser bestechender Erscheinungen klarlegen.

Wollte unser kritischer Streifzug sich auf die ganze unabsehbare Fülle möglicher und unmöglicher Weltansichten ausdehnen, die auch nur in der allerjüngsten Zeitspanne von philosophischen ‚Originalgenies' ausgesonnen worden sind, er fände nicht Ziel noch Grenze. Es bietet der unangenehmen Überraschung bereits genug, wenn schon im engeren Gebiete der katholischen Weltansicht eine solche Sichtungsarbeit nötig wird, wo man doch bei der nachdrücklichen Betonung eines traditionellen Grundstocks von Begriffen und der wohlbegründeten Scheu vor aller subjektivistischen Gedankenwillkür wenigstens vor dem Uferlosen bewahrt zu sein glauben möchte. Leider hat bisher niemand auch nur für die philosophischen Werke in *deutscher* Sprache einen Gesamtüberblick der spekulativen Leistungen katholischer Richtung gegeben. Greift man daher zunächst zu dem bekanntesten allgemeinen Nachschlagewerk, zu dem einschlägigen vierten Band von Überwegs ‚Grundriß der Geschichte der Philosophie', so findet man darin als den selbständigsten und wissenschaftlichen katholischen Philosophen der Gegenwart den Würzburger

---

* Sammlung Kösel. Bd. 28. Gebd. M. 1.—.

Prälaten Dr. Engelbert Lorenz Fischer benannt, der in seinem allerdings ‚nicht für Kleingeister geschriebenen' jüngsten Werk ‚Der Großgeist, das höchste Menschenideal. Grundlinien zu einer Philosophie des Ganzgenies'* sich selbst dieser Einschätzung wert befindet. Wenn ein wesentliches Kennzeichen aller echten Größe in der Einfachheit besteht, kann dieses Merkmal der Fischerschen Art von Problemlösungen allerdings nicht abgesprochen werden. Schon in der ‚Überphilosophie' (bei Paetel 1907) weiß er alle bisherigen Hauptgegensätze der Philosophie sehr einfach dadurch ‚in einer höheren Einheit zu versöhnen', daß er jedesmal die größten Gegensätze in der Wortbezeichnung miteinander verschmilzt und allen beiden Gegenparteien recht gibt; diesmal bedient er sich zur Bezeichnung des erhabensten Menschenideals, dessen Verwirklichung ihm das Ziel aller Erdentwicklung bedeutet, der nicht minder einfachen superlativischen Methode. Das göttliche Menschentum (‚Divinitätsideal') soll zudem wieder alle bisherigen Menschheitsideale, einschließlich des Nietzscheschen Übermenschentums so gut wie des kirchlich-religiösen des Mittelalters, einträchtig in sich vereinigen. Der ‚Großgeist' vereint gemäß der Dreiteilung der menschlichen Natur vorzüglichstes Denken, erhabenstes Wollen, feinstes Fühlen. Er ist demgemäß — die folgende Aufzählung gibt zugleich die Kapitelüberschriften — ‚der vorurteilsloseste, kritischste, synthetischste, klarste, intensivste, extensivste, konzentrischste, rascheste (sogar „Blitzdenker!") und ständigste, intuitivste, genialste Denker', er hat den ‚selbständigsten, erhabensten, objektivsten, kühnsten, energischsten, dezisivesten, entschlossensten, beharrlichsten, produktivsten, progressivsten und freiesten Willen; und sein Gemütsleben schließlich vereint ‚feinstes Schönheitsempfinden, hohes Selbstgefühl, starkes Selbstvertrauen, Mut und Furchtlosigkeit, glühenden Enthusiasmus, düstere Melancholie, erhabene ethische Gesinnung, unerschütterlichen Gleichmut, größte Treue, höchste Liebe, heroische Sittlichkeit und Hochherzigkeit, tiefste Religiosität'. Da dieser höchste Mensch bisher auf Erden noch nicht erschienen ist (von den Lebenden erwähnt E. L. Fischer nur Kaiser Wilhelm II. und wiederholt den Grafen Zeppelin), sucht er sein Idealbild vornehmlich aus Einzelzügen vieler geschichtlichen Menschheitsgrößen mosaikartig zusammensetzen, von denen ihm Napoleon, Moltke und Goethe das meiste biographische, oft auch gänzlich anekdotenhafte Material bieten. Da hierdurch das ganze Werk einen mehr unterhaltsamen als belehrenden Charakter annimmt, mag man sich wohl leicht der immerhin auffälligen Tatsache getrösten, daß Christus nur einigen wenigen der Superlativkategorien eingereiht wird — er fehlt sogar unter den Beispielen höchster Liebe — und daß den Heiligen der Kirche zwar heroische Sittlichkeit, aber sonst keine Eigenschaft ‚großer Geister' zuerkannt wird. Wenn man aber auf das ganze Buch, demgegenüber jede Einzelkritik sich erübrigt und aus dem wir uns mühsam einige erheiternde Zitate versagen, zurückblickt, überwiegt doch ein Gefühl der Beschämung, daß derartige Leistungen noch von irgend jemandem außer ihrem Urheber ernstgenommen werden und diesem sogar ein superlativisches Lob wie bei Überweg eintragen können, während manchen trotz persönlicher Exzentrizitäten sachlich so viel tüchtigeren Werken wie z. B. denen eines Joseph Müller selbst im engeren Kreise fast jede Anerkennung versagt geblieben ist.

Weder die erfreuliche Tatsache, daß Richard von Kralik zu den wenigen gehört, die Müllers Arbeiten zu schätzen wissen, noch sonst irgend ein Bedenken hilft über die Notwendigkeit hinweg, auch über Kraliks eigene Philosophie in diesem Zusammenhang ein unverhohlenes Wort zu sagen. Kralik stellt insofern einen anderen Typ des philosophischen Dilettanten dar als Fischer, weil er Anspruch darauf hat, zu den sog. Dichterphilosophen gezählt zu werden; zu seinen systematischen Denkversuchen ließe sich manche Parallele finden bei Julius Hart, Johannes Schlaf, Wilhelm Fischer (Graz)

* Berlin 1908, Verlag von Gebrüder Paetel. Brosch. M. 4.—.

u. a. Seinen Ausgang von ästhetischen Überlegungen bezeichnet neben dem vorausgeschickten ‚Kunstbüchlein' (1891), welches manchen guten Wink namentlich für eine mehr reproduktive Ausübung der Dichtkunst enthält, schon äußerlich auch die Tatsache, daß von seinem systematischen Hauptwerk ‚Weltweisheit' zuerst 1894 der dritte Teil, die Ästhetik unter dem Titel ‚Weltschönheit' erschien, dann erst 1895 Band II die Ethik als ‚Weltgerechtigkeit' und zuletzt am zaghaftesten Band I die Metaphysik als ‚Weltwissenschaft'. Solange man nur dieses Werk in Betracht zieht, wie es vom Referenten noch in seiner Gesamtübersicht der philosophischen Literatur im ‚Literarischen Ratgeber' 1908 geschah, geht es an, Kraliks Spekulationen als unmaßgeblich, phantasierende, hie und da auch geistvoll anregende Liebhabereien hinzunehmen; mit Kraliks eigenen Worten wurde an besagter Stelle sein Anspruch darauf beschränkt, ‚sein Gedankengärtchen des Spieles wegen zu besäen und zu beschreiben'. Eine eingehendere Prüfung und namentlich die hinzukommende Lektüre der vier Bände essayistischer ‚Kulturstudien' (1900—1907, Verlag der Alphonsusbuchhandlung) mußte aber vergewissern, daß Kralik mit derartigen Wendungen nur bewußtermaßen ‚Bescheidenheit heuchelt', und tatsächlich den Anspruch erhebt, zu den führenden katholischen Denkern gegenwärtiger und kommender Zeiten zu zählen, ja sogar auch auf seinem Gedankenspielwerk ein praktisch weittragendes ‚Katholisches Kulturprogramm' zu basieren, dessen Forderungen zwar nirgends den Ästheten verleugnen, ernstgenommen aber noch weit über das engere Literatur- und Kunstgebiet hinaus die deutschen Katholiken zu verhängnisvollen Selbsttäuschungen und Selbstschädigungen verleiten würden. Wer mit solchen Ansprüchen auftritt, wie Kralik, fordert auf allen Gebieten die schärfste Kritik heraus, macht sie geradezu zur unbedingten Notwendigkeit. Nicht über den Dichter oder Laientheologen oder Historiker oder Philologen oder Kulturpolitiker Kralik sollen hier nachprüfende Bedenken bekundet,* nur über seine philosophischen Voraussetzungen einige Klarheit zu geben versucht werden.

Wie Kralik unsere neuzeitliche Kultur nur zur ‚echten Erbin der vorbildlichen antiken Kultur' erzogen zu sehen wünscht, so verabsäumt er in den letzten Jahren auch nicht ein programmatisches Bekenntnis zu jener Philosophia perennis, ‚die begründet von den Griechen, durch die Kirchenväter und Scholastiker zum System ausgebaut, auch jetzt die einzigen festen Fundamente zukunftsreichen Forschens darbietet.' Tatsächlich kennt Kralik die scholastische Philosophie von allen den vielen Systemen, aus denen er seine Lesefrüchte ins eigene Gärtchen pflanzt, am allerwenigsten, und in dem einzigen wesentlichen Punkt, wo er sich auf scholastische oder richtiger augustinische Lehre ausdrücklich beruft, bei der Dreiteilung der Seele in Verstand, Wille und Gefühl folgt er einer spezifischen Wendung der neuzeitlichen Denkentwicklung. Auch die gelegentliche Anknüpfung an sinnvolle Parabeln Platons, wie sie Kralik freier schon in seiner Dichtung ‚Offenbarung' (1883) verwendet hatte, kann nicht über sein wesentliches Wurzeln in dem metaphysischen Subjektivismus der Kantschen Schule hinwegtäuschen. Von Schelling und Schopenhauer, als den eigentlichen Philosophen der Romantik, im einzelnen auch von Friedrich Schlegel und Solger, sind alle Grundgedanken Kraliks längst klarer und bestimmter ausgesprochen worden. Mit diesen allen teilt er das Bestreben, sein Weltbild nicht aus der denkenden Erkenntnis, sondern irrationalistisch aus den Kräften des

---

* Wie wissenschaftliche Fachspezialisten über Kraliks einschlägige Arbeiten urteilen, dafür sei nur der namhafte Eddakenner und Sagenforscher G. Neckel (Deutsche Literaturzeitung vom 14. August 1909) als Zeuge benannt, der über Kraliks Arbeit ‚Zur nordgermanischen Sagengeschichte' u. a. sagt: ‚In alledem liegt eine hoffnungslose Unklarheit. Der Verfasser mutet uns zu, den festen Boden zu verlassen und mit ihm eine Irrfahrt durch ein Traumland zu machen . . . Das Buch wimmelt von Naivitäten . . . ‚Zum Schluß empfiehlt Neckel dem Verfasser, er solle ‚erst das Abc der Sagenforschung lernen'. Und dabei ist für Kralik die Sage der Schlüssel zum Weltverständnis!

Gemüts und des Willens abzuleiten. Kant selbst, gegen dessen Unterschätzung er nachdrücklich protestiert, hat nach ihm ‚zur Behauptung des transzendentalen metaphysischen Gebietes der Philosophie einen neuen, unverbrauchten, tatkräftigen Kämpen aufgestellt: den Willen, die praktische Vernunft. Nicht mit seinem Witze hat er sich seinen Gott, seine Freiheit, seine Unsterblichkeit erklügelt, sondern mit seinem guten, zielbewußten Willen sich die eigne Würde, die ausgezeichnete Stellung, den geistigen Primat des Menschen im Drang der Welt erzwungen und behauptet‘. Nicht das unendliche Tun des sittlichen Willens aber, aus dem Fichte seinen Weltbegriff gewann, sondern ein zweckloses, sich selbst genügendes Wollen schwebt Kralik, wie schon Schelling und Schlegel, als eigentlicher tiefster Weltgrund vor. Jene ‚romantische Ironie‘, vermöge deren nach Schlegel der Künstler stets über seinem Stoffe bleibt, diesen nur als Gelegenheit für seine Formkunst benützt, daran nur das ‚Spiel seiner Genialität‘ entfaltet, überträgt Kralik auf seinen Begriff Gottes als des Weltenkünstlers; die Welt gilt ihm als ‚spielende Betätigung des göttlichen Willens‘, als Selbstgenuß des göttlichen Geistes an sich selbst und an seinen Erzeugnissen, seinen ebenbildlichen Kindern. Fraglos läßt sich diese Lehre von der ‚Welt als Spiel‘, die Kralik freilich letzten Endes nur als eine Allegorie und Parabel verstanden wissen will — ‚aber anders als allegorisch, als parabolisch läßt sich dem Kern der Welt nicht nahekommen‘ — am ersten noch mit dem griechischen Götterbegriff vereinen, und Kralik selbst hat noch in seiner Dichtung ‚Offenbarung‘ seine mythischen Grundgedanken angemessener dahin ausgestaltet, daß er seligen Geistern, die von Ewigkeit im Himmel beisammen wohnen, den zeitweiligen Entschluß andichtete, eine Weile der himmlischen Ruhe zu entsagen, freiwilliges Elend auf sich zu nehmen und dieses Spiel der Welt zu spielen. Es war ein unglücklicher Einfall, als Kralik dieses ästhetische Schema ernsthaft auf alles Weltgeschehen anzuwenden begann, von den erhabenen Geheimnissen der trinitarischen Gotteslehre und der Theodicee an — selbst Christi Leben ist nach ihm ‚mit Bewußtsein und Betonung nicht asketisch, sondern ästhetisch, ein fortwährendes Hochzeitsfest, harmonisch erwogen und ausgestaltet vom Beginne bis zum letzten tragischen Augenblick‘ — bis herab zu allen einzelnen Geschehnissen in der Natur und Geschichte. Was dabei herauskommen konnte, war, wie schon bei Schelling und Schlegel zur Genüge zu ersehen, bestenfalls nicht Philosophie, sondern Mythologie, Gedankendichtung, der es an liebenswürdigen Bildern und Ausblicken nicht fehlt, die aber bei dem vergeblichen Bemühen, auch allgemeingültige Wahrheiten auszusprechen, zu den absonderlichsten Verkennungen und Entstellungen der unerbittlichen Wirklichkeit gelangen muß. Der natürlichen Neigung jeder dichterischen Weltanschauung zur allgemeinsten Weltbeseelung, zur Personifikation jedes einzelnen Seienden läßt Kralik bei seiner Schätzung der Mythologie als ‚der vollkommen adäquaten Lehrform für alle Erkenntnis‘ freiesten Lauf; ihm sind (wie Fechner) die Gestirne beseelt und ebenso Berge und Flüsse. Die Erde gilt ihm (wie der Schellingschen Naturphilosophie) im wörtlichen Sinn als die Mutter, deren Schoß alle Organismen als Kinder entsprossen sind; eine gänzlich unorganische, unbeseelte, unbewußte Natur gibt es für ihn nicht, sondern das scheinbar Unorganische soll nur aus Ausscheidungsstoffen des Organischen bestehen. Alle Naturanschauung gipfelt ihm in einem ‚hierarchisch gegliederten Individualismus‘, wie er der griechischen und der christlichen Weltanschauung zugrunde liege. ‚Vom Gottvater bis zum Kristall ist keine Persönlichkeit der anderen gleich.‘ Nicht minder willkürlich als auf naturphilosophischem Gebiet sind Kraliks Aufstellungen begreiflichermaßen in der Erkenntnislehre und Psychologie, in der er z. B. das Denken echt irrationalistisch zum ‚Fühlen des Wollens an sich selbst‘ herabdrückt, in seiner das absolute Wollen als Selbstzweck lehrenden Ethik, und nicht selten auch in seiner Ästhetik, die alle Schönheit als ‚Ausdruck von Persönlichkeit‘ verstehen will. Aber es hat wirklich keinen Sinn, dies

alles hier näher zu verfolgen, da es sachlich ganz unfruchtbar bliebe, und da uns auch trotz Kraliks neuester Polemisiermethode, einzelne Wendungen seiner literarischen Gegner als ‚modernistisch‘ zu verdächtigen, ihm gegenüber trotz besser begründbarer Anlässe ein entsprechendes Verfahren weder zusagt noch zusteht.

Nur wo seine Gedankengänge unmittelbar in philosophisch und kulturell bedenkliche Konsequenzen einmünden, sind noch einige abwehrende Hinweise erforderlich. Kraliks Bemühen, die Mythologie als höchste Erkenntnisquelle auszuschöpfen, ist bestimmt durch sein letztes Zweckziel, die Kunst zur obersten Leiterin der Menschheit einzusetzen. Alle philosophischen Lehrmeinungen, die er zur nachträglichen Begründung der bei ihm längst feststehenden Überzeugungen und Absichten einschob, dienen im Grunde doch nur zur Abwehr möglicher Einwände, nicht zur sachlichen Rechtfertigung. So stellt er ausdrücklich seiner Metaphysik die Aufgabe, rein verstandesmäßig dieselben Probleme zu untersuchen, die schon längst sein poetisches Schauen gelöst zu haben vermeint. Auch die alten Germanen hätten ja, so heißt es zur Rechtfertigung, ‚ihre Beschlüsse zuerst beim abendlichen Trinkgelage gefaßt, dieselben aber am nächsten Morgen der Kritik ihres nüchternen Verstandes unterzogen, in der Überzeugung, daß nur der Rausch, die Begeisterung, die Phantasie schöpferisch sei, daß aber der Verstand mit seiner nachträglichen Kontrolle nicht schade.‘ Philosophie ist für Kralik nur ein Mittel zum Zweck, so ähnlich wie für Richard Wagners Gesamtkunstwerk auch Schopenhauersche Ideen als wirksamer Einschlag dienen sollen. Welche Philosophie dabei verwendet wird, ist für Kralik im Grunde von geringem Belang, rechnet er es doch auch Schelling zum Lobe an, daß dieser gezeigt habe, ‚daß es nur eine Philosophie gibt, die man in der Sprache jedes beliebigen Philosophen ausdrücken kann‘. Der gedankliche Stoff ist eben für diesen romantischen Ironiker Nebensache, die Bewährung eigener Formkunst einzige Hauptsache. Zu solchem Spiel eignen sich nur freilich die bestimmt umgrenzten Begriffe der Philosophie meist doch weniger, als die vielsinnig ausdenkbaren Gebilde der mythischen Phantasie. Hier läßt sich eher mit einiger Berechtigung sagen: alle Mythologie sei im Grunde nur eine, die man in der Sprache jeder beliebigen Volkssage ausdrücken könne; ist es doch noch nach Kralik letzten Endes überall nur das eine und gleiche Schönheitsgefühl, welches Himmel und Hölle in die Welt hineinträgt. So gelangt er (auch hierin dem früheren Schlegel folgend) zu einem Synkretismus griechischer und germanischer Mythologien mit dem Christentum, welcher sogar einer Ersetzung des Alten Testaments durch die altdeutsche Sagenwelt das Wort redet, weil hierdurch die Aufgabe eines christlichen Epos erleichtert werde. Wo immer ein geistiges Element ihm als brauchbarer Baustein zur künstlerischen Kultur der Zukunft erscheint, da weiß er die überraschendsten Merkmale eines heimlichen Katholizismus zu entdecken; selbst Lessings ‚Nathan‘ vermag er als ‚das erste romantische Drama unserer neueren Literatur‘ zu deuten, in das man die antichristliche Tendenz erst hineinlegen müsse.

Wie Kralik die ganze Welt nur als ein ‚göttliches Festspiel‘ begreift, so ist ihm auch höchstes Menschheitsziel die Wiederholung des göttlichen Schöpfungsaktes durch den Künstler. ‚Der Künstler steht ungefähr auf dem Hochsitz Allvaters, im Mittelpunkte der Welt, im Kern des Seins, von dem aus sich die Weltideen mit innerer Notwendigkeit entfalten.‘ Welt und Dichter sind gegenseitige Symbole. ‚Die Geschichte der Welt ist offenbar in der Sage, die Geschichte des Menschen, ihr Gegenbild, hat der Dichter unmittelbar in sich selber.‘ Es müssen sich daher nur das ‚bedeutende Objekt‘ und das ‚charakteristische Subjekt‘ recht zusammenfinden, dann wird mit der vollkommensten Schönheit der höchste Weltzweck erreicht. Dieser letzten und höchsten Kulturblüte gehen wir nach Kraliks geschichtsphilosophischer Überzeugung unmittelbar entgegen und haben sie jedenfalls von Österreich her zu erwarten, welches ‚von der Vorsehung zum

sichersten Arm des Glaubens ausersehen ist', nachdem das übrige Europa durch Preisgabe der alten Kaiseridee in ‚schlechtverhüllte Barbarei' verfallen ist.

Die Welt der Sage und Mythologie, der Legende und des Wunders ist für Kraliks Geist die einzig wirkliche, ‚die Welt der Chronisten und Geographen nur eine Welt des oberflächlichen Scheins'. So erfordert es nach seiner Meinung die Ästhetik als eigentliche philosophische Hauptwissenschaft. Alles, was wir anderen, die wir in dieser gemeinen Wirklichkeit leben und arbeiten, forschen und denken müssen, dagegen einwenden mögen, wird ihn schwerlich irre machen. So erübrigt es sich auch, ihm selbst gegenüber alle die positiv wertvolle und wirklich zukunftsvolle Gedankenarbeit ins Feld zu führen, welche in wesentlich anderem Sinne von neuzeitlichen Philosophen wie z. B. Balmes, Deutinger oder Mercier in echterem Anschluß an die katholische Tradition und eben deshalb zugleich in froher Annahme jedes lebendigen Fortschritts geleistet worden ist. Diese Namen seien aber doch für jene genannt, die sich vom philosophischen Dilettantismus zur ernsten philosophischen Arbeit im katholischen Sinne wenden möchten.

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Die Sehnsucht nach Gott, die letzten Endes die Mutter aller menschlichen Großtaten ist, birgt sich in tausendfältiger Gestalt. Wenigen nur erscheint sie als eine gleichmäßige, unverlöschbare Flamme; den meisten zeigt sie sich verhüllt. Gern heftet sie sich an Namen und schenkt ihnen eine neue Bedeutung. Die mystische Lockung, die in den Worten Jerusalem, Rom, Weimar klingt, ist ihr Werk, und sie beseelte Dichter, daß sie ihr mit Buchtiteln: ‚Die goldenen Türme', ‚Das goldene Tor', ein Zeugnis täten. Der neue Roman Bruno Willes heißt ‚Die Abendburg'. Und schon an diesem Titel entzündet sich in uns die Vision getürmter Wolken im fernen Westen, purpurrot mit goldenen Kanten, die zu Zinnen eines hoch über der Erde thronenden Baues sich wandeln. Inbrünstige Menschen verstehen diese strahlende Lockung. Aus den Gründen des Lebens machen sie sich auf, erheben sich auf steinigen Pfaden über die dumpfe und brausende Tiefe und steigen höher, bis sie merken, daß in ihnen selbst die Abendburg ihre goldenen Zinnen erheben muß, wollen sie in ihre Weihe und in ihren Frieden eingehen. Dieses tiefe und bezaubernde Leitmotiv scheint mir in Willes Roman zu erklingen. Der Träger dieses Motives ist Johannes Thielsch, der Sohn eines protestantischen Geistlichen im siebzehnten Jahrhundert. Früh schon, als er noch die ersten dumpfen Jahre in Magdeburg verbrachte, ragt die Abendburg in seine Träume. Eigentlich ist sie ein kalter Fels auf dem Gipfel eines der heimatlichen schlesischen Berge. Aber schon die Ferne umkleidet sie mit dem Reiz des Geheimnisvollen, der sich noch vertieft, als der Vater dem kleinen Johannes einst den tieferen Sinn der Abendburg offenbart. Vorerst allerdings erscheint der Fels dem heranwachsenden Knaben als eine Stätte, da das Gold in tiefen Klüften ruht. Und als er mit den Eltern nach Schlesien heimkehrt und unter den Einfluß eines Alchymisten und Goldsuchers, seines Onkels, gerät, entbrennt in ihm heftig die Sehnsucht, jenen verborgenen Schatz der Abendburg zu heben. Der Vater hatte ihn einst gemahnt: ‚Die Abendburg ist nichts anderes, denn der innere Mensch.' Der Jüngling hat dieser Mahnung nicht geachtet und hat nicht das Gold des Menschenherzens, sondern das rote und irdische Gold zu suchen begonnen. Die Eltern starben und er zieht in die Welt. Er glaubt dem Geheimnis des Goldmachens

* Bruno Wille, die Abendburg (Eugen Diederichs, Jena). Rud. Hans Bartsch, Elisabeth Kött L. Staackmann, Leipzig). Thomas Mann, Königliche Hoheit (S. Fischer, Berlin).

auf die Spur zu kommen und sieht sogar einmal den Erfolg seiner alchymistischen Künste in einem Häuflein Goldstaub, das in der Retorte zurückblieb. Ein großer Herr nimmt ihn in seine Dienste, sperrt ihn auf einem Waldschlosse ein und heißt ihn, Gold zu machen. Statt des Goldes findet Johannes eine Liebste, und als sie nach langer Gefangenschaft sich mit List befreien, tut sich ihnen ein unstät Wanderleben auf, das sie endlich wieder nach Magdeburg führt. Inzwischen brach der große Religionskrieg aus. Magdeburg wird belagert und Johannes nimmt die Muskete zur Hand. An dem Schreckenstage des 10. Mai, da die Stadt fällt, feiern die Liebenden, umgeben von Feuer und Kriegslärm und gestürztem Gebälk, ihre Hochzeit. Es gelingt ihnen, aus der Stadt zu entkommen, aber auf der Flucht werden sie gefangen und getrennt. Endlich, nach langen Jahren, findet Johannes seine Liebste als Weib eines anderen wieder. Er hat sich inzwischen gewandelt, hat sich ein eigenes krauses Christentum pantheistischer Art zusammengebaut und haust als Eremit in den Felsen der Abendburg. Die Liebe der verlorenen Braut läutert seinen Sinn; unter ihrem von ferne wirkenden guten Einfluß lernt er die geistige Gemeinschaft mit ihr lieben und ergibt sich ganz einer verinnerlichten Anschauung vom Leben. Als die Geliebte endlich stirbt, sprengt er die wirkliche Abendburg in die Luft. Er fühlt jetzt in sich die geistige Abendburg, den zweifelfreien Frieden des Herzens und geht zu dem Manne, dem die Geliebte zuletzt Weib gewesen, um mit ihm in stiller Gemeinschaft die ferneren Tage zu verbringen. — Diese schöne Handlung zieht in einem breiten, ruhigen Strome an uns vorüber, der nur zuweilen etwas zu breit und langsamfließend ist. Hier und da entfernt sich der Dichter leider auch von der Objektivität. Protestanten und Konventiklern wird das meiste Licht zuteil, während die Katholiken die üblichen Schauerzüge, die man aus schlechten Geschichtswerken kennt, tragen. Um die Zeitfarbe herauszubekommen, macht Wille sogar eine wörtliche Anleihe bei Grimmelshausens ‚Landstörtzerin Courage', was sicher nicht notwendig war. Diese Ausstände vermögen aber der tieferen Wirkung des Werkes wenig anzuhaben, und sicher ist die ‚Abendburg' ein gediegenes Werk, wenn auch der 30 000 Mark-Preis, den das ‚Universum' ihm verlieh, ein Zuviel der Ehrung bedeutet.

* * *

Die Sehnsucht ist auch das beste Teil der ‚Elisabeth Kött', die Rudolf Hans Bartsch zur Heldin seines neuen Romans gemacht hat. Von früher Jugend an ist sie von dem glühenden Wunsch besessen, eine große Schauspielerin zu werden. Mit Hartnäckigkeit und Liebe verfolgt sie dieses Ziel und sieht sich endlich in Graz durch die dämonische Kraft ihrer Gestalten in den Vordergrund gestellt. Führer ist ihr Cyrus Wigram, der Dichterphilosoph, einer der Zwölf aus der Steiermark. Aber seiner Lehre, die Kunst um ihrer selbst willen zu lieben, und alles für sie hinzugeben, wird sie untreu, als der Strudel des Bühnenlebens sie erfaßt und sie sich ihrer Macht auf das Publikum bewußt wird. Von nun an, und besonders, als sie an ein Wiener Theater kommt, dient ihr die Kunst nur dazu, Bewunderung für sich selbst zu erregen, Köpfe zu verwirren, Sinne zu entflammen und das tausendköpfige Ungeheuer da vorn im Halbdunkel des Zuschauerraums mit ihrer Seele zu lenken. Sie erprobt auch ihre Macht an den Männern. Sie schenkt sich weg. Niemals tut sie es berechnend, sondern immer in dem Begehren, durch jeden der augenblicklich Begnadeten in das strahlende Reich der Liebe einzuziehen. Sie träumt eine Liebe, sie schafft sich selbst einen Idealbegriff der Liebe, ohne sich von diesem Gefühl eine rechte Vorstellung machen zu können, und jedesmal ist sie enttäuscht. Die Leere bleibt. Der Ekel erwacht. Zurück in die reine Gefühlswelt Wigrams findet sie keinen Weg. Sie begreift nicht, daß Liebe ein Hingeben der Persönlichkeit bedeutet. Stets drängt ihr Ich sich vor, schreit nach Befriedigung

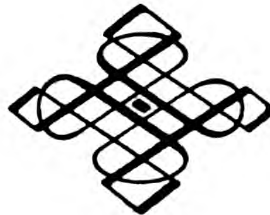
und nach der Enttäuschung schreit es: ‚Weiter, weiter!‘ Und dieses ‚Weiter, weiter‘ wird zum Leitmotiv des Buches. Bartsch erzählt einmal wundervoll, wie sie Wigram einst gefragt habe, was das größte Glück sei. Und er hatte geantwortet: ‚Ein gänzlich an eine große Sache hingeworfenes Leben.‘ ‚Das habe ich an meiner Kunst,‘ hatte sie geantwortet, und es ist wahr, damals war sie glücklich. Was aber nach diesem das Beste sei? Da hatte er lächelnd gesagt: ‚Die blaue Ferne.‘ Und sie, die den ironischen und mystischen Sinn dieser Worte nicht erkennt, fährt denn eines Tages mit dem Kraftwagen auf die blaue Ferne los. ‚Vor ihr lag der silberne Duft des Höhenreichs, und in den rannte sie hinein. Dann tauchten ferne, wunderbar verklärte Baumgruppen auf, winkend wie glückliche Inseln, und auch sie wurden rasselnd erobert. Es war nichts dahinter; fort, fort, weiter.‘ — So ist ihr Leben. Und sie hält diese Kraftwagenfahrt aus, bis endlich doch die Triebkraft versagt, bis der Ekel am Beruf, am Leben, als an etwas schrecklich Gleichgültigem so hoch wächst, daß er sie erdrückt. Und nun, niedergebrochen, gedenkt sie des reinen und innerlichen Wigram, des brüderlichen Freundes. Und mit der ganzen Inbrunst ihrer besseren Natur wirft sie ihr Leben für eine große Sache hin: sie weiht sich dem sinkenden Deutschtum Österreichs. Mit einer Truppe tüchtiger Spieler wagt sie die Wiederbelebung der idealen Wanderbühne. Sie trägt deutsche Dichtung und Sprache zu den Häuflein Deutscher unter den Tschechen, Slowenen und Ungarn, entflammt die Zagenden für die deutsche Kultur und ist rastlos in diesem Wirken. Ihre Freunde sagen: ‚Sie verzehrt sich nach dem, was nicht irdisch ist.‘ Und Bartsch selber scheint dieser großzügigen Sehnsucht eine tiefere Bedeutung geben zu wollen an jener Stelle, als er die Kött an ihrem letzten Abend als Künstlerin schildert. ‚Es war Goethes Faust gegeben worden, und ihre ganze Seele schrie in Gretchens letzten Worten auf: „Gericht Gottes, dir hab ich mich übergeben!“ Am nächsten Tage erkrankt sie. Das verseuchte Wasser der Save hat ihr den Tod gebracht. Und als sie zum letztenmal zum Bewußtsein erwacht, da spricht sie: „Ein Vorhang rollt auf . . . Mein neues Debüt beginnt.“ — „Kannst du noch scherzen, Elisabeth?“ fragt Wigram. — Sie antwortet nicht mehr. Sie summte, eintönig, hoch und leise, wie eine Goldfliege, die im Sonnenglast in der Luft zu stehen scheint. Plötzlich brach das lange, lange Summen ab. „Weiter,“ sagte sie, „weiter!“ Und sie drehte sich von Wigram ab, wie ein schlummerndes Kind, das man mit einem Lichte im Schlaf gestört hat und das sich wegwendet und weiterschläft.‘ —

Dieser unklare, aber göttliche Gedanke: weiter, weiter! beherrscht das ganze Buch, macht es zu einem erschütternden Dokument menschlicher Irrung und Sehnsucht und packt den Leser im Tiefsten. Hier ist Bartschs reifstes Werk. Er hat die köstliche und gewinnende Spielerei, in der sein starkes Talent zu vergehen drohte, überwunden und schenkt uns nun diesen Roman, der gänzlich das Behagliche, Genießerische und Träumerische der drei ersten Bücher des Dichters hinter sich läßt. Eine feste Hand meißelt eine überragende Gestalt, keine Linie an ihr ist noch gebrochen, und vor der schmerzlichen Sehnsucht dieses erhabenen Antlitzes verblaßt alles, was sich noch zu ihren Füßen drängt.

* * *

Das, was den Dichter erst recht eigentlich ausmacht, die Entdeckung der Tiefe, das Gestalten der Sehnsucht, das Aufzeigen der idealen Kräfte geht Thomas Mann fast ganz ab. Und trotzdem ist sein neuer Roman ‚Königliche Hoheit‘ durchaus ein Meisterwerk, wenn man des Künstlers Absichten erkennt. Mann ist nun einmal Realist, will nichts anderes sein, und der Stoff, an dem er sich versucht, ist ihm gleichgültig. Die Menschen, die sein Roman bringt, sind im Grunde herzlich unbedeutend. Wie sie aber gestaltet sind, beweist die überragende künstlerische Kraft ihres Schöpfers.

Wir haben hier die Geschichte eines zweitgeborenen Fürstensohnes, dessen Jugend bedeutungslos und kühl dahinfließt. Er kennt keine Erziehung, sondern nur Dressur. Und lediglich ein seltsam veranlagter jugendlicher Lehrer bewahrt ihn vor dem gänzlichen Verlust seines Menschentums. Auch als der ältere Bruder sich von der Regierung zurückzieht, weil es ihm zuwider ist, ‚mit der Hand zu winken, wenn ein Zug abgehen soll', und Klaus Heinrich gewissermaßen eine Regentschaft ohne die Rechte derselben antritt, bleibt alles beim Alten. Ein Adjutant unterrichtet ihn von dem Notwendigsten; auf Schützenfesten, Denkmalsenthüllungen, Ausstellungen sagt er sein eingelerntes Sprüchelchen her, ohne auch nur mit einer Herzensfaser bei der Sache zu sein. Indessen fühlt er das Hohle seines Daseins wohl. Er leidet auch ein wenig darunter. Würde aber sein Leben wie alle Fürsten seines Schlages verbracht haben, wenn nicht die Liebe zu einer amerikanischen Milliardärstochter seinem Dasein Bedeutung und auch ein wenig Schwung gäbe. Und ihr Einfluß ist es auch, der ihn erweckt, seine Fähigkeiten aufruft und ihn zu einem regeren Mitleben mit seinen Untertanen fähig macht. — Das ist der Roman. Ein Nichts, wenn man auf den Grund geht. Aber welche menschenschöpferische Kraft offenbart sich in ihm. Jedes Strichelchen sitzt am richtigen Ort. Jeder Satz, ja jedes Wort hat seine Bedeutung, und zuweilen erstaunt man, was ein Mannscher Satz, der oft so einfach scheint, an Kunst der Charakterisierung enthält. Hier ähnelt er Flaubert. Störend wirken lediglich gewisse Eigenheiten der Zeichnung. Jedem Menschen ist gewissermaßen ein Leitmotiv angehängt, das bei dem jedesmaligen Auftreten der Person erklingt. Diese Unart, die man bei den ‚Buddenbrods' nicht so störend empfand, trotzdem sie auch in diesem Roman schon auftrat, ist in ‚Königliche Hoheit' zur Manier geworden.



Hochland-Echo

Katholischer Idealismus der Tat

Franz Sawicki hebt in der tiefdringenden Analyse, mittels deren er ‚Das Problem der Persönlichkeit und des Übermenschen' jüngst zu klären unternahm,* mit Recht hervor, daß die moderne Persönlichkeitsethik, so sehr sie in den Lehren vieler ihrer Vertreter das Christentum zu überwinden trachtet, doch gerade diesem das Beste dankt, was sie an wirklich idealem Gehalt besitzt. Und nicht minder überzeugend als sein Rückblick ist die Vorschau, daß alle Sehnsucht unserer Zeit nach einer ‚Persönlichkeitsreligion', nach einer ‚Religion, die zur edelsten Menschengröße führt, die dem Menschen alle Schätze seines Innern erschließt und ihm die Möglichkeit gibt, sich zum Höchsten zu entfalten', nur in den Wahrheiten des Evangeliums sich dauernd beleben und festigen, begründen und erfüllen kann. Was Sawicki am ethischen Einzel- und Grundproblem ausführlich und eingehend klarlegt, das wußte mit den knappen und inhaltreichen Intuitionen des genialen Redners der ungarische Bischof Ottokar Prohaszka unlängst seinen Landsleuten so begeisternd und erhebend ins Herz zu prägen,** daß seine Worte auch bei uns in freudigem Echo nachklingen und fortwirken sollen.

Auch Bischof Prohaszka geht in seiner Rede über ‚Christliche Moral und moderne Kultur', durch die er den letzten ungarischen Katholikentag auf ein außergewöhnliches Niveau gehoben hat, von dem Gedanken aus, daß die gegenwärtige Kulturmenschheit gerade in jenen idealen Bestrebungen, die sie der religiösen Grundmotive zu entkleiden sucht, wie Kindererziehung, Armenpflege und allgemeine Sorge um das Volkswohl, innerlich vom Christentum noch befruchtet ist und zu ihm hin tendiert:

> ‚Vor allem sei festgestellt, daß besonders das Volk, aber auch die gesamte Kulturmenschheit noch an der Erbschaft der vergangenen christlichen Jahrhunderte zehren, daß die geistige Atmosphäre, in der wir leben, noch immer christlich ist, das Licht, in dem wir wandeln, von Strahlen der christlichen Sonne herrührt, daß der Geist Jesu hineinleuchtet in die moderne Philanthropie und den Humanismus, daß selbst Liberalismus und Sozialismus unbewußt seinem Einfluß unterliegen. Das vorausgeschickt, muß man jedoch zugeben: die religiösen Ideale stehen tatsächlich keineswegs im Brennpunkt des Interesses unserer Kulturmenschheit; das allgemeine Streben geht nach sozialen und politischen Umwälzungen; man will eine neue Welt, neue Einrichtungen schaffen, man wartet gespannt auf den großen sozialen Umschwung. In Epochen großer sozialpolitischer Veränderungen, z. B. bei Fragen des allgemeinen Wahl-

---

* Paderborn 1909, Verlag von F. Schöningh. Brosch. M. 9.—; 4. Heft der neuen verdienstvollen Schriftenfolge, die R. Stölzle u. d. T. ‚Studien zur Philosophie und Religion' herausgibt. Die vorliegende Arbeit mit ihrem ausgedehnten gegenwartshistorischen — unter anderem kommen Nietzsche, Ibsen, Carlyle, Emerson, Hartmann, Eucken, Schell, Mausbach zu Wort — und erschöpfenden systematischen Teil ist unzweifelhaft eines der besten unter den Werken katholischen Standpunkts, die mit Weitblick und Klarheit den Problemen der Zeit gerecht werden. — ** Nach dem Bericht der Wiener ‚Reichspost'.

rechtes, der Arbeitergesetzgebung u. dgl., ist die Religion teilweise auch wirklich nicht direkt im Spiel, es kann auf seiten der Freunde wie der Bekämpfer solcher Neuerungen tiefüberzeugte Christen geben, je nachdem sie zu den konservativen oder den fortschrittlichen Elementen gehören. Der christliche Geist kann ja die mittelalterlichen ebenso wie die modernen sozialen Auffassungen erfüllen. Die christlichen Ideale sind nicht dazu da, die äußere Form der sozialen Bildungen zu bestimmen, wohl aber müssen sie die lebenspendenden und aufbauenden Faktoren sein, und dies fehlt eben in unserer modernen Kultur, deren großer Mangel in dem geringen Wirken nach innen und in die Tiefe, in der Vernachlässigung des Menschen und der Seele liegt.‘

Und nun gelangt Bischof Prohaszka in Gedankengängen, die vielfach bis ins einzelne mit der christlichen Persönlichkeitsethik eines Foerster und Sawicki übereinstimmen, zu den markantesten Sätzen:

‚Die moderne Kultur nennt sich individualistisch und bringt doch keine rechten Individuen zustande; sie rühmt sich, sozial zu sein, schafft jedoch eigentlich nur Einrichtungen, aber keine Menschen; sie erzeugt viel technische und nur wenig moralische Kraft. Ihre Flugmaschinen tragen nicht zu den Höhen der Ideale empor, ihre organisierten Massen bestehen größtenteils aus zerfahrenen Einzelnen. Während sie von allgemeiner Harmonie träumt, bringt sie Zwiespalt, während sie Mittelpunkte des Geschäftslebens und der Geselligkeit aufstellt, raubt sie dem Menschen das innere Gleichgewicht; all dies, weil sie keinen feststehenden moralischen Unterbau, keine charakterbildende Norm, keine Ideale, keine moralische Kraft bietet. Darum führt sie auch nur zu einer chaotischen Weltanschauung, und die Kulturmenschheit verliert — während sie die Welt erobert — sich selbst immer mehr und mehr. Der wahre Wert, die Blüte jeder Kultur ist aber gerade der Mensch; das Kriterium jedes Fortschrittes ist die Zunahme an harmonischer, idealer Menschlichkeit. Das Maß, nach dem auch die moderne Kultur beim Weltende gerichtet wird, ist: Hast du es verstanden, den Menschen nach Gottes Ebenbild zu gestalten? Den Vorwurf können wir ihr schon jetzt nicht ersparen, daß sie mit dem Menschen, dem seelischen, moralischen Leben übel umgeht. Blicken wir in die Akademien, in die moderne Familie und Schule, in Literatur, Kunst, wirtschaftliches und öffentliches Leben: allüberall mangelt es an Charakter und Kraft, an erzogenem und gebildetem Willen; allenthalben ist der Geist müde, sind die Herzen traurig. Die besseren Elemente können sich dies Fiasko nicht verhehlen und sind entmutigt, andere blicken skeptisch auf die heutige Welt, als auf eine neue Auflage der uralten Qual des Prometheus.

Ich aber sehe darin eben die Antwort auf unsere Frage: Ist das Christentum notwendig, ist eine Beglückung des Menschen, der Menschheit ohne Christus möglich? Auf dem Gebiete des Lebens muß sich das entscheidend beweisen, da zeigt es sich gleich, was das Leben fördert und was todbringend ist. Theorien des Lebens kann auch der Irrtum aufstellen, doch nur die Wahrheit ist imstande, Leben zu geben. Wie Christus, so hat auch das Christentum stets Leben gebracht, die reine Moral gepflanzt. Es hat in den seelischen Tiefen der einzelnen hineingegriffen und so die Menschheit emporgehoben. So stellte es jeden einzelnen Kämpfer auf festen Boden, wies ihm das ewige Ziel, unterwarf ihn der Herrschaft Gottes und schickte ihn dann aus, die Welt zu erobern. Die Sendung des Christentums ist aber nicht verändert oder erloschen; was es früher getan hat, das muß es auch heute tun: es muß das moralische Leben tragen und entwickeln, welches die Menschheit im Leben jedes einzelnen harmonisch und glücklich ausgestaltet. Darin ist das Christentum ganz einzig und unersetzlich; am wenigsten ist die moderne, religionslose Kultur befähigt, seine Stelle einzunehmen. Diese Tatsache wollen wir uns siegreich zu Bewußtsein bringen.‘

Alle echte Kultur ist ethische Kultur, und diese ist nur möglich aus der christlichen Wahrheit. So etwa das Grundthema, das allen weiteren Gedankenreihen zugrunde liegt:

‚Die Moral braucht das Christentum vor allem, weil sie die idealen Faktoren, welche imstande sind, felsenfeste und lebendige Überzeugungen zu schaffen, nicht von der Kultur, sondern ausschließlich von der christlichen Religion erhalten kann. Diese Faktoren sind: Ziel, Ideal, moralische Ordnung, das Gesetz, die Freiheit und Verantwortlichkeit. All diese stellt der Glaube uns vor, und zwar auf Grund einer über alle Bedenken und Zweifel unbedingt erhabenen Überzeugung. Das Ziel und Ideal ist Gott selbst, die moralische Ordnung und das Gesetz sind Gottes heiliger Wille. Der Grund zu aller Güte und Moralität liegt in Gott; in ihm ist das Ideal Wirklichkeit, die wir hienieden wohl nur ahnen und glauben, ohne die wir aber nicht sein können. Nur wenn wir wissen, daß diese Dinge tatsächlich in ewiger, unendlicher, göttlicher Wahrheit gründen, kommen wir zur inneren, gefestigten Ruhe; die Kultur bietet ja auch Gedanken und sogenannte Ideale, doch sie rechnet nur mit Begriffen, während wir Christen Wirklichkeiten gegenüberstehen. Sie folgt flüchtigen Moden des Denkens, wir den Strahlen der ewigen, lebendigen Weisheit und Wahrheit. Wir sind dessen sicher, daß unser Idealismus objektiv begründet ist, wir anerkennen ein Gesetz, in dem der Wille des höchsten Wesens zu uns spricht, und deshalb ist es uns heilig und unverletzlich, wir müssen es erfüllen, koste es, was es wolle! . . .

Die Moral braucht wirkliche Ideale, den Glauben an wirkliche Ideale, d. h. Dogmen. Dogmenlose Moral ist ein Unding; sie kann nicht bestehen, denn der Glaube an Gottes geoffenbarten Willen ist die Wurzel und der Lebensnerv der Moral. Wer also von „dogmenloser Moral“ faselt, der spielt nur mit Worten, der baut sein Haus auf den Sand, dessen Leben gleicht notgedrungen einem Schiff ohne Kurs und Steuer. In der Praxis sind freilich viele besser als ihre Worte, und tatsächlich weit davon entfernt, sich nach Sokrates oder Plato zu richten; sie unterstehen vielmehr, wenn auch unbewußt, dem Einfluß des Dekalogs und des großen Gebotes der Liebe — also doch einer Art Dogma! Wenn man betrachtet, was heutzutage von seiten solcher Jünger der „freien Moral“ in sozialer Hinsicht geleistet wird (z. B. in Arbeitergesetzgebung, Jugendfürsorge, Altersversicherung, im Kampf gegen Alkoholismus und Prostitution), so erhält man den Eindruck, daß unsere Zeit, mag sie auch im Punkt des Glaubens weniger Christentum aufzuweisen haben als das Mittelalter, im allgemeinen sozialen Empfinden doch viel christlicher geartet ist als was immer für eine Epoche der Vergangenheit. Eine zunehmende Verbreitung der dogmenlosen Moral wird aber mit der Zeit die Wirkung dieser sozialen Arbeit vereiteln, weil Einrichtungen allein nicht genügen; erst treue, gewissenhafte Menschen führen sie zum rechten Erfolg. Solche Menschen bringt die religionslose Moral im allgemeinen nicht hervor, und darum mißtrauen wir dem Wirken einer Sittlichkeit ohne Dogma.‘

Es genügt nicht, an die Ideale zu glauben, auch die Kraft zu ihrer Durchführung muß gegeben sein. Und gerade darin übertrifft das Christentum ganz besonders alle religionslose Moral, daß es nicht nur Lehre, sondern zugleich unerschöpfliche Inspirationsquelle der sittlichen Kraft ist:

‚Uns Christen ist das Ideal gleichzeitig die Kraft; es ist derselbe Gott, welcher uns die bindende Pflicht auferlegt, der uns die Kraft der Gnade, des göttlichen Beistandes verleiht, sie zu erfüllen. Das Christentum ist in gleichem Maße Glauben an das Ideal und Glauben an die uns zu Gebote stehende göttliche Kraft. Das Christentum betätigt sich als feste Überzeugung von der erlösenden und helfenden Kraft der Gnade, als Leben aus und mit diesen höheren Mächten; denn wer ein Kind Gottes

ist, den trägt und belebt die Hilfe des göttlichen Geistes. Der Christ ist voll kampfesfrohen, kriegerischen Mutes, dem Gott einen sehr realen Tummelplatz anweist. Die Welt ist ja für ihn keine anders geschaffene. Die physischen Kräfte wirken sich aus, die wirtschaftliche Entwicklung geht ihren Lauf, mitten darin steht auch der Christ als Mensch mit natürlichen Trieben und Leidenschaften. Gegen all diese rohen Kräfte der Natur muß die Seele, der Geist sich zur Geltung bringen. Wenn das die Aufgabe der Kultur im allgemeinen ist, so bringt das christliche Ideal noch mehr auf solchen Kampf, der das Tierische im Menschen besiegen und ihn zum Gotteskinde erziehen soll. Christus ist uns nicht nur Erlöser, sondern auch Vorbild, dem wir nachstreben durch Selbstverleugnung und Kampf bis zum letzten Atemzug.'

Im Gegensatz zu dem flügellahmen Intellektualismus der reinen Diesseitskultur soll in der christlichen Moral alles warmes, pulsierendes Leben sein. Christlichen Enthusiasmus gilt es auf allen Gebieten des Lebens als Quelle der reineren Wahrheit und der höheren Kraft zu erweisen:

,Wir müssen der falschen Anschauung entgegentreten, die uns Christen beschuldigt, daß wir alle edlen, aber rein menschlichen Lebenswerte prinzipiell unterschätzten und die Vollkommenheit in die Verachtung derselben verlegten. Beten, Fasten und Almosengeben sind nicht die einzigen, gottgefälligen Werke; das ganze Leben mit allen seinen Werken und Werten kann und soll Gottes Gedanken und Gottes Willen gemäß verdienstlich sein, soll aus dem Glauben quellen, in guter Absicht und durch die gute Meinung Gott geheiligt sein. — Darum müssen wir uns auch zu den irdischen Zielen, die im Plane Gottes liegen, erziehen und uns um dieselben kräftig bemühen. Es ist eine Pflicht, die von Gott verliehenen Fähigkeiten zu ernster Arbeit zu gebrauchen, durch die erst die Kräfte der Natur nutzbar gemacht werden. Der Fortschritt der Wissenschaft, der Kunst und des Gewerbes soll die Frucht menschlichen Fleißes sein. Unablässig bieten sich neue Probleme und Ziele auf allen Gebieten des Lebens, auch des öffentlichen Lebens. Da gibt es politische und soziale Freiheiten zu erobern, Einrichtungen für das allgemeine Wohl zu schaffen. Es wäre ganz unrecht, zu behaupten, daß die christliche Moral solcher kultureller Betätigung ferne stehe, ja sie vom Standpunkte der Vollkommenheit aus verachte.

Freilich, wenn wir Christen die Arbeit am Fortschritt der Welt scheuen, wenn wir trübselig und träge beiseite stehen und warten, daß alles Gute uns von oben in den Schoß geworfen werde, dann erwecken wir selbst den Anschein, daß die Kinder Gottes in der Welt nicht mitzusprechen haben und daß die Arbeitsscheu ihres Vollkommenheitsideals mehr eine Lazzaroni-Moral zu nennen ist. Wir sollen vielmehr, mit großer Wertschätzung des gottgewollten Fortschrittes, in der Arbeit an der Lösung der großen Probleme der Welt, eine heilige Christenpflicht erkennen und üben. Wir wollen das Christentum, ein kräftiges, praktisches Christentum auf der ganzen Linie des Lebens; nicht nur christliche Worte, christliche Begeisterung, sondern christliche Taten! Wir wollen Gottes schöne Welt in Gegenwart und Zukunft nach seinen Gedanken ausgestalten. Warum unsere Ideen, unsere Helden stets in der Vergangenheit suchen? Seien wir Helden, erziehen wir Helden in der Gegenwart! Wir haben ja die Kraft von oben; wir dürfen uns nur nicht in eine Richtung hineinzwängen lassen, wo der Geist verkümmert, die Tatkraft erlahmt. Wir dürfen nicht den Eindruck erwecken, als wäre das Christentum heutzutage nur mehr ein imposanter Trauermarsch, ein weltfernes Idyll; wir müssen beweisen, daß es eine stets zeitgemäße, erobernde Macht ist, die, aus Gott geboren, siegreich zu Gott zurückführt!'

Zu einem solchen ,katholischen Kulturprogramm' wird sich auch ,Hochland' allezeit in positiver Arbeit bekennen. E.

Rundschau

Zeitgeschichte

Vom Altkatholizismus. In seinen ‚Römischen Tagebüchern' kommt Ferdinand Gregorovius gelegentlich auf Döllinger zu sprechen. Er charakterisiert ihn als einen einseitig großen Gelehrten, einen Verstandesmenschen, und fährt dann fort: ‚Ohne das Feuer des Glaubens, welches vom Herzen strömt, kann kein Reformator gedacht werden. Döllinger besitzt keine einzige Eigenschaft dazu. Die altkatholische Bewegung ist nur eine kleine Empörung auf einem Schulkatheder.' In gleicher Richtung bewegt sich die Beurteilung des Altkatholizismus, wie sie der feinsinnige Publizist Karl Jentsch, dem selbst die altkatholische Kirchengemeinschaft durch Jahre als ‚Nothütte' gedient hat, wiederholt in seinen Lebenserinnerungen, die er unter dem Titel ‚Wandlungen' herausgab, niedergelegt hat. Auch ihm steht die Wahrheit klar vor Augen, ‚daß Kirchen nicht von Professoren gegründet werden, sondern nur aus großen Volksbewegungen erwachsen können,' daß ‚Kirchen nur im heißen Feuer eines allgemeinen Brandes umgeschmolzen werden'. Und mit jener aufrichtigen Ehrlichkeit und Unbestechlichkeit des Urteils, die in allen seinen Schriften wohltuend berührt, antwortet er einem Freund, der zu ihm sagt: ‚Betbrüder sind wir nun einmal nicht': ‚Ich bin's auch nicht, aber Kirchenreformatoren müssen es sein, denn nur Menschen, die der religiöse Geist treibt, können die Kirche reformieren oder Kirchen gründen, und das Leben solcher Menschen ist ein immerwährendes Gebet.' —

Dem Altkatholizismus, seinen Gründern und bedeutendsten Führern fehlt in der Tat das, was für einen Religionsstifter oder Reformator unerläßlich ist, die religiöse Kraft und Innerlichkeit, das Durchwaltetsein von ihrer Sendung und ihrem Beruf. Damit haben wir den tiefsten Grund für die Erfolglosigkeit der altkatholischen Bewegung berührt; dieser eine Grund reichte, von allem andern abgesehen, für sich hin, ein Übergreifen der Bewegung auf die breiten Volksschichten unmöglich zu machen. Und mit Recht wird man behaupten dürfen, daß entgegen Felix Stieves Ansicht der Erfolg auch dann ausgeblieben wäre, wenn nicht die Grundlage unerträglicher, in allen Schichten des Volkes empfundener Mißstände in der Kirche gefehlt hätte. — Fast vierzig Jahre, mehr als ein Menschenalter, sind dahingegangen, seit die Entstehung des Altkatholizismus die Geister erregte, hier frohe Hoffnungen, da aufrichtige Betrübnis und Sorgen, dort kaum verhüllte Schadenfreude hervorrief. Wir Jüngeren kennen die Erregung, die Erbitterung und Leidenschaftlichkeit der Kämpfe jener Tage nur vom Hörensagen; darum können wir von diesen Dingen reden, ruhig und leidenschaftslos, wie von einer geschichtlichen Erscheinung, die in weiter Ferne liegt. Hoffnungen und Befürchtungen, sie sind in gleicher Weise zuschanden geworden. Der Austritt einer Elite von Gelehrten und geistig bedeutenden Männern aus der alten Kirche konnte Besorgnis erregen; er mag immerhin neben dem Kulturkampf, der alle geistigen Kräfte in anderer Richtung festlegte, beigetragen haben zu der viel diskutierten Inferiorität der deutschen Katholiken. Doch es ist eigenartig, daß der Altkatholizismus trotz dessen kaum erhebliche Leistungen auf wissenschaftlichem Gebiet aufzuweisen hat, und inzwischen ist eine jüngere Generation in die gelichteten Reihen eingerückt. Nur wenigen, denen überströmende Begeisterung und heißer Idealismus nicht verstattet, kühl und ruhig die Geschichte des Altkatholizismus zu betrachten, wird die Hoffnung auf eine Zukunft desselben noch nicht entschwunden sein. Wir gehen nicht unter die Propheten, wenn wir von dem Scheitern der altkatholischen Bewegung sprechen, und mit Jentsch mag man füglich bezweifeln, ob die deutsche Altkatholikengemeinschaft das Jahr 2000 erleben werde.

— Man wird bestärkt in diesen Anschauungen, wenn man das Büchlein von Jos. Troxler, ‚Die neuere Entwicklung des Altkatholizismus‘ (Köln, Bachem 1908, 147 S.), liest. Es gibt einen zutreffenden Überblick über die Entwicklung des Altkatholizismus seit etwa 20 Jahren. Beim Wort ‚Entwicklung‘ dürfen wir freilich nicht denken an Entfalten, Wachstum, Aufblühen; denn wenn wir mit dem Verfasser den Rundgang durch die altkatholischen Gemeinschaftsbildungen beendet haben — und Troxler faßt den Begriff sehr weit, indem er alle ‚romfreien‘ Kirchenbildungen der Neuzeit in den Kreis der Betrachtung zieht und sich nicht, wie es berechtigt wäre, auf Deutschland, Österreich und die Schweiz beschränkt —, so haben wir überall den Eindruck der Stagnation, ja des Rückganges; die zuverlässigen statistischen Angaben lassen daran keinen Zweifel. Gäbe es nicht noch einen spärlichen Zugang solcher, die aus der katholischen Kirche austreten, freilich oft genug dann weiter zur protestantischen Kirche gehen, so würde das Aussterben der Gemeinden nicht mehr lange auf sich warten lassen. — Seit Döllinger im Jahre 1872 seine Vorträge über die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen gehalten, haben die Altkatholiken mit großem und rühmlichen Eifer sich diesen Bestrebungen gewidmet. Troxler schildert uns im zweiten Teil seiner Schrift diese bis zur Gegenwart fortgesetzten Bemühungen, denen auch in dem wissenschaftlichen Organ der Altkatholiken, der Internationalen Theologischen Zeitschrift, fortdauernd ein breiter Raum gewährt wird. Es ist hier nicht der Ort, darzulegen, warum diesen Reunionsbestrebungen der Erfolg versagt blieb.

Unter der Rubrik ‚Vom Altkatholizismus‘ können wir auch am treffendsten der ‚Lebenserinnerungen‘, die Joh. Friedrich von Schulte in drei starken Bänden herausgegeben hat (Gießen, Roth 1908), gedenken. Denn im ersten Band, der die eigentlichen Lebenserinnerungen enthält, tritt das Wirken des Rechtslehrers, dessen Verdiensten, vor allem der ‚Geschichte der Quellen und Literatur des kanonischen Rechts von Gratian bis zur Gegenwart‘ die Rechtswissenschaft allzeit eingedenk bleiben wird, vollständig zurück hinter seinem Anteil an der Politik in Kirche und Staat. Dieser aber deckt sich, von der Frühzeit des Verfassers abgesehen, die seine Tätigkeit in Prag umfaßt, mit seinem Anteil an der altkatholischen Bewegung, als deren eigentlicher unermüdlicher Organisator er mit Recht bezeichnet worden ist. Aus dieser Tätigkeit sind auch die ‚Kirchenpolitischen Aufsätze‘ und ein Teil der ‚Geschichtlichen sozialen politischen und biographischen Essays‘ hervorgegangen, die im zweiten und dritten Band der ‚Lebenserinnerungen‘ vereinigt sind. Jedem, der sein Interesse den kirchlichen Bewegungen der letzten Dezennien entgegenbringt, wird diese bequeme Sammlung — eine Art Quellenbuch zur Kirchengeschichte der Neuzeit — willkommen sein; mit ihrer Hilfe wird es ihm leicht sein, sich in die Stimmung jener Tage zu versetzen. — Den ‚Lebenserinnerungen‘ ist ein großer buchhändlerischer Erfolg beschieden gewesen. Kaum vor einem Jahr erschien der erste Band, und nun liegt schon die vierte Auflage vor. Das könnte wundernehmen und wird nur verständlich, wenn man weiß, wie stark das Interesse an kirchenpolitischen Fragen ist. Denn es ist keine leichte und angenehme Beschäftigung, sich durch den dicken Band durchzuarbeiten. Wer etwa geistvolle Darstellung voll Anmut und Eleganz, fein psychologische Darlegungen erwartete, würde grausam enttäuscht. Ein Gelehrter spricht zu uns, langweilig und unerträglich breit, ohne rechte Ordnung und in trockenem Stil; daß er da vieles erzählt mit fast komisch wirkendem Ernst und rührender Gewissenhaftigkeit, was ihn interessiert, aber auch nicht einen der Leser, kommt ihm nicht in den Sinn; zwar wird uns versichert (S. VII): ‚Ich habe nicht meine Person in den Vordergrund schieben wollen, ich will nur erzählen, was ich im Amte, in Beziehung zur Kirche und zum Staat erlebt habe;‘ aber dann muß man lesen, wieviel Hörer er Semester für Semester in seinen Vorlesungen hatte, wer ihm in Bonn, als er Privatdozent war, Gegenbesuch machte und wer nicht, und dergleichen

mehr. Doch schlimmer als diese Ausstellungen, die gegen die literarische Form erhoben werden müssen, sind andere Mängel dieser Autobiographie. Es unterliegt ja gar keinem Zweifel, daß das Buch eine Reihe sehr wertvoller Mitteilungen enthält und manches Neue bietet; das kann nicht wundernehmen bei seinen vielseitigen Beziehungen zu bedeutenden Zeitgenossen und bei der führenden Stellung, die er namentlich in der altkatholischen Bewegung einnahm. Aber soweit es sich nicht um Aktenstücke handelt, wird der Historiker das alles nur mit äußerster Vorsicht aufnehmen dürfen und im einzelnen genau nachprüfen müssen; verschiedene Angaben haben schon jetzt der Nachprüfung nicht standgehalten. Niemand würde es dem Verfasser verübeln, seinem Standpunkt temperamentvoll Ausdruck zu verleihen und von diesem aus uns die Ereignisse zu erzählen; aber es muß jeden Lesern peinlich berühren, wenn des öfteren ein geradezu fanatischer Haß, ungemildert durch das Alter, gegen Andersdenkende zum Durchbruch kommt, auch dann, wenn es einst seine intimen Freunde waren, die seine plötzliche Schwenkung nicht mitmachen wollten. Man lese nur folgende Stelle — sie ist einem Gutachten Schultes aus dem Jahre 1873 entnommen —: ‚Ich habe die Überzeugung gewonnen, daß der Ultramontane jeder Schlechtigkeit fähig ist, wenn es gilt, seinen Zweck zu erreichen; eventuell ist nichts leichter als die Absolution von Verbrechen „zur größeren Ehre Gottes". Meineid, Bruch der Amtspflichten, Verrat sind in seinen Augen erlaubte Mittel, um die Kirche vor dem Staate zu schützen.' (S. 434 f.) Es mag manchen Freund des Verfassers geschmerzt haben, daß er mit solch unkluger Offenheit wenig schöne Seiten seines Charakters enthüllte; auch sie werden mit Bedauern und unbehaglichen Gefühlen die mancherlei indiskreten Mitteilungen aus Privatbriefen und vertraulichen Unterhaltungen gelesen haben. — Die Erwartungen, mit denen man Schultes Lebenserinnerungen zur Hand nimmt, erfüllen sich nicht; sie machen peinlichen Empfindungen Platz. Dr. S.

Zum Elisabethentage. Als vor zwei Jahren das Elisabethjubiläum begangen wurde, da waren es ihrer gar viele, die hinwallten zu St. Elisabethens Bild, um ihr den Zoll der Verehrung zu entrichten. Dankbar werden sich noch unsere Leser der Festgabe erinnern, die damals ‚Hochland' beisteuerte. Es ist ja kein Zweifel, daß neben Francesco d'Assisi Elisabeth, seine erste Jüngerin in deutschen Landen, deren großes edles Herz für die franziskanischen Ideale schlug, in heutigen Tagen weit über den Kreis der Katholiken hinaus Verehrung und Bewunderung findet. Karl Wenck bezeugt es uns, daß auch seine evangelischen Glaubensgenossen gerne Elisabeth von Ungarn und Thüringen mit den Katholiken die ‚heilige Elisabeth' nennen, und auch jenen, die jeglichem Kirchenglauben fernstehen, nötigt die Hoheit und Würde dieser edlen deutschen Frauengestalt Achtung und Ehrfurcht ab. Darum stieg auch die Zahl der Aufsätze und Artikel und Büchlein, die anläßlich des Jubiläums erschienen, zu großer Zahl. Gar manches freilich war nur für den Tag geboren, aber mehrere Gaben haben wirklich unsere Kenntnis der Heiligen vertieft und ihr Bild klarer vor unserm Auge erstehen lassen. Mit Dank müssen die ‚Quellenstudien zur Geschichte der hl. Elisabeth' von Albert Huyskens erwähnt werden; es bleibt sein Verdienst, mehrere Quellenschriften über das Leben der Heiligen bequem zugänglich gemacht, und auch neue Quellen, vorab Wunderberichte mit interessanten kulturgeschichtlichen Details herausgegeben zu haben. Seine eigenen kritischen Studien freilich wiesen der Forschung falsche Bahnen, glücklicherweise ohne Erfolg. Den wertvollsten literarischen Jubiläumsbeitrag verdanken wir Karl Wenck. Fast ein Menschenalter schon ist diesem protestantischen Historiker dieses Forschungsgebiet vertraut, und schon zweimal hatte er seine Studien in einem abgerundeten Lebensbild der Heiligen zusammengefaßt, zuerst in der Historischen Zeitschrift (1892), das andere Mal in dem großartigen Prachtwerk ‚Die Wartburg', das ebenfalls im Jubiläumsjahr erschien. Aber

da beide Lebensbilder, leider auch das zweite, schwer zugänglich sind, so ist es erfreulich und dankenswert, daß er zum drittenmal dieses Thema behandelte, indem er den Vortrag, den er bei der städtischen Elisabethfeier zu Marburg gehalten, in erweiterter Form dem Druck übergab (Karl Wenck, ‚Die heilige Elisabeth', Tübingen 1908, 56 S.). Was er sich als Ziel gesetzt, ist ihm gelungen: die Gestalt der Heiligen nicht bloß liebens- und bewundernswert erscheinen zu lassen, sondern sie auch denen begreiflich und verständlich zu machen, die sich nur mit manchem Vorbehalt zu ihr bekennen; er hat das Ziel erreicht, indem er sie erklärt aus der geistigen Eigenart des 13. Jahrhunderts, des ‚Jahrhunderts der Heiligen und der Ketzer'. In kurzen sicheren Strichen ist das Lebensbild entworfen. Mit feiner Schilderungskunst wird uns gezeigt, wie Elisabeth aus einer Fürstin eine Pflegerin der Armen und Kranken wurde. Auch dem viel gelästerten Konrad von Marburg, der freilich ‚eine der düstersten Gestalten der deutschen Geschichte' bleibt, widerfährt Gerechtigkeit. In umsichtigen Ausführungen wird der wahre Vorgang der Vertreibung von der Wartburg festgestellt und hier schon die sensationelle Behauptung Huyskens abgewiesen, nach der Elisabeth von der Marburg vertrieben worden sei — an anderer Stelle hat Wenck inzwischen mit eindringender Kritik wie neben ihm auch mehrere andere Forscher das Unhaltbare dieser These im einzelnen nachgewiesen. Auch die letzte Aufgabe, zu zeigen, ‚was in Elisabeths Bild vergänglich, nur aus den Strömungen und Anschauungen ihrer Zeit erklärlich erscheint und dann wiederum dessen, was in aller Zukunft vorbildlich wirken mag', ist mit feinem Takt und eindringendem Verständnis gelöst. ‚Der Geist echter Liebe, der in Elisabeth allezeit lebendig war, ist der unvergängliche, unverwelkliche Ehrenkranz ihres reinen Daseins. Er ist ihr nicht anerzogen, er ist ihr eigenstes Gut. Sie hat ihn in zweifacher Weise betätigt — als Gattin und als Pflegerin der Kranken und Schwachen. Tief und groß aber war der Eindruck, den sie in dem einen und andern Sinne auf ihre Zeitgenossen und nachfolgenden Geschlechter hervorgebracht hat'. Es war ‚geradezu ein sittlich-religiöses, es war ein soziales Ereignis von hoher Bedeutung, daß die Herrin eines der mächtigsten deutschen Fürstentümer im Ringen um das Gottesreich sich nicht mehr mit Bußübungen begnügte, sondern allen voranleuchten wollte in der Nachahmung Christi, seines Tuns, nicht bloß seines Leidens, in Liebeswerken bei den Armen und Kranken. Elisabeth stellte in sich dar den bedeutsamen Umschwung in der Askese, den der hl. Bernhard angebahnt hatte, den Übergang von der Nachfolge im Leiden zur Nachfolge in den Werken Christi'.

Kein verletzendes Wort wird in dieser Lebensbeschreibung der Heiligen, die protestantischer Feder entstammt, den katholischen Leser stören, mag dieser immerhin in dem einen oder andern Punkt anders urteilen. Die hl. Elisabeth von Karl Wenck ist ein würdiges Gegenstück zu seiner schönen Skizze über Franz von Assisi.

Im Jubiläumsjahr ist mehrfach das dankbare Thema ‚Die hl. Elisabeth in Kunst und Dichtung' als Vorwurf für Aufsätze gewählt worden. In keinem derselben ist dabei eines Werkes gedacht worden, das diese Nichtachtung nicht verdient. Darum sei hier ein kurzer Hinweis angefügt. Das Werkchen, das ich meine, entstammt der Feder Heinrichs von Stein. Dieser frühverstorbene ‚liebenswerte und bedeutende Ästhetiker und Dichter', der als erster an einer deutschen Universität eine Vorlesung über Richard Wagner ankündigte, und der weiteren Kreisen erst durch Fritz Lienhard bekannt und lieb wurde, welcher ihm im ersten Bande seiner ‚Wege nach Weimar' (Stuttgart 1906) eine von feinem Verständnis getragene Würdigung zuteil werden ließ, verdient auch in die Zahl der Elisabethdichter eingereiht zu werden. In seinen dramatischen Bildern und Erzählungen — sie erschienen 1888 unter dem Titel ‚Aus dem Nachlaß von Heinrich von Stein' — trägt eines den Titel ‚Die hl. Elisabeth' (S. 16

bis 84). Man wird nicht behaupten können, daß es einen überragenden Wert besitze. Am zutreffendsten wird es als dramatisches Gespräch bezeichnet werden können. Wer es liest, wird bald an des Grafen Gobineau Historische Skizzen aus der Renaissance erinnert werden. Tatsächlich hat Gobineau auch auf Stein einen tiefgehenden Einfluß ausgeübt; in Villa Wahnfried, wo letzterer eine Zeitlang Hauslehrer Siegfried Wagners war, hatten sich beide persönlich kennen gelernt, und Heinrich von Stein war es, der die ‚Rennaissance' zuerst in Deutschland in den Bayreuther Blättern ausführlich besprach. Wie Gobineau es liebte, so führt uns auch Stein seine Personen in entscheidenden Situationen vor unser Auge, und in tief durchdachten und kunstvoll geführten Dialogen enthüllen uns die handelnden Personen die geheimsten Triebfedern ihres Tuns und ihre innersten Gedanken; in ihre seelische Verfassung können wir tiefe Blicke tun. So hat Stein auch aus dem Leben der hl. Elisabeth die wichtigsten Momente herausgegriffen und läßt von diesen psychologisch vertiefte Bilder vor unserm Auge erstehen. Man wird Lienhard im ganzen zustimmen können, daß sich hier wie in den übrigen Gesprächen ein sicheres historisches Gefühl, eine bemerkenswerte Sachlichkeit, ein tiefer Ernst verrate; aber ebenso richtig ist es, daß ‚über allem der zaubernde Gedanke lastet, nicht genügend vergoldet von poetischer Unmittelbarkeit und sinnlicher Frische'; ‚das Schwere, nur dem Denken Zugängliche, was über dem ganzen Menschen und Schriftsteller liegt, belastet auch seine Poesie'. Doch wir zweifeln nicht, daß der, welcher einmal zu seinen dichterischen Werken — ein zweites Bändchen trägt den Titel ‚Helden und Welt' — gegriffen hat, gern wieder in die Gesellschaft dieses nach Geburt und Charakter adeligen Mannes zurückkehren wird.

Dr. Geppelt.

Länderkunde

Sven von Hedins neueste Tibetexpedition. Am 16. Oktober 1905 brach der schwedische Forschungsreisende Sven Hedin von Stockholm auf zu seiner dritten großen Asienreise. Über Deutschland und den Balkan traf Hedin in Konstantinopel ein, fuhr über das schwarze Meer nach Batum und wollte von Kaukasien aus nach Teheran gelangen, dem Ausgangspunkt für seine Forschungsreise. Die damaligen politischen Wirrnisse im Kaukasus verhinderten die Ausführung dieses Planes und ließen es rätlicher erscheinen, durch Armenien den Weg nach Persien zu nehmen. Froh der in völligem Aufruhr befindlichen Stadt Batum glücklich entronnen zu sein, gelangte Hedin am 10. November nach Trapezunt, brach von hier mit einer Karawane auf und erreichte über Erserum, Bajasid und Täbris Teheran. Am 1. Januar 1906 verließ der Forscher die persische Hauptstadt, um die große Salzwüste Dascht-i-Kawir auf drei verschiedenen Routen zu durchqueren und traf am 9. März in Seistan, an der südwestlichen Grenze Afghanistans, ein. Anfang Mai gelangte Hedin nach Quetta. Zahlreiche geologische und meteorologische Beobachtungen wurden gemacht, der Reiseweg auf 162 Kartenblättern eingezeichnet. Von hier aus begab sich Hedin durch Indien über Kaschmir nach Leh, diesem kleinen, 3420 m über dem Meere malerisch in der Nähe des rechten Indusufers an Felsabhängen gelegenen Städtchens in Ladak.

Leh war bei Hedins zweiter Reise deren Endpunkt geworden; dort hatte er die biedere, kräftige Bergbevölkerung, die Ladakis, kennen und schätzen gelernt. Auf dieser neuen Reise sollten Ladakis seine Begleiter sein, die sich für eine Campagne in Tibet am besten eigneten. Sorgfältig wurde die Ausrüstung für eine so große und gefahrvolle Reise betrieben. Galt es doch, einen Winter hindurch auf dem 5 bis 6000 m hohen Plateau Tibets sich zu bewegen und manchen noch höheren Paß bei eisiger, furchtbarer Winterkälte zu überwinden, dabei in jener menschenleeren Gegend ganz auf sich selbst angewiesen zu sein! Die indische Regierung verweigerte aus politischen Gründen Hedin eine militärische Begleitung nach Tibet. Am 14. August 1906

brach der kühne Reisende in nördlicher Richtung von Leh auf mit der Vorgabe Turkestans als Reiseziel. Noch bevor er die chinesische Grenze erreichte, schwenkte er nach rechts ab, um durch die Wüste Ak-sai-tschin ins nordwestliche Tibet vorzudringen. Der Lighten-See, der Jesch-kul und Pul-tso wurden befahren und ausgelotet. Dann durchzog er gänzlich unbekanntes und unbewohntes Land und traf erst bei dem im Jahre 1893 von Dutreuil de Rhins entdeckten Ammoniaksee auf wieder bekanntes Land. Nach 83 Tagen begegnete er den ersten Tibetern. Um nicht gleich am Weiterzuge verhindert zu werden, setzte er seinen Weg durch öde Gegenden nach Süden fort, verbrachte den Weihnachtsabend am Dumbok-tso und rastete erst längere Zeit am Nangtsetso. Mit Mühe erhielt Hedin von dem ihm von seiner letzten Reise her bekannten Gouverneur der Provinz Nantsang die Erlaubnis, nach Südosten weiter seinen Weg zu nehmen. Auf dem Weitermarsch mußte er ein noch völlig unbekanntes Gebirge, welches die Wasserscheide zwischen dem inneren Tibet und dem Brahmaputra bildet, in dem fast 5800 m hohen Sela-Paß überschreiten. Nach zweitägiger Bootfahrt auf dem Tsan-po erreichte Hedin am 9. Februar 1907 Shigatse. Glänzende, echt orientalische Festspiele bekam er hier zu sehen; traf doch sein Aufenthalt in die chinesische Neujahrsfeier hinein. Der dem Range nach zweithöchste Priester der lamaischen Hierarchie, der Taschi-lama gewährte Hedin eine längere Audienz. Der Forscher mußte sich nun entschließen, entweder auf demselben Wege zurückzukehren oder den kürzesten Weg nach Indien zu benutzen. Er wählte den ersteren, da er auf diese Weise noch unbekanntes Land erforschen zu können glaubte. Die Karawane ging am nördlichen Ufer des Tsan-po entlang nach Westen, Hedin folgte eine kurze Strecke seinem Nebenfluß, dem Raga-tsan-po, und überschritt die schon genannte Wasserscheide nordwärts im Paß Tschang-lung-pod, um den heiligen See Dangra-jum zu erreichen. Der Besuch desselben wurde jedoch von den Tibetern verhindert, und so war Hedin gezwungen, das soeben überstiegene hohe Gebirge nochmals im Angden-Paß zu bewältigen und gelangte dann ins Tsan-po-Tal. Er besuchte die Quelle des Raga-tsan-po, welcher der größte Nebenfluß des oberen Brahmaputra ist, und lotete den Amtschok-tso aus. In Sakadzong vereinigte er sich wieder mit der dahin vorausgesandten Karawane. Ein Abstecher nach den Quellen des Kub, welche in drei großen Gletschern mit gewaltig ausgedehnten Moränen liegen, wurde unternommen. Jetzt galt es für Hedin, die Quelle des Brahmaputra genau zu bestimmen und die des Indus zu entdecken, ferner den Zusammenhang zwischen den beiden Seen Manasarowar und Rakastal festzustellen. Nach seinen Forschungen besteht die einst vorhandene Verbindung zwischen diesen Seen jetzt nur noch unterirdisch. Das Wasser des Rakastal hat einen unterirdischen Abfluß nach dem Sutledsch. Neue Schwierigkeiten der Behörden machten es Hedin unmöglich, nach Norden vorzudringen, und so traf er im Sommer 1907 wieder in Leh ein. Viele meteorologische und geologische Untersuchungen waren angestellt, mancherlei Sammlungen angelegt, zahlreiche Photographien und Panoramen aufgenommen worden. Von allen überschrittenen Flüssen hatte man die Wassermenge feststellen können, der Reiseweg war auf 203 Kartenblättern eingezeichnet.

Um dem Widerstande der tibetischen Behörden zu entgehen, wandte Hedin eine List an. Er ließ verbreiten, daß er beabsichtige, über Chotan durch Ostturkestan nach Peking zu reisen, wo die Expedition ihren Abschluß finden sollte. Währenddem wurde eine neue Karawane ausgerüstet. Mit dieser zog Hedin gegen Norden, bog kurz vor dem Karakorum-Paß nach Osten aus, durchzog wieder die Wüste Ak-sai-tschin. Unter großen Beschwerden, welche außergewöhnliche Kälte noch erhöhte, zog er durch menschenleere, unwirtliche Gegenden. Nach vierzehntägigem Marsch begegnete man den ersten Tibetern. Um die argwöhnischen Eingeborenen zu täuschen, verkleidete sich Hedin als Reishändler aus Ladak, versteckte seine

wissenschaftlichen Instrumente und Apparate in Reissäcke, und so gelang es ihm, längere Zeit unerkannt weiterzureisen. Weil aber eine solche Handelskarawane in so abgelegener Gegend und bei so ungünstiger Jahreszeit, mitten im Winter, Verdacht erregen mußte, so wurde sie von den Tibetern bedroht und Hedin gab sich deshalb zu erkennen. Nach längerem Zögern erlaubte man ihm, weiterzuziehen. Am 5. Mai 1908 brach er von Bis auf, kreuzte die zentrale Wasserscheide und kam an den Soma-tsan-po; nochmals wurde das Gebirge im Paß Kha überstiegen; Hedin erreichte den Nganglaringtso und bewältigte zum zehntenmal den neuen Gebirgswall, wonach er über den Manasarowar auf bekanntem Wege nach Simla in Indien gelangte. Das wichtigste Ergebnis dieser Reisen war die Entdeckung des höchsten Gebirges der Erde, der von Hedin Transhimalaja getauften Gebirgskette; ferner die Entdeckung der Indusquelle und genaue Festlegung der Quelle des Brahmaputra. Über Indien, China, Japan und Sibirien kehrte der kühne Weltreisende in seine nordische Heimat zurück.

Sven Hedins großes Reisewerk wird noch in diesem Jahre bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinen.

Max Rieger.

Literatur

Neue Lyrik. Poesie über „Poesie".

Es gibt Dinge und Momente im Leben, die wir alle als poetisch empfinden. Sie führen zumeist ins Kinderland zurück oder in verklärte Vergangenheit, die ja auch eine Art Kinderland ist. Zu hunderten von Malen haben die Poeten sie ausgemünzt, und noch werden sie nicht müd, sie immer wieder neu zu prägen, Varianten zum alten Text zu bringen. Deshalb sage ich: Poesie über ‚Poesie'.

‚Gedichte aus einer alten Stadt'. Der Titel schon ist Poesie für jedes empfängliche Gemüt. Und ich zweifle nicht, unter den Lesern dieses Berichts gibt es viele, die bei der Vorstellung: Aus einer alten Stadt — mehr eigene Poesie im Leibe haben, als Willi Supf ihnen bieten kann; erst recht, wenn ich ihnen noch einige Überschriften verrate, in denen für eine lebhafte Phantasie Spuks und Zaubers genug steckt, auch ohne ergänzende Verse: ‚Der Brunnen am Markte', ‚Das alte Handelshaus', ‚Der Türmer', ‚Jahrmarkt', ‚Der Nachtwächter', ‚Der Postillon', ‚Schneefall' und anderes mehr. Ich will aber dem Dichter, der mit so wenig Mühe schon so viel Poesie zu wecken versteht, um nichts zu kurz tun; er weiß zwar nicht alle die Geister, die er rief, zu bannen, doch hätte er sicher noch manchen davon gestellt, wenn er überall die rechte Zauberformel gefunden hätte. Er selbst hat sie jedenfalls oft gesehen und belauscht, das merkt man schon, und wenn wir ihm, wie beim Spökenkieker, über die linke Schulter hätten schauen dürfen, wär's auch uns vielleicht besser gelungen. Am Ende wär's zu wünschen, er studierte sich noch besser in die Zauberformeln ein und versuchte es dann aufs neue und ließe dabei sein Vorsicht walten, wie etwa bei ‚Der See', ‚Oktobertag' und manch schöner Zeile. Die ‚Dämmerung' sei hier vergönnt:

So heimlich schließt die Welt uns ein,
Fast wie ein Garten, still und klein,
Und Feld und Wald, so mild umblaut,
Sie scheinen kindlich und vertraut.
Nun wird die Nacht herniedergehn,
Manch Sternlein zart am Himmel stehn,
Die Erde bald im Mondenschein
Ein Irrgärtlein der Liebe sein.

‚Mit Wolken und Winden' segelt Adolf Holst. Er hat eine knaben- und — dem Poeten ist alles erlaubt — manchmal auch mädchenhaft schwatzende Phantasie. Und es steht ihm an; es ist keine Possiertheit dabei. Aber er schwatzt wirklich; seine Rede ist jedoch durch eine seltene innere Herzigkeit gebunden, und man hört ihm gern und oft gespannt zu. Es ist eine eigenartige klangvolle Sprechweise, weich und dehnbar, eine Art lyrischen Sprechgesangs, in dem er ‚Poesie' frisch und farbig vorträgt. Es kann einem in stiller Stunde sehr wohl sein bei diesem Ineinandertönen vieler voller Worte, wie beim Rauschen hoher Wälder oder beim

Gleiten der Wellen, das einem lang im Ohre bleibt und nachwirkt, ohne bestimmte Erinnerung zu hinterlassen.

Ein Strom der Stille, den die Welt nicht kennt,
Und der doch unerschöpflich tief und rein,

möchte der Dichter sein. Und das ist kein bloßer frommer Wunsch. Bei Holst möchte ich denn auch nicht so sehr von Poesie über Poesie reden. Er vermittelt eigentlich nur uralte ewige poetische Gefühle und Vorstellungen, wie etwa der Rhapsode zum epischen Gedicht den Vortrag tut. Dieses lyrische Rhapsodentum hat vor dem Epigonentum innere Wahrhaftigkeit und Berechtigung voraus. Es schafft und mehrt nicht die poetischen Werte, wie der Dichter, der Künstler, der aus dem Elementaren heraus neue poetische Momente schöpft und ihnen Dauer verleiht, es gibt sie nur weiter, während der Epigone es dem wirklichen Dichter gleichtun, gestalten will, und so meist nur nachahmt, verwässert statt verbessert, also nicht einmal im guten Sinne Poesie über Poesie liefert.

Ein Beispiel dafür ist etwa Martin Boelitz. Er ist durchaus Epigone. Epigone, z. T. Allerjüngster, z. B. Liliencrons, Falkes u. a., reiner Eklektiker, Anempfinder; und was er bietet, ist durchweg nur Poesie über die Poesie der genannten Lyriker, die er in sich aufgenommen hat und nachempfunden. Es ist kein frisches, es ist wie abgestandenes oder abgekochtes Wasser. Übrigens ist es eigentümlich, daß gerade diese Poeten bei uns den Hausbedarf an Poesie bestreiten. Ein wirkliches Gedicht, ein aus dem Leben eigen geschöpftes Moment, dem Dauer — darin erst zeigt sich der Künstler — und Allgemeingültigkeit verliehen wäre, findet sich kaum. Nirgends offenbart sich das Leben hier aus sich selbst heraus als Poesie. Das Beste, was ich noch gefunden habe, ist ein Gedicht wie ‚Liebe‘; es scheint wenigstens einem Moment persönlicher Innenerfahrung entsprungen:

Ach blieb es doch ein holder Klang,
Der leis zu uns herüberdringt,
Ein Lied, das uns der Frühling singt,
Wir trügen's einen Sommer lang,
Und käm der Herbst und müßt es sein!
Schlief Glück und Lied und Liebe ein.

Sonst bleibt es zumeist bei poetischem Gerede; hie und da glaubt man wohl ein selbstsicheres Gefühl zu entdecken, aber alsbald verschwimmt das Ganze wieder in unbestimmte poetische Schöntuerei. Kunst aber ist immer Notwendigkeit und Bestimmtheit. Bei Boelitz fehlt der Poesie jedes Charakteristikum. Die Motive und ihre Auswirkung stehen ganz in, vielfach allzudeutlicher, Abhängigkeit von Storm, Liliencron, Falke usw., ohne selbständige Eigenart zu verraten. Es ist unglaublich, wie eine literarische Kritik Boelitz mehr als den derzeitigen poetischen Durchschnittsgeschmack zugestehen kann.

Max Geißler gelingt wenigstens eine neue Anschauung der Dinge. Gewiß, das beweist erst Talent und ist mehr in formaler Hinsicht wertvoll, weil auch kleinste formale Zuträgnisse die Entwicklung der Kunst fördern. Einen Dichter beweist es noch nicht. Vielleicht hat Geißler die Kraft, mit seinem Talent zu wuchern und es dem Dichter in ihm in dem Maße dienstbar zu machen, daß es eine innere Welt zutage fördert. Denn das Dichterische ist das Wesentliche, das Talent ist gleichsam nur das Werkzeug. Aber schon, daß einer Talent hat, die Außenseite des Lebens neu zu sehen, bezeugt auch einen Fonds an innerem dichterischen Gehalt. Und feine Beobachtungsgabe, Scharfsinn und Geist verrät sich in den Gedichten Geißlers. Nur berührt er vorerst mehr die Außenseite, der Dinge, statt sie ganz zu nehmen und als neue Zeichen der geheimnisvollen Sprache der Poesie zu setzen, als symbolische Werte. Poetische Feinheiten entdecken wir genug, aber die wirklich echten Gedichte sind selten. Wenn Geißler erkennen lernt, daß z. B. ‚Komm an mein Herz‘ kein Gedicht ist, ebenso ‚Aus der Enge‘ und viele, viele andere nicht, die niemanden eigentlich fördern, als vielleicht, daß das zugrunde Liegende ihn selbst befreit und innerlich gehoben hat, wird er mehr als die Hälfte seines Buches als Spreu im Winde ansehen oder als Späne unterm Hobel. Eine sichere Selbstkritik wird er

brauchen, um sich selbst zu erkennen, seiner Besonderheit, die gerade die Hochlandleser aus einigen Proben — ich erinnere an ‚Vor Mitternacht' — kennen, sich so zu vergewissern, daß es ihm nicht so leicht mehr möglich sein wird, den echten, eigenen Ton zu verfehlen, wie häufig in diesen Gedichten, die nicht nur Spielereien in Menge bergen — dieses Spiel mag ja zur Gewinnung eigener Form unumgänglich gewesen sein —, sondern auch immer wieder vom eigenen Wege abbiegen, z. B. wenn er in den ‚leichten Liederton' verfällt in einer Weise, die sich mit seinem Talent durchaus nicht verträgt. Auch er gibt noch zu viel Poesie über Poesie, wo er neue Poesie aus dem Leben wecken könnte.

Christoph Flaskamp.

Arthur Fitger ist am 28. Juni dieses Jahres in Bremen, wo er lebte und schuf, gestorben. Von Beruf aus hat er eigentlich den Pinsel geführt. Seine Kompositionen und Fresken gehen auf die Schule und den künstlerischen Geist von Cornelius und Genelli zurück. Was aber seinen Ruhm plötzlich in deutschen Landen aufflackern ließ, das war nicht die Malerei, das war eine dichterische Proklamation, eine Fanfare, ein Streitruf, den er in zerklüfteten, gärenden, erregten Zeitläuften hinausschleuderte. Sein Trauerspiel ‚Die Hexe' ist nach Idee und Tendenz ein echtes Kind der Kulturkampfperiode, in ihrem Lärm, in ihrem Pathos wuchs es an Wirkungskraft, um mit ihr, ja noch vor ihr zu erlöschen. Sein Glanz stand im Zenit, als die Wandertruppe der Meininger das vielfach von der Zensur betroffene Stück auf die Bretter riß. Heute können wir zu dem Werke nur noch ein historisches Verhältnis gewinnen. Nicht, daß die dort aufgerollten tragischen Konflikte verblaßt wären. Sie werden dauern, so lange Glaube und Wissen, so lange sensualistisches Ertastenwollen und seelisches Schauen, so lange Eigenliebe und Opferwille miteinander ringen. Nicht, daß wir den starken ethischen Hauch, der uns da entgegenschlägt, kaum mehr verspürten; aber unser sittliches Denken, unser religiöses Fühlen ist tiefer geworden. Und nicht zuletzt hat sich gegenüber jener aufgeputzten Theatralik unsere Kunstform oder wenigstens unser Formsinn unendlich verfeinert. Als Bühnendichtung betrachtet, stellt ‚Die Hexe' einen Endpunkt jener Linie dar, die von Schiller über das Junge Deutschland der Zersprengung dramatischer Objektivität und Rundplastik zuläuft. Es hat wesentlichere Bedeutung, wenn Fitger dem Buch ein Motto vorsetzt; ja damit ist die Genesis dieser fünf Akte schon ausgesprochen. Im Anfange seines Dichtens steht nämlich der Gedanke, steht eine Erkenntnis, eine Sentenz, die sich ihm geprägt hat. Mit anderen Worten: er steigt von der kühlen Abstraktion zu den Menschen herab und nicht von der Fülle und Blutwärme des Daseins zu einer leitenden Idee empor. So sind seine Helden zwar edel wie die Wahrheiten, die sie zu künden haben, aber als Lebewesen hineingestellt in einen poetischen Organismus, geprüft an der Psychologie harter, heller Realitäten, schrumpfen sie zusammen. Ich denke beispielsweise nur an Edzard. Diese Figur bewegt sich gerade in entscheidenden Augenblicken nicht aus den Gelenken heraus, sondern wird vom Autor nach vorgefaßten Plänen hin und hergeschoben. Und Edzard ist NB. ein Träger der Handlung. Auf die episodischen Gestalten will ich nicht eingehen. Nur der Jesuit Xaver wäre da herauszuheben, dieses teuere Erbstück aus der verpfefferten Tendenzbelletristik der Jungdeutschen, dieser schleichende Zauberer von Rom, dieser verbissene Ketzerriecher, dem die Augen im ‚bleichen' Angesichte ‚glühen', der sich zu ‚eisiger Kälte zwingt', bis er als dunkler Sieger einen Atemzug lang in ‚wilden Triumph ausbricht'. Das sind Geschöpfe von des Dichters enger Willkür, nicht von des reichen, unerschöpflichen Lebens Gnaden, wie es die Poesie abspiegeln soll.

Und ähnlich steht es zuweilen mit dem Dialog. Statt daß die Worte aus der bereiteten Situation sprängen, der Seelenschrei aus den zerrenden Leidenschaften sich entpreßte, die Leidenschaften der historisch

Verankerten aus den Wirren ihrer Zeit genährt würden, statt dessen ergreift mitunter der Dichter selbst, nein, der Politiker, der Agitator das Wort und spricht das aus, was ihn, was sein Mitgeschlecht bewegt, spricht darüber im Tonfall und in der Formulierung seiner kulturellen Umschicht. (Er läßt z. B. in den Frieden von Münster und Osnabrück das Schlagwort vom ‚Siegeszug der konfessionslosen Wissenschaft' hineinklingen.) So wird das Natürlich-Schlichte affektiert, das Lyrische Rhetorik, das Geschichtliche zum Anachronismus.

Vielleicht ist keine Szene so bezeichnend für die Denkungsart und Schaffensweise Fitgers, wie gerade jene blasphemische, die damals die Gemüter am heftigsten erregte und dem Stück die Theater versperrte. Thalea und ihr Geliebter Edzard schreiten zur Kirche, sich unter dem Segen des Priesters zu binden. An der Schwelle wankt die von seelischen Qualen gepeinigte Braut. Das ist für den abergläubischen fanatisierten Volkshaufen, der die Freigeistige und ihren alten jüdischen Lehrer längst mit Argwohn belauerte, das untrügliche Zeichen, daß sie ein herisches Wesen ist. Nun soll sie sich offen von dem Verdachte reinigen. Wenn sie die Hand auf die Bibel legte und bekennte, daß sie keine Hexe sei, so würde das der aberwitzigen Masse genügen. Da bricht plötzlich schäumend der Dichter los. ‚Herunter deinen Donnerkeil auf dies wehrlose Haupt!' läßt er sie gegen Himmel schreien. ‚Triff, räche deines Namens Ehre, wenn du einen Namen hast!' Sie zerreißt die Bibel. ‚Dein Herbst ist gekommen, grimmiger Jehova! Steige hinab, hinab in das Totenreich der Götter!' Ob Fitger sich wohl so recht bewußt war, daß er damit das Interesse von seiner Hauptperson abzog, um eine andere in den dramatischen Mittelpunkt zu stellen: Jehova, und damit letzten Endes sich selbst, sein Credo, seine Anschauung vom Höchsten. Ein Aufruhr gegen die Lästerin schließt die Szene. Aus den Wolken jedoch fällt kein rächender Blitz und also, argumentiert der Verfasser seinen Hörern, gibt es keinen persönlichen Gott. Das ist platte Aufklärung, und sie wirkt in der Dichtung um so dürftiger und seichter, als gegen Ende des Spiels, gegen die Katastrophe zu, dasselbe Motiv in einer Variation wiederum anklingt.

Einer gähnenden Leere gleich fröstelt uns dieser Atheismus in allen dramatischen Werken Fitgers an, und obschon der Dichter von der transzendenten Kritik, von der schroffen Negation zu einer positivistisch gestimmten Ethik fortschritt: über die Öde, über eine Unsicherheit und Zerrissenheit, über den schwankenden Boden ist er nie hinausgelangt. Er taumelt von einer philosophischen Botschaft zur anderen. Bald hängt die antike Moira im dumpfen Brüten über den Geschicken, bald umbrandet seine Menschlein Darwins Kampf aller gegen alle, so daß ein plötzlich gedämpfter, inniger, frommer Ton, aus dem die Allinbrunst Spinozas haucht, um so seltsamer kontrastiert. Zumeist predigen ja seine Tragödien den auflösenden Pessimismus Schopenhauers (‚Glück ist — nicht geboren sein. Glück ist — sterben'), seine Lehre vom Mitleid und von der Ertötung des Willens, und doch blitzt wieder mit einem Male, gleichsam ein Strahl aus Eugen Dührings wissenschaftlicher Lebensgestaltung, eine resolute Bejahung des Seins auf. (‚Ich kann leben und ich will.') Den Wahrheitsdrang hat ihm in den letzten Jahren ohne Zweifel der unerbittliche Forderer aus Nordland, Ibsen, noch verstärkt. Weil in ‚San Marcos Tochter' (erschienen 1902) der ‚Turm auf Lügengrund gebaut' ist, stürzt er zusammen. Ob so wohl je der klopfenden Brust dieses rastlosen Suchers halkyonische Tage beschieden waren?

Wie an seiner Weltanschauung, so hämmerte Fitger auch unermüdlich an seiner Form- und Sprachkunst. Sie wuchs, als mit dem Abstieg des Lebens der Reformer, der Politiker stiller und gemäßigter wurde, als er sich vom Aktuellen loslöste, als er zweckloser, kurz: artistischer schuf. Indem er Augier studierte und verdeutschte, gewann seine eigene Rede an geistreichen Wendungen, seine Dialogführung an Straffheit.

Indem er Byrons ‚Marino Faliero' übertrug und bearbeitete und zwar fließend, klar, knapp, epigrammatisch schlagend, wirkungsvoll (gegenüber Kottenkamp!), fand er für sein eigenes Dichten Bildprägungen, Gleichnisse, Metaphern von erhabener Kraft und leuchtender Farbe, obschon er auch gelegentlich wieder ganz ins Triviale sinken konnte. Daß seine Phantasie sich glücklich im mythologischen Genre bewegte, sei über ihn, der von Genelli kam, nur so nebenhin bemerkt.

Szenisch wußte er stets zu spannen, denn er bereitete ein äußeres Geschehen mit Bedacht vor. Hätte er auch seelisch so fein motiviert, so wäre er ein dramatischer Dichter gewesen. Er war keiner, so wenig wie er sprachlich scharf zu individualisieren verstand. Die Tragik seines Schaffens aber scheint mir dies. Er wollte ein Bahnweiser sein, und es gebrach ihm das Notwendigste hierzu. Da hätte er Menschen zeugen müssen, prächtige, aufrechte Menschen, und er zeugte nur Schwächlinge. Alle seine männlichen Helden sind ins Feminine, ins Weichliche geraten. Man braucht sich nur diese Täufer Johannes-Figur in den ‚Rosen von Tyburn' zu besehen. Und noch etwas! Fitger lehrt uns das Opfer. Sein letztes Trauerspiel ‚San Marcos Tochter' könnte man schlankhin die Tragödie der aufopfernden Liebe nennen. Alle geben sich hin oder wollen sich wenigstens hingeben. Aber wir fragen: wofür? Wo öffnet sich bei ihm ein Ausblick in andämmernde neue Reiche? Wo ein Ausblick durchs Morgentor? Daß er uns diesen nicht spendete, daß er uns ihn nicht zu spenden vermochte, das läßt uns so unbefriedigt, so gedrückt, so bar des Trostes von seinen Stücken scheiden. Und darüber werden ihn auch die Deutschen vergessen. Als Brausekopf hat er in seine Gegenwart eine Flamme geworfen, als Reifer hat er weder der Menschheit noch der Nation etwas geschenkt. Dabei ist er stets ein ehrlicher Kämpfer und ein ehrlicher, nur kein starker, in die innere Form bringender Künstler gewesen.

Joseph Sprengler.

Theater

Vom Münchener Schauspiel. Im Charakter von Festspielen liegt das Seltene, Außerordentliche. Was alle Tage zu sehen oder zu hören ist, hört schon damit auf, ein Fest zu sein. So sollte man glauben; nein, so ist es auch. Unsere Zeit nur, unersättlich im Genießen, maßlos in allem, hat mit dem Begriff gründlich aufgeräumt. Oder tue ich ihr unrecht, und ist es nur München, die ewige Feststadt, die Fremdenindustriestadt, in der nach dem Oberkellner-Standpunkt, der leider hier nun fast in allen Punkten der maßgebende geworden ist, immer etwas los sein muß, der heißgeliebten Fremden wegen: zum Nutzen jener ganz eng umgrenzten Kreise, die den unmittelbaren Vorteil davon haben, zum Schaden aber einer ruhigen Entwicklung der Stadt? Die Passionsspiele in Oberammergau, die im nächsten Jahre für München den Vorwand abgeben, sich noch mehr anzustrengen und die durchreisenden Fremden durch allerlei Lockungen abzufangen und auszubeuten, sind eigentliche Festspiele; die Bayreuther Aufführungen sind Festspiele, denn auch sie finden nicht alle Jahre und alle Tage statt und können deshalb auch gehörig vorbereitet werden. Aber schon die Wagner-Aufführungen im Prinzregenten-Theater sind es kaum mehr, und was soll man erst sagen, wenn Max Reinhardt, der Tausendkünstler, seine Vorstellungen im Münchener Künstler-Theater Festspiele des Deutschen Theaters in Berlin nennt! Wenn er diese täglichen Festspiele mit Nestroys ‚Revolution in Krähwinkel' schließt? Gewiß, uns Süddeutschen besonders steht vielleicht heute noch Nestroy und seine Posse innerlich näher als der schnoddrige Witz der Berliner Posse, aber Nestroy und sein Werk sind doch bei Gott kein Thema zu Festspielen des angeblich ersten Theaters der Deutschen. Der alte Wiener Satiriker würde, wenn er diesen letzten Theaterzettel Reinhardts hätte lesen können, gewiß einen prächtigen Witz darauf gemacht haben. Allerdings ist die Frage, ob er sein Stück wieder erkannt hätte. Reinhardt geht mit den Klassikern schon

rücksichtslos um, nun erst mit einem Nestroy, dessen Witz und Anspielungen da und dort veraltet und verstaubt sind und so zu Auslassungen und Abänderungen herausfordern, ja sie oft voraussetzen. Seine ‚Revolution in Krähwinkel‘ hat er von Berlin mitgebracht, wo ihr schon ein ungeheurer Heiterkeitserfolg beschieden war. Auch in München ist ihr dieser treu geblieben, natürlich: es wurde mit ausgelassenem Humor gespielt. Humor ist eigentlich nicht das richtige Wort für dieses merkwürdige Kompositum aus altem Wiener Humor, ‚aktuellem‘ Berliner Witz mit allerlei modernen Zeitanspielungen und einem übertreibenden Spiel der Darsteller, welche die Karikatur karikierten und fast nie ihre Rolle spielten, sondern sich gewissermaßen über sie lustig machten.

Mit einer Posse also schloß Reinhardt sein erstes Gastspiel im Münchener Künstlertheater. In den letzten Wochen hatte er gleichzeitig dieselben Stücke mit demselben Ensemble in der ‚Ila‘ in Frankfurt a. M. und in Berlin gespielt. Das nennt man modern ‚Kunstbetrieb‘. Da leider noch kein Zeppelin die Schauspieler hin und her bringen konnte, kam es denn doch da und dort zu sehr mangelhaften Verlegenheitsdarstellungen. So waren einmal die Dekorationen zum ‚Kaufmann von Venedig‘ nicht mehr rechtzeitig aus Frankfurt zurückgekommen, dies aber dem Publikum weder durch den Zettel noch durch Ansage bekannt gegeben worden. Professor Adolf Hengeler, der Schöpfer derselben, verwahrte sich darauf öffentlich, daß die an deren Stelle gesetzte zusammengestoppelte Ausstattung von ihm wäre — was am Ende begreiflich ist. Außer der Nestroyschen Posse hatte Reinhardt seit meinem letzten Theaterbrief aber noch drei ‚Neuheiten‘ herausgebracht, die, an sich verschieden genug, ein weit erfreulicheres Bild boten: Hebbels ‚Judith‘, Ibsens ‚Gespenster‘ und Gerhard Hauptmanns ‚Hannele‘. Zwar Hanneles Himmelfahrt haben wir seinerzeit an unserer Hofbühne schon stimmungs- und wirkungsvoller gesehen. Die Pseudo-Christusrolle des Lehrers Gottwald gab bei Reinhardt Moissi allerdings besser, als sie sonst gegeben wird, ja sie war uns fast das Liebste, was uns dieser junge, begabte, aber sprunghafte und widerspruchsvolle Schauspieler mit seinen halb romanischen, halb semitischen Allüren vorgeführt hat. Alles andere war gut, aber nichts außerordentliches. Zur Szenerie waren dekorative Entwürfe Uhdes benützt worden. Den ganzen Abend war die Bühne viel zu dunkel gehalten. Das ist ein Übelstand, dem unsere modernen Regisseure seit dem mißverstandenen Richard Wagner viel zu sehr verfallen. Es ist physiologisch und psychologisch nachzuweisen, daß bei zu lang anhaltender und zu intensiver Dunkelheit im Zuschauerraum und Bühne die Aufmerksamkeit des Publikums immer mehr nachläßt und erschlafft. Alle Sinne, auch das Gehör, müssen sich mehr anstrengen und ermüden schnell. Das wird fast durchgehends übersehen. Ich muß gestehen, daß ich für Hebbels Jugendwerk, seine ‚Judith‘, nie viel übrig gehabt habe. Dieser Nietzsche antezipierende Kraft- und Machtmensch Holofernes war mir stets so widerwärtig, daß ich nie zu einem richtigen Genuß kam. Zum ersten Male, seit ich dieses Drama auf der Bühne kenne, hat es mich bei Reinhardt von Anfang bis zu Ende interessiert, und dies nur infolge der genialen Darstellung des Holofernes durch Paul Wegener. Kein kraftstrotzendes Brüllen, kein falsches Pathos, aber um so überzeugender. Dazu eine wahrhaft frappierende Maske, wie denn überhaupt Professor Julius Diez, der die ‚Judith‘ inszenierte, ohne zu historisch zu werden, durch ihre Glaubhaftigkeit packende Bühnenbilder und Masken schuf. Dagegen versagte Reinhard in der ‚Judith‘ gerade da, worin sonst seine anerkannte Größe besteht: in den Massenszenen, und zwar diesmal lediglich deshalb, weil die Szenen hinter den Mauern Bethuliens sich auf dem denkbar kleinsten Raum der ohnehin kleinen Bühne abspielen mußten. Reinhardt hatte aber zu viel Volk auf die wenigen Quadratmeter beordert. Es stieß und

drängte sich, und bei der langen Dauer fiel die Unnatur einzelner Episoden zu sehr auf. Nach meinem Geschmack bot das Künstlertheater unter Reinhardt die abgerundetste und vollkommenste Leistung in einem Drama, das die wenigsten Personen und gar kein ‚Volk‘ erforderte: in Ibsens ‚Gespenstern‘. Ich habe dieses Stück noch nie besser spielen sehen als durch die Sorma, welche die Mutter Alwing, Moissi, der den Oswald gab, und Reinhardt selbst, der hier zum erstenmal und zwar als Tischler Engstrand auftrat. Am wenigsten befriedigte allenfalls Tilla Durieux, die Judith, als Regine Engstrand, während Eduard von Winterstein den Pastor Manders endlich so spielte, daß dieser delikaten Figur nicht mehr das mindeste Lächerliche anhaftete, sondern sie nur rührend blieb.

Reinhardt will das nächste Jahr wiederkommen, trotz dem wohl nicht eben glänzenden finanziellen Resultat dieses ersten Gastspiels. Aber er erwartet nächstes Jahr, vermutlich auch wegen Oberammergau, eher goldene Berge, und hat es durchgesetzt, daß die seinen Intentionen hinderliche Bühne bis dahin etwas umgebaut wird. Gegen ihn und seine Masseninszenierung ist das Münchener Künstlertheater gegründet worden; jetzt diktiert er ihm die Bedingungen, und die Gesellschaft des Ausstellungsparkes, die Eigentümerin, kommt ihm, wie aus dem Abschied, den sie Reinhardt gegeben, hervorgeht, gern entgegen. Warum auch nicht: das Theater ist heute ein Geschäft so gut wie ein anderes, und das Künstlertheater müßte zusperren, wenn es keinen Pächter fände. Die großen Worte, die man vor und bei der Gründung gemacht, sind verflogen, das Geschäft ist geblieben. Dank den vielen Fremden, die auch heuer wieder kamen — wehe, wenn sie einmal nicht kämen: ein großer und umfangreicher Bankerott wäre die unausbleibliche Folge, — haben übrigens auch die Hofbühnen anscheinend ein ganz gutes Geschäft gemacht, trotzdem Reinhardt vom 17. Juni bis 22. September im ganzen 140 Vorstellungen gab und fast das ganze Interesse auf das Ausstellungstheater zu konzentrieren wußte, soweit es nicht hinüber an das andere Ende der Stadt, zum Prinzregenten-Theater, pendelte. Ja, unser Hofschauspiel setzte sogar ungewöhnlich kräftig und vielversprechend ein, und gerade im klassischen Drama. Dieses feierte vor allem zwei Gedenktage: den 160. Geburtstag Goethes durch eine Aufführung seiner ‚Natürlichen Tochter‘ und die Schlacht im Teutoburger Walde durch Kleists ‚Hermannschlacht‘. Man hätte gewiß den Goethe-Tag auch anders feiern können, durch den uns längst fehlenden ‚Tasso‘ z. B., aber mehr Erfolg versprach ein neuer Goethe, eine Goethe-Première sozusagen, denn bei ‚Tasso‘ und ‚Iphigenie‘ hat es unser Residenztheater noch nie zu einem vollen Hause gebracht. Es ist eben kein Reinhardt, nicht in der Mode, und wenn keine neue Dekoration eines Münchener Künstlers oder irgend ein anderes Schaustück angekündigt werden kann, ist es von vornherein Kaviar fürs Volk. Das ist traurig, aber darum nicht minder wahr. So konnte man denn Dr. Kilian, dem Regisseur, für die Wahl dieses Stückes nur dankbar sein, wenn man auch genau voraus wußte, daß sich die ‚Natürliche Tochter‘ bei uns ebensowenig halten lassen wird wie an allen Bühnen, wo sie bis jetzt gegeben worden. Es war aber ein interessantes literarisches Experiment. Es wurde fast durchgehends vortrefflich gespielt und ein zahlreiches Auditorium erwärmte sich sichtlich für diesen alten Liebling Goethes, dem er stets eine bessere Zukunft gegönnt hatte. Anspruchsvoller ist die ‚Hermannschlacht‘. Kilian hatte sie besonders sorgfältig inszeniert und manches, so die fatale Szene am Bärenzwinger, schonend gemildert. Noch nie gelangen Massen- und Kampfszenen so natürlich. Freilich, den Hermann sollte kein Anfänger wie Herr Ulmer geben. Aber doch, seine Naivität unterstützte fast das etwas schwankende Charakterbild des Cheruskers, und in dieser Aufgabe ging der junge, mit guten natürlichen Gaben ausgestattete Darsteller überraschend aus sich heraus. An Emma Berndl hatte er eine fertige und begeisternde Thusnelda an seiner Seite. Auch Grillparzers ‚Jüdin von Toledo‘ wurde neu

einstudiert, und dabei ohne jede Ankündigung, ein weiterer Schauspieler, der dritte, als neuer Regisseur eingeschmuggelt: Herr Steinrück. Wir sehen diese Erweiterung der Schauspielerregisseure nicht gern. Dr. Kilian steht nun als einziger Nichtschauspieler einseitigen Schauspielerinteressen gegenüber. Auch wurde an unserm Hofschauspiel, bis jetzt wenigstens, nicht so fieberhaft gearbeitet, daß man vier Regisseure brauchte. Kommt doch unsere Oper mit drei, ja mit zweien aus! In Personalfragen hat unsere Schauspielleitung überhaupt wenig Glück — und Verdienst. Erprobte, dem Publikum sympathische Kräfte läßt sie ziehen und protegiert mit merkwürdigem Eigensinn andere dritten und vierten Ranges, die uns förmlich aufgezwungen werden. Die ‚Jüdin von Toledo' gab Gelegenheit, Fräulein Terwin ihr Engagement in der Titelrolle antreten zu sehen. Sie dürfte sich mehr für moderne Weiber eignen, wenn sie noch besser sprechen lernt. Ihre Rahel war nicht schlecht, aber nichts Besonderes. Die unfeine, unvornehme Art dieses etwas gar zu urwüchsigen Talentes kam auch da noch etwas zum Durchbruch. Es war fast komisch, als Schwester Esther ihr eine Darstellerin, Fräulein Rottmann, zur Seite gesetzt zu sehen, welche die Rahel unvergleichlich besser gegeben hätte. Die unglückliche Hand in Personalfragen kann unserem Schauspiel noch zur Hand des Verhängnisses werden.

Die einzige wirkliche Novität, welche die beginnende Spielzeit bis jetzt brachte, ‚Nur ein Traum' von Lothar Schmidt, ist eine Ehebruchskomödie, wie sie brutaler kaum je über die altehrwürdigen Bretter des Kgl. Residenztheaters gegangen ist. Und diesem Stücke zuliebe wurde das Berliner Theater vom Verein dramatischer Autoren boykottiert! Es war nicht der Mühe wert. Da ist uns fast noch jene französische ‚Bibi' lieber, die im Schauspielhause gegeben wurde. Sie ist witziger, wenn auch nicht sauberer, und wurde auch besser gespielt. Im übrigen hat das Schauspielhaus auch seine literarischen Novitäten gehabt: ein gar nicht untalentiertes, aber recht ungeschickt gemachtes Schauspiel von Sophus Michaelis, ‚Revolutionshochzeit', in dem edles Jakobinertum etwas gar zu ungeschlacht und unwahrscheinlich gegen adelige Fäulnis ausgespielt wird — das Stück ist übrigens jetzt schon in die zweite Garnitur, in die Nachmittagsvorstellungen, eingereiht worden, — und einen neuen Bernard Shaw. Ein neuer Shaw ist ja immer interessant, wenn auch nicht immer genußreich. Meist beschäftigt er mehr unsern kritischen Verstand und fordert unsern Widerspruch heraus. Aber weiß man denn überhaupt, ob wir auf unsern deutschen Bühnen den echten Shaw sprechen hören. Seit Katharina von Sanden im Oktoberheft der Süddeutschen Monatshefte ihren mit zahlreichen Beispielen belegten Essay geschrieben hat, in dem sie den Shaw-Übersetzer Siegfried Trebitsch in Grund und Boden vernichtet, sind die stärksten Zweifel berechtigt, ja geboten. Der englische Text dieser neuen Shawschen Komödie liegt mir nicht vor, aber wie oft mag Herr Trebitsch Shaw und sein Englisch auch diesmal mißverstanden und schlecht übersetzt haben! Die Aufführung im Schauspielhause würde der satirischen Komödie nur genützt haben, wenn sie ihre dreieinhalbstündige Dauer etwas gekürzt hätte. Das Publikum ging bei dieser blutigen Satire auf die Ärzte meist willig mit, ermüdete aber zuletzt, obwohl eine vortreffliche Aufführung in allen Rollen sehr viel dafür getan hatte. Direktor Stollberg, der die Regie hatte, ließ sogar neue, sehr geschmackvolle Dekorationen nach Entwürfen von Ferdinand Götz für das Shawsche Stück anfertigen, dessen Aufführung ein Verdienst bleibt, auch wenn seine Anziehungskraft, wie zu vermuten, nicht sehr lange vorhalten dürfte.

Alfred Frhr. v. Mensi.

Kunst

Die Kunst Japans und Chinas

schlägt immer wieder neue Wellen in das europäische Kunstleben und jedesmal reichen sie höher in die Kunst hinauf. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts brachten die Holländer die Lackarbeiten und die Porzellane nach Europa. Namentlich letztere haben

sich in der Fayenceindustrie geltend gemacht und zur Erfindung des Porzellans angespornt. Im Rokoko ging der Einfluß in die Schnörkel der Ausstattungskunst über und machte sich auch in bildlichen Darstellungen, Chinesereien, geltend. Was hier aber noch vorwiegend eine Freude an kunstgewerblichen Feinheiten und humoristischen Zutaten war, wird bei den französischen Sammlern und Künstlern nach der Mitte des vergangenen Jahrhunderts ein wesentliches Element der Kunstanschauung und äußert sich z. B. in Werken von Manet und besonders Whistler in ähnlich gestimmten Impressionen. Wie sehr unsere Plakatkunst von den Japanern gelernt hat und wie weit sie aber auch hinter der intimen Feinheit der Vorbilder, die gerade das Gegenteil von Plakatcharakter haben, zurückgeblieben ist, das lehrte der flüchtigste Eindruck in der Münchener Ausstellung ‚Japan und Ostasien in der Kunst'.

Man tritt in die Ausstellungsräume wie in eine fremde Welt. Man wartet, daß die Werke zu einem sprechen. Doch das tun sie nicht, oder doch viel weniger als die Werke unserer Kunst. Sie ruhen in sich selbst, und wer sie verstehen will, muß sich in ihre Ruhe hineinversetzen. Das Kolossalmonument des Daibutsu, des großen Buddha ist ihr Symbol. Mit einer unerschütterlichen Lässigkeit ruht er im Nirwana. Wie aus tiefen Raum- und Gedankenfernen heraus treten die Götter- und Priestergestalten ins Bild und bringen die Stille der Ferne mit. Ihr Blick weilt noch auf einem unirdischen Punkte, und wenn sich die Augen auf den Beschauer richten, haben sie den beschaulichen Ernst noch nicht verloren. Es ist, wie wenn sie ihn nicht verlieren könnten, wie wenn die Gesichter dieser Sektenpatriarchen nie von menschlich leidenschaftlichen Linien durchzogen worden wären. Und doch sind diese Gestalten nicht so allein, nicht so bewußt auf sich selbst gestellt und nicht so von sich selbst verlassen, nicht so mit schwerer Verantwortlichkeit für ihr inneres Gleichgewicht belastet wie die unsrigen, die der christlichen Kunst vor allem, die im Jenseits Ruhe hoffen. Jene Gestalten kommen im Diesseits zur Ruhe, sie sind von einer Sphäre umgeben, in der die Naturstimmung überwiegt. Es leuchtet hinter ihnen wie sanftes Mondlicht, in dem sie sich träumerisch bewegen. Ihre Körper haben eine wohlige Behaglichkeit und den Rhythmus liebenswürdiger Anmut.

Mit diesem Feingefühl für das Dasein mag auch die frühe Hochblüte der Landschaftsmalerei zusammenhängen, die so wenig Grobes und Materielles hat und mit so äußerst wenig Mitteln einen so unendlich feinsinnigen Eindruck hervorbringt. Da ist eine Stimmungslandschaft um 1200, deren schlichte Tiefe noch kein moderner Maler erreicht hat, eine Sturmregenlandschaft im 14. Jahrhundert, in der es braust und gießt und Wasserströme und abgerissene Blätter jagt. Das huscht am Auge vorbei wie hingewischt und bleibt doch bestehen als ein unauslöschlicher Moment. Es sind chinesische Bilder. Die tiefsten und feinsten Anregungen hat Japan von Anfang bis zuletzt immer wieder von China erhalten. Immer wieder gibt China den Anstoß zu einer Stilerneuerung, vor allem in der chinesischen Renaissance Japans vom 15. Jahrhundert ab mit dem Impressionismus der Kanoschule und der Korinschule. Da geht die Darstellung mit ihrer Mißachtung der materiellen Naturkopierung bis an die Grenze, wo Linie und Farbe ins Dekorative übergehen. Nur ein Hauch der lebendigen Natur bleibt, aber dieser Hauch ist so stark wie wehender Blütenduft.

Diese Eindrücke empfangen wir von der Seele der fremden Kunst im Vergleich mit der unsrigen. Wenn wir uns dann in ihr eigenes Bereich begeben, so fühlen wir hier die große Nähe von Kunst und Leben, die harmonisch ineinandergehen. In engem Kreis ist alles ästhetisch vereinigt. Der Geschmack nimmt sich mit der gleichen Sorgfalt der höheren geistigen Bedürfnisse wie der körperlichen Schmuckfreude an. Die Sorge für das Kleine ist gerade so wichtig wie die für das Große. Und des Kleinen ist mehr da. Es verlockt zu einem harmoni-

schen Genügen. Die ästhetische Befriedigung kapselt sich ein und schließt sich gegen die tieferen zwiespältigen Fragen des Lebens ab.

Wer will beim ersten Anblick einer solchen ganz fremden Kunst etwas Endgültiges sagen, wo er alle Mühe hat, die Eindrücke aufzunehmen und zu sondern wie die Gerüche in einem stark duftenden Garten? Wer kann sich mit der Geister- und Fratzenwelt, deren Gesichter selbst in der Plastik mit der Plötzlichkeit spukhafter Visionen auftauchen, so schnell auf Du und Du stellen? Wer kann sobald die besonderen symbolischen Beziehungen von Natur und Mensch in ihrer traditionellen künstlerischen und literarischen Fixierung nicht nur kennen, sondern auch fühlen und miterleben? Und wer will vollends die Psychologie dieser ostasiatischen Kunst ergründen und entwickeln, so lange die Forschung noch so viel unbekanntes Land vor sich liegen hat. Es hat hier keinen Zweck, die japanischen Stilschulen, so weit sie geklärt sind, anzuführen, sowie die Meister des Holzschnitts aufzuzählen, des Kunstzweiges, dessen sich die Liebhaberei und die Wissenschaft zuerst angenommen hat. Es wird sich Gelegenheit geben, ausführlich darauf zurückzukommen. Denn diese Ausstellung dürfte ein Markstein sein, der den Anfang einer neuerlichen Durchdringung auch der deutschen Kunst mit japanischen Schönheitswerten bezeichnet und zu deren Kenntnis darum doppelt reizt.

K. W.

Musik

Das erste deutsche Brahmsfest.

Von einem ‚Beginn der Konzertsaison‘ kann man in diesem Jahre bei uns in München füglich nicht reden, aus dem einfachen Grund, weil die Konzertsaison den ganzen Sommer hindurch — überhaupt nie aufgehört hat. Von dem Beethoven-Bruckner-Brahms-Zyklus, den der Konzertverein — mit Übertragung der Wagnerschen Festspielidee auf die sinfonische Musik — veranstaltete, war im vorigen Heft bereits die Rede. Kaum hatte dieser Zyklus mit Beethovens ‚Neunter‘ seinen glänzenden Ausklang gefunden, wurden wir schon wieder zur Bewunderung künstlerischer Festestaten gerufen: im Odeon begann das seit langem mit großem Reklamepomp angekündigte ‚Erste deutsche Brahmsfest‘, das vom 10. bis 14. September mit glänzendem äußeren Erfolg programmäßigen Verlauf nahm. Daß es in unserer Zeit des Persönlichkeitskultus so lange gedauert hat, bis einem Künstler wie Brahms eine derartige heute wirklich nicht mehr ungewöhnliche Huldigung zuteil wurde, ist ein Prototyp der eigenartigen und ungewöhnlichen Beziehungen des Meisters zur Gegenwart. Das reservierte Verhältnis unserer Moderne zu Brahms hat zunächst seinen historischen Grund: noch sind die Gegensätze der Parteikämpfe der Wagnerzeit nicht ganz vergessen, und bei dem heutigen weltbeherrschenden Triumph der Bayreuther Kunst hat der vermeintliche musikalische ‚Gegenpapst‘ von damals von vornherein keinen leichten Stand. Gewichtiger noch sprechen einige innere, stilistische Gründe mit. Brahms Musik ist, darüber kann kein Zweifel sein, ihrem Wesen nach dem Geist der musikalischen Moderne direkt entgegengesetzt. Das liegt in ihrem strengen, ‚absolut musikalischen‘ Charakter begründet. Während für die moderne Musik das Streben nach Zusammenwirken mit den anderen Künsten, insbesondere mit der Poesie typisch ist (Vorherrschaft von Programmusik und Musikdrama!), betont Brahms überall mit aller Entschiedenheit die absolute Selbständigkeit der Tonkunst. In Zusammenhang damit stehen eine Reihe technischer Merkmale: bei den Modernen sehen wir prinzipielles Zurücktreten der rein musikalischen Form zugunsten freigestalteter, ‚poetisierender‘ Anlage; Brahms greift dagegen wieder auf die streng geschlossene Formenwelt der Klassiker zurück. Die Modernen legen den größten Wert auf Verfeinerung der klanglichen Farbengebung, namentlich im Orchester, und lassen dafür die thematisch melodische Zeichnung etwas zurücktreten. Brahms macht es umgekehrt: er handhabt die klangliche Palette mit gewollt asketischer Zurückhaltung, verlegt sich

aber mit aller Sorgfalt auf die thematisch-kontrapunktische Arbeit. Die Modernen suchen nach immer neuen, noch nie dagewesenen Mitteln der Technik und des Ausdrucks, Brahms hält Umschau in der Vergangenheit und läßt die alten Kirchentöne und andere Elemente der Tonsprache vergangener Jahrhunderte wieder zum Leben erstehen usw. — kurz, bald im positiven, bald im negativen Sinn sehen wir Brahms allen Eigenheiten des modernen Stils entgegentreten. Seine Musik ist im vollsten Sinn des Wortes eine ‚unzeitgemäße' Kunst. Und doch gerade darin liegt andrerseits wieder ihre große zeitgemäße Mission, die Mission nämlich, unsere moderne Kunstentwicklung vor Einseitigkeit zu bewahren. Die poetisierende Richtung der modernen Musik, wie sie mit besonderer Schärfe im Wagnerschen Gesamtkunstwerk und in der Programmusik hervortrat, hat zweifellos die selbständige Stellung der Tonkunst in gewissem Sinne beeinträchtigt, eine so gewaltige Bereicherung an Form und Ausdruckskraft sie ihr andrerseits auch zuführte. Im Hinblick darauf erscheint Brahms ‚absolut musikalische' Kunst als wertvolles Gegengewicht; ihr als solchem die Wege ebnen zu helfen, ist die Hauptaufgabe von Veranstaltungen wie das ‚Erste deutsche Brahmsfest', denen daher auch eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für die moderne Musikkultur zukommt.

Von diesem Gesichtspunkt aus war es denn auch ganz passend, gerade München als Festort zu wählen — die Wagnerstadt, die sich in der Pflege Brahmsscher Musik seither einer nicht mehr entschuldbaren Zurückhaltung befleißigt hat. Freilich — aus einem Saulus ein Paulus ist man deshalb hier noch lange nicht geworden. Denn das stand außer Zweifel: mit dem eigentlichen Münchener Musikleben hatte das Brahmsfest kaum etwas zu tun. Von der Berliner Brahmsgesellschaft arrangiert, dem rheinischen Meister der Brahmsinterpretation Fritz Steinbach geleitet, dem Cölner Gürzenichchor und Mitgliedern der Meininger Hofkapelle, die dem hiesigen Tonkünstlerorchester ergänzend an die Seite traten, ausgeführt, erschien es als Veranstaltung für unser Fremdenpublikum; vollständig vertreten war die Berliner Brahms- und die Cölner Steinbachgemeinde; von Münchnern bemerkte man nur einen kleinen Kreis Fachleute; die sonstigen Konzertstammgäste hielten sich durchweg fern. So gaben in diesen Konzerten nicht nur die Ausführenden, sondern charakteristischerweise auch die Hörenden ein Gastspiel.

In drei größeren Orchesterkonzerten und drei Matineen spielte sich das Ganze, das den Stempel unverwüstlicher Musizierfreudigkeit an der Stirne trug, ab. An größeren Instrumentalwerken gab es zu hören die vier Sinfonien, die Haydnvariationen und das von Brahm-Eldring mit reifster Meisterschaft interpretierte Violinkonzert; von Chorwerken kamen außer dem populärsten Werk des Meisters, dem sinnig gemütstiefen ‚Deutschen Requiem', der ‚Gesang der Parzen', das pompöse ‚Triumphlied', das ‚Schicksalslied', die Rhapsodie aus der ‚Harzreise' und endlich die selten gehörten achtstimmigen ‚Fest- und Gedenksprüche' zur Aufführung. Der berühmte Gürzenichchor bewährte sich in all den verschiedenartigen Aufgaben aufs Beste; der Rhapsodie kam noch besonders die technisch ebenso glänzende wie künstlerisch tiefempfundene Wiedergabe des Altsolos durch Fräulein Philippi zugute. Von den orchestralen Darbietungen hinterließen den tiefsten Eindruck die mit meisterhaft klarer Analyse des thematischen Gewebes gebotenen ‚Haydnvariationen' und die in ihrer vollen, herben Schönheit und geistigen Tiefe erstehende E-moll-Sinfonie. Genüsse feinsten Genres boten auch verschiedene instrumentale und vokale Kammermusikaufführungen, unter denen als besonders apart die reizenden ‚Liebesliederwalzer' (op. 52 für Vokalquartett und vierhändige Klavierbegleitung) hervorragten. Daß daneben auch besonders schwer eingängliche und deshalb im Konzertsaal seltene Werke wie die Violinsonate D-moll op. 108 und das Klarinettentrio op. 114 zu Gehör kamen,

war im Hinblick auf die Besonderheit der Veranstaltung nur zu begrüßen. Brahms, dem Liederkomponisten, war ein spezielles Konzert von Ludwig Wüllner gewidmet. Da in Brahms Lyrik sehr oft das rein-musikalische Element dem dichterischen gegenüber etwas zurücktritt, war es von besonderem Interesse, hier einem Interpreten zu begegnen, der wie Wüllner den Schwerpunkt gerade auf die poetische und deklamatorische Seite des Vortrags verlegt. Dadurch erschien manches in ganz neuem, ungewohntem Licht.

Der äußere Erfolg des Ersten deutschen Brahmsfestes war glänzend. Schon einige Wochen vor Beginn waren sämtliche Sitzplätze ausverkauft, und am Schluß des Ganzen, als im dritten Orchesterkonzert die letzten Akkorde der E-moll-Sinfonie verklungen waren, erhob sich tosender Jubel, wie ihn in dieser Intensität der Odeonssaal noch nicht oft erlebt haben dürfte. Die stürmischen Ovationen riefen den auch mit Kranzspenden ausgezeichneten Dirigenten Steinbach immer wieder aufs Podium zurück. Außer den musikalischen gab es während der Festtage auch einige gesellschaftliche Veranstaltungen, u. a. eine sehr würdig verlaufene Begrüßungsfeier im Rathaussaal. Recht hübsch gestaltete sich auch ein gemeinsamer Ausflug an den Starnberger See, wobei in Tutzing, wo Brahms längere Zeit zur Sommerfrische geweilt und u. a. die Haydnvariationen geschrieben hatte, eine kleine Huldigung stattfand.

Von der Münchener Hofoper. Als erste Neueinstudierung der Wintersaison wurde Brülls ‚Goldenes Kreuz' gebracht. Inmitten der das schwerste Geschütz auffahrenden modernen Musikdramatik und neben den Sensationen einer ‚Elektra' und ‚Tosca' begegnet man Reminiszenzen an die bescheidene Singspielkunst früherer Tage, wie sie dieses Werk bietet, zur Abwechslung recht gerne. Gerade die Anspruchslosigkeit der Gestaltung bildet mit eine Grundlage des der Oper seit der Berliner Uraufführung (22. Dez. 1875) bis heute treugebliebenen Erfolges. In den knappen einfachen Formen dieser Partitur entfaltet sich das Talent des Komponisten für gefällig empfindsame Melodik aufs beste, und von den liedartigen Nummern hat Bombardons ‚Je nun man trägt, was man nicht ändern kann' bis zu einem gewissen Grade sogar volkstümliche Verbreitung erlangt. In diesem Lied tritt ein Grundzug von Brülls Musik, der sich die ganze Oper hindurch beobachten läßt, besonders hervor: der ausgesprochen ‚wienerische' Charakter, ein Zug jener oft sentimentalen Empfindsamkeit, wie sie anderweit beispielsweise in den originellen Liedweisen eines Koschat und stark degeneriert auch in den Rührgesängen der neueren Wiener Operette Ausdruck gefunden hat. — Die unter Fischers musikalischer Leitung stehende Aufführung wurde mit den Damen Ulbrig und Kuhn-Brunner, sowie den Herren Bender, Walter und Schreiner in den Hauptrollen dem Werk bestens gerecht.

Dr. Eugen Schmitz.

Verschiedenes

Zur Antialkohol-Bewegung. Vor wenigen Jahren noch wurde der Kampf gegen den Alkoholmißbrauch als schnurrige Idee weidlich belacht. Das hat sich überraschend schnell und gründlich geändert. Die Antialkoholbewegung ist heute eine der ernstesten und stärksten Erscheinungen im Kulturleben der germanisch-angelsächsischen Rasse.

Mannigfache Ursachen haben dazu mitgewirkt. Die Medizin ging immer mehr von der Behandlung der Einzelfälle und ihrer Symptome zur ätiologischen Behandlungs- und Verhütungsmethode über. Die Volkswirtschaft sucht immer entschiedener auf eine Gesundung der sozialen Grundfaktoren hinzuwirken. Die Rechtspflege beschreitet mit Erfolg neue Wege (z. B. in der Behandlung jugendlicher Verbrecher), um das Verbrechen in seinen Entstehungsursachen zu verhüten, und nähert sich so der Fürsorge für sittlich Gefährdete. Die Psychologie, die wissenschaftliche wie die mehr

praktisch gerichtete, hat zwar die Aufstellungen eines einseitigen, naturalistischen Willens-Determinismus zurückweisen müssen, aber zugleich uns die Hemmungen und Beschränkungen, die im normalen wie pathologischen Seelenleben von der Umwelt und von unsrer Leiblichkeit auch auf die höchsten Formen unsers Erkennens und Wollens einwirken, nachdrücklich zum Bewußtsein gebracht.

Diese Bestrebungen, denen noch manche verwandte beigefügt werden könnten, und die den forschenden Blick notwendig von den Erscheinungsgruppen zu ihren tieferen Ursachen lenkten, trafen je länger, desto deutlicher in der Erkenntnis zusammen, daß es wirklich eine Alkoholnot in unserm Volke gibt, und daß diese Alkoholnot bis zu einem hohen Grade mitschuldig ist an dem wirtschaftlichen, gesundheitlichen und sittlichen Tiefstand, über den wir seufzen.

Aus dieser tief und allgemein empfundenen Not geboren, erstrebt die Antialkoholbewegung als Ziel: eine neue, weit strengere, allgemeine Mäßigkeit im Genuß alkoholischer Getränke.

Der bisherige Mäßigkeitsbegriff ist unbestimmt und viel zu äußerlich. Solange nicht deutliche Zeichen der inneren Gehirnlähmung auftreten, ist man geneigt, jedem gern das Prädikat ‚mäßig‘ zu geben. Nun ist aber unwiderleglich nachgewiesen, daß die Grenze, an der die schädlichen Wirkungen des Alkohols beginnen, weit unterhalb der gewöhnlichen Trunkenheit liegt, mit anderen Worten: Im besten Glauben, mäßig zu sein, kann der einzelne unwiderbringlich die feinsten Bildungen seines seelisch-leiblichen Organismus schädigen und so seine Arbeitsleistung und seine Lebensführung hinabdrücken. Dies wird um so sicherer und allgemeiner der Fall sein, je mehr der gelegentliche Alkoholgenuß zum Alkoholismus geworden ist. Darunter ist zu verstehen jenes große, weitverzweigte Netz all der technischen Einrichtungen und gesetzlichen Anordnungen, die der Herstellung und dem Vertrieb des Alkohols dienen, all der unrichtigen Anschauungen über den Wert und die Notwendigkeit des Alkoholgenusses, all der Sitten und Gebräuche, die den Alkoholgenuß fast zum unbeschränkten Herrscher im gesellschaftlichen Verkehr erheben.

Gegen dieses System des Alkoholismus richtet sich die Mäßigkeitsbewegung in ihren verschiedenen Gruppen und Organisationen.

Was großzügige, planmäßige Aufklärung anlangt, steht der ‚Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke‘ (Berlin W 15) unbestritten in der ersten Reihe. Daß allmählich bessere Anschauungen, bessere Sitten, bessere Einrichtungen und Gesetze für das weite Gebiet des Alkoholismus sich durchringen, ist zum guten Teil sein Verdienst.

Daneben wirken die verschiedenen Abstinenten-Organisationen, die ganz bedeutende Zahlen von Mitgliedern aufweisen. Es mag sein, daß bei einzelnen Vertretern der völligen Abstinenz eine gewisse Engherzigkeit und Querköpfigkeit mitspricht. Aber es wäre ungerecht und unverantwortlich, damit die Abstinenz überhaupt geringschätzig abtun zu wollen. Die moderne Abstinenz will nur ein Mittel, ein scharfes, aber notwendiges Kampfmittel sein, um den Zwang der Trinksitten zu durchbrechen und die Bahn für eine wirkliche Mäßigkeit der Allgemeinheit frei zu machen.

Es ist erfreulich, daß neben humanitären (Guttempler) und evangelischen (Blaukreuz) Organisationen nun auch auf katholischer Seite die Abstinenz- und Mäßigkeitsbewegung nachdrückliche und erfolgreiche Förderung findet. Auf dem Breslauer Katholikentag hielten der junge katholische akademische Abstinentenverband, der Priesterabstinentenbund, das Katholische Kreuzbündnis (St. Kamillushaus in Heidhausen a. d. Ruhr) und der Katholische Mäßigkeitsbund (Trier, Speestr. 16) Versammlungen ab, die vollauf befriedigten und gute Aussichten für die Zukunft eröffneten.

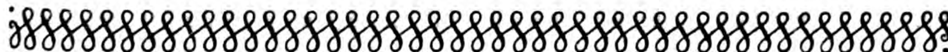
Ein Fortschritt in der richtigen Wertung der Alkoholfrage ist auch darin zu finden, daß ihr ein Platz in einer öffentlichen Hauptversammlung des Katholikentages gewährt wurde. Pfarrer Kapitza, der verdienstvolle Vorkämpfer der oberschlesischen Mäßigkeitsbewegung, sprach in seiner packenden, kraftvollen, fortreißenden Art über: Alkohol und soziale Frage. Hinter jedem Satz, den Kapitza spricht oder schreibt, steht er selbst, eine ganze, aufrechte, idealgesinnte, tieffromme Priesterpersönlichkeit.

Vielleicht am wenigsten ist bisher unsere Seelsorge von den Methoden und Zielen der jetzigen Mäßigkeitsbewegung angeregt und befruchtet worden. Sie kämpft in der gewohnten Weise gegen die Trunksucht, sucht auch den Trinker zu bekehren, beachtet aber gar nicht oder sehr wenig die Zusammenhänge der einzelnen Trunkenheitsfälle mit den Alkoholsitten und Einrichtungen in Staat und Gemeinde, in Gesellschaft und Familie. Aus dieser Nichtachtung stammt dann die Erfolglosigkeit und die müde Verzagtheit so vieler Seelsorger auf diesem Arbeitsfelde.

Da ist es mir eine wirkliche Freude, auch an dieser Stelle auf die jüngste Schrift Kapitzas: ‚Die Seelsorge und die Mäßigkeitsbewegung'* hinweisen zu können. Sie ist ein origineller und wie ich glaube wohl gelungener Versuch, die psychologischen, sozialen, pathologischen und statistischen Ergebnisse, die uns eine unermüdliche Arbeit in den letzten 10 bis 20 Jahren auf diesem Gebiet beschert hat, für die Seelsorge nutzbar zu machen. In gewissem Sinne sind es neue Wege, die Kapitza uns führt. Und doch auch wieder alte, urchristliche, echt katholische Wege, insofern es den besten katholischen Traditionen entspricht, bei der Missions- und Seelsorgsarbeit an alle edlen Anlagen und Kräfte im Menschen anzuknüpfen, sich der natürlichen Hilfsmittel klug zu bedienen und auf die Zeitverhältnisse gebührend Rücksicht zu nehmen. Wie Kapitza diese Gesichtspunkte, besonders in dem Abschnitt ‚Pastorale Methoden und Mittel', auf die Mäßigkeitsarbeit anwendet, wird jeden Seelsorger, aber auch andere, die in irgend einem Sinne an der Volkserziehung beteiligt sind, lebhaft interessieren und zu Versuchen anregen.

Ein Wunsch liegt nahe, daß nämlich Kapitza, der offenbar geborener Psychologe und Seelsorger ist, uns auch für andere Gebiete (Seelsorge und geschlechtliche Sittlichkeit; Seelsorge und Familienleben; Seelsorge und innere Frömmigkeit u. dergl.) ähnliche pfadweisende Arbeiten liefern möchte. Viele würden ihm dafür Dank wissen. St.

* Seelsorger-Praxis. XX. Bd. Ferd. Schöningh, Paderborn. 1909.



Vom Weihnachtsbüchertisch

Geschichte.

Wenn wir die in den letzten Jahrzehnten unternommenen Versuche welthistorischer Darstellung betrachten, so will es des öfteren scheinen, als ob sich seit längerer Zeit die Kunst des Geschichtschreibers mehr und mehr in eine Kunst des organisierenden Herausgebers, um nicht zu sagen in die Kunst des prunkvoll ausstattenden Verlegers umgewandelt habe. Von der großen Onkenschen Weltgeschichte der 80er Jahre angefangen bis zu der neuesten von Pflugk-Hartung herausgegebenen des Ullsteinschen Verlages haben wir eine Reihe solcher aus der Zusammenarbeit mehrerer erwachsenen Universalgeschichten erhalten. Wir beobachten dabei die Tendenz, den anfänglich sehr erheblichen Umfang zugunsten einer übersichtlichen Darstellung einzuschränken und so bei geringerer stofflicher Breite eine größere Deutlichkeit der führenden Ideen und Zusammenhänge zu erzielen. Das ist gewiß nicht bloß vom Standpunkt des bildungsbeflissenen modernen Menschen aus ein Fortschritt, sondern auch vom Standpunkt der historischen Beherrschung der Tatsachen. Aber es machen sich hierbei auch wieder Nachteile bemerkbar, die einen mit wehmütigen Gefühlen an jene Jahre zurückzudenken zwingen, da das Lesen einer Weltgeschichte ebensosehr den Reiz phantasiebeflügelnder Unterhaltung, als den Genuß einer ruhig und sicher waltenden Erzählungskunst und, soweit die neuere Geschichte in Betracht kommt, auch noch den Gewinn politischer Inspiration in sich schloß. Namen wie Müller, Menzel, Rotteck, Schlosser und als letzter Ranke deuten diese Zeit an, da noch ein einzelner aus der Kraft seiner Persönlichkeit heraus Werke schaffen konnte, an die sich heute kein tiefer geschulter Historiker mehr wagen würde. Arbeitsteilung ist heute Grundbedingung aller Zuverlässigkeit. Aber daß sie auch tatsächlich Bürgschaft dafür sei, wird man nicht behaupten können. Gerade die Tendenz der Konzentrierung und Ideengruppierung verführt gar leicht zur Oberflächlichkeit und erschwert jenes gerechte Abwägen, ohne das niemals die Geschichte zur Lehrmeisterin der Völker werden kann. Diese Gedanken sind angeregt durch dasjenige Werk, das den neuesten Typ einer Weltgeschichte darstellt, die sog. Ullsteinsche. Sie ist auf sechs Lexikonbände berechnet, von denen vier (von 1500 bis zur Gegenwart) erschienen sind, während die das Altertum und den Orient umfassenden Bände noch 1909 erscheinen sollen. Den beiden, die Neuzeit von 1500 bis 1815 darstellenden Bänden, die hier schon besprochen wurden, reiht sich als letzter des ganzen Werkes der Band an, welcher seine Würdigung der geschichtlichen Ereignisse bis ins Jahr 1908 ausdehnt. Wie in den früheren Bänden ist auch hier die Gruppierung nach universalhistorischen Gesichtspunkten einfach und übersichtlich. Die Geschichte der Vereinigten Staaten wird von P. Darmstaedter in klarer und gefälliger Weise erzählt. Mit einem gewissen dramatischen Interesse verfolgen wir die Entwicklung dieses Länderkomplexes von der ersten englischen Koloniegründung bis zum Industrie- und Weltstaat, gleichsam ein Stück der allgemeinen Weltentwicklung vorausnehmend, deren Darstellung den Abschluß des Bandes bildet. Kurz, aber ausreichend skizziert K. Haebler die Geschichte Mittel- und Südamerikas. Nach diesem Vorspiel treten wir in die Geschichte der Neuordnung Europas ein, so wie die französische Revolution es hinterlassen hatte. Aber schon in dem Abschnitt ‚Europa im Zeitalter der Reaktion' von H. Ulmann macht sich ein sowohl im Stil wie in der Gesinnung fühlbarer Abstand bemerkbar. Die Form ist nicht minder unklar wie die Ideen, in denen liberal-doktrinäre Eingeengtheit ein unbefangenes Verstehen auch der rückgreifenden Bestrebungen erschwert. Nach der schweren Lektüre dieses Abschnittes weiß man die leichtflüssige und gemäßigte Darstellung der Zeit nationaler Einigung, in die sich K. Th. von Heigel mit W. Hausenstein (soziale und Kunstbewegung) geteilt haben, umsomehr zu schätzen, und diese Empfindung hält auch bei dem größten Abschnitt des Bandes vor, in dem E. Brandenburg die Entstehung eines Weltstaatensystems zu überschauen anleitet. In beiden Abschnitten haben sich die Verfasser bei der Besprechung der kirchlichen Kämpfe (Vatikanum und Kulturkampf) sachlicher Ruhe und Richtigkeit beflissen. Den Abschluß bildet eine großzügige, durch wertvolles Kartenmaterial unterstützte Betrachtung Lambrechts über die europäische Expansion. Die illustrative Ausstattung des Werkes übertrifft unter Berücksichtigung des billigen Preises von 20 M. pro Band alles bisher dagewesene. Dies letztere gilt auch von dem soeben erschienenen Band über das Mittelalter, der, nach einer flüchtigen Durchsicht zu urteilen, in mancher Hinsicht einer objektiveren Würdigung dieser so lange ohne alles eindringende Verständnis beurteilten Zeit Vorschub zu leisten scheint. Es ist insbesondere der von Prof. Dr. Georg Kaufmann behandelte Abschnitt: ‚Kaisertum und Papsttum bis Ende des 13. Jahrhunderts', worin dieses Bestreben hervortritt, obwohl auch gerade hier der Wider-

spruch einzusetzen am meisten Gelegenheit finden wird. Die ausführliche Würdigung dieses Bandes ist in Aussicht genommen. — Eine **‚Deutsche Geschichte‘** in zwei Bänden bietet als Frucht seiner Altersmuse Oskar Jäger. (C. H. Beck, München.) Ein um volkstümliche Geschichtschreibung verdienter Mann wendet sich damit an die ‚weiteren Kreise der Gebildeten‘. Ohne allen Apparat erzählt er in schlichter, klarer Sprache die Geschicke und Wandlungen unseres Volkes, an dem des Verfassers Herz mit Liebe hängt. Nichtsdestoweniger atmet die Erzählung eine gewisse Kühle, die an die Alterswerke Rankescher Darstellungskunst erinnert. Der protestantische Standpunkt hindert den Verfasser zwar nicht, im einzelnen historische Gerechtigkeit zu üben, so z. B. Tilly gegenüber, beherrscht aber im allgemeinen, negativ wie positiv, die ganze Darstellung und tritt in einzelnen Teilen (Reformation und Gegenreformation) so einseitig hervor, daß katholische Leser wohl mehr als nur an einzelnen Wendungen (‚dumpfe gewohnheitsmäßige kirchliche Frömmigkeit‘) Anstoß nehmen werden. Die Ausstattung, zu der eine reichliche Anzahl sehr gut gewählter Bildtafeln und Karten gehört, ist recht gediegen. Der vorliegende erste Band reicht bis zum westfälischen Frieden. — Die bei Kirchheim in Mainz erscheinende Weltgeschichte in Charakterbildern ist mit dem Band **der hl. Bonifatius** von Dr. Gustav Schnürer wieder um einen sehr verdienstvollen Schritt vorwärts gekommen. Entsprechend der besonderen Stellung dieser Monographie in dem Gesamtunternehmen hat der Verfasser dem Charakterbild eine breitere kulturhistorische Untermalung geben dürfen, als sie ein Leben des Apostels der Deutschen an sich rechtfertigen würde. Der weitere Titel dieser zuverlässigen Darstellung kann daher mit Recht lauten: Die Bekehrung der Deutschen zum Christentum. — **Charakterbilder aus der Weltgeschichte** (Verlagsanstalt vorm. Manz, Regensburg) nennt sich ein in 2 Bänden vorliegendes Lesebuch, das von Dr. A. Schöppner ‚nach Meisterwerken der Geschichtschreibung‘ zusammengestellt, von Dr. L. König in 4. Auflage umgearbeitet, alle geschichtlichen Hauptereignisse in gut unterrichtenden Aufsätzen vorführt. Doch vermißt man den scharfen Umriß der geschlossenen Darstellung selbst in den einzelnen Abschnitten, in welcher Hinsicht das auf drei Bände berechnete Werk: **Aus der Geschichte der Völker** von Max Förderreuther und Friedrich Würth, von dem der 1. Band: Das Altertum, vorliegt (Kösel, Kempten 1909), den Vorzug verdient. Auch dieses Werk ist ‚aus Geschichtswerken alter und neuer Zeit zusammengestellt,‘ doch so, daß der einzelne Autor und die Quelle angegeben sind und dem Beitrag die Geschlossenheit der ursprünglichen Gestaltung gewahrt blieb. Beide Werke sind illustriert, doch ist das letztgenannte neue Werk dem ersteren bei weitem überlegen. — Die kirchengeschichtliche Literatur ist neuerdings durch den Abschluß der Neubearbeitung eines Werkes bereichert worden, das von jeher zu ihren Zierden gehörte und nunmehr in vierter Auflage wieder allen Ansprüchen der Gegenwart gewachsen ist, das von Prof. Dr. Joh. P. Kirsch neubearbeitete und ergänzte **Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte von Jos. Kardinal Hergenröther.** [Dritter (Schluß-)Band: Von der Mitte des 17. Jahrhundert bis zur Neuzeit.] (Herder, Freiburg 1909). Damit liegt die Neuausgabe, bis auf einen Ergänzungsband, der die ‚chronologische Übersicht‘ nebst Tabellen enthalten wird, abgeschlossen vor. Der gelehrte Herausgeber hat sie bis auf die neueste Zeit fortgeführt und damit nicht nur ein kirchenhistorisches Nachschlagewerk allgemeinster Natur, sondern auch ein vortreffliches Mittel übersichtlichster Orientierung in den Fragen, Kämpfen, Organisationen und Richtungen der Gegenwart geschaffen. Der letzte Abschnitt — Die Kirche gegenüber dem nationalen Rechtsstaat und dem Weltverkehr; die innere Kräftigung des religiösen Lebens und der Kampf gegen den Unglauben — wirkt mit apologetischer Kraft, wie sie nur in der Sprache der Tatsachen liegen kann. Die Übersichten über den Altkatholizismus, die Lehrstreitigkeiten bei den Protestanten und ähnliches, ebenfalls bis in die Gegenwart ausgedehnt, orientieren gut.

Philosophisches und Pädagogisches.

Immer mehr räumt die langezeit vorwiegende Historie im philosophischen Denken wieder der systematischen Problembehandlung das Feld. So gewinnt die höchst lehrreich zusammenfassende **‚Allgemeine Geschichte der Philosophie‘**, die zur Teubnerschen Enzyklopädie ‚Kultur der Gegenwart‘ von Wundt, Oldenberg, Arnim, Bäumker, Windelband u. a. gemeinsam beigesteuert wurde (geb. M. 14.—), im Grunde das Gepräge eines abschließenden Rückblicks, in dem nur noch öfters allzu schwer gerüstete Gelehrsamkeit die volle Lebenswertung behemmt. Ein frischer Zug zu den Gegenwartsproblemen hin weht durch die beiden wertvollsten philosophiegeschichtlichen Monographien, die das verflossene Jahr allen besinnlichen Lesern beschert hat.

‚Die Ethik des hl. Augustinus‘ von Jos. Mausbach (2 Bde., Herder; geb. M. 17.40), ist weit mehr als nur eine geschichtlich erschöpfende Darstellung. Für den Ausgleich zwischen Persönlichkeitsethik und sozialer Ethik, nach dem unsere Zeit ringt, und zugleich für die so notwendige Sicherung der Verknüpfungen zwischen Sittlichkeit und Religion, zwischen theoretischer und praktischer Philosophie, werden hier die nachhaltigsten Angel- und Richtpunkte gewonnen. Für die Neubelebung einer ästhetisch harmonisierenden Weltanschauung, der aber alle Metaphysik im Grunde ‚nur die letzte Projektion eines Lebensgefühles‘ ist, setzt sich das bedeutsame Werk Eduard Sprangers **‚Wilhelm von Humboldt und die Humanitätsidee‘** (Reuther & Reichard, geb. 10 M.) mit Wärme und Schwungkraft ein. Jene Welt vornehmer Innenkultur, der auch unsere klassischen Dichter angehörten, spricht aus diesem prächtigen Buch mit allem ihrem noch unerschöpften Bildungswert, aber auch mancher künstlichen Abgeschlossenheit. Über beide Werke wird im ‚Hochland‘ ein Weiteres zu sagen sein.

Jenseits der historischen Bedingtheit liegt der bleibende Gehalt jener Denker, denen die jetzt allzu zahlreich veranstalteten Neuausgaben auch wirklich neuen geistigen Einfluß geben: Die mustergültige deutsche Ausgabe der **Dialoge Platons** im Diederichsschen Verlag ist mit der Preisendanzschen Übertragung des ‚Staates‘ (geb. 6.50 M.) und der Kieferschen (in den Anmerkungen nicht immer einwandfreien) von ‚Timaios, Kritias und Gesetze Buch X‘ (geb 6 M.) dem glücklichen Abschluß nahe; ebenso die ausgezeichnete Buchenausche **Descartes**-ausgabe in der Dürrschen Philosophischen Bibliothek mit ihrem dritten, die ‚Prinzipien der Philosophie‘ enthaltenden Band (geb. 5,60 M.). Im Gegensatz zu manchen recht überflüssigen Neuausgaben dieser Bibliothek, wie Julian Apostatas und La Mettrie, an deren Stelle man endlich auch eine ausgiebigere Berücksichtigung der christlichen Denker erwarten sollte, sei noch die vortrefflich einführende Auswahl von **Schillers philosophischen Schriften und Gedichten** durch Kühnemann (geb. 5,20 M.) empfehlend hervorgehoben.

Unter den systematischen Gedankenbauten unsrer eigenen Tage ragen für den unbefangenen Überblick die einer zeitgemäß fortentwickelten Neuscholastik immer stattlicher hervor. Ein Spezialwerk wie Joseph Geysers **‚Grundlagen der Logik und Erkenntnislehre‘** (H. Schöningh, geb. 7 M.) kann seinen reichen Gehalt an selbständiger, fruchtbarer Geistesarbeit freilich nur eingehenderem Studium erschließen. Aber auch den Ansprüchen einer minder mühe- und anspruchsvollen Allgemeinorientierung wird immer zweckentsprechenderes dargeboten. Albert Steuers **‚Lehrbuch der Philosophie‘**, dessen erster Band, enthaltend Logik und Noetik, bereits in unserem letzten Aprilheft empfohlen wurde, gelangt nun in einem weiteren Halbband (F. Schöningh, br. 5,20 M.) zur allgemeinen Metaphysik und namentlich Naturphilosophie, welch letztere, als Ganzes genommen, noch kaum je so wohlbeschlagen und anregend zusammengefaßt wurde. Ebensosehr zur Selbstbelehrung als zum Schulgebrauch finden die Hauptpunkte der Psychologie und Logik eine pädagogisch geschickte Darlegung und Erläuterung in den **‚Stundenbildern der philosophischen Propädeutik‘** von P. Vogt S. J. (2 Bände, Herder, geb. 12,10 M).

Am regsten aber hat im verflossenen Jahr die philosophische Geistesarbeit katholischerseits auf jenem Gebiet eingesetzt, das wegen seiner pädagogischen Nutzanwendung schon längst mehr hätte in den Vordergrund treten sollen. Auf die wertvollste einschlägige Arbeit, die eine einzelne, für uns wohl die Grundfrage der Ethik umfassend behandelt, auf Sawickis Werk über **‚Das Problem der Persönlichkeit und des Übermenschen‘**, (F. Schöningh, brosch. 9 M.) konnte bereits auf Seite 226 dieses Heftes nachdrücklich hingewiesen werden. Ehe man zu ihm greift, wird man gut tun, durch eines der zu Gesamtorientierungen so geeigneten Bändchen der ‚Sammlung Kösel‘, an Hand von Michael Wittmanns tatsächlich fundiertem und begrifflich ausgefeiltem und eben darum zum rechten Nachdenken wie geschaffenem Überblick über alle die **‚Grundfragen der Ethik‘** (Kösel, geb. 1 M.) sich ins Klare zu kommen. Das Schlußergebnis, zu dem Wittmann aus rein philosophischen Gedankengängen gelangt: ‚Die Unentbehrlichkeit einer religiösen Moralbegründung‘ wird vielen noch zwingender und gewinnender zum Bewußtsein kommen, wenn sie auf die praktische Lebenserfahrung des Pädagogen und Soziologen hören, die aus Fr. W. Foersters Mund mit so genialer Überzeugungskraft zu uns spricht. Sein neuestes Buch **‚Lebensführung‘** (G. Reimer, geb. 5 M.), aus dem die ‚Hochland‘-Leser bereits einige Partien kennen, ist freilich zunächst ‚für junge Menschen‘ bestimmt, die geistig mündig geworden am Scheideweg der Lebensanschauungen stehen. Aber wer auch von uns Älteren wüßte sich in allen ethischen Aufgaben des rechten Weges so gänzlich gewiß und vor allem von den vorwärtstreibenden Willenskräften stets so vollkommen erfüllt, daß er

sich nicht von solchem Führer zu tieferer Einsicht und stärkerer Inspiration sollte leiten lassen?! Und noch in einem andren Sinne ist Foersters Werk auch dem erwachsenen Leser unvergleichlich dienlich: es lehrt am Beispiel, wie man andre Menschenkinder erzieht und ethisch aufwärts führt, sein Verfasser erweist sich wahrhaft als ein Pädagog der Pädagogen. So tritt er, alte Wahrheiten neubegründend, an die Seite des Altmeisters christlicher Erziehungswissenschaft, Otto Willmann, dessen pädagogisches Hauptwerk **,Didaktik als Bildungslehre'** soeben in vierter verbesserter und verbilligter Auflage (Vieweg & Sohn, geb. 10 M.) sich anschickt, den Kreis derer siegreich werbend zu erweitern, die in den Methodenfragen des Unterrichts nicht jedem flüchtigen Einfall sich preisgeben, sondern den Lehren der immerwährenden Philosophie, der Geschichte und Gesellschaftswissenschaft gleichermaßen nachgehend ihre Bildungsarbeit in das Ganze menschlicher Lebensaufgaben einordnen und organisch vervollkommnen wollen.

Literaturgeschichte u. Neuausgaben.

Während die schöne, mit Sorgfalt gearbeitete **,Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur'** von Prof. Dr. Anselm Salzer (Allgem. Verlagsgesellschaft, München) nur sehr langsam ihrem Abschluß entgegengeht — es sind bis jetzt 31 Lieferungen erschienen, die bis in die Zeit Schillers und Goethes reichen —, sehen wir andere neuere Literaturgeschichten sich durch immer neue Auflagen in der Gunst des Publikums festsetzen. Die uns vorliegende 5. und 6. Auflage von Adolf Bartels **,Geschichte der deutschen Literatur'** (Avenarius, Leipzig) verarbeitet den reichen Stoff in zwei Bänden von übersichtlicher Anordnung mit dem Geschick des allzeit anregend und temperamentvoll urteilenden Historikers, der sich durch keine Rücksicht bestimmen läßt, den nationalen und ethischen Standpunkt dem ästhetischen schlechthin unterzuordnen und die Entwicklung unserer Dichtung getrennt von der nationalen Wohlfahrt ins Auge zu fassen. Sein Werk hat infolgedessen manche Anfechtung von seiten einseitig literarisch gerichteter Kreise erfahren. Aber trotz einer gewissen Einseitigkeit, mit der sein Standpunkt ab und zu fühlbar wird, geht doch im allgemeinen eine gesunde, der literarischen Dekadenz Widerstand leistende Wirkung von dieser Literaturgeschichte aus. Mehr als einige Zünftige gelten lassen wollen, ist ihr auch in wissenschaftlicher Hinsicht manche Anregung zu verdanken, so besonders in bezug auf die innere Stoffgliederung und geschickte Gruppierung. — Die Geschichte der ausländischen Literaturen hat mit den einschlägigen Bänden des großen Teubnerschen Sammelwerkes ,Die Kultur der Gegenwart' **,Die romanischen Literaturen und Sprachen'**, **,Die osteuropäischen Literaturen und die slavischen Sprachen'** und **,Die orientalischen Literaturen'** eine große Bereicherung erfahren. Hier ist der Plan einer Weltliteratur mit zureichenden Mitteln in Angriff genommen, indem namhafte Fachleute in weitgehender Arbeitsteilung sich der einzelnen Literaturkreise annahmen und so zuwege brachten, was für den einzelnen zu leisten heute unmöglich ist. Der die romanischen Literaturen behandelnde Band gliedert den Stoff in drei Hauptabteilungen: Die keltischen Literaturen, die romanischen Literaturen, die romanischen Sprachen. Während sich in die erste dieser Hauptabteilungen drei Fachmänner teilen, werden die beiden andern von je einem beherrscht. Der Löwenanteil fällt dabei Heinr. Morf zu, dessen Übersicht über die romanischen Literaturen das allgemeinste Interesse beanspruchen darf. Sie verdient es, nicht bloß wegen der guten Gruppierung des weitschichtigen Stoffes, sondern wegen der Ausführung im einzelnen, die sich erfreulicherweise nur selten zu Wendungen verirrt wie bei Pascal, wo es heißt, daß ,häusliche Erlebnisse und eigene Krankheit seinen Geist zu unduldsamer Unterwerfung unter die Autorität des Christentums' geführt hätten. Im allgemeinen sind die Charakteristiken sachlich, scharf und klar, die Sprache ist bei aller Beflissenheit zur Kürze durchsichtig. Der Band über die ,osteuropäischen Literaturen' wird durch elf Mitarbeiter bedient und darf, was sachlich richtige Orientierung anlangt, wohl als ein höchst zuverlässiger Niederschlag des literargeschichtlichen Wissens auf diesen Gebieten angesehen werden. — Nicht so unbedingt kann dies von dem Band ,Die orientalischen Literaturen' gesagt werden. Hier spielen in einzelne Abschnitte kritische Theorien hinein, die insbesondere auf die Bibel angewandt nichts weniger als der Ausdruck einer gewissen Sententia communis sind. Aber eine hohe anregende Bedeutung ist dem Band nicht abzusprechen. Schon die Einleitung Erich Schmidts über die Anfänge der Poesie verdient diese Bemerkung. So knappe und doch ausreichende Übersichten über die ägyptische, babylonisch-assyrische, aramäische, äthiopische, arabische, persische, türkische, armenische, georgische, chinesische und japanische Literatur sind für weitere Kreise später erst in dem Sammelwerk **,Die Literaturen des Ostens in Einzeldarstellun-**

gen' (Amelang, Leipzig) erschienen, von dem uns die 'Geschichte der christlichen Literaturen des Orients' von Brockelmann, Finck, Leipoldt und Littmann vorliegt. —

Wer eine '**Geschichte der französischen Literatur**' sucht, der findet in dem 26.—27. Bändchen der Sammlung Kösel die vortreffliche Arbeit von Prof. Dr. Nikol. Welter. Auf nur 300 Seiten kleinen Formats ist der reiche Stoff nicht nur sehr übersichtlich gruppiert, sondern auch in einer Form zur Darstellung gebracht, die das Lesen zu einem wahren Genuß macht. Es ist französischer Esprit darin. Die Charakteristiken geben, ohne lehrhaft zu sein, jeweils ein so scharfumrissenes Bild der einzelnen Persönlichkeit, daß der Leser über die geistige Richtung, welcher das Schaffen eines Autors dient, kaum einmal im Unklaren bleibt.

So unentbehrlich die Literaturgeschichten heute selbst für denjenigen sind, der darauf ausgeht, sich in literarischen Dingen ein eigenes Urteil zu bilden, so bleibt natürlich die Beschäftigung mit den Dichtern und Werken selber doch immer die Hauptsache. Da ist es denn erfreulich zu sehen, wie gleichzeitig neben den fast allzu zahlreich erscheinenden Büchern über die Literatur, diese selbst in immer neuen und immer schöneren und auch billigeren Ausgaben ihren Einzug in die Familien und Privatbüchereien hält. Welche Anstrengungen werden zur Zeit doch allein um eine Klassiker-Ausgabe gemacht, die endlich einmal Billigkeit, Gediegenheit und Schönheit in sich vereinigt und, ohne gelehrte Nebenzwecke, rein dem intimen Umgang mit der geistigen Welt unserer großen Dichter und Denker dient. Wir werden noch Gelegenheit haben, ausführlich von den Ausgaben des neugegründeten Tempel-Verlags, in dem sich eine Reihe von Firmen zum genannten Zweck zusammenschlossen, sowie von der absolut chronologisch geordneten neuen Goethe-Ausgabe des Verlags von Georg Müller, München zu sprechen, sobald sie erschienen sind. Augenblicklich handelt's sich um bereits Vorliegendes. Meyers Klassikerbibliothek (Bibliogr. Institut, Leipzig), die eine allmähliche innere Erneuerung und Erweiterung erfährt und schon allein durch die für philologische Zwecke sehr brauchbare Zeilenzählung allzeit ihren Wert behalten wird, hat die ehemalige Ausgabe von E. T. A. **Hoffmann**, die Kurz besorgt hatte, durch eine neue Bearbeitung und Erweiterung von Schweitzer ersetzt. Dieser eminente Erzähler, dem Männer wie Otto Ludwig, Hebbel, Richard Wagner die größten Anregungen verdankten, ist in seinen größeren Werken noch viel zu wenig bekannt. Schweitzer hat daher, die Ausgabe erweiternd, neben dem 'Kater Murr' auch 'Die Elexiere des Teufels' hier wieder zu Ehren gebracht, ein zwar toll-phantastischer und in sich unmöglicher Roman, aber für Hoffmann sehr bezeichnend und von großer Frische des Stils. — Mit der Herausgabe des **Nibelungenliedes** in der Übersetzung von Simrock macht Meyers Klassikerbibliothek den Anfang, sich auch die großen Werke der mittelhochdeutschen Literatur einzuverleiben. Die Ausgabe ist von Prof. Dr. G. Holz eingeleitet und mit den an diesen Ausgaben geschätzten knappen Fußnoten und nachträglichen Anmerkungen versehen. — Die Mängel der Simrockschen Übersetzung, die auch Holz zugibt, haben nicht gehindert, daß die Kenntnis des Nibelungenliedes im deutschen Volke einen Umfang annahm, wie er sonst nie möglich gewesen wäre. Aber das wünschenswerte Ziel, von Goethe in die Worte gefaßt: 'Jedermann sollte es lesen!' ist noch lange nicht erreicht. Um in solcher Weise '**Unser Nibelungenlied**' volkstümlich zu machen, hat Dr. H. Kamp bei Mayer & Müller, Berlin 1909 eine metrische Übersetzung erscheinen lassen, worin er nicht nur die von Simrock beibehaltenen zahlreichen mittelhochdeutschen Wortformen vermieden hat, sondern auch durch Abwerfung der breiten Einschiebsel der höfischen Zeit und Ausscheidung ähnlicher Fremdkörper die 2316 Strophen der Handschrift A auf 1224 reduzierte. 'In diesen 1224 Strophen nun zieht die epische Handlung, nach Wegräumung aller stauenden Wehre, mit nie aussetzenden, immer wechselnden Reizen an dem Auge des Lesers vorüber.' Die Übersetzung ist in drei verschiedenen Ausgaben erschienen: einer Familienausgabe (2. Auflage), die neben einer sogen. geschichtlichen Einleitung auch alle notwendigen Erläuterungen bietet, einer Erklärungsausgabe mit literarhistorischen und ästhetischen Begleittexten und einer Nibelungen und Gudrun vereinigenden Ausgabe für Schule und Haus. — Das steigende Interesse an so mancher alten Dichtung, weil sie als Stoffquelle für dichterische Neuschöpfungen gedient hat, war wohl auch für die Cottasche Buchhandlung der Grund, Wilhelm Hertzens Neubearbeitung von Gottfrieds '**Tristan und Isolde**' in einer 'wohlfeilen Ausgabe' darzubieten. Herzens Bearbeitung läßt in der Tat, wie er es erstrebte, 'die unnachahmliche Grazie des Originals wenigstens ahnen'. — Überhaupt die wohlfeilen Ausgaben! Fast scheint des Guten darin zu viel zu geschehen. Bongs

goldene Klassiker-Bibliothek ist ein Unternehmen so recht im Stil dieses Verlagshauses. Billig, aber nicht viel Geschmack. Immerhin wird man dankbar nach der Ausgabe dieses oder jenes Autors greifen, wenn man nicht Geld zu besseren Ausgaben hat, oder wenn man nicht das kleinere Format der fast ebenso billigen Ausgaben von Hesse, Leipzig, vorzieht. Die daselbst erschienenen **ausgewählten Werke von Ernst Moritz Arndt** (in 4 Bänden oder 16 Abteilungen, herausgegeben und eingeleitet von H. Meißner) bringen die Hesseschen Ausgaben wieder in angenehme Erinnerung. Wer kennt heute von Arndt mehr als etwa einzelne Lieder und die ‚Wanderungen und Wandlungen mit Heinrich von Stein'? Umsomehr wird man erstaunt sein, soviel Schönes und Lebendiges bei ihm zu entdecken nicht nur in den Gedichten und Märchen, sondern auch in den patriotisch-politischen Schriften und in den Erinnerungen aus seinem Leben. — Derlei billige Neudrucke sind bei dem heutigen in ungemessene Breite gehenden Bildungsstreben unerläßlich. Aber was Freude an einem auch äußerlich schönen Buch ist, das kommt einem zum Bewußtsein, nimmt man einen Band der kritischen Gesamtausgabe von **Goethes Briefen an Charlotte von Stein** (herausgegeben von Jonas Fränkel bei Eugen Diederichs, Jena) zur Hand. Die drei Bände mit ihren 27 beigehefteten Reproduktionen nach Goethes Originalzeichnungen sind höchst gediegene und schöne Proben moderner Buchausstattung. Aber auch textlich ragt diese Ausgabe über alle ihre Vorgängerinnen hinaus. In ihr sind nicht nur die üblichen Briefe abgedruckt, sondern zugleich auch alles, was zum besseren Verständnis beiträgt, aus den Tagebüchern aus Italien, die bekanntlich für die Stein geschrieben und später zur ‚Italienischen Reise von Goethe' neugearbeitet wurden. Die mit den Briefen korrespondierenden Stellen aus den übrigen Tagebüchern Goethes hat Fränkel jeweils unter den Text gesetzt. Über den biographischen und epistolarischen, ja man darf sagen poetischen Wert dieser Sammlung braucht einer gebildeten Leserschaft nicht weiteres hier gesagt zu werden. — Kann dem **Briefwechsel zwischen Cl. Brentano und Sophie Mereau** (Insel-Verlag, Leipzig) auch nicht eine gleich hohe Bedeutung beigemessen werden, so wird sie doch in engeren Grenzen gleich allgemein heißen dürfen. Diese Briefe erscheinen hier zum erstenmal in der Öffentlichkeit: Durch Bettina gelangten sie in den Besitz Varnhagens, dessen Nachlaß die Kgl. Bibliothek in Berlin aufbewahrt. Hermann Grimm hatte sie seinerzeit als ‚für die Öffentlichkeit nicht geeignet' bezeichnet. Für den, der die Briefe Brentanos an die Günderode kennt, enthalten auch diese Briefe, was Leidenschaftlichkeit anlangt, nichts neues. Aber auf das Verhältnis des Dichters zu Sophie Mereau werfen sie ein helles Licht. Wer sich für den Dichter und sein Leben interessiert, wird Heinz Amelung dankbar sein, daß er diese Ausgabe in zwei kleinen schmucken Bändchen, deren zweitem ein Bild Sophies beigegeben ist, zuwege gebracht hat. —

Bildende Kunst.

Wir beginnen kurzerhand mit einer Anknüpfung an den Ehrentag eines Nestors unserer heutigen deutschen Kunst, mit den Publikationen zu Hans Thomas 70. Geburtstag. Die deutsche Verlagsanstalt hat in ihren ‚Klassikern der Kunst' als 15. Band **‚Thoma**, des Meisters Gemälde in 874 Abbildungen, herausgeg. von Henry Thode', erscheinen lassen (15 M.). Mit Uhde ist es nun der zweite lebende Künstler unter den ‚Klassikern'. Man kann sich diese Ausdehnung des Klassikerbegriffs ruhig gefallen lassen, wenn man den unmittelbaren praktischen Nutzen dieser Bände bedenkt, in denen wir das Lebenswerk großer Vertreter unserer modernen Kunst in chronologischer persönlicher Konsequenz und in engem Zusammenhang mit dem ganzen Kunstleben unserer Zeit noch mit zeitgenössischem Verständnis und ohne stilkritische Umwege erfassen können. Auf ungefähr tausend belaufen sich Thomas Gemälde, ungerechnet Aquarelle, Steindrucke, Radierungen u. a. Dies Lebenswerk ist ein Wuchern mit dem Talente, und wenn man nun den Gewinn beisammen hat, so schenkt man auch der geringeren Münze darunter einen freundlichen Blick. Von den ersten Schwarzwaldbildchen noch vor der Kunstschulzeit bis zu den jüngsten Schöpfungen in der Karlsruher Kunsthalle reiht sich Werk an Werk, den Landschafts-, Mythologien- und Märchendichter und religiösen Künstler nach allen Seiten charakterisierend. Immer sind es stark persönliche Zeugnisse dieser Künstlernatur, und doch bieten sie auch für Formfragen die mannigfachste Anregung. Die Einleitung Thodes beschränkt sich auf eine allgemeine Orientierung. — Eine Mappe **Hans Thoma, ‚Zehn farbige Gemälde'** ist mit einer Einleitung bei E. A. Seemann erschienen (3 M.). Sie enthält in guten Vierfarbendrucken einige der beliebtesten Bilder des Meisters, wie den ‚Kinderreigen', den ‚Wasserfall', ‚Religionsunterricht', ‚Hüter des Tales', ‚Selbstbildnis' mit Rahmen u. a. Die kleine Kollektion gibt ein rundes Bild von

Thomas Kunst und veranschaulicht auch ihre farbige Seite soviel als möglich. — Am billigsten und doch mit den doppeltonigen Reproduktionen durchaus preiswert ist das in den bekannten ‚Kunstgaben' des Verlags J. Scholz in Mainz erschienene Heft **‚Hans Thoma, Landschaften'** (1 M.). Die Auswahl der 15 Bilder ist gut, die Aufmachung des Heftes geschmackvoll.

Mit einer soeben noch erschienenen, weiteren sehr schätzbaren ‚Kunstgabe' **‚Hans Thoma und seine Weggenossen'** (Doppelheft 2 M.) werden wir von Thomas Persönlichkeit weg bei seinen näheren und weiteren Künstlerfreunden herumgeführt. Es sind die Namen, die uns auch in seinen ernst-fröhlichen gesammelten Erinnerungsblättern **‚Im Herbste des Lebens'** (Süddeutsche Monatsh., 5 M.) begegnen, angefangen mit seinem Lehrer Schirmer und dessen anderen Schülern Böcklin, Lugo, Stäbli, dann der Studiengenosse Bracht, Scholderer und die Münchener Genossen Viktor Müller, Haider, Leibl, zu denen sich Steinhausen und Trübner gesellen; schließlich neben ein paar andern noch Lang und Pidoll (36 Bilder). Es ist ein weitgespannter Kreis künstlerischer Tendenzen von der Romantik bis zur positiven Malerei, der aber um einen einheitlichen Wesensmittelpunkt führt. Es ist deutsche Malerei, die uns hier ihre solide Existenz und unbeirrte Selbständigkeit während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nachdrücklich in Erinnerung bringt. — Eine frühere Kunstgabe war schon **‚Wilhelm Leibl'** gewidmet, dessen Kunst eine gewisse Ergänzung zu der Thomas bildete. Die 14 Bilder des Heftes lassen die andersartige Auffassung erkennen (1 M.).

Da wir eben das Gedächtnis an jenen andern großen deutschen Maler des letzten Jahrhunderts feiern, Alfred Rethel, so sei hier nochmals an die Mappe ‚Die Nibelungen' erinnert, die die Holzschnittzeichnungen, die Rethel zu dem deutschen Nationalepos in kerniger Angleichung beigesteuert hat, enthält (Berlin, Heyder, 1,20 M.).

Jugend- und Volksschriften.

Wenn der Streit um unsere Jugendschriftenliteratur auch keine andere Wirkung gehabt hätte, als daß man angefangen hat, nach dem vorhandenen Besten in der Nationalliteratur Umschau zu halten und das, was sich für die Jugend eignete, für diese auch herauszugeben, man müßte ihn segnen. Denn wie herrlich sind wir für die mittlere und reifere Jugend bereichert worden durch die Herausgabe so mancher Stücke, die für Jugend und Volk so recht nutzbar zu machen, sicher niemand so leicht eingefallen wäre. Nachdem die **‚Herdersche Bibliothek deutscher Klassiker'** für Schule und Haus vollständig geworden ist, schließt sich die **‚Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen'**, herausgegeben von Prof. Dr. Otto Hellinghaus als neues Unternehmen in gleicher Ausstattung an. Zwei Bände liegen vor, in denen Kleist, Brentano, Stifter, Grillparzer, Hebbel, Mörike, Tieck, Halm u. a. mit gut gewählten Stücken vertreten sind. Natürlich mußten mit Rücksicht auf junge Leser einzelne Stellen (so in Brentanos Geschichte vom braven Kasperl, bei Kleist und Fouqué) unterdrückt werden. Um so beruhigter wird man die Sammlung der Jugend beiderlei Geschlechts in die Hand geben können. Ist hier das Märchen nur durch den letztgenannten Erzähler vertreten, so finden wir in der Sammlung **‚Meister des Märchens'** (hrsg. von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin, Verlag von Abel u. Müller, G. m. b. H., Leipzig) das Beste ausgewählt, und in schmucken, sehr gediegen ausgestatteten Bändchen jeweils unter dem Namen des betr. Erzählers vereinigt. Goethe, Brentano, Fouqé, Tieck, Hoffmann, Arndt, Hauf u. a. sind mit je einem Bändchen vertreten, das von anmutigen Zeichnungen belebt ist und auf guter Leinwanddecke das Porträt des Erzählers in Silhouette trägt.

Unsere Kunstbeilagen

sind zur Veranschaulichung der verschiedenen Seiten von Alfred Rethels Kunst dem gleichnamigen Artikel von Max Schmid beigegeben, der Rethels Lebenswerk als besonderer Rethelkenner nach seiner kunsthistorischen und ästhetischen Bedeutung würdigt.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: **Karl Muth, München-Solln**
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Dr. Eugen Schmitz, Starnberg

Verlag und Druck der **Jos. Köselschen Buchhandlung, Kempten**, Bayern
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59

Blut ist Leben.

„Blut ist Leben." Ohne Blut, ohne seinen Kreislauf im Körper ist keine Lebenstätigkeit denkbar. Innerhalb weniger Minuten durchströmt sämtliches Blut einmal den menschlichen Körper. Die wichtigsten Faktoren für die Erhaltung der Lebensvorgänge sind die Nahrungsaufnahme und die Atmung. Das Blutvereinigt das durch diese beiden Vorgänge dem Körper zugeführte Material und verteilt es auf alle einzelnen Organe. Bei dieser Aufgabe ist es natürlich von größter Wichtigkeit, daß das Blut von guter gesunder Beschaffenheit und in genügender Menge vorhanden ist. Erfüllt es diese Bedingungen nicht, so treten Erscheinungen ein, die wir mit Bleichsucht und Blutarmut bezeichnen, und die eine große Menge von Leiden im Gefolge haben. Eine Erläuterung dessen, was Blut ist und wie es beschaffen sein muß, ist deshalb von besonderem Interesse. Blut besteht aus einer hellen Flüssigkeit, die nährendes Eiweiß enthält, und aus darin schwimmenden zahllosen außerordentlich kleinen roten und weißen Blutkörperchen. Das Blut liefert beim Durchströmen des Körpers das nährende Eiweiß für alle Gewebe zur weiteren Verarbeitung. Bei der Bildung der Milch durch die Brustdrüse, bei dem Aufbau von Fleisch und Muskeln, ja bei der Ergänzung der Nervensubstanz entstammt das Eiweißmaterial ursprünglich dem Blute. Die roten Blutkörperchen enthalten einen eigenartigen Eiseneiweißkörper, den roten Blutfarbstoff. Diese roten Körperchen haben die wichtige Aufgabe, den Sauerstoff der Luft, der ihnen durch die Atmung zugeführt wird, im Körper zu verteilen. Wie die Heizkohle im Ofen unter Wärme und Lichtentwicklung in Kohlensäure verwandelt wird, so erhält auch der menschliche Körper Wärme und Energie dadurch, daß die Nährstoffe durch den Sauerstoff der Atmung verbrannt werden zu Kohlensäure; diese aber wird wieder mit der ausgeatmeten Luft abgegeben.

Ist nun infolge anormaler Vorgänge oder Zustände die Blutflüssigkeit gering an Menge und arm an Eiweißgehalt, so ist die Ernährung der Körpergewebe unzureichend, und manches bereits gebildete Gewebe wird aufgezehrt, statt daß es erhalten und gekräftigt wird. Und ist die Zahl der roten Blutkörperchen gering, was durch blasse Hautfarbe erkennbar wird, so fehlt es an den Sauerstoffträgern, deren Tätigkeit die Herstellung der Lebensenergie ermöglicht. Die Folgen sind Atemnot, Frösteln, allgemeine Mattigkeit und Unlust zur Arbeit. Der Körper sucht sich durch beschleunigte Herztätigkeit zu helfen, als ob er durch häufigen Umlauf der roten Blutkörperchen die durch den Mangel an denselben herbeigeführten Erscheinungen wieder gut machen will. Dies geschieht natürlich auf Kosten der vorhandenen Kraft unter vermehrter Abnutzung des Körpers und wird oft als beängstigendes Herzklopfen empfunden.

Wie wird dem abgeholfen? Es gilt in erster Linie die nährende Kraft des Blutes wieder herzustellen, die Blutflüssigkeit mit einer genügenden Menge Eiweiß zu versehen, und dieses gekräftigte Blut nimmt dann Nährstoffe und Salze, auch hinreichende Mengen Eisen aus der gewöhnlichen Nahrung wieder auf. In der richtigen Ernährung liegt hier die Hilfe.

Durch die fehlerhafte Blutzusammensetzung leidet die Gesamternährung, also auch die Verdauungstätigkeit und der Appetit. Diesem Umstande muß durch eine Änderung in der Diät Rechnung getragen werden; man muß dem Körper durch konzentrierte leicht verdauliche Ernährungsmittel zu Hilfe kommen, wenn er nicht imstande ist, das für ihn Erforderliche aus großen Mengen gewöhnlicher Nahrung herauszuschälen, deren unverdauliche Abfälle ihn belasten und seine Darmtätigkeit stören. Nicht jede Nahrung ist zu diesem Zwecke gleichgeeignet, und es liegt auf der Hand, daß besonders bei geschwächten Verdauungsorganen, wie sie bei Blutarmut vorhanden sind, ein Nährmittel in Frage kommt, das größte Reinheit und Kräftigungswert mit leichtester Verdaulichkeit in sich vereinigt. Die Erfolge, die Gutachten der Ärzte und des Publikums erklären als das für diese Zwecke geeignetste Mittel das Sanatogen.

Sanatogen wird auch vom schwächsten Magen gut aufgenommen, es wird schnell resorbiert und bereichert nach kurzer Zeit das Blut mit den wichtigsten Bestandteilen. Durch dies nährkräftige Blut werden die Organe des Körpers gekräftigt, zur Bildung neuen Blutes angeregt und befähigt. Die allgemeine Ernährung bessert sich, und in naturgemäßer Weise wird auch das dem Blute notwendige Eisen aus den Nahrungsmitteln aufgenommen. So ist gerade die Vermehrung des Eisengehalts und der roten Blutkörperchen eine Folge der durch Sanatogenzufuhr verbesserten Nahrungsaufnahme.

Schlechte Verdauungstätigkeit und mangelhafte Blutbeschaffenheit stehen im engsten Zusammenhang mit Nervosität und Neurasthenie. Sanatogen verbindet mit seiner Wirkung als blutverbesserndes Kräftigungsmittel die Eigenschaft, auch den Nerven die für ihre Neubildung und Tätigkeit erforderliche Nahrung in leichtverdaulicher Form zuzuführen.

Mit Sanatogen wird also auf dem natürlichen Wege die Ursache der Bleichsucht und Blutarmut beseitigt, der Körper wird durch die bessere Ernährung seiner Organe in den Stand gesetzt, sich selbst zu kräftigen, das heißt, sich selbst zu helfen. Darum hat die blutbildende Wirkung des Sanatogens sich so tausendfältig bewährt in allen Zuständen von Schwäche und Mattigkeit und namentlich in bestimmten Krankheitsfällen, wo von schneller Auffrischung und von der Ernährung des Blutes die Genesung abhängt, so z. B. nach starken Blutverlusten nach Operationen, im Wochenbett, in zehrenden Krankheiten usw. usw.





Jan Toorop, Alte Birnen.





Siebter Jahrgang Dezember 1909

Das Christentum eine Religion der Gnade und der Tatkraft / Ein Vortrag von Josef Mausbach

1.

Unser Zeitalter rühmt sich mit Recht, eine Zeit der Arbeit, des energischen Umtriebs aller Kräfte zu sein. Aber in dem Eifer und Hochgefühl des Schaffens übersehen wir leicht, wie groß unsere Abhängigkeit ist von unverdienten Gaben der Natur, des Geistes, der Geschichte. Bei der einfachsten und ursprünglichsten Art der Arbeit, von der alle Kultur den Namen hat, bei der Bearbeitung des Ackers, läßt es sich freilich nicht verkennen, wie eng beides zusammenhängt, der Fleiß des Landmanns und die nährende Kraft des Bodens und des Himmels. Aber auch in den Fortschritten und Leistungen der Industrie ist es nicht die menschliche Arbeit allein, die Werte schafft; auch diese technisch-gewerbliche Arbeit würde in der Luft schweben ohne die Gaben der Natur und des Geistes. So manche kulturstolze Nation übersieht den natürlichen Vorsprung, den ihr geographische und klimatische Verhältnisse, Bodenschätze und andere Energiequellen vor anderen gewähren; der sozialistische Arbeiter, der sein Dogma von der allein wertschaffenden Macht der Arbeit in den Vers kleidet: ‚Alle Räder stehen still, wenn mein starker Arm es will' vergißt die Frage, woher er die Gesundheit und Kraft des Armes bekommen hat. Die genetische Betrachtung des Schaffens großer Denker und Künstler zeigt uns, wie viel auch in der geistigen Produktion von beharrlicher, bis ins kleinste gewissenhafter Arbeit abhängt; das Natürlichste und scheinbar Leichteste bei einem Raffael, Goethe und Beethoven war oft das Produkt langen Sinnens und fortschreitender, mühsamer Versuche. Aber dabei bleibt doch das Wort bestehen, daß der Dichter nicht gemacht, sondern geboren wird, und daß die höchsten Augenblicke im Künstlerleben wie eine Art von Gnade und Inspiration

über den Menschen kommen. ‚Wie in den Lüften der Sturmwind saust — Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust — Wie der Quell aus verborgenen Tiefen — So des Sängers Lied aus dem Innern schallt.‘

Wie aber steht es mit der edelsten und wichtigsten Lebenssphäre des Menschen, mit seiner sittlichen und religiösen Tätigkeit? Vielleicht ist es Ihnen noch nicht aufgefallen, daß die schönen poetischen Bilder, die wir soeben auf den Dichter und Sänger angewandt sahen, im Munde Christi unser Verhältnis zu Gott veranschaulichen, das Bild von dem Winde und der Wasserquelle: ‚Der Wind weht, wo er will; du hörst zwar sein Brausen, aber du weißt nicht, woher er kommt und wohin er geht. So ist es mit jedem Menschen, der aus dem Geiste geboren ist‘ (Joh. 3, 8). ‚Wer von dem Wasser trinkt, das ich geben werde, den wird nimmermehr dürsten; dieses Wasser wird vielmehr in ihm zu einer Quelle, die hinüberströmt ins ewige Leben‘ (Joh. 4, 13 f.). Die Versuchung, würdige und große Leistungen allein der menschlichen Kraft zuzuschreiben, ist wohl nirgends so groß wie auf dem sittlichen Gebiete. Der Mensch hat das richtige Gefühl: hier handelt es sich um die innerlichste und eigenste Art des Schaffens, hier kommt alles auf freies, selbstverantwortliches Wollen an. Daher jene Auffassung bei heidnischen Denkern, daß zwar Reichtum, Glück und Macht von den Göttern kommen, die Tugend aber das alleinige Werk des Menschen, die Frucht seiner Lebensweisheit sei. Anders das Christentum; es führt auch die sittliche Größe, die persönlichste und innerlichste Schaffenskraft auf Gott zurück: ‚Was hast du, das du nicht empfangen hättest? Wenn du es aber empfangen hast, warum rühmst du dich?‘ Und zugleich setzt das Christentum wie keine andere Religion alle Kräfte des Menschen in Bewegung, es gibt dem Willen das tiefste Bewußtsein der Freiheit, steigert seine Verantwortung zur ungeheuren Wahl zwischen Himmel und Hölle.

Die Kirche hat mit bewunderungswürdiger Sicherheit diese beiden Seiten aller tiefsten Geistesbetätigung im Kampfe gegen extreme Irrtümer aufrecht gehalten. Sie betont gegen Moralismus und Autonomismus die Notwendigkeit der Gnade, das Bedürfnis der Erlösung und Beseligung durch Gott; sie verteidigt gegen Mystizismus und Quietismus die sittliche Kraft, Freiheit und Verpflichtung des Willens. In der Geschichte der modernen Ethik tritt Kant mit einem rückhaltlosen, einseitigen Appell an die Freiheit, an die autonome Selbstbestimmung der Vernunft hervor. Den Begriff der Gnade erklärt er als ‚eine bloße Idee, von deren Realität uns keine Erfahrung versichern kann‘; sie auch nur praktisch anzuerkennen, ist ‚sehr gewagt und mit der Vernunft schwerlich vereinbar; weil, was uns als sittliches gutes Verhalten zugerechnet werden soll, nicht durch fremden Einfluß, sondern nur durch den bestmöglichen Gebrauch unserer eigenen Kräfte geschehen müßte‘. Die Gnade führt sich gar zu leicht, so meint er, als ‚Ersatz der selbsttätigen Bestimmung‘ ein; sie droht so den Menschen zur sittlichen Trägheit, zur ‚passiven Muße‘ zu verleiten. Unzählige haben ihm diese Bedenken nachgesprochen; auch seine weiteren Bemerkungen über den Gnadenzauber, der sich im kirchlichen Christentum vielfach an die Stelle wahrhafter Religiosität setze, wurden vergröbert zur Anklage auf heidnische Magie und Mechanismus im Sittlichen. Aber schon bei Kant zeigt sich neben dem aufklärerischen, optimistischen Zuge ein mystischer; auch an der eben zitierten Stelle ist er so ehrlich, zu gestehen: ‚Die Unmöglichkeit (der Gnade) läßt sich doch eben auch nicht beweisen, weil die Freiheit selbst, obgleich sie nichts Übernatürliches in ihrem Begriffe enthält, gleichwohl ihrer Möglichkeit

nach, uns ebenso unbegreiflich bleibt als das Übernatürliche' (Religion innerhalb der Grenzen d. bl. Vernunft IV, 2 § 4). Um so weniger haben die späteren Ethiker Veranlassung, sich der christlichen Gnadenlehre gegenüber als Anwälte der sittlichen Freiheit aufzuspielen. Fast alle weisen ja nicht bloß die Gnade als fromme Träumerei zurück, sie werfen auch den von Kant so hoch gestellten Begriff der Freiheit ‚in die scholastische Rumpelkammer', weil er ihnen in der Tat ‚ebenso unbegreiflich' erscheint wie der der Gnade. Und so stehen wir heute vor einem merkwürdigen Schauspiel: Die kirchliche Ethik, die den Menschen allseitig von Gott abhängig macht, ist fast die einzige klare Verfechterin der Willensfreiheit; die autonome Moral aber, die den Menschen sittlich völlig auf eigene Füße stellt, reiht ihn metaphysisch ebenso völlig in den irdischen Kausalzwang ein, setzt damit faktisch sein geistiges Personleben zum bloßen Schein echter Innerlichkeit und Freiheit herab. Diese wissenschaftliche Lage wirkt auf das allgemeine Bewußtsein der Menschheit nach. In weiten Kreisen ist das Vertrauen auf die Gnade Gottes gewichen oder tief erschüttert; aber darum ist der Wille nicht freier geworden, da tausend andere verborgene Einflüsse auf ihn eindrängen: Naturmacht und gesellschaftliches Milieu, individuelle Hemmungen und erbliche Belastung, Rasseninstinkt, hypnotische Suggestion und okkultistischer Zauber. Wo die Götter vertrieben sind, da kommen eben die Dämonen; die der echten Mystik entfremdete Menschheit fällt der falschen Mystik anheim, sie wählt statt des lichten, geistigen Gottes, der die Seelen in Obhut nimmt, dunkle Naturgewalten als schirmende Mächte des Seelenlebens. Und werfen wir nur einen flüchtigen Blick auf die kirchenfreien Strömungen christlicher Frömmigkeit, die Heilsarmee, die christian science Nordamerikas und ähnliche Sekten, vergleichen wir ihre Erleuchtungs- und Bekehrungstheorie mit der tiefdurchdachten Gnadenlehre der Kirche, mit ihrer großartigen kultischen Verkörperung, ihren geschichtlichen Höhepunkten im Leben der Heiligen, so können wir nicht im unklaren bleiben, wo die gesunde Mitte, die rechte Vereinigung von mystischer Hingabe an Gott und Entfaltung ethischer Tatkraft zu finden ist.

2.

Das rechte Verständnis der Gnade und ihres Zusammenwirkens mit der Freiheit ist nur möglich vom rechten Begriffe der Gottheit und ihres Verhältnisses zur Welt aus. Der Gott des Christentums geht nicht unter im Weltall; er thront aber auch nicht äußerlich und fremd über den Kräften der Welt. Gott ist überweltlich; er ist in seinem Wesen reiner Geist, selbstbewußte, selbstmächtige, unwandelbare Vollkommenheit; unwandelbar nicht wie die ewige Todesstarre, sondern wie das höchste, keiner Steigerung fähige Leben. Aber Gott ist auch innerweltlich; ‚er trägt alles durch das Wort seiner Macht'; ‚in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir'. Das Weltall ist allseitig von ihm abhängig; nicht bloß in der Entstehung, sondern auch in der Erhaltung, nicht bloß im Sein, sondern auch im Wirken. Die Welt wäre nichts ohne Gott; nun aber ist sie — durch ihn — nicht bloßer Schein, sondern Wirklichkeit, wertvolle, wundervolle Wirklichkeit. Das Walten Gottes im Universum ist kein Gegensatz zum Wirken der Geschöpfe, keine Bedrohung ihrer Eigenart und Eigentätigkeit; dieses Walten liegt viel tiefer als jeder kreatürliche Einfluß, es umfaßt und begründet alles, was sonst Wirken und Ursächlichkeit heißt.

Das Geistesleben als die höchste Stufe der im Weltall tätigen Kräfte

steht in besonders inniger Verbindung mit der Gottheit. Wenn die ganze Schöpfung Gedanken Gottes verwirklicht und der Ehre Gottes dient, so ist es der Mensch allein, der Gott unmittelbar erkennt, Gottes Ziele unmittelbar zu den seinigen macht. In ähnlicher Weise ist er bevorzugt, was die kausale Berührung durch Gott angeht; auch hier steht er nicht nur auf dem Umwege natürlicher Kräfte und Einflüsse, sondern unmittelbar mit Gott in Verbindung. Die Freiheit, das deutlichste Zeichen seiner Herrscherstellung, macht ihn selbständig gegenüber den Eindrücken der Natur; sie macht ihn nicht unabhängig von Gott, sie verbürgt ihm nur eine innerliche, der Natur des Geistes entsprechende Art der Beeinflussung. ‚Gott ist es, der in uns das Wollen und das Vollbringen bewirkt' (Phil. 2, 13). ‚Aus ihm und durch ihn und zu ihm hin ist alles; ihm sei Ehre in Ewigkeit' (Röm. 11, 36). Gegenüber dem stoischen und pelagianischen Gedanken, daß der Gerechte die Tugend nur sich selbst verdanken dürfe, bemerkt der hl. Augustin: ‚Wenn der Mensch das Sein von Gott, das Gutsein aber, die sittliche Vollkommenheit, allein von sich besäße, so hätte er sich selbst etwas Größeres und Besseres gegeben, als Gott ihm geben konnte, ein Gedanke, der dem christlichen Bewußtsein durchaus widerspricht.' Die Schwierigkeiten, die das moderne Denken gegen die göttliche Weltregierung erhebt, beruhen sämtlich auf Mißverständnissen. Gott tritt an die Seele nicht heran wie ein Handwerker, der sein Werk ergänzt und nachbessert, der ein Uhrwerk äußerlich in Gang setzt; er, der die Natur der Menschenseele erdacht und gewollt hat, der sie tiefer und innerlicher durchdringt, als der Künstlergeist seine Gedanken innerlich hegt und formt, kann auch von innen heraus die Seele erleuchten und begeistern. Gott fördert das Wachstum des Guten in der Seele nicht so, wie der Gärtner die Pflanze durch äußere Pflege zum Wachsen bringt; er wirkt ähnlich der Sonne, die mit ihren Licht- und Wärmestrahlen alle Bewegung des Lebens von innen weckt und zur Höhe führt.

Der genannte Einfluß Gottes, der sich aus dem wesentlichen Verhältnisse zwischen Schöpfer und Geschöpf ergibt, ist Gnade im weiteren Sinne. Die eigentliche Gnade, die dem rationalistischen Denker als Übernatur ‚unbegreiflich' erschien, hat ihren Grund vor allem in der übernatürlichen Endbestimmung, die Gott dem Menschen gegeben hat, in dem erhabenen Charakter jenes ‚ewigen Lebens' der Gottanschauung, das unser Wesen dereinst vollenden soll. ‚Gott hat uns geschaffen, daß wir Menschenkinder seien; er hat uns neugeschaffen, daß wir Gotteskinder werden.' Alles Ahnen und Sehnen der Natur reicht an die Höhe dieses Berufes nicht heran; ‚Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört, und in keines Menschen Herz ist es gedrungen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben.' Ein Geheimnis ist es, ein freier Liebesratschluß Gottes, den Fleisch und Blut und selbst die Engel des Himmels nicht kannten; ‚der Geist Gottes, der die Tiefen der Gottheiten erforscht, hat es uns offenbart'. Dies höhere Leben beginnt in der Wiedergeburt. Kräfte der himmlischen Welt sind uns eingesenkt, ein göttlicher Same, der noch in der Knospe schlummert, aber aufblühen wird in Herrlichkeit. Kein Zweifel, das ganze Neue Testament ist von diesen Ideen und Hoffnungen gefüllt; in realistischer, aber durchaus ethisch gehaltener Mystik lehrt es die Gnade als positive Erneuerung und Verklärung des innersten Menschenwesens. Von dem Goldgrunde dieser Mystik treten alle Mysterien des christlichen Glaubens deutlicher und verständlicher hervor und einigen sich zu einem harmonischen, wenn auch gedämpft leuchtenden Farbenakkorde. Den Mittelpunkt aber, von dem jener Goldglanz wie

ein Nimbus ausstrahlt, bildet die Person des Gottmenschen; in seinem Wesen ist die Kluft zwischen dem Endlichen und Unendlichen überbrückt, ist die menschliche Natur zur persönlichen Einheit mit Gott erhoben. Das große Geheimnis seines Wesens gibt uns Mut, an das Geheimnis unserer Berufung zu glauben: ‚Das Wort, das Fleisch geworden, gab uns Macht, Kinder Gottes zu werden'; ‚aus seiner Fülle haben wir alle empfangen, Gnade um Gnade.'

Endlich vergessen wir nicht, daß der Name des Gottmenschen Jesus heißt, Erlöser, Heiland der Sünder. In dem deutschen Worte Gnade tritt nichts so deutlich hervor als die Beziehung auf eine Sünde, die verziehen, eine Schuld, die getilgt wird. Die Menschheit bedurfte der Gnade als des Heilmittels und Gegengewichts gegen die Sünde; in dieser Überzeugung begegnet sich das Christentum mit den ältesten Religionen, die in so ergreifender Weise dem Schuld- und Ohnmachtsgefühl des Menschen Ausdruck geben. Gerade als Religion der Erlösung, als Verheißung des Friedens und der helfenden Liebe für den sittlich geschwächten Menschen, hat das Evangelium die edelsten Kräfte der alternden Welt an sich gezogen und mit neuer Hoffnung erfüllt. Wie lebendig schildert ein hl. Paulus den Jammer und Zwiespalt des sündigen Gewissens, wie dankbar und zuversichtlich rühmt er sich der Gnade Christi, die ihn befreit vom Leibe dieses Todes, ihn stark macht in der Schwäche, ihm in Glaube und Liebe den Sieg verleiht über die Welt und sich selbst! Wie tiefsinnig zeigt Augustinus aus seiner persönlichsten Erfahrung und aus der Natur des Geistes, daß die Freiheit des Menschen nicht ein souveränes, unantastbares Wählen ist, daß das Gift der Sünde, wenn es in die Seele gedrungen, eine Lähmung der Freiheit bewirkt, die nur aus dem Urprinzip der Sittlichkeit heraus heilbar ist. Das optimistische Zutrauen zur Allmacht der gesunden Vernunft und Willenskraft, wie es der Moral der Aufklärung im Blute steckt, schlägt regelmäßig ins Gegenteil um, in pessimistische Verzagtheit und Unterschätzung der sittlichen Kräfte des Menschen. Nicht bloß mystisch angelegte Naturen, nicht bloß Männer von starker Leidenschaft, mit inneren Narben und Wunden, auch die nüchternen, philosophischen Beobachter der Menschennatur sehen, wie häufig in den entscheidendsten Wendungen des Lebens ein geheimnisvoller höherer Impuls der bewußten Freiheitstat vorangeht. Selbst Kant erkennt ja in der Natur des Menschen neben dem sittlichen Gesetze ein radikal Böses, dessen Überwindung nur von ‚höherer Mitwirkung' zu erhoffen sei. Nach Eucken würde unsere Lage eine verzweifelte sein, wenn es nicht über der Natur und empirischen Vernunftanwendung einen Einfluß höheren Lebens gäbe. ‚Ein Abbrechen der Reihe, ein Neueinsetzen, ein ursprüngliches Schaffen, ein inneres Wunder ist unentbehrlich, wenn nicht das Leben der Riesengröße der hemmenden und zerstörenden Mächte erliegen, wenn sich nicht auch die beste Kraft nutzlos verbrauchen und verzehren soll. Dieses Abbrechens und Neueinsetzens bedarf alle innere Bildung, es durchdringt als Gnade und Versöhnung, als Selbstüberwindung und Aufopferung alle menschlichen Verhältnisse' (Der Kampf um einen Lebensinhalt, 254).

So wird die Idee der Gnade durch die tiefere Betrachtung des Menschen und seiner edelsten Bedürfnisse durchaus gerechtfertigt. Was aber antworten wir auf das Bedenken Kants: diese Idee sei eine transzendente, von ihrer Realität könne keine Erfahrung vergewissern? Wir können Kant zunächst darauf aufmerksam machen, daß in seinem System alle höheren Ideen, vor allem die der Freiheit, der Unsterblichkeit, der Gottheit transzendent sind, jenseits der Erfahrung, ja aller

Vernunfterkenntnis liegen und doch als reale Wahrheiten mit praktischer Sicherheit feststehen sollen. Mit demselben Rechte dürfen wir die Existenz der Gnade als einer notwendigen Ergänzung der sittlichen Freiheit festhalten; dazu kommt für uns Christen das Zeugnis der Offenbarung und Kirche, das mit aller Bestimmtheit die Existenz und den übernatürlichen Charakter der Gnade verbürgt. Allein die Gnade ist trotz des Geheimnisses, das sie umgibt, trotz ihrer Priorität vor allem beobachtenden Denken in weitem Umfange auch als Tatsache erkennbar. Zunächst als umfassende weltgeschichtliche Tatsache; das ‚innere Wunder' der Gnade ist sichtbar geworden in der wunderbaren Erscheinung des Gottessohnes. ‚Wir haben seine Herrlichkeit gesehen, voll der Gnade und Wahrheit!' — Die göttliche Macht, die alle Wesen durchwaltet und in den Seelen Licht und Tatkraft weckt, sie strahlt hervor aus seiner wunderbaren Herrschaft über Natur- und Geisterwelt; die göttliche Erbarmung, die dem Schuldigen Trost und Heilung einflößt, sie strömt von ihm belebend in die Sünderherzen; die göttliche Liebe und Heiligkeit, die das Geschöpf umwandelt und zur Gottkindschaft erhebt, sie begründet in Christo ein neues Leben der Übernatur, der mystischen Gottverbindung, das sich unvergleichlich abhebt von allem natürlichen Wesen und durch keine Skepsis, durch keinen Materialismus mehr zu unterdrücken ist. Jenes Abbrechen der Reihe, jenes Neueinsetzen, von dem Eucken spricht, hier tritt es als Gottestat unwiderleglich hervor. Auch alle äußeren Wunder des Herrn haben eine symbolische Beziehung auf dieses Wunder der Gnade, auf ihre erleuchtende, befreiende, belebende Tätigkeit. Der Gegensatz des Wunders zur natürlichen Gesetzlichkeit, was will er anders, als den Menschen aus aller Sklaverei der Natur, auch der sittlichen, befreien und ihn hinweisen auf die weltüberwindende Kraft, Freiheit und Neuheit des Lebens, die er in Gott finden kann!

Fast noch mehr zeigt sich Christus als die verkörperte Gnade der Menschheit in dem lebendigen Kraftwirken, das seinem Tode und Hinscheiden folgt. Das Brausen des Sturmwindes am ersten Pfingsttage und der Flammenregen, in dem sein Geist herniederstieg, waren nur Begleiterscheinungen der unsichtbaren Gewalt, mit der das Evangelium von armen Fischern in den Geist der Menschheit eingepflanzt wurde. Die Sicherheit und Einheit, mit der sich die Lehre Christi entfaltet zu einem System von Dogmen und Kultformen, von Gesetzen und praktischen Einrichtungen, die schärfste Sonderart und allseitige Fruchtbarkeit verbinden, wäre nicht zu erklären ohne eine höhere Erleuchtung und Leitung. Die unbeschreibliche Innigkeit, mit der die Person Christi durch Jahrtausende in Millionen gelehrter und ungelehrter Menschen fortlebt, sie zu vertraulichstem Herzensverkehr, aber auch zu den schwersten Opfern einladet, wie wäre sie verständlich, wenn nicht als Reflex einer realen Anziehungskraft, wie sie Christus in der Gnade entfaltet! Und wie rätselhaft mochte anfangs der Engelsgruß: ‚Ave gratia plena' dem menschlichen Sinne erscheinen! Wer aber die Geschichte der Marienverehrung überschaut, die Fülle von Liebe, Verehrung und Vertrauen auf der einen Seite, von Tröstung, Besserung und Stärkung auf der anderen Seite, dem wird auch hier das ‚innere Wunder' einzigartiger Begnadigung herrlich bestätigt und beleuchtet.

Neben diesem Allgemeinen und Typischen finden wir zahllose Einzelbezeugungen außerordentlicher Begnadigung. Wie viele plötzliche und auffallende Bekehrungen seit Paulus und Augustin, wie viele merkwürdige Berufungen zu übernatürlicher, heroischer Heiligkeit, wie viele überwältigende Erfahrungen göttlichen Lichtes und Trostes in Not und Tod, wie viele Bei-

spiele einer ungeheuren Weltentsagung und Jenseitsstimmung in milden und großen Geistern, wieviel Schöpfungen der Frömmigkeit und Nächstenliebe von unverwüstlicher, die Jahrhunderte überdauernder Lebenskraft bei unscheinbaren, demütigen Anfängen! Manche mystische Tatsache im Leben der Heiligen gibt dem kritischen Denken Rätsel auf, und niemand verpflichtet uns, die Gesetze der natürlichen Psychologie dabei zurückzustellen; anderseits sollen wir uns aber auch gegenwärtig halten, daß Persönlichkeiten wie der hl. Franziskus und die hl. Theresia schon durch ihre Geistes- und Seelengröße, noch mehr durch den Einfluß, den sie auf die Nachwelt geübt haben, vor dem Verdachte geschützt sind, es handle sich bei ihren mystischen Erlebnissen um ein krankes Hirn und zerrüttete Nerven. Ein protestantischer Kirchenhistoriker bemerkt zur Geschichte der hl. Theresia, der Alltagschrist besitze höchstens Analogien, blitzartige, fragmentarische Ahnungen von jener Annäherung des Zukünftigen, wie sie in der Kontemplation der Heiligen vorliegt. ‚Theresias mystische Erlebnisse, zu denen Leibniz mit ehrfurchtvollem Staunen aufsah, verhalten sich zu den Erfahrungen jedes gläubigen Christen, wie der Flug des Zugvogels 20 000 Fuß hoch zu seinem Schweben über dem Nest auf blühender Wiese oder im Eichenwipfel, wie eine Bachsche Fuge zur Volksmelodie.'*

Auch das einfache Christenleben ist nicht arm an Erfahrungen, die unserm Glauben an die Gnade zur Stärkung und Ermutigung dienen. Das ganze Gebetsleben der Christenheit ist ein natürliches Bekenntnis der Überzeugung von der allgegenwärtigen und alliebenden Macht der Gnade. Und jeder tiefere, innerliche Mensch verkennt nicht, wie oft er das Beste und Lichtvollste nicht durch eigene Weisheit und Willenskraft errungen, sondern in weihevoller Stunde als beglückendes Geschenk empfangen hat. Zumal beim Rückblick auf größere Zusammenhänge des Lebens zeigen sich ihm Ansätze und Entwicklungen, Gefahren und Verwicklungen so mannigfacher und komplizierter Art, daß er bewundernd das Walten einer höheren Leitung anerkennt, die sein kurzsichtiges Denken und schwankendes Wollen unterstützt hat, einer höheren Macht, die das zerstreute und rollende Gestein des Alltags zu einem einheitlichen und festen Lebensgebäude emporwachsen ließ.

3.

Die beiden poetischen Vergleiche, von denen wir ausgingen, der Sturmwind und Wasserquell, deuten zwar auf den geheimnisvollen, überirdischen Charakter der Gnade hin, sie bezeugen aber ebenso klar ihren energischen, lebenweckenden Charakter. Die Gnade ist nicht Einladung zur ‚Trägheit und passiven Muße', sondern Anregung zur sittlichen, kraftvollen Selbstbetätigung.

Das Evangelium ist überaus reich an bildlichen Einkleidungen dieses Gedankens. Nicht bloß der Wind mit seiner bewegenden, umwälzenden, befruchtenden Kraft, nicht bloß das Wasser, das die Wüste in fruchtbares Gefilde umwandelt: auch das Licht, das grundlegende Element und Symbol des organischen und geistigen Lebens, begegnet uns als Bezeichnung der Gnade. Wir hören, daß das Reich Gottes als himmlische Botschaft zu uns kommt; aber auch, daß es Gewalt leidet, daß es mit Sturm genommen wird. Das Himmelreich ist ein Schatz und eine Perle, die verborgen liegen; wir müssen den Acker kaufen, ins Meer hinausfahren, sie zu erwerben. Es ist ein Talent, das uns Gott anvertraut; aber wehe dem Menschen, der nicht

* K. A. Wilkens, Zeitschrift für Kirchengeschichte Bd. 17, 576.

mit ihm wuchert; es ist eine Pflanzung des Allmächtigen, aber wehe dem Baume, der keine Frucht bringt! Es ist ein Geistesfunke, der vom Himmel gefallen ist; aber ‚wenn ich Feuer auf die Erde geworfen habe, was will ich anders, als daß es brenne'! Es ist sanfter lindernder Balsam; aber auch ein Salz, das brennt, ein Sauerteig, dessen herbe Kraft alles aufregt. Es ist Kindeseinfalt, aber auch Schlangenklugheit und männlich gerüstete Kraft. Es gibt uns Ruhe über die sündige Vergangenheit; aber nur, damit wir es in Zukunft besser machen und kräftig voranschreiten: ‚Wer die Hand an den Pflug legt und zurückschaut, der ist meiner nicht wert!' Es ist lautere Freude und Seelenwonne, aber auch heroische Leidensbereitschaft, tiefste Empfindung für alle Rätsel des Daseins. Es ist Friede in Gott, Friedensstimmung gegen die Menschen; und doch zugleich nie endender Kampf gegen alles Ungöttliche: ‚Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert!' Es ist liebende Versenkung in Gott und zugleich rastlose, werktätige Nächstenliebe: ‚Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan!' Es ist einfältiger Glaube; aber ein Glaube, der zur Erkenntnis strebt, der im Worte der Weisheit sich rechtfertigen will vor den Heiden. Es ist ausgeprägte Sehnsucht nach dem seligen Jenseits, aber eine Sehnsucht, die im Fluge zum Himmel segnend und liebend auf das Irdische zurückblickt: ‚Alles ist euer, ihr aber Christi, Christus aber Gottes.' — Zweifellos sprechen alle diese Bilder und Züge für den aktiven, tatkräftigen Charakter des Christentums. Und wenn die Menschen merkwürdigerweise zu allen Zeiten ihr höchstes Aufgebot von Kraft und Mut nicht der ernsten Arbeit, sondern dem Spiel und Sport zuzuwenden scheinen, so finden wir schon beim hl. Paulus, daß er auch dem Sportsleben seiner Zeit die Anschauungsmittel der sittlichen Predigt entnimmt; wie Ringkämpfer und Wettfahrer sollen wir alles daransetzen und uns von allem enthalten, um den Siegespreis zu gewinnen!

Freilich, die der Gnade entstammende Schaffenskraft ist zunächst keine äußere, sondern eine innere; nicht um Welteroberung handelt es sich, sondern um Gewinnung und Besitz des eigenen Selbst. Wer innerlich Sklave ist, dessen Herrschaft über die Weltdinge wird entweder rohe Gewalt oder weichliche Genußsucht sein. In dieser Art der Weltherrschaft hatte bereits das Heidentum ein Maß der Vollkommenheit erreicht, das wir nicht mehr übertreffen können. Der Aufstieg zu echter, sittlicher Größe mußte beginnen mit einer inneren Umwälzung, die zunächst Verzicht auf alles Sinnliche und Äußerliche, Festgründung des Geistes in Gott war. Viele Moderne nehmen Anstoß an der aszetischen Weltentsagung der alten Heiligen; sie verkennen die Größe der Energie, die in diesem Siege über das Gemeine und Alltägliche, in diesem Siege über sich selbst liegt. Auch die schweigenden, ernsten Wüstenheiligen waren Helden der Tat; sie lehrten sich und andere die Fesseln der Natur und der tyrannischen Sitte abzustreifen, jeden Augenblick des Lebens nicht dem Genusse, sondern dem sittlichen Fortschritt zu weihen. Vor wenigen Tagen stand ich bewundernd vor den großartigen Trümmern der Villa Adriana bei Tivoli; welche Unsumme von Macht- und Geldmitteln, von künstlerischer Erfindung und Technik hatte sich hier vereint zu einer wahren Stadt von Palästen und Thermen, von Museen und Gärten, und das alles für das bloße Vergnügen eines einzigen Menschen! Wenige Stunden talaufwärts treten wir bei Subiako in die ernste Felseneinöde, wo Sankt Benedikt, von der Liebe des Gekreuzigten gerührt, sein Herz frei macht von Sinnlichkeit und Egoismus, von Ehrsucht und Stolz, wo ‚er

seine Ordensfamilie gründet auf den lauteren Geist des Gehorsams und der Armut, der Reinheit und Nächstenliebe. Aus dieser wilden Felseneinsamkeit ist der Geist einer neuen Kultur hervorgegangen, nachdem jene Kaiserpracht in Trümmer gesunken war, der Geist der christlichen Arbeit und Gesittung, die alles emsig-kühne Schaffen heiligt durch ein würdiges Ziel, allen natürlichen Mut verklärt zur sittlichen Opferfreudigkeit und Hingebung.

Auch die weitere Entwicklung der christlichen Kultur widerlegt die Meinung Tolstois, das Ziel des kirchlichen Christentums liege darin, die Menschen ‚unschuldig und müßig' zu machen. Betrachten wir z. B. die reichen Überreste jener Kultur in den einst mächtigen Städten Italiens, so finden wir zwar auf Schritt und Tritt Spuren einer gläubigen Andacht, die alle Ereignisse des Lebens von der Geburt bis zum Grabe, alles Kämpfen, Erwerben und Bilden auf den Dienst Gottes und der Heiligen bezieht. Und doch waren diese Städte zugleich die Heimat einer unglaublichen Tatkraft, eines Ringens mit der Natur und politischen Feinden, einer Kühnheit im Bauen und Bilden, Erwerben und Genießen, die immer aufs neue Staunen erweckt. Wie haben es diese rauhen Seefahrer, die Söhne des hl. Markus, fertig gebracht, aus Meer und Sumpf eine Stadt wie Venedig hervorzurufen, die ihre Schiffe in alle Meere sendet, den Welthandel beherrscht, mit Königen und Völkern Kriege führt!! Die großen Persönlichkeiten jener Zeiten zeigen eine Unternehmungslust, eine Kühnheit und Unermüdlichkeit des Schaffens, die gewiß mit der Tatkraft moderner Größen sich messen kann. In den eigentlichen Typen des christlichen Geistes aber, den großen Heiligen der Kirche, verbindet sich in einzigartiger Weise Gottvertrauen und Einsetzen der eigenen Person, übernatürlicher Glaube und vernünftige Umsicht, tiefe religiöse Sammlung des Gemütes und weitgreifendes soziales Interesse, mystische Versenkung in Gott und tätige Initiative. Ganz unverkennbar sind die Frauen durch die christliche Hingabe an Gottes Gnade tatkräftiger und geistig selbständiger geworden. Während das Weib im Altertum zwischen sklavischer Unterwürfigkeit oder unwürdiger, auf sinnlichen Reizen beruhender Herrschaft hin- und herschwankt, erblicken wir im Christentum gerade unter den mystisch begabten Frauen große kirchliche und soziale Führerinnen, sogar kriegerische Heldinnen. — Kernig und schön faßt der alte Mönchsspruch: Ora et labora die beiden Seiten des christlichen Charakters zusammen; noch schärfer, anscheinend paradox, sagt ein anderer mittelalterlicher Spruch: ‚Mühe dich so, als ob aller Erfolg dein Werk wäre! Und vertraue dabei so kindlich auf Gott, als ob aller Segen von ihm käme!'

Zur Lösung dieser Paradoxie brauchen wir uns bloß an die Idee der Gnade und ihre dreifache Begründung zu erinnern. Gott, der in seinem Wesen höchste Vollkommenheit und lebendigste Geistestat ist, kann auch die Geschöpfe durch sein Wirken nicht lähmen und einschläfern, sondern nur der Vollkommenheit entgegenführen wollen. Jene Wunder der Gnade, die den Menschen mit einem Schlage über Hemmung und Kampf hinwegheben, sind seltene Ausnahmen; das Gesetz der Heilsordnung geht dahin, daß Gottes Anhauch die eigene Tätigkeit nicht ersetzt, sondern herausfordert und mehrt. Bei Wirkursachen gleicher Ordnung finden wir wohl, daß die Arbeit der einen die der anderen vermindert; das Pferd braucht weniger zu ziehen, wenn es Vorspann bekommt. Anders ist es beim Eingreifen einer höheren, übergeordneten Ursache. Je eifriger und tätiger der Wagenlenker, um so

mehr strengen sich die Pferde an; je intensiver die Arbeit des Lehrers, um so stärker wird der Antrieb der Schüler zur Tätigkeit; je näher die Sonne kommt, je mehr sie die Pflanzenwelt mit Licht und Wärme umflutet, um so kräftiger steigen die Säfte und arbeiten die Zellen. So dürfen wir auch für das sittliche Leben die Regel aufstellen: Je mehr Gott einen Menschen mit Gnade überschüttet, um so höhere Aufgaben stellt er ihm, um so schwerere Arbeitslast bürdet er ihm auf.

Auch die erlösende, heilende Kraft der Gnade ist von der Kirche nie im Sinne eines faulen Sündentrostes verstanden worden. Das Öl, das der barmherzige Samaritan den Wunden der Seele eingießt, ist auch das Salböl der Streiter Christi. Der Gottmensch hat nicht in dem Sinne ‚für uns' gelitten und alle Gerechtigkeit erfüllt, daß wir im Schatten seiner Heiligkeit selig einschlafen sollen; er ist nicht bloß Erlöser, sondern auch Gesetzgeber und Vorbild. Unser Glaube an Christus soll ‚durch die Liebe wirksam' sein, unsere Dankbarkeit gegen ihn sich darin zeigen, daß wir nicht nur seiner Verdienste uns rühmen, sondern in Gottes Kraft selbst fruchtbar werden an guten Werken, selbst büßen und kämpfen und — nach dem kühnen Worte des Apostels — ‚vollmachen, was noch fehlt am Leiden des Herrn' (Kol. 1, 24).

Das Übernatürliche im engsten Sinne, jene mystische Erhöhung des Lebens, die wir heiligmachende Gnade nennen, könnte am ehesten noch den Schein einer magischen, dem bewußten Seelenleben fremden Weihung und Heiligsprechung erwecken. Aber schon nach der Lehre des hl. Paulus wächst dieses Übernatürliche so mit dem natürlichen Leben zusammen wie das Pfropfreis mit dem Wildlinge; nur bei solcher gegenseitiger Durchdringung entspringen Früchte des ewigen Lebens. Es ist ein grundlegender Satz der thomistischen Weisheit: ‚Die Gnade hebt die Natur nicht auf, sondern setzt sie voraus und vervollkommnet sie.' Der hl. Thomas erinnert dabei an das Verhältnis von Körper und Geist, von Sinnlichkeit und Denken. Die Tätigkeit der Vernunft ist an sich immateriell, über das Wirken leiblicher und sinnlicher Kräfte erhaben; und doch setzt sie die normale Funktion des Gehirns und des sinnlichen Vorstellungslebens voraus. Auch in ihren höchsten und geistigsten Akten bleibt sie an sinnliche Vorstellungen gebunden; mit der Kraft und Frische der Phantasie hebt sich fast in gleichem Verhältnisse der Flug und die Tragkraft des Denkens. In ähnlicher Weise, so bemerkt Thomas, hängt die heiligende Frucht der Gnade von der freien, sittlichen Arbeit des Menschen ab; alle sakramentale Heiligung, alle mystische Gnadengabe schwebt halt- und fruchtlos in der Luft, wenn ihr dieser natürliche Wurzelboden fehlt.

Diese Anschauung, die im Dogma der Kirche und in der Spekulation ihrer großen Denker sicher begründet ist, beherrscht leider nicht immer die Frömmigkeit und Praxis des Christenlebens in dem Maße, wie es für die Zwecke des Reiches Gottes nötig ist. Wie viele Christen glauben den Himmel um Wunder der Gnade und Allmacht bestürmen zu müssen, wo die Mittel zur Rettung in ihrer eigenen Hand liegen; wie viele hoffen ungeduldig auf sittliche Reinigung und Erhebung durch bloßes Gebet und Sakrament, wo sie durch Selbstzucht und geduldigen Kampf, durch Anwendung ihrer geistigen Kraft und Freiheit diese Läuterung selbst anbahnen sollten! In ganzen Ländern ist das Christentum als öffentliche Macht gelähmt, zum großen Teil deshalb, weil eine falsche Art von Gottvertrauen der energischen Sammlung und Anspannung der Kräfte entgegensteht. Gott würde sich selbst widersprechen, wenn er solche

Hoffnungen rechtfertigen, wenn er auf das Gebet schwärmerischer Verehrer die Gesetze der Natur, der Geschichte, des sozialen Lebens suspendieren wollte. Wie war es denn bei der Verbreitung des Christentums? Gewiß hätten die Allmacht Gottes und die Gnadenfülle Christi ausgereicht, um mit einem Schlage die Welt zu bekehren und den Himmel zu füllen; aber Gott wollte, daß die Kirche nur durch die langsame, zähe Arbeit der Apostel, die Weisheit und Wissenschaft der kirchlichen Lehrer, die Mithilfe zahlreicher geschichtlicher und kultureller Kräfte die Welt eroberte. So ist es sein Wille, daß auch zur Verteidigung und Durchführung des christlichen Ideals in unserer Zeit alle menschlichen Kräfte aufgeboten werden, wissenschaftliche Arbeit und künstlerischer Wetteifer, pädagogische Einsicht und soziale Fürsorge, wirtschaftliche Strebsamkeit und politische Energie. Dürfte sich mystische Begeisterung und Kraft des Gottvertrauens von diesen natürlichen Mitteln des Schaffens dispensieren, so stände der Gott der Erlösung im Widerspruch zum Gott der Schöpfung, weil die Güter und Aufgaben der Natur ihres Wertes beraubt würden; so hätte das Christentum keine Bedeutung mehr als Kulturmacht, weil es der inneren, organischen Beziehung zur Kultur entbehrte. Die Geschenke Gottes sind niemals bloß Gaben, die uns bereichern, sondern auch Aufgaben, die uns verpflichten; werden sie als solche verkannt, so erhöhen sie nur unsere Verantwortung, so wandeln sie gar oft ihren Segen in Fluch. ‚Wie der Regen und Schnee vom Himmel herabsteigt und nicht zurückkommt, sondern die Erde bewässert und grünen macht und Samen und Brot gibt, so ist es mit dem Worte, das aus meinem Munde hervorgeht: es soll nicht leer zu mir zurückkehren, sondern schaffen, was ich gewollt, und Frucht bringen darin, wozu ich es gesandt habe‘ (Jes. 55, 10).

Aber, so mag der Kurzsichtige fragen, worin liegt denn überhaupt der Segen und Nutzen der Gnade, wenn das Arbeiten, Sorgen und Kämpfen des frommen Christen nicht geringer, vielleicht noch größer und schmerzvoller ist als das des Weltmenschen? Ich frage zunächst: Möchtest du denn wirklich hinter dem weltlichen Arbeiter, Denker und Eroberer zurückstehen in tätiger Entfaltung der Gaben, in der Tiefe der Erlebnisse, in der freien Anspannung der Kräfte; hast du es noch nicht verstanden, daß du nicht gottähnlich, gottselig werden kannst, ohne durch eigenes Denken und Wollen, Leiden und Dulden die Enge deines Ich zu erweitern und für das Höchste empfänglich zu machen? Unser Vorzug aber vor dem gottentfremdeten Seelenleben ist ein dreifacher. Zunächst, daß unsere Kraft und Tätigkeit nicht verschwendet wird an ein falsches, leeres, vergängliches Ideal. Wer die ungeheuren Anstrengungen betrachtet, die heute in den Dienst philosophischer und sozialistischer Irrlehren gestellt werden, oder die raffinierten Mittel, mit denen man äußere Lebensherrlichkeit zum eigentlichen Lebensinhalt zu erheben sucht, der wird der Gnade Gottes dankbar sein, daß sie ihn aus solchen Irrungen und Nichtigkeiten zur Liebe des Ewigen und Göttlichen emporgehoben hat. Ein zweiter Grund zum Danke behält seine Geltung auch gegenüber den Bekennern einer philosophischen Ethik, die mit uns übersinnlichen Idealen zugewandt ist. Mit Idealen und Normen ist es eben nicht getan; die tatsächliche Spaltung in unserem Innern, die Verblendung und Verwirrung draußen in der Welt wirken so verhängnisvoll, daß die rein natürliche Moral stets in Zweifel und Widersprüche gerät, in Anläufen und Teilwerken stecken bleibt, der Einheit und Tiefe, des Schwungs und der zündenden Kraft entbehrt. Die Gnade

Christi bietet uns einen neuen Lebensmittelpunkt, von dem aus alles sittliche Tun in reinere und hoffnungsvollere Beleuchtung rückt, aus dem ein Heldenmut des Opfers, eine Sicherheit des Erfolges, ein Friede auch bei scheinbarem Mißerfolg in die Seele strömt, wie sie keine Philosophie, kein kategorischer Imperativ verleihen können. Endlich aber eröffnet die Gnade in der Tiefe der Seele eine übernatürliche Verbindung mit göttlichem Leben, die unser Handeln geheimnisvoll über Zeit und Endlichkeit emporhebt, ihm jenen realen Ewigkeitswert mitteilt, den wir in christlicher Sprache Verdienstlichkeit für den Himmel nennen. Ein Strahl dieser verborgenen Herrlichkeit und Lebenskraft zeigt sich in der einzigartigen Dauer und Segensfülle, welche die Werke christlicher Heiligkeit und Liebe auch hinieden über die Zeit und ihren Wechsel emporhebt, nach Hemmung und Stillstand immer wieder zu neuen Blütenperioden führt.

4.

Das behandelte Thema, so haben wir gesehen, ist kein ausschließlich theologisches, es ist ein Lebensproblem im weitesten Sinne. Auch in dem Lebensdrama unseres größten Dichters nimmt es eine beherrschende Stelle ein. Man hat den Goetheschen Faust oft als Vertreter jenes reinmenschlichen Tatendrangs hingestellt, der von Natur des rechten Weges bewußt, im Weiterschreiten Qual und Glück, die einzig für Menschen erreichbare Größe, findet. Aber gerade Faust zeigt uns, daß dieses schrankenlose Streben nur scheinbar frei macht; klagt ja der alternde Faust, wie er nach Abweisung des Glaubens den Netzen dämonischer Mystik verfallen ist und sich nun vergebens ins Freie zu kämpfen sucht. Den wirklichen Abschluß des Dramas findet der Dichter nur, indem er die christliche Mystik, die Mystik in ihrer aszetischen und transszendenten Form, zu Hilfe ruft. Im Gespräch mit Eckermann (am 6. Juni 1831) wies Goethe jene autonome Auffassung des Faust als irrig zurück und bemerkte, der Schlüssel zu Fausts Rettung sei ‚in Faust selber eine immer höhere und reinere Tätigkeit bis ans Ende und von oben herab die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe‘. ‚Es steht das mit unsern religiösen Vorstellungen durchaus in Harmonie, nach welchen wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade.‘

Christliche Denker haben daran freilich den Tadel geschlossen, daß in Goethes Darstellung der sittliche Gesichtspunkt zu sehr vor dem mystischen zurücktrete. Faust weise noch fast im Augenblick des Todes den Gedanken ans Jenseits ab, werde also ohne jede innere Bekehrung selig. Sie übersehen dabei den eigentlichen Sinn der wichtigen Szene der ‚Grablegung‘. Faust ist nicht tot, sondern nur äußerlich bewußtlos, als er zur Erde sinkt; nun beginnt der Kampf um seine Seele zwischen Engeln und Dämonen. Die Engel streuen Rosen, ‚heimlich belebende‘ Blüten, die sich in Liebesflammen verwandeln und in Faustens Seele zu reuiger Liebe ‚umarten‘ und läutern. Der Dramatiker kann das nicht unmittelbar darstellen, er schildert aber deutlich genug in den Gesängen der Engel, wie in der eigenartigen Wirkung auf Mephisto, der verwirrt und gequält die Macht des ‚überteuflischen Elements‘ eingesteht und die Seele, wo sie wirklich hinscheidet, den Engeln überläßt. Die Tatsache, daß bis zum Schlusse der Szene die Seele noch im Körper weilt, läßt sich gar nicht verkennen; ebenso klar ist bei näherer Betrachtung dieser und der Schlußszene, daß die ‚heiligen Gluten‘ eine innere Bedeutung für die Seele haben, sie schon hienieden zur Liebe des Ewigen umstimmen.

Freilich ist auch so die Verklärung des Helden nicht derart begründet, wie es bei rein ethisch-religiöser Anfassung und Durchführung des Problems möglich wäre. Die göttliche Hilfe soll eben zur menschlichen Tätigkeit nicht bloß ‚hinzukommen‘ — zu einer Tätigkeit, die an sich völlig weltlich, dem Göttlichen fremd gewesen ist; der Mensch soll auch der Gnade entgegenkommen, soll das Ewige und Göttliche von vornherein durch Glaube und Liebe in sein Handeln aufnehmen. Weil diese organische Verbindung des Irdischen und Himmlischen in Faustens Erdenlaufbahn fehlt, muß Goethe bei seiner Himmelfahrt auf sinnliche und irdische Momente aus dem Leben zurückgreifen, die nach unserer Auffassung nicht in den Himmel gehören; aus demselben Grunde tritt der Triumph der Gnade und Fürbitte in Maria und den Büßerinnen, ich möchte sagen, das weibliche Moment im Himmel, übermäßig in den Vordergrund. Das Erdenleben erscheint bei dieser ganzen Entwicklung zu einseitig als Symbol und Vorspiel, zu wenig als verantwortliche Vorbereitung des Himmels. Das Vergängliche ist zwar ein Gleichnis, aber doch nicht nur ein Gleichnis, sondern auch der Stoff, an dem wir das Ewige erarbeiten müssen. Und das Unzulängliche soll nicht bloß droben Ereignis werden; schon hienieden soll die menschliche Schwäche durch Gottes Kraft gestärkt, über ihre wechselnden Gelüste und Enttäuschungen gehoben werden. Und wenn das Ewig-Weibliche uns hinanzieht, ich meine die passive Liebe, die gläubig-vertrauende Hingabe, so sollen wir uns auch selbst hinanheben durch die aktive Liebe, die zur christlichen Weisheit und Tatkraft verklärte Männlichkeit!



Die Sendlinge von Voghera
Roman von Ilse von Stach (Fortsetzung)

Nur zu bald befand sich Felice vor der schwierigen Aufgabe, den Troß der Diener zu passieren, um sich seiner Mission entledigen zu können; soviel hatte er schon im kurzen Umgang mit Vornehmen erfahren, daß diese selbst mit Huld und Herablassung zu sprechen pflegen, daß aber ihre Diener nicht selten, was jenen an törichtem Hochmut mangelt, durch eigne Dünkelhaftigkeit und Härte ersetzen möchten. Aber der betreßte Lakai im Portal des Palastes nahm ihn keineswegs, wie er gefürchtet hatte, für einen Mönch, der eben im Begriff ist, seine Bettelpflicht auszuüben, sondern fragte ihn ohne aufdringliche Belästigung, ob er vor die Herzogin geführt zu werden wünsche, übergab ihn einem zweiten Betreßten, bis ein dritter ihn an die Schwelle und vor das Angesicht der schönsten Frau Roms brachte. Das Büchlein in seiner Hand hatte die Dienerschaft mehr von der Berechtigung seines Besuches im Empfangszimmer der Herzogin überzeugt, als ihm selbst lieb war, denn nicht ungern hätte er seinen Eintritt durch umständliche Erzählung, was es mit dem Buche für eine Bewandtnis habe, noch um einige Augenblicke verzögert.

Jetzt, als er vor Giovanna Colonna stand, und noch dazu mit Bestürzung einen Kreis von Herren und Damen bemerkte, die alle, wie er sofort erkannte, über die Maßen vornehm, gelehrt und schön waren, versagte ihm seine Sprache vollständig, was indessen wenig schadete, da die Herzogin ihm sogleich mit freundlichem Lächeln das Buch aus der Hand nahm und ausrief: ‚Das kommt mir gewiß von meinem lieben Prior!‘ worauf sie sich zu ihren Gästen kehrte, den Titel des Buches und seine zierlich gesetzte Widmung laut verlas und scherzend hinzufügte: ‚Sollte ich die einzige unter uns sein, die solcher Lektion von ihrem Beichtvater bedarf?‘

Der Herzog Ascanio ließ diese Frage seiner Gemahlin als eine rhetorische unbeantwortet im Saale verklingen und wandte sich nicht ohne Schärfe an ein kleines, verwachsenes Männchen, das sich in seinem Prunksessel ganz verloren haben würde, hätten die adlerscharfen Augen nicht fortwährend und von jedem Anwesenden eine Stellungnahme zu der lächerlichen Ungestalt erheischt.

‚Don Niccolò,‘ redete der Herzog den wunderlichen Krüppel an, ‚Ihr seid uns eine Aufklärung über Eure jüngsten Funde am römischen Sternenhimmel schuldig!‘

Indessen begriff Felice, daß der Herzog keinen Gefallen an religiösen Unterhaltungen haben möchte, und da er sich zu unscheinbar dünkte, als dekorierende oder kontrastierende Figur in einem fürstlichen Saale zu stehen, bat er um die Erlaubnis, sich zurückzuziehen. Aber Giovanna Colonna, die ihre Empfänge niemals gelungener fand, als wenn sie dabei


die unähnlichsten Menschen zwingen konnte, ihre Rede gegeneinander und ihren Anblick nebeneinander abzumessen, nötigte den Mönch, sich zu setzen und winkte einem Diener, der sogleich dem neuen Gaste goldklaren im Herzogtum Palliano gewachsenen Wein kredenzte.

Don Niccolò, der gern von der ganzen Gesellschaft gehört wurde, wenn er sprach, hatte Felices Niedersitzen abgewartet, bis er die Frage des Herzogs mit einer Gegenfrage und ironisch beantwortete:

‚Der römische Sternenhimmel ist mannigfach,‘ sagte er, ‚da gibt es den der Frauenschönheit, den der Literatur, den der katholischen Heiligkeit . . .‘

‚Don Niccolò,‘ unterbrach ihn der Herzog, ‚ich pflege nicht unter gewählten Bildern meine Meinungen zu verbergen, — dazu, im Ernst, — die neuen Sterne der Frauenschönheit entgehen meinem Späherauge so wenig wie die aufleuchtenden Poeten sich dem Kennerblick meiner Frau zu entziehen vermögen —‘

‚Bleiben noch immer die sanften Planeten der Heiligkeit,‘ lächelte der Unhold geheimnisvoll, ‚aber auch diese lassen sich einzig an dem Sternenhimmel erkennen, der sich über uns allen wölbt.‘

‚Du mußt wissen, Ascanio,‘ wandte sich Giovanna an ihren Gatten, ‚daß Don Niccolò, seit er die letzten Weihen empfangen hat, in päpstliche Dienste getreten ist; nun findet er unablässig die Bahnen der neuen oder zukünftigen Heiligen auf.‘

Niccolò nahm eine würdevolle Miene an, als er entgegnete: ‚Seine Heiligkeit sind sehr weise, sich um die Schicksale ihrer Nebenbuhler zu kümmern; jeder König und Feldherr, wenn er nicht ein Barbar oder ein unfähiger Nachkomme ist, tut das Gleiche!‘

‚Seine Heiligkeit ist indessen von der Heiligkeit, die in den Sternen geschrieben steht, noch ziemlich weit entfernt,‘ bemerkte eine hünenhafte Gestalt Namens Curione, und mit der leidigen Eigenschaft behaftet, das Gespräch von der Literatur, der Astronomie oder dem gewöhnlichsten Stadtklatsch auf die Fragen der Religion hinüber zu leiten.

‚Mag sein,‘ entgegnete Niccolò; ‚um so heftiger erregt ihn meine neueste Entdeckung.‘

Endlich hingen, wie Don Niccolò es wünschte, aller Augen an seinem blassen, spöttischen Munde.

‚Unser heiliger Vater,‘ sagte er, ‚hat den Ehrgeiz, den Namen Paolo terzo als einen glänzenden in die Geschichte eingraben zu wollen; er erstrebt, einen Höhepunkt darzustellen, zu dem die Welt gedrängt hat, und davon sie nach seinem Tode notwendig und klagend wieder absteigen muß; nichts ist ihm daher unwillkommener als eine gewisse Tendenz in seinem geliebten Rom, die er als ein guter Statthalter Christi unterstützen muß, und die doch über ihn hinauszielt; es ist die Tendenz, die schon in den

wüsten Tagen der Borgias ihren Anfang genommen hat, und die unentwegt durch alle wechselnden Pontifikate proklamiert: es wird ein heiliger Papst den Stuhl Petri besteigen, — vor dem die Lästerzungen, der Antichrist habe das Apostelamt auf Erden im Vatikan weitergeführt, verstummen müssen, — man lasse nur Gott mit seinem langsamen Pfluge das Feld bestellen — oder, wie Seine Heiligkeit und ihr bescheidener Diener Niccolò sich ausdrücken: man lasse die Gestirne ihren königlichen Lauf vollenden!'

,Die deutschen Soldaten haben schon vor 18 Jahren ein Konklave im Vatikan abgehalten,' warf Curione brüsk dazwischen, ,und Martin Luther zum Papst ausgerufen; aber da hätte ein Komet mit flammendem Schweif am Himmel stehen müssen, bis euch Überklugen aufgegangen wäre, daß Gottes eiserne Zuchtrute die versumpften Ministranten auf Erden peitscht.'

Schon wollten einige Gäste den kecken Redner durch Worte und Gebärden strafen, als Niccolò ungekränkt und dringlich weiter redete:

,Es hätte auch, Messer Curione, ein Komet am Himmel gestanden, wenn Martin Luther der Richtige gewesen wäre. Indessen haben mich die himmlischen Wegweiser auf eine andere Fährte geführt; ich habe im Einverständnis mit Seiner Heiligkeit unter unendlich mühseligen Berechnungen die Konstellationen Alexanders VI. studiert; da fand sich im Augenblick der tiefsten Schmach, am Todestage dieses Ungeheuers, ein seltsam prophetisches Sternbild —'

Don Niccolò erhob sich in seinem Sessel und sprach mit helltönender Stimme:

,Meine Damen und Herren! Ich versichere sie, während der Borgia starb, ging ein Weib mit einem Knaben schwanger, der die Krone der Heiligkeit mit der päpstlichen Tiara auf seinem Haupte vereinigen wird!'

Curione, der seinen zügellosen Ideen zum Trotz ängstlich an die Kunst der Astrologen glaubte, sagte darauf kleinlaut:

,Ihr habt indessen, Messer Niccolò, nicht herausgefunden, auf welchem Felde die Heiligkeit des zukünftigen Papstes erblüht ist,' und indem er sich zu dem anwesenden Kardinal Contarini wandte, dessen milde und gerechte Gesinnung alle Parteien für sich in Anspruch nahmen, fuhr er fort:

,Seine Eminenz wird Euch beweisen, daß auch jenseits der Alpen, in den Herzen der geschmähten und verfolgten Ketzer Glaube und christliche Frömmigkeit wohnen.'

,Glaube und Frömmigkeit gewiß,' antwortete der Kardinal mit Güte, ,nur Heiligkeit, mein Bester, habe ich dort nicht gefunden; die kann nur gedeihen, wo sie geglaubt und verehrt wird.'

Der also verwiesene Curione begnügte sich statt aller Antwort mit einem schmachtenden Seufzer: ,O freies Deutschland, freie Schweiz!'





Auch mischte sich bereits der Herzog ungeduldig in das Gespräch, das er nicht willens war, in diesem gefährlichen Bette weiterfließen zu lassen.

‚Don Niccolò,‘ redete er diesen an, ‚ich bewundere Eure arithmetischen Künste nicht weniger als Eure Gabe, die leblosen Zahlen reden zu machen; aber es will mir nicht gefallen, daß Ihr Euch mit dem Auskundschaften von Pfaffenschicksal eifriger befaßt, als einen Mann ergötzen kann,‘ — und, da eben des Herzogs halbwüchsiger Knabe Marc Anton in den Saal kam, winkte ihn der Vater zu sich heran, ergriff ihn bei den Händen und sagte stolz:

‚Hier, dieser soll mir immer ungeschoren bleiben, und wenn er sich mit seiner Tonsur St. Peters Schlüssel in die Hände beten könnte; aber ob der Ruhmeskranz gewonnener Schlachten unsichtbar über diesen Locken schwebt, darüber bin auch ich versucht, die Sterne und Euch Don Niccolò auszufragen!‘

‚Exzellenz‘, erwiderte der kleine Prophet, ‚wenn dem Prinzen ein siegreiches Schwert beschieden ist, so gebe der Himmel, daß er es im Dienste des heiligen Papstes führen möge.‘

‚Gott verdamme alle pfäffische Heiligkeit!‘ fluchte der Herzog und ließ heftig von dem Knaben ab; indessen wandte sich Contarini, der das erregte Gemüt des Gastgebers gern mit einer sinnigen Zerstreuung besänftigen wollte, an die Marchesa Peskara und sagte galant:

‚Euer Gnaden lassen uns heute darben. Sie wissen, daß ich ein Verehrer Ihrer Poesien bin, und würde mich und alle Anwesenden für glücklich schätzen, wenn Sie die Gnade haben wollten, unsre Herzen durch Ihre jüngste Komposition zu rühren.‘

‚Ja, das solltest du wirklich, Vittoria!‘ drängte Vespasiano, dem in diesem Augenblick die mäßig bewegte Seelenstimmung, die ein kunstvolles Sonett zu verbreiten pflegt, erstrebenswerter denn je erschien.‘

Auch ließ sich die Marchesa nicht lange bitten, sondern griff geschmeichelt in ihren Busen, dem sie ein beschriebenes Blatt Papier entnahm, und davon mit lispelnder Stimme ablas:

Auf den Tod eines Jünglings.

O Menschenblüte, früh herabgeweht
Vom rosa Lebensbaum zur kahlen Erde,
Sprach dir nicht auch der ew'ge Schöpfer: Werde!
Hat er dich, Knabe, nicht zur Frucht gesät?
Wir alle klagen, wenn der Lenz vergeht,
Und achten dennoch keiner Glut und Fährde,
Die nachmals kommt, und ängstlicher Beschwerde,
Wenn hoch die Ernte unsres Sommers steht.

Dir ward, o Jüngling, ein bescheidnes Los;
Zur Unzeit ruhst du in der Erde Schoß,
Die deine Männerschritte tragen sollte.
Doch Knabe, war dein Glaube männlich groß,
Der band auch deine Seele frei und los.
Nun preis' ich dich, die ich doch klagen wollte.

Die Herren beeilten sich, der Dichterin unsterblichen Nachruhm zu prophezeien, und die Damen zerdrückten eine Träne in ihren Spitzentüchern; ‚ich habe ihn gekannt,‘ schluchzte die Fürstin Piccolomini, ‚es war der junge Gian Pietrino, ein göttlicher Knabe!‘

Nur Giovannas Seele war offenbar nicht auf den Ton der Rührung gestimmt, denn ihre Augen, weit entfernt sich mit Tränen zu füllen, blitzten vor Kampfeslust, als sie sich zu Felice wandte, und ihn heuchlerisch fragte:

‚Wie gefällt Euch das neue Sonett der sapphischen Marchesa?‘

Felice, der bisher nur gesehen und gehört, aber gewiß nicht mitgeredet hatte, fand in der Verwirrung, von der Herzogin angesprochen und über das Gedicht einer Marchesa gefragt zu sein, nur mit Mühe den notwendigen Mut, stammelnd zu beteuern, daß er Ähnliches und Schöneres nie in seinem Leben gehört habe.

‚Aber, habt Ihr denn nicht bemerkt, guter Bruder,‘ spottete Giovanna, ‚daß in diesem Sonett nichts anderes als der Glaube des gestorbnen Jünglings gefeiert wird? Ob er auch tugendhaft und eifrig zu guten Werken gewesen ist, erfahren wir mit keinem Wort.‘

‚Es läßt sich indessen für gewiß annehmen,‘ stotterte Felice.

‚Keineswegs,‘ entgegnete Giovanna unbarmherzig, ‚ich werde mich mit dem Prior darüber besprechen, und müßte mich höchlich wundern, wenn er nicht für das ewige Schicksal dieses Jünglings Sorge trüge. Einstweilen aber gestehe du selbst Vittoria‘ — wandte sie sich darauf an die Marchesa Peskara, — ‚ob nicht Giovanni Valdez eine lebhaftere Freude an deinem Gedicht empfinden würde, als der Kardinal Caraffa?‘

‚Liebe Giovanna,‘ antwortete Vittoria Colonna nicht ohne Vorsicht, ‚es steht mir nicht an, in einem Sonett, das nichts anderem als der Wehmut dienen soll, Dinge zu bevorzugen, die vor ein allgemeines Konzil gehören und erst nachmals als entschieden gelten dürfen. Einstweilen verhehle ich nicht, daß mir der Glaube gefällt, die Seele gehe durch die himmlische Gnade zur Anschauung Gottes ein.‘

‚Und ich,‘ rief Giovanna triumphierend, ‚bekenne frei, daß ich unsern Herrn Christus nicht für einen Krämer halte, der meine Almosen gegen meine Eitelkeiten abwägt! Gnade bleibt Gnade! Und ein rechter König, der dem armen Sünder unterm Galgen das Leben schenkt, sperrt ihn nicht

noch zur Buße in ein dunkles Gefängnis. Sollte Gott nicht von allen Königen der großmütigste sein?'

‚Giovanna,' sagte der Herzog diesmal ohne Ungeduld, aber bis in die Lippen erblassend, — ‚ich beschwöre dich! . . .'

Aber schon hatten die kühnen Worte der Herzogin im Saale gezündet, und Curione stellte sich breitspurig einem zierlichen Tischchen zur Seite, das aus Rosenholz gearbeitet und mit Elfenbein eingelegt war, und bei einem kräftigen Fluch umzufallen drohte.

‚Evviva Frau Herzogin!' rief Curione pathetisch, ‚die Frauen werden reden, wenn die Männer anfangen zu schweigen; und das tun die Männer, seit gewisse schwarze Raben aus der Leonsstadt ausfliegen und den Menschen die Augen aushacken, damit sie erkennen, welches die rechte Lehre sei; kann aber Feuer und Schwert einem aufrichtigen Menschen Treu und Glauben beibringen —?'

Curione sah sich in seinem rednerischen Erguß unliebsam durch Don Niccolò unterbrochen, der ernst antwortete:

‚Das kann allerdings Feuer und Schwert sehr gut, Messer Curione, — o sehr gut!"

‚Einer, der ein Mann ist und ein Schwert führen könnte,' warf Curione dem verwachsenen Sterndeuter verächtlich entgegen, ‚spricht von Gottes Werken, daß sie in den Herzen der Menschen mit der Predigt und der lauteren Lehre ausgerichtet werden müssen. Das Schwert, sagt Martin Luther, ist kein nütze, hilft nicht das Wort, muß Gottes Werk unausgerichtet bleiben!'

Bei dieser Rede war Curione immer bedrohlicher auf Don Niccolò zugeschritten, dessen Augen wie solche des sichren Siegers funkelnd aber kalt auf dem Hünen ruhten.

Erst als Curione ausgesprochen hatte, erhob sich Niccolò so hoch er konnte, zog, während er sich auf die Zehenspitzen stellte, ein Handschreiben mit päpstlichem Siegel hervor und sagte eisig:

‚Im Namen des heiligen Offiziums, — das geht zu weit!'

Da packte alle, die es hörten, ein sinnverwirrtes Grauen; man saß mit seinen Freunden beim Becher Weines, man hielt mit seiner Familie das Nachtmahl, man ging oder stand, wo immer man wollte, schon war das Rüstzeug bereit, die geheimsten Gedanken, tiefe oder leichte, auf einer fürchterlichen Wagschale abzuwägen. Keiner war in diesem Augenblick auf seinem Sessel verblieben, jeder aber um eines Schrittes Breite von Don Niccolò zurückgewichen; auch übersahen sie alle in ihrem starren Entsetzen, daß für diesmal das Opfer ein Riese und der Kerkermeister ein Zwerg war, und daß jener sich nicht in Furcht und Ehrfurcht würde binden lassen. Eine Blutwelle des Zorns und der Verwirrung stürzte Curione

ins Gesicht, aber noch ehe sie zum Herzen zurückgekehrt war, hatte er lachend dem erschreckten Häscher in die Soutane gegriffen und gerufen:

‚Such' dir einen andern, du Tintenklex der Natur!‘ Sprach's und schritt dröhnend zum Saale heraus, nahm sein Schwert und sein Roß, und sprengte über den Corso durch die Porta del Popolo die Via Flaminia herunter; erst auf der Milvischen Brücke kehrte er noch einmal sein Antlitz der ewigen Stadt zu, ohne freilich das Pferd zu wenden, dem er nach getanem Gruß und Lebewohl die Sporen gab, in scharfen Ritten den Norden und die Freiheit zu erreichen.

Indessen ging im Palazzo Colonna die Gesellschaft verstört und aufgescheucht auseinander. Don Niccolò hatte nach seiner Niederlage versucht, durch eine fadenscheinige Rede sein altes Ansehen wieder herzustellen, aber er bemerkte bald, daß in dieser Stunde kein fühlendes Herz sich ihm anders als mit Scheu und Ekel nahen könnte, und verließ, nachdem der Herzog ihm noch mit Würde vorgestellt hatte, wie er den Frieden seines Hauses habe antasten können, achselzuckend den Palast.

Verstörter als alle, und in seinem Gemüt jeder Versuchung, die ein Christenherz treffen kann, preisgegeben, kehrte Felice in das Kloster zurück. Der Prior, der von der Herzogin einen der wohlgesetzten Widmung entsprechenden Dank erwartet hatte, konnte nur mit Mühe und unter vielerlei Fragen dem jungen Mönch eine unvollkommene Erzählung über die Ereignisse im Hause der Colonnas entlocken; doch fügte er aus seiner Kenntnis der Dinge das Unverbundne, das Felice hervorbrachte, zu einem Ganzen zusammen und bestrebte sich, die haltlosen Gefühle des Jünglings wieder auf einen sichren Weg zu leiten.

‚Bescheide dich, mein Bruder,‘ redete er zu Felice, ‚und versuche nicht jede Meinung verstehen zu wollen; denn es gibt deren nur zwei, nämlich die falsche und die richtige Meinung. Es ist mir nicht verborgen, daß die heilige Inquisition furchtbar ist wie das Gericht Gottes; Gott aber, der von jeher den Unglauben als ein Verbrechen geahndet hat, konnte nicht Zärtlinge zu Wächtern über sein heiligstes Vermächtnis setzen, sondern Gralsritter, die die Pflicht des Kampfes von der Pflicht überströmender Vergebung zu unterscheiden wissen.‘

Indem der Prior noch Felice ermahnte, das Haus des Kardinals Caraffa nicht zu meiden, damit er seine unruhige Seele vergewissere, daß tugendhafte Männer, aber nicht Henkersknechte jenes schwere, richterliche Amt auf sich genommen hätten, entließ er den jungen Mönch, der sich demütig in seine Zelle zurückzog und die Nacht mit Beten verbrachte.

Am nachfolgenden Nachmittag fanden sich Ambrogio und Felice im Palazzo Caraffa ein.

Um dieselbe Stunde stieg von der Via Marmorata her ein Mönch

auf den Aventin und zog vor Santa Sabina die Klosterglocke; der Bruder Pförtner führte ihn vor den Prior, dieser aber konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als er die hagre Gestalt in einer zerfetzten Kutte, von Staub und Schweiß bedeckt, dazu die rätselhaft fragenden Augen des Mönches vor sich sah. ‚Ein kranker Schwärmer,‘ urteilte er in seinem befangenen Gemüt, und sagte spöttisch: ‚Guter Pater, seid Ihr nach Rom gekommen, um im nächsten Conclave zum Papst gewählt zu werden?‘

Michele Ghislieri sah den über seine leibliche Verkommenheit Scherzenden traurig an und entgegnete: „Es ist wahr, ich habe lange abseits von den Menschen verweilt; nun will ich hier meine Geschäfte mit ihnen in Eile vollziehen; bis dahin erbitte ich von Eurer brüderlichen Liebe ein Obdach und ein wenig Speise, denn ich glaube, mich hungert.‘

Der Prior wies dem seltsamen Wanderer die Zelle an, die neben derjenigen gelegen ist, wo einst der heilige Dominikus gewohnt und gebetet hat, stärkte ihn mit Wein und Polenta, worauf Bruder Michele ein kurzes Gebet verrichtete und sich unverzüglich auf seinen Weg machte.

So geschah es, daß Kardinal Caraffa noch mit seinen Ratgebern, Freunden und Schülern versammelt war, als Michele Ghislieri begehrte, vor ihn geführt zu werden. Seltsam wie auf St. Sabina erschien auch hier seine unzeitliche Gestalt im Rahmen der Tür, aber Caraffa, der den Menschen hellsichtiger ins Antlitz zu schauen pflegte als der Prior auf dem Aventin, nötigte den Unbekannten mit großer Ehrfurcht an seinen Tisch, und schien eine Offenbarung seines verklärten Wesens zu erwarten. Da traten Ambrogio und Felice vor, grüßten den Ankömmling unter vielen Zeichen der Freude, und Ambrogio entledigte sich seiner Botschaft mit den Worten des Priors von Voghera:

‚Dein Bruder Balthasar läßt dir sagen: ein Sohn des mütterlichen Hauses, das deine erblühende Seele gespeist hat, ist verloren gegangen; du aber rette ihn durch dein unbeflecktes Gebet.‘

Michele Ghislieri senkte das mächtige Haupt, als er von dem verirrten Schafe hörte, und den schweren Verlust einer unsterblichen Seele kummervoll in seinem Herzen erwog; darauf entsann er sich der ihm zuteil gewordenen Berufung und antwortete, vor Scham erglühend:

‚Wer bin ich, daß mein Gebet vor dem Throne Gottes angenehm sein könnte?‘

Aber Caraffa, hingerissen von der Gebärde dieses Mönches, rief ihm entgegen:

‚Du bist ein auserwähltes Rüstzeug Gottes; ein Gefäß, das zur Verherrlichung geschaffen wurde!‘

Drittes Kapitel.

Nachdem Ambrogio und Felice ihre Botschaft überbracht hatten, begaben sie sich ihrem klösterlichen Gehorsam zufolge ohne Verzug auf die Heimreise; auch begehrte keiner von ihnen, länger in der Welt, wo sie am bewegtesten flutet, zu leben; und während Ambrogio die stille Klosterzelle von Voghera ersehnte, weil der Mensch mit den Jahren nur ungern seine Lebensordnung für geraume Zeit vermißt, so strebte Felice nicht minder sehnsüchtig dem Segen der Zurückgezogenheit entgegen, um die mannigfachen und nicht selten verworrnen Bilder, die seine Seele empfangen hatte, im Lichte der Einsamkeit, der Betrachtung und des Gebetes zu unterscheiden.

Indessen war Prior Balthasar Schanz auf seinem Maultier und unter Giorgios Führung und Schutz dem unwirtlichen Norden gemäß langsamer und beschwerlicher gereist als die beiden Rompilger. Nur in der lombardischen Ebene und auf dem südlichen Abhang der Berge hatte eine unveränderlich klare Oktobersonne seine Straße begünstigt; die war er denn auch im übermütigen Gefühl dahingezogen, als könne es bis Wittenberg nicht anders weitergehen, und hatte sich kaum die Nachtstunden zur Ruhe der Glieder gegönnt. Sein Geist wanderte indessen von allen ungleichen Lagerstätten, deren der Körper bedurfte, diesem immer in kühnem Zuge voraus, zunächst die Höhe der Alpen erstrebend, als sei damit Deutschland und das Ziel der Fahrt gewonnen. So nahm er denn auch leichten Herzens Abschied von der letzten Zypresse, die einsam an seinem Wege stand, und achtete den kristallnen Himmel gering, der als freundliches Geschenk Italiens noch einmal über seinem Haupte schwebte, bevor er sich mit den Bergen der Wetterseite zukehrte.

Giorgio, der als geborner Italiener ein natürliches Grauen vor dem schweren, hängenden Himmel der Nordländer niemals von seinen Schultern schütteln konnte, und der zudem von früheren Wanderschaften den jähen Wechsel kannte, seufzte während dieser letzten sonnenbeschienenen Tagereisen unaufhörlich, so daß der Prior ihn auf das Maultier nötigte, da er glaubte, die stärkere Schwellung des Gebirges mache ihm Beschwerde; aber Giorgio antwortete mit trübseliger Miene:

‚Ach, mein Vater, bemerkt Ihr denn nicht, daß es hier zu Lande eine Lust ist, auszuschreiten?‘

‚Nein, Giorgio,‘ wandte der Prior lächelnd ein, ‚in deinem Angesicht lese ich vielmehr eine bedenkliche Unlust.‘

‚Die gilt nicht der gegenwärtigen Stunde,‘ fuhr Giorgio unbeirrt in seinem Kummer fort, ‚wohl aber einer, die bald genug kommen wird. — Herr, wandert weitere drei Tage und Ihr müßt Italien aus Eurem Herzen reißen, wenn Ihr nicht an der Erinnerung verschmachten wollt.‘

‚Das wird uns nicht so leicht geschehen,‘ tröstete der Prior, aber wunderlich mutete es ihn dennoch an, als, nachdem er eines Abends noch den Sonnenball rotglühend und prächtig hatte hinter dem zackigen Horizont untersinken sehen, der erste Föhn ihn wenige Stunden später aus dem Schlafe schreckte.

Erstaunt richtete sich Prior Balthasar auf seinem Bett in die Höhe und lauschte der ungewohnten Musik, die das väterliche deutsche Blut in seinen Adern seltsam bewegte; ihm war, als umbrause der Sturm nicht allein die kleine Schweizer Herberge, darin er nächtigte, sondern als fahre er mitten durch seine Seele und treibe sie hinaus in den Weltenraum, wo sie, losgelöst von allen sanften Gesetzen, die sie bisher mit den unsichtbaren Mächten verbunden hatten, sich allein vor ihrem Schöpfer zu behaupten und zu verantworten habe. Er erkannte mit Entsetzen im Sturm die Stimme des Versuchers, die ihm einblies, dieses trotzigen Landes freigeborne Kinder seien von Gott selbst zu ihren eignen Priestern gemacht, — sie, die dem Felsen ein Stück Weideland abringen, und dem Schnee eine Handvoll Blumen, müßten auch freimütig die Augen aufheben zu ihren Bergen und in der Gerechtigkeit Gottes den Quell der Gnade rieseln sehen, ohne sich ihrer Menschenwürde zu entäußern.

Sein Blick fiel auf den schlafenden Giorgio, und ein lutherischer Ratschlag, den jener ihm zugetragen hatte, kam ihm in den Sinn; es war ein Ratschlag für geistliche Versuchungen, für welche der Reformator, — wie Prior Balthasar urteilte — seine nicht selten auftauchenden Gewissensbisse anzusprechen pflegte.

‚In geistlichen Versuchungen,‘ riet Martino, ‚soll der Mensch die Einsamkeit fliehen, und lieber sich mit seinem Schweinehirten oder mit seinem Weibe verschwatzen, als die Seele in ihrer Bedrängnis allein lassen.‘

Der Prior sah ein, daß Giorgio ihm weder ein Weib noch einen Schweinehirten würde ersetzen können, demütigte sich vor Gott und betete tapfer den Sturm in seinem Gemüte nieder, bis dasselbe so still und feierlich dalag, wie am Morgen das beschneite Land, nachdem sich der Wind um die Stunde der Dämmerung gelegt hatte. Als Giorgio aus den geknickten Ästen der Tannen sowie aus den zusammengewehten Schneehaufen den nächtlicherweile dahingegangnen Sturm erkannte, wandte er sich zum Prior und sagte:

‚Jetzt seht Ihr es deutlich, mein Vater, daß wir Italien hinter uns gelassen haben, und‘ — fügte er schwermütig hinzu — ‚dies ist nun die Schweiz.‘

‚Ja, dies ist nun die Schweiz,‘ wiederholte Prior Balthasar mechanisch, denn seine Augen folgten eben dem Fluge eines Adlers, der zwischen

den Gipfeln der Berge einsam und gelassen seine Kreise umschrieb; erst, als er seinen Blick losgerissen hatte, fügte der Prior lebhaft hinzu:

‚Schilt mir nicht dieses Land, Giorgio; ich bemerkte wohl, daß es Kämpfe und Gefahren für alle bereit hält, die es betreten, aber es sind ehrliche Kämpfe, ohne Tücke und Hinterlist, und wer sie besteht, wird stärker sein, als einer, der unveränderlich in der Ebene wohnen bleibt.‘

Giorgio, welcher glauben mußte, der Prior rede von schmalen, nebligen Pfaden, die hart an ungemeßnen Abgründen vorbeiführen, von rollendem Gestein oder auch von ungeschliffnen Gesellen, die nicht gern friedliche Wanderer in der Wildnis vorüberlassen, ohne ihre Lust am Stechen und Raufen an ihnen zu büßen, antwortete mit blitzenden Augen, indem er seine sehnigen Glieder ausreckte:

‚Da habt Ihr recht, mein Vater, und wir wollen zur Not diesem bäurischen Volk schon beweisen, daß auch in der Kutte ein Arm stark genug werden kann, kecke Angriffe zurückzuschlagen.‘

Es zeigte sich, daß weniger die Menschen als die Natur dieses Landes den Mönchen von Voghera die von Giorgio erwarteten und erwünschten Gefahren bereitete; seit die katholischen Kantone in der Schlacht von Kappel den protestantischen ihren Helden Zwingli entrissen hatten, gelüstete keinen unter den deutschen Eidgenossen länger nach dem Blute der Brüder, das die Erde schrecklicher dampfen macht als das Blut natürlicher Vaterlandsfeinde; so lebten, wo nicht aus dem welschen Lande kalvinische Eiferer herüberkamen, die dann den alten Glauben blindlings und wütend verfolgten, die katholischen Christen unangefochten neben ihren reformierten Bundesbrüdern, und reisten Mönche und Pilger in Frieden durch die deutsche Schweiz.

Weil aber das Jahr seinem Ende entgegenging, blieben Schnee und Eis nicht aus und gaben dem Boden eine schlüpfrige Glätte, auf der Mensch und Tier schneller zu Fall kamen, als sie in ihrer lombardischen Heimat hätten träumen können. Freilich trat Giorgio den Spiegel des Eises mit der gleichen Festigkeit, als setze er den sichren Fuß auf eine Rasenfläche; aber etliche Stunden oberhalb Zürichs wurde der Stolz und die Zuversicht der kleinen Expedition — das Maultier — von seinem Schicksal ereilt, — einem Schicksal, das auch den Reiter Balthasar, der mit dem Maultier ein verknüpftes Ganzes bildete, notwendig bedrohen und streifen mußte.

Giorgio hatte sich seiner Gewohnheit entgegen, immer führend voraus zu sein, ein wenig verweilt, der Prior aber in freudiger Erwartung eines nahen, bedeutenden Reiseziels das Maultier allzu heftig angetrieben, so daß dieses in der Bedrängnis des Abstiegs einen Fehltritt tat und, nachdem es seinen Reiter seitlich zu Boden geworfen hatte, den felsigen Abhang heruntерglitt.

Hätte eben der Schnee die Härte und Spitzigkeit der Steine mit weicher Decke überbreitet, so möchten wohl beide — der Prior und sein Maultier — leichteren Kaufes an diesem Sturze vorbeigekommen sein; aber vor ihnen war ein feindlicher Tauwind diese Straße gezogen und hatte die Felskanten blosgelegt, die nun wahrlich kein sanftes Bett für eine niedergeworfene, lebendige Kreatur bildeten.

Giorgio war mit zwei langen Schritten dem Gefallenen an die Seite gesprungen und glaubte nicht anders, als daß er diesem mit einem kräftigen Griff würde auf die Füße helfen können; aber der Prior lag bleich und ohne Bewußtsein vor ihm, während der Stein unter seinem Haupte sich dunkel und unheilverkündend rötete. Nachdem Giorgio das rinnende Blut so gut er konnte gestillt und die Kopfwunde notdürftig verbunden hatte, gelang es ihm, den Prior aus seiner verlorenen Selbstbesinnung ins bewußte Leben zurückzurufen, das er noch durch einen Schluck Wein kräftiger anzufachen sich bemühte; auch bewegte der Kranke schon die Lippen zum Sprechen, eine Anstrengung, die ihm indessen erst nach mehrfachen Versuchen gelingen wollte. ‚Giorgio,‘ flüsterte er eindringlich, ‚ist der mulo verwundet?‘

An das unglückliche Maultier hatte Giorgio nun freilich in seiner Besorgnis um den Prior noch nicht gedacht, sah es aber bald an fünfzig Palmen tiefer und mit zerschundenen Gliedmassen wie tot liegen.

‚Herr,‘ entgegnete der Mönch, ‚es mag ihm nicht besser als Euch ergangen sein, worüber ich es nicht wohl befragen kann.‘

Giorgio versuchte darauf dem Prior begreiflich zu machen, daß er Mühe genug haben werde, mit ihm allein Zürich zu erreichen, oder etwa ein vereinzeltes Haus, wie man solches hier und da im Umkreis der Städte anzutreffen pflegt. Aber der Kranke setzte ihm, was das Maultier anging, einen unüberwindlichen Widerstand entgegen, erklärte eigensinnig, daß er selbst sich ganz wohl befinde, und nicht von dieser Stelle weichen werde, bis Giorgio willige Menschen gefunden hätte, die das Maultier mit ihm zugleich aus seiner hilflosen Lage befreien würden. So mußte sich Giorgio seufzend entschließen, den kranken Prior für die nächsten Stunden seinem ungewissen Schicksal zu überlassen, empfahl dasselbe Gott und machte sich mit Eile, aber der Gefahr halber ohne Überstürzung auf den Weg, der in schier endlosen Windungen dem Tale und der Stadt zuführt.

Diese winkte nun zwar bald dem Auge durch die Majestät der Türme von Großmünster; es winkte auch mit Grazie der schlanke Turm der Frauenkirche, und inmitten das silberne Band der Limmat erschien nah und lieblich und vollendete die Täuschung für den wandernden Ankömmling, der das Ziel immer vor sich, und doch immer von neuem entrückt sah.

Schon brach die Dunkelheit herein, als Giorgio endlich am Gehöft

eines Bauern anlangte, dem er des Priors Unfall klagte, und der sich — worüber Giorgio ein dankbares Stoßgebet zum Himmel sandte — auch freundlich erbot, an dem Verunglückten seine Menschenpflicht zu erfüllen; er nahm seinen halbwüchsigen Buben und einen Handkarren mit sich und folgte dem vorauseilenden Giorgio auf dem Fuße nach. Da der Aufgang des Mondes erst spät in der Nacht zu erwarten war, bedeutete jeder Schritt, den die Männer noch im sinkenden Tageslicht vorwärts taten, einen Gewinn, wenn sie auch entschlossen waren, mit Tapferkeit und Vorsicht Herr über die feindliche Finsternis zu werden. Die verhüllte schon Weg und Steg, als Giorgio am felsigen Terrain die Stelle erkannte, an der zuvor das Unglück geschehen sein mußte; auf seinen Anruf antwortete ihm der Prior mit dem schwachen Laute eines Schlafenden, so daß er sich nunmehr willenlos von seinen Rettern auf den Karren heben ließ.

Währenddessen mochte das Maultier am Abhang dem Verenden nahe sein, denn Dunkelheit und Schweigen deckte es gleichermaßen undurchdringlich zu.

Als der blutrote Mond gespensterhaft von der Höhe der Berge in das beklommene Tal sah, hatten die nächtlichen Wanderer eben mit ihrer fast leblosen Bürde das Haus des Landmannes erreicht; die Bauersfrau wies dem Kranken für die andere Hälfte der Nacht ihr und ihres Hausherrn eheliches Bett an, denn einen Verwundeten oder, wenn Gott im Himmel wolle, Sterbenden, könne man nicht wie sonst wohl reisende Burschen, die guten Mutes seien, zur Rast auf den warmen Heuboden einladen; auch wußte sie für den kommenden Morgen Rat genug. Es wohnte ihr drunten in der Stadt ein wohlhabender Bruder, der in seiner Herberge ‚zur Möve' schon Reisende aus aller Herren Länder aufgenommen hatte; kämen die Brüder aus Italien, so wohne zur Stunde ein gelehrter Herr in der Möve, dessen Wiege im Königreich Navarra gestanden habe, und der überdies als ein Arzt dem Kranken in seiner leiblichen Not beistehen könnte.

‚Für die geistliche führt er ja den Bruder Priester mit sich,' schloß sie ihre Rede und ließ Giorgio mit seiner Sorge für den Prior allein, der anfing Schmerzen zu leiden, und dessen schlaftrunkene Erschöpfung vergeblich gegen die erwachende Unruhe des Fiebers ankämpfte.

In der Frühe des Morgens betteten Giorgio und der Bauer den Kranken noch einmal und unter größerer Mühsal als am Abend zuvor auf den Karren, denn der Gleichmut der Seele war mit dem Bewußtsein des Fiebernden gewichen, und Klagen strömten so reichlich über seine Lippen, daß Giorgio sich im Herzen bekümmerte, wie sein geistlicher Vater so aller Lobpreisungen gegen Gott vergessen konnte.

Der Mövenwirt Jakob Guggenbühl stand in seiner Haustür und betrachtete den nebligen Morgen, als die drei vor ihm eintrafen.

‚Schwager,‘ redete ihn der Bauer an, ‚dieser Mönch ist in den Bergen arg zu Schaden gekommen.‘

Guggenbühl maß den kranken Prior sowie seinen Begleiter Giorgio mit einem wägenden Blick, als dächte er: ‚Gäste ohne eure schwarzen Röcke sind mir für die Regel die lieberen,‘ doch mochte er sich wohl zur selben Zeit erinnern, daß ja nicht alle Menschen Zürcher Bürger sein und also vernünftige Meinungen über die christliche Religion haben können; denn er rief der Magd und befahl ihr, das an die Wirtsstube angrenzende Gastzimmer für die Mönche herzurichten, die er einstweilen einlud, an seinem Tische niederzusitzen.

Der Bauer sparte indessen übrige Worte und machte sich, noch ehe ihm Giorgio einen Gruß und Dank bieten konnte, mit seinem Karren auf den Heimweg.

Auch in der Wirtsstube floß die Rede nicht reichlich; Jakob Guggenbühl war wie Giorgio ein Mann, dem die Nähe menschlichen Unglücks nur so lange erträglich dünkte, als er zu dessen Linderung helfen und handeln konnte; jetzt, da der Kranke ein gastliches Dach über seinem Haupte und ein Bett gewiß hatte, vermochte Giorgio nur noch zu seufzen, während der Mövenwirt einmal über das andere sagte:

‚Wenn erst der Doktor Servet da ist, der wird ihn schon kurieren.‘

Damit sprach er von dem spanischen Arzt, den die Bauersfrau als Helfer verheißen hatte, und der eben auf einer morgendlichen Wanderschaft weilte, wie er solche zu allen Tageszeiten liebte, wenn andere Menschen schlafen oder sich eines Unwetters halber gern in ihren Häusern aufhalten; doch kehrte er weniges später, als der Prior schon im Bette lag, in die Herberge zurück und nahm sich mit seiner ganzen Kunst des Kranken an.

Dennoch wechselten im Gastzimmer der Möve trübe Tage mit dunklen Nächten in hoffnungslosem Einerlei ab und reihten sich zu Wochen, deren vierte begann, als noch der Kranke nicht dem Fieber und dem Tode entrissen, dem Leben aber zurückgeschenkt war, — Wochen, die Giorgio außer dem notwendigen Kummer um das gefährdete Dasein des Priors noch die besondere Bitterkeit auferlegten, daß Dr. Servet ihn ungeduldig zu entfernen pflegte, indem er vorgab, eine größere Macht über den Kranken zu besitzen, wenn er mit diesem allein sei. Der arme Giorgio lagerte sich dann wie ein geduckter Rüde auf die Schwelle seines Herrn und erwartete unter Gebet und Seufzen die Dämmerung, bei deren erstem Anbruch Dr. Servet, als ein Feind des unbestimmten Lichtes, die Stube erleuchtete, Giorgio aber hinaus in den Garten ging und das treue Gesicht gegen die Scheiben des Kammerfensters drückte, teils um so aus der Entfernung einen geringen Teil an dem Krankenlager des Priors zu haben, teils um — nicht ohne

Mißtrauen — die wunderliche Art zu beobachten, in welcher der spanische Arzt seinen Patienten behandelte.

Freilich lag dieser gewöhnlich in scheinbar vollständiger Apathie da, während jener, als sei er mit der Welt seiner Ideen allein, am Tische saß und das Haupt tief über ein Pergament gebeugt hielt, darauf er unablässig niederschrieb, was seine Vernunft ihm eingab.

Nur zu Zeiten trat er an das Lager des Kranken und sah diesem lange und mit so großem Eifer ins Gesicht, als müsse er dasselbe nachmals aus dem Gedächtnis auf die Leinwand malen; danach hob er seine kohlschwarzen, stechenden Augen zugleich mit seinen Händen zur Decke, nicht anders, als vermöchte er durch Wände und Wolken in den Himmel zu reichen, — eine fromme Gebärde, die Giorgio mit Erbauung ansah. Aber nach vollendetem Gebet beugte sich Michael Servet von neuem über den Prior und blies dem Wehrlosen von seinem eigenen Odem in Nase und Mund, worüber sich Giorgio nicht wenig entsetzte, denn niemals hatte er desgleichen von einem christlichen Arzte gesehen, und es dünkte ihn eine blasphemische Nachäffung des göttlichen Schöpfungsaktes. Er schlug ein Kreuz und nahm sich in seinem Herzen vor, den spanischen Doktor zu gelegener Zeit seiner dunklen Kunst halber zur Rede zu stellen.

So kam über Schweigen und Harren, Beten und Wirken die Stunde heran, in der Prior Balthasar seinen ersten ruhigen Schlaf der Genesung tat. Giorgio saß mit Jakob Guggenbühl bei einem Kruge Veltliner Weines in der Wirtsstube, während der Spanier aufmerksam jeden Atemzug des Schlummernden bewachte, als vollzöge sich eben unter seinen Augen das große Wunder der Natur, das lebendiges Leben aus den Banden des Todes löst, so lange noch ein Funken im Innern flackert; auch konnte er sich nicht enthalten, nach seiner Gewohnheit dem Prior von Zeit zu Zeit hart ins Antlitz zu schauen, bis dieser durch den forschenden Blick im Schlafe beunruhigt, die Augen aufschlug und seinen Arzt mit deutlichem Bewußtsein ansah.

‚Wie geht es meinem unglücklichen Maultier?‘ fragte der Prior milde.

Sei es nun, daß Michael Servet von jeder menschlichen Seele, die eines Mondes Dauer zwischen Tod und Leben geschmachtet hatte und also den geheimnisvollen Bezirken der jenseitigen Welt näher gewesen war als der Geist des Gesunden, erwartete, daß sie, an das diesseitige Licht zurückgekehrt, die geschauten Mysterien offenbare, — sei es, daß er aus dem Gesicht seines Kranken geglaubt hatte, auf eine seltsam innige Verbindung seiner Seele mit der Gottheit schließen zu müssen, von deren Früchten er im Augenblick der Genesung zu pflücken hoffte, — er beantwortete die unschuldige Frage des Priors nicht mit Worten, sondern griff sich wie einer, der

an seinem eignen Verstande zweifelt, an die Stirn und stürzte in das Nebenzimmer, wo er bei Giorgios Anblick in heftige Worte ausbrach.

‚Wie konntest du,‘ rief er, ‚den Schlaf meiner Nächte für einen Menschen mißbrauchen, dessen Geist sich mit einem unvernünftigen Tier, einem Esel, — einem Maulesel beschäftigt, während,‘ fügte er in schmerzlicher Klage hinzu, ‚die Schwere des Körpers von ihm weicht und er das Gesicht Christi hätte anschauen können?‘

Giorgio mochte den Spanier in diesem Augenblick mit dem leeren Ausdruck des Unverstandes ansehen, denn Servet erbitterte sich von neuem und sprach:

‚Hätte ich mich nur von der Kranzbeschneidung auf Eurem Haupte warnen lassen, die auf dem ganzen Erdkreis die allein nützliche Herzensbeschneidung verhindert, durch welche aus gemeinen Menschen Christen, Priester und Heilige werden; o Herr Jesus Christus, rechne mir meine Torheit nicht zu! Ein Sohn des apokalyptischen Tiers war in meine Hand gegeben, und ich habe ihn mit Fleiß für das Reich des Antichrist lebendig und wirksam erhalten, daß er hingehen wird und dich von neuem grauenvoll durch sein babylonisches Opfer lästern —‘.

Leise, aber vernehmlich erscholl aus der Kammer die Stimme des Priors: ‚Giorgio, — Giorgio!‘

Der Gerufene, der mit dem schwerfälligen Gang seiner Gedanken noch weit davon entfernt war, zu begreifen, daß Michael Servet von der heiligen Messe geredet hatte, und somit mehr verwirrt als empört war, entzog sich gern den unsinnigen Vorwürfen dieses rasenden Spaniers und eilte an das Bett des Kranken; aber auch Servet verließ die Wirtsstube, die ihm lästig wurde, nachdem der geeignete Gegenstand seines Zorns sich dessen Ausbrüchen entzogen hatte, und Jakob Guggenbühl blieb allein und kopfschüttelnd vor seinem Schoppen Wein sitzen.

Indessen fand Giorgio den Prior heiteren Gemütes vor; sein klarer freundlicher Blick machte dem Mönche das Herz warm, und in der überquellenden Freude, das ihm teure Leben gerettet vor sich zu sehen, beugte er sich über die abgemagerten Hände und bedeckte sie mit täppischen Küssen. Aber der Prior ließ ihn nicht lange gewähren, sondern fragte schalkhaft:

‚Giorgio, welcher von uns redet im Fieber, — er‘ — damit deutete er auf die Tür, durch die Michael Servet entwichen war — ‚oder ich?‘

‚Bei meinem heiligen Schutzpatron St. Georg,‘ rief Giorgio fröhlich, ‚mich dünkt, Ihr redet recht, — und ein anderer hat das Fieber!‘

‚Dennoch,‘ fuhr der Prior fort, ‚begehre ich von dem Fieberkranken, der mich zudem geheilt hat, noch mancherlei Aufklärung.‘

‚Herr,‘ begann jetzt Giorgio, der lange genug über seine Beobachtungen geschwiegen hatte, ‚wäret Ihr bei Sinnen gewesen, Ihr hättet Euch ver-

wundern müssen, auf welcherlei Weise er Eure Heilung vollzogen hat; er hat Euch von seinem Hauch und Atem mitgeteilt.'

‚Ich habe dieses und anderes bemerkt,' entgegnete der Prior, ‚und bin gewiß, daß auf seinem Pergament davon geschrieben steht.'

Giorgios Blick fiel auf das offne Manuskript, das Servet, bis ihn heute die Erregung vorschnell aus der Stube getrieben hatte, sorgfältig in eine Truhe zu verschließen pflegte. Der Mönch vermochte seiner Neugierde nicht zu widerstehen und näherte sich zögernd den frischen Schriftzeichen.

‚Es handelt von dem Hauche,' flüsterte Giorgio, nachdem er einige Sätze entziffert hatte.

‚Lies, lies!' drängte der Prior, der wie sein Ordensbruder der Schwäche des Fleisches erlag.

‚Der Lebensgeist ist der Geist, welcher durch Eröffnungen der Schlagadern den Blutadern mitgeteilt wird, in denen der natürliche Geist angenommen wird; der Lebensgeist hat in der linken Herzkammer seinen Ursprung, wobei die Lungen ganz besonders zu seiner eignen Erzeugung mitwirken' —

‚Begreifst du Giorgio,' unterbrach ihn der Prior, ‚er hat es gut mit mir gemeint, als er mir seinen Odem einblies.'

‚Der Himmel möge wissen,' antwortete Giorgio nachdenklich, ‚warum er diesen Sätzen ein Heilandswort anfügt:

„Was zum Munde eingeht, das verunreinigt den Menschen nicht; sondern was zum Munde ausgehet, das verunreinigt den Menschen."'

‚Giorgio,' sagte der Prior, ‚wie nennt er seinen Traktat; handelt er von irdischen oder himmlischen Dingen?'

Giorgio wandte die Blätter des Pergaments, bis er die Aufschrift vor sich hatte und las, indem er sich über die Maßen entsetzte:

‚De trinitatis . . . erroribus.' —

‚Herr,' urteilte er kurz und gut, ‚der das schreibt, ist ein boshafterer Heresiarch als Luther, Calvin und Zwingli in Gemeinschaft.'

Der Prior lehnte sich erschöpft in sein Kissen, während Giorgio die Handschrift auf ihre rechtmäßige Seite zurückklappte. Als Michael Servet eine geraume Weile später eintrat, seinen Schatz wieder an sich zu nehmen, entging ihm das Erröten auf Giorgios Antlitz nicht und offenbarte ihm, daß er sich in die Geheimnisse seines Geistes gedrängt hatte.

Während nun allgemach des Priors Kräfte zu wachsen begannen, so daß er Giorgios Dienstleistungen von einem Tage zum andern vermindert sehen wollte, hielt sich Servet von dem Genesenden in gleichem Maße fern, wie er zuvor von dem Kranken nicht gewichen war. Erst als der Prior seine Kammer verließ und sich nicht ungern die Länge der Zeit durch des

Mövenwirtes Gesellschaft verkürzte, traf er von neuem mit dem Spanier zusammen, und zögerte nicht, diesen durch Frage und Anrede zum Verweilen zu nötigen.

Es war an einem lautlosen Winterabend, der draußen den Schnee langsam in großen Flocken und unaufhörlich zur Erde sandte, als die Mönche von Voghera mit Jakob Guggenbühl in der Wirtsstube saßen und ohne Groll den Lauf der Zeiten miteinander besprachen. Da öffnete Servet in seiner hastigen Art die Tür, und als er die ‚babylonischen Opferpriester' am Tische sitzen sah, gab er vor, nur einen Krug Wein zu begehren, weil ihm die Kehle trocken sei. Aber der Prior fand es für gut, die Unhöflichkeit des Spaniers nicht zu bemerken, und redete ihn ohne Umschweif an:

‚Ihr habt Euch bisher meinem schuldigen Dank entzogen, Herr Doktor, — wodurch Ihr mich zwingt, daß ich Eure Wohltat an meinem kranken Leibe nur um so schwerer wiegen fühle. —'

Servet unterbrach den Prior, indem er höhnisch fragte:

‚Habt Ihr Euch mittlerweile über Euer unglückliches Maultier getröstet?'

‚Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen,' entgegnete der Prior ungekränkt, fügte aber sogleich die Frage, die ihm auf der Zunge brennen mochte, unvermittelt hinzu:

‚Was hattet Ihr doch, Herr Doktor, während ich krank und, wie es scheinen mochte, meiner Besinnung beraubt darniederlag, in meinen Taschen und Papieren zu suchen?'

Hierbei lächelte der Prior freimütig, wie er denn wohl dem Spanier, dem er von Herzen gut war, jedes Gefühl der Scham ersparen wollte, als sei er durch die getane Frage irgend einer Ehrlosigkeit verdächtigt.

Dennoch empfand Michael Servet die Notwendigkeit, sich zu rechtfertigen, setzte sich und antwortete nicht ohne Verlegenheit:

‚Es ist wahr, ich habe in Euren Papieren gesucht . . .'

Dann, als er das rechte Wort nicht finden konnte, fuhr er unwillig fort: ‚Eure Krankheit hat mich getäuscht! Das Fieber und der Schmerz haben Eure Züge verschärft, — ach! Hätte ich das beschauliche Antlitz Eurer gesunden Tage gekannt, wären mir Eure Papiere so gleichgültig wie jenes gewesen! Ich suchte, — ich suche, — begreift Ihr nicht, was ich suche!?' wandte er sich fragend von einem zum andern.

‚Ganz und gar nicht,' antwortete der Prior für alle. Der Spanier sprang erregt von seinem Stuhle auf, griff sich leidenschaftlich in die Brust und sagte:

‚Meine Seele verzehrt sich durch ein inwendiges Feuer, — wie sollte

nicht auch mein Leib nach der Flamme schmachten? O ihr Gesättigten und Sichren, ich suche niemand anders als meinen Inquisitor!'

Giorgio sah Michael Servet mit unverhohlnem Erstaunen an, denn von allen Ketzern, die er kannte, schien ihm dieser der sonderlichste; aber der Prior fragte ernsthaft:

‚So glaubtet Ihr, Doktor Michael, in meinen Papieren ein päpstliches Siegel zu finden?'

‚Das glaubte ich, das suchte ich,' antwortete Servet.

Indeß mischte sich Jakob Guggenbühl in das Gespräch und sagte:

‚Herr, Ihr vergeßt, daß die weltliche Gerechtigkeit den Urteilen der Kirche ihren Arm leihen muß; — wenn der Bruder Prior ein päpstliches Siegel mit sich führte, so täte er in unserem Lande am besten, es sich zum Zierrat in sein Knopfloch zu hängen!"

Aber der Prior redete über diesen beschränkten Einwurf hinweg und sprach:

‚Michael Servet, glaubt Ihr an Christus, den Sohn der Jungfrau?'

Da stürzten dem Spanier die Tränen aus den Augen, und er stammelte, von Schluchzen oder Seufzen erstickt: ‚O Jesus Christus, — Jesus Christus!'

‚Und an die auf den Felsen gegründete Kirche vermögt Ihr nicht zu glauben?' fuhr der Prior fort.

Da antwortete Servet schwärmerisch: ‚Ich glaube an eine Gemeinschaft der Heiligen.'

‚Dazu benötigt Ihr keines Inquisitors,' entgegnete der Prior, ‚auch ich glaube an eine Gemeinschaft der Heiligen; doch eben diese bedürfen der sichtbaren Kirche am mindesten. Herr, gönnt noch den Sündern und geistlich Armen einen Platz am himmlischen Mahle, und Ihr werdet finden, daß wir eines Glaubens sind!'

Servet sah finster vor sich hin, und es verging eine kurze Stille, bevor er sprach:

‚Gott ist Zeuge, daß ich auf Erden versucht habe, Brüdern meine Hand zu reichen; aber wer ist mein Bruder? Wer baut nicht immer neue Kirchen und setzt an Stelle der alten Päpste neue Tyrannen hinein —?'

‚Herr Doktor,' unterbrach ihn der Mövenwirt, ‚Ihr seid ein gelehrter und geschickter Herr, aber wenn Ihr mit Eurer Rede sagen wollt, daß Ihr mehr wißt, als unser Huldreich Zwingli gewußt hat —'

‚Der hatte ein schönes Vaterland,' sagte Servet, während seine umflorten Augen in die Ferne blickten, ‚und ein irdisches Vaterland mag ein so großes Gut sein, daß wir das ewige darüber vergessen müssen; er war ein Schweizer, und Luther ist ein Deutscher, ich aber begehre nichts zu sein als ein Schüler Christi und ein Fremdling auf Erden.'

Jan Toorop/Landleben.



Jan Toorop/Das Tischgebet.



‚Ich will mich nicht in Eure Bruderschaft drängen,' sagte der Prior, ‚doch scheint Ihr mir ein wahrhaftigerer Katholik zu sein, als Euch selbst aufgegangen ist, denn auch unsre Liebe reicht über die Grenzen der Völker hinaus!'

‚Gott bewahre die Ruhe Eurer Seele vor meiner Bruderschaft!' rief Servet; ‚riecht Ihr nicht Brand in meiner Nähe? Eure Nase sollte für dergleichen empfindlicher sein. Armes Pfäfflein! Wenn schon die nordischen Frühlingsverkünder vor meiner dargebotnen Bibelweisheit erbleichen, — wie könntest du in winterlichem Eis Gebundner meine Offenbarung ertragen!'

‚Ihr redet kühn, Michael Servet,' sagte der Prior.

‚Einer lebt noch,' fuhr der Spanier fort, ‚der ein Fremdling in seiner Stadt ist, und in dessen Kreise mich mein Genius zieht; wird er mir Bruder sein oder Richter und Henker?'

‚Von wem sprecht Ihr?' fragte der Prior, der die großen Männer seiner Zeit nicht deutlich genug kannte, um sie aus einer Andeutung zu erraten. Aber Michael Servet stöhnte tief auf, griff sich von neuem in die Brust als brenne ihn das innere Feuer, von dem er geredet hatte, wandte sich und verließ schnellen Schrittes das Zimmer.

‚Herr,' antwortete Giorgio an seiner Stelle, ‚er hat von Johannes Calvin ausgesagt, von dem die Rede geht, daß er einen schärferen Geist in seiner Leiblichkeit berge als die deutschen Reformatoren, dazu auch ein schärferes Schwert in seiner Scheide.'

(Fortsetzung folgt.)

Jan Toorop / Von Max Schmid, Aachen

‚Die Kunst, das ist die Natur, gesehen durch ein Temperament‘. So hat Zola einst den Begriff der Kunst zu umschreiben versucht. Legte man damals den Nachdruck auf die ‚Natur‘, so fiel der Ton später auf das Wort ‚Temperament‘. Ist die Kunst nichts weiter als ‚Nachahmung der Natur‘, nichts als objektive Wahrheit, nichts als Naturspiegelung, so ist die genaueste Photographie, der getreueste Gipsabguß, die täuschend kolorierte und mit natürlichen Kleidern umhüllte Wachsfigur das größte Kunstwerk. Nun ist aber die Kunst vor allem ein Niederschlag des künstlerischen Temperaments. Darum kann der Künstler sich nicht genug tun in subjektiver Steigerung und Umbildung des Beobachteten. Je persönlicher er die Natur erfaßt, je eigenartiger er sie zum Zwecke der künstlerischen Darstellung umdichtet, zu unerhörten Farbenträumen und Formenwundern steigert, um so größer wird die Wahrscheinlichkeit, daß aus seinen Händen ein wirkliches Kunstwerk hervorgeht. Aber um so eigentümlicher, ja befremdender wird nun das Werk denen erscheinen, die der Kunst ferne stehen, die nur mühsam in das Wesen des künstlerischen Schaffens eindringen.

Deswegen werden so viele, und gerade die besten unter den modernen Malern außerhalb des engen Zirkels der Selbstschaffenden so schwer verstanden. Deshalb hat Jan Toorop bis auf den heutigen Tag nur eine kleine Gemeinde. Er gibt ja nicht der großen Menge das gewohnte Futter des Banalen und Alltäglichen. Er will gesucht, gedeutet, mit eindringendem Nachfühlen erfaßt sein. Philosoph, Dichter und Künstler zugleich, hätte er gewiß mehr als viele andere ein Anrecht auf unsere Zuneigung. Aber, wenn er trunken ist von heiligen und tiefen Gedanken, scheint er dem nüchternen Weltkind unbegreiflich. Und Toorop weiß, daß an nüchternen Tatsachen die Welt allzu reich ist, daß aber nach geheimnisvollem inneren Erleben die Fühlenden oft vergeblich dürsten. Darum spendet er aus der Fülle seiner Gesichte so reichlich, daß Generationen damit sich sättigen können.

Jan Toorop ist geboren 1859 zu Poerworedjo auf Java. Erst mit 14 Jahren ging er mit seinen Eltern nach Holland, um sich in Delft (École des Indes) für den Dienst in den Kolonien vorzubilden. Er wächst also auf im Bannkreise Ostasiens. Aber ein malayischer oder ein ‚javanischer Künstler‘ ist er deshalb noch nicht. Er selbst verwahrt sich dagegen mit dem Hinweise darauf, daß seine Eltern sowie seine Großväter Europäer waren, nur die Großmütter Javanerinnen. Und doch sehen wir es seiner Kunst an, daß die träumerische Stille indischer Buddhatempelhallen, das unergründlich geheimnisvolle Schweigen feierlich sinnender Buddhastatuen die Kinderseele schon mit ihrem unbeschreiblichen Zauber umsponnen hat, daß er jener uralten Kulturgemeinschaft angegliedert war, die nicht in hastigem Jagen nach materiellem Gewinn, sondern in beschaulichem Sichversenken in uralte Weisheit und mystischem Ausdeuten des Unbegreiflichen sich erschöpft. Wenn auch zeitweise die äußeren Verhältnisse und die moderne Erziehung jene Eindrücke im Gedächtnis untertauchen ließen, so blieben sie doch latent und traten mit ursprünglicher Frische wieder in Erscheinung, als sie durch verwandte moderne Bestrebungen Bewegungsfreiheit erlangten.

Zunächst hatte jenes Vorwiegen des Gefühlslebens wohl zur Folge, daß der junge Toorop von der Wissenschaft sich zur Kunst wandte, 1881—1882 die Zeichenakademie zu Amsterdam aufsuchte und 1883 zur Brüsseler Akademie überging.

Es war eine Zeit tiefgehender künstlerischer Umwälzungen. In Paris hatte sich die Jugend um Manet geschart und suchte die farbige Erscheinung unter dem Einfluß von Luft und Licht zu ergründen. Die grundlegenden Theorien erscheinen uns heute selbstverständlich. Daß durch Dazwischentreten der Luftschicht alle Dinge als einfache Tonwerte in fein abgestuften Nuancen erscheinen, hatten auch die Nachahmer und populären Verbreiter der neuen Lehre, wie Bastien-Lepage u. a. bald ergriffen. Daß man von der reich dekorierten Bühne, den pompösen Interieurs der Historienmalerei Abschied nehmen und in die Welt des grauen Alltages hinabsteigen mußte, daß es galt, nicht Salonmenschen, sondern den schlichten Arbeiter auf der Straße und in der Werkstatt zu schildern, diese Kunde hatte auch die studierende Jugend in Brüssel vernommen und mit Begeisterung sich zu eigen gemacht.

Überall vollzogen sich Sezessionen. Auch in Brüssel suchte eine Künstlergruppe l'Essor die neuen Ideen zu propagieren. Dort stellte Toorop 1884 sein erstes größeres Bild aus: ‚Le respect à la mort'. Eine nüchterne Vorstadtallee, an der ein paar Arbeiter mit gezogener Mütze und in andächtiger Haltung verharren. Ein in der Ferne dahinziehender Leichenwagen ist der Anlaß zu ihrer Achtungsbezeigung. Ein Arbeiterbild, wie viele in jener Zeit, werden die meisten denken. Und doch ist in diesem akademischen Frühbilde schon so manches, was den späteren Toorop andeutet: das Bedürfnis nach religiösem Ausdruck, nach seelischem Inhalt in einem Bilde, das formal durchaus dem realistischen Zeitgeschmack huldigt. Das Alltagsleben zu studieren, aber es mit mehr Gefühl, als die anderen Zeitgenossen dafür aufwendeten, zur Darstellung zu bringen, blieb zunächst sein Ziel. Toorop nahm es damit bitter ernst. In Brüssel lebte er mit den Arbeitern, um ihre Existenz, ihre Gewohnheiten, ihr Milieu gründlich beobachten und darstellen zu können. In den Bergwerken erschien er und gab aus dem Leben der Mineurs, aus ihren wirtschaftlichen Kämpfen packende Bilder: ‚Vor dem Streik', ‚Nach dem Streik' (1887). Kurz zuvor hatte er sich nach dem Mittelpunkt des industriellen und sozialen Lebens, nach London, begeben (1885). Auch da wußte er aus dem Straßenleben der Großstadt malerisch fesselnde Szenen herauszugreifen. ‚Ansichten der Themse', ‚Das Trio Fleuri', ‚Londoner Bettler' u. a. m. sind bekannt.

Toorop zählte damit zu den Bahnbrechern der jungen Generation. Er gründete 1884 mit Theo van Rysselberghe, dem Bildhauer Constantin Meunier, mit dem Mystiker Fernand Khnopff und Dario de Regojoz einen engeren ‚Verband der Zwanzig', einen Cercle des XX, aus dem die moderne belgische Ausstellungsgruppe der „Libre Esthétique" erwuchs, deren Ausstellungen, klein, aber gewählt, heute noch allen jungen, aufstrebenden Künstlern weit geöffnet sind.

Ein paar Jahre später hatte Toorop sich gründlich gewandelt. Nicht mehr auf dem Pflaster von London und Paris lebte er, sondern in einer neuen, idealen Welt, in der alles einen tieferen Sinn hat. In der Welt der Träume, der großen Menschheitsgedanken, in einer Welt, in der nichts geschieht und doch so unendlich viel sich ereignet.

Signac in einem Aufsatz im ‚Pan' spricht von dem Stimmungsgehalt der Linie. Er erwähnt, daß horizontale Linien Ruhe ausdrücken, ansteigende die Freude, herabsinkende die Trauer. Signac spricht da Gedanken aus, die zum guten Teil auf Anregungen von Toorop zurückgehen. Zugleich werden Seurats Farbentheorien von jenem Freundeskreise, dem Toorop, van Rysselberghe und

Signac angehören, systematisch fortgebildet. Mit besonderem Eifer versenkt sich Toorop in diese Geheimnisse und wird damit der Bahnbrecher einer jungen Kunst. Aber ihm genügt nicht diese Erweiterung der Darstellungsmittel, auch einen neuen Inhalt sucht er. Wie ein Phantom tauchte damals im Beginn der 90er Jahre die Sekte der Rosenkreuzer und als ihr Wortführer der wunderliche Sar Peladan auf. Gewiß den meisten dieser Sektierer war es nur darum zu tun, zu verblüffen und sich damit einen Namen zu machen, den sie durch ihre Kunst allein nie sich geschaffen hätten. Aber mindestens einer war unter ihnen, dem diese Dinge vom Herzen kamen, weil sie eine verwandte Seite in seinem Empfinden berührten — es war Toorop. Klänge aus längst vergangener Zeit wurden wieder in ihm lebendig, Bilder aus jenen Tagen, da die Mystik javanisch-buddhistischer Malerei seine jugendliche Phantasie geweckt hatte. Was der ferne Osten in den letzten Jahrzehnten unseren modernen Malern gegeben hat, wird in seinem ganzen Umfange erst eine zukünftige Geschichtsschreibung feststellen können. Auf Toorop wirkte nicht so sehr die graziös abgerundete Kunst der Japaner, als vielmehr die in stärkeren Kontrasten, in eigentümlicher Umformung der Natur sich ergehende malayische Malerei. Hier wird das Naturvorbild stärker stilisiert, vielleicht auch schemenhafter gestaltet, als in der jüngeren Tosa- und Kano-Schule, als bei Utamaro und Hokusai. Wie in alter hieratischer Epoche wird hier der menschliche Körper als Hieroglyphe, seine Farbe, seine Bewegungen als Ausdruck bestimmter Gefühlserregungen betrachtet. Alles wird in den einfachsten Flächen gesehen, mit wenigen beziehungsvollen, aber von der Wirklichkeit oft weit entfernten Farbentönen ausgestaltet. Mit diesen uralten Mitteln wollte Toorop nun die neuen Stimmungen und neuen Gedanken formulieren!

Das Erstlingswerk dieser Richtung konnte das deutsche Publikum kürzlich auf der Düsseldorfer Ausstellung für christliche Kunst kennen lernen, für die es mir durch die Liebenswürdigkeit der Besitzerin, Mdm. Chausson in Paris, zur Verfügung gestellt war. Es war eine hl. Kreuzlegende, eine Variation über das Thema ‚Kreuz und Menschenseele', vielleicht noch etwas weich und unbestimmt in der Charakterisierung der Motive, aber voller Zukunftsversprechungen. Wie sehr ihn damals schon religiöse Fragen beschäftigten, beweist eben diese farbig leicht abgetönte Zeichnung, die vor 1889 entworfen wurde und den Titel erhielt ‚Die Verkündigung des neuen Mysteriums'. Das in der Mitte des Bildes aufragende Kreuz läßt uns keinen Zweifel darüber, welches Mysterium gemeint ist. Zwar, das Christentum ist an sich etwas Ewiges, Unwandelbares. Aber es hat doch in Literatur und Philosophie, ganz besonders aber in der Malerei neuerdings wieder besonderen Ausdruck und frisches Leben bekommen. Christus wird wieder mit neuer Kraft als das wahre Mysterium erkannt und verehrt. Dem sucht Toorop Gestalt zu verleihen, indem er in der Mitte unter dem Kreuz die Mutter Gottes auf einem Lager von Lilien darstellt, da von ihr als der Mittlerin zwischen Christus und der Menschheit auch jede Erneuerung des religiösen Lebens ausgehen muß. Zur Linken erscheinen Adam und Eva als Symbol der Erbsünde, unter der alle leiden, die im Bilde dem Kreuze und dem Erlöser entgegen seufzen. Kalt und farblos ist das Bild, weiß ist Feld, Baum und Strauch, weiß und frostig, wie die erstorbene Natur im Winter, die des Frühlings, der Erlösung harren muß.

In vollem Gegensatz zu diesem zarttönigen Erstlingswerk steht die farbensprühende Darstellung des ‚Neuen Geschlechts'. Nicht die Erneuerung des Seelen-

lebens durch Christus wird hier geschildert, sondern das zukunftsreiche und hoffnungsfrohe neue Geschlecht, das dank den Errungenschaften der modernen Technik und Industrie einer glänzenden Zukunft entgegengeht. Ein Kind als Repräsentant dieses neuen Geschlechts sitzt in einem lichterfüllten, von üppig aufkeimender und im frischesten Junggrün prangender Vegetation umfriedigten Raume und sieht der farbenstrahlenden Zukunft entgegen. Über ihm wölbt sich der gewaltige, mit seinen Wurzeln weitausgreifende Lebensbaum, feurig karminrot, wie alles, in dem frisches Blut pulst. Dahinter ein in allen Farben der Tropenwelt schillernder Wald, der einen tiefen, mysteriösen Weiher umfängt. Im Vordergrund ist die neue Zeit durch Telegraphenpfähle und Eisenbahnschienen angedeutet. Zur Rechten aber in einem zerfallenden Hause wird eine alte Frau sichtbar, die eine verwelkte Blume vergeblich aufzufrischen trachtet, ein sprechendes Symbol der alten, abgestorbenen Welt. Nicht so sehr der reiche Gedankeninhalt dieses Werkes, als die Kühnheit, mit der versucht wurde, ihn in sinnvoll gewählten Farben auszusprechen, ist staunenswert. Vor allem läßt aber die sonore Fülle und Klangschönheit dieser Farben selbst dies Frühwerk von 1891 auch heute noch voll wirken. Es ist, als ob die ganze koloristische Schönheit eines persischen Seidenteppichs, einer buntleuchtenden Moscheewand, eines indischen Manuskripts zusammengefaßt wären im Dienst einer modernen Idee. Toorop klügelt diese Gedanken nicht mühsam aus. In überraschender Fülle strömen sie ihm zu und sehnen sich nach Formwerdung, so daß er davon oft mehr, als der Deutlichkeit und der Monumentalität des Bildes guttut, auf kleinstem Raume zusammendrängt. Die Entwürfe folgen einander rasch. So gibt er noch 1891 ‚Die Rastlosen‘, (Les rôdeurs), 1892 ‚O Grab, wo ist dein Sieg‘ und den ‚Garten der Schmerzen‘.

Seinen Höhepunkt erreichte Toorops Symbolismus aber wohl 1893 in dem bekannten Bilde ‚Die drei Bräute‘ (jetzt im Besitz des Freiherrn von der Heydt-Elberfeld). Als das Werk auf der Münchener Ausstellung mit einer Reihe verwandter Arbeiten erschien, gab es wohl kaum ein Dutzend Menschen in der Isarstadt, die darin mehr als einen phantastischen Unfug erblickten. So fest war in unserem Bewußtsein das Gefühl der Wirklichkeitskunst eingeprägt, daß man den wunderlichen Träumer Toorop schlechthin verlachte, der seelische Kämpfe und tragische Ideenkonflikte graphisch darzustellen sich erdreistete. Hätte nicht eine gedruckte Erklärung sich neben dem Bilde befunden, so hätten die wenigsten geahnt, was die drei Frauengestalten bedeuten sollten, die da in leichten, unbestimmten Umrissen erscheinen. Rings um sie her andere Frauen, von deren Lippen in mannigfach bewegten Linien als Ausdruck ihrer Empfindung zwar nicht Schriftbänder, wie einst in der alten Kunst, wohl aber symbolische Linien emporsteigen. Allerdings ist es nicht leicht, die Deutung dieser Linien und des Bildes zu finden. Am deutlichsten ist die mittlere Gestalt im Brautschleier, das Symbol der kindlich unberührten Jungfrau, in der leise sehnendes Gefühlsleben sich eben zu regen beginnt. Ihr blühen ringsum Rosen entgegen und Chrysanthemen, das Symbol ihrer Wünsche, die auf die vergänglichen Genüsse des irdischen Daseins gerichtet sind. In der Figur zu ihrer Rechten (Hetäre) kündet der sinnlich üppige Mund, der zehrende, saugende Blick uns ein Wesen, das suggestiv die Begierden des Mannes zu erregen und an sich zu ketten versteht, ihn zum Sklaven und Diener ihrer Lüste macht. Aber indem sie wildesten Lebensgenuß verheißt, bringt sie Tod und Vernichtung. Darum ist ihr Brautschmuck eine Kette von Totenköpfen, darum verdorren die Blüten, mit denen

sie die schwülen Glieder schmückte. Die Stengel aber der Blumen wandeln sich in Schlangenleiber und Schlangenköpfe und richten sich wildzüngelnd auf gegen die Hand des Gekreuzigten von Golgatha, aus deren Wundmalen, wie aus einer gewaltigen Glocke, Ströme von Segen herabrauschen in die Welt, hernieder auf Weibesstirnen. Da wandeln sie sich in schlanke Seraphgestalten, die den Frieden der Christusglocken hinausläuten über die mit Dornen und Gestrüpp bedeckte Menschenerde. Zur Linken aber neben der Menschenbraut sehen wir sanft sich neigende Frauen das heilige Kreuz verehren. Das Erwachen der seelischen Erkenntnis, jenes Seelenschmerzes, der Ruhe nur findet in der Entsagung, im Verzicht auf irdische Freuden, im Seelenbund mit Christus, ist da angedeutet. Er gipfelt in der Gestalt der Himmelsbraut, der Nonne, vor der Seraphim Lilien streuen. Wie rein und zart ist Weibesempfinden ausgedrückt in diesen überschlanken, unnatürlich hageren Figuren mit den wogenden Haarwellen, den demütig gesenkten Augenlidern, den seltsam ausdrucksvollen und doch eigentümlich verschränkten Gebärden. Freilich erschwert die Menge bedeutungsvoller Linien etwas die Betrachtung. Denn wie zur Rechten die vor der Hetäre sich neigenden Frauen wildtrotzig aufzüngelnde Schreie gegen das Kreuz ausstoßen, so lispeln zur Linken die vor dem Kreuze sich beugenden Zauberlinien empor, die weich wie Weihrauchwolken durcheinander schweben. Von solchen Andeutungen ist das ganze Bild erfüllt.

Toorop gibt allmählich diese großen Gedankenmosaikbilder auf. Er fühlt wohl selbst, daß so etwas zwar in jungen Jahren berechtigt und aus einem Sehnen nach künstlerischer Aussprache erklärlich ist. Aber Toorop müßte nicht der eminent Feinfühlige sein, der jeder leisen Bewegung von Seele wie Leib, von Form wie Farbe folgt, wenn es ihn nicht getrieben hätte, aus der verwirrenden Mannigfaltigkeit hinaus zur Ruhe zu gelangen, zu jener innerlichen und formalen Klarheit, die dem gereiften Menschen natürlich ist. Darum malt er zunächst einmal in den Sommermonaten in den kleinen malerischen Fischerdörfern Hollands, mit Vorliebe besonders in dem stillen Domburg, ehrlich und gewissenhaft seine Studien. In ihnen sucht er die modernen Farbenprobleme, die Fragen nach der prismatischen Zerlegung, nach der Verwendung von Komplementärfarben rc. praktisch zu lösen, wobei er die Anregungen von Seurat selbständig fortbildet und mit locker nebeneinander gesetzten primären Tönen entzückend duftige Lichtbilder schafft. So entstand unter anderen das im Besitz des Herrn Flersheim in Frankfurt a. M. befindliche Werk: ‚Komm, Herr Jesus, sei unser Gast‘, das man wohl auch einfach als ‚Tischgebet‘ bezeichnen dürfte. Denn nichts von Mystik und Wunder ist hier, nichts als eine einfache Fischerfamilie, die vor der Mahlzeit die Hände zur Andacht faltet. Aber welche Herrlichkeit des Lichtes, das blank und glatt durch die armselige Stube flutet, so daß man das Gefühl hat, als sei aller Reichtum und alle Gnade über diese einfachen Beter ausgegossen.

Neuerdings verzichtet Toorop auf die mühsame und der großen Wirkung etwas abträgliche Kleinpunktmanier. Aus größeren Farbenflecken stellt er jetzt seine Werke zusammen. Er büßt damit nichts an Helligkeit ein, aber er gewinnt viel an Großzügigkeit. Einfach, wie die Technik, ist auch das Motiv dieser neueren Studien. Sie geben schlichte Handwerksleute, die im Sonnenschein durch die Dünen zur Arbeit wandeln oder von der Arbeit heimkehren. Aber sie geben sie in vereinfachter, typischer Form, als monumentalisierte Symbole der Arbeit. Andererseits hat Toorop auch seine alte, liebenswürdige und gra-

ziöse Art bewahrt, wie all die kleinen Blätter beweisen, jene mit Buntstift auf hellem Papier gezeichneten Bilder von Bauernmädchen und Fischerknaben, die seine Mappen füllen. Toorop liebt es, die verschiedensten Zeichenmanieren und Darstellungsmittel zu verwenden. Die streng stilistischen Formen der modernen Romantik sind ihm ebenso geläufig, wie die gewissenhafteste Naturabschrift. Man vergleiche dafür nur die Darstellung der Kerzenfabrikation in der Nachtlichtefabrik zu Gouda einerseits, andererseits seine berühmten Plakate, die durch die originelle Stilisierung so wirksam waren. Er ist der geborene Zeichner, so vielseitig, wie ihn die holländische Kunst seit Generationen kaum besessen hat. Jeder Strich hat Farbe und Form, jede Linie Charakter. Das letztere tritt besonders in seinen Porträtzeichnungen hervor. An Dürer, Lukas van Leyden oder an Holbein denkt man, wenn man diese großartigen Bildnisse seiner Freunde vor Augen hat. Da sitzt alles, klar und bestimmt. Die Köpfe sind oft stahlhart modelliert, die Einzelheiten, die zur Charakterisierung notwendig sind, werden so energisch betont, daß sie fast die Einheitlichkeit des Eindrucks gefährden. Aber wie van Eyck und wie Quentin Massys versteht Toorop doch, diese scheinbar übertriebenen Details dem Gesamteindruck unterzuordnen. Geradezu überraschend wirkt die lange Reihe der Kreideporträts, die Toorop von ihm befreundeten geistlichen Herren im Laufe der Jahre angefertigt hat. Da fehlt kein Temperament. Von der stillen Gelassenheit des weltabgewandten Ordensmannes bis zu der sprühenden Geistreichigkeit und stürmischen Energie des leidenschaftlichen Propagandisten sind alle Typen vertreten. Man fühlt, daß Toorop nicht zufrieden ist, wenn er Mund oder Nase erkennbar und porträtähnlich gezeichnet hat, daß ihn der Mensch, seine Seele, seine Persönlichkeit fesselt, daß er die Physiognomie, nicht die Gesichtszüge darstellen will. Jedes seiner Bildnisse ist ein Dokument. Oft mehr als das, ein Symbol. Ich erinnere nur an die wundervolle Zeichnung jenes Mannes aus dem Volke, dem er selbst die Unterschrift ‚Gottvertrauen' gegeben hat. Dies faltenreiche, verwitterte und durchfurchte Antlitz, dessen helle, blaue Augen mit stiller, inniger Klarheit emporblicken, und aus dessen Haltung wirklich unerschütterliches Gottvertrauen spricht. Es wäre nicht nötig gewesen, daß hinter dem Fensterkreuz der stumpfe Turm einer flandrischen Kathedrale sichtbar wird. Aber es macht doch manchem den Bildgedanken deutlicher. Auch wird der einfache Studienkopf dadurch zum Bilde: durch diesen Fensterausblick, durch diese Betonung der aufstrebenden Vertikale im Hintergrund, durch dieses Zusammenstellen der glatten, strengen Bauform mit der lebendig verwurzelten und verzweigten Linienführung auf der Haut des Altmännerkopfes.

So weiß Toorop stets die zeichnerische Technik dem jeweiligen Thema anzupassen. Für jugendliche Köpfe hat er eine zarte, leichte Darstellungsmanier bereit. Es ist etwas von jener Feinheit darin, die an englische Präraffaeliten erinnert, und doch auch etwas wie ein Klang ostasiatischen Empfindens, weil die Einzelform so naiv umschrieben und so verhältnismäßig selbständig behandelt wird. Dabei liebt er weniger die ausgereifte Fülle als die erste Jugend. Ein feines, durch das Hervortreten des zarten Knochenbaues akzentuiertes Profil, große Augenlider und zierliche Brauen, ein herber, kaum zur ersten Weichheit sich entwickelnder Mund, eine zarte Nase, dazu lichtes Haar, das in wogenden Wellen locker aufgenommen ist, das sind die Elemente, woraus er sie zusammenkomponiert. Oft stehen diese Mädchen mit betend erhobenen Händen vor einem Engelsbild, und die fast geschlossenen Augenlider verleihen ihnen den Ausdruck mystischer Ver-

zückung. Der pantheistische Träumer ist damit zu einem überzeugten christgläubigen Mann geworden, der nun alle seine Gedanken um jene großen Geheimnisse kreisen läßt, die die Kirche ihm zur künstlerischen Verherrlichung bietet. Nicht leicht entsteht ein Entwurf, ein Porträt, ein Bild, dem er nicht den Stempel dieser seiner Gefühlsweise aufgedrückt hätte. Unschuldigem Kinderspiel wie ernster Mannesarbeit mischt er gerne einen Strahl aus lichteren Höhen. Diese seine neue Symbolik gibt allen Werken etwas wunderbar Eigenartiges. Will er ein paar Fischermädchen in den bekannten holländischen Kostümen im Obstgarten darstellen, so rückt er dieses Hauptmotiv, die anmutigen Kinder in ihrer reizvollen Volkstracht, wohl als Augenweide in die Mitte. Aber der gewissenhafte Beschauer sieht zur Linken noch ein altertümliches Christusbild, dem eines der Mädchen den Schmuck der farbenprangenden Früchte um das dünne Holz schlingt.

Das Köstlichste aber, was er auf diesem Gebiete der christlichen Symbolik geschaffen hat, scheint mir jenes Weihnachtstriptychon zu sein, das wir abgebildet haben. Das reine Magdtum Mariä, die Seligkeit der jubilierenden Engel und der inbrünstige Glaube der armen Hirten ist da unvergleichlich innig und edel zum Ausdruck gekommen. Die Mariengestalt in ihrer fast kindlichen Holdseligkeit und tiefen Andacht ist ebenso rührend wie das zarte Kind in seiner schlichten Wiege. Wie Giotto begnügt sich Toorop mit den primitivsten Mitteln, um doch die tiefste Empfindung zu offenbaren. Das Wunderbare des Vorganges wird dadurch begreiflicher, daß es nicht grobsinnlich vergegenwärtigt, sondern poetisch verklärt ist.

So hat sich Toorop zu einem der bedeutendsten modernen, auf streng kirchlicher Grundlage stehenden Künstler emporgearbeitet. Anfangs unklar und tastend, hat er sein Ziel jetzt mit voller Bestimmtheit erfaßt. Worauf es für ihn ankommt, ist, der Kirche zu dienen, ohne seine eigene reizvolle Persönlichkeitskunst aufzugeben. Nicht im alten Geiste der Überlieferung, sondern auf neuen selbstgeschaffenen Wegen will er neue Lösungen für alte heilige Überlieferungen finden. Wer die Gotteshäuser Italiens, Frankreichs, Deutschlands durchwandert hat, weiß es, daß nicht die Nachahmer, sondern die selbständigen Künstler der früheren Jahrhunderte es sind, deren Altarbilder, deren Grabstatuen wir bewundern, um deretwillen manch kleine, stille Kirche weltberühmt geworden ist. Warum verlangen wir nun heute von unseren kirchlichen Künstlern, daß sie nur nach alten Mustern für die Kirche malen und meißeln dürfen? Warum lassen sich heute die Pfleger und Stifter unserer Gotteshäuser die Gelegenheit so ganz entgehen, einem Meister wie Toorop eine Kirche zur Ausschmückung anzuvertrauen? Seine künstlerische Größe ist unantastbar, seine religiöse Eignung von so vielen einwandfreien Männern bezeugt. Und doch fehlt ihm die Gelegenheit, im Großen zu arbeiten. Bis heute hat er nur einmal ein Stück profaner Monumentaldekoration schaffen dürfen: Jene berühmten keramischen Friese in der Vorhalle von Berlages Börse. Ebenso kenne ich von ihm nur eine größere Aufgabe rein kirchlicher Natur. Es ist der Wandschmuck der St. Aloysiuskapelle in der neuen katholischen hl. Bavo-Kirche in Harlem. Cuypers und Stuyt erbauten die Kirche. Leider ist der riesige Backsteinbau auch im Innern ganz mit glasierten Ziegeln verkleidet, bietet also durchaus nicht den Rahmen, in den Toorops poetische Idealkunst gefaßt werden sollte. Immerhin — es blieb ihm nichts anderes übrig, als zu versuchen, sich mit Raum und Material abzufinden. Darum hat er in den Sockel eine Anzahl Darstellungen aus dem Leben des hl. Aloysius in graublau glasiertem Ton eingelassen. Er liebt es ja, nicht auf

Malerei sich zu beschränken, sondern andere Techniken mit heranzuziehen. Während der Jahre 1899—1903, die er in Katwyk einsam verlebte, sammelte er an stürmischen Winterabenden die armen Fischer um sich, und ließ sie nach seinen Entwürfen Metallplatten zur Wandverzierung hämmern, die er dann im Haag für sie zu verkaufen suchte. Für Keramik ist er mehrfach tätig gewesen, wobei er Plastik und Farbe zu verbinden sucht, indem er die modellierten Stücke polychrom glasiert. 1902 hatte er auf einer italienischen Studienreise Fresko und Mosaik studiert, um in der Aloysiuskapelle die Wandfelder mit Mosaik schmücken zu können. Farbige Glasfenster und ein stattliches Altarbild sollen diesen Bildschmuck ergänzen. Selbstverständlich paßt sich alles in der strengen Kompositionsform wie in der Zeichnung der Gestalten dem Charakter des Baues, der mittelalterlich strengen Flächenkunst an, ohne deswegen in Stilnachahmung zu geraten. In kleinem Maßstabe sucht Toorop hier seine Theorie von den Gesetzen der kirchlichen Wandmalerei anzuwenden. Aber nicht nur die Gesetze der Optik und der Farbenlehre, sondern vor allem jene geheimnisvollen Beziehungen zwischen der Farbe und den damit verknüpften religiösen Vorstellungen, die christliche Farbensymbolik, will er hier verwerten. Nicht den Zufall läßt er die Farben zusammenwerfen, sondern nach künstlerischen und liturgischen Gesichtspunkten gruppiert er sie. Um jene höchste reinste Farbe, um das Sonnengold, das auch als Heiligenschein die Züge des heiligen Aloysius verklärt, ordnet er den Farbenkreis im Sinne des Regenbogens.

Möchte es gelingen, für diese neue Kunstweise in den Kreisen, für die sie bestimmt ist, Verständnis und Teilnahme zu erwecken, damit der Meister auf dem Wege, zu dem ihn seine Sehnsucht geführt hat, auch zu künstlerischem Schaffen gelangt.

Toorops Persönlichkeit, wie sie heute geläutert und gefestigt vor uns steht, ist von so scharf umrissener Eigenart, von solcher Fülle neuer Möglichkeiten, von solcher Kraft der Erfindung und solcher Feinheit der Empfindung, daß in dem engen Rahmen seiner holländischen Heimat er nicht Raum genug hat. Obwohl ganz Holländer, ein echtes Produkt dieser germanischen, aber von Ostasien vielfach berührten Kultur, ist er andererseits eine jener hochstehenden Persönlichkeiten, die der allgemeinen europäischen Kunst ebensogut wie ihrem engeren Vaterlande angehören, und die zu kennen, zu verstehen, zu würdigen man in Deutschland sich Mühe geben darf und muß.

Die seelischen Elemente in Toorops Kunst

Von Maria de Klerk-Viola, Amsterdam

Ihr Deutschen seid in eurem tiefsten Wesen ein Volk der Romantiker. Den Kern eurer Kunst bildet eure dichterische und oftmals tiefsinnige Phantasie. Während ich, in der kürzlich erschienenen Nummer dieser Zeitschrift blätternd, sehe, wie dem siebzigjährigen Hans Thoma gehuldigt wird, finde ich in seiner Schwarzwaldlandschaft mit der stillen Rittergestalt unter den feierlichen, hochstämmigen Tannen den laubdurchrauschten deutschen Wald wieder, in dem Altdorfers St. Joris den Drachen erschlägt, und als den edelsten Ruhm der deutschen Phantasie erachte ich ihr stetes Suchen nach Seele und Mysterium.

Eine Gedankenkunst, in der sich mehr als Gemüt und Sinne mit ihrem Hang zu Lichteffekten und fließender Farbenpracht der meditierende Geist zur Geltung bringt, der die Leidenschaft zügelt und die gärende Sinnenglut stillt, — solch eine Kunst ist unserer realistisch gesinnten holländischen Rasse im Grunde genommen fremd; an dem, was unsere Künstler leisten, hat die Phantasie in der Regel nur wenig Anteil, die Neigung zum Sinnreichen nimmt in unserer Seele nicht allzuviel Platz ein. Von Jan van Eyck zu Rembrandt, von Rembrandt über Jaap Maris zu Toorop haben wir das leidenschaftdurchglühte, natürliche Menschenleben inmitten der schönen Realität unserer Landschaft, unserer charakteristischen Städte so sehr geliebt, daß unsere Maler nicht müde wurden, sie in Kunstwerken zu schildern, deren wilde oder weiche Pracht unsere Herzen erfreut.

Unter diesen Künstlern hat niemals einer gelebt, der größer gewesen als Rembrandt: alles, was der Holländer mit Geist und Herz, mit Seele und Sinnen durchlebt, das hat dieser wunderseltsam Begabte ausgesprochen. Von seiner sonnigen Jugend bis zu seinem düsteren Alter wühlte in Rembrandt jenes verhaltene, tief-versteckte Lebensverlangen, das die innere Realität unserer Rasse bildet. Er, der einstmals in jenem Jugendbildnis: ‚Rembrandt, Saskia umschlungen haltend‘, sein Entzücken über die Pracht und die Herrlichkeit des irdischen Daseins hinausjubelt, er liebte auch in seinem einsamen, aller Menschenfreude baren Greisenalter noch des Lebens Entzückungen so schmerzvoll, daß die Wehmut bei ihrem Entweichen zu ergreifender Tragik anwachsen konnte in jenem letzten Doppelbildnis, ‚Die Judenbraut‘ genannt.

Indem er Hollands sichtbare Schönheit wiedergibt, schildert Rembrandt zugleich auch die innerliche Realität unseres holländischen Wesens; ob er ein Porträt, eine Landschaft, einen ausziehenden Schützentrupp, eine Versammlung von Bürgern malt, immer spricht das Leben seines Landes, das Leben der Landesseele aus seinen Menschen. Seine Phantasie findet in der Wirklichkeit, die seine Augen bewundern, Platz zu freier Entfaltung und reichen Stoff genug, um zu klarer Anschaulichkeit zu gelangen; sein Geist ist so vollkommen in Seelenglut getaucht, daß seine tiefsten Gedanken darin ausstrahlen mit einer schönen Klarheit, die keiner Symbole bedarf.

So ist auch Jan Toorop in einer geringwertigeren Zeit, als sie der holländische Renaissancemensch erleben durfte, ein Künstler der Wirklichkeit: so zeigt er sich in seinen lebenswahren Porträts, seinen impressionistischen Landschaften; sogar dort, wo er sich in einer Kunst des Symbols und des Gedankens der sinnlichen Wirklichkeit zu entziehen versucht, um das Geistige und Unsichtbare reineren Blickes anzuschauen, liegt seine schönste Kraft, seine rührendste Wahrhaftigkeit in der Wehmut, mit der seine Lebensleidenschaft gegen eine unabwendbare Macht schmerzvoll sich auflehnt.

Jan Toorop, der im Jahre 1860 auf Java geboren wurde und bereits in jungen Jahren nach Holland ging, begann seine Laufbahn als impressionistischer Maler. Nachdem er an der Amsterdamer Hochschule für bildende Kunst eine kurze Studienzeit absolviert, zieht er nach Brüssel und gerät dort unter den Einfluß des künstlerischen Milieus und des sogenannten neo-impressionistischen Strebens. Aus dieser Periode — 1882 — stammt sein erstes Gemälde ‚Le respect à la mort‘. Es stellt ein abgelegenes Brüsseler Viertel dar, die Arbeiter in ihren bestaubten Kleidern haben für einen Augenblick die schwere Arbeit unterbrochen, um ein vorüberziehendes Begräbnis ehrfurchtsvoll zu grüßen. Aus diesem Gemälde, das dem Tode gewidmet, — dem Tode, der inmitten des allzeit der Zukunft entgegenstrebenden Lebens plötzlich erscheint, spricht die Verkörperung des tragischen Bewußtseins, wie dieser Tod jegliches Menschenwerk zur Vergänglichkeit verdammt; aber dieses Bewußtsein wird verklärt durch die fromme Hoffnung, die in den Gebärden dieser einfachen Menschen wohnt, daß dieser nämliche Tod dem Menschenwerk, das gläubig verrichtet wird, die Weihe des Ewigen und allzeit Währenden verleihen könne.

Fünfundzwanzig Jahre später zeichnet Toorop das Bild der göttlichen Geburt, umgeben von singenden und spielenden Engeln und von betenden Menschen. In diesem Vierteljahrhundert ist seine Art zu arbeiten, seine künstlerische Sprache durch zahlreiche Schwankungen hindurch reicher und stärker geworden; aber auch sein tiefinnerstes Wesen hat sich bereichert und abgeklärt: er wurde katholisch. Man vergleiche seine ‚Geburt‘ mit ‚Le respect à la mort‘, dem ersten Werk aus seiner Gott suchenden Zweifelzeit, und man sieht sein schmerzliches Gottesbewußtsein von damals neben seiner freudigen Überzeugung von heute, die Huldigung seiner Ehrfurcht vor dem Tode neben der Huldigung seiner dem Leben dargebrachten Ehrfurcht.

Von jenem vielversprechenden Anfang bis zum heutigen Tage können wir dem ungewöhnlichen Menschen und Künstler in seiner künstlerischen und damit Hand in Hand gehenden geistigen Entwicklung langsam folgen, und so, indem wir bei seinem ersten Gemälde ‚Le respect à la mort‘ beginnen, bis zu einer seiner letzten Kompositionen, dem Geburts-Triptychon, dem innerlichen Drang nachspüren, aus dem seine oftmals sehr schönen und stets interessanten Werke entstanden. Dieser Drang ist ein Heimweh nach dem Ewigen, dem Wahrhaften, nach Gott; einmal — wie hier oben bereits angedeutet wurde — dargestellt als der Kampf zwischen den nach Geistigem und nach Sinnlichem strebenden Elementen im Menschen, dann wieder wie eine tragische Resignation oder wie ein verherrlichter Triumph. Allzeit ruht in seinen Werken ein frommer Gedanke, ein Hang zu Höherem als dem, was hier auf Erden Befriedigung gewährt.

Etwa vom Jahre 1882 bis zum Jahre 1890 wohnt Toorop abwechselnd in Brüssel, London und im Haag. Der belgische Einfluß macht sich geltend: er malt in einem lichterfüllten Interieur das Porträt seiner jungen blonden Frau, von Blumen umgeben, von der vollen Sonne beschienen; von reichem und blühendem Zauber ist auch die große Porträtgruppe, die er ‚Trio fleuri‘ genannt; die Gestalten dreier junger Frauen in weißen und lichtgelben Gewändern heben sich von einer üppigen, zart nuancierten Blumenwand ab. Wenn ich dieser beiden Stücke gedenke, wie sie noch unlängst auf einer Amsterdamer Toorop-Ausstellung zu sehen waren, so glaube ich in diesen freudigen Verherrlichungen der Frauenschönheit und der Blumenpracht Toorops jugendliche Ge-

stalt zu erkennen, so wie sie, der Schönheit und des Glückes sich wohl bewußt, dem vielverheißenden Leben gegenüberstand.

Aber neben dieser Erkenntnis lebt in Toorops Herzen das schmerzliche Wissen um Seelenelend und Lebensnot. Er malt seine Londoner Bettler, seine Londoner Straßenmusikanten: traurige Gestalten, die mit Harfe und Geige auf einem belebten Londoner Trottoir Almosen erbetteln. — Diese Werke sind düster, tragisch und von funkelnder Kraft. Gelegentlich ihrer ersten Ausstellung fielen sie, gleich den in hellen Tönen gehaltenen Brüsseler Stücken, insbesondere durch die von der üblichen Maltechnik abweichende Bearbeitung mit dem Spatel auf: die Farbe war nicht mit Pinsel oder Quaste auf die Leinwand gestrichen, sondern mit dem flachen Messer aufgesetzt und sozusagen zu einem harmonischen Ganzen zusammengefügt: eine Arbeitsmanier, die vorübergehend Nachahmung fand. Oberflächliche Beschauer glaubten in diesen Versuchen nur eine Künstlerlaune zu erkennen: unmotivierte Extravaganz und die Sucht, Aufsehen zu erregen; aber die, welche dazumal tiefer schauten, entdeckten unter dem Schein der Exzentrizität den ernsthaften Willen, andere Wege zu beschreiten und den ausgetretenen Pfaden des bereits vulgär gewordenen Impressionismus fern zu bleiben. Als ich kürzlich wieder vor den Straßenmusikanten, vor der Themse an der Londoner Brücke stand, frappierte mich die Energie des jungen Malers, der den Mut hatte, diese bereits schöne und vielversprechende Gewißheit preiszugeben, um sie gegen die mehr oder weniger gefährliche Chance auf bessere Eroberungen einzutauschen.

Und bereits zu Beginn seiner Entwicklung wird der Kern seiner Künstlerschaft, die tiefere Art seines Wesens bloßgelegt, da wo Toorops moderne Genialität sich der des genialsten Niederländers, Rembrandt, nähert: die Neigung, die keinen von beiden bei dem bereits Erreichten, dem innerlich bewußt Gewordenen und in der Kunst zur Darstellung Gebrachten ruhen, sondern sie immer wieder das Eroberte verwahrlosen läßt, um in der Glut tiefer durchwühlten Lebensempfindens auf neue Weise nach dem Unerreichbaren zu streben. Toorop indessen besitzt als modern-impressionabler Mensch, unter dem Einfluß von Musik und Literatur, von häufigen Reisen und der Betrachtung fremder Kunst in seinem verfeinerten und vielseitig empfänglichen Anpassungsvermögen nicht die unwandelbare Größe von Rembrandts reicherer und ausgeglichener Persönlichkeit: er ist nervöser in seinen Geistesäußerungen, unruhiger in seinem Tasten nach stets neuen Verfahren. Aber das Erstaunliche daran ist, daß die Spuren dieser innerlichen Arbeit in seinen klar und fehlerlos ausgesprochenen Werken nur selten aufzufinden sind, so daß er, obgleich er uns als moderner Mensch näher steht, weniger als Rembrandt durch spontane, warme Menschlichkeit rührt. Dagegen imponiert er häufig — ich denke da in allererster Reihe an seine herrlichen, sicheren Zeichnungen — durch eine Hoheit der Haltung, die unantastbar erscheint.

Was Toorop in seinen ersten, mehr rein malerischen Werken zu versinnlichen sucht, ist ein allgemein menschliches Gefühl: das Tragische, der Kampf, als etwas Tragisches empfunden. In den düsteren Londoner Gemälden ist es die Tragik des Weltstadtlebens; seine Farbe ist düster, düster und dennoch blühend, weil voll von Leidenschaft.

So gehört auch die ‚Verschiffung eines Bombootes', das in Katwyk, einem kleinen Fischerdorf, entstand, in dem Toorop von 1890—1892 lebte, und das mit der ‚Woge' und der ‚Flut', die ebenfalls aus seiner ersten

Katwyker Periode stammen, zu den stärksten und charakteristischsten Momenten seiner künstlerischen Produktion. Unter diesen drei Werken erscheint mir ‚Die Woge' am gewichtigsten: sie bedeutet einen Umschwung in Toorops künstlerischem Wesen, eine Wendung von der Wirklichkeit zu der Vision, von der Naturwahrheit zur monumentalen Wiedergabe. Und dennoch, — wie empfindsam und scharfsinnig hat er jedem Wirklichkeitsdetail in der Vorstellung nachgespürt und es mit bewunderungswürdiger Meisterschaft angewendet, um diesen beinah erschreckenden Effekt zu erzielen, der dem grotesken Wirklichkeitssinn des alten Breughel verwandt erscheint. Wie steigt aus dem düsteren, durch eine Wolke stäubenden Gischtes überstürzten Schiffsraum die Gestalt des Fischers in seinem weiten, gelben Ölrock gleich einem Phantom, einem Wesen voll gespenstischen Entsetzens, und doch so realistisch, als wäre sie dem fürchterlichen Chaos von Wasser, Wind und Wolken kämpfend entwachsen. Kampf spricht auch aus dem Gemälde: ‚Die Flut': Ein Fischer, der die wühlende Brandung schweren Schrittes durchwatet; doch finden wir hier keinen leidenschaftlichen Widerstand gegen eine elementare Naturgewalt, sondern ein ruhiges, bewußtes Beherrschen, das auch aus der klaren Ruhe der Farben spricht.

Aus der realistischen Tragik der ‚Woge' wächst allmählich der symbolische Gedanke seiner nun folgenden Gemälde: ‚Les rôdeurs (Die Rastlosen), ‚Die drei Bräute', ‚Der Garten der Wehen', ‚O Grab, wo ist dein Sieg!', die ihm, dem seltsamen Träumer, in der Menge des Realistischen und Impressionistischen völlig Befangenen, nicht ganz zu Unrecht den Ruf eines dunklen und verworrenen Phantasten eintrugen. Es lag Unterschätzung in diesem Urteil, und zugleich auch Mißverstehen: eine Verkennung des geistigen Elementes als wesentlicher Schönheits-Materie in der Malerei. Aber manchmal will es auch mir so erscheinen, als habe Toorop für seine am klarsten durchdachten und am schönsten ausgeführten symbolischen Vorstellungen niemals jenen Akzent der Seele voll durchdringender, kräftig überzeugender Beredsamkeit gefunden, der seine realistische Tragik oftmals so erschütternd gestaltet und der in Werken wie dem ‚Bomboot', der ‚Woge', in späteren Porträts, wie zum Beispiel dem des Cellisten Pablo Casals oder des Präsidenten Steyn, des Burenführers, durch die ungeheure Kraft der Wahrnehmung und Technik die innere Bedeutung mit fast erschreckender Deutlichkeit zum Ausdruck bringt.

Die symbolischen Zeichnungen stellen alle den inneren Kampf dar, nicht den des Menschen mit einer Macht, die außerhalb seiner selbst existiert, sondern den um so viel tragischeren Seelenkonflikt. Als Kunstwerke sind sie wertvoll durch die subtile Pracht der vollendeten Ausführung, als gedankliche Äußerung vielfach unbefriedigend, weil sie viel mehr aus intuitiv-artistischer als aus verstandesgemäß bewußter Berührung mit den wechselnden Lebenseinsichten entstanden, in denen der schönheitsdurstige Geist seine Befriedigung sucht.

Sehen wir uns die ‚Rodeurs' an.

Ein junges Mädchen in violettfarbenem Gewand liegt da, von weißen Lilien umblüht, überwölbt von einer Trauerweide, auf mattgrünem Hügel; an ihrer einen Seite erscheinen die unreinen Begierden in der Gestalt von Dämonen mit heuchlerischen Gebärden, indem sie, ihr Rosen und Kleinodien darbietend, den Frieden ihrer jungfräulichen Seele bedrohen. Die Rosen duften und die Kleinodien funkeln: der schöne Schein, der das Böse bedeckt. Die junge Frau erliegt widerstandslos dem Schmerz der Verlockungen, während an ihrer anderen Seite eine geistliche Schwester sich niederläßt: das Bild der Weltver-

leugnung, wie sie mit starren, angsterfüllten Augen die Bestrebungen des Bösen beobachtet. Im Hintergrunde ein Kirchhof, Trauerweiden breiten ihr zitterndes Grün über stattliche Grabsteine: das Symbol des Todes, dem sowohl die reinen wie die sündigen Begierden entgegentreiben. Weithin erstrecken sich die Gräber, bis dorthin, wo gleich dem Horizont der Ewigkeit das endlose Meer geheimnisvoll schimmert.

In diesem wie auch in anderen symbolischen Werken finden wir Toorops eigne Seelenbeschaffenheit gestaltet: den inneren Kampf zwischen den geistigen und den sinnlichen Begierden des Menschen; Asket und Weltkind: die im Wesen des Künstlers sich ewig bekämpfenden Mächte. So wird in dem Gemälde ‚O Grab, wo ist dein Sieg!' der Sieg der geistigen über die sinnliche Lebensbetrachtung geschildert. Rechts Neid, Mißgunst, Haß, Liebe, Kampf; über dem Sterbenden schweben zwei Seraphine, die den Körper von Dornen befreien und die Seele erlösen.

In dieser Sphäre der Meditation und geistigen Vereinsamung erwacht wiederum der Hang zum Allgemein-Menschlichen, und es entstehen Gemälde wie ‚Vor dem Streik', ‚Nach dem Streik', ‚Mutterleib'. ‚Vor dem Streik' ist schön, von großartiger Konzeption:

In abendlicher Dämmerung sitzen an einem Fluß, der sich glitzernd durch die dunkle Landschaft windet, ein Mann und eine Frau. Die Mutter nährt ihr Kind; weiter im Hintergrunde jätende und grabende Männer. Am jenseitigen Ufer die Silhouette einer Stadt mit vielen Türmen in der rötlichen Glut der Abendsonne, die die Köpfe der sitzenden Gestalten mit schönem Glanz umstrahlt. Das tragische Moment liegt in dem Kontrast zwischen der vom Kummer gebeugten Gelassenheit der traurig darniedersitzenden Menschen und dem mitleidslosen schönen Abendglanz über der stolzen Stadt.

Mit der inneren Umkehr geht wiederum eine Wandlung in der Technik Hand in Hand: diese Gemälde sind pointilliert, die Farben unvermengt in ihren reinen Werten nebeneinander gesetzt, in der Art von Farbenflecken oder Tupfen, so daß sie in ihrem wechselseitigen, auf wissenschaftlicher Theorie beruhenden Zusammenhang den vom Maler beabsichtigten Effekt zu Wege bringen; — eine wohlüberlegte Arbeitsweise, die mit günstigem Resultat wohl nur dort zur Anwendung gelangen kann, wo innere Bedachtsamkeit und unwandelbare Gefühlskraft der ausführenden Hand die feste Stütze verleihen.

Daß bei Toorop jede innere Schwankung mit einer veränderten Arbeitsweise Hand in Hand geht, ist kein zufälliger, sondern ein notwendiger Umstand: eine Erweiterung der Lebenseinsicht, ein Wechsel des Gefühls, der neue — mögen sie alt oder modern sein — Schönheitsäußerungen in den Bereich seines künstlerischen Horizontes führt, läßt seine rastlose Energie sich umschauen nach einer dem neuen Bedürfnis entsprechenden Methode, die sich alsdann in Toorops intelligent verarbeitender Anwendungsart zu einer lebenskräftigen Kunstsprache auswächst. So wandte er bei seinen Porträtzeichnungen jene zugleich bewundernswert zarte und kraftvoll beherrschte Technik an, in der der klare Wirklichkeitssinn der niederländischen Porträtisten des 16. Jahrhunderts und die nervöse, tief eindringende Gefühlsverfeinerung des modernen Künstlers ein Ganzes von inniger Distinktion bildeten. Es ist, als habe er, der Künstler einer Übergangszeit, instinktiv die Festigkeit der Haltung gefunden, durch die die stärksten Talente gleichartiger Perioden ihre Individualität vor dem Verfall zu schützen suchten, als habe er in der Betrachtung des Porträts den posi-

tiven Stil der Porträtisten wie Mabuse und van Scorel seinem modernen Bedürfnis angepaßt. In der Mehrzahl seiner Porträts zeigt sich Toorop als der geniale Erforscher des vereinsamt-individuellen und bis an die fernsten Grenzen sich bewußt gewordenen Lebens; als der feinsinnige Beobachter von zarten und flüchtigen Regungen, die die Seele die Berührung des Ewigen verspüren lassen.

In seinen späteren Porträts wie ‚Gottvertrauen‘, ‚Pastor van Straelen‘, ‚Das Kind mit dem heiligen Herzen‘, die er nach seiner Bekehrung zeichnete, ist der Lebensinhalt der Porträtierten nicht nur augenfällig in den Gesichtszügen dargelegt, sondern oftmals auch sinnbildlich zum Ausdruck gebracht und zum Element einer breiter ausladenden, im Hintergrund schlummernden Bedeutung verarbeitet.

‚Das Kind mit dem heiligen Herzen‘ nannte er das Bildnis eines jungen Mädchens, das andächtig in die Lektüre einer geistlichen Schrift vertieft ist. Vergleichen wir das Werk mit seiner früheren Symbolik, zum Beispiel mit den oben beschriebenen ‚Rodeurs‘, so finden wir, jetzt strenger, einfacher und durch Anwendung christlich-sinnbildlicher Motive klarer ausgeprägt, einen verwandten Gedanken, der allerdings der Lebenshaltung des Künstlers von damals und jetzt angepaßt ist: in den älteren Werken unruhig und schwankend, in den späteren fest und ruhig, denn jetzt steht der Seele ein schöner Engel zur Seite, der das göttliche Herz verkörpert, und am Eingang einer Kirche tötet St. Joris, der himmlische Held, das Tier der sündigen Begierden.

Es wäre voreilig, wollte man behaupten, daß Toorop in seinen späteren Porträtwerken eine wirklich tiefgehende und weit ausgedehnte Erneuerung des christlichen Kunst- und Lebensbegriffes erreicht habe; sicherlich aber hat er eine der Pforten geöffnet, durch die das höchste und edelste Geistige der modernen Kultur die alte Schönheit des christlichen Gedankens wiederfinden wird. Eine Erweiterung dieser Idee auf allgemein menschlicher Basis strebte er in seinen Septik-Fragmenten: ‚Meditation‘, ‚Arbeit‘ und ‚Ernte‘ an, wobei er die Pointilliermanier zu freierer Anwendung brachte, — ferner in einzelnen Figuren, wie dem ‚Holzhacker‘, dem ‚Bohnensieber‘, dem ‚Gebet vor der Mahlzeit‘ und in symbolischen, kunstgewerblichen Gegenständen. Diese Gemälde und Pastelle sind Darstellungen des menschlichen Lebens in der Natur: ein junges Mädchen, das mit einer Handarbeit sinnend in einem sommerlichen Obstgarten sitzt; Männer und Frauen, die damit beschäftigt sind, Früchte zu pflücken oder Holz zu hacken; eine Familie, die vor der dürftigen Mahlzeit ihr Gebet verrichtet. Sie alle verherrlichen die Arbeit, die Freudigkeit und Lebenserweiterung bedeutet, und sind klar und ruhig. Ein Versuch, wie er in dem bekannten Gemälde ‚Glaube und Lohn‘ angestrebt wurde, wurde von diesen reineren Äußerungen übertroffen. Aber was diesem freudigen Werk noch fehlt, das ist der mächtige Gefühlsdrang, der in dem früheren, tragischer bewegten zu leidenschaftlicher Überzeugungskraft anschwoll.

Eine Verbindung von Realismus und Symbolik, so wie sie sich in den späteren Porträts zeigt, wird auch in Zeichnungen wie ‚Die christliche Kinderarbeit‘ und ‚Das Wort ist Fleisch geworden‘ angestrebt. Sie zeichnen sich durch eine verfeinerte und äußerst vollendete Technik aus, die indessen nicht mit stets gleichmäßiger Sorgfalt festgehalten — man sehe zum Beispiel die Hände und Füße der Engel auf dem linken Triptychon-Flügel des Gemäldes, das die Geburt darstellt, — und auch nicht überall harmonisch durchge-

führt wird, was bei der nämlichen Zeichnung von der Geburt das Gleichgewicht zwischen den drei Teilen stört: man vergleiche den preziös bis in die kleinsten realistischen Details sorgfältig durchgearbeiteten rechten Flügel mit dem systematischeren weniger minutiös ausgeführten linken und den Mittelteilen.

Aber der Gedanke ist bis zu den feinsten Nuancen ausgesponnen worden: so ist das mittlere Bildnis, gleich dem Herzen der schönen Vorstellung, wo die Mutter das Kind anbetet, die Versinnlichung von Toorops glücklichem Kredo, zusammengefaßt in dem Geständnis, das den Kern unseres Glaubens bildet: et incarnatus est de Spiritu Sancto ex Maria Virgine et homo factus est. Links jubeln Engel ihr Gloria, auf die himmlische Weise des kirchlich-gregorianischen Gesanges, angedeutet durch die Banderole, die vom Buch des singenden Engels herabhängt; an der rechten Seite beten die als Landarbeiter dargestellten Hirten und schlagen sich reuig an die Brust: Kyrie eleison; ein Diepenbrocksches* Kyrie-Motiv schildert hier das Weltliche der flehentlichen Menschenhuldigung im Gegensatz zu dem himmlischen Engelsgesang.

Die Darstellungsweise, die Gruppierung der Gestalten — stets eine schwierige Aufgabe dort, wo im Geist des Mittelalters eine Wiedergabe der geweihten Historie in modernem Gewande angestrebt wird — hat Toorop den zu dem Adel des Stoffes nicht störend kontrastierenden Domburger Landestrachten entliehen; bei der Wiedergabe der Engel hat er seiner Phantasie etwas mehr Spielraum gelassen.

In diesen späteren Zeichnungen frappiert gleichwie in den gezeichneten und radierten Porträts die verblüffende Leichtigkeit und der beherrschte Schwung der Bewegung, die den nachdenklichen Beschauer oftmals daran zweifeln lassen, ob Toorops Konzeptionen nicht vielmehr ihren Ursprung fanden in genialer geistiger Geschmeidigkeit denn in heftig durchlebtem Seelendrang; oder ob flüchtige Intuition nicht mehr Anteil hat an der oftmals barocken, oftmals zu wenig tiefgreifenden Symbolik seiner Ideen-Darstellung, als gründliche Besonnenheit, — eine Ungewißheit, die an der Hand des vergleichenden Studiums seiner Arbeiten aus der letzten Periode auch in dem verstocktesten Zweifler die feste Überzeugung wecken muß, daß diese uns Holländer vielleicht wohl etwas seltsam anmutende Zurückhaltung und launige Grazie in keiner Weise der innigen Glut entbehrt, aus der jedes ehrliche Kunstwerk geboren wird; daß während der Periode eines mehr vergeistigten Lebensempfindens und einer zielbewußten Seelenkraft, in der Toorop sich mehr zu gedanklicher Verinnerlichung als zu Gefühlsergüssen hingezogen fühlt, seine Kunst nur einer festen, sinnreichen Bilder- und Zeichensprache bedarf, gleichwie sie der christlichen Lebensidee zu Gebote steht, um zu klarer Ausdrucksfähigkeit zu gelangen.

Diese Lebensidee und ihre Symbolik sind ihm in der Tat zu eigen geworden; Toorop ist vor nicht allzulanger Zeit in die katholische Gemeinschaft aufgenommen worden, eine Gnade, die in erster Reihe eine Lebenserneuerung des Menschen, aber für eine Persönlichkeit, wie die seine, ebensosehr eine allmähliche Wiedergeburt seiner Künstlerschaft bedeutet. Was Toorops Katholizismus für seine Kunst und was Toorop für die Kunst des Katholizismus werden wird, läßt sich in dieser schwankenden Zeit nicht mit absoluter Sicherheit voraussagen. Vorläufig können nur annähernd die Wege bezeichnet werden,

---

* Diepenbrock ist der größte holländische Komponist geistlicher Tonwerke. Wir werden unsere Leser mit ihm noch näher bekannt machen. (D. R.)

Jan Toorop/Die Arbeit.



längs denen die fein-spürenden Empfindungen seines rastlosen Kunstschaffens, nachdem sie das individuell Menschliche bis zu den höchsten, zartesten Gipfeln erstiegen haben, ihre Wendung zum menschlich Allgemeinen der christlichen Lebensidee suchen werden.

Wohl aber können wir, die wir Toorops Glaubensgenossen sind und mit ihm, jeder auf seine eigene Weise, mitbauen an der schönen Veranschaulichung eines gemeinschaftlichen Ideals, seinen frommen Versuchen die Stütze eines liebe- und verständnisvollen Interesses verleihen, die das Suchen bereits zur Freude weiht und das Gefundene zu reichem Wachstum sich entwickeln läßt.

Spätherbstnacht

Wie spät im Jahr schon,
wie feucht, kaltklar die Nächte.
Schon weit vor Westen sank die Sonne unter
vor Stunden. Mählich wird es Morgen.

Spät kommt der Mond herauf
und legt sein weißes Licht
wie feinen Staub auf Tannenwipfel
und auf den tageshellen Sandweg.

Und vor dir:
lang, schwarzsammten über den Tannenwipfeln,
dehnt sich wie ein Ertrunkener dein Schatten. —
Dann, weithin unten, die schlummernde Stadt,
wo Licht um Licht
im weckenden Morgen schwindet.

Wilhelm Zaiß.

Eindrücke aus Canada / Von Graf Vay von Vaya

I.

Die landwirtschaftlichen Verhältnisse in Kanada.

Die Erde — großartig, unerforscht und fruchtbar, in ihrer Ertragfähigkeit noch nicht ausgenutzt, ist die ursprüngliche, die Hauptquelle von Kanadas Reichtum. Der wundervolle und unerschöpflich produktive Boden ist die Grundursache von Kanadas außerordentlich rascher Entwicklung gewesen. Deshalb können wir leicht verstehen, daß der Ackerbau die erste Stelle unter den kanadischen Industrien einnimmt, und daß gerade auf diesem Gebiete der Aufschwung während der letzten wenigen Jahrzehnte eines der überraschendsten Phänomene unserer Epoche gewesen ist.

Beinahe sämtliche landwirtschaftliche Produkte Mitteleuropas sind in der Kolonie (Dominion of Canada) anzutreffen. In einigen südlichen Distrikten gedeiht der Wein, Rübenfelder versorgen die heimischen Zuckersiedereien, und in verschiedenen Gegenden wird Tabak mit Erfolg angebaut; ein besonders wichtiges Produkt liefern die Zuckerahornwälder. Die kanadischen Äpfel sind berühmt und werden zum Werte von einer Million Pfund Sterling jährlich exportiert. Birnen, Pflaumen und Pfirsiche werden in Menge gezogen. Tatsächlich ist der Gartenbau zu hoher Vollendung gediehen und die Produkte der Obstzüchter erregen auf den verschiedenen, alljährlich stattfindenden Landwirtschaftsausstellungen der Dominion die größte Aufmerksamkeit.

Doch so interessant und gewinnbringend diese Nebenprodukte auch sein mögen, der landwirtschaftliche Wohlstand Kanadas ruht auf seinen ausgedehnten Weizenkulturen. Die weltberühmten Weizenebenen liegen jenseits der großen Seen und breiten sich mit jedem Jahre weiter aus in dem Maße, als neue Ländereien angebaut werden. Sie umfassen die Provinz Manitoba und die vier Distrikte Assiniboia, Saskatchewan, Alberta und Athapasca, alles in allem 385 Millionen Acre Landes, wovon über 100 Millionen zur Kultur geeignet sind. Auf den meisten Prärien ist kein Baumwuchs zu beseitigen, so daß sich das bebaute Terrain rasch weiter ausdehnen kann. Der Siedler kann mit einem Pflug und zwei Joch Ochsen eine Viertel Sektion (160 Acre) während fünf Frühlings- und Sommermonaten zum erstenmal pflügen. Ein großer Teil dieses Westgebietes, besonders im Süden, ist weite baumlose Prärie. Diese Prärien sind mit grobem, üppigem Büschelgras bewachsen, Strauchwerk und kleine Bäume gehölzähnlich über die Fläche verstreut, so daß viele Stellen einem Park gleichen. Gegen Norden und in den Flußtälern sind weite Strecken dicht bewaldet, ebenso längs des Abhangs der Rocky Mountains. Der Südwesten bietet treffliches Weideland, das jedoch nach Einrichtung einer Bewässerung, wie sie jetzt in großem Umfange angelegt wird, eine wunderbare Fruchtbarkeit entfaltet.

Der Ackerbaugürtel erstreckt sich über den ganzen Kontinent in einer Länge von 2500 Meilen zu mehreren hundert Meilen Breite. Das angebaute Terrain beläuft sich auf 30 167 000 Acre. Ein viel größeres Gebiet ist unberührt und jungfräulicher Boden noch in allen Provinzen, besonders im Westen zu haben. Deshalb ist es schwierig, die mögliche Grenze von Kanadas Ackerbauentwicklung zu bestimmen.

Das ganze Land ist in Blocks eingeteilt; jeder umfaßt eine Quadratmeile (640 Acre). Solch einen Block bezeichnet man als Sektion, die in vier Viertelsektionen zerfällt. Eine Viertelsektion nimmt man als Einheit für eine einzelne

Farm. Im Westen spricht man nicht von Farmen, sondern von viertel, halben oder ganzen Sektionen.

Einige Siedler behaupten, daß eine halbe Sektion (320 Acre) vorteilhafter sei als eine viertel, weil sie einem Mann und seiner Familie Land genug zum Bearbeiten bietet und eine beträchtliche Strecke Sommerbrachland übrig läßt.

Sobald die Ernte eingebracht ist, wird der Pflug über den Acker geführt, so daß in den ersten warmen Apriltagen die Aussaat beginnen kann. An keinem andern Ort kommt so viel auf die ersten beiden Frühlingswochen an. Die Farmer säen, wenn kaum zwei Zoll vom Erdboden genügend aufgetaut sind, um die Saat bedecken zu können, und die heiße Sonne treibt das Korn sehr schnell heraus.

Der Durchschnitt der Weizenernte im Westen hat sich während der letzten vierzehn Jahre auf 20 Scheffel per Acre belaufen, der höchste Durchschnitt eines Jahres brachte 28 Scheffel und in vereinzelten Fällen sogar 40 bis 45 Scheffel per Acre.

‚Ich mache keinen Anspruch darauf, hierzulande als altansässig zu gelten,‘ schreibt Herr Paterson, der frühere stellvertretende Landwirtschaftsminister, ‚aber ich kann mich noch genau auf die Zeit besinnen, wo der Gedanke, westlich von Moosonium Weizen zu züchten, lächerlich erschien. Im Laufe des Jahres 1903 wurden 14 Millionen Scheffel westlich von diesem Punkt geerntet, wobei auf den Acre 24 Scheffel im Durchschnitt kommen. 193 Millionen Acre auf 300 000 Quadratmeilen Land sind in den nordwestlichen Gebieten als Weideflächen verfügbar. Auf dieser ungeheuren Fläche weiden gegenwärtig etwa 200 000 Schafe, 600 000 Stück Rindvieh und 175 000 Pferde. Als Weideland kann Nordwestkanada keine höhere Anerkennung gezollt werden als durch Konstatierung der Tatsache, daß alles Vieh seinen schließlichen Bestimmungsort erreicht, ohne daß es zum Schluß noch mit Korn gemästet werden müßte, ein Verfahren, das in jedem Staat der amerikanischen Union unmöglich sein würde.‘

Ferner schreibt die amerikanische Zeitung ‚The Farmers Call‘ mit vollem Recht: ‚Westkanada ist ein weites Gebiet ausgezeichneten Ackerlandes, ein großes Reich voll materiellen Wohlstandes, weit vorgeschrittener öffentlicher Einrichtungen, religiöser und politischer Freiheit, kraftvollen Denkens und voller Menschen, deren Initiative unserer eignen verwandt ist‘, während ‚The Indiana Farmer‘ sagt: ‚Die Entwicklung der letzten Jahre hat gezeigt, daß weit nach Manitoba und in die nordwestlichen Territorien hinein ein Gebiet von Millionen Morgen sich zur Kultur des besten Weizens eignet, und von diesem ungeheuren Terrain ist, relativ gesprochen, erst ein kleiner Teil unter dem Pfluge. Alles in allem sehen wir diese Landstriche als besonders vielversprechend an. Unfehlbar wird es eines der reichsten Territorien der Erde werden, und das in naher Zukunft.‘

Im letzten Jahre wurden in der Provinz Manitoba allein 2 700 000 Acre mit Weizen angesät und gaben einen Ertrag bis zu 60 Millionen Scheffel. Nur ein Teil des außerordentlich fruchtbaren Bodens ist dem Pfluge zugänglich gemacht worden, und wahrscheinlich könnte diese Provinz allein ganz England mit Weizen versorgen. Der Boden ist in jeder Weise bewunderungswürdig und wird von den neu angekommenen Siedlern selbst in der Umgegend des großen Bären- und des Renntiersees gelobt, wo kein Weizen mehr reift und härtere Getreidearten gebaut werden müssen. Die Nordgrenze des Getreidebaus erstreckt sich von Anticosti im Osten bis zu den Alaskagebirgen im Westen, das

Gebiet der Hudsonbai streifend. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß bis jetzt erst ein verhältnismäßig kleiner Teil des kulturfähigen Landes angebaut worden ist; wenn wir aber im Sinn behalten, daß in den frühen Zeiten von Kanadas Geschichte nur in den südlichen Provinzen, Ontario, Quebec und den Seeprovinzen Ackerbau betrieben wurde, werden wir mit Recht das alles anstaunen, was in den wenigen Jahrzehnten getan worden ist. Allmählich ist das Westland durch Landstraßen und Eisenbahnen zugänglich gemacht worden, die Wälder verschwinden vor der vorrückenden Zivilisation, und mit der Vollendung der kanadisch-pazifischen Eisenbahn im Jahre 1885 wurde tatsächlich der ganze weite Nordwesten der Ansiedlung erschlossen, und das angebaute Gebiet wächst von Jahr zu Jahr.

Wer in Gegenden lebt, wo Land nur zu hohen Preisen verkauft wird, kann nur schwer begreifen, daß ein Teil des besten Ackerlandes auf dem amerikanischen Kontinent fast auf bloße Nachfrage hin zu haben ist für jeden, der es bebauen will. Die Besiedelung dieser Landstriche wird von der Regierung warm begünstigt, weil ein fruchtbarer Boden und große natürliche Hilfsquellen nutzlos sind, wenn nicht Menschen da sind, die durch Anbau die Ertragfähigkeit der Felder entwickeln. Natürlich ist es auch wichtig, einen guten Stamm von Ansiedlern heranzuziehen.

Jeder, der Land im Westen anbauen will, kann eine Farm von 160 Acre frei erhalten; während er in Nordontario und Quebec eine zu mäßigen Bedingungen, manchmal ebenfalls kostenlos erwerben kann. Auch ist zu niedrigen Sätzen Land von der Eisenbahn und anderen Körperschaften anzukaufen. Weil nun Land so leicht zu erwerben ist, sind fast alle Siedler (87 Prozent) Eigentümer ihrer Farmen, und jeder tüchtige Farmarbeiter kann, wenn er ein paar Jahre ausdauernd schafft, selbst Besitzer werden. Innerhalb der letzten wenigen Jahre haben die großen Ernten der kanadischen Farmer allgemeine Aufmerksamkeit in Europa und den Vereinigten Staaten erregt. Zehntausende von Ansiedlern strömen alljährlich herbei, um das neue Land in Besitz zu nehmen, hauptsächlich im Westen, während viele nach Nordontario und Nordquebec gehen. Der Schätzung nach beläuft sich der jährliche Wert sämtlicher landwirtschaftlichen Produkte in Kanada auf über 363 Millionen Dollars. Der Gesamtwert an Farmeigentum, Ländereien, Gebäuden und Werkzeugen beträgt 1500 Millionen Dollars.

Bemerkenswert ist, wie modern und vorgeschritten die kanadischen Ackerbaumethoden sind. Kaum ist ein neues Verfahren, eine neue Maschine oder ein Werkzeug erfunden, so wird es auch schon von seiten der Regierung und auch von den Farmern selbst ausgeprobt. Das ist um so merkwürdiger, da viele der Ansiedler in halbzivilisierten Gegenden Europas geboren und aufgewachsen sind, wo primitive und manchmal buchstäblich archaische landwirtschaftliche Methoden und Werkzeuge noch im Gebrauch sind. Viele von ihnen sind sogar Stadtkinder und landen in Kanada ohne die geringste Kenntnis der Schwierigkeiten des Farmerlebens. Ob nun das gesunde, lebenerweckende Klima oder die anfeuernde Hoffnung auf bessere Zeiten in einer neuen Welt oder vielleicht die jedem Menschen innewohnende Liebe zum ältesten der Berufe dazu beiträgt — jedenfalls kann man die Energie, Tatkraft und Geschicklichkeit nicht genug bewundern, die Kanada in eines der größten und zu höchstem Wohlstande aufstrebenden Reiche der Erde umwandeln.

II.

Leben auf der Prärie.

Das freie Leben der Prärien, das als „rancing“ bekannt ist, hat einen großen, eigenartigen Zauber, denn das Menschengeschlecht bewahrt noch immer viele seiner Urinstinkte. Ob auch ein Mann zu Reichtum und Wohlstand kommen mag, er wird nie die Freude am Kampf verlieren, noch aufhören, mit den Naturkräften um die Herrschaft zu ringen. In seinen Anstrengungen, die Meisterschaft zu erlangen, wird er die Entbehrungen und Mühsale bereitwillig ertragen, die die Natur allen auferlegt, die ihre Hoheitsrechte anzutasten suchen. Fern von den Fesseln der Gesellschaft und ihren zwecklosen Konventionen vergißt er rasch die Bedürfnisse der Zivilisation, denn, wenn es auch dem freien Leben der Prärie an Aufregungen und Romantik fehlt, so entschädigt ihn andererseits die Natur durch die Majestät und Ruhe ihrer Weiten und Einsamkeiten.

Doch das Dasein eines modernen Cow-boy oder cow-puncher — so wird er in seiner Heimat gewöhnlich genannt — ist durchaus nicht so nutzlos, wie sichs manche Jünglinge träumen, obschon viel weniger langweilig als manche anderen Berufe. Es ist zu allen Zeiten viel Interessantes über den fast übermenschlichen Mut und die kühnen Taten des Cow-boys geschrieben worden, aber in der Praxis sieht er seinen Mitmenschen sehr ähnlich, ist weder mehr noch weniger waghalsig und im Durchschnitt ein nüchternes, schwer arbeitendes Mitglied seines Gemeinwesens. Es gibt Intervalle, in denen sich das Leben des cow-puncher einem Ideal nähert, aber das sind eben nur Intervalle; denn die alles beherrschende Arbeit des Zusammentreibens der Herden kommt immer wieder, und das ist eine Arbeit, die vom Hauptmann bis herab zum Roßwrangler — so heißt der Herr, der die Pferdeherde unter seiner Obhut hat — keine Sinekure ist. Da gibt es das Bullenzusammentreiben, das Sammeln sämtlicher Herden im Frühling, das Ochsentreiben, Kälbertreiben und endlich das Sammeln im Herbst; da müssen die schwächlichen Kühe eingetrieben werden, bei denen sich die grimmige, schwere Hand des Winters fühlbar macht; da sind die jungen, abgesetzten Kälber zu füttern, die in zartem Alter schon verwaist sind, die Bullen zu Herden zu sammeln, und noch viele andere Pflichten kommen hinzu, zu zahlreich, um sich einzeln aufführen zu lassen. Das alles hält diejenigen, die sich ihr tägliches Brot mit Viehweiden im Lande Kanada verdienen, voll beschäftigt.

Das Gebiet, innerhalb dessen die Viehweiden liegen, wird im Osten von den Zypressenbergen, im Westen von den Felsengebirgen (Rocky Mountains), im Süden von der internationalen Grenze und im Norden von der Hauptlinie der kanadisch-pazifischen Eisenbahn eingeschlossen. Letzthin hat es sich ein gut Stück nördlich von der kanadisch-pazifischen Eisenbahn ausgedehnt, doch ist dieser neue Teil noch nicht regelrecht organisiert. Der Landstrich, den man den kanadischen ‚range‘ nennen darf, und in dessen weiter Umgrenzung es gebräuchlich ist, Vieh frei weiden zu lassen, ‚frei wie der Wind weht‘, im Vertrauen auf eine gütige Vorsehung und eine tüchtige Hirtenkolonne es wieder zu sammeln, wird in Weidedistrikte eingeteilt, deren jeder unter der Verwaltung einer lokalen Viehzuchtgesellschaft steht. Diese Körperschaften entscheiden über alle Angelegenheiten, die mit ihren Distrikten verbunden sind. Sie beschließen, zu welchem Zeitpunkt die Weidekolonnen aufbrechen sollen, sie ernennen den Haupt-

mann der Truppe, ihnen gehört die Ausrüstung, aus Pferchen, Proviantwagen, Zelten usw. bestehend; auch setzen sie im Verhältnis zu der Anzahl der auf die Weide getriebenen Tiere die Abgaben der Viehzüchter fest und ziehen die Beträge ein.

In Westkanada gibt es achtzehn regelrecht organisierte und wohlausgerüstete Weidekolonnen, die mit ziemlich großen Ziffern arbeiten und das Land beinahe für sich in Anspruch nehmen; außerdem gibt es noch etwa fünf bis sechs andere, die nicht ganz so geschäftsmäßig verfahren. Somit umspannt eine sehr vervollkommnete Organisation das ganze Rangegebiet. Es ist eine rein geschäftliche Einrichtung, die für die finanzielle Wohlfahrt derjenigen, die ihr Kapital in der Viehzuchtindustrie festgelegt haben, erforderlich ist. Tausende und abertausende von Rindern, die Pferde nicht zu erwähnen, werden jährlich gestempelt und auf den Weiden losgelassen, und von den Resultaten der Weidekolonnen, von dem mehr oder weniger vollzähligen Wiederzusammentreiben hängt wesentlich der Lebensunterhalt des betreffenden Farmers ab.

Gewöhnlich besteht eine Frühlingstreiberkolonne in Nordwestkanada aus zwölf bis dreißig Köpfen, oft auch mehr; sie sind einem Hauptmann untergeordnet, werden von einem oder mehreren Köchen und einem Roßwrangler begleitet, alle übrigen sind Cow-boys. Jedem stehen acht bis zehn Reitpferde zur Verfügung, die natürlich abwechselnd benutzt werden. Der Hauptmann hat sozusagen das Oberkommando über die Kolonne. Er weist jedem seine täglichen Obliegenheiten zu, die Köche ausgenommen, die solcher genauer Einzelanweisung nicht bedürfen. Ferner wird die Kolonne von einer Herde überzähliger Reitpferde begleitet, die tagsüber in der Obhut des Wranglers sind. Nachts werden sie von zwei Rinderhirten gehütet, die sich nach der Anordnung des Hauptmanns der Reihe nach dieser unangenehmen Aufgabe zu unterziehen haben.

Sehr früh am Morgen, noch lange vor Tagesanbruch fängt der Koch mit seinen Vorbereitungen an, und sehr bald danach wirds im ganzen Lager lebendig. Nachdem das Frühstück beendet ist, wird die Roßherde in einen provisorischen Pferch, aus einem Wagen und zwei Seilen hergerichtet, getrieben, und in diesem scheinbar so unzulänglichen Ersatz der festen Pfähle und Geländer des heimischen Pferchs wählt sich jeder sein Tier für die Morgenarbeit und zäumt und sattelt es. Sehr bald ist das Lager leer; nur der Koch, der Wrangler und der Hirt, der in der letzten Nacht die Wache gehabt hat und mit Ausnahme der Reisetage des Lagers längere Morgenruhe halten darf, bleiben zurück. Die Reiter sind zu zweien und dreien nach allen Richtungen auseinandergesprengt und nun kann man sagen, daß die täglichen Pflichten begonnen haben.

Zuerst wird alles Vieh in einen Halbkreis zusamengetrieben, dann Kühe und Kälber abgesondert, was ein ganz interessantes Bild bietet. Die ‚cutters‘ durchreiten langsam die Herde, merken sich die betreffenden Tiere und drängen sie allmählich gegen den äußeren Umkreis, den die übrigen Hirten beständig umreiten, um jedes Ausbrechen der Tiere zu verhindern. Sobald die Opfer dem äußeren Rande der Kette nahe sind, werden sie rasch zusammengetrieben und nach den Brandpferchen gejagt, die auf den meisten Weideplätzen in zwanzig Meilen Abstand von einander angelegt sind. Hier wird die Sache interessant für die Kälber; sie werden von ihren Müttern losgekoppelt und in den Pferch getrieben. Sobald sie sicher drinnen sind, reitet ein Mann mit

einem lose an seiner Seite herabhängenden Seil behutsam hinter einem Kalb her; ein rasches, handwerksmäßig eingeübtes Wirbeln des Handgelenks — das Pferd steht plötzlich regungslos und das arglose Kalb läuft in die Schlinge, die geschickt gerade vor seine Hinterbeine gelegt ist und wird natürlich zu Boden geworfen. Sobald es liegt, wird es von einem zweiten Manne gepackt und mit einem geschickten Griff in der bequemsten Stellung hingelegt, um das entsprechende Brandzeichen zu erwarten. Dies ist ein Erbe von seiner Mutter, da es der Regel nach mit derselben Hieroglyphe wie sie gezeichnet wird.

Das Aufdrücken des Brandzeichens selbst erfordert eine geübte Hand; ein etwas zu starker oder zu geringer Druck an irgend einer Stelle kann das Zeichen so verwischen, daß es innerhalb eines Jahres sogar für den, der es aufgedrückt hat, unkenntlich ist. Hierbei sei erwähnt, daß jeder, der sein Vieh auf die öffentlichen Weiden schickt, ja, jeder einzige, der Rinder oder Pferde besitzt, nach Zahlung eines bestimmten Betrages sein Vieh vom Landwirtschaftsdepartement zu Regina, der vorläufigen Hauptstadt dieser Territorien, stempeln lassen kann. Gegenwärtig werden annähernd 20 000 solcher Abstempelungen in diesem Departement registriert, und die Zahl nimmt von Tag zu Tag zu. Mit einem nicht eingetragenen Stempel zu zeichnen ist gesetzlich verboten. Fahren wir indessen in unserem Bericht fort: Das Kalb ist nunmehr für die Zeremonie bereit und der Mann, der das Zeichnen zu besorgen hat, wählt sich aus einer Anzahl von zirka zwanzig Eisen das betreffende aus dem Feuer aus, prüft, ob es rotglühend ist und drückt es dann auf das Fleisch des Tieres. Nach zwanzig Sekunden ist es getan, und sobald seine Hinterbeine von dem umschnürenden Strick befreit sind, richtet sich das Kälbchen auf und stolpert zu seiner besorgten Mutter zurück, die es wieder in ihre Obhut nimmt, ehe ihm noch die eben durchgemachten, merkwürdigen Erlebnisse recht zum Bewußtsein gekommen sind.

Dieser kurze Bericht wird einen leisen Begriff von einem Frühlingstreiben geben; es ist dies die alltägliche, immer wiederkehrende Arbeit, die versehen wird, so lange das Tageslicht währt. Jedoch ist es keine besonders leichte Arbeit, wiewohl man beim Lesen so denken mag, und wenn die Abendmahlzeit eingenommen ist, so bleibt den fleißigen Arbeitern nur ein sehr kleiner Zwischenraum, bis sie sich das Kissen unter den Kopf legen oder sonst etwas, was diesen hier als Luxus geltenden Artikel ersetzt. Zuweilen sind noch andere Arbeiten zu besorgen, beispielsweise ein Rind für die nächste Mahlzeit der Kolonne zu schlachten oder eine Herde in einem blendenden Sturm zusammenzuhalten oder auch die Schlupfwinkel durchgegangener Reitpferde zu suchen.

In jedem Frühling wird auf diese Art das ganze Weideland sorgsam übergangen; Kälber werden gestempelt, entlaufenes Vieh jeder Art sortiert und den bestimmten Distrikten zurückgeschickt; auch eine Frühlingsreinigung wird vorgenommen, die man für ausreichend gründlich hält, um für jedes Tier auf der Weide zu genügen. Erstaunlich ist, wie große Entfernungen Rinder auf der Flucht vor einem Unwetter zurücklegen; für die Medicine Hat-Kolonne ist es beispielsweise ganz alltäglich, Stiere zu treffen, die nach Pincher Creek gehören, oder am Willow Creek-Lager wird Vieh aus Calgary zusammengetrieben. Um dieser nomadisierenden Neigung willen sendet eine Weidekolonne häufig einen Boten zur nächsten. Dieser Mann hat seine eigenen Pferde, verrichtet aber seinen Arbeitsanteil genau wie ein ordentliches Mitglied der Truppe, der er vorübergehend zugesellt ist; nur hat er die besondere Obliegen-

heit, scharf nach den Stempeln seiner Kolonne, die ihn geschickt hat, auszuschauen. Wenn die Arbeit getan ist, kehrt er zurück und nimmt die Tiere, die er als seinem Distrikt zugehörig entdeckt hat, mit sich; und wenn unter ihnen einige sind, die noch entfernteren Weidekolonnen zugehören, werden sie beim nächsten Treiben weitergegeben, bis sie schließlich wieder zu ihren Eigentümern gelangen. —

Obwohl dieses freie Nomadenleben des Viehhirten in der freien Luft junge Männer aus allen Klassen anzieht, wird aus der vorangegangenen Schilderung doch ohne weiteres klar, daß es harte Arbeit, eine widerstandsfähige Gesundheit, Kraft und Gewandtheit verlangt; unvorhergesehene Notlagen müssen mit Ruhe und Sicherheit ausgeglichen werden, und Selbstbeherrschung ist ebenso notwendig wie Selbstvertrauen. Doch wenn in Wirklichkeit auch weniger romantisch als in der Entfernung, bietet das Leben des Ranchers einen der gesundesten und ungebundensten Berufe unserer Zeit.

III.
In den Bergen.

Kanadas höchste Gebirgszüge liegen im Westen und unter ihnen gehören die Rockies zu den erhabensten der Erde. Das Bergsteigen in Kanada bietet besondere Anziehungspunkte. In keinem andern Erdteil stellt sich die Natur dem Bergwanderer majestätischer und interessanter dar. Eine Reise durch diese Gebirge prägt sich dem Geiste unauslöschlich ein.

Wohleingerichtete Hotels mit chinesischer Dienerschaft in malerischer Kleidung sind mehrere tausend Fuß über dem Meeresspiegel erbaut inmitten einer Natur von wilder Größe; sie bieten dem Touristen behaglichen Aufenthalt.

Von diesen Hotels aus können viele Ausflüge und Gipfeltouren unternommen werden, die prachtvolle Ausblicke auf Berge und Gletscher bieten. Der Mount Stephen mit einer Höhe von 10 000 Fuß und der noch höhere Mount Sir Donald ziehen geübte, kräftige Bergsteiger an. Von den bescheideneren Höhen des Eaglepeak, Glacierrest, des Mount Abbot der Swiß Peaks ist der Ausblick kaum weniger großartig. Für die weniger ehrgeizigen Touristen sind das Yoho- und das Illecillewaet-Tal und die herrlichen Seen in den Clouds unerreicht im Reiz ihrer alpinen Szenerie.

Im Süden finden wir die Vorberge der Appalachenkette, die gleichfalls das Nordgebiet der Vereinigten Staaten durchqueren, während im Osten der Akadische Gebirgszug dem Lauf des Lorenzstromes folgt. Noch weiter nördlich haben wir die Laurentinische und die Woltchischkette. Übersichtlich kann das Land in drei Gebirgssysteme geteilt werden: Erstens das Laurentinische Hochland, bestehend aus zahlreichen Ketten wellenförmiger Hügel, von Seen gekrönt und durchbrochen. Zweitens die Abhänge der Appalachischen Berge im Süden der Dominion und endlich die Massen der Rockies im Westen, deren Gipfel ewiger Schnee bedeckt.

Die Höhen der Laurentinischen Berge übersteigen nicht 2000 Fuß; die meisten von ihnen variieren zwischen 500 und 1500 Fuß. In ungeheurer Länge erstrecken sie sich von den Küsten Labradors bis zu den Nordufern des Oberen Sees und bilden so eine Art natürlicher Grenze, die Wasserscheide zwischen dem St. Lorenzstrom und der Hudsonbay. Die höchsten Gipfel des Appalachengebirges sind die Notredame- oder Shickshockberge. Sie liegen in Quebec und Neu-Braunschweig und bilden eine grüne, oft reich bewaldete Kette. Ihre Höhe

ist sehr verschieden, doch kann es keiner dieser Gipfel mit den Riesen der Rockies oder der Selkirks im Westen aufnehmen. Die sogenannten Akadischen Hochlande sind eigentlich Hochplateaus, und selbst der höchste Punkt der Shickshocks, erhebt sich nur bis zu 4000 Fuß.

Die Könige der kanadischen Gipfel sind in dem Gürtel der Felsengebirge zu finden; einige von ihnen ragen 15—16 000 Fuß hoch. Der Mount Murchison ist 15 700 Fuß, der Mount Brown 16 000, der Mount Hooker 16 760 und der Mount Logan an den Grenzen von Alaska, der höchste Gipfel des nordamerikanischen Kontinents, ist 19 000 Fuß hoch. Zwischen der Küste des Stillen Ozeans und den eigentlichen Felsengebirgen liegen einige hohe Parallelzüge, deren höchste Erhebungen 10 000 Fuß oft übersteigen. Die Chaussee von Calgary nach Vancouver durchläuft die ganze Breite dieses Gebirgssystems und ist eine der wundervollsten Bergstraßen der Erde. Längs einiger Bergrücken erreicht sie die Höhe von 5 296 Fuß und die Schönheit der Landschaft erscheint am höchsten gesteigert an den hochgelegenen Stationen, zum Beispiel St. Stephen, Laggom oder The Glacier, von wo aus der Reisende Ausflüge in die Berge machen oder einige der höchsten Punkte besteigen kann. Die Hotels sind in dieser Gegend außerordentlich bequem und erfahrene Schweizer Führer stehen denjenigen, die aufzusteigen wünschen, zur Verfügung.

Nicht allein die Höhe — zwischen 15 000 und 20 000 Fuß — stimmt den Beschauer zur Ehrfurcht, auch die Formation der Gebirge ist sehr merkwürdig. Felsig und zerrissen, wie ihr Name anzeigt, ragen sie imposant und stolz aus der Prärieebene auf, mit ihren drohend übereinander getürmten Felsmassen mehr einem Werk der Titanen als Gebilden der Natur ähnlich. Feder und Pinsel haben sich oft an ihnen versucht, wer aber die Rocky Mountains wirklich gesehen hat, wird erfahren, daß ihrem großartigen Zauber niemand Genüge tun kann. Nicht nur herrlich sind sie, sie sind einzig in ihrer Art und bilden eine Welt für sich. Jahrhunderte hindurch blieben diese Regionen unerforscht. Selbst die Indianer, die Urbewohner Nordamerikas, versuchten nie, die wundervollen Mauern zu ersteigen. Niemals war ein Mensch in das Herz dieser Urwälder gedrungen, noch hatte kein Fuß den jungfräulichen Schnee der Gletscher betreten. Diese Gebirge hemmten das Vordringen der Rothäute nach Westen, bildeten für ihn eine geheimnisvolle, undurchdringliche Region, wo unbekannte Geister hausten. Seine naive, fruchtbare Phantasie machte die Rockies zu einer Art Hades, von Ungeheuern bewohnt, Dämonen und Abgeschiedenen; diese Furcht bot Ursache genug, die Erforschung der Gebirgskette zu vermeiden.

Die transkontinentale Eisenbahn wars, die zuerst diese einzigartige, vormals unzugängliche Region erschloß. Der eiserne Schienenstrang windet sich in kühnen Kurven durch die wildesten Distrikte und gewährt dem Reisenden zahllose Ausblicke in das wundervolle Wandelbild von Tal, Gebirge und Himmel. Der Fraser-, Bow- und Athabascastrom fließen durch schattige Täler, hier und dort Seen bildend, in deren unbewegten Wassern sich die immergrünen Wälder ringsum spiegeln. Diese Urwaldvegetation bietet vielleicht eines der großartigsten Schauspiele der Erde. Gigantische Bäume ragen auf allen Seiten und bilden Alleen, die in Jahrhunderten herangewachsen sind. Wilde Schönheit und eigenartiger Zauber vereint werden dem Beschauer zu einer unauslöschlichen, liebevollen Erinnerung an die Felsengebirge.

(Fortsetzung folgt.)

Autorität und Freiheit / von Fr. W. Foerster

(Schluß.) Aus den Ausführungen des Verfassers zur ‚Kritik der individuellen Vernunft' folgt nicht bloß die Autorität Christi und der heiligen Schrift, sondern auch die prinzipielle Notwendigkeit einer autoritativen Institution, die der Einheit des Glaubens dient, die in den Grundfragen der Seele das führende Wort spricht und gegenüber der Einseitigkeit jeder bloß individuellen Interpretation den tiefsten Sinn und den ganzen Inhalt der religiösen Tradition bewahrt und verkündigt. Der bloße Individualismus kann keine religiöse Kultur begründen; das Gegeneinander von tausend individuellen Einseitigkeiten schafft keinen wirklichen Ausgleich und keine Totalität der Anschauung, sondern macht die Einseitigkeiten nur noch einseitiger. Ohne eine autoritative, feste Tradition des Glaubens, deren Interpretation sich wohl entfalten, vertiefen und ergänzen kann, die aber der bloßen individuellen Besserwisserei und der Zeitmode eine unbeugsame konservative Kraft entgegensetzt — ohne eine solche Tradition hat die Autorität Christi und des Evangeliums für die große Mehrzahl der Menschen keinen unzweideutigen Sinn: denn das Evangelium gibt keine einfache und gemeinverständliche Weisung, es ist gerade wegen der Höhe seines Standpunktes am leichtesten dem Mißverständnis ausgesetzt; es ist voll von Geheimnissen, von scheinbaren Widersprüchen und Dunkelheiten, die den führerlosen Leser ratlos lassen, ihn verwirren oder dazu verleiten, seine eigenen Einseitigkeiten und Liebhabereien hineinzuinterpretieren und alles das nicht zu sehen und zu hören, was ihm unbequem ist und über seinen Horizont hinausgeht. Wir wissen aus der Geschichte der Sekten und der individualistischen Bibelinterpretation, wieviel Narrheiten, Einseitigkeiten und Irrtümer man mit Bibelsprüchen zu decken gesucht hat!

Wer im Denken über alle diese Fragen inmitten der zahllosen Schlagworte der Gegenwart den richtigen Weg finden und sich und andere vor gewissen Illusionen bewahren will, die dem Selbstgefühl des kleinen Menschleins gewiß sehr schmeicheln, in Wirklichkeit aber nur zu seiner geistigen Isolierung und Verarmung führen, der meditiere einmal ernst über die Kreuzigung Christi und mache sich die fundamentale Lebenswahrheit klar, die dort zutage tritt: daß die höchste Weisheit und das wahre Heil von der großen Mehrheit der Menschen stets gekreuzigt und verhöhnt wird. Gibt man Christus dem individuellen Urteil preis, so wird er verhöhnt, verleugnet und ans Kreuz geschlagen mitsamt seinen Anhängern — es gibt dann wohl einzelne Bekenner Christi, aber eine christliche Kultur läßt sich damit nicht aufbauen. Diese kann nur auf der Ehrfurcht und der Autorität, nicht aber in dem Vertrauen auf die allgemeine Verständlichkeit Christi beruhen. Nur die festen Glaubensformen und Interpretationen, in welchen die größten Nachfolger Christi das Wesen und den Sinn seiner Erscheinung aus tiefster innerer Erfahrung niedergelegt haben, vermögen die meisten Menschen in das richtige Verhältnis zu seiner ganzen Größe und Lebensfülle zu setzen, vermögen jene demütige Empfänglichkeit und Unterordnung, jene Festigkeit des Glaubens an seine einzige Wahrheit zu erzeugen, welche allein eine Kultur auf christlicher Basis begründen kann. Was bleibt von Christus, wenn ich das tiefe Mysterium vom Sohne Gottes nicht annehme? Christus wird bald mit Kant, Goethe und Schiller auf eine Stufe gestellt und schließlich sogar von modernen Geistern als ‚überholt' und ‚veraltet' erkannt. Die Menschheit, die schon am Ausgang des Heidentums nach der Inkarnation göttlicher Vollendung lechzte und in dem Geheimnis des ‚Gottmenschen' unge-

heure Horizonte geöffnet sah, wird wieder auf das bloß Menschliche, Allzumenschliche zurückgeworfen! Gibt man Christus der individuellen Interpretation jedes beliebigen Geistlichen frei, so wird das Größte und Tiefste nur zu bald verflüchtigt und verflacht und aus der Kultur verschwunden sein, und es bleibt nur ein orientalischer Sozialist oder ein bedeutender Ethiker oder ein rührender Menschenfreund. Jeder streicht dann eben alles das aus, was über sein Begreifen geht und in seiner Erfahrung noch keine Resonanz findet. Die christliche Religion ist dann ‚die Religion, mit der man machen kann was man will'. Christus vermittelt dem einzelnen dann nicht mehr ein höheres Leben, erzieht ihn nicht zur Ehrfurcht vor unerschöpflichen Geheimnissen der geistigen Welt, sondern er ist nur ein Reflex dessen, was der einzelne aus eigenem beschränkten Verstehen heraus als Lebensideal betrachtet, nicht aber ein Ideal, das aus tieferen Quellen geschöpft ist und das seinige zu korrigieren und zu vertiefen bestimmt ist; das, was Christus mehr ist als dieser einzelne mit seinem persönlichen Ideal — das Fremde, Neue, Übermenschliche, Unbegreifliche, das dringt dann nicht erweiternd und befreiend in die Herzen. Der Welterlöser wird zu einem irrenden und beschränkten Menschen, dessen Stellung im Mittelpunkte der sittlich-religiösen Kultur nur noch vom persönlichen Geschmacke abhängt. Auf diesem Standpunkt gibt es überhaupt nichts Absolutes mehr, alles wird Evolution, alles wird relativ, das Realste wird zum Märchen gemacht, die lebendigste Vergangenheit versinkt in Nebel, weil man selber zum Nebel geworden ist und vor lauter Buchstabenkritik das Lesen verlernt hat. Welche charakterbildende Kraft kann aber noch von einem solchen Christentum ausgehen? Wie soll dies vergängliche Menschenwerk uns gegenüber der Welt und ihrer Weisheit die eiserne Sicherheit geben, daß wir wirklich der höchsten Wahrheit dienen? Solchem Christentum ist denn doch das orthodoxe Judentum voraus, das die Sammlung der Seele in Gott nicht durch den Kultus eines bloßen Menschen stört!

Der religiöse Individualismus ist von dem Bestreben ausgegangen, den Geist vor der Form zu retten. In diesem irdischen Leben aber kann der Geist nur durch die feste Form bewahrt werden; wer die Form preisgibt, der verflüchtigt auch den Geist. Je mehr durch die feste Form diejenige Interpretation des Geheimnisses festgehalten wird, welche einst die größten und reifsten Geister gegeben haben, desto sicherer wird uns, trotz des scheinbaren Umweges durch die Autorität, die Beziehung zum geistigen Geheimnis Christi möglich gemacht; je mehr aber diese ehrwürdige und feierliche Interpretation preisgegeben und durch die tausend Interpretationen der engeren und ungeistigeren Menschen ersetzt wird, um so mehr schwindet auch die übermenschliche Hoheit, die unfaßbare Vollendung aus dem Bilde Christi, und an die Stelle der mächtig bildenden Ehrfurcht tritt die zudringliche Kameradschaft mit dem Zimmermannssohne von Nazareth. Diese ganze Lage der Sache muß man sich klar machen, wenn man verstehen will, warum die Kirche daran festhält, daß das individuelle Suchen nach Christus sich einordne in die Vorstellungen, in welchen die größten und tiefsten Geister aller Rassen ihre geistige Vereinigung mit ihm gefeiert und in welchen sie den Gesamteindruck seiner Persönlichkeit niedergelegt haben. ‚Signa invisibilium' — Zeichen für das Unsichtbare und Unaussprechliche nannten die Kirchenväter die Dogmen der Kirche und deuteten damit an, daß alle diese Symbole nicht grobsinnlich aufzufassen seien, sondern als Veranschaulichungen und Gleichnisse des tiefen Geheimnisses,

das in der Persönlichkeit Christi die Natur mit der Übernatur in wunderbarer Weise vereinigt hat und das dem Menschen um so tiefer einleuchtet, je mehr er das wirkliche Leben und den wirklichen Menschen in sich und um sich kennen lernt: er wird dann jene Dogmen nicht als veraltete Starrheiten, sondern als die ewige und allein würdige Sprache des christlichen Mysteriums und der christlichen Gewißheit erfassen.

Wenn der römischen Kirche oft der Vorwurf gemacht wird, daß in ihr die unmittelbare Beziehung des Gläubigen zu Christus fehle, weil zu viel menschlicher Mittlerdienst dazwischen stehe, so ist demgegenüber hervorzuheben, daß gerade die ganze Willkürlichkeit und Einseitigkeit der individuellen Interpretation, die Isolierung des Individuums von der Führung durch eine ehrwürdige Tradition am unfehlbarsten dahin führt, das wahre Bild des Erlösers zu verfälschen, seine Ansprüche herabzumindern und Wasser in den glühenden Wein zu schütten; zwischen uns und der Persönlichkeit Christi steht dann allerdings keine Institution mehr, aber statt dessen die Mauer unserer eigenen Beschränktheit und unserer eigenen Interessen und Leidenschaften, die uns die volle Beziehung zu der ganzen Größe Christi unmöglich macht und die fundamentale Befreiung von unserem subjektiven Zustande verhindert. Der Zweck der autoritativen Tradition aber besteht gerade darin, dieser subjektiven Fälschung und Verkleinerung des Bildes Christi entgegenzuwirken und den großen, geheimnisvollen, übermenschlichen Christus zu bewahren, wie ihn der consensus genialer Persönlichkeiten aus reifster Lebens- und Selbsterkenntnis heraus übereinstimmend erkannt und bekannt hat. Die individualistische Interpretation sucht sich Christus zu nähern, indem sie ihn zum Individuum herunterzieht — die alte kirchliche Auffassung hingegen will den Menschen zu Christus hinaufreißen. Der Weg zu Christus durch die kirchliche Darstellung ist darum scheinbar ein Umweg und eine Störung der unmittelbaren Beziehung, in Wirklichkeit jedoch ein Weg der Erziehung und Vorbereitung, auf dem wir die richtige geistige Haltung gegenüber der ganzen Universalität und thronenden Majestät Christi lernen, statt ihn mit den Fetzen unserer Sterblichkeit zu behängen. Gewiß unterliegt auch die zeitliche Interpretation Christi durch einzelne kirchliche Richtungen und einzelne Apologeten den Wirkungen menschlicher Unzulänglichkeit: wir sehen hier gewisse süßliche Auffassungen, dort wieder ein allzu starkes Vordringen der gelehrten Betrachtungsweise; das aber sind zeitliche Schwächen, welche die wesentliche Leistung der Kirche nicht berühren, ihre Grundlehre, ihre Messe, ihre ganze Liturgie — wo uns der eherne Ewigkeitsklang der Verkündigung ergreift, der unsterbliche Jubel über den Auferstandenen, wo sich uns immer wieder der Eindruck von dem Christus erneut, der in den Katakomben gefeiert wurde, der die Märtyrer über den Tod triumphieren ließ, das römische Imperium überwand, die wilden Rassen der Völkerwanderung bändigte und die erhabene Kunst der christlichen Jahrhunderte inspirierte.

Gewiß wird es immer einzelne religiös begnadete Naturen geben, die von innen heraus die übermenschliche Größe Christi erfassen; überläßt man aber die große Mehrheit der Menschen in ihrer Interpretation Christi sich selbst, spricht man ihnen das Recht zu, ihr individuelles Urteil hier für kompetent zu halten, so kann das Resultat nur die Auflösung des Christentums sein; denn für den sogenannten gesunden Menschenverstand, der sich heute zum letzten Richter über die tiefsten Probleme des Lebens aufwirft, wird die Lehre vom Kreuze stets

ein Ärgernis und eine Torheit bleiben. Wenn dieser Auflösungsprozeß noch einige Jahrzehnte weiter geht, so werden sich die Stimmen mehren, die nach einer Wiedervereinigung der Kirchen rufen, so wie es vor einiger Zeit ein anglikanischer Geistlicher mit folgenden Worten getan hat:

‚Der Anschluß an Rom mit seinen klar abgegrenzten Dogmen, seinem obersten Lehramt und seiner festen Leitung ist für die anglikanische Kirche Lebensfrage. Immer mehr kommt es dahin, daß an die Stelle des übernatürlichen Glaubens die individuelle Ansicht des Einzelnen tritt und daß damit schon bald aller Glaube sich verflüchtigt. Ein Zustand, wie er jetzt besteht, daß die schroffsten Gegensätze in bezug auf die wesentlichsten Glaubenslehren und daß die grenzenlose Verwirrung der Geister innerhalb derselben Kirchengemeinschaft nicht nur geduldet, sondern geradezu willkommen geheißen werden, ist auf die Dauer unhaltbar ....‘

Man muß nur erstaunt sein, daß derartige Stimmen heute noch ganz vereinzelt sind und daß im übrigen über das katholische Prinzip noch immer in einem Tone abgeurteilt wird, als handle es sich da um etwas ein für allemal Erledigtes und dem Tode Geweihtes.

Es handelt sich hier doch um die sehr ernste *prinzipielle* Frage: Kann die religiös-sittliche Kultur wirklich ohne eine zentrale Institution bestehen, die gewisse Grunderkenntnisse dem Diskutieren entzieht, die der individuellen Impulsivität und Kurzsichtigkeit die Erfahrung der Jahrhunderte, die höchste Offenbarung entgegenstellt und in Streitfragen, welche die Fundamente der Kultur und des Heils der Seele betreffen, das führende und abschließende Wort redet? Kann Christus wirklich jedem Individuum zur Ausdeutung überlassen werden, oder muß nicht vielmehr in dem Chaos, das aus solchem Laienregimente folgt, jede echte Kultur unrettbar in Auflösung geraten? Ist Ehrfurcht nicht das Fundament aller Kultur, die Bedingung aller Erziehung der Schwachen durch die Starken, der Halben durch die Ganzen, der Oberflächlichen durch die Tieferen, der Masse durch den Genius? Und ist solche Erziehung und Führung denkbar ohne ehrwürdige äußere Formen der Autorität und Kontinuität, ohne klar geordnete Kompetenzen und Verantwortlichkeiten? Bedarf nicht der höchste autoritative Wortführer der Institution selber der *Sicherung* durch einen festen Zusammenhang mit einer geheiligten Tradition, und liegt in dieser Art der Sicherung nicht gerade die Überlegenheit der *Weltkirche* gegenüber einer allzu menschlichen und allzu zeitlich begründeten Autorität ohne Geschichte und ohne Universalität? Es ist erstaunlich, daß in der ganzen heutigen nichtkatholischen und antikatholischen Literatur diese Grundfragen überhaupt gar nicht ernstlich gestellt werden — aus lauter Irritation über das ‚Klerikale‘ verliert man jeden Blick für das gewaltige pädagogische und soziologische Problem, das hier zugrunde liegt, oder man geht solcher tieferen und prinzipiellen Fassung des Problems mit einer Art von instinktiver Scheu aus dem Wege, als spüre man innerlich, daß man dabei auf den schwachen Punkt des ganzen Individualismus stoßen müßte.

Der Haupteinwand, den gerade die ernsthaftesten Menschen gegen das Prinzip der kirchlichen Autorität erheben, besteht in dem Hinweis auf dessen Unvereinbarkeit mit dem intellektuellen Gewissen. Demgegenüber ist hervorzuheben, daß *Wesen* und Sinn der kirchlichen Autorität mit dem richtig verstandenen intellektuellen Gewissen nicht nur vollkommen vereinbar ist, sondern daß auch die *sittlichen Grundlagen der intellektuellen Kul-*

tur selber auf die Dauer ohne solche organisierte Bewahrung der sittlich-religiösen Tradition gar nicht existieren können.

Es stände schlimm mit der Kirche, wenn ihre Autorität im Prinzipe irgendwo in Widerspruch mit der intellektuellen Redlichkeit geriete. Dem innersten Geiste nach steht aber gerade die Institution, die auf religiös-sittlichem Gebiete die feste objektive Wahrheit gegenüber den Schwankungen und Störungen des Subjekts verteidigt, in tiefer Verwandtschaft zu allem unerbittlichen Wahrheitsstreben; sagte doch selbst Nietzsche, daß die Wahrheitsleidenschaft des modernen Aufklärers ihr Feuer noch von dem großen Brande erhalte, den das Christentum einst entzündet habe. Und von dem Ursprunge seines eigenen verzehrenden Dranges nach intellektueller Redlichkeit behauptet er: ‚In mir zieht das Christentum meiner Vorfahren gleichsam seinen letzten Schluß: Eine durch das Christentum selber großgezogene, souverän gewordene Strenge des intellektuellen Gewissens wendet sich gegen das Christentum, in mir richtet sich, in mir überwindet sich das Christentum...‘ Es ist in der Tat zweifellos, daß der moderne Mensch in seinem intellektuellen Kampfe gegen das Christentum kein Heide, sondern der verirrte Sohn des Christentums selber ist; sein Kampf gegen das Christentum und gegen die Kirche entspringt einer mißverstandenen und irregeleiteten Wahrheitsleidenschaft. Von dieser Psychologie muß man ausgehen, wenn man die betreffenden Widerstände richtig behandeln will. Man muß die Idee der intellektuellen Gewissenhaftigkeit als eine christliche Idee akzeptieren, sie aber so vertiefen und klären, daß man sich mit ihr selber gegen die moderne Position verbünden kann. Wer unserer ganzen Argumentation zur ‚Kritik der individuellen Vernunft‘ gefolgt ist, wird zugeben, daß die moderne Idee der geistigen Selbstbestimmung durchaus durch die Idee der richtigen Selbsteinschätzung korrigiert werden muß. Die Modernen leiden an einer falschen Auslegung des intellektuellen Gewissens, sie sind befangen in einer sehr unkritischen Illusion über die Tragweite des bloßen isolierten Intellektes. Die Kirche aber beruft sich auf die Tatsache, daß es eine Reihe von Lebensproblemen gibt, denen der bloße individuelle Verstand ohne Lebenserfahrung, ohne Menschenkenntnis, ohne Führung durch die Tradition überhaupt nicht gewachsen ist. Wir haben das induktiv-erkenntnistheoretisch nachzuweisen gesucht. Daraus folgt aber nun auch eine tiefere Definition der intellektuellen Redlichkeit. Diese Redlichkeit muß sich äußern nicht nur in der strengsten Prüfung dessen, was unseren intellektuellen Mitteln zugänglich ist, sondern ebensosehr auch in einer wahrhaft kritischen Selbstbescheidung gegenüber den Grenzen unserer persönlichen Urteilsfähigkeit. Darin erst zeigt sich eine hochentwickelte Wahrheitskultur. Viele Menschen greifen heute die Heiligtümer ihrer Mitmenschen an in dem Wahne, ihr intellektuelles Gewissen verlange das von ihnen; in Wirklichkeit aber sind sie, ohne es zu wissen, gerade vom Standpunkte wahrer Erkenntniskultur aus geradezu leichtfertig, indem sie sich gar nicht mit der Kompetenzfrage beschäftigen und meinen, was ihrem Intellekte nicht sofort einleuchte, das sei schon gerichtet. Wenn die Kirche dem freien Denken gewisse Grenzen setzt, so sind dies Grenzen, die nicht künstlich gezogen sind, sondern aus der Natur der betreffenden Objekte notwendig folgen; wer diese Grenzen nicht beachtet, der ist alles andere, nur nicht wissenschaftlich, es fehlt ihm die konsequente Gewissensstrenge und Verantwortlichkeit in der Prüfung seiner Erkenntnismittel; er entbehrt gerade jener Vorsicht des Urteils, die den echten Wahrheitsforscher auszeichnet.

Die hier dargelegten allgemeinen Gesichtspunkte wären z. B. auch auf die prinzipielle Beurteilung der Stellung anzuwenden, welche die Kirche gegenüber der kritischen Bibelforschung und Bibelinterpretation immer einnehmen wird und einnehmen muß. Wir betonen ausdrücklich das Wort ‚Kompetenz‘: es ist nicht unsere Kompetenz, über die Einzelheiten der betreffenden Grenzstreitigkeiten zu entscheiden; ganz allgemein aber darf vom psychologischen und erkenntnistheoretischen Standpunkte aus folgendes hervorgehoben werden:

Die Vorkämpfer des Rechtes der ‚freien Forschung‘ nehmen in der ganzen schweren Frage leider einen ebenso einseitigen Standpunkt ein, wie manche Wortführer des kirchlichen Standpunktes. Sie haben gar kein Auge für das Recht auf der gegnerischen Seite. Sie sehen immer nur einen äußerlichen hierarchischen Anspruch, legen sich aber überhaupt nie die Frage vor, ob es nicht vielleicht in der Natur der betreffenden Probleme und Überlieferungen selber liege, daß sie über die Kompetenz der bloßen individuellen Verstandeskritik weit hinausgehen.

Ob also der Anspruch einer bloßen kritischen, philologisch-historischen Bibeldeutung, über die Berechtigung von Glaubensvorstellungen zu entscheiden — man denke an den jüngeren Delitzsch! — nicht auf einer höchst unkritischen Illusion über die Allwissenheit des emanzipierten Intellektes beruhe? Ob hier nicht der innige Kontakt des Deutenden mit einer großen Tradition nötig sei, in welcher ein consensus der Interpretation aufbewahrt ist, der von Persönlichkeiten stammt, deren Seelenzustände in besonders starker innerer Verwandtschaft zu dem geheimnisvollen geistigen Leben stehen, das hinter den Buchstaben der heiligen Schrift waltet? Wird nicht Leben nur durch Leben erkannt? Reicht etwa ein bloßer Philologenverstand aus, scheinbare Widersprüche im richtigen Lichte zu sehen und alles Einzelne im Lichte des Ganzen zu interpretieren?

Selbstverständlich geben wir ohne weiteres zu, daß manche Vorkämpfer des kirchlichen Standpunktes durch die allzu einseitige und ausschließliche Betonung ihres Rechtes viel Schuld an der oben geschilderten verständnislosen Haltung der Modernen tragen. Die Anhänglichkeit an die Tradition und die Sorge für die gefährdeten Seelen hat gerade in unserer Zeit nicht wenige Vertreter des kirchlichen Gedankens dazu verleitet, gewisse einfache und unwiderlegliche Ergebnisse der historischen Forschung und der biblischen Textkritik allzu sorglos zu ignorieren und dadurch auch katholische Forscher in schwere Gewissensnot zu bringen. Gerade weil aber ein solches überängstliches Verfahren nicht nur den tieferen Glauben an das Walten der göttlichen Vorsehung in den Geschicken der Kirche verleugnet, sondern auch jener unbestechlichen Liebe zur Wahrheit widerspricht, deren Pflege der Kirche Christi anvertraut und deren fleckenlose Bewahrung auch das Fundament des Glaubenslebens ist, so ist mit Sicherheit zu hoffen, daß alle solche Unbestimmtheiten in dem Verhältnis kirchlicher Kreise zu den unabweisbaren Forderungen wissenschaftlichen Wahrheitsernstes immer mehr verschwinden und als bloße Symptome ganz besonders komplizierter Übergangsverhältnisse betrachtet werden dürfen. Soviel über gewisse Einseitigkeiten und Übergriffe in der praktischen Anwendung des kirchlichen Prinzips. Von der Gegenseite aber muß erwartet werden, daß man sich auch dort das Problem nicht so leicht macht, sondern anerkennt, daß es sich hier um eine Angelegenheit handelt, die nicht mit dem

bloßen Schlagworte von der freien Forschung abgetan wird. Wo die Methoden von der freien Forschung versagen, dort gibt es auch kein Recht der freien Forschung, sondern nur die Pflicht zur Selbstbescheidung und Einordnung. Jedem das Seinige. Hätte man sich auf moderner Seite von verwegenen und unkritischen Schlußfolgerungen zurückgehalten und sich auf textkritische Feststellung beschränkt, so würde wohl auch die Gegenseite nicht mit so einseitigem Mißtrauen gegen die Textforschung vorgegangen sein. Über Einzelheiten des modus vivendi zwischen den beiden Wahrheitsmächten, Kirche und Wissenschaft, wird man noch lange streiten, und Grenzüberschreitungen werden von hüben und drüben geschehen: Wichtig aber wäre es, daß endlich auch einmal von den Freigesinnten der absolutistische Protest gegen die kirchliche Einrede aufgegeben werde, und daß man sich mit dem Sinne und der grundsätzlichen Berechtigung des kirchlichen Standpunktes ernsthaft auseinandersetze, statt immer bloß die Mißgriffe zu fixieren und dadurch die Diskussion aller Gründlichkeit zu berauben. Das Prinzip der kirchlichen Einmischung bezieht sich auf Grenzgebiete, in denen Erscheinungen vorliegen, die dem bloßen ‚gesunden Menschenverstande' nicht begreiflich sind und daher auch seiner Deutung nicht allein überlassen werden können — Grenzgebiete, in denen Worte gesprochen wurden und Ereignisse geschahen, die nicht auf die einfachen und leichterfaßlichen Motive des täglichen Menschenlebens zurückzuführen sind, sondern aus den unergründlichsten Tiefen der Seele, ja aus göttlichem Geheimnisse stammen. Erste Forderung aller intellektuellen Gewissenhaftigkeit ist es hier, sich die ganze Unzulänglichkeit des bloßen Wissenschaftsbetriebes in der Interpretation solcher Erscheinungen klar zu machen. Die Mitwirkung historisch-philologischer Methoden in der Beurteilung und Bewertung der religiösen Texte wird niemand angreifen — auf einem Gebiete aber, wo die Geheimnisse der Übernatur in die Natur und Geschichte hineingreifen, kann man doch unmöglich nach bloß kritischen Gesichtspunkten interpretieren wollen. Solche Fragen gehören eben nicht mehr unter die Kompetenz einer isolierten Verstandeskritik. Muß die Alleinherrschaft eines solchen emanzipierten Intellektes in der radikalen Bibelkritik nicht notwendig dahin führen, gerade das Tiefste, Heiligste und Sicherste, das, was Fundament aller anderen Gewißheiten ist, zum Ungewissesten, ja, zur Fabel zu erklären? In dieser Beziehung sind die Absurditäten der neuesten Kritik betreffend die historische Existenz Christi höchst lehrreich, gerade weil hier die rein verstandesmäßige Interpretation ohne jede Korrektur durch psychologische Intuition, Lebenskenntnis, Tradition gearbeitet und die letzten Konsequenzen des modernen Begriffs der intellektuellen Redlichkeit gezogen hat. Diese alleinige Diktatur der wissenschaftlichen Methode auf Gebieten, die der bloßen Erfahrungswissenschaft nur zum kleinsten und äußerlichsten Teile zugänglich sind, wird erst dann gründlich ad absurdum geführt sein, wenn unter dem Drucke solcher intellektualistischer Konsequenz einst alles aus der christlichen Tradition herauskritisiert sein wird, was Geheimnis und was übermenschlich ist, und wenn die Religion ganz zur Plattheit des Begreiflichen heruntergeholt sein wird: man wird dann erfahren, daß die einseitige, falsch verstandene Wissenschaftlichkeit eine weit drückendere Fessel für die wahre Befreiung des Menschen ist, als alle gelegentlichen Übertreibungen kirchlicher Kontrolle. Da wird es von neuem heißen: ‚Wer wälzet den Stein von des Grabes Tür?' Die ausgehungerte religiöse Natur des Menschen wird ihr ewiges Recht fordern und die Steine verwerfen, die man ihr an Stelle des Brotes gegeben

Jan Toorop / „O Grab, wo ist dein Sieg?"



Jan Toorop/Les rôdeurs.



hat. Der Triumph der naturwissenschaftlichen Methode in der Erkenntnis der äußern Lebenserscheinungen hat heute leider in weiten Kreisen den Wahn erzeugt, diese Methode sei ein Instrument, mit dem nun jeder Beliebige auch die inneren Erscheinungen und Probleme des Menschenlebens durchdringen könne — ja, diese Methode gebe hier sogar die einzig zuverlässige und objektive Art der Erkenntnis. Dieser Wahn wächst sich geradezu zu einer Kulturgefahr aus, es droht uns von dorther eine ganz neue Art von Barbarei, die unausbleiblich ist, wenn nunmehr jeder mechanische Kopf, jeder Famulus Wagner und jeder Philister sich auf Grund solcher Methoden zum überlegenen Interpreten der tiefsten Lebens- und Seelenfragen macht. Da wird die Religion als sexuelle Perversion, die Mystik als Hysterie, die Kunst als Neurose, das Genie als pathologische Affektion, das Sündenbewußtsein als Zwangsvorstellung erklärt, und das ganze Leben vom Standpunkte der Mittelmäßigkeit aus gerichtet und nivelliert. Das ist die letzte Konsequenz von der Omnipotenz des individuellen Verstandes!

Kant hat einmal gesagt, die Aufklärung bestehe in dem Herausgehen aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit des Menschen, sie rufe dem Menschen zu: Sapere aude, wage es, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! Diese Parole ist gewiß für einen großen Kreis der Lebenswirklichkeit von Bedeutung, sie muß aber den tieferen Problemen gegenüber ergänzt werden durch das andere Wort: Habe den Mut zur Demut, mache dir klar, wie klein der Kreis des Lebens ist, den dein winziger Verstand deckt, wie fragmentarisch deine Erfahrung, wie beschränkt und gestört dein Denken durch deine Wünsche, Vorurteile und Affekte ist, wie viele Geheimnisse des Menschenlebens es gibt, in denen man nur durch ‚Mitleid wissend' wird und wie viele fundamentale Wahrheiten es gibt, die nur durch schweres Leiden oder durch langen und demütigen Umgang mit einer geheiligten Tradition erfaßt werden! Was die christliche Religion in Wirklichkeit fordert, das ist nicht ein Opfer des Intellektes, sondern ein Opfer der Arroganz. In den Fragen der religiös-sittlichen Erkenntnis gilt auch für den Intellekt das Wort: ‚Stirb und werde'. Erst wenn er seine Beschränktheit und die Gründe dafür ahnt und seine trotzige Selbstsicherheit aufgibt, wenn er höhere Quellen der Lebenswahrheit anerkennt, die dort in Wirksamkeit treten, wo seine Organe versagen — erst dann ist er selber vor Irrwegen und Abstraktionen und Negationen bewahrt, die den Menschen seelisch zerstören und seine Denktätigkeit von der Wirklichkeit lösen. Virgil kann den Weg durch die Tragik des Menschenlebens nicht ohne Beatrice weisen: die Vernunft muß erleuchtet sein durch die Religion. Man beobachte nur die neue neurologische Literatur mit ihren phantastischen und kritiklosen Theorien über tiefe Seelenfragen, man sehe die Wirkung, die sie auf Ärzte und Patienten ausübt — da lernt man begreifen, daß die intellektuellen Funktionen verderbend und verblödend wirken können, sobald sie sich in zentralen menschlichen Fragen von gewissen Grundwahrheiten lösen, die uns durch die gewaltige Seelenkenntnis der religiösen Tradition dort gegeben werden, wo das bloße individuelle Forschen nicht mehr zureicht.

Das Wort Bacon von Verulams: ‚Die christliche Religion ist das Gewürz, das die Wissenschaft hindert, zu verderben' — dies Wort gilt auch in dem Sinne, daß das Christentum den forschenden Intellekt in Zusammenhang hält mit einer universellen Lebenserkenntnis und einer universellen Liebe, die uns vor zerstörenden Abstraktionen bewahren und uns Einsichten vermitteln, die auch das geistreichste Ego nicht von sich aus finden kann.

Die kirchliche Autorität ist also ihrem Prinzip nach durchaus nicht mit irgendwelcher Verachtung von Vernunft und Wissenschaft verbunden. Vielmehr nimmt sie sich nur all derjenigen großen Lebens- und Seelenprobleme an, die ihrem Wesen nach nicht allein durch den individuellen Verstand zu lösen sind. Und selbst hier schließt sie nicht die Mitwirkung des Intellektes aus: Sie repräsentiert nur den prinzipiellen Protest gegen den vom Gesamtleben der Seele getrennten Intellekt, gegen den von der Selbsterkenntnis, von der Liebe und von den fundamentalen Aufklärungen der Religion gelösten Denkprozeß; sie betrachtet dessen Wirken als verderbenbringend für den Charakter, die Kultur und für die ganze Denktätigkeit selber. Sie vertritt also die Einheit der Seelenfunktionen, die uns allein eine gesunde Stellung zur Wirklichkeit geben und allein zur Ganzheit der Lebenskenntnis führen kann. Was der moderne Mensch dem gegenüber mit vielen großen Worten vertritt, das ist im Grunde nur die geistige Desorganisation. Die Isolierung der Denktätigkeit von den übrigen Seelenkräften macht geradezu krank! Und je intensiver ein Mensch an seine Verpflichtung glaubt, seine Lebensanschauung nur auf die Autorität seines abstrakten Verstandes zu stellen, um so sicherer wird er sich selbst und andere in die Zerstörung hineintreiben. Es ist zweifellos, daß z. B. Nietzsches Philosophie nicht ursprünglich von der Geisteskrankheit erzeugt ist, sondern daß sein absolut konsequenter und abstrakter Individualismus wesentlich dazu beigetragen hat, ihn geistig zu zerstören. Überhaupt ist Nietzsches Lehre und geistiges Schicksal eine lehrreiche Illustration der Psychologie und Tragik des intellektuellen Individualismus und der aus ihm entspringenden irrigen und abstrakten Auslegung der intellektuellen Redlichkeit. Nietzsche ist sozusagen eine Reinkultur dieser Art von intellektueller Selbstherrlichkeit, er zeigt uns, wohin die ganze moderne Position führen muß, wenn man sie wirklich konsequent akzeptiert und nach allen Richtungen hin betätigt. ‚Ja, ich weiß, woher ich stamme, unersättlich gleich der Flamme glühe und verzehr' ich mich — Licht wird alles, was ich fasse, Kohle alles, was ich lasse, Flamme bin ich sicherlich.' Diese seine Worte stammen aus tiefem Bewußtsein der zerstörenden Rolle, zu der er sich verurteilt fühlte dadurch, daß er den modernen Individualismus mit der ganzen leidenschaftlichen Konsequenz eines groß angelegten Charakters erfaßte und in die Tat übersetzte. Und er hatte durchaus Recht, den Modernen Halbheit, Feigheit oder unbewußte Inkonsequenz vorzuwerfen, da sie ja in der Tat die grundsätzliche Stellung mit ihm teilen, ohne sich deren letzte Konsequenzen klar zu machen. Vielmehr leben sie noch von Gefühlen und Gewißheiten, die aus der Welt des alten Glaubens stammen, und die vor dem individuellen Verstandestribunal nicht zu rechtfertigen sind. Nietzsche aber will keine ‚Lügenbrücken zu alten Idealen', er träumt ‚eine Genossenschaft von Menschen, die unbedingt sind, keine Schonung kennen und „Vernichter" heißen sollen. Sie halten an alles den Maßstab ihrer Kritik und opfern sich der Wahrheit' . . . Zweifellos ist solche Ehrlichkeit zur Klärung der Sachlage weit wünschenswerter als die moderne Halbheit, die den Menschen nie zum vollen Bewußtsein der ganzen Gefahr und Unhaltbarkeit seines Standpunktes kommen läßt, weil er unbewußt immer noch von der weltüberwindenden Kraft des alten Credo zehrt! Erst wenn die heute beginnende Zersetzung aller fundamentalen Wahrheiten auf weitere Kreise übergreift und in der Praxis zutage tritt, wenn die Nachwirkung der religiösen Einflüsse in

großen Schichten nicht mehr dazu hilft, die Blößen des modernen Standpunktes zu decken, dann wird man wohl endlich anfangen, auch in modernen Kreisen das große Problem ‚Kirche' mit anderen Augen anzusehen.

* * *

Nachdem der Verfasser seiner Ehrerbietung gegenüber dem unvergänglichen Kulturwerke der Kirche sowohl in der vorliegenden Arbeit, wie bei mehrfachen andern Anlässen so unzweideutigen Ausdruck gegeben hat, ist er es der Klarlegung seines ganzen Standpunktes durchaus schuldig, auch gewisse abweichende Ansichten in bezug auf die neuere Entwicklung des kirchlichen Lebens in aller Offenheit zum Ausdruck zu bringen. Als Außenstehender möchte er jedoch für diese seine Auseinandersetzungen nicht das Gastrecht bei einer katholischen Zeitschrift in Anspruch nehmen. Die erwähnten Betrachtungen sollen daher Ende dieses Jahres in einer besonderen Broschüre über ‚Autorität und Freiheit' veröffentlicht werden.



Evangelien der Freude / Von Beda Prilipp

‚Freude ist ein Chorgesang. Was Freude ist, wissen wir heute nicht mehr, wir werden es erst wieder erfahren, wenn einst technischer Fortschritt und soziale Organisation die große soziale Krise der großindustriellen Entwicklung überwunden und höhere Lebensideale wieder alle menschliche Arbeitsgemeinschaft segnen werden.'

Friedrich Wilhelm Foerster schreibt das in seinem jüngst erschienenen Buch ‚Christentum und Klassenkampf', um wieder einmal, wie vordem schon oft, als kluger, gütiger Arzt auf eine wunde Stelle in unserm modernen Leben hinzuweisen, die in dem hastenden, für die gegenwärtige Zeit des Übergangs so charakteristischen Getriebe leicht übersehen wird. Der Züricher Menschenfreund gehört zu den glücklichen Weisen, deren Idealismus nicht erdentfremdete Bahnen wandelt, sondern in engster Fühlung mit dem Umschwung der Lebensverhältnisse aus ihnen heraus die neuen Ideale aufkeimen sieht, die vielleicht erst die kommende Generation als Ziel und Inhalt ihres Strebens anerkennen wird. Zwar genau betrachtet — neu sind sie eben nicht. Uralte Wahrheit ist's in neuen Formen. Schauen wir zurück die lange Kette der Jahrhunderte, hinab bis ins graue Altertum, da erblicken wir eine erlesene Schar, die sich über Generationen hinweg die Hände zu reichen scheint. Denn sie sind eines Sinnes: Kämpfer und Apostel alle. Ihre Waffen verwunden nicht und ihre Hände weisen empor. Und ob jener für den Glauben, dieser für ein Leben in Schönheit streitet, eins sind sie doch — denn beider Lehre und Botschaft klingt aus in den himmlischen Worten voll Verheißung und Sehnsucht: Friede auf Erden! Friede in der Erkenntnis, daß äußere Verhältnisse unser Lebensglück unangetastet lassen, wenn wir's nur selber erst sicher aufgebaut. Es liegt in unserer Hand; durch rastlose Selbsterziehung müssen wir's uns schaffen. Aber wer solchen Frieden gefunden hat, wird auch Frieden um sich breiten. Somit schaffen diese guten Baumeister nicht nur sich selbst Schatzkammern edler Gedanken, darin ihre Seelen gut und sicher wohnen können, sie bauen auch fort am friedsamen Gemeinwesen. Das Reich Gottes nennen's wir Christen; die Apostel der Schönheit sprechen vom ästhetischen Staat. Doch hundert goldene Brücken führen hinüber und herüber.

In jüngster Zeit scheinen sich nun die Stimmen dieser Mahner zu mehren. Vor mir liegt eine ganze Anzahl zierlich schlichter Büchlein, die sich's alle zur Aufgabe machen, die Frohbotschaft von der Freude in die Welt zu tragen. Die meisten der Autoren sind Geistliche, sie, die durch ihren Beruf den tiefsten Blick in die Friedlosigkeit unserer Zeit zu tun gezwungen sind, und die andererseits durch das Studium der heiligen Bücher das Ideal eines Lebens in Freude fort und fort vor sich sehen. Diese Männer ermessen auch am genausten, wie wenig die Wirklichkeit von dem Verheißenen birgt, und mögen wohl selbst mit trauerndem Herzen fühlen, daß sie, einstweilen wenigstens, nur eine Botschaft der Sehnsucht predigen.

Seinem Evangelium den Weg frei zu machen, kämpft Franz X. Kerer in dem kleinen Werk ‚Auf zur Freude!* mit schneidigen Waffen gegen die Freudenstörer unserer Tage. Er zieht zu Felde gegen die lebenverneinende Tendenz des Buddhismus, die Schopenhauer und Hartmann in ihr philosophisches System herübergenommen haben; er bekämpft den Pantheismus,

---

* Verlag J. G. Manz, Regensburg 1908.

der die Persönlichkeit auslöscht und bricht eine Lanze gegen den Materialismus, der die unvergänglichen Güter leugnet und daher dem hungernden Menschengeiste Speise, die nicht sättigt, reichen muß. Diesen Systemen gegenüber, die auf unser Geistesleben wie ungesunde Hemmungen einwirken, stellt Kerer sein Ideal der starken Persönlichkeit, nicht den Übermenschen, der sich über Gesetz und Schranken erhaben glaubt, sondern den Kraftbewußten, der die Freiheit seiner Mitgeschöpfe ehrt und in sich selbst überwindet, was sie gefährdet. Nur auf diese Weise und innerhalb dieser Grenzen kann der Starke sein ganzes Wesen in lebendiges Wirken umsetzen und auf diesem Pfade quillt eines Menschenlebens volle große Freude. Welche überragende erziehliche Bedeutung dem Christentum bei der Heranbildung solcher Persönlichkeiten zusteht, zeigt der Verfasser im zweiten Teil seines Werkes.

Er begegnet sich hier mit einer andern kleinen Schrift gleicher Tendenz von Anton Tappehorn,* die freilich nur Erbauungsbuch sein will und daher auf die scharfe Charakteristik der Zeitströmungen, die Kerer zugrunde gelegt hat, verzichtet. Je enger aber derartige Bücher gefaßt sind, desto beschränkter wird auch ihr Leserkreis sein. Und gerade dem Evangelium der Freude wünschten wir wohl alle offene Pforten, offene Herzen. Wir wünschten auch, daß seine Prediger mit weitem, freiem Herzen in die Welt hinausschauen, auf daß ihren Worten nichts Enges, Lebensfremdes anhafte. Solche Elemente fehlen nicht ganz in Wilhelm Schöpffs ‚Büchlein von der Freude‘,** das im Ziel eins mit den zuvor besprochenen Schriften, doch in seiner so ehrlich frommen und wohlgemeinten Erziehungsweise manchmal den Pedanten merken läßt. Das liegt teilweise an der allzu schematischen Gliederung des Stoffes, meist aber an der persönlichen Anschauung des Verfassers. Das gesellschaftliche Leben der Jetztzeit läßt sich nicht auf Pfarrhausidyllen zurückschrauben, und wenn auch Schöpffs Bedenken gegen Tanz und Theater und manches andere in vielen Fällen gerechtfertigt sein mögen, so darf er doch nicht vergessen, daß es an Versuchungen zum Irregehen nie gefehlt hat. Würden die von ihm gekennzeichneten beseitigt, so wären eben andere da, denn das Irdische fordert sein Recht — sein Recht auf Freude. Zu maßvollem Genießen, zur Verklärung des Sinnlichen muß der Mensch reif werden; er muß die verführerischen Blumen am Wege ruhig betrachten, nicht mit Angst, daß ihr berauschender Duft ihm den Blick nach den Sternen trüben könne. Dann erst wird er sich Herr seiner selbst fühlen und unentwegt hinaufpilgern können auf der goldenen Straße zur Freude, deren Leuchten die Dünste unserer armen Erde so oft verhüllen.

Die Dünste der Erde: Das Elend der sozialen Verhältnisse in den arbeitenden Klassen und eine durch die pessimistische Weltverneinung der modernen Philosophen irregeführte Lebensanschauung der gebildeten Kreise, die ihr trauriges Echo in Literatur und Kunst findet — an diesen Übeln krankt unsere Zeit. An diese in der Irre schweifenden Wanderer wendet sich Bischof Keppler*** mit seinem warmempfundenen Weckruf ‚Mehr Freude‘. ‚Es ist mir‘, so schreibt er in der Einleitung, ‚als seien tausend lockenumwogte Kindergesichter und blaue

---

* Die Kunst immer fröhlich zu sein. Von Dr. Anton Tappehorn. (A. Laumann, Dülmen).

** Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh.

*** ‚Mehr Freude‘ von Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg (Herderscher Verlag, Freiburg i. B. 1909).

und dunkle Kinderaugen auf mich gerichtet, und als bitten sie mich mit gramvollen Blicken und niedertropfenden Tränlein: Bring uns Freude, sie fehlt uns so sehr! Und hinter ihnen tauchen andere Gesichter auf, welk und zerfurcht, blasiert und abgelebt, und ihr trüber, stumpfer Blick sagt: Rede nicht davon, es gibt keine! — Aber sie werden verdrängt von rotwangigen, freundlichen, liebestrahlenden, welche ihre hoffnungsklaren Augen ermunternd auf mich heften: Ja, rede von der Freude! Sag uns, was wir tun können, um in freudenarmer Zeit sie für uns und andere zu retten und zu vermehren!'

Zu solcher Mission erscheint nun die abgeklärte Persönlichkeit des Seelsorgers von Rottenburg vorzüglich berufen. Bei allem verständnisvollen Scharfblick für die Ursachen der Depression im Gemütsleben unseres Volkes hat sich Keppler seine Genußfähigkeit für die Schönheit in Natur und Kunst bewahrt. Er hat sich in die geheimnisvolle Hoheit von Raffaels Madonnen versenkt, hat auf froher Wanderfahrt im Orient die poetischen Schönheiten des neuen Testamentes in eigenem Anschauen und Genießen nachempfunden. Solch weiter Gesichtskreis schärft den Blick für die schmalen Pfade, die aus der Tiefe herauf zur Höhe führen. Sie sind und waren immer da, nur sind allzuviele Füße, vom Kampf ums Dasein beschwingt, achtlos darüber fortgeschritten. Deshalb brauchen wir immer wieder der Führer, der Wegkundigen, die eben durch ihre klarere Erkenntnis befähigt sind, der Begriffsverwirrung entgegenzutreten, die der Materialismus auf dem Gebiete des Geisteslebens hervorgebracht hat. Da findet Bischof von Keppler Ursache zu manch ernster Auseinandersetzung. Er knüpft an an Schillers Wort: ‚Alle Kunst ist der Freude gewidmet, und es gibt keine höhere und keine ernsthaftere Aufgabe, als die Menschen zu beglücken.' Und bei aller Anerkennung, die der Naturfreude in der modernen Malerei gezollt wird, schließt Keppler doch seine Kunstbetrachtung mit einem drastisch formulierten Verdammungsurteil gegen jenen unkünstlerischen Realismus, der die Wahrheit nur im Häßlichen und Gemeinen, nur im ‚Abschaum des Lebens und nicht in seinen tieferen Wassern' zu finden glaubt. In engster Beziehung hierzu steht die sogenannte naturalistische Tendenz der Literatur, die demokratisch sein will und doch alle Liebe und Achtung vor dem Volke verleugnet. Das Heilmittel für beide findet Keppler in der Rückkehr zu wahrer volkstümlicher Kunst, einer Kunst, die den unteren Schichten nicht ständig ihr Elend potenziert vor Augen führt und sie dadurch für jeden reineren Genuß mehr und mehr abstumpft, sondern die nach Lionardos Wort aus wahrer Menschenliebe geboren zum Herzen der Menge spricht, ihr Gefühlswerte spendet, die durch ihre stählende Kraft tüchtige Lebenskämpfer erziehen. Zur Erreichung dieses Ziels braucht's kräftige Mitarbeit auf allen Gebieten; es gilt, die Quellen, aus denen unserm Volke von altersher Lebensmut und Jugendfülle zusprudelte, zu reinigen. Eine der tiefsten drohte im Volkslied zu versiegen. Nun sind fleißige Hände am Werk, schon in den Schulen den Sinn für diesen Schatz aus Urväterzeit wieder zu wecken. Auch den Natursinn, der früher unter den schlichten Arbeitern des Bodens sichere Heimstätte fand, gilt es wieder lebendig zu machen, und hier liegt vielleicht eine der schwierigsten sozialen Aufgaben. Denn an manchem Strom, wo sonst goldene Felder wogten, surren und tosen jetzt die Triebräder riesiger Maschinen. Und die Menschenhand, die vordem säend und erntend im Kreislauf des Jahres ein Abbild des Erdenlebens mitschaffend werden und vergehen sah, wird immer mehr zum Werkzeug, zum Sklaven des Ungeheuers, Maschine geheißen, herab-

gewürdigt, das doch einem Menschenhirn sein Entstehen dankt. Das Prinzip der Arbeitsteilung im Fabrikbetrieb nimmt dem einzelnen die Freude, etwas Ganzes zu schaffen, und hierin ist zweifellos eine der tiefsten Ursachen der sozialen Unzufriedenheit zu suchen.

Der ‚Galerie fröhlicher Menschen', worin Bischof Keppler an Beispielen aus der Geschichte der Heiligen sein Evangelium der Freude lebendig zu erläutern sucht, hätte ich eine etwas festere Verbindung mit den andern Abschnitten gewünscht, wie sich wohl auch bei einer späteren Auflage die Verschmelzung der beiden Kapitel über ‚Kunst und Freude' empfehlen dürfte. Das Buch klingt aus in der Mahnung, einen verfeinerten Sinn für Freude durch ernste Selbsterziehung, durch Versagen und Sichbescheiden zu pflegen. Es sei keine Gefahr, daß hierdurch der Leichtsinn gefördert werde; vielmehr könne ‚mehr Freudigkeit und mehr Dankbarkeit auf das dumpfe, gedankenlose, verschlafene Gewohnheitschristentum so vieler wie Frühlingswehen und Frühlingssturm wirken.' Solch befreiender Sturm fegt manch böses Spinngewebe mit fort, und leuchtende Blüten können aufsprießen, dem Licht entgegen. Eine vor allem: die Blume der Duldsamkeit. Bischof Keppler findet hier so schöne, warme Worte, daß man nur wünschen kann, sie drängen weithin ins deutsche Land und fänden frohen Widerhall:

‚Wir, die wir im Glauben getrennt und doch auch wieder geeint an Christus, dem Gottessohn, dem Heiland und Erlöser, festhalten und von Eifer beseelt sind, die Menschen zu Christus zu führen und in Christus glücklich zu machen, stellen wir den wahnsinnigen Kampf gegeneinander ein. Wenn kein andrer Beweggrund uns dazu vermögen sollte, stellen wir ihn ein um der Freude willen. Alle Kraft und Zeit, die wir in diesem Kampfe verbrauchen, geht der Freude verloren, und dieser Kampf selber ist ein solcher Freudenmörder, daß er das schmählichste Ende in Schande und Verachtung verdient hätte . . . Lasset uns ihm ein Ende machen . . . Nicht indem wir fragen: Wer hat angefangen?, sondern indem wir sagen: Wir wollen aufhören. Nicht indem wir den eigenen Glauben verleugnen und die eigene Pflicht vernachlässigen, sondern indem wir niemals den Nebenmenschen wegen seines Glaubens und seiner Pflichterfüllung verachten und befehden. Nicht indem wir unser Recht preisgeben und unsern Standpunkt aufgeben, sondern indem wir nie unsere Brüder in ihrem Rechte kränken und beeinträchtigen. . . . Nicht indem wir die Andersgläubigen tolerieren, sondern indem wir sie lieben. Wie viel könnte allein schon dadurch das Leben in Deutschland an Freudigkeit gewinnen!'

In diesen mutvollen Bekenntnisworten klingt schon die leise Hoffnung, die Mahnung zu Liebe und Frieden dereinst verwirklicht zu sehen. Siegessicherer noch prägt sie sich aus in den herzgewinnenden Schlußworten, in denen der Verfasser seine Gedanken mit den beschwingten Samenkapseln der Bäume vergleicht, die, vom Winde durch alle Länder getragen, endlich Boden finden, wo sie Wurzeln schlagen und Frucht bringen können. Wem aber stände solche siegesfreudige Lebensbejahung besser an, als diesen Vorkämpfern der Freude! Optimisten müssen sie alle sein, müssen sich flugkräftig aufschwingen können aus der bedrückenden Luft der Gassen und Talengen, um droben immer wieder die Gewißheit in sich aufzunehmen, daß ihr Evangelium ewige, weltbeglückende Wahrheit ist.

Dem Bischof Keppler wurde, seinem hohen Beruf entsprechend, solche Gewißheit aus dem tiefen Eindringen in den Geist des Christentums. Die

Ästheten empfangen sie aus der Zwiesprache mit den Aposteln der Schönheit, die vor ihnen den gleichen Weg gegangen. England, wo im vorigen Jahrhundert die ästhetische Gleichgültigkeit den tiefsten Stand erreichte, hat uns seither ein Beispiel gegeben, das zu freudiger Hoffnung stimmt, besonders dadurch, daß der Umschwung durch eines einzelnen machtvolle Persönlichkeit herbeigeführt wurde. An dem lauteren Feuer der Ruskinschen Schriften erwärmte sich eine zunächst nur kleine Schar geistesverwandter Künstlerseelen, die in glücklichster Weise praktisch ergänzten und zur Tat werden ließen, was sonst vielleicht doch nur Theorie geblieben wäre. In Verwertung Ruskinscher Gedanken legte Morris den Grund zu einem blühenden Kunsthandwerk, das alle Nachahmung zugunsten ehrlicher, das Recht auf Persönlichkeit betonender Handarbeit verwirft und die Heranbildung des ästhetischen Gewissens nicht nur in England höchst verdienstlich gefördert hat.

Noch auf einem anderen Gebiete ist der edlen Persönlichkeit Ruskins ein Fortwirken beschieden, nämlich auf dem der Erziehung. Man kann hierin recht eigentlich spüren, was solch ein Einsetzen des ganzen Menschen für ein ideales Ziel in Gegenwart und Zukunft zu bedeuten hat. Eine große Zahl namhafter englischer Pädagogen von heute steht im Bann von Ruskins Erziehungsforderungen; und weil nun seine Gedanken in freiem oder wörtlichem Zitat fort und fort wiederholt werden, gehen sie der heranwachsenden Generation sicherer in Fleisch und Blut über, als es durch das Studium seiner sehr umfangreichen Schriften, wenigstens für weitere Kreise, möglich sein dürfte. Von Ruskin stark beeinflußt ist auch der treffliche John Lubbock, Lord Avebury, der bei Schuleinweihungen und Preisverteilungen häufig zur Schuljugend und zu den Zöglingen der colleges zu reden hatte und diese Ansprachen in einem fesselnden Büchlein ‚The Pleasures of Life‘* gesammelt hat. Was hier der Jugend an Lebensweisheit gespendet wird, ist ein Kleinodienschatz, zusammengetragen aus den Gedanken und Erfahrungen der Edelsten aller Länder und Zeiten. Wir können daran den Bildungsgang dieses Mannes genau verfolgen, der von der Glückspflicht ebenso eindringlich wie von dem Glück der Pflicht zu reden weiß, und in den einzelnen Abhandlungen die Freuden der verschiedenen Berufe wie das Glück wohlangewandter Muße (A song of books the value of time, the pleasures of travel, the pleasures of home) in überzeugenden Worten preist. Ruskins Name erscheint in diesen Reden nahezu am häufigsten, wie sich denn freilich seine Ausführungen mit ihrer plastischen Gedankenprägung trefflich zum Zitieren eignen.

Wenn wir nun in der ästhetischen Bewegung in Deutschland Umschau halten, die sich ja in Kunst und Leben jetzt unleugbar allenthalben fühlbar macht, so entsteht zunächst die Frage, ob diese neue Regsamkeit denn einzig von außen her, von den englischen Philosophen und Kunsthistorikern ihren Anstoß empfangen hat. Dem ist nicht so. Mehr als ein halbes Jahrhundert vor Ruskin schrieb Schiller seine Briefe über ‚Die ästhetische Erziehung des Menschen‘, die damals, als aller Augen voll Besorgnis nach dem auf gallischer Erde zusammenbrauenden Sturm ausschauten, wenig gewürdigt wurden. So ruhten nun die Gedanken des Idealisten von Weimar halb vergessen, bis ein Mann der neuen Zeit kam und den Schatz hob. Das war kein Geringerer als Schillers Urenkel, Alexander v. Gleichen-Rußwurm, der schon vor einem Jahrzehnt,

* Macmillan and Co., London.

in den Tagen des übermächtigen Naturalismus, mit dem Essay ‚Die Pflicht zur Schönheit' einen Fehdehandschuh in den Kampf der Parteien geschleudert hatte. In großzügiger Ausgestaltung hat er nunmehr seine Theorien über eine ‚Ästhetik des praktischen Lebens' unter dem Titel ‚Sieg der Freude'* vereinigt. Die ästhetische Bewegung hat inzwischen so große Fortschritte gemacht, daß es nun an der Zeit ist, das vormals so kampfesmutig Begonnene auszuspinnen, die historischen Parallelen durch die Kulturgeschichte hindurch zu verfolgen, neue Gebote, feiner präzisierte Forderungen aufzustellen und die Wirkungen einer solchen ästhetischen Erziehung an den bisherigen Resultaten, soweit es möglich ist, darzulegen. Hiermit sind die vier Hauptabteilungen des Werkes gegeben, die erste, betitelt ‚Grundlagen', der dritten ‚Einflüsse' eng verwandt, als zweiter Teil die ästhetischen Forderungen des praktischen Lebens zusammengefaßt unter der Überschrift ‚Gebote', und als letztes die Abteilung ‚Wirkungen', ein harmonisches Verklingen mit zahlreichen Ausblicken in eine neue, goldene Zeit, die der Sieg der Freude der zum Verständnis ihrer selbst zurückgeführten Menschheit erschließen soll. Allem zugrunde liegt der aus heißbemühtem Forschen gewonnene Glaube an eine sinnvolle Kulturentwicklung des Menschengeschlechts, die trotz aller Wellenbewegungen doch zur Höhe strebt. Zu diesem Glauben mag der Ahn dem Enkel viel geholfen haben. Soviel indessen der Verfasser Schiller dankt, die geschichtlichen Parallelen im ersten Teil seines Werkes greifen viel weiter zurück als in die Blütezeit unserer Klassiker. Sie folgen der Schönheit auf ihrem Wege aus dem sonnigen Hellas, wo die ‚Bürgerin zweier Welten' noch als große Einheit herrschte, wo der schöne Menschenleib die Stimmgabel der harmonischen Form wurde, hinüber zu der strengeren, mit gewichtigerem Zierat beladenen Architektur des alten Rom, wo die Erziehung zu körperlicher Vollkommenheit schon zurücktrat hinter dem ernsten Ziel, durch rhetorische und philosophische Schulung einen würdigen Repräsentanten des Staates zu erziehen. Dann kommt mit dem Siege des Christentums das Ideal der opferfreudigen Liebe zu Macht und Herrschaft, zugleich aber auch das Mißtrauen gegen die Stimmen in der eigenen Brust, die in dem Blühen und Früchtebringen rings in der Natur ihre Bestätigung finden. Die Einheit zwischen der Natur und ihrem Geschöpf ist zerstört und die Entdeckungen der großen Astronomen des sechzehnten Jahrhunderts lassen den Abgrund nur tiefer gähnen. Allgemach aber beginnt sich der Mensch einzurichten mit dem, was ihm übriggeblieben ist, und das scheint noch des Guten viel, wenngleich er sich nicht mehr als Mittelpunkt des Weltsystems ansehen darf. Aus mittelalterlicher Naturbetrachtung wächst organisch der gotische Stil, und ein blühendes Kunsthandwerk schmückt große und kleine Heimstätten mit einer Fülle dem anmutigen Spiel der schaffenden Natur abgelauschter Gebilde. Doch mit dem Untergange der kleineren Gemeinwesen verblüht diese schöpferische Kunst im kleinen. Immer gebieterischer drängt sich das Nützlichkeitsprinzip ins kleine und große Leben, bis sich dann wieder in jüngster Zeit die Erkenntnis Bahn bricht, daß mit dem Zurückdrängen des schöpferischen Spieltriebs der Menschheit eine Quelle der reinsten Freude versiegte. Und nun sucht man ganz bewußt den Geist der Gegenwart seinem eigentlichen Wesensinhalt nach zu fassen: der neue Stil soll kommen, und, ihm den Weg freizumachen, muß aller ornamentale Schmuck, der an Althergebrachtes erinnert,

* Sieg der Freude. Eine Ästhetik des praktischen Lebens von Alexander von Gleichen-Rußwurm. (Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart).

schwinden. Gleichen-Rußwurm sieht diese Bewegung nicht ohne Bedenken, und er weist nach, wie ,die Motive der Belebung für Innenräume und Gebrauchsgegenstände aller vergangenen Stilarten sich auf die graueste Vorzeit, auf das ewig Kindliche im Gemüt zurückführen lassen. Wie das Kind die Gesellschaft von Tieren am interessantesten findet, so auch der ursprüngliche, naive Mensch.' So schöpft der Ornamentenschatz des romanischen und gotischen Stils unmittelbar aus Sage und Märchen, und ,die in Tiergestalten auslaufenden Motive sind vielleicht deshalb so frei und ungezwungen, weil der Glaube an Verwandlungen von Menschen in Tiere bestand'. Es wird, sobald man diese poetische Deutung gelten läßt, ohne weiteres aus ihr folgen, daß das Neue, nüchtern Gewollte nicht so anheimeln kann, weil ihm diese ins Unbewußte hinüberspielende Verknüpfung mit der Tradition fehlt.

Denn auch die Dinge haben eine Seele. Gleichen-Rußwurm eignet sich Ruskins Lehrsatz an: ,Wenn jemand gute und schöne Dinge schafft, so wird er durch seine Schöpfung neugeschaffen.' Und in Einheit mit dem im Titel gegebenen Weckruf des Buches klingt auch hier wieder die Mahnung: ,Mehr Freude!' ,Ich meine nicht läppische Spielerei oder frivoles Vergnügen, sondern jene heilige Freude, die aus Schmerzen geboren wird, aus ernstestem Ringen ... Was wir in uns selbst als Leben empfinden, wendet sich allem zu, was Leben hat, und zur Freude strebt selbstverständlich alles Leben, als sei es nur zu dieser erschaffen . . . Wird der Mut zur Freude, zur ganz naiven Freude wieder gewonnen, so kann auch der ersehnte neue Stil entstehen, oder vielmehr neue Stile, denn die stärkere Differenzierung, das Unstete der neuzeitlichen Weltanschauungen läßt kaum mehr einen so überzeugten, durchgehenden Stil zur Entfaltung kommen, wie es der Kulturzustand früherer Jahrhunderte ermöglichte.'

,Stil ist die Natur, die sich der Mensch schafft', definiert Gleichen-Rußwurm. Darin liegt schon die weite Fassung des Begriffs, in den der Verfasser nicht nur die äußere Umgebung des Menschen, sondern auch sein persönliches Leben mit einbezieht. Bei dieser Gelegenheit spricht er über das Verderbliche des übertriebenen modernen Sports, der das Streben nach vollkommener Ausbildung des ganzen Körpers dem Geschwindigkeitsrekord opfert und durch den rücksichtslosen Wettbewerb auch auf die Charakterbildung nicht eben günstig einwirkt. Was der Sport Gutes für die leibliche Gesundheit tut, erkennt Gleichen-Rußwurm bereitwillig an. ,Es ist falsch,' sagt er, ,solche Zeiten und solche Menschen von der Höhe seiner Kultur herab hochmütig zu verachten, denn sie bereiten den Boden für die kommenden, in Schönheit reifenden Geschlechter.' Die Blume der Feinheit und Freiheit sprießt nur auf sorglich beackertem Boden, und oft muß das Erdreich durch Generationen ruhen, bis ihm wieder solch blühender Schößling entwachsen kann. Nun ist noch so vieles unfertig in unserer Welt, weil wir uns mit den neuen Mächten, die sie bewegen, noch nicht klar auseinandergesetzt haben. Die Aristokratie des Geldes ist sich beispielsweise ihrer Verpflichtungen erst teilweise bewußt geworden, trotzdem eine neue Wissenschaft sich mit diesen Problemen beschäftigt.

Das sind Wandlungen von ebenso großer Tragweite als jene, die der einst geschmähte Kosmopolitismus erfahren hat, wo sich der abstrakte Standpunkt des an den Welthändeln unbeteiligten und gegen sie teilnahmlosen Zuschauers in den selbstbewußten Stolz des Kämpfers gewandelt hat, der sich als verantwortliches Glied einer großen Rasse fühlt und als solches hinauszieht über die Meere, um sich draußen zu behaupten, sich selbst und damit auch,

bewußt oder unbewußt, seine Nation. Denn ‚die Weltbürger der Gegenwart gehören der arbeitenden Menschheit. Sie sind Handelsherren, Kaufleute, Erfinder. Sie brauchen den Rückhalt eines starken Vaterlandes.'

Solche Parallelen kann nur der ziehen, der mit klarem Blick den ungeheuren Stoff der Kulturgeschichte zu übersehen und die verbindenden Fäden zu erkennen vermag. Da leuchtet im grauen Altertum gleich einem goldenen Pünktchen im Nebel des Barbarentums Antigones Ruf: ‚Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!' Doch wer genauer hinschaut, erkennt ein feines Gespinst, an das sich in unseren Tagen die edle Forderung der Toleranz knüpft. In diesem Abschnitt, wie überhaupt im ganzen letzten Teile seines Buches kommt Gleichen-Rußwurm den Vorkämpfern des Rechts auf Freude im Christenleben und besonders Keppler sehr nahe, nur daß der Bischof durch Ermahnung, der Ästhet durch Begründung erziehen will. ‚Wahre Toleranz', sagt Gleichen-Rußwurm, ‚gleicht einem weiten Becken, in dem sich die Wasser aus verschiedenen Himmelsstrichen sammeln und mischen. Alle Philosophien, religiöse Ideen und politischen Ansichten strömen schließlich darin zusammen, durchdringen sich gegenseitig und mildern ihre Schärfe. Ein jeder trägt seinen Tropfen bei, dieses Becken zu speisen, damit es nie versumpfend stille steht, sondern reich bewegt und lebendig bleibt. . . . Wer von dem Wahn beherrscht ist, in allem und jedem die einzig richtige Ansicht zu haben, beraubt sich selbst der höchsten Freuden des modernen Menschen, die im Lernen und Schaffen bestehen. Alles, was sich unfehlbar dünkt, ist starr und verliert die Schöpferkraft des Lebens. Nur im Bewußtsein eigener Fehler entwickelt sich jene hohe, fast göttliche Duldung, die auch im Feind den Streiter aus innerer Berechtigung erkennen läßt.'

Herz und Geist werden frisch beim frohgemuten Wandern an der Hand solcher Führer auf hoher Wasserscheide, wo die Kleinlichkeit des Alltags dem Auge entschwindet und statt dessen sich ungemessene Weiten auftun, Weiten, die einst die Menschheit durchmessen, und — nach der anderen Seite hin — das unbekannte Land. Auch dort meinen unsere Führer schimmernde Höhen und Türme zu erspähen. Wir aber freuen uns ihres Glaubens und machen ihr Hoffen zu dem unsern.



Kleine Bausteine

Freilichttheater / Von Nanny Lambrecht

Als Direktor Reinhardt in seinem Deutschen Theater in Berlin mit prunkvollen Dekorationskünsten sein Reichsstadtpublikum blendete, da wußte er auch, daß er durch das Gegenstück in seinem Kleinen Theater bei möglichster Einfachheit des dekorativen Apparates Erfolge erzielen würde, wie ja auch in der ‚primitiven Bühne‘ sich eine Vereinigung aufgetan hatte, die aus den krassen Gegensätzen ihre Kasse zu füllen trachtete. Aus dem übersättigten Haut-gout einer raffinierten Innenkunst der Bühne leitete ein Sehnen zurück zur Einfachheit, zurück zur Natur. Präziser formuliert lautet die Forderung: Zurück zur primitiven Shakespearebühne! Oder wenn man will: Shakespearebühne im Freien; und man experimentierte aufs Mittelalter und Alt-Hellas. Man wies darauf hin, daß die Alten bei ihrem Dramenspiel im Freien von einer raffiniert ausgedachten Umwelt nichts wußten und ihre Dichter auch ohne äußeres Zutun zu genießen vermochten. Nun, was man nicht kennt, entbehrt man nicht. Wenn vor Troja nicht mit Kanonen geschossen wurde, so wissen wir, warum sie es nicht taten. Wir neuzeitliche Menschen sind durch die bühnentechnischen Wunder einer fortgeschrittenen Bühnenkultur auf höchste Erwartungen gestellt, und damit ist zu rechnen. Man lasse also den Rückschluß auf die Alten, der nicht für unsere Zeit maßgebend sein kann. Die Rückkehr zur Shakespearebühne und zur antiken Bühne kann demnach für uns einzig den Wert eines modischen Experimentes haben, und als solches bühnenpädagogisch diskutabel, als Kuriosum interessant sein, mehr und weiteres nicht. Man erwäge, daß die Umformung des Bühnenrahmens nicht nur ein rein technisches Geschehen ist, sondern auch mit den festeingewurzelten Anschauungen des Zuschauers experimentiert. Der rapide Weg zurück zur Dürftigkeit der Shakespearebühne und der antiken Einfachheit verlangt auch vom Zuschauer die nicht kleine Arbeit des völligen Umgewöhnens, des Zurückversetzens in ihm konträre Verhältnisse, der künstlichen Einzwängung in die Form naiver Anschauung ferner Zeiten, völliges Vergessen aller Kulturerfolge hoher Bühnenkunst — kurz, ein mit Zentnerlasten fast ausschließlich auf den Zuschauer gehäuftes Stück Arbeit. Und da wird dann die Redensart von dem Publikum, das zur augenblidlich doktrinären Kunstanschauung erst e r z o g e n werden muß. Nonsens! Hat das Publikum, ich denke an das durchschnittliche, hausfüllende, also das Theaterpublikum, sich zum Naturalismus, zu Ibsen, oder auch Maxim Gorki erziehen lassen? Der gut bürgerliche Mensch besucht ein Theater zur Zerstreuung und Erholung. Birch-Pfeiffer, die ihren literarischen Strickstrumpf so virtuos unsterblich handhabte, hat bis in das moderne Zeitalter hinein Aussicht auf ein gerührtes und sehr animiertes Auditorium. Wildenbruch hat mit der ‚Rabensteinerin‘ seinen höchsten Trumpf ausgelegt. Gar nicht zu reden von ‚Alt-Heidelberg‘ und ‚Husarenfieber‘, das seinen Verfassern ein Vermögen einbrachte, obwohl Skowronek mit seinen vorhergegangenen gediegenen Romanen nicht einmal einen Achtungserfolg erzielte. Ergo: mit der Erziehung eines p. p. Publikums ist's nicht weit her. Auf einer konstanten Höhenlinie hält sich höchstens noch das klassische. Daher wurzelt denn auch

die Idee des Naturtheaters hierin, und das ist vielleicht wohlgetan. Der Zuschauer soll wallen zum Tempel der Kunst mit festlichem Empfinden, sowie die Alten dem seltenen Ereignis einer Festivität entgegensahen. Nun ist jede Sache, die zur Gewohnheit wird oder zum allabendlichen Genuß wie unsere Theatervorstellungen, mehr oder weniger ihres feierlichen Charakters beraubt, jedenfalls mehr wie ein seltenes Ereignis. Ich zweifle jedoch nicht, daß auch heute noch wie damals Menschen, die sich den seltenen Genuß einer dramatischen Vorstellung leisten, mit ebenso hehren, gehobenen, festlich erregten Empfindungen an der Theaterkasse ihren Obolus, der ihnen die Pforten des Musentempels erschließt, entrichten, und vielleicht kommt noch bei ihnen das geheimnisvoll prickelnde Gefühl, das gerade die Bühnenwelt mit ihrem zauberischen Raffinement in dem naiven und auch schon routinierten Zuschauer auslöst, hinzu. Und damit stehen wir auf der nachdrücklichsten Beweiskraft zugunsten des Naturtheaters. In dem Auge des heutigen Zuschauers spiegelt sich die Bühnenwelt mit ihrem Drum und Dran als Fata Morgana, als schillerndes Phantom, jedenfalls aber als eine von der wirklichen Welt losgelöste Erscheinung. Der Vorhang trennt das Publikum vom Künstler und bisweilen auch von der Kunst. Das ist der Nachteil unserer herrschenden Theaterform. Das Freilichttheater jedoch stellt uns keine voneinander verschiedene Welten dar. Indem das Spiel ohne Unterbrechung durch den fallenden Vorhang weitergeht, bleibt die notwendige Einheit zwischen Kunst und Volk, Erlebtem und Erleben gewahrt und der Geist der Dichtung über allen ausgegossen, die da reden oder schweigen, erleiden oder mitempfinden. Das Fallen des Vorhanges nach den Aktschlüssen könnte ja schließlich als rein äußerliche Funktion betrachtet werden, ist's aber nicht. Vielmehr wirkt diese äußere Trennung auch auf die seelische, geistige, sprengt mithin die notwendige Einheit. Man kennt ja die Gepflogenheit des Publikums selber, wie es nach den Aktschlüssen schwatzt und Pralinés schleckert und das Haus abmustert. Zugegeben muß auch werden, daß keine geschlossene Theaterform diese Einheit, die in der Natur sich ungezwungen ergibt, in gleicher Weise erzielen resp. konstruieren könnte. Es kann auch keinen Widerspruch erregen, wenn als Fazit der bisherigen Freilichttheaterveranstaltungen festgestellt wird, daß die dramatische Kunst der maschinellen und dekorativen Wunder unserer üppig ausgestatteten Theater nicht bedarf, um wirken zu können. Es kommt hierbei nur darauf an, ob die Natur dieses Fehlen, oder sagen wir diesen Mangel weniger vermissen läßt, als der geschlossene Raum. Im Grunde genommen handelt es sich hauptsächlich um die Kardinalfrage, ob Auge oder Ohr als aufnehmende Sinne für dramatische Kunst in Betracht kommen. All diese Anregungen und Vorschläge zur Umgestaltung sind nun schon längst sporadisch aufgetreten, knüpfen sich an Namen wie Iffland, Tieck und nicht in letzter Linie an Laube, Dingelstedt u. a. Es kann ja gar keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn der Zuschauer lernt, in sich hineinzuschauen, das gesprochene Wort in sich lebendig zu machen, in äußere Blindheit sich zu hüllen, um für den Geist der Dichtung hellhörig zu werden, ein Dorado für alle Kunst aufblühen würde. Aber da müßte sich erst das Angesicht der Erde erneuern. Auf dieses Ziel hin arbeiten die verschiedensten einander ungleichartigen Bestrebungen unserer Zeit bis zu den Melophantasmen des Edlen von der Planitz. Für diese Anläufe haben wir ja die Anleitung von Goethe her, der da redet von dem geistigen Vorhang, mit dem wir unsere

Seele verhängen sollen, um den Widerhall des gesprochenen Wortes aufzufangen. Es gilt demnach, auf die selbsttätige Illusion des Zuschauers hinzuarbeiten. Ein paar unumgängliche Beleuchtungseffekte, Wolkenschiebungen rc., mithin nur die primitive Handhabe, um die Illusion im Hörer wachzurufen, sie aufzujagen und schöpferisch anzuregen — ein schöner Gewaltakt im innern Menschen, der die Vorstellung zu formen veranlaßt nach ureigenen Anschauungsbegriffen, vielleicht klarer, phantasievoller und unvergänglicher, weil aus selbstschaffender Seele geboren, als die splendideste Innendekoration der Szenenbilder. Wer möchte leugnen, daß gerade die monumentale Schlichtheit, die erhabene Kolossalszenerie der Natur imstande ist, eine solche Verinnerlichung zwanglos und intensiver in uns zu bewirken, als die nachgeahmte Natur des geschlossenen Raumes! Wir stoßen aber auch hier wieder auf eine Klippe: die objektive absolute Natur ist eben nicht Definition der Kunst, kann nicht Kunst in der tiefeigenen Bedeutung und Beseelung des Wortes sein. Beispielsweise wird der Maler einen Ausschnitt aus der Natur so ordnen und zusammenstellen, daß er uns ein kombiniertes Bild der Natur, von seinem Kunstblicke arrangiert, bietet, nicht schlechtweg die Natur photographisch, denn dazu bedürfte es nur der geschickten Handwerkstechnik. Daher bleibt auch — in Parenthese davon zu reden — Rud. Vogels Äußerung in seinem Buche ‚Das Wunder in der Dichtkunst‘, daß ‚der realistische Roman uns etwas aufzubinden versucht, uns verführt, für wirklich zu halten, was nie wirklich war‘, unverständlich. Photographisch treue Wirklichkeit zu geben, ist nicht Endzweck der Dichtkunst. Sie entfaltet vielmehr vornehmlich das Innere, die Seelenkultur, das, was nicht in äußern Umrissen liegt, interpretiert Empfindungen der Seele, deren diese selbst sich vielleicht kaum bewußt ist; sie weiß für eine innere Unsicherheit eine Erklärung, die der Empfindende selbst vielleicht nicht definieren könnte, schildert also die Wirklichkeit von innen aus gesehen, weshalb sie denn oft konträr scheint mit derjenigen, die man von außen her sieht. So kann man ein Haus von außen und innen zeichnen und wird voneinander so grundverschiedene Bilder erhalten wie Traum und Wirklichkeit. Aber keines an sich ist unwahr und erst recht nicht, wenn sie vereinigt erscheinen zu dem notwendigen Ganzen, zu dem Hause mit seiner äußern und innern Gestaltung.

Für die Idee des Naturtheaters könnte diese Erklärung und Darlegung bestimmend und beweiskräftig sein: die äußere Natur beseelt durch die Dichtung! Ein idealer Gedanke, der indessen gerade an der Verwirklichung zum Naturtheater scheitert. Wo die schlichte, naturgewaltige Landschaftsszenerie einfache, erhabene, treumenschliche Wirklichkeit predigt und fordert, erschienen mir die klassischen Monologe sowie das landläufige ‚klassische‘ Gebärdenspiel, die nun einmal unumgängliche Pose, umsomehr als Theaterei und unwirkliches Ereignis. Im geschlossenen Theater nimmt man das hin, weil es eben eine Rampe zwischen hüben und drüben zu übersteigen gilt, und ich rede nicht einmal von übertriebener und veralteter Pose schmierenhaften Komödiantentums. Im Bühnenrahmen wird man wenigstens nicht auf den lebendigen Kontrast hingestoßen wie dort, wo die ungefälschte, im nüchternen Tagesschein illusionslose Natur auch ungekünstelte, ungefälschte Natur fordert. Das aber ist dem Naturtheater als solchem nicht zur Last zu legen, vielmehr ergeben sich zu seiner Vollendung zwei absolute Notwendigkeiten:

Erstens: Da die bestehenden klassischen Tragödien für den geschlossenen

Theaterraum geschrieben sind, haben wir zunächst noch das Drama für die Freilichtbühne abzuwarten. Zum Zweiten wird man neben diesem neuen Dichter den umgemodelten Schauspieler erwarten müssen. Mit dem derzeitigen Bühnenpersonal, wenn es sich nicht rapide umwertet, geht die gesamte Naturtheaterei in die Brüche. Von Ibsen haben wir mit dem realistisch-psychologischen Milieu-Drama auch die Erfordernisse zu einer neuen Schauspielkunst empfangen. Das Freilichttheater wird hierin also ein weiteres tun müssen, wobei freilich nicht auf den naturalistischen Stil zurückzukommen wäre. Für den auf den geschlossenen Raum eingeübten Schauspieler gilt es da zunächst, seine Stimme auf das Freilichtsprechen zu regulieren. (In Luzern-Hertenstein kann das als erreicht gelten.) Und dann denke man sich, wie zwischen wirklichen Felsen und rauschenden Bäumen solch ein armfuchtelnder, ‚klassisch' stelzender Mensch sich ausnehmen wird. In Luzern-Hertenstein schien mir nur die Vertreterin der Titelrollen, Minna Höcker-Berens, Karlsruhe, dazu veranlagt zu sein, hierin eine schöne ‚vermenschlichte' Wirkung zu erzielen. So aber konnte ich die Empfindung nicht los werden, daß das Freilichttheater nichts weiteres biete, als ein Spiel auf veränderter Staffage, statt Bühnenrahmen die wirkliche Landschaft. Daran ändert auch nichts die weihevolle Empfindung, in die man sich, vielfach angeregt durch die imposante Naturszenerie und wohl hauptsächlich durch die imposante Neuheit der Idee, hineinredet. Vielleicht nehmen wir diese weihevollen Vorempfindungen schon von den Passionsspielen her, die man ja schließlich, parallel den Mysterien, welche man ehemals aus den Kirchen ins Freie verlegte, als Umrisse zum heutigen profanen Freilichtspiel auffassen kann. Man wird aber hierbei in Betracht ziehen müssen, daß die biblische, gehobene Sprache auf die lebendige Natur weniger anachronistisch wirkt, weil uns von Kindsbeinen auf die Personen der Bibel und ihre Sprache auf ein höheres Niveau gestellt worden sind, wir also den gemeinmenschlichen Maßstab nicht anlegen und so in diese Anschauung hineinwachsen. Bei dem klassischen Jambendrama sind wir ja freilich auch gewöhnt, die al fresco gezeichneten Helden über menschliches Maß hinausragen und sie in dementsprechenden Taten großen Stils in Erscheinung treten zu sehen; doch kann dieser Vergleich sich nicht an dem biblischen messen, weil der Gläubige für das Religiöse überhaupt einen andern Maßstab anlegt.

Jedenfalls dringen schon Ansichten durch, die weniger der klassischen Tragödie als dem leichten Genre im Freilicht eine Zukunft verheißen. Ich bin aber der Überzeugung, daß auf diesem Wege das ganze Spiel im Freien zu einer Saison-Neuheit und letzten Endes zur Posse wird. Die neueste Errungenschaft der Naturoperette in Thüringen, nahe bei Illmenau, hat sie schon gezeitigt. Wohin dieser Naturklingklang führen wird, ist vorauszusehen. Wege nach Weimar oder Bayreuth sind's gewiß nicht. Frankreich macht es großartig und bringt gleich ein Bruchstück eines Wagnerschen Musikdramas, I. Akt Tannhäuser, unter den hundertjährigen Bäumen der ‚Folies d'Artois' im Glanze elektrischer Scheinwerfer und vervollkommneter Crookesscher Röhren zur Darstellung. Der Eindruck war aber der, daß man das Naturtheater für das Bacchanale zu — prosaisch fand!

Mag indessen das Für und Wider ruhen! Das Freilichtspiel wird schon aus der einen einzigen Ursache, die ja auch die Naturbühne der Alten in dem geschlossenen Raum notwendig machte, zugrunde gehen: der Ungunst des

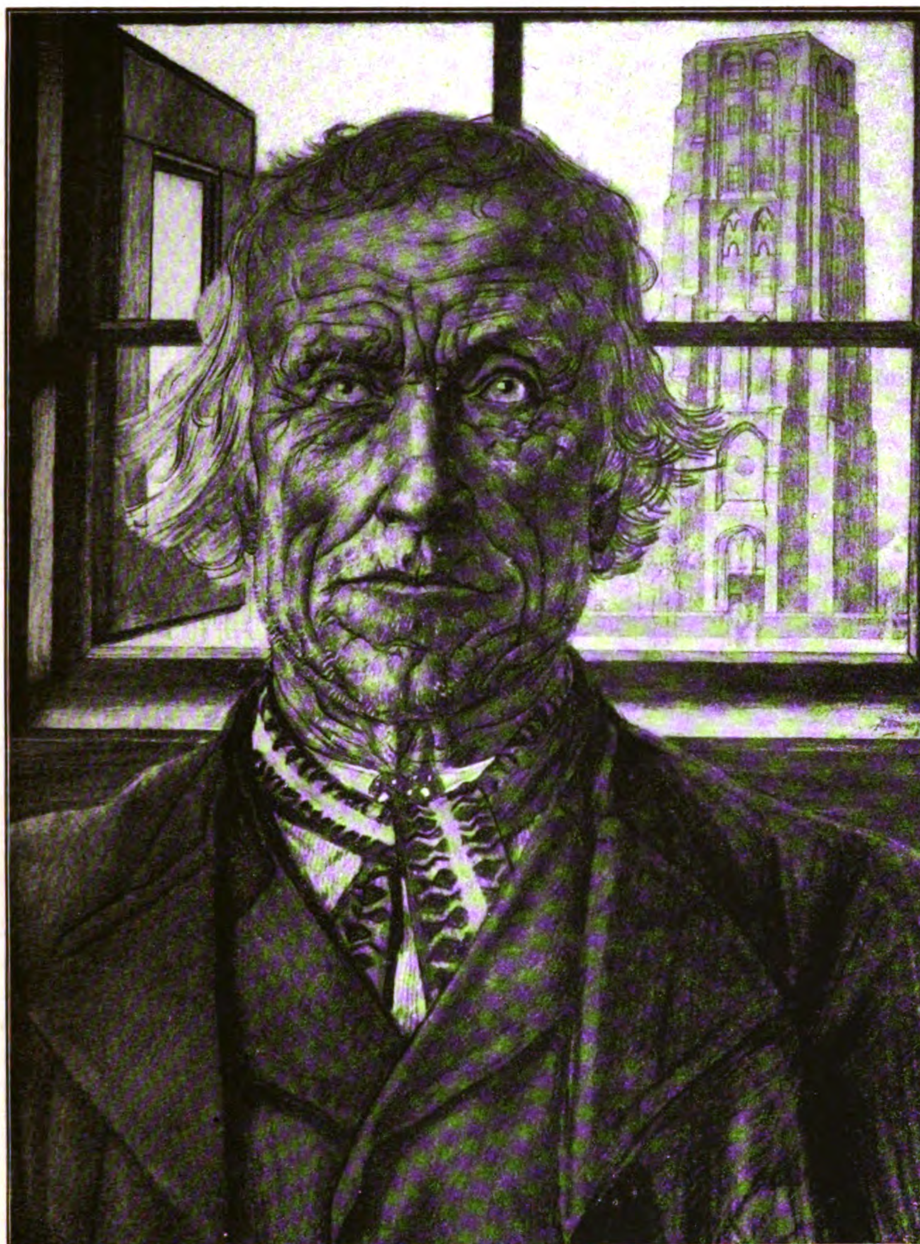
Wetters!* Die verschiedenen Vorstellungen, die ich in Luzern-Hertenstein besuchte, wurden verregnet. Bei ‚Iphigenie' ging Donner und Blitz nieder, konnte aber freilich das Weiterspiel nicht verhindern! Die Regenschirme knarrten auf, der Regen prasselte darauf nieder. Iphigenie troff aus Haar und Gewand, Orest lag auf der aufgeweichten Erde und stöhnte seinen Jammer zum fürchterlichen Himmel, und kurz und gut, es war alles eher denn eine klassische Stimmung. Als dann noch neben mir ein Tourist ein belegtes Brötchen genehmigte und in Gemütsruhe unter seinem Parapluie las, was er nicht mehr verstehen konnte, da war der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen getan, und meine anfänglich warme Naturstimmung zerschellte an der großen Kleinigkeit — dem Wetter. Abgesehen von diesen Zufällen kommen noch hinzu die Störungen, die durch das heimliche Herabklettern von den billigern Plätzen unversehens zu nähern Sitzen, und zwar während des Spiels, hervorgerufen werden und uns schwerer zur innern Sammlung kommen lassen als im stillen, geschlossenen Raum. In Summa wird das Naturtheater niemals als Ersatz des heutigen Theaters anzusehen sein, ist auch nicht sein Zweck. Wenn man es von dem Standpunkte aus beurteilt, daß es neben dem geschlossenen Theater in gewisser Berechtigung erstehen kann, so wird man ihm immer gerecht werden. Als Kulturfaktor zur weitern Entwicklung der Bühnenkunst wird es dermaleinst nicht die Blätter der Theatergeschichte vervollständigen.

Eine Ästhetik des Musikdramas aus Richard Wagners Geburtsjahr / Von Eugen Schmitz

Am 22. Mai 1813 erblickte in Leipzig Richard Wagner, der Reformator der Oper und spätere Schöpfer des Musikdramas, das Licht der Welt. Daß Wagners Erscheinung historisch betrachtet nicht so isoliert dasteht, als des Meisters ungewöhnliches Genie zunächst glauben machen könnte, hat die wissenschaftliche Forschung längst festgestellt. Daß er namentlich mit der Idee vom Gesamtkunstwerk im ganzen wie im einzelnen ihrer weiteren Ausführung nur etwas aufgriff, was dem geistigen Leben seiner Zeit bereits vertraut war, zeigt ein Blick in die ästhetische Literatur zu Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts.** Die größten unserer Dichter und Denker, ein Herder, Lessing, Schiller, Goethe, brachten den Gedanken bereits mehr oder weniger klar und umfassend zum Ausdruck, und namentlich der Geisteswelt der Romantik war bei ihrem Streben nach Auflösung der die einzelnen Sparten des Geisteslebens trennenden Grenzen die Idee von der Verbindung der Poesie und Musik, sowie die Vereinigung aller Künste zu einheitlicher Wirkung aufs innigste vertraut. W. A. Schlegel, Wackenroder, Tieck, Novalis, Hoffmann, Jean Paul erscheinen sämtlich als Theoretiker des Gesamtkunstwerkes. Allein auch in der wissenschaftlichen Ästhetik der Zeit hatte der Gedanke Eingang ge-

* Inzwischen hat das Freilichttheater Luzern-Hertenstein so unter der Regenzeit zu leiden gehabt, daß der Unternehmer zum Verkauf gezwungen war.

** Vgl. meine Monographie ‚Richard Wagner'. (Quelle und Meyersche Sammlung ‚Wissenschaft und Bildung' Nr. 55) Seite 90 ff.



Jan Toorop/Gottvertrauen.



funden und das vielleicht interessanteste Denkmal dieser Art ist ein kleines Schriftchen des Wiener Musikdilettanten J. F. von Mosel, das gerade im Geburtsjahre des Meisters von Bayreuth, 1813, zu Wien erschienen den Titel ‚Versuch einer Ästhetik des dramatischen Tonsatzes' führt. Das Werkchen hat seitens der Wagnerforschung seither kaum Beachtung gefunden. Im Original existiert es auch nur auf wenigen öffentlichen Bibliotheken. Dank des freundlichen Entgegenkommens eines Münchener Verlags ist es dem Verfasser möglich geworden, Mosels Schrift kürzlich im Neudruck vorzulegen;* möge es gestattet sein, hier nun durch ein paar Stichproben zu zeigen, inwiefern sich diese ‚Ästhetik' als Beitrag zur historischen Quellenkunde der Theorien Wagners darstellt.

Der bedeutendste Reformator der Oper vor Wagner war bekanntlich Gluck. Er hat nach jahrhundertelanger Pause als erster die dramatische Natur der Oper in Theorie und Praxis wieder mit aller Entschiedenheit betont. Eine eigentliche Schule hat dieser Meister nicht hinterlassen; dazu war sein Kunstwerk zu eng mit seiner Persönlichkeit verknüpft. Nur vereinzelt lassen sich Spuren von Nachwirkungen seiner Kunst nachweisen: in der französischen Oper seit Pierre Montan Berton und Cherubini, und in der italienischen opera seria seit F. Bertoni und Simon Mayr. Besonders aber hatte sich in einer aus deutschen und italienischen Elementen gemischten Wiener Tonsetzerschule eine gewisse Gluckische Lokaltradition erhalten, von der die Gluckismen in Mozarts Opern zeugen, und deren Hüter namentlich der aus Mozarts Biographie nicht eben vorteilhaft bekannte Gluckschüler Salieri war. Diesem Wiener Gluckkreis gehört auch J. F. Mosel an und zwar zunächst als dramatischer Tonsetzer mit seiner ebenfalls 1813 aufgeführten ‚lyrischen Tragödie' (!) ‚Salem', von der bereits Hanslick (Geschichte des Konzertwesens in Wien, Bd. I, Seite 150) sagte, das Werk versuche ‚bezüglich des dramatischen Ausdrucks und der musikalischen Formen Neuerungen, welche mit den Prinzipien Richard Wagners übereinstimmen'. Weit entschiedener und bedeutsamer tritt aber Mosel der Theoretiker, und zwar eben in seiner ‚Ästhetik des dramatischen Tonsatzes' als Gluckschüler auf. ‚Meine Absicht bei gegenwärtigem Versuche war keineswegs die eitle Anmaßung, als Lehrer in einem Kunstfache aufzutreten, das so viele achtenswerte Männer aus allen gebildeten Nationen mit ihren Werken verherrlicht haben und noch verherrlichen; — nicht ich — Gluck spricht aus diesen Blättern, die eigentlich nur eine räsonierte Analyse seiner Werke enthalten, und ich eigne mir dabei kein anderes Verdienst zu, als der Dolmetscher seiner Gesinnungen gewesen zu sein . . .' So kennzeichnet unser Verfasser in der Vorrede selbst die Tendenz seiner Schrift. Seine allgemeinen Lehren vom Wesen und der Bedeutung der Oper, wie auch seine Erörterungen des technischen und ästhetischen Details dieser Kunstform, zeigen diese Tendenz klar ausgeprägt.

Demzufolge hat Mosels allgemeine Theorie ihre Grundlage natürlich in der Betonung der dramatischen Natur der Oper. Diese Auffassung ist Gluckscher Provenienz. Wie sie aber Mosel im einzelnen ausführt, sowie auch die generelle Begründung derselben stimmt mit Wagners Theorien oft bis zum Wortlaut überein. Am merkwürdigsten in diesem Sinne ist nachstehende Stelle aus dem

* Versuch einer Ästhetik des dramatischen Tonsatzes von J. F. Mosel (Wien 1813). Mit einer Einleitung und Erläuterungen neu herausgegeben von Dr. Eugen Schmitz. (Verlag Dr. H. Lewy, München 1910).

Kapitel über die allgemeinen Eigenschaften der dramatischen Musik: ‚Ausdrucksvoll wird die dramatische Musik sein, wenn der Tonsetzer sein Gemüt ganz mit den Empfindungen erfüllt, die den Dichter begeistert hatten, wenn ihn nur das Bestreben, diese Gefühle treu und wahr, aber verstärkt wiederzugeben, bei der Erfindung der Melodien, bei der Wahl des Akkompagnements leitet, wenn er sich von diesem Wege durch die Sucht, als Musiker zu glänzen und mehr Noten zu schreiben als der Text unumgänglich erfordert, nie abziehen läßt und nie vergißt, daß die Musik nicht der Zweck, sondern nur das Mittel zum Zwecke der Oper sei, der darin besteht, Rührung, Leidenschaften und Teilnahme zu erwecken . . .' Mit dieser letzten Wendung ist der Leitsatz von Wagners ‚Oper und Drama' wortwörtlich vorweg genommen. Bei Wagner lautet der Gedanke (Gesammelte Schriften, III. Band, Seite 231): Der Irrtum in dem Kunstgenre der Oper bestand darin, daß ein Mittel des Ausdruckes (die Musik) zum Zwecke, der Zweck des Ausdruckes (das Drama) aber zum Mittel gemacht war.' Daß Wagner Mosels Schriftchen gekannt hat, ist höchst unwahrscheinlich: um so interessanter erscheint die Übereinstimmung; sie zeigt, wie die Wagnerschen Reformideen zu Anfang des 19. Jahrhunderts gewissermaßen ‚in der Luft lagen'; es mußte nur das schaffende Genie kommen, das sie ausbaute und in die Praxis umsetzte. Auch sonst weist Mosels Theorie auf Schritt und Tritt Parallelen zu Wagners Lehre vom Gesamtkunstwerk auf. So z. B. die Bemerkung: der Beifall, den undramatische Opern fänden, gelte ‚immer nur der Musik als Musik, nicht aber als dramatischer, d. h. als einer mit der Poesie zu einem Ganzen innig verschmolzenen Musik.' ‚Denn in der Oper können Poesie und Musik eine wie die andere nur durch die engste Vereinigung wirken. Miteinander verbunden sind sie allmächtig; teilen sie aber ihr Interesse, so ist alles verloren: die Poesie beschäftigt dann größtenteils nur den Geist, die Musik schlägt nur an das Ohr, das Gemüt bleibt untätig' . . . . Von der innigen Vereinigung der beiden Künste verspricht sich Mosel die Wirkung und Rechtfertigung der Oper als dramatisches Kunstwerk: ‚Bleibt die Musik stets die getreue Gefährtin der Poesie, vereinigt sie sich mit dieser zu einer Sprache, schweigen — wie Allgarotti sagt — die Triller, wo die Leidenschaften sprechen, huldigt der Tonsetzer nie den Launen der Mode oder dem Eigensinn eines beliebten Sängers, sondern widmet er alle seine Kräfte der Handlung, dem Ausdruck der Wahrheit: so wird alles, was kalte Vernunft gegen das Wesen der Oper einwenden könnte, wegfallen und niemand wird es unnatürlicher finden, daß der Held der Oper singend stirbt, als daß der Held des Trauerspiels seine letzten Kräfte zur Deklamation eines schönen Verses anstrengt.' Seine dramatische Auffassung der Oper führt Mosel letztlich auch zu einer Ablehnung der ‚Konzertoper', die ebenfalls wieder fast wörtlich an die entsprechenden Äußerungen Wagners erinnert: ‚Die dramatische Musik schildert irgend eine interessante Begebenheit, ... diese geht in ihr unzertrennlich vor; ihr höchster Wert liegt in der richtigen Berechnung auf theatralischen Effekt, auf dramatische Situationen: es ist daher leicht begreiflich, daß eine musikalische Komposition, je mehr dramatisch, d. h. je vortrefflicher sie für ihren Zweck, die Oper ist, desto weniger Wirkung als Konzert, von der Handlung, von dem Lokale und allen übrigen Mitteln theatralischer Täuschung geschieden, hervorzubringen imstande sei, und man darf kühn behaupten, daß eine Opernmusik, die im Konzert einen vollständigen, genügenden Genuß gewährt, zu sehr Musik sei, um wahrhaft dramatisch sein zu können.' Ganz

im gleichen Sinne hat sich vor Wagner übrigens auch Karl Maria v. Weber geäußert. Als man in Breslau eine Konzertaufführung der ‚Euryanthe‘ veranstalten wollte, wies er dieses Ansinnen mit der Begründung zurück, diese Oper sei ‚ein rein dramatischer Versuch, seine Wirkung nur von dem vereinigten Zusammenwirken aller Schwesterkünste hoffend, ihrer Hilfe beraubt sicher wirkungslos.‘

Der echt moderne Wagnersche Geist, der sich in den zuletzt angedeuteten Lehren Mosels über das Wesen der Oper im allgemeinen ausspricht, erfüllt auch seine Erörterungen von Detailfragen der Opernästhetik. So schwebt ihm beispielsweise bei seinen Ausführungen über die Wahl geeigneter Opernstoffe die Idee eines Nationalkunstwerkes vor: ‚. . . . träfe die Wahl der Dichter solche Gegenstände, die imstande wären, das Nationalinteresse in einem hohen Grade zu erwecken, so würde die Oper unfehlbar ebenso mächtig wirken können als ehemals das Trauerspiel zu Athen oder Rom.‘ In diesem Punkt geht Mosel sogar über Gluck hinaus, denn für das speziell nationale Element des Musikdramas konnte dieser sich bekanntlich nie begeistern, wie denn auch die Gluckſche Oper italienische, deutsche und französische Elemente in sich vereinigt. In einer kurzen Abhandlung ‚Über die Oper‘, die er zwölf Jahre nach unserer Ästhetik in der Musikzeitschrift ‚Cäcilia‘ (Mannheim 1825) veröffentlichte, nennt Mosel als besonders passendes Stoffgebiet für die Operndichtung auch ‚den in grauer Vorzeit an Helden reichen Norden‘, womit er also eine spätere Hauptsphäre der Wagnerschen Kunst berührt und dem Meister von Bayreuth abermals einen Schritt näher tritt. —

Hermann Kretzschmar hat einmal die Geschichte der Oper als identisch mit der des Rezitativs bezeichnet. Alle Reformversuche auf musikdramatischem Gebiet drehen sich in der Tat um die Ausgestaltung der rezitativischen Partien und ihre Verschmelzung mit den ariosen. Die Lehre vom Rezitativ ist daher in erster Linie maßgebend für die Bewertung einer Theorie der Oper. ‚Ohne Zweifel ist das Rezitativ die Grundlage, auf welcher das ganze Interesse der Oper beruht‘ bemerkt denn auch Mosel in seiner ‚Ästhetik‘ und bemüht sich um die Lösung dieses Teils seiner Aufgabe mit besonderer Gründlichkeit. Am wichtigsten ist dabei sein entschiedenes Eintreten für die ‚durchkomponierte Oper‘: ‚Der gesprochene Dialog‘, sagt er, ‚muß von der tragischen und heroischen Oper ganz ausgeschlossen bleiben und das Rezitativ seine Stelle einnehmen, weil hier die Musik eine eigene, stets beibehaltene Sprache bildet und der Wechsel der Deklamation und des Gesanges die erhobenen Gefühle, welche die Oper beabsichtigt, den hohen Grad von Täuschung, auf den sie ihre Wirkung baut, zu sehr stören würde.‘ Die Entschiedenheit dieser Lehre ist höchst bemerkenswert in einer Zeit, wo eine ‚durchkomponierte‘ deutsche Oper noch kaum existierte, vielmehr der die einzelnen ‚Nummern‘ verbindende gesprochene Dialog ganz allgemein üblich war. Den ersten Versuch, in der deutschen Oper diesen Dialog durch Rezitative zu ersetzen, machte Schweitzer in der Komposition von Wielands ‚Alceste‘ (Mannheim 1773). Sein nächster Nachfolger hierin wurde der Mannheimer Hofkapellmeister Ignaz Holzbauer mit der ‚großen‘ vaterländischen Oper ‚Günther von Schwarzburg‘. Doch blieben diese Versuche vorläufig noch ganz isoliert: Die Überleitung zu durchkomponierten Opern des 19. Jahrhunderts wie Webers ‚Euryanthe‘ und Spohrs ‚Jessonda‘ bilden namentlich die einschlägigen Werke einer Münchener Schule (Danzi, Schubaur, Poißl), ferner die des Wiener Gluckkreises, dem auch Mosel mit seinem ‚Salem‘ angehörte.

Richard Wagner hat dann bereits in seinem ersten vollendeten Opernwerk, in den ‚Feen‘, diese Fäden der Entwicklung aufgenommen. Somit sehen wir Mosel hier abermals als den Propheten eines ungeahnte Zukunftswerte bergenden Gedankens auftreten. Nicht minder bedeutsam sind seine Lehren betreffend der für die einheitliche dramatische Gesamtwirkung der Oper so wichtigen Verschmelzung von ‚Arie und ‚Rezitativ‘. Schon Gluck hat die Notwendigkeit betont, daß ‚jene (in der herkömmlichen ital. Oper übliche) auffällige Verschiedenheit zwischen Arie und Rezitativ zu vermeiden sei, um nicht dem Sinn entgegen den Gedankengang zu unterbrechen‘. Ähnlich bemerkt nun Mosel: ‚Mangel an Beziehung und Verbindung zwischen diesen beiden Gattungen von Musikstücken (d. h. eben „Arie“ und „Rezitativ“) stört die Empfindung und hebt die Totalität auf, welche in jeder Hinsicht zu erreichen das erste Bestreben des dramatischen Tonsetzers sein soll.‘ Damit ist der wichtigste Punkt der bei Glucks Reform anknüpfenden und von der ‚Nummernoper‘ zum durchkomponierten Musikdrama führenden Bewegung berührt. Übrigens fanden diese Anschauungen damals noch keineswegs allgemein Zustimmung. So äußert sich z. B. der durch sein Musiklexikon bekannte Musikgelehrte E. L. Gerber ebenfalls 1813 in der ‚Leipziger Allgemeinen musikalischen Zeitung‘ (Seite 293 ff.) zu der Sache, verwirft aber die Ausdehnung der Gluckschen Reformen auf die italienische und deutsche Oper, ‚so daß das Ganze im Rezitativ und Ariosen-Styl, ohne Aufenthalt der Handlung durch ausgeführte Arien .... nacheinander fortgesungen würde‘ durchaus und zwar deshalb, weil ‚die in der Handlung herrschenden Empfindungen und Affekte bey einem so schnell vorübergehenden Gesange doch nur gleichsam angedeutet, nie ausgemalet‘ werden. An den Anschauungen seiner Zeitgenossen gemessen wirken somit Mosels Ausführungen teilweise stark ‚zukünftlerisch‘. —

Es sind nur einige der wichtigsten Gesichtspunkte von Mosels ästhetischer Lehre, die im Vorstehenden kurz angedeutet hervorgehoben werden konnten; allein auch sie dürften die Bedeutung dieser ‚Ästhetik des dramatischen Tonsatzes‘ als Brücke zu den modernen Anschauungen vom Musikdrama zur Genüge klargelegt haben. Möge nun der Neudruck sich als brauchbarer kleiner Baustein zur entwicklungsgeschichtlichen Wagnerforschung erweisen.

Kritik

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Mit einem stimmungsschweren Akkord setzt das neue Werk von Enrica von Handel-Mazzetti, ‚Die arme Margaret‘ ein. Der Steyrer Ratsherr Zettl kniet in der Garstner Klosterkirche und dankt dem Heiland, daß er dem unheilvollen Glaubenskriege im Lande ob der Enns ein Ziel gesetzt. Rings um ihn sind noch die Zeichen der Verwüstung deutlich. Die Bildwerke sind zerschlagen, die Kostbarkeiten geraubt und draußen im Landl sieht's noch schlimmer aus. Aber die Greuel reden nur noch gedämpft. Die wilde Zeit ist gewesen, und allerorten klingen die Glocken wieder zur Messe. Und da, plötzlich und unerwartet, setzt mit gewaltiger Wucht die Handlung ein: wieder hört Zettl den so oftmals mit Schrecken vernommenen Galopp schwerer Pferde die gewaffnete Männer tragen, und dicht vor der Kirchtür blasen die Trompeten: Halt. Mordleute sind's, Pappenheimer, und ihrer ein Viertelhundert ist nach Steyr bestimmt. Der Statthalter schickt sie und ihren blutjungen Leutnant von Herliberg, um ein armselig Weib lutherische Ketzerei abschwören zu machen. Ihren Mann, den Wolf Mayr, hat als einen Rebellanten vor sieben Monaten der Henker zum Tode gebracht, und gegen sein blutjunges Weib, die Margaret, mit ihrem Kinde richtet sich nun die Wut eines neunzehnjährigen Riesen, der alle Untaten glaubt, die das Weib zum Schaden der katholischen Sache verbrochen haben soll. Er könnte bedenken, daß Christus ‚nit mit einer Bataillien angefahren ist, als er dem Lande Israel das Licht vom Himmel hat gebracht‘. Aber: ‚Christus Jesu hat auch nit mit Luders zu schaffen gehabt, die mit der Lunten katholischen Soldaten die Augen ausbrennen und ihnen Riemen aus dem Buckel schneiden und siedendes Pech auf sie vom Fenster schütten.‘ Und Herliberg mit seinen wilden Kürassieren legt sich nun in das arme Häuschen der Witwe. Ihr Hausrat wird zerschlagen, ihre einzige Kuh im Übermut ersäuft, in allen Stuben liegen fluchende und tobende Kerle und sie selbst muß mit dem Kinde an der Brust auf den Boden flüchten, wo der Wind sie umbraust und der Regen sie netzt. Tag um Tag quält sie der Herliberg, daß sie abschwöre. Sie aber hängt an dem Glauben ihrer Väter und ihres Liebsten. Sie **kann** nicht untreu werden. Damals, als sie gleicher Ursach wegen vor dem Rat gestanden, hat ein alter Mönch mit weißem Haar sich erhoben und gesprochen: ‚Drängt sie nit, — die Blumen blühen nit auf Befehl und die Bäume tragen nit auf Befehl, — also ist es auch mit den Seelen.‘ Sie sagt's dem Quäler. Der aber tobt: ‚Dieser Mönch soll Spargel ziehen, aber nit Rebellen kuranzen. Die Bäume sollen tragen, wann sie wollen, aber du **mußt** katholisch werden, Befehl, Mandat! Du mußt!‘ Er hat keine Mutter gekannt, der Wilde, mit Pferdsmilch haben sie ihn aufgezogen, im Feldlager ist er erwachsen. Er ist nicht schlecht, nur wild, Erbarmen und Güte kennt er nicht. Aber wie die Wut in ihm wächst über dieses armselige Weib, das ihm samt seinen 25 Korazzen trotzt, beginnt auch eine unreine Flamme in ihm zu glimmen: das sündige Begehren. Und die Blitze einer stürmischen Gewitternacht sehen das Furchtbare: einen rasenden, riesenhaften Jüngling, dem die Leidenschaft die Sinne verwirrt hat und unter seinen Henkers-

---

* Enrica von Handel-Mazzetti, „Die arme Margaret“. (Jos. Kösel'sche Buchhandlung, Kempten und München). Meinrad Lienert, „Der Strahler“. (Art. Inst. Orell-Füßli, Zürich). Gustav Frenssen, „Klaus Hinrich Baas“. (G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.) Georg Freiherr von Ompteda, „Excelsior“. (Egon Fleischel & Co., Berlin).

händen sich windend das zarte, blonde Wesen, die arme Margaret. In diesem schrecklichen Kampfe aber ergreift eine schwache Hand das Skapulier, das dem Wilden von der entblößten Brust herabhängt und ihre Stimme keucht in höchster Not: ‚Das ist Euer heilige Jungfrau — das habt Ihr von der Mutter — das tragt Ihr — und tut solcher Ding — Euer heilige Jungfrau zürnt — und Euer Mutter — im Grab — tut weinen — weinen blutige Tränen —.‘ Das Skapulier hat sie gerettet vor der Schande, und ihn vor der bösesten Tat; die ein Mann begehen kann.

Dem armen, halbentblößten Weib mit ihrem Kinde gelingt es zu fliehen. Im Hagelwetter, ohnmächtig zusammengebrochen, findet sie Zettl, der Ratsherr. Er erfährt, was geschehen, gibt ihr Obdach, und eine wilde Wut kommt über die sittenstrengen Steyrer, daß ein katholischer Soldat einer ehrbaren Frau Gewalt zu tun versuchte, sei es selbst eine Lutherische. ‚Frauenehr ist mehr denn Mannsblut und Kirchengut, Frauenehr ist Gottesehr.‘ Und schnell kommt das Unheil über Herliberg. Er wird gefangen genommen und gerichtet. Das Reuterrecht ist streng. Er soll den bitteren Tod unter den Lanzen sterben. Und nun beginnt der wundervollste Teil des Buches. Wie der Verbrecher zu sich kommt, seine böse Tat erkennt, wie ihn die Ehrfurcht vor der reinen Frau erfaßt, wie er sie schont in dem wüsten Verhör, trotzdem seine Richter gern gehört hätten, daß sie ihm zur Tat Mut gemacht, — so erwacht die verzeihende Liebe in Margaret. Sie will seinen Tod nicht. Sie hat ihm längst vergeben. Weil sie den guten Kern in ihm ahnt, bittet sie seine Richter auf den Knieen, ihm sein Pferd wieder zu geben, seinen Panzer und sein Schwert. Die Schrecken jener Nacht haben sie aufs Krankenlager geworfen, aber nichts kann sie halten, als der Hinrichtungsmorgen tagt. Und als ihr Flehen um Gnade vergeblich ist, kriecht sie zwischen den Haufen der Soldaten hindurch, zu ihm, dem von vierundzwanzig Lanzen Durchbohrten. Den Sterbenden bettet sie in ihrem Schoß und ihre barmherzigen Hände legen ihm das Skapulier auf die Brust, das Heiltum, das die Henker ihm genommen. ‚Seine Lippen bewegen sich, kommt Blut auf die Lippen und mit dem Herzensblut das Wort, das allerheiligste: Mutter! Das erstemal im Leben und das letztemal nennt er sie. Die Sterne gehen unter, die Augen brechen, und den gerichteten Gewalttäter hält das Weib, das er begewaltigen wollte, tot im Arm.‘ —

Es ist das Hohelied christlicher Liebe wie es zarter und gewaltiger, reiner und ergreifender nie gesungen wurde. Diese Liebe ist das Göttlichste, was auf Erden blüht. Sie umfaßt mit der überwältigenden Kraft ihres himmlischen Erbarmens den Freund wie den bittersten Feind, keine Glaubensmeinung ist unüberwindlich für sie, sie kennt kein Hindernis und keine Schranke. Die Ruhmestat unserer Dichterin ist die: daß sie eine lebendige Verkörperung dieses göttlichsten Gefühls zu schaffen verstand — in der armen Margaret. Wenn man sich tief in das erstaunliche Werk versenkt, ist man wieder und wieder von der Künstlerkraft überwältigt, die dieses Menschenkind lebendig machte. An der armen Margaret ist nichts Verstiegenes, kein noch so leiser Ton streift an Pathos: einfach und schlicht, geistlich arm steht diese Frau vor uns. Aus einer wilden und erregten Zeit, die ohne Feuer und Schwert Christus nicht zum Siege führen kann, über einer Menschheit, die sich im Namen des göttlichen Lammes martert und mordet, erhebt sich diese strahlende Gestalt, von deren Herzen heiße und überreiche Ströme unbekümmerter Liebe ausgehen. Diese Gestalt steht einsam in unserer Literatur; sie hat nicht ihresgleichen. Auch in ihrer künstlerischen Wirkung nicht.

Die Dichterin hat ihr Werk einen Volksroman genannt. Und in der Tat ist alles für eine Wirkung auf das Volk berechnet. Jede Stimmung ist bis zum Grunde ausgeschöpft, jede Gemütsbewegung ist nach allen Seiten gewendet, ist betont, vertieft, um der Wirkung auch auf träge Gemüter nicht zu verfehlen. Keine Schmerzen werden dem

Leser geschenkt. Schrecken und Jammer, Rührung und Flehen — alles muß er auskosten bis zum letzten. Schlagende und kräftige Vergleiche, die im Augenblick die beabsichtigte Wirkung haben, prägen sich mit prächtiger Deutlichkeit ein. Und die Elemente selbst: Sturm und Wetter, Blitz und Donner müssen der Handlung dienen. So schwillt die Wirkung an, wie ein wolkenbruchgemästeter Bergstrom und reißt den Leser wehrlos mit sich fort.

Und wieder ist der Reichtum an künstlerischer Bedeutung so groß, daß auch der verwöhnteste Literaturliebhaber für dieses Werk nur Bewunderung haben kann, — wenn er nur ein unverdorben Herz hat. Denn die Wirkung dieses Romans wie aller größten Kunstwerke geht auf den inneren Menschen, so zwar, daß man sich vorstellt, ein Mensch könne fromm und gut werden, wenn er dies Buch gelesen. Um diesen Erfolg bei Tausenden und Abertausenden zu haben, möge der Verlag eine billige Ausgabe herstellen, denn das Volk, für das in der Hauptsache der Roman bestimmt ist, kann keine sechs Mark dafür ausgeben. Dies Buch aber muß unter das Volk. Reiche Leute mögen es in Mengen verteilen; kein Haus darf ohne die ‚Arme Margaret' sein. Anstatt daß unsere literarischen Vereine der platten Neugier ihrer Mitglieder Rechnung tragen und sich berühmte und berüchtigte Schriftsteller zum Anstarren für eine kurze Abendstunde verschreiben, sollten sie den Handel-Mazzettischen Roman verbreiten. Die Empfänger können gebildet oder ungebildet sein; Jünglinge und Jungfrauen können sich an ihm erschüttern und erheben lassen: das Volk in seiner Gesamtheit ist hier das Publikum. Und jeder, der dem Buch zu seinem Publikum verhilft, tut ein gutes Werk.

* * *

Wenn hier nun nach der ‚Armen Margaret' ein anderer Volksroman genannt wird: ‚Der Strahler' des jungen Schweizers Meinrad Lienert, so scheint das gewagt zu sein. Aber dies Buch kann neben dem Handel-Mazzettischen mit Ehren bestehen, wenn es dessen Bedeutung auch nicht entfernt erreicht. Dazu fehlt ihm die Vertiefung sowohl, wie die ins Übersinnliche weisende aufwärtssteigende Linie. Die Handlung ist durchaus banal: die Tochter vermöglicher Bauern liebt einen armen Bergkristallsucher; ein reicher, aber schurkischer Freier sucht diese Liebe zu sprengen, zuletzt mit Verbrechen, aber er selbst findet den Tod, den er dem Nebenbuhler zugedacht, und es gibt eine Hochzeit in Schrähbach. Das alles ist schon hundertfach erzählt, daß es kaum einen Menschen reizen würde, eine hundertunderste Darstellung solcher Liebesgeschichte zu lesen, wenn nicht versichert werden könnte, daß nicht die Fabel an diesem Buche die Hauptsache ist, sondern, daß es die Menschen sind. Und in der Tat, wenn man die Erzählung so ansieht, dann gewinnt sie eine starke Bedeutung; denn die Menschen, die Lienert schafft, haben etwas durchaus Originelles. Das Paar, der Amerikafranzl, die Eltern, der Pfarrer und vor allem die prächtigen Gestalten des Drecksenn, des Maurertoni und des Schneevaterli sind trotzdem sie sich in den Linien des Herkömmlichen halten, entschieden von eigenem, starken Leben erfüllt. Da ist eine Szene, wo im Waldwirtshaus zum ‚Bergschaf' der Sonntagsmaurer mit dem Drecksenn beim ‚Gebrannten' sitzt, die mit ihrer derben Komik geradezu überwältigt. Der Gedankenkreis des Volkes ist nie überschritten, und mit seiner dem Volksmunde abgelauschten Sprache kann Lienert getrost mit Anzengruber wetteifern. Überhaupt stellt sich das Werk in der Erinnerung durchaus als Drama vor, wozu eben die meisterliche Rundung der Gestalten und ihre Lebendigkeit nötigt. Für uns ist es zudem wichtig zu sehen, daß das Milieu eines katholischen Schweizerdorfes niemals durchbrochen wird.

* * *

Vorsichtig müssen wir an den neuen Roman Gustav Frenssens ‚Klaus Hinrich Baas‘ herangehen. Der Roman ist ein großzügiges Kulturbild und eine menschliche Entwickelung, und wenn wir auch mit dem Gegenständlichen nicht immer einverstanden sein können, so kann die dichterische Bedeutung des Romans doch nicht bestritten werden. In einem Dorfe, nahe bei Hamburg, verlebt der kleine Baas seine erste Jugend. Und dieses Idyll gehört zu dem Reizvollsten, was der Roman überhaupt bringt. Die Erregungen der kindlichen Spiele, die Schmerzen, welche die Erziehung mit sich bringt, die spärlichen Freuden, — dieser Inhalt eines Kindesdaseins wird uns innig vertraut. Lebhafter wird die Handlung, wenn die Familie Baas nach Hamburg übersiedelt und um besseres Fortkommen kämpft. Das Milieu ist neu: der Haushalt eines tatkräftigen Arbeiters, der vorwärts will. Die meisten Menschen tun überhaupt nie einen Blick in so eine Familie, mit dem endlosen Einrichten und Sparen, Sorgen und Mühen. Hier ist so ein andauernder Kampf geschildert, der kaum für kurze Abendstunden ruht. Alles läuft langsam und eintönig hin, und nur die Liebe macht dieses Leben erträglich, da sie die Familie zu einer lebendigen Einheit verbindet. Der kleine Baas lernt schon frühzeitig das Leid und den Ernst des Lebens kennen. Die Lieblingsschwester stirbt, dann der Vater. In einem Alter, wenn andere Kinder spielen, hilft er der Mutter schon verdienen und seine Tapferkeit fürchtet sich vor keiner Arbeit. So wächst er heran, lernt die Handlung, und als er von den Straits wiederkommt, wohin seine Firma ihn als Clerk geschickt, ist er bereits ein kleiner Kapitalist. Und seine rücksichtslose Tatkraft, die gänzlich auf Geld und Macht gerichtet ist, erhebt ihn rasch über die Mitstrebenden, bis er Teilhaber eines großen Handelshauses ist. Leider bricht der Roman ab, als Baas einsehen muß, daß er unter all seinem Geld sein Menschliches begraben hat, und in ihm die Notwendigkeit sich meldet, das Begrabene wieder zu suchen.

Im Grunde also eine Verherrlichung des bedachten Strebens nach Macht, mit einem leisen Unterton: mit der Macht allein ist's nicht getan. So folgerichtig der Charakter des künftigen Hamburger ‚Senaaters‘ auch durchgeführt ist, so scheint mir doch der künstlerische Schwerpunkt auf Nebendingen zu ruhen. Denn in diesem Roman drängt sich eine Fülle von Personen, deren Leuchtkraft und Plastik bedeutender ist als die von Klaus Hinrich. Das liegt nicht nur daran, daß Baas an sich eine uninteressante und trockene Person ist, sondern die Kraft — und vielleicht auch die Liebe — des Dichters scheint sich an dem eigentlichen Helden vorbeiergossen zu haben. Peter Sööt der Schutenführer, der alte Baas, die Mutter, ja selbst der nur flüchtig auftretende Bruder Peter haften tief und dauernd in der Erinnerung des Lesers, während Klaus Hinrich im Dämmer nur unsicher erscheint. Und ein Mensch wie Kalli Dau, der sich als halbwüchsiger Junge schon aus dem Schmutze und der Verkommenheit seiner Familie rettet, zur See geht und sich bis zum Kapitän emporarbeitet, ohne je sein gutes Herz, seinen schwerfälligen Hamburger Humor und seine Anhänglichkeit an die Familie Baas zu verlieren, stellt überhaupt etwas völlig Originelles dar. In dieser Figur gipfelt Frenssens Können. Über diesen Menschen, ihrem Leben, das uns so nahe kommt, über all dem Schaffen und Mühen in Haus und Geschäft erhebt sich mit einer köstlichen Deutlichkeit Hamburg, das Hamburg der neuen Zeit. Die Wirkung des ganzen Romans mit seiner Gestaltenfülle und dem ruhigen Fluß seiner Handlung ist durchaus bedeutend. Bedenklich ist lediglich das alte Frenssensche Spielen mit heiklen Dingen. Das sagt nicht nur der Moralist, sondern auch der Kritiker, dem es um die Kunst zu tun ist. Denn es könnte künstlerisch einwandfrei sein, eine leichtfertige Person im Roman zu bringen. Aber in diesem Buche ist kaum eines der vielen weiblichen Wesen, das eine Liebe ‚mit allen Konsequenzen‘ vor der Ehe nicht für selbstverständlich hielte (sei es auch nur, um sich

für einen Tag oder zwei eine Freude zu machen). Jede hat zudem Frenssensche Weisheit im Mund — (eine sagt zu ihrem Liebhaber: ‚weshalb soll ich mich wegen einer Sache schämen, die du ohne Scham tust'), so daß man merkt, nicht ästhetische Gründe ließen Frenssen diese Linien kräftig nachziehen, sondern sein Wunsch bewirkte das, ethische und religiöse Anschauungen sehr bedenklicher Art zur Geltung zu bringen. Und damit ist die dichterische Wahrheit dieser Gestalten verloren.

* * *

Es erschien ein eigenartiges Buch von Ompteda: ‚Excelsior'. Es ist kein Roman; denn das Leben Ernst Sturms, des jungen Bergsteigers, ist nur Mittel zu dem Zweck, Hochgebirgsnatur und Gipfelbezwingung zu schildern. Aber Ompteda will mit dieser Schilderung ein ethisches Ziel erreichen. Er preist das Bergsteigen wegen seiner Wirkungen auf den Menschen, der sich ihm weiht. Sein Hymnus klingt der starken Besonnenheit, dem Mannesmut, dem Streben nach oben und dem berauschenden Gefühl der Gottesnähe, das den einsamen Ersteiger der hohen Gipfel überkommt. Er setzt den matten und entnervten Jünglingen der Großstädte seinen idealen Bergsteiger entgegen, der endlich doch ein Opfer des weißen Todes wird, indem er sich für zwei schwächere Gefährten opfert. — So verdienstlich es ist, die Kraft des Körpers zu preisen, so wäre es doch falsch, wenn Ompteda annähme, nur das kraftvolle Regen des Leibes, das sich übrigens nicht nur im Bergsteigen zu äußern braucht, biete Gewähr dafür, daß der Jüngling nicht in dem unsicheren Boden der Großstadt versinkt. Ich meine, auch jede geistige ernsthafte Tätigkeit, jede selbstlose, wissenschaftliche Arbeit, und nicht zuletzt jedes tiefere religiöse Gefühl stärkt den Menschen, daß das Leben ihn nicht niederbeuge. Trotzdem aber ist ein Buch wie ‚Excelsior' verdienstlich, weil es überhaupt ein Ideal aufstellt. Künstlerischen Gewinn bieten nur die packenden Schilderungen der Hochgebirgswanderungen, wenn es auch der Stoff mit sich bringt, daß sie oft etwas fachmännisch trocken sind.

Wunder der Welt / Von Theodor Heuß

Ein dreijähriges Kind war zum deutschen König gewählt, ein sechzehnjähriger Knabe ließ sich als römischer Kaiser krönen, ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren ging, müde und fast alt an Leid und Erfahrung, in das Dunkel des Todes. In den vom Schicksal knapp gehaltenen Grenzen hängt ein seltsames, reiches und zerstörtes Leben, waltet ein feiner, gebildeter Geist, der sich an den Wissenschaften der Antike nährte, hofft und leidet eine von asketischem Christentum ergriffene Seele. Das ist Otto III. aus dem sächsischen Geschlecht.

Bei seinem Namen erwachen die zärtlichen Empfindungen, die unsere Jugend dem kaiserlichen Knaben entgegenbrachte. Der Glanz des größten Wollens fließt von seinem Gedächtnis, die rührenden Züge schwärmerischer Freundschaft mischen sich darein und der Schmerz um die furchtbaren Enttäuschungen, die dieses Leben knickten. Unter den vielen merkwürdigen und großen Männern der alten Kaisergeschichte ist dieser Knabe eine seltsam fesselnde Gestalt. Man preist ihn nicht um seiner Taten. Denn seine Politik war unheilvoll genug, und da er frühe schied, blieb er vor der monarchischen Katastrophe, die ihm drohte, bewahrt. Aber man greift nach dem Menschen, und fühlt ihn, zwischen den großen Silhouetten jener Heldenzeiten, in seiner Zwiespältigkeit uns näher gerückt.

Ein Vorbote der Renaissance, ein erstes glänzendes Beispiel und Opfer des abendländischen, religiösen und geistigen Individualismus.

Die Zeitgenossen nannten ihn ‚Wunder der Welt'; so stark war der Eindruck seines Geistes, und es bedurfte nicht der sagen- und lügenwebenden Zeit, um ihm ein Gewand fremdartiger Poesie auf die Schulter zu legen. Was die Urkunden überliefern, bietet sich dar wie eine Dichtung, und man muß ihr nur die Form geben, daß sie zum Kunstwerk werde. Diesen Versuch hat Franz Herwig in dem Roman gemacht, dem er Ottos Ruhmesnamen zum Titel gab: ‚Wunder der Welt' (Buchverlag der ‚Hilfe', Berlin-Schöneberg, geb. 5 M.). Sehen wir zu, was dieses Buch uns bringt.

Die Seele des Kaisers. Freilich nicht in mühsamen psychologischen Umschreibungen: der Roman ist frisch, kräftig, in seinem Fortgang durchaus auf die dramatische Episode gestellt. Der äußere Ablauf des kaiserlichen Geschickes wird durch bewegte, stark und deutlich gezeichnete Szenen markiert: sie stehen wie Türme aufgerichtet. Zwischen ihnen eingebettet ist das leise Leben der Seele, das zwischen den Ereignissen, sie berührend, anflutet und wegebbt, Reflexionen, keine Taten. Der Kaiser wird nicht eigentlich durch Handlungen charakterisiert in diesem Buche, denn sein Wollen ist gehemmt, durchquert, und kommt fast nur sprunghaft, plötzlich zu Entschlüssen. Doch begreifen wir ihn aus den Gesprächen; in der Auseinandersetzung mit den Männern, die ihm am nächsten stehen, spiegeln sich die Zwiespältigkeiten seines Wesens. Drei Kirchenfürsten ringen um die Seele des Jünglings: Adalbert von Prag, Gerbert von Reims, Willigis von Mainz. Sie sind untereinander völlig verschieden, jeder für sich aber ein ausgezeichneter Vertreter der geistigen und politischen Bewegungen jener Zeit.

Als das Jahr 1000 herannahte, entstand in der Christenheit jene erste reformatorische Bewegung, die Kirche und Religion vom Weltlichen weg auf innere Versenkung, Zerknirschung, Askese hinführen wollte; das Stichwort ist Cluny. In ähnlichem Sinne faßte Adalbert von Prag Christi Lehre; er war von seinem Bischofssitze geflohen und lebte in einem römischen Kloster der Askese. Dort lernte er Otto kennen, der sich seinem schwärmerischen, glühenden und doch weichen Wesen völlig hingab. Er pflanzte in den jungen Kaiser den tiefen Geist der Askese, der ihn dauernd hielt: Otto liegt tagelang betend in den Katakomben, zieht als zerknirschter Pilger zu den heiligen Stätten und Männern des Landes und trägt seine Machtverpflichtung mit größter innerer Not. Er ist mit dem frommen Manne aufs innigste verbunden, und als Adalbert, den ein Ruf Gottes zur Mission der Slawen drängt, erschlagen wird, errichtet der Kaiser seinem Gedächtnis große Kirchen und ehrt sein Werk durch die Stiftung des Erzbistums Gnesen. Er zerschneidet mit seiner politisch unglücklichen Hand den Zusammenhang der östlichen Kolonisationsgebiete vom kirchlichen und staatlichen Mutterland.

Adalberts Gegenspieler ist jener merkwürdige Franzose, Gerbert von Reims, den Otto als Silvester II. auf den Stuhl Petri erhob. Er, der aus Zwistigkeiten mit den Cluniacensern heraus an den kaiserlichen Hof kam, war ein Schüler antiker Philosophie und sarazenischer Mathematik, ein frühes Beispiel des abendländischen Humanismus, in seinem Himmel saßen auch die Weisen des Altertums, und die Geheimnisse der Welt waren ihm mit der biblischen Tradition nicht gelöst. In seiner weltmännischen Sicherheit und überlegenen Dialektik bildete sich Ottos großes politische Ideal, das christliche Imperium Roms, die Beherrschung der Christenheit, über die Nationen weg, das kaiserliche Papsttum. Was bei seinen Vorgängern meist nur eine politische Maßnahme war, die römische Krönung, wird ihm zum Ausgang einer fast theokratischen Auffassung seines Berufes. Rom soll die Hauptstadt der Welt bleiben. Otto war ein begeisterter Schüler Gerberts, aber dessen Ideen stießen ihn in tiefe religiöse Verwirrung; dem Papst, der kein frommer Mann war, sondern ein kluger Rechner, gefiel der betende Kaiser wenig, und

er ging daran, ohne den Kaiser, die weltliche Macht des Papsttums, das damals zwischen den Parteien und Empörungen hin und her geworfen war, zu festigen.

An der Idee des christlich-römischen Imperiums hat Otto sich verzehrt, denn sie machte ihm die Heimat fremd. Sie riß ihn von dem Wurzelboden einer deutschen Kaiserpolitik. Vergebens sucht ihn Willigis, sein Erzieher, des Reiches Kanzler während Ottos Knabenzeit, zu einer deutschen Politik zu gewinnen: er ist gegenüber den christlich-kosmopolitischen Gedanken bewußt der Anwalt einer deutschen Heimatpolitik. Aber Otto fühlt sich einsam und fremd zwischen den sächsischen Barbaren. Seine Mutter Theophano ist eine Kaisertochter aus Byzanz, er hat südliches Blut, er ist von griechischem Geist genährt, von römischer Größe hingenommen.

So verblutet er an Rom. Sein tragisches Ringen um den Besitz und die Liebe dieser Stadt spannt den Kreis der Handlungen in Herwigs Buch; die Fahrten und Kämpfe in Polen, Ungarn, die Tage in Aachen, da Otto zur Gruft des großen Karl hinabstieg, sind weggeblieben: alles Geschehnis konzentriert sich auf Rom. Er will diese Stadt wieder zum Mittelpunkt der Geschichte machen und mit dem Ruhm und der Größe ihres Namens die Welt erfüllen; aber was sind die Römer? Ein Haufen schwankender Empörer, die mit Treueiden spielen, Verzeihung mit Gift danken, die heute den Kaiser, der in ihrer Mitte einen Palast bauen und unter ihnen wohnen will, bejubeln, ihn morgen in seiner Burg belagern. In blutigen harten Kämpfen müssen sich die Deutschen mit Crescentius, dem römischen Patrizius, schlagen, der Rom von dem deutschen König und seinem Papste freihalten will; sein Haupt fällt, sein Gegenpapst wird erwürgt. Das Weib des Römers, Stephania, bleibt das Gewissen der Rache, sie peitscht das Volk auf, sie naht Otto mit vergiftetem Trank. Sie ist die italische Patriotin, sie ist die Römerin, leidenschaftlich, stolz und mörderisch, sie ist Rom. Und Ottos müdes Hirn entzündet sich an ihrer Erscheinung zu angstvoller Liebe.

Aus Rom vertrieben, in der Erwartung des deutschen Heeres, das ihm die geliebte Stadt zurückerobern soll, umlauert von Haß, Enttäuschung, Empörung stirbt 1002 der Kaiser auf Burg Paterno, zweiundzwanzigjährig. Den Toten bringen sie in die Heimat, die ihm fremd gewesen, zurück und betten ihn zu Aachen.

Herwigs Buch nun, in einer beruhigend sicheren Vertrautheit mit Geschichte und Legende, gibt das Bild der Menschen, der Geschehnisse und der geistigen Bewegung jener Zeit durch eine wohlgelungene feste Form. Die Ökonomie des Romans ist sauber und überlegt; aus großen Szenen leuchtet der geistige Gehalt klar und schön heraus. Wir loben aber neben diesem vor allem die Frische, den Rhythmus und die Farbe der Sprache, die in knappen Worten eine Landschaft deutlich macht und, ohne das Maß künstlerischer Bildung zu überschreiten, Szenen von größter dramatischer Lebendigkeit hinstellt. Wir denken an Verona, an den Sturm auf die Engelsburg, an das Abenteuer im tiburtinischen Schloß.

Doch liegt der Wert nicht in der Beschreibung; das Buch ist keine Kostümkunde und Sittengeschichte in Romanform. Der kühne Griff in diese Vergangenheit erfaßte das Geistige, riß es aus der Sprache der wissenschaftlichen Darstellung, lieh ihm Leben, die Gebärde des wollenden und leidenden Menschen. Und zwischen den Menschen und Gestalten geht der seltsame, fremde und rührende Knabe, gehen seine fromme Reinheit und sein stolzer Kaisertraum vor unserer Seele vorüber.

Hochland-Echo

Religiöses Erleben

Als ein ‚den Protestanten geläufiger Ausdruck‘ wurde unser Stichwort unlängst in einer tendenziösen Besprechung meiner Schrift ‚Die Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis‘ beanstandet. Mag immerhin das Wort den Protestanten geläufig sein, folgt daraus, daß es bei den Katholiken keine Berechtigung habe, daß es ihnen nicht auch geläufig werden dürfe, und daß es deshalb zu vermeiden sei? Erleben ist ein gutes, ehrliches deutsches Wort und besagt so viel, als daß man eine Sache mehr als vom bloßen Hörensagen, mehr als theoretisch und aus Begriffen kenne. Etwas erlebt haben, heißt etwas praktisch, sei es aktiv oder passiv, erfahren haben. In diesem Sinne sagen wir z. B.: Ich habe es selbst erlebt, wie gut Gott ist, oder: Ich weiß aus Erfahrung, was es heißt, einem anderen Gutes tun. Das erstere ist ein passives, das andere ein aktives Erlebnis. Auch die positivsten religiösen Wahrheiten bleiben, wenn nur begrifflich angenommen, unlebendig und unwirksam. Nur wo sie in einem Menschen konkrete Gestalt und Form gewinnen, bewähren sie ihre innere Kraft. ‚Wenn jemand seinen, d. h. Gottes, Willen tun will, wird er inne werden, ob diese Lehre von Gott sei,‘ sagt Christus. Was ist es anderes als eine Berufung auf das religiöse Erleben? — Eine vortreffliche Interpretation dessen, was man im falschen und im richtigen Sinne unter ‚religiösem Erlebnis‘ verstehen kann, gibt Prof. Meyenberg in der ‚Schweiz. Kirchenzeitung‘ vom 30. Septbr.:

‚Man kann sich unter „religiösem Erlebnis“ eine von jedem strengen Gottesgesetze der Natur und der Gnade frei und unabhängig gedachte Innerlichkeit und religiöse Gemütsstimmung vorstellen, die die klaren religiösen Begriffe und Wahrheiten ablehnt. Das als Nährboden katholischen Literaturschaffens bezeichnen, wäre unkatholisch und unkünstlerisch. In diesem Sinne ist eine Wiedergeburt des katholischen Literaturschaffens aus dem religiösen Erlebnis unmöglich.

Man kann sich aber auch das „religiöse Erlebnis“ anders denken. Facere veritatem — die Wahrheit tun — sagt der Heiland zu Nikodemus.

Der Dichter läßt die volle katholische Wahrheit und Schönheit auf Verstand, Willen, Gemüt einwirken. Er sucht sie in seinem inneren Charakter- und öffentlichen sozialen Leben praktisch durchzuführen. Das ist sein erstes, sein innerstes Erlebnis: er ist praktizierender Katholik.

Der Dichter lebt in seiner Zeit. Er verfolgt deren religiöse und kulturelle Strömungen. Er blickt tief in deren Schattenseiten, — er erkennt aber auch feinsinnig deren ihm innerlich verwandte Lichtseiten. Er schaut weitherzig das feine Gewebe der tausend lebendigen Fäden, die durcheinander ziehen, sich verbinden und trennen. Er versteht seine Zeit. — Ein Erlebnis des Dichters! — Darum hat er auch seiner Zeit etwas zu sagen —: aus innerstem Drange, aus innerstem Bedürfnis. Er steht gewissermaßen über seiner Zeit.

Der Dichter, der Künstler gewinnt ein innerliches Verhältnis zur Natur: er schaut sie nicht oder nicht bloß mit den Augen der Wissenschaft, nicht mit den Augen der täglichen Oberflächlichkeit oder der bloß allgemeinen Bewunderung: — er erlebt sie. Ich stand während meiner Reise auch auf der stillen Kikelhahnhöhe im Thü-

ringerwald, vor der Goethehütte, an deren Bretterwände der Dichter einst das Lied schrieb: Über allen Gipfeln ist Ruh'. . . . Erlebte Natur!

Der Dichter hat ein innerliches Verhältnis und Verständnis für das Leben seiner Nation, seiner Sprachgemeinschaft, seiner Rasse. Das allgemeine Weben und Streben der verschiedenartigsten Persönlichkeiten, Richtungen und Bewegungen geht ihm unbeschreiblich nahe: es zittert etwas von diesem Gemeinsamen durch seine Seele, wenn er auch gegen die eine und andere Bestrebung vielleicht wie ein feuriger Prophet sich aus innerstem Drange erhebt. — Erlebnis!

Der Dichter kennt die Sprache, die Kunst, Kunsteigenart und Kunstfortschritt seiner Zeit. Sie werden ihm unwillkürlich — die eigene. Nicht ist der wahre Dichter ein Sklave moderner Moden. Nicht läuft er dekadenten Extravaganzen nach, die er sich zu eigen macht, nachdem sie sich vielleicht wegen ihrer inneren Leere überlebt haben. Aber es kennt der Dichter jederzeit das Feinere, Eigenwertige, Neue, Frühlinghafte jeder Moderne, jeder Neuzeit. Er ist mit ihr Ringender!

Der Dichter assimiliert sich seinen bedeutungsvollen Stoff, — und was alles kann nicht im Lichte und in der Wärme des Dichtergemütes bedeutungsvoll werden? — er wird ihm zum zweiten Ich: er erlebt alles mit — nicht so, als ob er selber die Nachtseiten des Lebens, die er etwa zu schildern hat, persönlichsündig geflissentlich durchlebte, — aber sein Stoff geht ihm nahe und verbindet sich mit seinem eigenen Leben, Ringen, Büßen, Aufwärtswandern, mit dem Reinigungs-, Erleuchtungs- und Einigungsweg, mit allen den kulturellen Bildungswegen seiner eigenen schönen Seele. Er ist auch im vollen Sinne Lebensbeobachter. Weil der Dichter katholisch ist und lebt, durchleuchten ihn die Gesetze, die Ideale, die dogmatische und philosophische Wahrheit der Religion mittelbar oder unmittelbar: je nach dem Stoffe, wirken sie erwärmend, prüfend, sichtend, siegend. Sie werden so auch etwas vom Erlebnis des Dichters. Nicht predigt sich der Dichter: ich will jetzt katholisch dichten. Nicht frägt er sich jetzt reflex: welche Theologen, Philosophen, Wissenschaftler will ich jetzt lesen, um korrekt zu dichten? — Was er vielleicht aus allen möglichen Gebieten zu lesen hatte, sagten ihm Stoffwahl, Stoff und inneres Bedürfnis. Vieles Theologische, Philosophische, Religiöse, das er längst gelesen hat und vielleicht jetzt liest, das er als treuer Katholik innerlich verarbeitet hat und noch verarbeitet, wirkt aber mit. Es geht an ihm jetzt das Wort des Herrn in Erfüllung: Aus der Fülle des Herzens spricht der Mund —: Erlebnis. Auch die volle katholische Religion spricht jetzt irgendwie mit aus seinem Herzen, deklamiert aber nicht, demonstriert aber nicht, — sie spricht künstlerisch.'

Das sind Worte, denen man ohne Vorbehalt zustimmen kann. Sie sind die Frucht der klärenden Aussprachen, die sich im Anschluß an Meyenbergs ‚Wartburgfahrten' als notwendig erwiesen haben. Wenn ich auf dem Umschlag meiner Schrift von der ‚Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis' spreche, so ist das eben ein — Titel, und ein Titel muß prägnant sein. Er kann also den Gedanken nicht erschöpfen, noch mit einmal klar machen; wozu wäre denn sonst der Text hinter dem Titel da? Es ist also zum mindesten Oberflächlichkeit, sich nur an den Titel zu halten, um eine Beanstandung zu machen wie Alex. Baumgartner S. J. es für seine besonderen Zwecke getan hat. Ich habe doch wahrlich keinen Zweifel gelassen, daß ich unter religiösem Erleben ‚einen persönlich erfaßten und betätigten Katholizismus' (S. 67) verstehe, noch auch versäumt, mich über dessen Begriff und Inhalt mit aller Deutlichkeit auszusprechen (S. 3. u. a. O.). In einer sich verzettelnden Polemik und inmitten des Stimmengewirrs mich gegen Anschuldigungen zu verwahren, die nicht aus

ruhigen, sachlichen Erwägungen, sondern aus persönlicher Gereiztheit und aus politischen Absichten entspringen, widerspricht meinem Wesen. Meine Antwort wird in geschlossener Form erscheinen und soll mein letztes Wort in einem Streite sein, bei dem künftig nicht mehr Worte, sondern Taten die Entscheidung haben. Ich wollte nur diese geklärte Auffassung Meyenbergs hier zu Wort kommen lassen, nachdem durch meine Stellungnahme zu den ‚Wartburgfahrten' im Oktoberheft das Interesse der Leserschaft geweckt war und Meyenberg, zu dem wir kritisch Stellung genommen, ein Recht hat, auch in den Punkten gehört zu werden, wo wir mit ihm übereinstimmen.

(Zum Schluß eine Erklärung: Herr Professor Meyenberg beanstandet in unserer Würdigung seines Buches, daß wir seine Absicht verkannt hätten, die nicht, auch nicht ursprünglich, auf eine Darstellung des Lebens der hl. Elisabeth ausging, sondern darauf, im Anschluß an das Leben der Heiligen das Wesen der ‚schönen Seele' darzulegen und zu entwickeln. Wir nehmen gerne von dieser Antikritik Kenntnis und wollen zugestehen, daß wir zu unserer Auffassung verleitet wurden durch die Stelle Seite 64, woselbst der Verfasser von der ‚alleinigen Ausarbeitung des Elisabethenbildes' spricht, eine Wendung, die sich unter dem nachträglichen Kommentar des Verfassers allerdings anders liest als ohne diesen.) M.

Wiedergeburt des Theaters?

Im Septemberheft der ‚Neuen Rundschau' bringt auch Richard Dehmel Gedanken ‚zur Theaterreform'.

Eingangs dieser von ihm als ‚ein soziales Kapitel' gedachten Anregungen überschlägt er den Wert der nun seit über einem Jahrhundert gemachten Theaterreformversuche, stellt fest, daß ‚die ideelle Unzufriedenheit der Künstler und Kunstfreunde' fortdauert, trotzdem ‚niemals und nirgends so viel neue Theater aller möglichen Stilsorten mit solchem Aufwand an technischen Apparaten und materiellem Komfort gebaut worden sind wie gerade in Deutschland während des letzten Jahrhunderts', und kommt schließlich zu dem Ergebnis: ‚Das ist alles bloß Sensationsobjekt für den raffinierten Mob oder Snob, wenn nicht gar für den affektierten Philister'.

‚Alle diese Saison-Etablissements, winterliche und sommerliche, leisten das Menschenmögliche für das wählerische Privatvergnügen des mehr oder minder ästhetischen Liebhabers; und ihre geschäftliche Konkurrenz ist zweifellos das beste Mittel, ihre artistischen Qualitäten im Verhältnis zu den Eintrittspreisen auf die erschwingliche Spitze zu treiben.'

Wer nur das im Theater suche, müsse ‚den gegenwärtigen Zustand für unübertrefflich halten', und doch seufzte jeder dieser verwöhnten Liebhaber ‚im stillen nach den ehrfürchtigen Zeiten zurück, als das Theater noch kein Alltagsvergnügen, sondern ein seltenes Freudenfest war, entweder eine heilige Weihe für eine zuchtvolle Bürgerschaft, oder wenigstens eine würdige Feier für einen machtvollen Gesellschaftskreis'.

‚Sind diese Freuden unwiederbringlich dahin? Das ist nicht glaublich, sonst würden wir nicht mit solcher emsigen Hartnäckigkeit um ideale Reform bemüht sein;

in einem arbeitstüchtigen Volk, wie es das unsre heute ist, gibt ein starkes Bedürfnis auch die Gewähr für seine endliche Befriedigung.'

Aber: ,die Arbeit ist Renommierideal, seelisch unfruchtbarer Selbstzweck' geworden; er will sagen, die Arbeit als solche, bloß um des materiellen Bedürfnisses willen, befriedigt nicht.

Wofür denn die viele Arbeit? fragt er. —

,Gebt Antwort, ihr Herren Großindustriellen, Großgrundbesitzer und Großkaufleute! Könnt ihr's den kleinen Leuten verdenken, daß sie sich bloß noch für den „Lohnkampf" begeistern, wenn sie von euch nichts Höheres lernen? Ist nicht „notleidend" euer drittes Wort? Was erstreben wir denn, wir oberen Klassen, wonach sich die unteren richten könnten, mit unsrer wahnwitzigen Arbeitswut? Es liegt im Wesen der menschlichen Strebsamkeit, daß der gemeine Mann den vornehmen nachahmt; was gibt es denn heute für vornehme Ziele, denen das schlichte Volk nacheifern möchte, aus instinktivem Respekt vor dem edleren Willen? — Wo herrscht denn in unserer „guten" Gesellschaft ein uneigennütziges Ideal, ein allverbindlicher Staatsgedanke oder Glaubenswille oder Erkenntnistrieb oder Kunstbegriff oder überhaupt Formsinn? Was an solchen Werten noch mühsam gefördert wird, fristet sich hin in engen Berufskreisen und weitversprengten Liebhabergruppen, ohne organische Wechselwirkung, trotz allem Tamtam-Enthusiasmus für mechanische Verkehrswerkzeuge, für Automobile und Luftschiffe. Immerhin ist es erfreulich genug, daß sich wenigstens schon für diese Dinge eine allgemeine Mitbetriebslust regt, eine opferbereite Wertschätzung. Sollte es nicht vielleicht an der Zeit sein, sie auf Unternehmungen auszudehnen, die unsrer ganzen Lebenshaltung eine stete Emporrichtung geben würden, nicht bloß den Aufschwung des Augenblicks?!'

Auf ,diesem Wege der sozialen Fürsorge' allein, meint Dehmel, könne das Theater ,wieder (?) zur Sammelstätte einer Massenkultur' werden.

,Daß das Theater diese Kulturmission auf beschränktem Gebiet erfüllen kann, haben Perikles und Louis Quatorze, auch mancher indische Duodezfürst gezeigt. Nun wohl, ihr Sozialpolitiker, die ihr den Großstaat so zielbewußt auf „Interessenkoalitionen" fundiert: koaliert doch auch das Kulturinteresse, schafft ein geistiges Luxusfundament! Das würde dem „begehrlichen" Volk beträchtlich stärker imponieren, als eure Börsen und Handelskammern, eure Kohlensyndikate und Eisenkartelle, eure agrarischen Klubs und Kasinos. Man mache die Plebs auf circenses begehrlich, dann wird sie sich nicht mehr um panis ereifern.'

Das höre ,sich frivol an', sagt er selbst, sei es aber nicht. — O nein: das hört sich nicht bloß frivol an, es ist frivol, wenigstens für ein christliches Empfinden. Allen Respekt vor dem edlen Kulturwillen, der sich in Dehmel kundgibt, hier hat die soziale Weisheit ein Ende! Gewiß ,begreift selbst der ärmste Schlucker, daß ein Champagner-Souper nicht glücklicher macht, als ein paar Käsestullen mit Weißbier'. Und in diesem Begreifen äußert sich gewiß ,das Verlangen nach edlerem Lebensgenuß'. Aber gestillt wird es nicht dadurch, daß sich ,gerade die feineren Kulturprodukte, die Bildungsreizmittel der Zeitseele, die Güter, die jedermann gleicherweise als unverlierbaren Besitz der Phantasie erwerben kann, der Volksmasse glänzender repräsentieren', am allerwenigsten wird ein Volk dadurch in sich zufrieden und glücklicher. Woher sonst die Unfruchtbarkeit all dieser Dinge an wahrer Glückseligkeit, an innerer Befriedigung, an reiner uneigennütziger Liebeskraft ,bei den ungemein feinen Herrschaften', die, nach Dehmel, ,schon so sehr gebildet sind'? Die jedermann gleicherweise als unverlierbarer Besitz erwerbbaren Güter beruhen eben keineswegs nur in der

Phantasie, noch auch sind sie rein ökonomische Werte eines bloß diesseitigen Lebensgenusses oder sogenannter Lebenskunst.

Dunkel ahnt denn auch Dehmel, auf welchem Wege allein eine Förderung dieser jedermann gleicherweise erwerbbaren Güter möglich ist:

‚Wer die gemeinsame Andacht einer zur höchsten Geistespflege versammelten Menge erleben möchte, oder auch nur das erhebende Mitgefühl menschenwürdiger Körperhaltung: der tut besser, er geht in den — Cölner Dom, oder noch besser in eine Dorfkirche, selbst wenn er an keinerlei Gottheit mehr glaubt. Ohne Spott: der religiöse Ritus ist heute das einzige Surrogat für die dramatische Zeremonie, die einst aus Spießbürgern göttliche Helden, aus Stalljunkern Herren der Welt züchten half.‘

Nur will er diesem religiösen Ritus eine neue, eine sozial-ökonomische Grundlage schaffen, ohne zu erkennen, daß er für einen absoluten Wert, wie es die Religion ist, einen rein relativen einsetzt, der niemanden naturnotwendig verpflichtet, der, losgelöst von seinem Ursprung, nur eine Illusion, ein Pseudoideal ist:

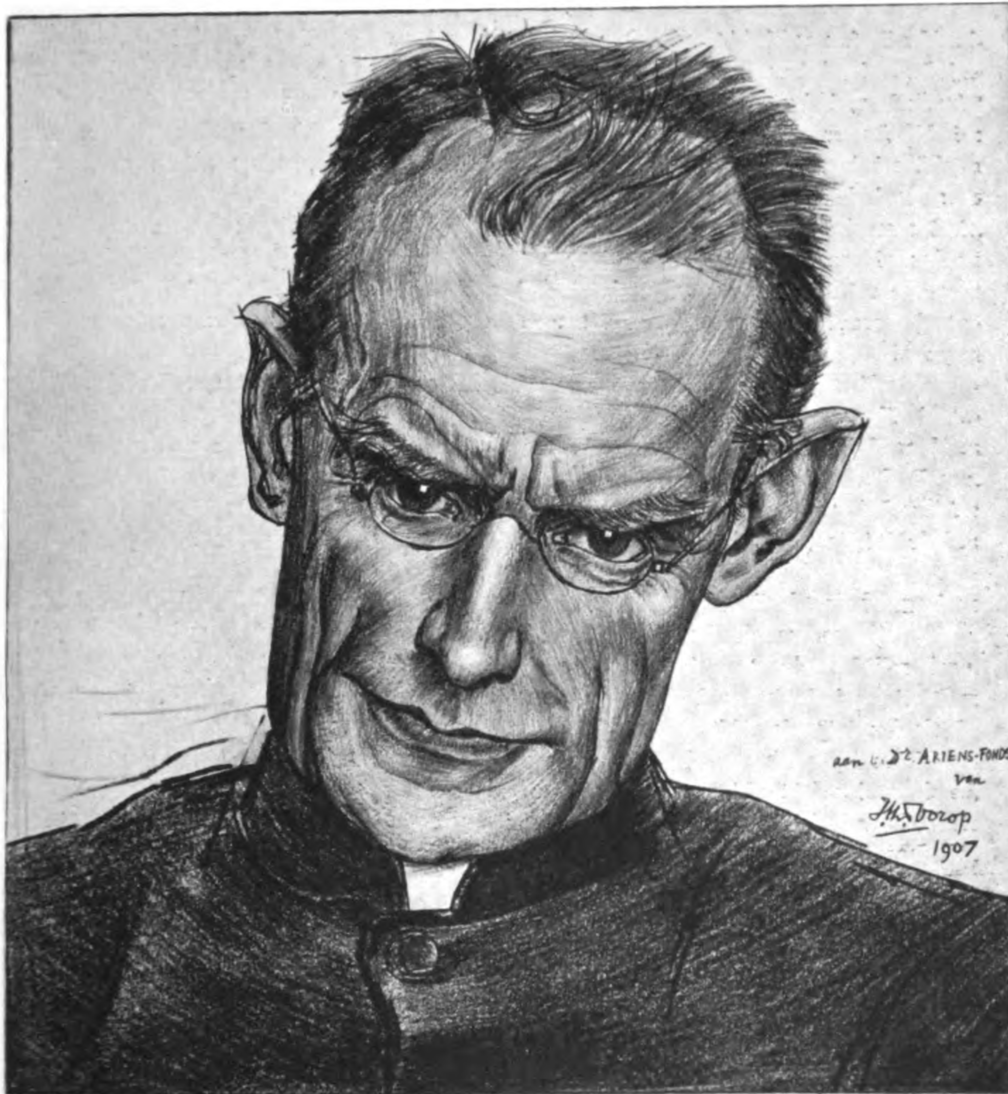
‚Was hier das wortgläubige Volk aus alter Ehrfurcht oder auch nur aus fauler Gewohnheit für seine Feiertagsstimmung tut, dazu müßte endlich das werktägige Volk aus neuer Eigenherrlichkeit schreiten; wir würden dann bald statt schlechtgebauter und unbesuchter neuer Kirchen die schönsten vollen Theater haben, Festspielhäuser im edelsten Wortsinn. Das kann nicht der einzelne Künstler bewirken, selbst nicht mit der erhabensten Dichtung und der gehobensten Darstellung; das kann nur die Gesamtheit, die all das trägt, mit Freuden trägt, auch die Kosten trägt.‘

Das nämlich wünscht Dehmel, nicht etwa: daß ‚ein Verein wohlwollender Menschenfreunde gütigst Schauspielhäuser stiften und dann darin mit Gönnermiene Volksfeste arrangieren möchte‘. Aber das ‚Volk‘ — als Volk, als Masse — wird sich nie ‚auf sein bestes Selbstbewußtsein‘ besinnen und die ‚Unsummen Sammelgelder, die man jetzt mit idealem Aplomb auf den Altären der Parteien für qualmige Phrasenorgien opfert, zu reellerer Volksbeglückung verwenden‘: es wird allzeit die reelle der ‚reelleren‘ vorziehen.

Und weder der soziale noch der Staatsgedanke hat für die Pflege unvergänglicher Seelenwerte ‚allverbindliche‘ Kraft genug, wohl aber ein auf ‚höchste Geistespflege‘ gerichteter Erkenntnistrieb und Glaubenswille, die beide aber letzterdings *nur* in einer weltsicheren Religion gründen und fruchtbar gemacht werden können.

Die Religion aber wendet sich nicht an die Masse als solche, sie stachelt nicht die Masseninstinkte durch imaginäre Idealvorstellungen, treibt keine Interessen- oder Koalitionspolitik, sie verpflichtet einzig und allein den *persönlichen* Menschen, jeden Menschen ohne Ausnahme und ohne Rücksicht auf Standes-, Partei- und Staatsinteressen auf ein absolutes Sittlichkeitsgesetz, das nichts anderes als ‚höchste Geistespflege‘, Verwirklichung eines allmenschlichen Ideals, bezweckt, dessen Erkämpfung alle Momente dramatischen Lebens in Szene setzt, dessen Erfüllung angewandte, vollendete Ästhetik ist.

Hier gilt es denn auch einzusetzen. ‚Mit ästhetischen Rezepten‘, das sieht Dehmel selbst ein, ist hier nichts zu erreichen, obwohl das Ästhetische immerhin noch ein absoluter Faktor ist; noch weniger indes durch wirtschaftliche Rezepte, wie sie Dehmel verschreibt, und durch *den* Glauben, der, wie Dehmel an anderer Stelle sich selbst glauben machen möchte, den Untergang des einzelnen erträglich mache ‚durch die Arbeitsleistung für ein unendlich Gemeinsames‘. Was



Jan Toorop/Pastor Dr. Ariens.



Jan Toorop/Mädchenbildnis.



ist denn dieses unendlich Gemeinsame? Und was hat der einzelne von dem ‚unendlich Gemeinsamen', wenn er als Ich, als Persönlichkeit mit sittlichem Eigenwert, untergeht, gleichviel, ob man sich diesen Untergang mehr roh materialistisch oder mehr spiritualistisch vorstellt?

Nur das Persönlichkeitsprinzip des Christentums und die persönliche Verantwortlichkeit im Guten und Schlimmen besitzt weltüberwindende und darum ‚allverbindliche' Kraft; wie im Leben, so auch in der Kunst.

Und da bloß ästhetische, soziale u. a. Rezepte keine Gewähr für die endliche Befriedigung eines starken Bedürfnisses bieten, sollte man es nicht doch am Ende mit ‚der' Religion versuchen? Zunächst im Leben versuchen, selbst wenn sie auf die Masse einstweilen nicht wirkt? Wenn sie nur in den ‚kultiviertesten Exemplaren des Homo sapiens' wirkend würde: ‚es liegt im Wesen der menschlichen Strebsamkeit, daß der gemeine Mann den vornehmen nachahmt!'

Ein so gebildetes Publikum würde alle Erwartungen Dehmels übertreffen; es würde ein Theater verlangen, wo es sich zur ‚höchsten Geistespflege' versammelt, was ihm in einer ‚Messe' einstweilen wohl besser gelingt als etwa in Dehmels unglaublich dilettantischer ‚Lebensmesse'; es würde wohl auch unsere wie Rohre im Winde schwankenden Künstler dahin beeinflussen, sich in den Geist dessen, wodurch es sich in Andacht versammelt fühlt, so zu vertiefen, daß sie mit Beschämung zu einem neuen Glaubenswillen erwachten, der sie aus dem Kampf um das menschliche Ideal heraus wirkliche ‚Lebensmessen' dichten lehren würde, worin die dramatischen Helden dann, ‚menschlich irrend' die Menschheit über ihre wahre Bestimmung berieten, während die Religion, wie ihr göttlicher Stifter, die Menschheit darüber menschlich nicht irrend berät: Das wäre ein Idealbündnis von Religion und Kunst im Künstler selbst, der in jeder dramatischen, überhaupt in jeder menschlichen Handlung als treibendes Moment den Erkenntnis- und Glaubenswillen erkennt und darstellt, den die Religion als unumstößliche Wahrheit und notwendigen Weg zum ‚Leben' lehrt. Fl.



Rundschau

Religion

Christentum und Caritas. Schon vor fast hundert Jahren klagte der edle Sailer (in der Vorrede zu seinem ‚Handbuch der christlichen Moral'), daß in der Moral seinerzeit die wesentliche Richtung nach oben zernichtet ward. Eine wahre Religionsscheu habe sich eines großen Teils der denkenden Welt bemächtigt. Sie scheuten Religion überhaupt, sie scheuten christliche Religion insbesondere, sie scheuten das Positive in der christlichen Religion noch mehr, sie scheuten in dem Positiven das Katholische am meisten.

Diese Religionsscheu habe sich auch der Wissenschaft bemächtigt; auch Gelehrte scheuten die Religion wie Kinder die Gespenster, und manche setzten den Gipfel der Wissenschaft in den Gipfel der Religionsscheu.

Diese Religionsscheu habe sich vorzüglich der Moral bemächtigt; viele glaubten, die Moral nicht fest gegründet zu haben, bis sie von Gott losgemacht wäre.

So entblößten sie die Moral von allem Göttlichen; Gott und Christus fand in ihr keinen Platz mehr. Dann ward auch das Gefühl, und zwar das schönste, das lauterste, das der heiligen Liebe, aus der Moral gebannt.

Dadurch verlor die Moral all ihre Herrlichkeit; denn was das Universum ohne Gott, das ist die sittliche Welt ohne Religion, das Christentum ohne Christus, die Tugend ohne den Geist der Liebe.

Eine andere Entstellung erfuhr die Moral in ihrer Beziehung nach unten. Die Freunde des Lebensgenusses erniedrigten die Moral zur ergebnen Dienerin, die willig bemüht war, den Launen und Ansprüchen ihres Herrn zu entsprechen. Die Moral ward zur Klugheitslehre. Indem der sinnliche Genuß schonend begrenzt wurde, sollte er zugleich gesichert und in seiner Art verewigt werden.

Was würde Sailer sagen, wenn er die Entwicklung der ‚Diesseits-Moral' seit hundert Jahren beobachten könnte! Man spricht mit Recht von einer Anarchie des sittlichen Denkens. Es gibt kaum noch eine Forderung des christlichen Sittengesetzes, die nicht im Namen der neuen Ethik als überwundener Standpunkt betrachtet würde. Anderseits besteht ein heißes Bemühen, jedes Verlangen des Trieblebens mit sittlichen Lappen aufzuputzen und es der staunenden Menge als sittlich erlaubt oder wertvoll hinzustellen. Manchen Vertretern einer antichristlichen Moral kann man wohl als Entschuldigungsgrund zubilligen, was auch von manchen ‚Freidenkern' gilt: sie bekämpfen eigentlich nicht das Christentum, sondern die Wahnvorstellung, die sie von der christlichen Glaubens- und Sittenlehre haben.

Den Vertretern der Offenbarungsreligion bleibt da die dornige und nie ganz gelöste Aufgabe, allen Entstellungen gegenüber den wahren Gehalt und die wahre Gestalt des katholischen Glaubens und Lebens unermüdlich zur Darstellung zu bringen.

Das hat Franz Schaub vor kurzem für das große, wichtige Gebiet der Caritas mit gutem Erfolg versucht.* Aus zwei Vorträgen entstanden, ist diese Schrift in der Entwicklung der Gedanken nicht ganz einheitlich und in der Bearbeitung des weitschichtigen Materials nicht völlig gleichmäßig noch erschöpfend und will es nicht sein. Aber als Gesamtorientierung über die Grundsätze der katholischen Caritas und ihre Gegensätze — kann sie weiteren Kreisen eine erwünschte Übersicht über das ganze Gebiet der christlichen Liebesarbeit bieten und dadurch auch die Einzeltätigkeit wirksam anregen.

Im ersten Teil: ‚Theorie der katholischen Caritas in ihren Grundzügen' erweckt unser besonderes Interesse das Verhältnis der Caritas zur staatlichen Armenpflege und zur

* Dr. Franz Schaub, Kgl. Lyzealprofessor in Regensburg. Die katholische Caritas und ihre Gegner. 237 S. gr. 8°. Volksvereins-Verlag. M.-Gladbach 1909. M. 2,20.

Sozialpolitik, sowie besonders die Formulierung von drei Forderungen an die Caritas der Gegenwart. Die erste Forderung, schon oft erhoben, betrifft die einheitliche Organisation aller Liebesarbeit. Eine zusammenfassende Leitung, in deren Hand all die Fäden zusammenlaufen, ermöglicht das einige und planvolle Zusammenarbeiten der mannigfachen Vereine und Anstalten; sie kann auch die Ergebnisse der Einzelerfahrungen leicht sammeln und zum Vorteil aller verwenden.

Dieser planmäßigen, großzügigen Organisationsarbeit entspricht die Ausbildung und Anstellung von möglichst vielen Berufsarbeitern. Theoretische Schulung und praktische Ausbildung von Spezialisten wird unvergleichlich mehr leisten als bloße Dilettantenarbeit, so wertvoll und unentbehrlich diese im einzelnen Falle auch bleibt. Durch Teilnahme an Kursen, durch Mitarbeit in Musteranstalten, durch Besprechungen mit gleichartigen Berufsgenossen, durch Lesung von Zeitschriften und Büchern muß der einzelne sich die nötige Begeisterung, Anpassungsfähigkeit und Weitsicht zu erhalten und zu stärken suchen. ‚Was Bedürfnis der Zeit ist, das ist Gottes Wille.‘ (Th. Florentini.)

Um ein stärkeres Interesse und Mittun in den Schichten der Gebildeten und des ganzen Volkes zu wecken, muß über die Caritas eine größere Aufklärung verbreitet werden. Die Öffentlichkeit muß in Wort und Schrift mehr als bisher über die Bedeutung, das Wirken und die Ziele der katholischen Caritas und ihrer Einzelunternehmungen von Fachleuten unterrichtet, besonders auch der theologische Nachwuchs in dieses Gebiet, das der eigentlichen Seelsorge so eng angrenzt, gründlich eingeführt werden.

Der zweite, bei weitem umfangreichere Teil des Buches behandelt eingehend die Einwände, die von evangelischer, humanitärer und von extrem-individualistischer und ebenso extrem-sozialistischer Seite her erhoben werden. Es finden sich hier gute Gedanken über den angeblichen ‚Gesinnungsmangel‘, die ‚gesetzmäßige‘ Art, die ‚Lohnsucht‘, die ‚Kritiklosigkeit‘ des katholischen Almosengebens. Hieran schließt sich ein sehr ausführlicher, ins einzelne gehender Beweis aus den Zeugnissen des altchristlichen und mittelalterlichen Schrifttums. Die einflußreichsten Autoren kommen in zahlreichen Stellen zu Wort und gewähren zugleich einen tieferen Einblick in die wesentlichen, im großen und ganzen unveränderten Prinzipien der christlichen Caritas. Besonders Theologen werden mit Nutzen diese Wolke von Zeugnissen studieren.

An mehreren Stellen erwähnt Schaub auch die Zusammenhänge zwischen caritativem Wirken und der Übung der Askese. Die echte Liebe ist tatenfroh und opferfreudig. Die Askese, die planmäßige Anstrengung zur Überwindung und Ordnung des sinnlichen Begierdelebens, schafft in der Seele Raum zur opfermutigsten Liebe. Es ist erfreulich, daß die lang verkannte Bedeutung der Askese — als Voraussetzung alles sittlichen Lebens — auch anderwärts wieder Verständnis und Wertschätzung findet. M. Maurion, der verstorbene französische Ethiker, von dessen sittlichem System Dr. H. Schöen in der Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik (Langensalza, 11. Jahrg. cf. S. 503 ff.) eine inhaltsreiche Skizze bietet, bezeichnet es als Verdienst des Christentums, daß es das Mitleid zur dauernden Eigenschaft des Menschen gemacht hat, während Griechen und Römer nur einzelne Augenblicke des Mitleids gekannt hatten. Die alles umfassende Liebe, das ist Maurions Überzeugung, die aufopfernde Barmherzigkeit kann nur dann vorhanden sein, wenn jede Spur von Egoismus verschwunden ist. Und diese Selbstentsagung ist von einem gewissen Asketismus nicht zu trennen. Die Völker, die den Asketismus niemals gekannt haben, kennen auch nicht die größten Entfaltungen der Barmherzigkeit und der alles umfassenden Liebe. Wohl lehrten auch die Schüler Buddhas — Geduld, Demut, Entsagung, Friede, Mitleid und Liebe. Doch in seinem Mangel an Maß ging der Buddhismus auch hier weit über sein Ziel hinaus. Es wurde als Pflicht angesehen, sogar die schädlichsten Tiere zu schonen. Tiger und Wölfe durften nicht getötet werden.

Frei von solchen Übertreibungen erreichte der wahre Asketismus im Christentum das richtige Ziel. Entsagung und Liebe hängen für den Jünger Christi untrennbar zusammen. Am Kreuze des Welterlösers haben sich beide immer wieder entzündet.

Seit aber der Asketismus aus der Schule und aus dem Leben immer mehr schwindet, hat auch, nach Mauxion, in demselben Maße die ursprüngliche Liebe ihren früheren, aufopfernden Enthusiasmus verloren, um gar oft zur oberflächlichen Philanthropie zu werden, die große Reden über Gleichheit und Brüderlichkeit hält, aber vor dem wirklichen Opfer zaudert. Sie tut zwar das Gute, wenn es nicht viel kostet, aber heldenmütig entsagen ist nicht ihre Sache. Die philanthropischen Theorien verdanken ihr Entstehen dem Einfluß des Christentums, haben aber dessen heldenmütige Aufopferungskraft verloren.

Dieses Verhältnis von Humanität und Caritas behandelt auch Schaub in wohlgelungener Form. Er verficht mit großer Überzeugungskraft den Satz, daß der Humanität gegenüber die katholische Caritas den großen Vorzug der grundsätzlichen Einheit, Tiefe, Klarheit, Kraft und der tatenreichsten Geschichte besitzt. Die Caritas steht nicht im Gegensatz, sondern im Verhältnis der Überordnung und heiligen Durchdringung zur Humanität. Sie ist gottgeadelte Humanität. Sie übernimmt alle sittlich gerechtfertigten Gesichtspunkte der Humanität, erhebt sie aber in eine höhere Sphäre; sie gibt ihnen eine übernatürliche Weihe, indem sie dieselben in den Dienst übernatürlicher Ziele und Kräfte stellt. ‚Noch viel notwendiger als unerschöpfliche Quellen materieller Hilfsmittel ist ein laufender Brunnen tiefster und echter caritativer Gedanken, Gesinnungen, Motive, Affekte — denn aus ihnen keimen die guten Entschließungen, und aus diesen wachsen hervor die edlen Taten und die heroischen Opfer.‘ (Keppler, Caritas 1898.) Und fünfzig Jahre vorher hat W i c h e r n bereits in anderer Form dasselbe gesagt: ‚Nicht Geld, nicht Häuser, nicht Schlösser und Landgüter . . . können helfen, wenn nicht die Personen da sind, welche die Arbeit mit andauerndem Eifer und Geschick zu der ihrigen machen.‘

Übrigens ist auch die sog. rein natürliche Humanität nicht imstande, sich von den tausend unsichtbaren und unfaßbaren Einwirkungen des gegenwärtigen christlichen Lebens und einer zweitausendjährigen christlichen Geschichte vollständig abzuschließen. Die Vertreter der Humanität zehren oft, ohne es zu ahnen, von den Schätzen altchristlichen Erbgutes. Vielleicht bildet diese humanitäre Geistesrichtung, ähnlich wie einst die heidnischen Philosophien des Altertums, eine Brücke zu einem besseren Verständnis und einer gerechteren Schätzung des Christentums? Ernst geübte Humanitas mag leicht die Vorstufe werden zur eigentlichen Caritas.

Noch hat sich Schaub mit den extremen Verächtern aller Wohltätigkeit auseinanderzusetzen. Zu ihnen gehört als Vertreter der ‚Herrenmoral‘ besonders Fr. Nietzsche, der Prophet des geistigen Nihilismus und der sittlichen Anarchie. Auch er kennt das Christentum nicht, das er schmäht. Das Christentum ist lebenbejahend im höchsten Sinn; der christliche Lebenswille umfaßt neben der knappen Zeitlichkeit das ewige Leben in höchster Potenz. Die Verbindung mit Gott, dem Urgrund des Lebens, bedeutet eine außerordentliche Erhöhung und Steigerung der menschlichen Lebenskräfte. Die menschliche Persönlichkeit ist dem Christentum wertvoller als die ganze Welt. Zahllos sind die christlichen Helden, die ihr innerstes Selbst in furchtlosem Leiden und Sterben gegen alle irdischen Gewalten behauptet haben. Aber Seelengröße ist nicht gleichbedeutend mit der dumpfen Macht selbstischer Instinkte. Klein wird, wer sich der Selbstsucht hingibt. ‚Die Kultur der Selbstsucht ist Kultur des Todes.‘ (Schell, Christus.)

In der Auseinandersetzung mit den Vertretern des demokratischen Sozialismus findet sich (S. 224) ein schönes Wort von F. D u p a n l o u p, dem geistreichen Bischof von Orleans, das hier seinen Platz finden möge: ‚Ich sehe gar gern die Zahl derer wachsen, welche sich durch das Almosen er-

niedrigt fühlen, welche das Spital ausschlagen und keine Unterstützung wollen, wenn sie es nicht unumgänglich bedürfen, welche mutig all das Mögliche tun, um dessen entraten zu können. Es ist dies ein Fortschritt in der Tugend, der Würde, dem Wohlstand. Ich lobe den, der sagt: mendicare erubesco, zu betteln schäme ich mich. (Luk. 16, 3.) Es ist erniedrigend zu empfangen, wenn man sich selbst genügen kann, herumzustreichen oder zu faulenzen, wenn man ein guter Arbeiter sein kann. Aber was will das sagen? Einfach, daß Trägheit erniedrigt, das ist alles. Die christliche Liebe erniedrigt keineswegs, wenn man ihrer wirklich bedarf, und, das ist die zweite Bedingung, — wenn sie mit Herz und Unterscheidung geübt wird, wie es das Christentum lehrt.'

Mit Nachdruck betont Schaub, daß das Almosen als Lohnergänzung freilich kein Wohlwollen gegen die arbeitende Klasse ist, sondern bitterstes Unrecht und eine gesellschaftliche Sünde und Schande. Ebenso begreiflich wie berechtigt ist die Entrüstung über jene Art von Wohltätigkeit, die gelegentlich glänzender Vergnügungen den Armen einige Brosamen zuwirft und damit ein gutes Werk oder gar die volle Schuldigkeit getan zu haben meint. Aber ebenso äußerlich und mechanistisch ist die sozialistische Auffassung der Ethik, wonach der Zustand der gesellschaftlichen Organisation auch für die sittliche Lebensführung das einzig entscheidende sei. Das Christentum weiß, daß die innere Seelenverfassung auch für die Beeinflussung der soziologischen Verhältnisse das erste und grundlegende ist. Die Wahrheit und Kraft von oben, die im Christentum wirksam ist, hat die innere Seelenwelt umgeschaffen, hat das geistige Leben der Persönlichkeit unsagbar vertieft und bereichert und hat auf diesem Wege — von innen nach außen — auch die äußeren Lebensverhältnisse umgestaltet und versittlicht.

Die christliche Liebe ist — ihrer Idee nach — allumfassend und lebenschaffend wie Gottes Geist selber, von dessen Feuer sie brennt, von dessen Kraft sie zehrt. Liebe ist die Heimstätte der allein wahren Kultur; ihr höchstes Ziel: für die Herstellung der gottebenbildlichen Persönlichkeit in sich und allen nach Kräften zu wirken.

Dr. theol. Bernh. Strehler.

Philosophie

Aristoteles als Erzieher. Jener Szene in Platons ‚Gastmahl', da Alkibiades Sokrates' Haupt mit Bändern umwindet, den Meister rühmend, ‚der mit seinen Worten über alle Menschen und nicht nur einmal, sondern immer siegt,' dieser Huldigung der Kraft vor der Weisheit mag man wohl gedenken, wenn man sich im Idealbild vor Augen halten will, wie jenes erhabene Lehrer- und Schülerverhältnis sich gestaltet haben mag, das die geschichtliche Fügung zwischen Aristoteles, dem ‚Maestro di color che sanno' und Alexander von Makedonien, den die Welt seitdem ‚den Großen' zubenannte, gewollt hat. Von je hat die Phantasie der Völker dieses Bild des künftigen Welteroberers zu Füßen des Weltenlehrers mit allen jenen großartigen, hie und da auch scherzhaften Sagen umsponnen, denen Wilh. Hertz (‚Aristoteles in den Alexanderdichtungen des Mittelalters') so liebevoll nachgegangen ist. Aber auch die nachdenkende wissenschaftliche Erforschung des Sinns der Geschichte mußte immer wieder bei diesem Bilde verweilen, und Hegel — in seiner ‚Geschichte der ‚Philosophie' — durfte mit Fug darin einen mächtigen apologetischen Beweis für die erzieherische Kraft der Vernunfterkenntnis erblicken: ‚Die Bildung Alexanders schlägt das Geschwätz von der praktischen Unbrauchbarkeit der Philosophie nieder.' Noch während seiner Eroberungszüge in Asien, mitten im Aufstieg zu märchenhafter Macht, schrieb Alexander dem verehrten Lehrer: ‚Mir wäre es lieber, durch die Kenntnis des Besten, was man wissen kann, als durch Macht andere zu überragen,' und bekannte sich so zu dem geklärten Herrscherideal, das freilich nicht mehr, wie bei Platon, die Philosophen zu Königen bestimmen, aber die Könige zu Weisen gebildet wissen will.

Den Erziehungsgrundsätzen, die Aristoteles bei diesem seinem vornehmsten Schüler

erprobt hat, forschten bereits im Altertum eigene Untersuchungen nach, die jedoch nicht auf uns gekommen sind. Die da und dort zerstreuten Überlieferungen zu einem wirklich organischen Lebensbilde zusammenzufassen, ist vollkommen erst in unseren Tagen geglückt in der — nicht nur für Pädagogen, sondern für jeden an den höchsten Kulturproblemen anteilnehmenden — überaus lesenswerten Schrift ‚Aristoteles als Pädagog und Didaktiker', die Otto Willmann zu der Monographienreihe ‚Die großen Erzieher' beigesteuert hat.* Gerade die Grundprobleme, die unsere Zeit wieder so lebhaft bewegen: der Vorrang der Charakterbildung vor der bloßen Wissensbildung — Aristoteles wollte einen Alexander, keinen ‚Alexandriner' erziehen —, eben darum die rechte Verwertung aller intellektuellen Bildungsfaktoren zur Läuterung und Erhebung des ganzen Menschen, und als höchstes Problem die richtige Balanzierung der individuellen und sozialen Erziehungselemente, für alle diese Grundfragen weiß Willmann aus den theoretischen Schriften und praktischen Maßnahmen des Stagiriten ein pädagogisches System als Antwort zu ermitteln, das seinen Grundzügen nach, je mehr man sich darein vertieft, desto eindringlicher auch heute noch die Richtigkeit des Wortes von Melanchthon erkennen läßt, der Aristoteles feierte als ‚den Lehrer der rechten Weise zu lehren und zu lernen'.

Unter allen den Vorzügen der aristotelischen Erziehungsmethodik sei nur einer hervorgehoben, der am innerlichsten mit seiner ganzen Denkweise zusammenhängt: Ihm, der den Entwicklungsgedanken bereits in einem ganz anderen und tieferen Sinne zur Leitidee seiner Philosophie genommen hat,** als es heute zumeist nur aus einseitig naturwissenschaftlichen Auffassungen geschieht, ihm dem alles Lernen einen Prozeß des geistigen Wachstums der Persönlichkeit bedeutet, dem es als höchstes Merkmal des Wissens galt, andere wissend zu machen, ihm gelang es auch, die große Synthese zwischen der reinen Erfahrungserkenntnis des Naturforschers und der überweltlichen Spekulation des ‚Theologen' organisch zu vollziehen, den Stufengang aufzuhellen, der beim natürlichen Erkennen einsetzend ‚aus dem Flachland zu den Höhen des Gedankens führt', und doch stetig in Erinnerung hält, ‚daß die Pfade zum Aufklimmen in der Ebene beginnen'. Den Aufstieg von der sinnlichen Einzelerkenntnis zur gedanklichen Allgemeinerkenntnis setzt Aristoteles in einer berühmten Stelle der ‚Metaphysik' zur sittlichen Vervollkommnung in unmittelbare Beziehung: ‚Das Lernen geht bei jedermann von geringeren Erkenntniswerten zu höheren fort; es ist dies der gleiche Vorgang, wie beim sittlichen Handeln, wo man von individuellen Gütern zu dem an sich und für jedermann Guten fortschreitet; geradeso macht man das individuell Erkannte zu einer an sich gültigen Erkenntnis. Was jemand von sich aus und zuerst erkennt, hat oft geringen Wert und wenig oder gar keinen Wahrheitsgehalt; trotzdem muß man versuchen, von solcher minderwertigen Kenntnis zu gültigen Erkenntniswerten überzugehen, indem man, wie gesagt, an sie anknüpft.' Diese Erhebung vom Individuellen zum Allgemeinmenschlichen, die auch in der Kunst durch Emporläuterung aus selbstischen Affekten zum Mitempfinden alles typisch Menschlichen sich vollziehen soll, diese schließliche Einordnung alles Vereinzelten und Vereinzelnden in ein überblickendes ‚Schauen' des Ganzen, diese echte geistige Universalität, in der alle Vielwisserei überwunden ist, läßt uns erst ganz begreifen, warum Aristoteles, wie einst für Alexander, so für die Erkenntnissuchenden aller Zeiten zu den lehrenden Meistern zählt.

Dr. M. Ettlinger.

* Berlin 1909, bei Reuther und Reichard. Br. M. 3.—, gebd. M. 3.60.

** Eine allseitige und kritisch besonnene Darlegung des „Entwicklungsgedankens bei Aristoteles" gab jüngst Hans Meyer (Bonn 1909, bei Hanstein, br. M. 3.—).

Literatur

Wir und Schiller. Am 10. Nov. feierten wir den 150. Geburtstag Friedrich Schillers. Feierten? Wirklich? Seien wir

ehrlich und sagen wir, daß wir ihn begingen, wie wir den Geburtstag eines guten Bekannten, zu dem wir eingeladen sind, begehen, wie wir am 50., am 100. Geburts- oder Todestage eines Geistesheroen, Politikers oder Künstlers, der unserem Gedächtnis noch nicht vollkommen entschwunden ist, aus Pietät dieses Geistesheroen, Politikers oder Künstlers gedenken. So haben wir den 100. Todestag Friedrich Schillers begangen, so begingen wir seinen 150. Geburtstag. Wir hofften, den Dichter in unserem Herzen wieder zum Leben erstehen zu sehen, hofften, ihn in seiner ganzen Glorie wieder in unsere Mitte aufnehmen zu können. Verlorne Liebesmüh! Friedrich Schiller ist uns längst entschwunden. Der größte deutsche Dramatiker ist unserm Herzen fremd, sein Genius unseren Sinnen unverständlich geworden. Und doch haben wir alle ihn einmal besessen, geliebt, haben wir alle seinem Genius gehuldigt, wir alle ehrerbietig und voller Begeisterung zu ihm aufgeschaut. Damals waren wir noch jung, waren wir noch enthusiastische Idealisten, die dem mächtigen Pathos ihres vergötterten Dichters lauschten, wie Moses dem Worte Gottes. Damals wußten wir noch unsern Dichter gegen Angriffe zu verteidigen, ihn in grenzenlosem Enthusiasmus Goethe gegenüber auf den Schild und in den Himmel zu erheben. Heute kann uns auch die ärgste Schmähung nicht mehr in Aufregung versetzen. Mit unserer Jugend haben wir auch unsere Jugendliebe abgestreift. Unserem ‚gereiften‘ Verstande vermochte das Pathos Schillers nicht mehr zu genügen, und treulos wandten wir ihm den Rücken, um uns der ruhigen, abgeklärten und schlichten Geistes- und Seelenwelt Goethes zuzuwenden. Und wie wir einst diesem gegenüber Schiller betonten und auf den Schild erhoben, so betonen wir nun Schiller gegenüber den Olympier Goethe.

Und warum? Uns interessiert nicht mehr das Volk, die Masse, die uns der Volksdichter Schiller in all ihrem Leben und Streben vorführte, — uns interessiert das Einzelindividuum, der Mensch an sich, die Seele dieses Menschen. Sie vor allem beschäftigte den Dichter des ‚Werther‘, der ‚Wahlverwandtschaften‘, des ‚Faust‘ und des ‚Tasso‘, sie und ihre Eigentümlichkeiten, ihre schwachen und ihre pathologischen Seiten. Und sie ist es auch, deren sich die moderne Dichtung, deren sich ein Ibsen und Hauptmann angenommen haben, und auf die sich das Hauptinteresse des modernen Menschen konzentriert. Unsere Zeit gehört dem Einzelindividuum, und ihm gehört auch unsre Kunst, die noch zu keiner Zeit so persönlich, so ausschließlich seelenanalytisch war, wie jetzt. Weil aber Goethe in seinen Werken so ganz sich selber gab, nicht die Masse, das Volk, sondern das Einzelindividuum gestaltend, weil wir in seinen Gedichten, Romanen und Dramen eine Beichte erblicken dürfen, wie wir sie in den Werken Henrik Ibsens erblicken, darum steht uns Goethe näher als Schiller, darum neigen wir dazu, jenen in unserer Schätzung höher als diesen zu werten . . .

So kam es denn, daß uns Individualmenschen Schiller entfremden konnte, daß die Begeisterung, die ihm einst in so hohem Maße zuteil wurde, sich nun auf Schule und Volk beschränken muß, die glücklicherweise von unserem analytischen Bedürfnis noch unberührt, noch nicht gewohnt sind, an eine aus tiefster Seele herausgeborene Kunst nur mit dem Verstande heranzutreten, mit einem alles zersetzenden, Herz und Gemüt überwuchernden Verstande. Das ist es ja, was an dem Niedergang unserer Kunst die Hauptschuld trägt: dieses Überwiegen des Intellekts, der reinen Verstandesarbeit. Unsre Künstler denken viel zu viel, und viel zu viel denken auch ihre Freunde und Anhänger. Der Verstand war aber zu allen Zeiten der größte Feind der Kunst. Wo er dominiert, wo er der einzig erzeugende Faktor ist, da ist die Kunst am Scheidewege angelangt, da artet sie aus, da wird sie Virtuosentum oder Wissenschaft. Unsre heutige Kunst ist in ihren wesentlichen Teilen nichts anderes. Sowohl in der Malerei, wie in Musik und Dichtung — überall dominiert der Intellekt, überall wird das Hauptgewicht auf das Äußerliche, Technische, Formale gelegt, auf

alles das, was in so ausschließlicher Weise wohl den Virtuosen, nicht aber den Künstler qualifiziert. Und dementsprechend weiß der moderne Mensch nur noch mit dem Verstande, nicht aber, wie einst, mit dem Gemüte zu genießen und zu urteilen.

Es ist charakteristisch für unsre Zeit, wenn ihr größter komponierender Virtuose: Richard Strauß, zugleich ihr größter Komponist, wenn ihr am meisten mit dem Intellekt gestaltender Schauspieler: Joseph Kainz, zugleich ihr größter Darsteller ist. Nur in ihr war ein Seelenanalytiker wie Ibsen, nur in ihr die mathematische Methode eines Conan Doyle möglich. Und nur aus einer solchen Zeit der technischen Interessen und Veräußerlichung der Kunst konnte der Impressionismus in der Malerei mit seinem Betonen des Technischen und der Form herausgeboren werden.

Allein das Virtuosentum ist nicht von langem Bestand. Mit seinem Schöpfer steigt auch es zu Grabe, um gleich jenem schon nach Jahren, selten erst nach Jahrzehnten der Vergessenheit anheimzufallen. Wieviel von dem, was unsre Zeit an ‚Kunstwerken‘ hervorbrachte, ist doch schon vergessen! Wie viele von den noch lebenden ‚Künstlern‘ sind in unserem Gedächtnis bereits ausgewischt, tot! Und wie viele von ihnen kämpfen den verzweifeltesten Kampf, um nicht noch zu Lebzeiten übersehen, vergessen zu werden! . . .

Für Sophokles und Shakespeare, für Lionardo und Rembrandt, für Beethoven und Wagner kämpft niemand. Und doch leben sie noch immer unter uns, werden sie immer unter uns leben. Und ebenso Goethe und Schiller, der unserem Herzen schon so sehr entfremdete Schiller! Sie alle haben nicht nur für den Moment — sie haben für die Ewigkeit geschaffen; sie waren Künstler, große, geniale Künstler, deren Werk eine Zeit wohl gleichgültig oder gar feindlich gegenüberstehen mag, deren Existenz jedoch menschlicher Erinnerung nicht vollkommen schwinden, in ihr nicht ganz verblassen kann.

Wenn wir Schiller auch nicht mehr lieben, wie wir ihn einstmals liebten — niemand wird jemals seine Existenz leugnen, niemand sie vermissen wollen. So sehr ist sein Wesen immer noch mit uns verbunden, verwachsen! Vielleicht kommt einstmals der Tag, da es in uns zu neuem Leben, neuer Blüte ersteht, vielleicht, wenn die moderne Dramatik vom Erdboden und aus dem Gedächtnis der lebenden Generation verschwunden und neue Pfadfinder neue Wege suchen. Wer weiß, ob diese neuen Wege nicht von seinen, von den jetzt lebenden Dramatikern mißachteten Dramen ihren Ausgang nehmen werden! Mit diesen Dramen ist die deutsche Dramatik geboren und zur Blüte gelangt — vielleicht dienen sie der Dramatik der Zukunft als Wegweiser zu neuen Zielen, zu einer neuen Kunst, einer neuen Ewigkeitskunst. Goethe hat uns den typischen Menschen geschenkt. Seine Gestalten haben allgemein-gültige, für alle Zeiten typische Bedeutung. Einen nach aller Weisheit und Wahrheit des Himmels strebenden und zugleich am Irdischen, Sinnlichen und Niedrigen hängenden Faust wird es geben, so lange es Menschen gibt. Stets wird das naiv verlangende unschuldige Naturmädchen sich fühlen und geben wie Gretchen, stets der impulsive, überaus sensible und neurasthenische Künstler sich selbst zum Unglück werden wie Tasso, der sorglos-vertrauende Optimist gleich Egmont in eine Falle geraten und untergehen . . . Schiller zeigte uns die nach idealen Zielen strebende Menschheit, die allgemein-gültige, für alle Zeiten typische Idee und Bewegung . . .

Darin liegt eben der Ewigkeitswert dieser Dichtungen, daß sie nichts Spezielles, Exzeptionelles geben, sondern Naturgesetze und Wahrheiten, die sich immer wieder nachweisen lassen, in den verschiedensten Zeiten sowohl wie unter verschiedenen Völkern, wenn nur die bedingenden Verhältnisse dieselben sind. Daß Schiller dabei die Menschen und Ideen, die sich in seiner Phantasie, seiner Seele formen und drängen, in historische Epochen, historische Vorgänge und Verhältnisse zurückversetzt, das entspricht dem innersten Wesen einer wahren, auf einen langen

Bestand Anspruch machenden Dramatik, deren Aufgabe es ist, brennende, weltbewegende Ideen und Strömungen in historisches Gewand zu kleiden, um ihnen damit Wirklichkeitswert und absolute Gültigkeit zu verschaffen und sie gleichzeitig in die für die objektive Betrachtung und Würdigung nötige Distanz zu versetzen. Vielleicht und wahrscheinlich, daß das Drama der Zukunft auf die Schillersche Rhetorik verzichten und seine Sprache wirklicher und natürlicher gestalten wird — von seiner Auffassung vom Drama, wie sie sich in seinen großen Dichtungen in so glänzender Weise betätigt, wird es sich kaum zu emanzipieren vermögen. Darin wird ihm Schiller das von der Moderne unerreichte Vorbild abgeben und bleiben, ein Vorbild, für das die deutsche Dichtung keinen Ersatz zu bieten vermag. Wenn wir das noch nicht völlig zu würdigen wissen — die Menschheit des Jahres 1959 wird es gewiß . . .

Dr. E. Markus.

Gegen die Lesepest, für eine gute Jugend- und Volkslektüre wird gerade in unseren Tagen allerwärts mit erfreulichem Eifer und wachsender Tatkraft — nicht nur geschrieben und gesprochen, sondern auch gehandelt. Die Erkenntnis nämlich, daß wir die gleich einer Volkskrankheit wirkende Lektüre der Schundliteratur weniger durch Predigen und Schelten, als vielmehr positiv, durch eine vernünftige literarische Erziehung erfolgreich bekämpfen können, scheint allmählich zum Gemeingut aller beteiligten Kreise zu werden; sie tritt in den zahlreich erscheinenden Lesebroschüren fast durchweg zutage. Wohl sehen deren Verfasser die Belehrung der Jugend und der Eltern über Wesen, Arten und Wirkungen der Schundliteratur, sowie die Beeinflussung des Buchhandels durch Beratung, Warnung und Boykott nicht als bedeutungslos an. Aber einen dauernden, aus sich heraus weiterwirkenden Erfolg erwarten sie nur von der Erziehung der Jugend und des Volkes zu einer verständigen, Geist und Geschmack bildenden Lektüre.

So sucht denn Laurenz Kiesgen in seinem Büchlein ‚Die Lesepest'* die heranwachsende Jugend nicht nur über den Unwert der Schundliteratur und die schlimmen Wirkungen ihrer Lektüre aufzuklären; er setzt seinen jungen Lesern auch auseinander, daß ihnen die Lesung guter Dichterwerke zu einer Quelle bildenden Genusses wird, fügt auch eine Liste solcher Schriften hinzu, die nicht nur wohlfeil und moralisch einwandfrei, sondern auch vielfach literarisch wertvoll sind, bietet also nicht mehr und nicht weniger als einen literarischen Ratgeber für die schulentlassene Jugend.

Solche Wege werden auch von weitwirkenden Behörden als die richtigen angesehen. In einer vielbeachteten Verfügung der Düsseldorfer Regierung wird eine erfolgreiche Wirkung des Kampfes gegen die Schundliteratur nur dann erwartet, ‚wenn es gelingt, dafür zu sorgen, daß die gute Literatur, die zahlreich in bester Auswahl für die verschiedenen Bekenntnisse, Geschlechter und Altersstufen vorhanden ist, möglichst viel Verbreitung findet.' Darum veranlaßt die Verfügung zur Gründung und richtigen Verwaltung von Jugend- und Volksbüchereien, zur gemeinsamen Lesung guter Erzählungsschriften in den oberen Klassen der Volksschule unter Leitung des Lehrers. ‚Es wird bei einer solchen Gelegenheit leicht werden, den Kindern zu sagen, daß es nicht nur eine Menge gleich anregender Bücher gibt, sondern daß diese auch zu einem billigen Preise zu haben sind. Ohne Schwierigkeit werden sich auch Verzeichnisse solcher aufstellen und in den Schulen aufhängen lassen. Durch die Einführung solcher Lesestunden, in denen statt der Übungsstücke des Lesebuches eine Unterhaltungsschrift (eine etwas unglückliche Bezeichnung!) gelesen wird, läßt es sich erreichen, daß in den jungen Lesern allmählich das literarische Verständnis und das Wohlgefallen an wirklich guter Lektüre gebildet werde.'

Man will also, um mit Wolgast, dem verdienten Vorkämpfer für eine literarisch wertvolle Jugendlektüre, zu reden, nicht nur

* Erschienen bei Butzon und Bercker, Kevelaer.

Lesestücke lesen, sondern ‚in der Schule zu einer Lektüre kommen, die eine länger andauernde Versenkung in ein und denselben Stoffkreis ermöglicht, die das Kind wenigstens längere Zeit in der gleichen geistigen Atmosphäre mit Lust verweilen läßt . . . Wir müssen Bücher in die Lesestunden bringen, die ein gemächliches Einleben in den Stoff, ein Untertauchen in gleichmäßig andauernde Stimmung und womöglich auch ein Liebgewinnen des Autors ermöglichen'.

Wolgast hat auch die praktischen Folgerungen aus seinen Überzeugungen gezogen. Er gibt im Münchener Jugendblätter-Verlage eine Sammlung der besten, für die Klassenlektüre geeigneten Schriften heraus: ‚Quellen. Bücher zur Freude und zur Förrung.' Sie soll unsere Jugend zu den Quellen führen, aus denen unsere nationale Bildung strömt. ‚Was man als altes Volksgut bezeichnen kann, liegt natürlich zunächst zur Hand: an die Kinderreime* schließen sich Märchen und Sagen an. Das Nibelungenlied und Gudrun dürfen nicht fehlen. Einige unserer Volksbücher, wie Eulenspiegel und Schildbürger, sind in der Sammlung unentbehrlich. Die Kinderreime müssen in einem Gedichtbändchen für kleinere Kinder ihre natürliche Fortsetzung finden, ein Volksliederband und ein Balladenband sich anschließen. Einige besonders für die Jugend geeignete Autoren, wie Hebel, Hauff, Uhland, Schiller u. a. sollen je in einem Bändchen zu den Schülern reden. Daß die moderne Erzählungsliteratur vertreten sein muß, versteht sich von selbst. Aber auch Briefe berühmter Männer und Frauen, sowie Biographien, Memoiren- und Reisewerke sollen in den Kreis der Quellenbücherei gezogen werden.' Bis jetzt sind erschienen: Aus den Sammlungen der Brüder Grimm zwei Märchen- und ein Sagenbändchen, ein Bändchen ‚Drollige Geschichten' aus J. P. Hebels Schwankbüchern, das Nibelungenlied nach dem Bericht von Ludwig Uhland, von Karl Simrock, zwei Bändchen Märchen von Hauff, ‚Die Schildbürger' von Gustav Schwab, ‚Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813' von Friedr. von Müller und Schillers ‚Wilhelm Tell'. Außer dieser Sammlung sind seit kurzem noch zwei weitere im Erscheinen begriffen: ‚Deutsche Jugendbücherei' (Berlin, Hillger) und ‚Bunte Bücher' (Reutlingen, Enßlin & Laiblin). Indes scheint mir die Quellenbücherei durch Vereinigung dreier Vorzüge: ungewöhnlich niedriger Preis bei zweckmäßiger und hübscher Ausstattung — die 80 Seiten starken, auf gutes Papier sauber gedruckten, steif kartonierten Bändchen kosten nur 20 Pf.! — und absolute literarische Vollwertigkeit des Inhaltes alle ähnlichen Unternehmungen zu übertreffen; man wird sie schlechthin gut nennen dürfen. Darüber aber kann kein Zweifel sein: Auf den angegebenen Wegen müssen wir in der Bekämpfung der Lesepest, überhaupt in der Förderung der literarischen Erziehung vorwärts kommen.

Joseph Antz.

* Über Wolgasts „Schöne alte Kinderreime", die der Quellenbücherei als Muster dienten, vergleiche Hochland 6. Jhrg. Bd. 1 Seite 347.

Kunst

Stile und Restaurierungen. Die alte und immer wieder aktuell werdende Streitfrage, inwieweit alte Bauwerke erhalten und in welchem Stil sie restauriert oder ergänzt werden sollen, hat auch den heurigen Tag für Denkmalpflege in Trier wieder beschäftigt. Die Frage ist ein rechtes Schmerzenskind. Kaum ist sie irgendwo zur Ruhe gebracht, so wird sie an einer andern Stelle wieder laut. Allgemeine Grundsätze stolpern immer wieder über praktische Fälle. Ein Grundsatz müßte aber im Gegensatz zu einer pedantischen Denkmalpflege mehr Boden gewinnen: nicht alles und jegliches zu konservieren, sondern weniger Wichtiges ruhig seinem unausbleiblichem Ruin zu überlassen. Wo kämen wir schließlich mit lauter konservierten und mumifizierten Architekturen hin? Es steckt doch manche historische Sentimentalität und philologische Unterscheidungslosigkeit für Wichtiges und Unwichtiges in dem Denkmälerkult. Die auf der Tagung mit Bezug auf bauliche Ergänzungen und Entfernung von Zutaten aus-

gesprochene Behauptung, daß jeder Stil ein Organismus sei, den man durch fremdartige Zutaten nicht stören dürfe, ist schädlich, denn sie führt zur Verknöcherung. Eine fruchtbare Betrachtungsweise der Kunst muß in jedem Stilmoment zugleich das Fließende, die Entwicklungsreihen nach vorwärts und rückwärts im Auge behalten. Die richtigen Gesichtspunkte in den Restaurierungsstilfragen scheint uns Landesbaurat a. D. Rehorst (Cöln) ausgesprochen zu haben, der den Ansichten und Taten der konservierenden und purifizierenden Richtung Gerechtigkeit widerfahren ließ, dabei aber das Hauptgewicht auf die fortschrittlichen Gedanken legte.

Rehorsts Ausführungen sind in dem Bericht der ‚Münchner Neuesten Nachrichten' wie folgt wiedergegeben. ‚Er vertrat zunächst die Ansicht, daß man dann im alten Stil restaurieren soll, wenn man einzelne Teile eines alten Bauwerks wiederherzustellen hat, deren ursprüngliche Form ganz unzweifelhaft bekannt ist, wie z. B. am Kölner Dom oder am Wetzlarer Dom. Bei solchen unumgänglichen Erneuerungsarbeiten im alten Stil gehe allerdings viel malerischer Reiz, viel Stimmungswert verloren, deshalb müssen solche Arbeiten wenigstens stets in die Hände genauer Kenner des betreffenden alten Stils gelegt werden. Es handle sich dabei um reproduktive Spezialistenarbeit, die den feinsten Geschmack erfordert. Dagegen fordert Rehorst, daß alle Erneuerungen selbständiger Bauteile, alle Vergrößerungen, An- und Aufbauten nicht im Stile des Bauwerks, sondern in freier moderner Stilgebung ausgeführt werden sollen, und stets, wenn ein Baudenkmal mit bisher nicht vorhanden gewesenen Wandmalereien oder mit gemalten Fenstern oder Einrichtungsstücken ausgestattet wird, sollen diese gleichfalls nicht in dem Stile des Bauwerks oder betreffenden Bauteils, sondern gleichfalls in modernem Stil ausgeführt werden. Dies ist der Standpunkt des weitaus größten Teils der jüngeren — nicht bloß der jüngsten — deutschen Architekten.

Gerade die Ehrfurcht vor unseren alten Baudenkmälern soll uns von dem Versuch abhalten, ihnen Bauteile anzufügen, die im besten Falle mehr oder minder gelungene Imitationen und geeignet sind, den ursprünglichen Baugedanken zu verwischen. So verhältnismäßig wenige Künstler es noch gibt, die fähig sind, größere Bau- und Wiederherstellungsarbeiten in moderner Formengebung gut zu lösen, so wenige Architekten gibt es, die die Formensprache früherer Jahrhunderte so beherrschen, daß sie wirklich künstlerische Leistungen damit zustande brächten. Neunzig von hundert in altem Stil restaurierte Bauten kann man nur mit dem Ausdruck des Bedauerns betrachten; die Nachahmung neben dem Alten hat eine ungewollte Dissonanz ergeben (z. B. an der Marienkirche in Mühlhausen und bei der Restaurierung des Braunschweiger Gewandhauses). Es ist kein Unglück, daß die Marienburg und die Hohkönigsburg hergestellt worden sind, aber es ist lebhaft zu bedauern, wenn jetzt mehr und mehr rheinische Burgen stilrein restauriert werden. Verkehrt ist es, *alle* Restaurierungsarbeiten des 19. Jahrhunderts in Bausch und Bogen zu verdammen; einzelne solcher Bauten von Schmidt, Ungewitter, Heideloff, Essenwein, Schäfer verdienen Anerkennung, aber im ganzen ist uns die alte Formensprache zu wenig vertraut, als daß da künstlerisch einwandfreie Leistungen möglich wären.

Der Kernpunkt ist die Frage: *Was ist Stil?* Ist Stil — nach Semper — die Übereinstimmung einer Kunsterscheinung mit ihrer Entstehungsgeschichte, mit allen Vorbedingungen und Umständen ihres Werdens, so dürfen wir von einem modernen Stil sprechen. Es ist keine Phrase, wenn wir sagen: Unsere Bauten sollen das Kunstempfinden unserer Zeit widerspiegeln, als Dokumente der schöpferischen Kraft unserer Zeit auf die Nachwelt kommen. Mag auch das Kunstempfinden unserer Tage etwas schnell wechseln, so fehlt unserer modernen Kunstentwicklung doch nicht die Kontinuität. Wir wollen genaues Studium des Alten, wollen aber frei werden vom Stil; wir wollen über dem Stil stehen und ihn nach

dem Empfinden unserer Zeit umgestalten, weiterbilden. Solche Werke haben wir: den archaistischen Werken Schäfers — dem Universitätsbau zu Marburg und der Kirche zu Karlsruhe — stehen als moderne Bauten in Formen unserer Zeit Theodor Fischers Universität zu Jena und die Kirche zu Schwabing gegenüber, glänzende Beispiele von Werken eines Meisters, der über den Stilen steht. Und noch könnte man eine ganze Reihe schätzenswerter Leistungen moderner Architekten nennen, die das Jahrhundert überdauern werden, wie Martin Dülfers Theater zu Dortmund, die protestantische Kirche Fritz Schumachers in der dritten deutschen Kunstgewerbe-Ausstellung Dresden 1906, Olbrichs Warenhaus Tietz in Düsseldorf, Werke von Schmitz, Billing, Hoffmann u. a. Diese Bauten sind Vertreter der Richtung, die wir modern nennen. Wie in der Architektur, geht auch durch die moderne Plastik und Malerei ein frischer, lebendiger Zug. Wir sind also auf gutem Wege und haben Leistungen hinter uns, die uns berechtigen, auf dem Gebiete der Denkmalpflege mitzuwirken. Man soll deshalb den modern empfindenden Künstlern auch die Gelegenheit geben, ihre Kräfte zu erproben und zu betätigen.' ••

Musik

Von der Münchener Hofoper. Am 17. Februar 1909 waren es fünfzig Jahre, daß zu Rom Verdis ‚Maskenball' die Uraufführung erlebt hatte. Unter den deutschen Bühnen, die anläßlich dieses Jubiläums auf das früher sehr erfolgreiche, in letzterer Zeit aber seltener in den Spielplänen auftauchende Werk des Großmeisters der neueren italienischen Oper zurückgriffen, befand sich auch unsere Hofoper, die Ende Oktober den ‚Maskenball' in guter Neueinstudierung brachte. Verdis Schaffen ist in Deutschland nur fragmentarisch bekannt; außer den ‚wagnerischen' letzten Werken des Meisters, ‚Aida', ‚Othello' und ‚Falstaff' hat sich nur eine kleine Gruppe seiner früheren echt italienischen Bravouropern bei uns eingebürgert, von der ‚Rigoletto' die älteste und der ‚Ballo in maschera' die jüngste ist. Mit ihm nahm Verdi Abschied vom italienischen Bravourstil, denn bereits in seiner nächsten, in Deutschland unbekannten Oper ‚La forza del destino' machen sich, wie ich in einem früheren Heft unserer Zeitschrift (Vgl. ‚Hochland' Jahrg. 1908, Oktoberheft S. 123) eingehend dargelegt habe, entschiedene Ansätze zum reformatorischen ‚Musikdrama' geltend, die in ‚Don Carlos' weiteren Boden gewannen und in ‚Aida' erstmalig voller zur Entfaltung kamen. Im übrigen verrät sogar die Partitur des ‚Maskenball' bereits einige Spuren der entwicklungsgeschichtlichen Nachbarschaft zum Musikdrama. Auch hier schon macht sich vereinzelt, wie z. B. in der Verschwörerszene des vierten Akts sowie in einigen Ensembles das Bestreben geltend, die ‚Gesangsnummern' zu wirklichen dramatischen Szenen zu weiten. Andrerseits freilich schlagen gerade die Ensembles zur rechten Zeit noch den echten unverfälschten italienischen Opernjargon an, so das Terzett ‚Hörst du wohl die Stimmen des Todes' mit der veritablen Schlußstretta, so namentlich das ziemlich triviale erste Finale. Daneben fehlen auch nicht die verschiedenen ‚dankbaren' Solonummern, wie die Fis-Dur Romanze und die Kanzone Richards, das Cantabile und die große Arie Renés, die Ballade des Pagen, die zwei Arien Amaliens usw. Allein bei der Mehrzahl dieser Zeugen einer überwundenen Stilgattung fesselt doch unverwüstliche melodische Frische, sowie eine trotz aller musikalischen Konzessionen instinktiv wirksame dramatische Schlagkraft, so daß man an dem neubelebten alten Verdi, namentlich nachdem der etwas farblose erste Akt glücklich überstanden war, viel aufrichtige Freude haben konnte. Überraschend gut fand sich unser Wagnerensemble (— es traten in den Hauptpartien die Damen Burk-Berger, Bosetti und Gmeiner, sowie die Herren Wolf und Brodersen auf den Plan —) mit den Forderungen des bel canto ab, und Hofkapellmeister Cortolezis wußte als Dirigent mit feinem künstlerischen Takt die rechte

Mitte zwischen temperamentvollem italienischen ‚Schmiß‘ und ernster dramatischer Linienführung einzuhalten.

Ziemlich rasch zur Tagesordnung übergehen kann man bezüglich einer jüngst zur Erstaufführung gebrachten Oper ‚Sonnwendglut‘ von Hans Schilling-Ziemssen. Das zuvor nur in Kolmar und Düsseldorf gegebene, dann auf dem Protektionswege an die Münchener Hofbühne gelangte Werk krankt zunächst an dem unmöglichen Textbuch von Felix Baumbach. Ein bißchen moderne Ehebruchsphilosophie in mittelalterlich-nordischem Gewande, mit äußerst dilettantischer Behandlung der psychologischen Probleme und gänzlichem Mangel an unmittelbarer Bühnenwirksamkeit und Verständlichkeit: — an einer solchen Dichtung wäre wohl auch eine bedeutendere schöpferische Persönlichkeit als der aus Thuilles Schule hervorgegangene Frankfurter Opernkapellmeister Schilling-Ziemssen gescheitert. Seine Partitur zur ‚Sonnwendglut‘ ist, was den künstlerischen Ernst der Arbeit anlangt, gewiß eine sympathische Leistung, auch erweist sich der Komponist als sehr anerkennenswerter Techniker. Aber dieser so sicher gehandhabten Technik fehlt der Inhalt, der Geist. Jene orchestrale Allerweltspolyphonie, die sich die neudeutschen Kapellmeister-Komponisten so ziemlich alle mit mehr oder minder Geschick angeeignet haben, begleitet uns auch in der ‚Sonnwendglut‘ vom ersten bis zum letzten Takt, und nur sehr selten trifft man dabei auf irgend einen plastisch heraustretenden Gedanken; im allgemeinen ist es ein ewiges Einerlei, das im Verein mit der schwerverständlichen kontrastarmen Dichtung herzlich langweilig wirkt. Nur zu Anfang des zweiten Aktes machen sich vorübergehend einige tiefergreifende Eindrücke geltend. Die vortreffliche Aufführung unter Mottls Leitung und mit den Damen Faßbender und Preuße-Matzenauer, sowie den Herren Bender, Brodersen und Günther Braun in den Hauptpartien, war dem Werk der beste Anwalt, vermochte es aber nicht zu retten, wenngleich es am üblichen Höflichkeitsapplaus nicht fehlte.

Aus den Konzertsälen. Der für die moderne Musikkultur bedauernswert charakteristische geschäftsmäßige Großbetrieb des Konzertwesens hat in München wie in den auswärtigen Musikzentren seit mehreren Wochen in gewohntem Umfange eingesetzt. Wenig Erstklassiges, erschrecklich viel Mittelgut und genügend reichlich Minderwertiges ist das dabei Jahr für Jahr sich wiederholende Resultat. In den Münchener Konzertsälen beanspruchte vorläufig ältere Tonkunst das Hauptinteresse. Die fünfzigste Wiederkehr des Todes von Ludwig Spohr (22. Oktober) läßt allenthalben Werke dieses rasch vergessenen Meisters auftauchen. Das interessanteste, was es davon bisher gab, war die Aufführung der Programmsinfonie ‚Weihe der Töne‘ in einem Volkssinfoniekonzert. Leider hatte man unbegreiflicherweise versäumt, die den poetischen Gehalt der einzelnen Sätze deutenden Überschriften zur Kenntnis des Publikums zu bringen, wodurch das Verständnis sehr erschwert wurde. Die Wiedergabe der Sinfonie durch das Konzertvereinsorchester unter Prill verdiente Anerkennung. Künstlerisch noch bedeutender war der Spohrabend, den die Akademie in ihrem ersten Abonnementkonzert bot und wobei unter Mottl die C-moll-Sinfonie op. 78, deren Larghetto wir als Musikbeilage zum Oktoberheft brachten, zu prächtiger Wiedergabe gelangte. Eine wertvolle ‚Ausgrabung‘ bringt auch ein Sinfonieabend des Tonkünstlerorchesters, nämlich ein in München noch nicht gehörtes Concerto grosso in F-Dur für zwei Bläserchöre und Streichorchester von Händel. Das trefflich wiedergegebene, in seiner Art eminent farbenreiche Werk hinterließ namentlich mit dem empfindungstiefen Largo starke Eindrücke. Ein Gastspiel der berühmten ‚Barthschen Madrigalvereinigung‘ aus Berlin vermittelte aufs neue die entzückenden Reize der klassischen weltlichen Vokalmusik des Cinquecento, während die Akademie ihr Allerheiligenkonzert Bach widmete und unter Mottl vier der schönsten Kantaten, darunter die einen Gipfelpunkt kirchlich dramatischer Musik bedeutende ‚Wacht auf ruft uns die

Stimme' zu wirkungsvoller, freilich nicht in allen Punkten stilgerechter Aufführung brachte. Von moderner Musik hinterließ die glänzende Wiedergabe des gewaltigen Torsos von Bruckners Neunter Sinfonie und Straußens geistreichen ‚Eulenspiegel' durch das Konzertvereinsorchester unter Löwe die tiefsten Eindrücke. In den Kammermusiksoiren gab es auch schon diverse Novitäten, ohne daß indessen etwas außergewöhnlich Bedeutendes herausgekommen wäre. Pfitzners von den ‚Münchenern' zum zweiten Male (nach mehrjähriger Pause) gespieltes Streichquartett op. 13 überragte alles um Haupteslänge.

Ein neuer d'Albert. Von Eugen d'Albert, dem durch sein ‚Tiefland' erfolgreichsten deutschen Opernkomponisten der Gegenwart, hat kürzlich ein neues Musikdrama ‚Izeyl' in Hamburg mit großem Beifall die Uraufführung erlebt. Verfasser des Textbuches ist Rudolf Lothar, der bewährte Mitschöpfer von ‚Tiefland'. Dem Verismo, der sich ihnen bei jenem ersten glücklichen Wurf so günstig zeigte, sind beide Autoren auch in dem neuen Werk wenigstens teilweise treu geblieben, indem in den Mittelpunkt des Ganzen eine indische Courtisane, Izeyl, gestellt ist, die einem der Askese zugewandten Prinzen als Versucherin in den Weg tritt, von ihm aber selbst bekehrt wird. Ob der ‚geheimnisvoll phantastische Hintergrund des indischen Religionskults', den manche Berichterstatter rühmen, dem Werk nicht zum Verhängnis wird, da er das Reinmenschliche der Handlung verdunkelt und in sehr weltenferne Sphären rückt, muß sich erst zeigen. Die Musik d'Alberts wird als harmonisch und melodisch reich und fließend, sowie farbenprächtig instrumentiert gerühmt. Dabei wird auch eine Neigung zum tonmalerischen Detailstil Richard Straußens konstatiert. Ein näheres, selbständiges Eingehen auf das Werk behalten wir uns für später vor.

Dr. Eugen Schmitz.

Verschiedenes

Nochmals der ‚Rembrandt-Deutsche'

Herr Geheimer Hofrat Cornelius Gurlitt, der bekannte Kunsthistoriker in Dresden, der persönlich mit Langbehn bekannt war und den im Oktoberheft des ‚Hochland' von 1908 (S. 126) zitierten Artikel der ‚Zukunft' geschrieben hat, war so liebenswürdig, mir am 24. Oktober brieflich mitzuteilen, daß ihm auf seine Anfrage am 9. Mai 1908 ein süddeutscher Bischof geschrieben habe, daß Aug. Julius Langbehn, der Verfasser von ‚Rembrandt als Erzieher', noch lebe, und daß die Nachricht von seinem Tode ‚sicher falsch' sei. Herr Gurlitt fügt hinzu, daß er kein Recht zu haben glaube, weitere Forschungen nach Langbehn anzustellen, da dieser noch lebe und sich absichtlich verborgen halte.

Damit wäre in der Tat diese Angelegenheit auch für mich erledigt, wenn in der Zwischenzeit nicht mit absoluter Sicherheit festgestellt wäre, daß sowohl der Rembrandt-Deutsche wie auch der in Puch begrabene ‚Privatier' Aug. Julius Langbehn am 26. März 1851 zu Hadersleben (Schleswig-Holstein) als Sohn des Doktors Joh. Jakob Langbehn geboren ist, so daß beide zweifellos ein und dieselbe Person sind. Auch Herr Gurlitt gibt in seinem Briefe dieses Datum an. Herr Seminarlehrer K. Wolf, der die große Freundlichkeit hatte, in seinem Wohnorte Würzburg eingehende Nachforschungen nach Langbehn anzustellen, der dort, wie im ‚Hochland' (1909, S. 767) erwähnt, längere Zeit geweilt hat, konnte die Angaben Gurlitts noch dahin erweitern, daß die Mutter des in Puch bestatteten Langbehn mit ihrem Mädchennamen Therese Boysen geheißen habe, und daß dieser am 17. Juli 1900 in Würzburg polizeilich angemeldet, aber später nicht wieder abgemeldet sei. Er habe in der Neubaustraße gewohnt, doch sei, da seine Wirtin gestorben, nichts weiter über ihn zu erfahren gewesen, als daß der ältliche Herr sehr zurückgezogen gelebt und viel studiert und geschrieben habe. Früher hätte er eine Zeitlang in Lübeck, Mengstraße Nr. 44 gewohnt oder wenigstens dort eine feste Wohnung gehabt.

Es ist sicherlich nicht Freude am Herumwühlen in den Privatverhältnissen einsamer Menschen, was diese Nachforschungen veran-

laßt hat; dies läge gerade mir, der ich selber ein Einsamer bin, am allerfernsten. Was bis jetzt unternommen ist, mußte geschehen, um Licht in die Sache zu bringen. Wie groß das Interesse an dem Rembrandt-Deutschen auch heute noch ist — und zwar seit Bekanntwerden seiner Konversion namentlich auch in katholischen Kreisen —, das beweisen mir die zahlreichen Zuschriften, die ich infolge meines Hochland-Artikelchens erhalten habe. Ist auch bei den letzten Nachforschungen nicht so viel herausgekommen, wie ich erwarten durfte — einige mir namhaft gemachte Herren, die Neues über Langbehn wissen sollten, ließen meine höfliche Bitte um zweckdienende Mitteilungen einfach unbeantwortet —, so steht doch nunmehr zweifellos fest, daß der am 3. Mai 1907 in Puch bei München begrabene Aug. Julius Langbehn, der vorher in Würzburg gelebt hatte und in Rosenheim gestorben war, kein anderer ist als der Verfasser von ‚Rembrandt als Erzieher‘. Da dieser nunmehr der Geschichte angehört, so sei namentlich an den Münchener Maler, der die Leiche seines Freundes von Rosenheim nach Puch geleitete, die dringende Bitte gerichtet, sein Inkognito zu lüften und sein zweifellos reiches Material zu einem abschließenden Gesamtbilde des bedeutenden Toten zur Verfügung zu stellen; er kann dessen Andenken nur einen Dienst damit erweisen.* Wer den ‚Rembrandt als Erzieher‘ geschrieben, hat ein Recht darauf, gekannt zu werden. Und will er selber sich dieses Rechtes entäußern, so hat die Mitwelt ein begreifliches Interesse daran, einen Schriftsteller kennen zu lernen, der, trotz mancher Bizarrien, zu den originellsten seiner Zeit gehört. Uns Katholiken fesselt natürlich in ganz besonderer Weise der Katholik Langbehn, von dem bis jetzt, abgesehen von seiner speziellen Verehrung der sel. Edigna, nichts bekannt geworden ist. Hatten schon vor zwanzig Jahren die eigenartig unbefangenen Urteile des Rembrandt-Deutschen über die katholische Kirche in protestantischen Kreisen manche Verwunderung erregt, welches Interesse müßte es nun heute für jeden Katholiken haben, den fernern Entwicklungsgang dieses Mannes lückenlos verfolgen zu können bis zu seiner in tiefster Verborgenheit vollzogenen Konversion! Es hat sich ja buchstäblich an ihm erfüllt, was die ‚Historisch-politischen Blätter‘ (108. Bd. S. 909) bei Besprechung der 37. Auflage* des ‚Rembrandt‘ 1891 von Langbehn erwarteten: ‚Der Mann, der dies schrieb (nämlich die neuen Zusätze über die katholische Kirche), hat noch nicht alles gesagt, was er in Kopf und Herz hat . . . Und, was noch wichtiger ist, er hat noch nicht alles gelernt; aber er hat sich lernfähig erwiesen wie ein Kind. Von dem aus, was er in dieser neuen Auflage hinzugelernt hat, richten wir unsern Blick hoffnungsfreudig in seine Zukunft, in die Zukunft seines Lernens und Wirkens . . . Sein Buch wird sterben müssen, um aus einer negativen Größe eine positive zu werden . . . Rembrandt wird in ihm sterben müssen, damit Christus in ihm Gestalt annehmen kann. Dieser Sterbeprozeß hat, vielleicht ihm selbst unbewußt, schon seinen Anfang genommen. Möge er ungestört verlaufen und zu „fröhlicher Urständ“ führen!‘ — Dieser Wunsch hat sich erfüllt; Langbehn hat zwar kein neues Buch mehr herausgegeben (auch nicht geschrieben??), aber ein neues Buch uns vorgelebt — was mehr bedeuten will. Und darum haben wir ein gutes Recht zu forschen, bis dieses neue Buch, sein Leben, lückenlos vor unsern Augen steht. E. M. Roloff.

* Kurz vor Empfang des Korrektur-Abzuges von diesem Artikel wurde mir Name und Adresse des betreffenden Malers von anderer Seite brieflich mitgeteilt.

* 1909 erschien von dem Buche die 49. Auflage. Verlag von C. L. Hirschfeld in Leipzig.

Ein kirchliches Handbuch für das katholische Deutschland. Ich war freudig überrascht, als ich aus privaten Nachrichten entnehmen konnte, daß die große Auflage des ersten Jahrganges des Kirchlichen Handbuches, herausgegeben von H. A. Krose S. J., in kürzester Zeit vergriffen war. Dazu hat die

nachhaltige Erweckung des allgemeinen Interesses, die von den verschiedensten Faktoren ausging, ein gutes Teil beigetragen. Ohne diese Hilfe irgendwie unterschätzen zu wollen, kann ich aber nicht umhin, zu betonen, daß der Haupterfolg der Tatsache zu danken ist, daß das katholische Volk, besonders seine Leiter und Führer in allen Stellungen endlich einen Herzenswunsch erfüllt sahen. Lange genug hatten viele Männer, unter denen auch ich mich befand, auf die Herausgabe einer solchen Veröffentlichung gedrungen, ohne daß es gelungen wäre, die vielfachen Hindernisse zu überwinden. Krose hat in Verbindung mit mehreren Fachgenossen im vergangenen Jahre unter dankenswertester Unterstützung des Freiburger Ordinariates den ersten Band herausbringen können, und der Erfolg des ersten Jahrganges ist der Vater des zweiten geworden. Gegen das Vorjahr hat sich die Mitarbeiterliste etwas verschoben, so daß heuer Domvikar P. Weber, Dr. W. Liese, A. Huonder S. J., G. Reinhold und Dr. Hilling als die selbständigen Bearbeiter der ihnen überwiesenen Abteilungen genannt werden. Da das Jahrbuch als Nachschlagewerk gedacht ist, so ergibt sich eine gewisse Gebundenheit des Inhaltes, wie das bei allen derartigen Büchern notwendigerweise der Fall ist. Das schließt aber keineswegs aus, daß alle Jahre neue und wichtige Punkte in den Kreis der Betrachtung gezogen werden. Die geschickte Hand des Herausgebers beschert uns einen im ganzen einwandfreien Aufsatz über die Organisation der Gesamtkirche von Weber, dann eine regestenartig angelegte Übersicht über die kirchenrechtliche Gesetzgebung und Rechtsprechung von Hilling, eine kurze Beschreibung des Standes der katholischen Heidenmission in Japan, Korea und China von Huonder, eine scharf beobachtende Skizze der Lage der katholischen Kirche in Österreich-Ungarn, der Schweiz, Luxemburg, Belgien, den Niederlanden, Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, Großbritannien, Irland und Rußland von Reinhold, eine kirchliche Statistik Deutschlands von großer Ausdehnung aus der Feder des Herausgebers, eine erschöpfende Aufzählung und Kennzeichnung der caritativ-sozialen Tätigkeit der Katholiken Deutschlands von Liese und endlich einen Aufsatz über die Organisation der katholischen Kirche in Deutschland von Weber. Bei einem derartigen Inhalte muß man es als eine dankenswerte Verbesserung des Buchtitels bezeichnen, wenn es im zweiten Jahrgange heißt: Kirchliches Handbuch für das katholische Deutschland*. Auf dieser Grundlage muß und wird sich das nicht genug zu lobende Unternehmen auswachsen und uns allen ein jährlich wiederkehrender, lieber Hausfreund werden. Die Anschaffung derartiger Werke muß natürlich eine sofortige sein, wenn anders einer gewillt ist, mit dem Kaufe des Buches auch die Regelmäßigkeit des Erscheinens in künftigen Jahren zu stützen und sichern zu helfen. Ich kann darum nicht eindringlich genug darauf hinweisen, daß die Leser dieser vornehmen Zeitschrift in dem Jahrbuche eine willkommene und notwendige Ergänzung des Lesestoffes, der ihnen hier geboten wird, finden werden.

Dr. Paul Maria Baumgarten.

---

* Freiburg, Herder 1909, XVI und 459 Seiten.



Künstlerische Porträtaufnahme von E. Ruf, Zürich.

Vom Weihnachtsbüchertisch

Religiöse und philosophische Werke.

Bereits im Novemberheft sind einige der wichtigsten hierher gehörigen Neuerscheinungen empfohlen worden. Eine ganze Reihe weiterer einschlägiger Werke, wie namentlich Kepplers **‚Mehr Freude'**, kommt an andrer Stelle des vorliegenden Heftes zur Sprache. So können wir uns hier auf eine Nachlese beschränken. Eine hervorragende Bereicherung der apologetischen Literatur stellt jener Briefwechsel dar, der aus dem Nachlaß von Alban Stolz unter dem Titel **‚Fügung und Führung'** von J. Mayer herausgegeben worden ist (Herder, geb. M. 3.—). Julie Meinede, einer protestantischen Gelehrtenfamilie in Berlin entstammend, wurde durch die Lektüre der Stolzschen Schriften dem Katholizismus nahegebracht und ihm durch die briefliche Aussprache mit Stolz ganz gewonnen. Der rückhaltlosen Freiheit und Innerlichkeit, mit der dieses begnadete Menschenkind alle seine Gewissensnöte durchkämpfte und bekannte, ward bei seinem geistigen Führer ein Verständnis, eine zartfühlende Teilnahme, ein Gegenbekenntnis der tiefsten Erfahrungen zur Antwort, an der gewiß auch heute noch viele suchende Seelen Halt und Sicherheit gewinnen. Als ein treuer Helfer zur geistigen Erneuerung, der gerade durch seine Schlichtheit jedem Empfänglichen zu Herzen spricht, sei Meschlers neues Büchlein **‚Drei Grundlehren des geistigen Lebens'** genannt (Herder, M. 2.80), das auf den unerschöpflichen Grundanforderungen aller echten Askese: Gebet, Selbstüberwindung und Liebe zum Heiland aufbaut. Die gleichen ewigen Wahrheitserfahrungen praktischen Christentums sind es, die als Grundthema in Rottmanners **‚Predigten und Ansprachen'** mit immer neuer gedanklicher Vertiefung und seelischer Ergriffenheit zur Aussprache kommen. Verhältnismäßig rasch ist von diesem überragenden Werk eine zweite Auflage nötig geworden (Lentner, 2 Bde., M. 9.30). Nun erst, so scheint es, finden die hohen Anforderungen, die der Verewigte auch an seine Hörer stellte, in stiller Lesung seiner Worte bei vielen die volle Würdigung. Es gibt wenige deutsche Predigten, die in solchem Maße verdienen, gelesen zu werden, — auch von denen, die sonst dergleichen weder lesen noch hören.

Von der religiösen zur philosophischen Literatur überleiten kann uns ein Werk, das sich den schon im letzten Hochlandheft empfohlenen Werken ethischer Apologetik zur Seite stellt. C. Chr. Scherers **‚Religion und Ethos'** (F. Schöningh, gebd. M. 4.40), das neben der positiven Rechtfertigung der theozentrischen Moral, namentlich durch seine eindringende und sachliche Kritik der zeitgenössischen Systemversuche einer religionslosen Ethik verdienstlich ist. Tiefer als derartige begrifflich strenge Darlegungen wirkt wohl auf gar manche Leser jene wahrhaft zum ethischen Erbauungsbuch gestaltete Auslegung ein, die **‚Dantes Göttliche Komödie. Das Epos vom inneren Menschen'** durch Else Hasse erfährt (Kösel gebd. M. 7.40). Eine Vorarbeit dazu ist vielen Hochlandfreunden ja bereits aus unserem Aprilheft 1906 bekannt und für diese bedarf es keiner Mahnung mehr, nunmehr das vollendete Werk dieser echten Geistesjüngerin Foersters zur Hand zu nehmen. Ihr tiefüberzeugender Grundgedanke ist, daß der Weg, den uns Dante durch alle Zustände der Menschennatur von der größten Unvollkommenheit bis zur höchsten Vollkommenheit führt, zugleich das Selbstbekenntnis seiner großen Seele bedeutet, daß auch wir daraus lernen können, im demütigen Anschluß an die christliche Wahrheit die höchste innere Freiheit zu erringen. — Von Dante ist der Weg nicht weit zu den deutschen Mystikern des Mittelalters, von denen soeben eine neuhochdeutsche Auslese in der ‚Sammlung Kösel' zu erscheinen beginnt. Das erste Bändchen, eine reiche Auswahl aus **‚Seuse'**, übertragen und eingeleitet von Wilhelm Oehl, liegt bereits vor (gebd. M. 1.—), eine **‚Eckhart'** auslese durch Joseph Bernhart soll in Bälde folgen. Damit werden endlich einmal, nach allem monistisch umdeutenden Mißbrauch, jene großen Denker wieder ganz aus dem Geistesgrund heraus zum Verständnis gebracht, in dem sie wurzelten, und aus dem allein sie auch für unsere Zeit wieder lebendig und von neuem zu mächtigen Mitwerbern für die katholische Weltanschauung werden können. Wie notwendig diese innere Geistesgemeinschaft zum rechten Verständnis der Mystiker ist, das zeigt gerade auch der neue zweite Band der von Hermann Büttner herausgegebenen **‚Schriften und Predigten Meister Eckharts'**, der bei aller hingebenden Sorgfalt des Bearbeiters und der bekannten mustergültigen Ausstattung des Diederichschen Verlags (geb. M. 6.50) doch eine Reihe von Stücken enthält, die aus inneren Gründen — die äußeren Anhaltspunkte sind meist zweifelhaft — schwerlich Eckhart zugehören können. — Als ein Gegenstück zu Willmanns unerreichter Geschichte des Idealismus ist offenbar M. Kronenbergs **‚Geschichte des deutschen Idealismus'** vermeint, deren erster Band (Beck, gebd. M. 7.—) die Ideenentwicklung von Sokrates bis Kant als eine einheitliche und die beiden

besagten Endpunkte des griechischen und deutschen Idealismus als gleichwertige Höheleistungen, Gleichgewichtsformen des subjektiven und objektiven Kulturelements, darstellt. Man muß nur unmittelbar zu den Neuausgaben der Werke **‚Fichtes, Schellings, Hegels‘** greifen, wie sie der Eckartsche Verlag in stattlichen Bänden darzubieten begonnen hat (Fichte in Auswahl, 6 Bände, gebd. M. 45.—, Schelling in Auswahl, 3 Bde., gebd. M. 30.—, Hegel in Auswahl, 13 Bde., bisher Bd. II, gebd. M. 7.—), um des starken Vorwiegens subjektiver Gedankengebilde immer wieder bewußt zu werden. Nur einzelnen Werken, wie **‚Fichtes Reden an die deutsche Nation‘**, die Eucken jüngst mit einer kongenialen Einleitung herausgegeben hat (Inselverlag, gebd. M. 2.—), kann man heute noch einen weiteinwirkenden geistigen Einfluß zuerkennen und wünschen. Dem echtesten Erneuerer Fichtescher Denkweise, Rudolf Eucken, dessen eigene Systemversuche noch unlängst Mausbach im ‚Hochland‘ kritisch gewürdigt hat, stellen sich **‚Die Lebensanschauungen der großen Denker‘** (Veit & Co., gebd. M. 11.—) in universalem und überall die positiven Werte suchenden Überblick mit solcher Klarheit und erhabenen Auffassung dar, daß dieses nun schon in 8. Aufl. vorliegende Buch auch für uns zu den philosophiegeschichtlichen Standardwerken zählen muß. Aus seinem überschauenden Standpunkt findet Eucken auch das rechte Verhältnis zu dem ‚Stimmungsdenker‘ **‚Nietzsche‘**, über den uns sehr erfreulicherweise nun die Kritischen Studien von Albert Lauscher (Fredebeul & Koenen, gebd. M. 2.60) endlich eine angemessene und in sich selbst wertvolle Würdigung vom katholischen Standpunkt aus bringen. Raoul Richters bereits im Märzheft 1904 des ‚Hochland‘ erstmals gewürdigter Versuch, in Nietzsches gesamter Geistesentwicklung wissenschaftliche Systematik nachzuweisen, kann auch in der neuen, wesentlich verbesserten Auflage (Dürr, gebd. M. 6.—) nicht überzeugen, so großes Interesse auch den nun noch näher nachgewiesenen Zusammenhängen mit der biologischen Entwicklungstheorie u. ä. zukommt. — Für die eingehendere Versenkung in philosophische Einzelwerke ohne vorherige systematische Schulung des Geistes — freilich immer ein verfängliches Unternehmen! — bietet ein ausgezeichnetes und bis zu gewissem Grade den Mangel ersetzendes Hilfsmittel das nun schon zur 3. Aufl. gelangte, umfangreiche **‚Wörterbuch der philosophischen Begriffe‘** (Mittler & Sohn, 3 Bde., gebd. M. 40.—) von R. Eisler. Mit erstaunlicher Belesenheit und anerkennenswerter Berücksichtigung der neueren Fachliteratur auch der katholischen Autoren sind darin die wichtigsten Belegstellen des so vielfach sich ändernden philosophischen Sprachgebrauchs zusammengetragen und alle Fachausdrücke erklärt.

Literaturgeschichte u. Neuausgaben.

Eigentlich sollte unsere Überschrift Neuausgaben und Literaturgeschichte lauten und nicht umgekehrt. Denn was bedeutet alles Lesen über die Dichter, bevor man diese nicht selber kennt. Aber es ist nun einmal so: die meisten Menschen glauben schneller zu sog. literarischer Bildung zu gelangen, wenn sie über Autoren und ihre Werke lesen, als wenn sie sich an die Sache selber halten. Und doch ist es heute nicht mehr allzuschwer, das letztere zu tun, ohne das erstere deshalb ganz zu unterlassen. Denn wenn wir einerseits immer neue und auch nicht selten sehr gute Bücher z. B. über unsere Klassiker erhalten, so fehlt es wahrhaftig auch nicht an der Emsigkeit der Verleger, immer schönere und immer billigere Ausgaben ihrer Werke zu veranstalten.

Wenn wir von guten Büchern reden, so dürfen wir von älteren das in verbesserter Auflage vorliegende nach den Quellen gearbeitete Lebensbild von **‚Goethes Mutter‘** von Karl Heinemann (A. E. Seemann, Leipzig 1909) nennen, ein Buch, das nicht bloß als Ergänzung zu des Verfassers Goethebiographie (ebd.), sondern als ein in sich biographisch abgerundetes Werk zu schätzen ist. Während es jedoch mit acht Auflagen seinen Weg schon gemacht hat, müssen andere Werke wie Eduard Engels stattliche Biographie: **‚Goethe, der Mann und das Werk‘** (Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin) sich ihren Weg ins Volk erst suchen. Wenn aber irgend einem Buch dieser Art, so dürfte es dem Engelschen leicht werden, denn seine Literaturgeschichten haben es bereits bewiesen, daß er versteht, den Geschmack weiterer Kreise zu treffen, ohne daß man deshalb sagen könnte, er habe dem tieferen Leser nicht auch ab und zu Wertvolles zu geben. Gerade in diesem Buch ist über den Charakter Goethes so manches durchaus Selbständige vorgebracht, älteres in so neue Beleuchtung gerückt, daß schon dadurch der Wert gesichert scheint. — **‚Mignon‘** (C. H. Beck, München) nennt sich ein Beitrag zur Geschichte Wilhelm Meisters, in dem Eugen Wolff mit dem Vorurteil brechen will, als handle es sich bei diesem Roman Goethes um die geschlossene Fortführung eines einheitlichen Planes oder doch um zielbewußte Verbesserung einer

ursprünglichen Gestalt, während doch klar zu sein scheine, daß hier vielmehr ähnlich wie beim Faust unterschiedliche Schichten als Ablagerungen sich folgender Entwicklungsperioden in Goethes Persönlichkeit bestünden. Man wird dem Verfasser zustimmen können, wenn er die bis heute im Vergleich zur Faustforschung sehr kümmerlich betriebene Untersuchung des Wilhelm Meister zur Begründung seiner Arbeit heranzieht, deren Anregungen sich in der Forschung der nächsten Zeit bald fühlbar machen werden. Schon die schöne Ausstattung des hypothesenreichen Buches und sein berühmter Verlag werden dazu mithelfen, das Interesse dafür lebendiger zu machen, als dies gewöhnlich bei Untersuchungen dieser Art der Fall ist.

Goethes Anschauung von der deutschen Sprache untersucht eine vom allgemeinen Deutschen Sprachverein preisgekrönte Schrift von Dr. Georg Rausch: ‚**Goethe und die deutsche Sprache**‘ (Teubner, Leipzig), während Prof. Dr. Uhle in einem im gleichen Verlag erschienenen Büchlein, ‚**Schiller im Urteil Goethes**‘ die Zeugnisse Goethes in Wort und Schrift gesammelt und durch die Zeugnisse Mitlebender ergänzt vorführt, beides sehr gefällige Publikationen von wirklich anregendem Wert. Die Behandlung einer sehr interessanten Frage verbirgt sich hinter dem Titel eines Buches von Karl Muthesius: ‚**Goethe und Pestalozzi**‘ (Dürr, Leipzig), nämlich die Frage nach des Dichters Verhältnis zu den pädagogischen Problemen seiner Zeit. Daß von Goethe viele Äußerungen über Charakter und Erziehung vorliegen, ist bekannt. Ziemlich unbekannt aber ist, daß Pestalozzi einer der wenigen war, die sich brieflich wiederholt an Goethe wandten, und von dem sonst so pünktlichen Beantworter fast aller Briefe ohne Rückäußerung gelassen worden ist. Warum? Das Buch versucht eine Antwort: Goethe hat ‚den Pestalozzismus in seinen schwächsten Seiten kennen gelernt und seine starken Seiten sind ihm verborgen geblieben‘. — Als Beiträge zum Probleme der Aufführung und Inszenierung des Faust bezeichnet der Dramaturg der Münchener Hoftheater, Dr. Eugen Kilian, seine Schrift: ‚**Goethes Faust auf der Bühne**‘ (G. Müller, München). Seine Vorschläge gehen auf eine Absage an den so lange üblich gewesenen Ausstattungsrummel hinaus zugunsten einer mehr aus dem Geiste der Dichtung selbst geschöpften Vereinfachung. Seltsam wirkt gegen die sonst ruhigen Ausführungen die herbe Kritik des katholisierenden Schlusses, für den der Verfasser Musik verlangt, weil die Musik das stärkste Hilfsmittel der katholischen Kirche sei, die Sinne zu ‚umnebeln‘ und den ‚prüfenden Verstand zum Schweigen zu bringen‘. — Mehr als Literarhistoriker behandelt Valerius Tornius das Thema ‚**Goethe als Dramaturg**, (E. A. Seemann, Leipzig), indem er Quer- und Längsschnitte durch Goethes dramaturgische Anschauungen zu machen sucht, die uns deren hohe Bedeutung für die Geschichte und Entwicklung der Bühne deutlich vor Augen führen. Solcher Schnitte werden noch manche auszuführen sein, bis ein gewisser Konsensus in bezug auf des Dichters Anschauungen über die mannigfaltigen Fragen, mit denen sein großer Geist sich beschäftigte, erreicht sein wird. Brix Förster hat es in seiner Weise versucht, ‚**Goethes Naturwissenschaftliche Philosophie und Weltanschauung**‘ (Gräsers Verlag, Annaberg) ins Reine zu bringen. Seine Arbeit ist jedoch hauptsächlich als Materialsammlung zu schätzen. Nur in beschränktem Maße kann man diese Anerkennung den Vorlesungen Dr. R. Streckers über ‚**Religion und Politik bei Goethe**‘ (Roth, Gießen) zollen, da der Verfasser sich auf die ‚Gespräche‘ Goethes beschränkt, und auch da nicht immer ganz rein darauf ausgeht, Goethe wirken zu lassen, sondern seine eigenen Anschauungen mit Für und Wider zur Geltung zu bringen. — Wie intensiv uns Goethe heute beschäftigt, wird besonders klar durch die Tatsache einerseits der zahlreichen rein wissenschaftlichen Untersuchungen, wie sie z. B. Dr. Otto P. Frieloff über ‚**Die Entstehung der Rezensionen in den Frankfurter Gelehrten-Anzeigen vom Jahre 1772** (H. 7 der literarischen Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, hrsg. von Prof. Dr. Schwering; bei Heinrich Schöningh, Münster) anstellt, anderseits der weitgehenden Popularisierungsbemühungen, wie sie in den vom Verlag Weicher in Leipzig alljährlich herausgegebenen, schön ausgestatteten ‚**Goethe-Kalendern**‘ und in den periodisch erscheinenden ‚**Stunden mit Goethe**‘, hrsg. von Dr. Wilh. Bode (Verlag E. Mittler & Sohn, Berlin) zum Ausdruck kommen. So sehen wir zahlreiche ‚**Wege nach Weimar**‘ gebahnt, ein Wort, das bekanntlich F. Lienhard geprägt und dem er in den also betitelten sechs Bänden (Pfeiffer & Greiner, Stuttgart) den reichsten Inhalt gegeben hat. Indem wir wiederholt auf diese Bände empfehlend hinweisen, mag auch desjenigen Buches hier noch einmal Erwähnung geschehen, das sich erklärtermaßen vom katholischen Standpunkt an die Seite Lienhards stellt, um dessen Ideen zu ergänzen, weiterzuführen und konkreter anzuwenden durch die Ausgestaltung des Begriffs der ‚schönen Seele‘: wir meinen

Meyenbergs ‚**Wartburgfahrten**' (Räber, Luzern). — Schillers 150. Geburtstag brachte wenig, nachdem mit Karl Bergers großer Schillerbiographie (Beck, München) eine gewisse zusammenfassende Arbeit geleistet war. Kleinere Schriften wie ‚**Schiller und der Neuidealismus**' von Paul Friedrich (Xenien-Verlag, Leipzig) bekunden vielfach das ehrliche Streben, die positiven Mächte in Schillers Leben und Denken lebendig zu erhalten. In diesem Sinne wirkt vor allem ein ausgezeichneter Aufsatz ‚Was Schiller uns heute bedeutet' in den gesammelten Aufsätzen von Joh. Volkelt: ‚**Zwischen Dichtung und Philosophie**' (Beck, München), ein Buch, mit dem der bedeutende Ästhetiker sich an weitere Kreise wendet. Aufsätze über Goethe, Schiller, Jean Paul, Grillparzer, über die Lebensanschauung Friedrich Th. Vischers, über ‚Kunst, Moral, Kultur' und über ‚Bühne und Publikum' machen es zu einer Fundgrube wertvoller Einsichten. Viele Gedanken, besonders aus den letztgenannten Aufsätzen, verdienten hier ein Echo zu finden, dem nur wenige Vorbehalte beizufügen wären. — Prof. Max Wolff, der vor zwei Jahren im Beckschen Verlag eine zweibändige Shakespeare-Biographie erscheinen ließ, hat nun auch Molière in seiner geschickten Weise behandelt: ‚**Molière. Der Dichter und sein Werk**'. Neu ist auch hier nur die gefällige, frische und einfach-schöne Darstellung. Das Urteil sucht allenthalben eine gewisse Mitte einzuhalten, aber man braucht nur die Abschnitte über Religion, Jesuiten, Port Royal zu lesen, um zu sehen, daß es bei diesem Thema nicht so leicht ist, auch die richtige Mitte einzuhalten. Gut ist dagegen der ästhetische Teil und was der Verfasser über die Moral in Molières Leben und Kunst äußert; unhaltbar dagegen das Prinzipielle über das Verhältnis von Kunst und Moral. Es beweist einen sehr relativistischen Kunstbegriff zu sagen, daß man das Unmoralische als kunstfeindlich nur meiden muß, insofern es den Anschauungen der Genießenden widerstrebt. Der Vergleich mit dem Nationalen ist hier sehr unzutreffend. Das Charakterbild Molières tritt klar in die Erscheinung und macht den Menschen wie den Dichter liebenswert.

Die meisten neueren Klassikerausgaben glaubten sich dem Leser dadurch wertvoll zu machen, daß sie sich mit dem Ballast von Fußnoten, Anmerkungen, Einleitungen und kritischen Anhängen beluden. Ohne die Berechtigung solcher kommentierter Ausgaben zu verkennen, muß man doch gestehen, daß in dieser Hinsicht oft des Guten zu viel geschah. Es gab eine Zeit, wo dieser Philologeneifer so in Blüte stand, daß man eine Ausgabe ohne einen gewissen Apparat gar nicht mehr schätzte. Das ist seit einigen Jahren anders geworden. Heute druckt man gerade die schönsten Ausgaben unserer Klassiker ohne alles Drum und Dran. Die wirklich künstlerisch empfindenden Leser, die einen Dichter nicht studieren, sondern ruhig und unmittelbar auf sich wirken lassen wollen, atmen erleichtert auf. Einen hübschen Anfang machte die Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe (Inselverlag, Leipzig), die auf wunderbar dünnem Papier in schmiegsame rote Decken gebunden ist. Aber sie kam bald ins Stocken, und andere Unternehmungen griffen den Gedanken auf. Bis jetzt liegen die ersten zwei Bände der **Propyläen-Ausgabe von Goethes sämtlichen Werken**, (Georg Müller, München) vor, einer Ausgabe einzig in ihrer Art, denn sie bringt alles was Goethe geschrieben, die Briefe und Tagebücher eingeschlossen, chronologisch geordnet zum Abdruck, so daß man hier Goethes Leben in seinen Werken vor sich hat. Bei der Wahl des Formats (gr. 8⁰), der Schrift, des Satzspiegels, bei der Art, wie die Briefe einer Periode jeweils in kleinerer Schrift zwischen den in größeren Lettern prangenden eigentlichen Werken eingeschoben sind, faßt ein einzelner, nicht einmal sehr dicker Band ziemlich viel, so daß die Ausführung des Planes nicht so schwierig aussieht, als sie scheint. Ästhetisch sprechen die Bände selbst in dem schlichten Papiereinband sehr an. — Die Ausgaben des Tempel-Verlages, zu dem sich mehrere Verleger, die man inbezug auf die Reform unserer Buchkultur als die führenden bezeichnen kann, vereinigt haben, werden ebenfalls, aber in der bisherigen Anordnung, nur Texte bringen, aber in einer Ausstattung, die dem neuerwachten Bedürfnis nach schönen Büchern entgegenkommt. Daß die Texte auf das Beste durchgesehen sind, versteht sich bei diesen Unternehmungen von selbst. Bis jetzt sind vorgesehen eine kleine und eine große Goethe-Ausgabe, eine Kleist- und eine Heine-Ausgabe. Erschienen sind von Goethe die Wahlverwandtschaften und kleinere Erzählungen und der Faust nebst Urfaust, von Kleist Bd. 1—4, von Heine Buch der Lieder und Neue Gedichte. — Amelangs Verlag in Leipzig bietet Einzelausgaben an im Taschenformat auf federleichten Papieren, die es ermöglichen, z. B. den Goetheschen Faust, Schillers Liebesfrühling (Brautbriefe) oder auch die Briefe der Frau Rath ohne Beschwerung mitzunehmen, besonders auf Reisen eine große Annehmlichkeit. Ähnlichen Charakter trägt die Ausgabe der ‚**Lyrischen**

Meisterstücke von Goethe' (Verlag Weicher, Leipzig), ausgewählt von Rich. M. Meyer. Es sind zwei zierliche, leichte Bändchen, die ihren Wert jedoch in der Auswahl tragen, welche ein Vorwort des Herausgebers sehr feinsinnig begründet. Wenn wir hier noch der billigen ‚**Volksausgabe von Goethes Werken in sechs Bänden**' gedenken, die Erich Schmidt im Auftrag der Goethe-Gesellschaft auswählte und der Inselverlag zu dem unglaublich geringen Preis von M. 6.— in den Handel bringt, und wenn wir die hübsche Sammlung von Goethes Gedichten im Rahmen seines Lebens, die, unter dem Titel ‚**Ueber allen Gipfeln**', mit 30 Bildnissen für M. 1.80 von Wilh. Langewische-Brandt, Ebenhausen-München, dargeboten wird, so möchte es fast scheinen, als geschehe des Guten zuviel auf einmal. Aber da es sich hier im wörtlichen Sinne um Konsumartikel handelt — denn diese Bücher sollen nicht ungenutzt im Bücherschrank stehen, — kann man allenfalls das reiche Angebot begreifen. — Ähnlich verhält es sich mit den vom Insel-Verlag herausgegebenen Zwei-Mark-Bänden, von denen wir ‚**Beethovens B-iefe**' in Auswahl, Otto Ludwigs liebenswürdige Erzählung ‚**Die Heiterethei**' und **Mörikes Märchen**' nennen. Auch die vollständige Ausgabe von ‚**Andersens Märchen**' gehört hieher, die aber nicht als Kinderbuch genommen sein wollen, sondern als Dichtungen, die mit Lebenserfahrungen des Dichters im engsten Zusammenhang stehen. Eine von Baudit geschriebene Einleitung gibt hier die richtigen Fingerzeige. Die Übersetzung, ebenso elegant wie die Ausstattung, besorgte Mathilde Mann. — ‚**Die Briefe der Dichterin Anette von Droste-Hülshoff**', welche Dr. Herm. Cardauns als 2. Bd. der unter Redaktion von Prof. Dr. Jostes erscheinenden ‚Forschungen und Funde' (Aschendorff, Münster i. W.) herausgegeben und erläutert hat, sind den Hochlandlesern zu einem kleinen Teil durch den vortrefflichen Beitrag von Dr. Cardauns im Novemberheft bekannt geworden. Ein Blick in die mit wissenschaftlicher Akribie besorgte Ausgabe selbst macht es jedoch klar, daß Dr. Cardauns in jenem Artikel nur das für das Charakterbild der Dichterin Wertvolle heraushob, während die große Fülle interessanter Äußerungen über Zeitgeschichtliches und Persönliches unberücksichtigt bleiben mußte. Ein gutes Namensregister macht das Auffinden von gesuchten Einzelheiten leicht. — Die in den Büchern der ‚Rose' (Langenwiesche-Brandt) erschienene billige Auswahl von Briefen, Gedichten und Erzählungen der Droste konnte sich die Cardaunssche Briefsammlung noch nicht zunutze machen und beschränkt sich daher auf Briefe an Schücking, die Cardauns in seine Sammlung nicht aufnahm, da sie bereits gesammelt vorliegen. Doch ist dies für den Wert der Auswahl, die hauptsächlich darauf angelegt ist, die Droste zu popularisieren, von keinem Belang.

‚**Michelagniolos Buonarottis Dichtungen**', übertragen von Heinrich Nelson (Diederichs, Jena), rechnen nicht nur mit dem Interesse für den großen Künstler, das durch die Werke von Thode, Spahn und Frey neu belebt wurde, sondern wollen nach dem inneren Wert aufgenommen sein, der ihnen tatsächlich zukommt. Nelsons höchst gelungenen Übersetzungen machten sich die von Guasti und Frey philologisch wieder hergestellten italienischen Texte zu Nutzen. So erhalten wir hier zum ersten Male alle von Michelagniolo stammenden Verse in einer auch buchtechnisch sehr schätzbaren Ausgabe. — Der Begriff der Weltliteratur wurde bekanntlich von Goethe zuerst aufgestellt. Und in der Tat scheint keine Nation so beflissen, sich alles Wertvolle, was die fremden Literaturen besitzen, zu eigen zu machen, wie die Deutsche. Wir haben bald ein halbes Dutzend Leopardi-Übersetzungen. Aber Dr. Heinrich Mück fand nach gründlicher Prüfung und Vergleichung, daß eine neue noch zu Recht bestehen könnte, und so erhalten wir ‚**Giacommo Leopardis Gedichte**' ins Deutsche übertragen und erläutert von H. Mück (Curt Wigand, Berlin 1909). Ähnlich verhält es sich mit Dr. Albert Sleumers neuer Übersetzung von ‚**Longfellows Sang von Hiawatha**' (Verlag Steffen, Limburg a./L.). Nur hat Sleumer darauf verzichtet, die Vorarbeiten anderer zu vergleichen. Er wollte ohne jede Beeinflussung übertragen. Urteilt man nur nach dem Eindruck, den die leicht fließenden Trochäen auf den Leser machen, so wird man die Arbeit als einen weiteren Schritt zur Eroberung dieser ‚indianischen Edda' schätzen. — Hier mag auch der schönen Übertragung von ‚**Balzacs Menschlicher Komödie**' (Insel-Verlag) Erwähnung geschehen, einem Romanzyklus, der für die Entwicklungsgeschichte des modernen Romans von Bedeutung ist. Bis jetzt liegen sieben in Antiquaschrift schön gedruckte Bände vor. Man weiß, daß Balzacs sämtliche Werke auf dem kirchlichen Index stehen. Aber es scheint nicht ausgeschlossen, daß eine künftige Reform hier manche Änderung bringt. Sind doch auch bei der letzten durch Leo XIII. veranlaßten Revision eine Reihe von Werken freigegeben worden, nachdem die zeitgeschichtlichen Bedingungen, die s. Zt.

zur Verurteilung Anlaß boten, andere geworden sind. Über die literarischen Einwirkungen, die Balzac neuerdings ausübt, wird gelegentlich an anderer Stelle zu handeln sein. — Unter dem Titel ‚**Von der inneren Schönheit**‘ hat M. Kühn bei Karl Robert Langewiesche, Düsseldorf, Auszüge und Essays von Maurice Maeterlinck zusammengestellt, die die meisten Einzelwerke dieses Halbphilosophen für die Mehrzahl der Leser entbehrlich machen. In solcher Auswahl genossen, ist Maeterlinck, der Denker, in der Tat erträglich. Es finden sich viele schöne und tiefe Gedanken in diesem von Karl Köster sehr vornehm ausgestatteten Buche.

Neben den Klassikern und den Ausländern sind begreiflicherweise billige Gesamtausgaben der Werke näherer oder entfernterer deutscher Zeitgenossen nicht so zahlreich. Dennoch haben verständige Verleger hier wiederholt eine glückliche Hand bewiesen. So Amelang mit der Ausgabe von ‚**Martin Greifs Werken**‘ in vier Bänden. Neben zwei Bänden Gedichten und Mären sind hier die dramatischen Dichtungen zum erstenmal vollständig vereinigt. Was Martin Greif erleben durfte, konnte für Ferdinand von Saar erst nach seinem Tode verwirklicht werden. Wie hatte er selber seine Gesamtausgabe ersehnt und betrieben! Man muß das in der von Minor veranstalteten Ausgabe von ‚**Ferdinand von Saars sämtlichen Werken**‘ in zwölf Bänden (Hesse, Leipzig) nachlesen, wo Anton Bettelheim das Leben seines Freundes mit Liebe zeichnete. Saar ist in Deutschland bisher wenig gelesen worden. Vielleicht wird diese billige Gelegenheit, den feinen altwienerischen Lyriker, Erzähler, Dramatiker kennen zu lernen, dazu beitragen, das Versäumte nachzuholen.

Bildende Kunst.

Umfassenden Kunstgeschichten muß notwendig etwas Unpersönliches und feinsten künstlerischen Werten gegenüber objektiv Kühles anhaften. Das bringt das Streben nach historischem Gleichmaß mit sich. Die stets wachsende Schwierigkeit ferner, den ganzen gewaltigen kunsthistorischen Stoff zu beherrschen, bringt mit der Aufteilung der Perioden unter einzelne Gelehrte ein weiteres Hindernis, wirkliche Leitgedanken durchzuführen. Andererseits darf aber diese gediegene Geschichtsarbeit durchaus nicht auch in ihrer Bedeutung für das unmittelbare Kunstverständnis unterschätzt werden, zumal wenn mit der Arbeitsteilung eine stetige Auflagenerneuerung die sorgfältigste Ausbalancierung des Stoffes und der Urteile ermöglicht, wie das bei dem ‚**Handbuch der Kunstgeschichte**‘ von Anton Springer (E. A. Seemann, Leipzig) der Fall ist, dessen fünf Bände in kurzem Zeitraum sämtliche wieder neu aufgelegt wurden. Dem ersten Band ‚**Das Altertum**‘, bearbeitet von Adolf Michaelis und dem dritten Band ‚**Die Renaissance in Italien**‘, bearbeitet von Adolf Philippi sind nun der zweite Band ‚**Das Mittelalter**‘ völlig umgearbeitet von Joseph Neuwirth und der vierte Band ‚**Die Renaissance im Norden und die Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts**‘, bearbeitet von Felix Becker, gefolgt, sämtliche in 8. Auflage, sowie der fünfte Band ‚**Das 19. Jahrhundert**‘ von Max Osborn, dieser in 5. Auflage. Mit Änderungen, Umarbeitungen und Ergänzungen wird der Springersche Text erweitert und umgestaltet. Neuwirths ‚Mittelalter‘ zeigt wieder eine stärkere Einbeziehung der Profanarchitektur und insbesondere eigene Abschnitte je für das romanische und gotische Kunstgewerbe, zudem auch in der äußerlichen Anordnung eine praktische Klarheit; diese ist auch in den vierten Band übergegangen, von dessen Ergänzungen durch Becker der Abschnitt über Goya die wichtigste ist. Der große Hauptteil des letzten Bandes ist ganz Osborns Werk, der auch in seiner Darstellung der Kunst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die heute erst in ihrer Bedeutung erkannten Vorläufer nachgetragen und verwoben hat. Osborns Darstellung, in der die Malerei fast zu sehr überwiegt, ist sehr gewandt und hält darauf, allseitig gerecht zu werden. Wäre es nicht Zeit, eine so eigenartige und selbständige Erscheinung wie die Beuroner Kunst nun auch in den Kreis der historischen Betrachtung zu ziehen? Die bildliche Ausstattung der Bände ist vortrefflich, die Illustrationen zählen von 330 bis zu 900 pro Band, dazu kommen noch je 10 bis 26 Farbentafeln (Preise zwischen 8 bis 10 M.). Springers Handbuch ist wohl die geeignetste Kunstgeschichte für Bildungszwecke. — Der erste Band eines internationalen Unternehmens unter dem Titel ‚Ars una species mille‘ zur Herausgabe von nach Ländern geordneten Kunstgeschichten ist die ‚**Geschichte der Kunst in Großbritannien und Irland**‘ von Walter Armstrong, übersetzt von Erich Haenel (Julius Hoffmann, Stuttgart, M. 6.—). Das Interesse für die englische Kunst geht im allgemeinen nicht weit über das letzte Jahrhundert zurück, und man ist auch nicht gewohnt, in ihr mit einigen Ausnahmen viele nationale Eigentümlichkeit zu finden. Arm-

strongs Darstellung ergibt demgegenüber ein volles und in einigen der kapitelweise chronologisch durchgeführten Kunstgattungen auch ganz spezifisch national und eigenproduktiv gefärbtes Bild, in dem das Kunstgewerbe bis auf einzelne charakteristische Zweige ausgeschaltet bleibt. Die 600 Abbildungen in dem geschmackvollen, in Taschenformat dargebotenen Bande sind von einer bei solch kleinem Reproduktionsmaßstabe seltenen Deutlichkeit. — Nichts weniger als eine scharf umgrenzte und durchaus orginale urgermanische Kunstperiode weist Albrecht Haupt in seinem Werk über „**Die älteste Kunst, insbesondere die Baukunst der Germanen**“ für den Zeitraum von der Völkerwanderung bis zu Karl dem Großen nach (Leipzig, L. Degener, 20 M.). Der Titel sieht nicht nach fesselnder Lektüre aus, und doch hat es Haupt verstanden, nicht nur die einschlägigen Detailforschungen durch seine eigenen Untersuchungen systematisch zu ergänzen und zu verschmelzen, sondern dieses Kulturganze in seiner Begeisterung für die germanische Kunstehrenrettung anregend und anschaulich zu schildern. Die Hauptträger dieser an Kleinwerken und Einzelformen wie Waffen und Gräberfunde und dann an der Architektur nachgewiesenen und erschlossenen Kunst sind die Ostgoten, Langobarden, Westgoten, Franken, Angelsachsen, und die Denkmäler sind über die ganze Straße der Völkerwanderung bis nach Afrika verstreut. Die Beweisstücke sind in zahlreichen Abbildungen, worunter viele Detailzeichnungen, beigegeben. — Von den ‚blauen Büchern‘ des Verlages K. R. Langewiesche gehört zu den schönsten die „**Deutsche Plastik des Mittelalters**“ (1.80 M.). Die seelen- und ausdrucksvollen Statuen von Freiberg, Bamberg, Straßburg, Naumburg, Würzburg, Nürnberg usw., sowie eine Reihe anderer Plastiken sind wohl bekannt, aber lange nicht so sehr betrachtet und beliebt wie sie es z. B. auch im Interesse einer kräftigen christlichen Kunst verdienen. Hoffentlich gewinnen sie hier, wo sie in ihrer Menge (über 100 Abbildungen) und stilistischen Gleichartigkeit den Eindruck gegenseitig verstärken, überzeugte Freunde. Die einleitenden Bemerkungen von Max Sauerlandt geben der Anschauung die nötigen stilistischen Grundlagen. — In Hanfstaengls Maler-Klassikern ist ein 7. Band erschienen: ‚**Les chefs-d'oeuvres de la galerie de tableaux de l'Ermitage Impérial à St. Pétersbourg**‘ (München, M. 12.—). Nach einer kurzen über Entstehung und Bestand dieser prachtvollen russischen Gemäldesammlung orientierenden französischen Einleitung von Baron Nicolas Wrangell werden die Hauptwerke in 238 in Ton und Details recht guten und reichlich großen Autotypien vorgeführt. Zu den kostbarsten Schätzen der Eremitage gehört neben vorzüglichen Italienern unter den stark vertretenen flämischen und holländischen Malern eine Reihe der hervorragendsten Gemälde von Rembrandt, während die deutsche Kunst nur wenige Namen und Werke aufweist. Dies Verhältnis zeigt auch der Bilderband, der wie die vorausgegangenen Galerienbände nun ebenfalls den Kern einer weltberühmten Sammlung zu stetem Genusse bereit hält.

Als ein textlich und illustrativ gleich glänzendes Werk liegt die „**Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes**“, herausgegeben in Verbindung mit acht Fachmännern von Georg Lehnert, nunmehr in zwei Bänden abgeschlossen vor (Berlin, Martin Oldenbourg, neun Abteilungen à 4.25 M.). Der zweite Band enthält zunächst in direkter Fortsetzung des ersten das ‚Kunstgewerbe im Barock und Rokoko‘ von M. Dreyer, das ‚Kunstgewerbe in der Louis XVI.- und Empirezeit‘ von Joseph Folnesics und das ‚Kunstgewerbe der neuesten Zeit‘ von dem Herausgeber, sodann das ‚Kunstgewerbe im Kulturgebiet des Islam‘ von E. W. Braun und das ‚Kunstgewerbe in Ostasien‘ (China, Korea, Japan) von Otto Kümmel. Vieles nicht nur in dieser letzten außereuropäischen Abteilung, deren Gegenständen sich das Interesse in den letzten Jahren so lebhaft zugewendet hat, sondern auch in den uns zunächstliegenden Gebieten und Perioden ist in Ermangelung von Vorarbeiten durchaus originale, auf eigener Einzelforschung beruhende systematische Behandlung. Dazu gehört auch Lehnerts Darstellung des Kunstgewerbes von 1850 ab, des ornamentierenden und des dekorativen Stils der Rückblickszeit und des ihnen gegenübertretenden konstruktiven Stils unserer Tage, in deren Schlußsatz der ideale Gedanke und praktische Zweck dieser Geschichte des Kunstgewerbes ausgesprochen wird: ‚Nur der wird auch im Kunstgewerbe der Zukunft den rechten Weg einschlagen, der gestützt auf die Errungenschaften der Vergangenheit sich bemüht, den höchsten Aufgaben der Gegenwart zu dienen.‘ Besondere Anerkennung verdient die Beigabe eines reichhaltigen Illustrationsmaterials, und darunter wieder die zahlreichen teilweise farbigen Tafelbilder.

Richard Muthers nachgelassene dreibändige ‚**Geschichte der Malerei**‘ (Konrad Grethleins Verlag, Leipzig, 36.— M.) ist das erwartete Werk voll blendender Darstellungsweise, souveräner Herrschaft über

den Stoff und einer spielend gewandten ästhetisch-psychologischen Konstruktion auf kunst- und kulturgeschichtlicher Milieubasis, freilich auch mit den daraus folgenden Einseitigkeiten und Vergewaltigungen. Es ist fesselnd von der ersten bis zur letzten Zeile, aber gefährlich für den, der sich nicht um eine auf persönlicher Sachkenntnis fußende kritische Lektüre bemüht. Bei der Auswahl der 2800 Abbildungen ist Wert auf Wiedergabe weniger bekannter Gemälde gelegt. Wir werden noch auf das Werk zurückkommen. —

Die praktischen Zwecke, die das ‚**Hilfsbuch zur Kunstgeschichte**' von P. Schubring (Berlin, Curtius, 2.50 M.) verfolgt, zeigt eine Kapitelinhaltsangabe: Heilige, Patrone, Ikonographisches, Symbole, Zeittafeln, Notizen zur Kulturgeschichte der italienischen Renaissance, Außerdeutsche Museen, Technische Ausdrücke, Sechs Karten u. a. In den kurzen, rein sachlichen Aufschlüssen hätten sich einige auf das Glaubensgebiet hinübergehende Spitzen leicht vermeiden lassen können. Zum Kunstverständnis gehört nicht nur das Wissen um Heilstatsachen und Symbole, sondern auch das Mitfühlen.

Vor dem im Novemberheft angezeigten Thomaband hat die Deutsche Verlagsanstalt als 14. Band ihrer ‚Klassiker der Kunst' ‚**Memling**', des Meisters Gemälde in 197 Abbildungen herausgebracht. Die Anlage ist die bekannte: Auf den Hauptteil mit den Reproduktionen der echten Gemälde, die durch zahlreiche Ausschnitte in ihren Schönheiten noch in vergrößerten Maßen verdeutlicht werden, folgt ein Anhang der zweifelhaften und unechten Bilder, darauf die Erläuterungen und die verschiedenen Register. Die Einleitung des Herausgebers Karl Voll ist eine klare Umschreibung der Stellung Memlings innerhalb des niederländischen Quattrocento und eine sichere Analyse seines Stils mit wertvollen Bemerkungen für das gegebene Bildthema wie für allgemeine ästhetische Fragen. Memlings poetische Kunst, die an Schwind denken läßt, bringt ihn auch dem Laiengefühl noch heute persönlich nahe (7 M.).

Wenn man sich über die Art der Freude Rechenschaft geben will, die man beim Durchblättern der neuen Sammelpublikation des alten, verdienten Richterverlags Georg Wigand unter dem Titel ‚**Ludwig Richters Volkskunst**' (Leipzig, 2.40 M.) empfindet, so kann man die Mischung von ästhetischem Genuß, volkstümlicher Fabulierlust und kindlicher, gesunder Fröhlichkeit wohl unterscheiden, aber beim Betrachten nicht trennen. Wo haben wir heute in unserer nach Stilechtheiten und Buchkunst strebenden Zeit diesen so erquickenden und so anspruchslosen Volksstil? Anspruchslos in seinem äußeren Gebahren, nicht in seiner inneren Gediegenheit, die in ihrer fortschreitenden Verfeinerung durch die planmäßige Auswahl des Richtersammlers Karl Budde ‚vom Keim bis zur Blüte' vorgeführt wird. In der Einleitung gibt Budde die stofflichen und künstlerischen Voraussetzungen und in der Schlußerläuterung macht er auf die feinsten Werkchen eigens aufmerksam. Das Buch enthält auf 108 Bilderseiten großen Formats 422 Abbildungen, teilweise mit der alten Tonunterlage. Zu den Märchenillustrationen kann man sich die Märchen hinzudichten; im übrigen sind die Bildchen selber kleine Erzählungen und Gedichte. — Eine andere Erweckung feinster Buchkunst bringt das hübsche Heft ‚**Gott und Welt**' (Berlin, Fritz Heyder, 2.50 Mark), in dem Albrecht Dürers Randzeichnungen aus dem Gebetbuche des Kaisers Maximilian um die Besprechung von Goethe gruppiert und auf einigen folgenden Blättern wiedergegeben sind. Am Schluß sind die Gebetstexte angegeben, zu denen die Zeichnungen gehören.

Ein bedeutsames Dokument der gegenwärtigen christlichen Kunst, ‚**Die 14 Stationen des hl. Kreuzwegs**', die Gebhard Fugel in den Jahren 1904/08 in der Münchener St. Josephskirche ausgeführt hat, hat in Lieferungen zu erscheinen begonnen, die je zwei Stationen enthalten (München, Max Hirmer, jede Lieferung 12 M.). Das wertvolle Verfahren der Aquarell-Gravüre, in dem die Gemälde in der Bildgröße 53 : 30 cm reproduziert werden, sichert möglichste Annäherung an die Originale. Die Größe der Reproduktionen macht sie zur öffentlichen Verwendung für Kapellen und kleine Kirchen geeignet. Diesem Zweck entspricht auch Fugels Art vorzüglich, die das Gegenständliche und szenisch Erzählende stark betont und darum einer volkstümlichen Wirkung sicher ist. Der Einführungs- und Begleittext von Joseph Bernhart bewegt sich im gleichen Geiste mit gleicher Wirkung auf Anschauung und Gemüt. Von Bernhart stammen auch die Begleitworte voll religiöser Stimmung zu den je fünfzehn bis zwanzig feintonige Kunstblätter enthaltenden Heften der ‚**Ars sacra**', deren erste beiden ‚Vom Erlöser' und ‚Gleichnisse des Herrn' schon überall Eingang gefunden haben. Das eben erscheinende dritte Heft bringt in Bild und Text die ‚Geheimnisse des Rosenkranzes', ist also noch mehr als die andern ein gedanklich geschlossenes Ganze.

Zwei Neuausgaben von Künstlerbüchern, der ‚**Traktat von der Malerei**' von Leo-

nardo da Vinci (Jena, Diederichs, 10 u. 12 M.), und die **'Unterweisung der Messung'** von Albrecht Dürer (München, Südd. Monatshefte, 6 M.) scheinen zunächst auch für den ernsteren Kunstfreund einen etwas spröden Reiz zu haben. Aber ganz abgesehen davon, daß sie für das Verständnis der Psychologie des künstlerischen Schaffens authentische Quellen sind und darum hundertmal wichtiger als alle noch so schön klingenden Erklärungen aus zweiter Hand, enthalten sie doch sehr vieles auch dem Genießenden unmittelbar Förderliche. Beide zeugen mit ihren geometrischen Rechnungen für die fundamentale Kunstanschauung in klaren Formgedanken. Das umfangreiche Leonardobuch hat Marie Herzfeld, auf der Übersetzung von Heinrich Ludwig fußend, (auf dessen Schriften zur Kunst und Kunstwissenschaft wir nebenbei empfehlend verweisen, in den **'Studien zur deutschen Kunstgeschichte'**, Straßburg, J. H. Ed. Heitz) herausgegeben und mit einer gut orientierenden Einleitung versehen. Die von Alfr. Peltzer besorgte Herausgabe der Dürerschen Schrift geht auf die Anregung Hans Thomas zurück, der ihr auch ein Vorwort gegeben hat.

Zum Schluß sei einer Publikation Erwähnung getan, die eine wertvolle Ausgestaltung des Zeichnens mit Kreide an der Wandtafel zu Lehrzwecken befürwortet und technisch anschaulich macht: **'Die Technik des Tafelzeichnens'** von Dr. Ernst Weber (Teubner, Leipzig). Wer es nicht gesehen hat, was man mittelst der rechten Technik auf der schwarzen Wandtafel mit Kreide an Wirkungen hervorbringen kann, der sehe sich diese 40 Tafeln an! Dr. Weber wendet sich zunächst an die Lehrerwelt, und die textlichen Erläuterungen sind fast nur für sie gedacht, aber befähigte Knaben, denen man die nötigen Utensilien nebst diesen 40 Tafelbildern in die Hand gibt, haben hier eine ganz wundervolle Technik zur Ausbildung zeichnerischer und malerischer Begabung. Der Lehrerschaft, soweit sie überhaupt Gelegenheit hat, mit Kreide an der Wandtafel zu hantieren, werden die theoretischen und praktischen Anleitungen Dr. Webers vielfach einer Entdeckung gleichkommen. Was der Verfasser einleitend z. B. über bildliche Darstellung im Dienste der Didaktik sagt, beweist allein schon, daß man es hier nicht mit einem jener vielen zwar gutgemeinten, aber im Grunde dilettantischen Reformen der Zeichenmethodik zu tun habe, sondern tatsächlich mit der Entdeckung einer neueren Welt, der Welt der Kreide.

Natur- und Länderkunde.

An die erste Stelle tritt in jeder Hinsicht das soeben vollendete zweibändige Prachtwerk **'Himmel und Erde'** von Pohle und Plaßmann, Waagen, Kreichgauer und van Bebber, auf das im 'Hochland' bereits wiederholt anläßlich der Lieferungsausgabe hingewiesen wurde (Allg. Verlagsgesellsch.; gebd. M. 30.—). Schon der erste Band, dessen im besten Sinne populärwissenschaftliche Schreibart, unterstützt durch über tausend vorzügliche Illustrationen, den Sternenhimmel, die Bewegungen und die Eigenschaften der Himmelskörper zu verständnisvoller Anschauung brachte, bewies in hocherfreulicher Weise die volle Ebenbürtigkeit dieses katholischen Werks gegenüber allen ähnlichen anderen. Diesen Erfolg wird gewiß bei seinem dem Allgemeininteresse noch näherliegenden Gegenstand der zweite Band für noch weitere Kreise bestätigen und bekräftigen. Unsere Erde selbst, der Werdegang des Erdballs und seiner Lebewelt, seine eigene Beschaffenheit und die seiner atmosphärischen Hüllen werden hier an Hand von achthundert ausgezeichneten Abbildungen, Beilagen und Karten in wissenschaftlich vertiefter und dabei stets fesselnder Art und Weise behandelt. Wenig Werke sind in so hohem Maße geeignet, der studierenden Jugend in die Hand gegeben zu werden, damit sie die Natur betrachten lerne mit tiefer Ehrfurcht vor der ewigen Weisheit, die alles nach Maß und Zahl geordnet und dem forschenden Menschengeist so unendliche Aufgaben gestellt hat. Ob es wohl zu vermessen ist, zu hoffen, daß in absehbarer Zeit auch eine ebenso umfassende, zuverlässige und prinzipienklare Zusammenfassung des biologischen Wissens uns beschert werde? Das beste allgemeinbiologische, im Hochland schon wiederholt empfohlene Werk, über das wir bisher verfügen, ist E. Wasmanns **'Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie'** (vom Herderschen Verlag in 4. Auflage angekündigt). Ihm tritt nun in des bekannten Kieler Botanikers J. Reinke **'Grundzügen der Biologie'** (Salzer, gebd. M. 2.80) ein noch knapperer, trefflich informierender Abriß dieses Wissensgebietes zur Seite. Aber beide Bücher verschmähen bei all ihren sachlichen Vorzügen jene Mittel, mit denen nun einmal ein großer Teil der Leserwelt für derlei Literatur erst gewonnen wird: reiche und möglichst auffällige farbige Illustration und eine recht leichtflüssige fast plaudernde Schreibweise. Durch eben diese beiden Mittel hat z. B. die gemein-

verständliche Einführung in die allgemeine Biologie, der C. Thesing den lockenden Titel „**Biologische Streifzüge**" gab (Schreiber, Eßlingen, gebd. M. 7.—), in kürzester Frist sehr viele Freunde gewonnen; und man muß gestehen, daß sein Buch, abgesehen von einigen irreführenden und verletzenden Bemerkungen über religiöse Fragen, in theoretischer Hinsicht, verglichen etwa mit Bölsches Fantastereien, noch eine anerkennenswerte Zurückhaltung bewahrt — z. B. den einseitigen Darwinismus und Lamarckismus gleichermaßen preisgibt — und stofflich mit großer Findigkeit grade die interessantesten Tatsachen zusammenträgt. Noch mehr weckt den Wunsch nach einem einwandfreieren Gegenstück der mit neunzig erstklassigen Illustrationstafeln ausgestattete Bilderatlas „**Vom Urtier zum Menschen**" (Deutsche Verlags-Anstalt, zwei Bände, M. 26.—), der an sich schon eine Reihe von Abbildungen enthält, die ihn vom Familientisch ausschließen, und zudem durch Konrad Günther mit einem darwinistisch-tendenziösen und in sich widerspruchsvollen Begleittext versehen wurde, der das an sich ja prächtige Anschauungsmaterial nur für ganz urteilsreife Beschauer brauchbar beläßt. Zum Glück fehlt es aber auch nicht an biologischen Anschauungsbüchern, deren man sich rückhaltlos freuen kann: Nach Schillings' exotischem Beispiel nun auch die Tierwelt unserer Heimat mit allen Mitteln vervollkommenster photographischer Technik zu belauschen, ist die glänzend erfüllte Hauptaufgabe von Meerwarths „**Lebensbildern aus der Tierwelt**", an deren bisher abgeschlossenen zwei Bänden (Säugetiere und Vögel; Verlag Voigtländer, gebunden je M. 12.—) sich gewiß jeder Tierfreund gar nicht satt sehen kann; durch die Begleittexte wird auch zum Verständnis der wahrgenommenen Lebenserscheinungen recht geschickt angeleitet. Wieviel Förderung diese neue Art des Tierbildes auch der wissenschaftlichen Erkenntnis verspricht, darüber wird im ‚Hochland' noch eigens zu sprechen sein. — In ganz ähnlicher und gleich trefflicher Weise wie Meerwarths Werk sind die „**Naturkunden**" von Georg E. F. Schulz (bei Paul Parey, jedes Heft Mark 1.—) angelegt, biologisch erläuterte photographische Musteraufnahmen frei lebender Pflanzen und Tiere, von denen man zumal so köstliche Gaben, wie Heft 6: Frühlingspflanzen, oder Heft 8: Alpenpflanzen einem jeden Botaniker neben sein Herbarium wünschen möchte, damit ihm die schönsten Finderfreuden lebendig bleiben. — Die gemeinverständliche Behandlung eines vielumstrittenen biologischen Einzelproblems, das sich doch beim näheren Zusehen in viele Unterfragen auflöst, weiß mit allseitigem Umblick F. Knauer in einem kleineren, hübsch illustrierten Werke „**Tierwanderungen und ihre Ursachen**" (Bachem, gebd. M. 4.50) zu geben, durch das sich die Leser auch unmittelbar zu eigener Naturbeobachtung angeregt fühlen werden. — Ganz in den strengen Bahnen eines auch mathematische Vorkenntnisse erfordernden Studiums will der Stoff des neuen „**Lehrbuchs der Physik**" bewältigt sein, durch das der Hamburger Oberrealschuldirektor E. Grimsehl diese oft mit so geringer pädagogischer Erfahrung gepflegte Literatursparte wirklich einmal wesentlich bereichert hat (Teubner, gebd. M. 16.—). Wo es sich darum handelt, über die dilettantischen Orientierungsfreuden hinaus einen Einblick in die eigentliche wissenschaftliche Forschungsarbeit zu eröffnen, zur exakten Beobachtung, wie zur gewissenhaften Unterscheidung feststehender Erfahrungstatsachen von allen strittigen Hypothesen zu erziehen, sollte man also Gymnasiasten, die ernste naturwissenschaftliche Neigungen zeigen, und selbst noch den angehenden Studenten ein solches Buch unter den Weihnachtsbaum legen. Und vielleicht gleich ein anderes, leichter lesbares hinzu, das am lebendigen Vorbild zeigt, wie naturwissenschaftliche Forscherarbeit und treuer katholischer Glaube aufs beste harmonieren. Wir meinen die auch zeitgeschichtlich höchst lehrreiche Biographie, die Bettina Ringseis nach den Lebenserinnerungen ihres hochverdienten Vaters, weiland Obermedizinalrats und Münchener Universitätsprofessors „**Joh. Nep. von Ringseis**" mit sicherem Griffel liebevoll gezeichnet hat. (Habbel, gebd. M. 6.—.) Auch für die Kenntnis jenes ganzen geistig bedeutenden Münchener Kreises, aus dem vor allem Görres hervorleuchtet, bringt das Buch die wertvollsten Beiträge.

Aus der reichen geographischen und ethnographischen Literatur muß es genügen, einige Werke hervorzuheben, in denen gerade solche Länder und Völker vor das Auge des Lesers treten, denen die Zeitereignisse ein besonderes Augenmerk zuwenden. Reiseeindrücke aus Spanien, Marokko und Italien faßt „**Im Flug an südliche Gestade**" Georg Baumberger frisch und treffsicher zusammen (Benziger, gebunden M. 7.—). Hie und da bleibt er zwar auch von der flüchtigen Hast des modernen ‚Vergnügungs'reisenden nicht ganz frei, aber dafür gibt er so viel prächtige Gesamtbilder und Episoden, weiß aus treuem, katholischem Herzen so klare und zuverlässige Einblicke in religiöse und kirchenpolitische Verhältnisse

zu eröffnen, daß man sich des Schilderers ebenso freuen muß als seines Gegenstandes. — Nach Rußland, China, Korea und Japan führen die **‚Erinnerungen an die ostasiatischen Kaiserreiche und Kaiser‘** von Msgr. Graf Vay de Vaya (Paetel, gebd. M. 8.—), dessen hervorragende Sachkenntnis und essayistische Darstellungskunst die Hochlandleser aus vorliegendem Hefte ja unmittelbar kennen lernen. Durch seinen unmittelbaren Zutritt bei den höchsten Beherrschern aller jener Länder vermag der Autor eine Fülle authentischer Aufschlüsse zu geben, wie sie kaum so leicht einem anderen Reisenden zuteil werden. Dabei entgehen aber auch seinem Seelsorgerblick keineswegs die Daseinsverhältnisse der breiten Volksmassen, noch seinem Kunstverständnis die namhaftesten Denkmäler menschlicher Schöpferkraft. Von der Zukunft der gelben Rasse hat er eine hohe Meinung gewonnen, namentlich wenn die begründeten Hoffnungen auf ihre Christianisierung in Erfüllung gehen. Der letztere Gesichtspunkt kommt in den auf **‚China, das Reich der Mitte einst und jetzt‘** beschränkten Reise- und Studienberichten von Joseph Lauterer (Otto Spamer, gebd. M. 10.—) weniger in Betracht. Von der gesamten weltlichen Kultur aber des Vierhundertmillionenvolkes hat der Autor auf wiederholten mehrjährigen Inlandsreisen einen überaus anschaulichen und wertachtenden Begriff gewonnen, den er in knappen nicht immer reizvollen, aber stets aufschlußreichen Sätzen und zahlreichen naturgetreuen Bildern dem Leser höchst lehrreich übermittelt. — Über ein Gebiet, dem viele eine hervorragende kulturelle Zukunft versprechen, über **‚Südafrika‘** vertritt Siegfried Passarge in eingehendster Schilderung der dortigen Landes-, Volks- und Wirtschaftskunde eine sehr nüchterne, ja geradezu pessimistische Auffassung (Quelle & Meyer, gebd. M. 8.—). Der klargegliederte Text, wie die vorzüglichen Illustrations- und Kartenbeigaben, geben dem Werk ein wissenschaftliches Gepräge, ohne daß es hierdurch an Allgemeininteresse verliert. Selbstverständlich setzt es, wie fast alle derartigen völkerkundlichen Werke, reife Leser voraus. Diese werden sich auch wohl angesichts dieser Schilderungen sorgenvoll fragen müssen, ob die vom deutschen Volk für Südwestafrika gebrachten Opfer sich jemals lohnen können. Passarges Pessimismus geht freilich auf alle Fälle zu weit, wenn er die schwarze Rasse als unzugänglich für europäische und christliche Kultur erachtet und ihre entsprechende rücksichtslose Behandlung befürwortet. — Eine textlich nnd illustrativ gleich glänzende Publikation stellt der Bericht dar, den Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg unter dem Titel **‚Ins innerste Afrika‘** vom Verlauf der deutschen wissenschaftlichen Zentral-Afrika-Expedition gibt (Klinkhardt-Biermann, gebd. M. 15.—). Mancher weiße Fleck auf der Karte wurde durch die Ergebnisse dieses großzügigen und kühnen Unternehmens beseitigt, und was mehr sagen will, unsere völker- und naturkundliche Kenntnis sehr wesentlich bereichert, das Ansehen des deutschen Namens in auch praktisch bedeutsamer Weise zu neuen Ehren gebracht. Die Reise begann in Bukoba am Viktoriasee und ging an der Westgrenze von Deutsch-Ostafrika entlang bis zum Albertsee, von da durch den Kongo-Urwald und dann dem Kongolauf folgend bis zu dessen Mündung in den Atlantischen Ozean. Die 700 Mann starke Expedition teilte sich öfter, um ihren wissenschaftlichen Aufgaben besser gerecht werden zu können, die dann auch manche überraschende Lösung gefunden haben. Von länderkundlichen Feststellungen scheint besonders die Erkundung des Ruandagebietes für die künftige wirtschaftliche Nutzbarmachung der Kolonie von Bedeutung. Der hohe Verfasser nennt dieses klimatisch äußerst begünstigte, für Viehzucht und Ackerbau im großen Stil gleichsam vorbestimmte, ‚dem Gouvernement aber ganz unbekannte‘ Land, das interessanteste des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes und ganz Zentralafrikas überhaupt, tatsächlich ein Land, ‚wo Milch und Honig fließt‘. Mit größter Teilnahme folgt man auch den Wanderungen durch die Steppen- und Vulkangebiete und nicht zuletzt durch den ungeheuren Kongo-Urwald, die ohne Ruhmredigkeit, aber mit anschaulicher Kraft erzählt sind. Die Publikation reiht sich den gediegendsten Reisewerken ein, die wir von Deutschen besitzen. Erfreulicherweise gehört es auch zu denjenigen, die weder durch die Illustrierung noch durch den Text eine Benutzung im Familienkreise ungebührlich erschweren. —

Die lockende Gewalt des Hochgebirges wird immer ihre Schilderer und Enthusiasten finden, aber es ist ein anderes, ob der Sportmann, dem unter Umständen die Beherrschung des Technischen das Entscheidende ist, oder ob der mit vollster Eindrucksfähigkeit ausgerüstete Hochgebirgswanderer zur Feder greift, um das Erlebte auszusprechen. Konrad Falke versichert zu Anfang seines stattlichen Werkes **‚Im Banne der Jungfrau‘** (Rascher & Co., Zürich), daß ihm ‚der Ehrgeiz vieler, zur Not ihr Leben auch als Bergführer fristen zu können,‘ fern liege, und er will damit sagen, daß nicht

‚der bergsteigende Mensch, sondern das Gebirge‘ sein Held war und ‚die menschliche Seele der Spiegel, seine Größe zu erkennen und anzuerkennen‘. Und in der Tat, die Bilder, die er von der ‚Königin und ihrem Reich‘ entwirft, lassen die Schönheit, Größe und Urkraft dieser Hochgebirgswelt mit solcher Eindringlichkeit vor der Phantasie des Lesers erstehen, daß sich je länger je ungestümer der Wunsch in seine Seele drängt, einmal im Leben auch dieses Schauspiel genossen zu haben. Vor Jahren wäre es für Tausende, die heute den Gedanken liebkosen, eine bare Unmöglichkeit gewesen. Guyer-Zellers kühner Unternehmergeist, dem das Buch gewidmet ist, rückt die Erfüllung in berechenbare Nähe. Mit Recht ist ihm daher ein Kapitel gewidmet, das den interessantesten des Buches beigezählt werden kann. Für Freunde alpiner Wanderungen ist das mit herrlichen Illustrationen geschmückte Werk eine schöne Gabe.

‚Im Lande John Bulls‘ nennt Theodorich Schwabe Reiseerinnerungen aus England (Alber, Ravensburg 1908), die ein gutes Bild des heutigen englischen Lebens bieten. Der Verfasser ist Katholik und hat als solcher sein Augenmerk auf eine Reihe von Erscheinungen gerichtet, die in den meisten Reiseschilderungen unbeachtet bleiben. Wir nennen nur die Blackburner Tage und die Besuche in Stonyhurst und Erdington. Aber der Interessenkreis ist damit bei weitem nicht umschrieben. Wir tun Blicke so ziemlich in alle charakteristischen Verhältnisse und erhalten Aufschlüsse über viele Dinge, die für die Beurteilung des Landes wichtig sind. Das Buch verdient auch um seiner unterhaltenden Form willen alle Empfehlung.

Eben vor Abschluß dieser Übersicht der uns zugegangenen Literatur kommen noch zwei Werke, die wir aber nur kurz erwähnen können. Sie empfehlen sich beide durch die Namen ihrer Verfasser. **‚Aus Rumänien‘.** Streifzüge durch das Land und seine Geschichte‘ heißt ein mit 108 Illustrationen und drei Karten geschmückter Band (Benziger & Co., Einsiedeln), der keinen geringeren als den Erzbischof von Bukarest, Msgr. Raymund Netzhammer zum Verfasser hat. Msgr. Netzhammer ist Konventuale des Benediktinerklosters Maria-Einsiedeln und geborener Schweizer. Eine frische, gerade Natur, vielseitig gebildet, mit einem hochentwickelten Sinn für praktisches Wirken auf den verschiedensten Gebieten, gehört er zu denjenigen Reisenden, die die Dinge zu sehen gelernt haben wie sie sind, und durch deren Blick man sich gerne die Welt besieht. Sein Buch gibt in vieler Hinsicht neue Aufschlüsse. Es macht uns nicht nur mit den landschaftlichen und geschichtlichen Eigentümlichkeiten des Landes, mit seinen Kirchen und Klöstern, sondern auch mit seinen wissenschaftlichen Instituten, mit seinen geologischen Besonderheiten, Ausgrabungen, seinen Salzbergwerken u. v. ä. bekannt. — Das zweite Werk ist das schon im Oktoberheft angekündigte, mit Spannung erwartete große Reisewerk Sven Hedins, das soeben bei Brockhaus, Leipzig, unter dem Titel **‚Transhimalaya‘** in zwei prächtigen Bänden erscheint. Um die ungeheure Forscherleistung sich zu vergegenwärtigen, die dieser Darstellung zugrunde liegt, verweisen wir auf den Artikel in unserem letzten Hefte S. 234. Aber was dort nur Gerippe sein konnte, ist hier reichstes, blühendstes Leben. Gegen diese Fülle reizvoll dargestellter Erlebnisse kann auch der spannendste Roman nicht aufkommen. Schon allein das Tibetabenteuer! Die Erzählungsweise ist so frisch, gefällig, natürlich, daß die Lektüre selbst im Familienkreise ihrer Wirkung bei Jung und Alt sicher ist.

Volks- und Jugendbücher.

Obwohl sich das Wesen des Volks- und Jugendbuches heute, wo man alles popularisiert, schwer bestimmen läßt, gibt es doch eine Anzahl von Veröffentlichungen, die im Vorhinein auf Kreise angelegt sind, die ohne eine ihrem Maß an Zeit, Vorbildung, Kritik und besonderem Verständnis Rechnung tragende Bearbeitung nie dazu kämen, sich mit soundso vielen Dingen zu beschäftigen, obwohl es ihnen an Interesse dafür nicht fehlt. Hieher gehören z. B. die Briefe berühmter Männer und Frauen, die wir daher in Sammlungen wie der von Wilhelm Capelle bei Teubner, Leipzig herausgegebenen: **‚Deutsche Charakterköpfe‘** in zweckdienlicher Auswahl vorfinden. Die vorliegenden billigen und schmucken Bände à 2 M. suchen durch ausgewählte Briefe und Lesestücke lebendige Bilder der jeweilig im Titel genannten Persönlichkeit zu geben: so von Pestalozzi, dem großen Erzieher, von Joachim Nettelbeck, dem charaktervollen Vertreter deutschen Bürgertums aus der Zeit der Befreiungskriege, von Goethes Freundinnen (Doppelband), von Wilhelm von Humboldt, dem Freund unserer Klassiker und hervorragenden Staatsmanne. Möchten nicht bloß unsere angehenden Studenten, sondern auch junge Kaufleute, Techniker, selbst Handwerker ab und zu ein solches Bändchen zur Hand nehmen! Für Ge-

müt, Geist und Charakterbildung ist da vieles zu holen. — Ähnliche Zwecke verfolgen ‚**Diesterwegs deutsche Volksausgaben**, (à 1.50 M.) herausgegeben von E. Koller (Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.), von denen z. B. ‚Deutsche Frauenbriefe', ausgewählt von Emil Burger, jedem bildungsbeflissenen Mädchen eine reiche Quelle der Anregung und Belehrung sein werden. Briefe von Liselotte, Maria Theresia, Eva König, Goethes Mutter, Schillers Frau, Königin Luise, Karoline von Humboldt u. n. a., bilden den wohlgestimmten Inhalt. — Man wird diese Sammlungen um so weniger gering schätzen dürfen, als ohnehin zur realistischen Schulung unserer heranwachsenden Generation reichlich gute Literatur vorhanden ist. So sorgt eine neugegründete ‚**Naturwissenschaftliche Bibliothek**' für Jugend und Volk (herausgegeben von K. Höller und G. Ulmer im Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig) für realistische Unterhaltung und Belehrung. ‚Aus Deutschlands Urzeit' — ‚Der deutsche Wald' — ‚Die Ameisen' — ‚Das Aquarium' — ‚Das Terrarium' — ‚Beleuchtung und Heizung' sind die bis jetzt vorliegenden Bändchen. Ganz besonders sei hier auf die von Professor Dr. Buesgen herrührende Monographie über den deutschen Wald aufmerksam gemacht, eine Arbeit, die geeignet ist, Liebe zum deutschen Wald zu wecken und den Sinn auch für seine Poesie zu beleben. Der Verfasser versteht dem Thema bei aller Sachlichkeit der Behandlung die anregendsten Seiten abzugewinnen und schreibt einen so guten Stil, daß man ihm auch dann noch gerne folgt, wenn das stoffliche Interesse zu erlahmen droht. Die Bändchen sind mit Illustrationen geziert, die eine äußerst umsichtige Redaktion verraten. Der junge Techniker sei auf ein sehr hübsches Angebot der Verlagsbuchhandlung Ernst Wiest Nachf., Leipzig, aufmerksam gemacht, wir meinen die ‚**zerlegbaren Modelle**' eines Fernsprechers, einer Dynamomaschine und eines Akkumulators. Es sind farbige Darstellungen auf Karton, in Schichten übereinandergelegt, so daß man durch Abheben der Teile den ganzen inneren Mechanismus der Maschinerien sich vor Augen führen und mit Hilfe eines erklärenden Textes bis zu den letzten Geheimnissen vordringen kann. — In den Tagen der Zeppelinbegeisterung unserer Jugend wird ein Buch wie es Arthur Kirchhoff unter dem zukunftsfrohen Titel ‚**Die Erschließung des Luftmeeres**', Luftschiffahrt und Flugtechnik in ihrer Entwicklung und ihrem heutigen Stande. Mit 138 Abbildungen bei Spamer, Leipzig, herausgegeben hat, dankbare Aufnahme finden. Es zerfällt in zwei Teile: in einen geschichtlichen und in einen schildernden, worin die bekanntesten deutschen Luftschiffer über ihre ‚interessanteste Fahrt' persönlich berichten. Die reiche Illustrierung in Verbindung mit einem klar und gemeinverständlich geschriebenen Text machen es zu einer schätzbaren Gabe für die heranwachsende Jugend. — Ein origineller Beitrag zur Heimatkunde im weiteren Sinne sind die ‚**Hamburger Hafenbilder**' von Wilhelm Dittmar (Verlag A. Janßen, Hamburg 1908), 36 ganz- und doppelseitige Vollbilder, die das ganze Hamburger Hafenleben in seinen wechselnden Stimmungen je nach Wetter und Jahreszeit zu packender Darstellung bringen. Ein ebenfalls von der Hand des Künstlers herstammender Text, in dem sich der flotte Zeichner auch als ein gewandter Schriftsteller vorstellt, ergänzt die Bilder mit Wortschilderungen, die durch Dialogpartien im Hamburger Hafen, platt und hochdeutsch, reizvoll belebt und unterbrochen werden. — Die von Jul. Lohmeyer begründete, von Admiralitätsrat Wislicenus fortgeführte Deutsche Marine- und Kolonialbibliothek ‚**Auf weiter Fahrt**' (W. Weicher, Berlin) legt einen sechsten Band vor, der wieder eine Fülle friedlicher und kriegerischer Reiseberichte in bunter Folge enthält, wie sie in der Tat durch keinerlei erdachte Abenteuer ersetzt werden können. Zur Hebung des vaterländischen Sinnes, zur Erweiterung des nationalen Gesichtsfeldes unserer Jugend ist diese Sammlung sehr geeignet. — Das Phantasieleben unserer Knabenwelt wird immer sein Recht fordern. Warum also keine Indianergeschichten, wenn nur ein gesunder, und wahrer Sinn darin lebt? In dieser Beziehung ist aber den ursprünglichen Erzählungen dieser Art, mit der James Fenimore Cooper die ganze Gattung dieser Literatur begründete, immer noch mehr Vertrauen entgegenzubringen als den von oft recht pedantischen Erziehern herausgegebenen Bearbeitungen. So ist das berühmte Werk allmählich zu einer Indianer-Kolportage-Geschichte herabgesunken. Um ihm seinen wohlverdienten Ruf zu retten, hat daher K. Federn die erste vollständige deutsche Übersetzung angefertigt, ohne jedoch auf bearbeitende Eingriffe, wie sie für unsere heutige Zeit geboten waren, ganz zu verzichten. ‚**James Fenimore Cooper, Lederstrumpf-Erzählungen**' in der ursprünglichen Form, übersetzt und bearbeitet von K. Federn (Verlag Paul Cassirer, Berlin 1909), ist der Titel des Buches, das nicht nur wie das rohe Ge-

rippe einer oft nur schlecht motivierten Aufeinanderfolge von aufregenden Ereignissen dasteht, sondern den historischen Zusammenhang mit der wirklichen Geschichte und vor allem seine grandiose Urwaldpoesie bewahrt hat. Die Ausgabe ist von eigenartiger Schönheit der Ausstattung, indem Künstler wie E. R. Weiß und Max Slevogt dabei mitgewirkt haben. — Nicht das Gleiche gilt von der ersten ungekürzten Ausgabe von **‚Lemuel Gullivers Reisen in verschiedene ferne Länder der Welt'** (Verlag Erich Reiß, Berlin). Dieses so oft bearbeitete Werk des großen Satirikers Swift ist bekanntlich eine herbe Satire auf Erscheinungen des politischen Lebens, wurde aber jederzeit wegen seiner zum Teil humoristischen Erfindung und geistvollen Einkleidung auch unabhängig von dieser Tendenz geschätzt. Wer kännte das Abenteuer unter den Liliputanern nicht? Wer sich für die ursprüngliche Form interessiert, möge zu dieser Ausgabe greifen. Aber eine Jugendschrift ist diese Ausgabe nicht; das wolle man besonders beachten, auch wenn ihrer an dieser Stelle Erwähnung getan ist. — Die historische Jugenderzählung in künstlerischer Form zu pflegen, haben sich die **‚Mainzer Volks- u. Jugendbücher'**, herausgegeben von W. Kotzde (Verlag von Jos. Scholz, Mainz), zur Aufgabe gemacht. Die neuen Bände dieser von namhaften Autoren wie Geißler, Falke, Ferdinands, Kotzde bedienten Sammlung können als einwandfrei empfohlen werden. ‚Was Michael Schneidewind als Junge erlebte', von Charlotte Niese, erzählt eine Episode aus der großen französischen Revolution, in die die Schicksale des unglücklichen Dauphin hineinverwoben sind, und ‚Der Tucher von Köln' von Jos. Lauff gibt ein bewegtes Bild aus den Zeiten der Zünfte und den städtischen Verfassungskämpfen zu Anfang des 16. Jahrhunderts. — Ein echtes Volksbuch, das dem Humor zu seinem Recht verhilft, ist die Sammlung deutscher Schwänke aus vier Jahrhunderten, **‚Der Narrenbaum'**, von Heinrich Mohr (Herder, Freiburg). Es ist ein heiteres Gegenstück zu den im gleichen Verlag erschienenen Büchern von Kümmel: **‚An Gottes Hand'** und **‚Sonntagsstille'**, die hiermit für Jugend- und ländliche Volksbüchereien in empfehlende Erinnerung gebracht seien. Ähnlich, d. h. schlicht und im Stil der älteren Jugenderzählungen gehalten ist **‚Nur treu!'** Eine Erzählung für die Jugend von Hans Neunert (ebenda).

Zum Schluß sei noch auf eine Publikation hingewiesen, die mit der Vollendung ihres ersten Jahrgangs ihre Probe bestanden hat und als ein wirklich volkstümliches Unternehmen alle Empfehlung verdient: der von Paul Keller herausgegebene **‚Guckkasten'**. Illustrierte Wochenschrift für Humor, Kunst und Leben (Rose-Verlag, Berlin). Anfänglich irrtümlicherweise als ein Witzblatt genommen, unterlag diese Wochenschrift recht schiefen Beurteilungen. Heute erscheint sie als das, was sie sein will, ein mit Scherz und Humor gewürztes Unterhaltungsblatt für flüchtige Stunden, ein Blatt, das in jeder Familie und selbst vor Kindern aufliegen kann und immer durch seinen reichen, farbigen Bilderschmuck, seine Musikbeilagen, seine erzählenden und poetischen Beiträge Auge und Herz erfreut. Die neueste, Friedrich Schiller gewidmete Nummer zeigt die Bestrebungen des Guckkastens auch von ihrer ernsten Seite.

Allgemeine Nachschlagewerke.

Zur Gesamtorientierung über die zeitgeschichtlichen und wissenschaftlichen Fortschritte eines jeden Jahres haben sich die beiden Herderschen Jahrbücher rasch eingebürgert. Das nun schon im 24. Jahrgang stehende **‚Jahrbuch der Naturwissenschaften'** (gebd. M. 7.50), dessen Redaktion nach dem Tode des hochverdienten bisherigen Herausgebers M. Wildermann in J. Plaßmanns berufene Hand gelegt wurde, ist in allen seinen Teilen bereits so erprobt und bewährt, daß man nur den gleichen guten Fortschritt wünschen kann. Etwas ungleichmäßiger sind naturgemäß die Sparten noch in dem zweiten Jahrgang des **Jahrbuchs der Zeit- und Kulturgeschichte** (gebd. M. 7.50) geraten, das aber doch der Sorgfalt des Herausgebers F. Schnürer gegenüber dem ersten Band schon so erhebliche Verbesserungen dankt, daß man bald auch für dieses Buch die Gewinnung einer in allen Stücken einwandfreien Tradition erwarten darf. Die wesentlichste Forderung betont der Herausgeber selbst, daß überall ein einheitliches Bild vom Wachsen und Werden, nicht nur eine äußerliche Aneinanderreihung von Einzeldaten erzielt werden muß. — Der Stoff, den solche Jahrbücher allmählich zutragen, schlägt sich kondensiert in den allgemeinsten aller Nachschlagewerke, den Konversationslexiken, dauernd nieder. Von ihnen ist nun das jüngste und daher aktuellste **Meyers Kleines Konversationslexikon** geworden, dessen 7. Auflage jüngst mit dem sechsten Band zum Abschluß gelangte (gebd. je M. 12.—). Diese Ausdehnung von früher drei auf nun sechs Bände zeigt deutlich, wie man allmählich von dem unheimlich angeschwollenen

Umfang der großen Ausgaben, die ja schon eine Bücherei für sich ausfüllen, abkommt, und das glückliche Beispiel des Herderschen Lexikons nachahmt. Die drei letzten Bände des ‚Kleinen Meyer', denen wir hier noch eine Besprechung schulden, weisen in ihrer typographischen und illustrativen Ausstattung, wie in der knappen und zweckmäßigen Textgestaltung wieder all die schon wiederholt hervorgehobene Gediegenheit auf. Im allgemeinen verdienen die realwissenschaftlichen Sparten den Vorzug: Naturwissenschaften und Technik, Geographie und Wirtschaftskunde. Die beigegebenen botanischen, zoologischen, anthropologischen Farbentafeln z. B. würden jedem Fachatlanten zur Zierde gereichen. Bei allen Schlagworten dagegen, wo sich Unterschiede der Weltanschauung oder auch der literarisch-künstlerischen Geschmackswahl geltend machen, geben Richtung und Niveau zu vielfachen Einwendungen Anlaß. Themen wie Kirche, Reformation, Religionspsychologie werden vom Standpunkt eines liberalen Protestantismus aus behandelt, der bei Schlagwörtern wie Lehrfreiheit, Päpste, geradezu anti-‚ultramontane' Färbung annimmt. Am deutlichsten zeigt sich diese auch auf Angaben politischen Charakters übergreifende Einseitigkeit in den Literaturangaben; so fehlt z. B. unter Staatswissenschaften das Staatslexikon der Görresgesellschaft, unter den deutschen Zeitungen die Kölnische Volkszeitung und unter den Zeitschriften wird Hochland ohne jeden sachlichen Grund an letzter Stelle hinter ganz geringfügigen Organen eben noch genannt. Solange dergleichen nicht behoben ist, kommt begreiflicherweise für die Katholiken **Herders Konversationslexikon** (8 Bde., M. 100.—) an erster Stelle in Betracht, umsomehr, da es, obschon erst 1908 abgeschlossen, bereits in Bälde durch einen eben jetzt vorbereiteten Nachtragband auch die größtmögliche Aktualität aller Angaben seinen sonstigen Vorzügen hinzugesellt.

Ein **deutsches Wörterbuch** — das vergessen wir Deutsche gar leicht — wird durch ein Allgemeines Lexikon nicht überflüssig gemacht. Ein Fremdwörterbuch ist im deutschen Hause leichter zu finden, als ein Wörterbuch, das über die Muttersprache Aufschluß gibt. Diesem Übelstand abzuhelfen ist kein deutsches Wörterbuch so geeignet als das Weigandsche, dessen fünfte Auflage von Bahder, Hirt und Kant vollständig neu bearbeitet (Verlag Töpelmann, Gießen 1909) jetzt bis zur Hälfte vorliegt. Das ganze Werk ist auf zwei Bände oder zwölf Lieferungen à 1.60 M. berechnet. Die zuletzt erschienene Lieferung, die den ersten Band vollständig macht, reicht bis Kyrie eleison. Man weiß, daß kein Geringerer als J. Grimm dem ‚Weigand' großes Lob zollte. In der fünften Auflage steckt eine Unsumme von Arbeit, die sich besonders auf die Etymologie der Wörter erstreckt. Wer seine Muttersprache nicht gedankenlos anwenden, sondern sich über die tiefere Bedeutung der Wörter Rechenschaft geben will, muß ihrem Ursprung nachgehen. In dieser Hinsicht ist das deutsche Wörterbuch von Weigand so interessant, daß man die Beschäftigung mit ihm direkt kurzweilig und unterhaltend nennen kann.



Unsere Kunstbeilagen

Wir haben es für eine Pflicht erachtet, die Kunst des holländischen Konvertiten Jan Toorop, der in der Düsseldorfer Ausstellung für christliche Kunst ein eigenes Kabinett hatte, im übrigen aber bis jetzt mehr Verehrer im Ausland als in Holland selber gefunden hat, in einem seit Jahresfrist vorbereiteten Heft vorzuführen, zumal seine Kunst neben ihrem tiefen, geistigen und religiösen Gehalt modernste, technische Probleme enthält. Diese verschiedenen Seiten werden eingehend in den Aufsätzen ‚Jan Toorop' von Professor Dr. Max Schmid und ‚Die seelischen Elemente in Toorops Kunst' von Maria de Klerk-Viola behandelt.

Unsere Musikbeilage

bringt ein bekanntes Weihnachtslied aus ‚Des Knaben Wunderhorn' in der Vertonung von Otto Vrieslander. Diesem jungen Münchener Tonsetzer ist es als einem der wenigen gelungen, inmitten der Überfülle moderner Lyriker spezielles Interesse auf sich zu ziehen, was zum guten Teil dem Eintreten Ludwig Wüllners für ihn und seine Lieder zu danken ist. Vier stattliche Bände musikalischer Lyrik (Lieder nach Gedichten von Goethe. — Lieder aus ‚Des Knaben Wunderhorn'. — Lieder nach verschiedenen Dichtern. — ‚Pierrot Lunaire') liegen bis heute von Vrieslander vor (Musikverlag Dr. H. Lewy, München), die eine Fülle interessanter und geistreicher Musik bergen. Unser Weihnachtslied ist eine der einfacheren Nummern; sehr fein charakterisiert erscheint namentlich der Gegensatz der in leuchtenden Sphärenklängen ausladenden letzten Strophe zu der herben Schlichtheit des das dürftige Krippenmilieu schildernden ersten Teiles.

Offene Briefe

Dr. K. G. in M. Avenarius zu antworten, ist kein Grund vorhanden, da er uns die Antwort auf unsere Fragen vollständig schuldig geblieben ist. Er handelte auch hier wieder einmal nach dem bekannten Rezept: ‚Sucht nur die Menschen zu verwirren, sie zu befriedigen ist schwer.' Gegen solche Kampfmethode kann man nichts machen als — schweigen. Wir werden jedoch der künftigen Ratgeberarbeit von Avenarius gründlich nachgehen und jeden Versuch, katholische Autoren verächtlich an die Wand zu drücken, auch wenn er in noch so verbindlichen Formen unternommen wird, zur Kenntnis unserer Leser bringen. Die Versicherung, ‚daß die Redakteure des Ratgebers sich zu lernen bemühen', beweist immerhin, wie angebracht es war, die im Ratgeber des Dürerbundes gehandhabte Methode des zweierlei Maßes einmal zur Sprache zu bringen.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Dr. Eugen Schmitz, Starnberg

Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59

BEILAGE ZUM HOCHLAND

CHRISTKINDLEINS WIEGENLIED.

Des Knaben Wunderhorn.

(Mit Genehmigung des Originalverlegers Dr. H. Lewy, München.)

Otto Vrieslander.

Ruhig fließend.

GESANG.

mp

Oh

durchweg zart und gebunden

PIANO.

mp

p

Je - su - lein zart, oh Je - su - lein zart, das

mf

Kripp - lein, wie hart, wie liegst du so hart! Ach

mf

sf

schlaf, ach thu die Äug - lein zu,

sf sf sf

p ruhig

schlaf und gib uns die e - wi - ge Ruh!

p ruhig

mf

Ped. Ped. Ped. Ped. Ped.

mp

Schlaf Je - su - lein wohl, nichts hin - dern dich

mp

soll, Ochs, E - sel und Schaf sind al - le im Schlaf!

sf

p

Ach schlaf, ach thu die Äu - ge - lein

sf *pp*

Ped. Ped. Ped.

mp *ruhig*

zu, schlaf und gib uns die e - wi - ge Ruh'.

mp *ruhig* *mf*

Ped.

mf

Die Se - ra - phim singt und Che - ru - bim klingt,

mf *mf* *mf*

ad lib.

viel Eng - lein im Stall die wie - gen dich

mf *mf*

all'.

mf *f*

p ruhig

Schlaf thu die Äu - ge - lein zu,

pp ruhig

mf ruhiger werdend

schlaf und gib uns die ew' - - - - -

ruhiger werdend

rit. *a tempo*

- ge Ruh'. ______

rit. *p a tempo* *poco rit. sin' al Fine.*

Ped.

Albert Welti/Abend.





Siebter Jahrgang Januar 1910

Die französische Laienschule und der christliche Gottesglaube (Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Laienkultur in Frankreich) / Von Hermann Platz

Eine der einschneidendsten Neuerungen der dritten Republik war die Reform des Volksschulwesens, die gleich nach der Konsolidierung der neuen Staatsform im Jahre 1879 in die Wege geleitet wurde, um dann von 1882—1886 durchgeführt zu werden. Die Zeiten waren vorbei, wo Thiers vorschlagen konnte, dem Klerus den Volksschulunterricht ausschließlich und ohne Vorbehalt zu übertragen, durch die Vikare die weltlichen Lehrer zu ersetzen, ‚diese 37 000 Sozialisten und Kommunisten, richtige Gegenpfarrer in den Gemeinden'. Die Zeiten waren vorüber, wo man die Volksschule einseitig Bildungszielen dienstbar machen konnte. Die Republik erkannte endlich die nationale und soziale Bedeutung der Schule und reorganisierte sie entschlossen in diesem Sinne, so sehr Individualisten religiöser und wissenschaftlicher Inspiration nach wie vor diesen ersten Axthieb gegen das Gesetz von der Unterrichtsfreiheit (1850) abzuwenden bezw. rückgängig zu machen suchten.

Aber der Unterricht wurde nicht bloß unentgeltlich (1881) und obligatorisch (1882), sondern auch in religiöser Hinsicht durchaus neutral gemacht, um den Forderungen der Gewissensfreiheit gerecht zu werden. Das Gesetz vom 30. Oktober 1886 besagte in Kap. II Art. 16: ‚In den öffentlichen Schulen jeder Art wird der Unterricht ausschließlich einem Laienpersonal anvertraut.'* Dieses Gesetz widerspricht formell den Prinzipien von 1789, wo ‚die Zulassung aller Bürger zu allen öffentlichen Ämtern' dekretiert wurde. Da laut Spezialverord-

* Allein die Kommunalschulen hatten bis dahin 25658 geistliche Lehrer und Lehrerinnen angestellt.

nung jedem Religionsunterricht ein Ende bereitet, d. h. keinem Geistlichen gestattet wurde, zu Unterrichtszwecken die Schule zu betreten, jedem Lehrer verboten war, in der Schule beten zu lassen oder den Katechismus zu lehren, widersprach die Neuordnung auch dem Volkswillen; denn ‚bisher hatten die meisten Väter und alle Mütter gewünscht, daß sie (die Erziehung) gleichzeitig religiös sei‘.*

Diese Laizisierung des Unterrichts kann einen doppelten Sinn haben. Sie kann das Werk eines neutralen Staates sein, der allen in Betracht kommenden Weltanschauungen gleich objektiv gegenübersteht; es wäre in diesem Falle allerdings durchaus nicht einzusehen, warum den Geistlichen der verschiedenen Konfessionen nicht gestattet worden ist, zu bestimmten Stunden den Kindern der Eltern, die es wünschen, in dem Schullokale Religionsunterricht zu erteilen. Ist dies aber nicht der Fall, hat der Staat oder, genauer gesagt, die jeweilige Majorität, die sich am Ruder befindet, durch das Gewicht ihrer Vergangenheit, durch die Einwirkung der ihm aufgedrungenen Kämpfe, durch den beherrschenden Einfluß hervorragender Parteiführer und Staatsmänner nicht diese Unbefangenheit und Voraussetzungslosigkeit, dann müssen sich daraus die unheilvollsten Konsequenzen ergeben. War nun der Republikanismus jener Tage neben einer Staatsform auch eine neue Weltanschauung oder nicht? Fassen wir die Durchschnittsanschauungen der damaligen Republikaner ins Auge, und betrachten wir die Halbheiten, Andeutungen, Zweideutigkeiten der ersten Zeit, wo es sich um Akklimatisierung des Landes an ein Neues handelte, im Lichte der dreißigjährigen Entwicklung, die der Republikanismus nun schon durchgemacht hat, so kommen wir zu dem Resultate, daß wir es hier tatsächlich mit einer neuen Weltanschauung zu tun haben, die freilich ihre Verkörperung und treibende Kraft zu einem guten Teile deshalb in der neuen Staatsform finden konnte, weil die Anhänger der traditionellen Lehre sich einseitig auf die alte Staatsform festlegen zu müssen glaubten. Wenn wir mit derben Strichen zeichnen wollten, könnten wir sagen, der Naturalismus habe zum ersten Male im christlichen Europa den Staat in seinen Dienst gezwungen und schicke sich nun an, seinem uralten Feinde, dem Supranaturalismus, den Garaus zu machen. ‚Zum ersten Male führte eine große, populäre Philosophie, die sich von all denen unterschied, die bisher geherrscht hatten, und von allen Kirchen, logisch, unabwendbar zu Maximen, die in absolutem Gegensatz zu den Jahrhunderte alten Vorschriften stehen.‘**

Für diese Jakobiner oder Sektierer, wie Taine sie nennt, ist die Säkularisierung der Schule der erste Schritt zur Entchristlichung Frankreichs. Die Trennung von Kirche und Schule war die Vorbereitung zur Trennung von Kirche und Staat. War einmal der größte Teil der Gesellschaft ohne lebendigen Kontakt mit dem Christentum aufgewachsen, dann war die Entfernung der Religion aus den öffentlichen Einrichtungen nur eine Frage der Zeit.

Daß die Reform letzten Endes Entchristlichung der Volksschule und damit der ganzen französischen Gesellschaft bedeutete, trotzdem ein Teil der Veranstalter im ersten Stadium, und im weiteren Verlaufe immer noch einzelne (so namentlich die Progressisten) sich diesem Vorhaben widersetzten, daß trotzdem die pessimistische Beurteilung der republikanischen Laienschule richtig ist,

* Taine: Les Origines de la France contemporaine XI.[22] (1899) S. 364.

** Tarde. Rev. pédag. 1897 zit. Goyau: L'école d'aujourd'hui. I.[3] Perrin S. 31.

soll im folgenden bewiesen werden durch Untersuchung der Stellung, die dem Gottesglauben, dem Zentraldogma des Christentums, in dem reorganisierten Unterricht vorbehalten war. Georges Goyau charakterisiert diese Stellung wie folgt: ‚Eine Tür muß offen oder geschlossen sein. Die Volksschule in Frankreich beachtete diesen Satz lange nicht: lange Jahre hindurch war die Tür hilflos angelehnt wegen eines Besuchers mit Namen Gott, vor dessen Einzug man sich fürchtete, zu dessen Ausweisung man sich nicht entschließen konnte. Man wollte nicht ohne Gott sein, um der äußersten Rechten keine Argumente zu liefern, noch weniger wollte man aber höflich sein gegen Gott, um die äußerste Linke nicht zu erzürnen: so verurteilte man das höchste Wesen zu der reichlich ungeschickten und seltsam verwickelten Stellung, gleichzeitig geduldet zu werden als unabweisbarer, und ausgewiesen zu werden als kompromittierender Gast.‘*

Der gemäßigte Republikanismus hielt zunächst noch am Gottesglauben fest. Man kann sagen, der philosophische Spiritualismus sei damals die offizielle Religion gewesen. ‚Das Buch von Jules Simon über die „Natürliche Religion“ war sozusagen die Bibel der Partei, die die Oberhand gewonnen hatte.‘** Man stand der die Gewissen aufrüttelnden Katastrophe von 1870/71 noch zu nahe, als daß man aus den revolutionären Prinzipien, die man verwirklichen wollte, die letzten Konsequenzen ziehen konnte. Und doch gab es gar eigentümliche Elemente in der republikanischen Mehrheit: ‚Positivisten, Materialisten und Evolutionisten, Freimaurer, für die Gott nur ein Klerikaler war, der hinausgewiesen zu werden verdiente, endlich Hegelianer, ohne es zu wissen (Taine hätte sie Jakobiner genannt), für die der Staat Gott war.‘***

Die Schulgesetze, die diese Majorität zustande brachte, erwähnten nicht einmal den Namen Gottes, obwohl Jules Simon im Senat warm dafür eintrat, ‚daß die Pflichten gegen Gott als Unterrichtsgegenstand ins Gesetz aufgenommen würden.‘† Durch einen Parlamentsbeschluß die Existenz Gottes anzuerkennen, dazu konnte man sich nicht verstehen, ein Beweis, daß für die Politiker, die Spiritualisten zu sein vorgaben, wie z. B. für Ferry, den damaligen Kultusminister, Gott kaum mehr war als eine Hypothese ohne Wirklichkeit und Gewißheit. Auch eine verflüchtigte Gottesidee hätte ja im Volke immer noch zu deutliche Erinnerungen an ihre treueste Hüterin, die Kirche, an ihre unermüdlichsten Vorkämpfer, die Priester, wachgerufen, und das wollte man vermeiden.

Im obersten Schulrat hingegen, dem es oblag, die Ausführungsbestimmungen zu entwerfen, überwog der Spiritualismus so sehr, daß in den Moralprogrammen nicht bloß die Existenz Gottes anerkannt, sondern auch ein Kapitel: ‚Die Pflichten gegen Gott‘ beigefügt werden konnte. An der Abfassung war hauptsächlich der aus der Schule Cousins hervorgegangene Paul Janet beteiligt, für den die Moral letzten Endes nur im Zusammenhang mit der Idee eines höchsten Gesetzgebers und Richters möglich war. Nach ihm unterschied sich die Laienmoral zwar von den konfessionellen Moralen, nicht aber von der religiösen. Eine gewisse Anzahl philosophischer Wahrheiten, die ihm das Ge-

* L'Ecole d'aujourd'hui. II.[2] (1906). Perrin. S. 193, 194.

** Lescoeur: La mentalité laïque et l'école. (1906) Téqui. S. 7.

*** Goyau I.[3] S. 31.

† Goyau ebd. II. S. 195.

meingut aller positiven Religionen zu sein schienen, wurden für die Schule gewissermaßen dogmatisiert, eine Maßnahme, die Ferry und die Mehrzahl seiner politischen Freunde natürlich im Grunde ihres Herzens nicht als das positive Ideal der ‚Laienschule' gelten lassen konnten. Sie ließen sie aus praktischen Gründen zu, weil ‚die große Mehrheit der Franzosen noch am Spiritualismus hängt', und weil daher offen antireligiöse Tendenzen gefährlich schienen.

Was besagt nun das Kapitel ‚Pflichten gegen Gott', das in dem offiziellen Moralprogramm (vom Juli 1882) auf gleicher Linie mit den ‚Pflichten gegen sich selbst' und den ‚Pflichten gegen andere Menschen' steht? ‚Der Lehrer hat nicht die Aufgabe, ex professo über das Wesen und die Eigenschaften Gottes zu sprechen; der Unterricht, den er allen ohne Unterschied geben soll, beschränkt sich auf zwei Punkte: Zuerst lehrt er sie, den Namen Gottes nicht leichtsinnig auszusprechen; er verbindet in ihrem Geiste mit der Idee der ersten Ursache und des vollkommenen Wesens eng ein Gefühl der Achtung und Verehrung; und er gewöhnt jeden Schüler daran, die Gottesidee auch dann in der nämlichen Weise zu achten, wenn sie sich ihm in Formen darstellen sollte, die ihm nicht geläufig sind.

Ohne sich um die Vorschriften der verschiedenen Bekenntnisse zu kümmern, bemüht sich der Lehrer alsdann, in dem Kinde das Verständnis und Gefühl dafür zu wecken, daß die erste Huldigung, die es der Gottheit schuldet, darin besteht, den Gesetzen Gottes, so wie sie ihm sein Gewissen und seine Vernunft offenbaren, zu gehorchen . . .' Die Programme empfehlen dem Lehrer ferner zu betonen ‚den Unterschied zwischen dem geschriebenen Gesetz und dem moralischen Gesetz: das eine setzt ein Minimum von Vorschriften fest, die die Gesellschaft unter bestimmten Strafen ihren Gliedern aufzwingt; das andere legt jedem in der Verborgenheit seines Gewissens eine Pflicht auf, die zu erfüllen ihn niemand nötigt, der er aber nicht untreu werden kann, ohne sich schuldig zu fühlen vor sich und vor Gott.'

So trat denn die Volksschule zunächst im Zeichen eines energischen Spiritualismus in die neue Periode ihres Wirkens ein. Die Politiker, die fast durchweg radikaler waren, mochten sich gesagt haben, daß eine solche ‚Religion', die von Philosophen am Studiertisch ausgeheckt war, ihren Zielen nicht allzuviel Hindernisse bereiten würde. Was sollte dieser flügellahme Deismus in der Schule? Wie konnte die Masse der Lehrerschaft, deren Tätigkeit nicht nur neue geistige, sondern auch materielle, speziell politische Ziele gezeigt wurden, in einer unruhig suchenden, alle alten Werte und Ideale verneinenden Umwelt auf die Dauer bei den Halbheiten eines philosophischen Gottesbegriffs stehen bleiben, der immer nur einen kleinen Kreis von Anhängern gefunden hatte? Aber auch die Kinder werden keinen großen Nutzen aus solchem spiritualistischen Unterricht ziehen, selbst wenn er mit innerer Überzeugung gegeben würde. Die Kinder gläubiger Eltern werden den christlichen Offenbarungsgott in der Fülle seines Lebens, in dem Ernst seiner Sanktionen kennen lernen. Für sie sind die leblosen Ideen des Spiritualismus überflüssig. Die Kinder der ungläubigen Eltern aber werden um so weniger mit diesem Gottesbegriff etwas anfangen können, als er nicht systematisch mit der gelehrten Moral und damit auch nicht mit dem zu führenden moralischen Leben verknüpft ist. Was bedeutet für die Erziehung ein Gottesbegriff als Krönung eines philosophischen Lehrgebäudes?

Was positivistisch gesinnte Politiker wie Gambetta, Ferry und Paul Bert inszeniert, was Philosophen des Spiritualismus wie Jules Simon und Paul Janet in Programmen trotz aller Widersprüche durchgesetzt hatten, das galt es nun in die Praxis überzuführen, in einer Zeit, wo offenkundig die Politiker die geistige Führerschaft der laizistischen Kulturbewegung, wenigstens so weit sie in die Schulen übergreifen sollte, an sich gerissen hatten. Eine dornenvolle Aufgabe in der Tat für Lehrer wie für Moralisten! ‚In dem Augenblick, wo die Schulgesetze angenommen wurden, hat man zu viel geredet und auch zu viel verschwiegen, als daß die Lehrer hätten wissen können, was man von ihnen erwartete.'* Nur das eine wußte man ganz sicher, daß das neue System dem alten entgegengesetzt war. ‚Le cléricalisme, voilà l'ennemi.' Zu keiner Zeit wurde dieser Ruf wohl häufiger vernommen als damals. Wie wenige konnten aber Klerikalismus und Katholizismus klar auseinander halten! Was Wunder, wenn die Zerstörung des Alten, Traditionellen immer weiter ging! Könnte man a priori annehmen, daß eine konsequent durchgeführte Laienkultur in Zeiten ungehemmter Kritik, individualistischer Zweifel- und Räsonniersucht vor dem Gottesglauben Halt machen würde? Schon 1886 konstatierte Jaurès, daß ‚der Spiritualismus, der unsere Staatsdoktrin ist, von einer sehr großen Anzahl Geister bestritten wird', und daß er in den ‚großen Städten, wo die Arbeiter sich die allgemeinen Resultate der Kritik und der Wissenschaft angeeignet haben . . . nicht die ausschließliche Norm der Geister und das Schuldogma sein kann'.**

Wenn nun in der ersten Zeit die Rechte Gottes in den meisten Lehrbüchern der Moral sowohl wie in der Unterrichtspraxis unangetastet blieben, mehr vielleicht, als man nach dem Geiste des Laizismus und nach den Kämpfen um die Schulgesetze erwarten könnte, so lassen sich dafür verschiedene Gründe angeben.

Zunächst ist es von Wichtigkeit festzustellen, daß um jene Zeit, als die Schulgesetze durchgeführt werden sollten, neben radikalen Laizisten auch Männer Einfluß erlangten, die Wert darauf legten, wenigstens die fundamentalsten christlichen Ideen in den Zukunftsbau mit hinüberzuretten. Ich meine Buisson, Steeg und Pécaut. Es waren Schweizer Protestanten liberaler Richtung, die an der Neugestaltung des Schulwesens wichtigen Anteil nahmen. Buisson wurde der Leiter des Volksschulwesens und ist es geblieben bis zur Bildung des Kabinetts Méline. Steeg war abwechselnd Direktor des pädagogischen Museums und der Schule von Fontenay, Pécaut leitete als Generalinspektor des öffentlichen Unterrichts die Reorganisation aller Normalschulen. Was sie früher gewollt haben, ‚von dem traditionellen, kirchlichen Christentum eine Art ewiges Christentum abzulösen, eine Art Evangelium, bestehend aus dem Kern des alten, eine Laienreligion des moralischen Ideals, ohne Dogmen, ohne Wunder, ohne Priester' (Buisson auf dem Grabe Steegs),*** war auch charakteristisch für ihr späteres Schaffen. In ähnlichem Sinne wirkte M. Goy, wie Steeg früher protestant. Pastor; als Direktor der Lehrerbildungsanstalt in Algier, Tarn und Haute-Garonne hat er drei Generationen von Lehrern herangebildet, er, der zwar, mit Pécaut zu reden, ‚sein ganzes Denken, seine ganze Seele und sein ganzes Leben mit dem universalen Leben und

* (Goyau:) Rev. des deux mondes 15. Juni 1898. S. 914.

** Action socialiste. I.[2] (1899) Paris, Bellais. S. 12, 13.

*** Rev. d. d. m. 15. Juni 1898. S. 910, 911.

Denken, ja mit Gott selber, verknüpfte,' der aber doch ,bei allem ein freier, kritischer Geist unter allen war, der seine Freiheit ebensowenig zugunsten einer Tradition oder eines positiven Dogmas, als zugunsten einer festen, offiziellen Definition der Philosophie aufgeben wollte'.* Sie alle hielten mit ihren Anschauungen durchaus nicht hinter dem Berg. Zu Beginn seiner politischen und pädagogischen Karriere sagte Steeg: ,Ich fühle mich durch all das und in all dem mehr denn je als protestantischer Pastor.' Sie waren besonders geeignet, die unbestimmten, buntschedigen Anschauungen, um nicht zu sagen Stimmungen, wie sie in der republikanischen Partei sich geltend machten, in ein einigermaßen einheitliches, niemanden verletzendes religiöses Gewand zu kleiden. ,Die liberalprotestantische Tendenz drückte sich in einer zugleich reichen und unbestimmten Sprache aus; sie kennt nur weiche, verschwimmende Konturen, sie versteht es besser, Eindrücke als Ideen wiederzugeben, und ist geeigneter, der Religiosität Ausdruck zu verleihen als ein Glaubensbekenntnis zu definieren: eine zurückhaltende, höfliche Sprache, die fromm genug ist, diejenigen zu widerlegen, die „die Schule ohne Gott" verkündeten, die aber auch geschmeidig genug ist, bei den Politikern, die in Gott ihren Feind sehen, keinen Anstoß zu erregen."** Nichtsdestoweniger ist es ihnen nicht zuletzt zu danken, daß der Gottesglaube noch fernerhin eine Rolle spielte, daß der Hauch des Göttlichen den neuen Generationen nicht ganz verloren ging. Alle die, die der scharf umrissenen, mit bestimmten intellektuellen und moralischen Anforderungen auftretenden Lehre des Katholizismus aus irgend einem Grunde den Rücken kehrten, mochten in dieser Religiosität das gefunden haben, was sie brauchten, um ihrem edlen Sehnen eine Form, ihrem Leben und Lehren ein Ideal zu verleihen.

Diese Männer konnten ihre liberalisierenden Halbheiten freilich nur durchsetzen, weil jede Reform in den ersten Stadien ihrer Entwicklung Halbheiten hervorbringen muß, weil sie erst nach einem gewissen Zeitraum die letzten Folgerungen, die in dem sie bewegenden Prinzip liegen, zutage fördern kann. So sehr sich die Laizisten anfangs auch in Gegensatz stellen mochten zur traditionellen Lehre, unbewußt standen sie doch unter dem mehr oder weniger starken Einfluß des Spiritualismus, dessen Duft sie in ihrer Jugend eingeatmet, dessen Geist sie in und außer dem Hause, in Sitten und Gesetzen noch immer umwehte. Dazu kommt, daß die führenden Geister, die dem Laizismus der Zukunft die Bahn freimachen wollten, von vornherein darauf verzichten mußten, nur gleichgesinnte Männer an der Reform des Schulwesens mitarbeiten zu lassen. Lehrbücher und Personal mußten den Stempel der Übergangszeit an sich tragen. Der äußere Rahmen ließ sich ändern, der Geist, der in ihm wirken sollte, konnte nicht aus dem Boden gestampft werden. Die Reform von 1882 setzte das Vorhandensein eines ungeheuren Personals von Lehrern und Lehrerinnen voraus, die als Ersatz für die ausscheidenden Ordensangehörigen nötig waren, und die den in der Gesetzgebung zum Ausdruck gekommenen neuen Geist verbreiten sollten. Davon war natürlich keine Rede. In der sogenannten Laienschule lebte noch Jahrzehnte der alte Geist, weil Menschen vom alten Schlage einflußreiche Moralbücher schrieben, und Menschen vom alten Schlage in diesem Sinne unterrichteten.

Zu diesen Männern gehört z. B. Gabriel Compayré, der eine außer-

* Rev. d. d. m. 15. Juni 1898. S. 912, 913.
** Ebd. S. 914.

ordentlich wichtige Rolle zu spielen berufen war, als es galt, die Schulreform in die Praxis umzusetzen. Er schrieb ein Buch ‚Elemente des moralischen und bürgerlichen Unterrichts', das 1883 schon in der 55. Auflage und heute ungefähr in der 120. Auflage vorliegt.* Welche Aufgabe erfüllt in der hier vorgetragenen Laienmoral der Gottesglaube? Bei der Untersuchung dieser Frage gehen wir aus von dem ‚Theoretischen und praktischen Moralkurs' desselben Verfassers,** den wir auch weiterhin zur Ergänzung der in dem Elementarbüchlein oft nur andeutungsweise ausgesprochenen Anschauungen immer wieder heranziehen müssen. Hier erhalten wir in einem Kapitel: ‚Die Moral und der Gottesglaube' Aufschluß über die Rolle, die der Gottesidee im Aufbau des Ganzen zugedacht ist. Die Moral, so heißt es schon vorher, steht ‚außer und über jeder konfessionellen Lehre'; ‚es gibt eine menschliche Moral, die rein wissenschaftlichen Charakter trägt, die sich nur auf die natürliche Vernunft gründet.' (S. 9.) Nun erfahren wir, daß das unmittelbar erkannte Prinzip der Moral die Idee des Guten ist, und daß man aus ihr erst die Existenz Gottes folgern kann. Dies und der Kantsche Satz: ‚Die Moralität muß vorangehen, die Religion folgen', den Compayré zitiert (S. 31), beweisen, nebenbei bemerkt, daß er den Königsberger Philosophen als einen seiner Meister anerkennt, eine Erscheinung, die wir nur zu häufig noch in den Moralbüchern konstatieren können, und die im Zusammenhang steht mit der im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in Frankreich erfolgten Ausbildung des von Kant stark beeinflußten Neokritizismus (Vacherot, Renouvier usw.). Die Moral ist also nicht nur von den Dogmen der positiven Religion unabhängig, sondern auch von den Glaubenssätzen der natürlichen Religion. Der Glaube an Gott (und der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele) sind Folgerungen, Postulate, aber keine notwendigen Prinzipien der Moral. (Ebd. S. 33.) In seinem Elementarbüchlein will Compayré die Schüler durch systematische Ausdeutung des Pflichtbegriffes, den der Lehrer ‚nicht in theoretischer Auseinandersetzung zu beweisen' braucht, den Compayré ‚in dem Gefühl der persönlichen Würde hinlänglich begründet' glaubt (Ebd. S. 312), zu Gott führen. ‚Die Moral folgt dem Menschen in alle Beziehungen, die ihn mit den andern Wesen: mit den Tieren, der Familie, den Mitbürgern, der ganzen Menschheit, endlich mit Gott verbinden.' Über die menschlichen Personen hinaus wird euer Geist und euer Herz die göttliche Person suchen, die alles Seiende erschaffen hat; euer Geist wird sein Dasein erkennen, euer Herz ihm den ersten Platz in seiner Liebe vorbehalten.'***

Der Verfasser kennt drei Gottesbeweise: Die metaphysischen, ‚die zu abstrakt, zu verwickelt sind, um einen großen Einfluß auf den religiösen Glauben ausüben zu können', die physischen, ‚die sich auf die Ordnung in der Welt und auf die Zweckursachen stützen', endlich die moralischen, ‚von allen die stärksten und überzeugendsten: sie zeigen uns Gott als eine moralische Idee, als das Prinzip des Guten, als den Gesetzgeber und Richter der moralischen Gesetze'.†

Die Autorität Kants, die so oft angerufen und durch Zitate bekräftigt wird, wird hier durch die Autorität der Theologie und Metaphysik, deren Anschauungen in dem Verfasser nachwirken, gekreuzt. Aber schon im nächsten Kapitel (‚Das Gewissen und der gestirnte Himmel') identifiziert er sich wieder mit dem

* Elements d'instruction morale et civique. Paris.[55] (1883) Delaplane.

** Cours de morale théorique et pratique. Paris.[5] ohne Jahreszahl (Delaplane).

*** Elements d'instruction[55] S. 137.

† Cours de morale S. 306, 307. Vgl. Elements S. 137—139.

Philosophen, ‚der die Beziehungen zwischen Gottesidee und Moral am meisten vertieft hat', wenn er sagt: ‚Das Zeugnis des Gewissens ist unendlich erhaben über das Zeugnis der Sinnenwelt, und während die materiellen Dinge dunkel die Idee einer geheimnisvollen und göttlichen Macht, deren Werk und Werkzeug sie sind, erwecken, führt uns die moralische Welt mit gebieterischer Klarheit dazu, ein Ideal der Gerechtigkeit und Güte zu bilden und anzuerkennen, von dem das menschliche Gewissen nur einen unvollkommenen Abglanz in sich trägt.'

Kann die Moral nun die Beziehungen zu dem bewiesenen Gotte der Naturreligion feststellen? Im Anschluß an Vacherot stellt sich Compayré hier wieder in Gegensatz zu Kant, der wegen der Unerkennbarkeit der göttlichen Natur und ihrer Eigenschaften und der daraus sich ergebenden Unbestimmbarkeit der Beziehungen eigentliche ‚Pflichten gegen Gott' nicht anerkennt. Es bestehen, so meint er mit Vacherot und dem offiziellen Moralprogramm, zwischen dem Menschen und Gott, dem Gesetzgeber und Richter, genug Beziehungen, so daß daraus gewisse Pflichten des geschaffenen Wesens gegen den Schöpfer entstünden. (Ebd. S. 308.) Dem einen stellen sich diese Pflichten gegen Gott dar als Verpflichtung zu direkter Andacht (innere Gefühle der Anbetung und Liebe, äußere Akte), dem andern als Verpflichtung zu indirekter Andacht, der alle unsere Pflichten als göttliche Befehle erscheinen. Die diesen religiösen Pflichten entsprechenden Rechte werden zusammengefaßt in der Kultfreiheit. Die Laienmoral kann natürlich nicht zugeben, daß der Gottesglaube das notwendige Prinzip und die unentbehrliche Bedingung der Moralität sei. Moralität aus reinem Pflichtbewußtsein steht hoch erhaben über ‚der knechtischen, prekären, interessierten Tugend, die nicht in sich ihren Daseinsgrund und ihre Belohnung findet, die verschwinden würde an dem Tage, wo sie nicht mehr bestimmt wäre durch die Furcht vor göttlichen Züchtigungen und durch die Hoffnung auf zukünftige Belohnungen'.* Trotzdem erkennt Compayré die praktische Wirksamkeit der Gottesidee an. ‚Es ist wohl klar, daß der Gottesglaube (der lebendige!) wirksam das menschliche Gewissen beeinflußt, die Idee des Guten belebt und die Autorität der Pflicht eigentümlich steigert. Nehmt dem Menschengeschlecht den Glauben an eine höhere Welt, und ihr nehmt ihm sicherlich einen Teil der Kräfte, die zur Ausübung des Guten notwendig sind. Wenn dieses Weltall nur mehr eine weite Einsamkeit ist, wo die Stimme der Menschheit sich im Leeren verliert, ohne daß irgend eine hilfreiche Macht den endgültigen Triumph der Gerechtigkeit sicherstellte, dann ist die Menschheit der Gefahr ausgesetzt, infolge Ernüchterung und moralischer Unfähigkeit dem Reiz der materiellen Genüsse zu erliegen. Verkennen wir also nicht all das, was das religiöse Gefühl vermag zur Stütze des schwachen menschlichen Willens, all das, was Millionen von Geschöpfen an moralischem Lichte, an Kraft, an Freude schöpfen in der Idee eines Gottes, der gegenwärtig ist in dem moralischen Gesetz als der oberste Gesetzgeber ihrer Pflichten, als der Zeuge ihrer Taten, als der zukünftige Richter ihres Lebens.**

In dem Elementarbüchlein von 1883 ging Compayré sogar noch so weit, dem Kinde den Rat zu erteilen, ‚neben der Pflicht sich das Dasein des höchsten

---

* Wie sehr das Ideal der christlichen Moral entstellt ist, braucht kaum eigens erwähnt zu werden.

** Cours de morale. S. 304/305.

Wesens vor Augen zu halten, dessen Wille die Pflicht für alle verbindlich macht', wenn im Taumel der Leidenschaften das mühsam errichtete Gebäude von der Menschenwürde und ihren Forderungen zusammenbreche.* In der Tat, ein widerspruchsvolles Ganze! Payot, einer der einflußreichsten Moralisten der Gegenwart, hat diese Moral wie folgt charakterisiert: ‚Eine theologische Moral, aus der man Gott ausgeschaltet hat, . . . um ihn dann durch ein Taschenspielerkunststück wieder hereinzubringen. Die Pflicht! die kommt nicht von der Erde und nicht vom Himmel, aber sie ist sehr bequem, weil man so Gott und die Unsterblichkeit wieder hereinholen kann. Wie ist es möglich, daß Generationen, die in diesem Regime tiefer Unaufrichtigkeit erzogen worden sind, die Richtung einer moralischen Wiedergeburt einschlagen können! So ist denn auch die Lektüre keines der Moralbücher, die seit einem Vierteljahrhundert geschrieben worden sind, erträglich.'** Das ist der allgemeine Ein-
konsequent ist. Überall der nämliche rationalistische Aufbau der Moral, un-
Laienmoral machen. Mit bewundernswertem Fleiß und Scharfsinn, mit Geschick und Zähigkeit hat man in unzähligen Werken versucht, das unbewiesene und unbeweisbare Grundprinzip der Laienmoral — Emanzipation vom Gottesglauben oder, positiv ausgedrückt, empirische oder rationale Begründung der Moral — durchzuführen. Die Art der Durchführung variiert, der Geist ist derselbe wie bei Compayré, nur daß der Gottesglaube nicht bei allen die nämliche warme Darlegung findet, nur daß der eine mehr, der andere weniger konsequent ist. Überall der nämliche rationalistische Aufbau der Moral, unendliche Variation in der Beweisführung bis zur mechanischen Paraphrase der betreffenden Programmpunkte, ja bis zur halb oder ganz unverhüllten Bezweiflung und Leugnung; alle Nuancen sind vertreten in Lehrbüchern, Aufsätzen, Reden und Taten der in Betracht kommenden Pädagogen, Philosophen, Politiker und ihrer ausführenden Organe.

Ähnlich denkt z. B. Ch. B o n i f a c e. Nachdem er kurz die Gottesbeweise behandelt hat, schreibt er: ‚Die Dankbarkeit, die wir Gott schulden, tun wir kund durch die Richtung, die wir unserm Handeln geben, indem wir tun, was gut ist, und meiden, was schlecht ist, d. h. indem wir uns nach den Vorschriften der Moral richten.' Und er fügt sehr bezeichnend hinzu: ‚Es ist nicht meine Aufgabe, auf diesen letzten Punkt näher einzugehen. Das Gesetz hat diese wichtigen Fragen in ein anderes Gebiet verwiesen, und ich bin nicht imstande, sie hier zu untersuchen. Meine Pflicht ist es, euch die Achtung vor dem Gewissen eurer Mitmenschen zu lehren, und ich soll zunächst das eure achten, das heute nur der Abglanz des Gewissens eurer Eltern sein kann.'*** Klingt daraus nicht leises Bedauern, geheimer Schmerz, tieferlebte Unzufriedenheit, daß das Gesetz so grausam ist, die Moral so locker mit dem Gottesglauben zu verbinden, daß es dem Lehrer so schwer gemacht ist, die Tugend in wirksamer Weise in den Kindesseelen zu verankern?

Eigenartig dagegen berührt es schon, wenn man sieht, daß der Schulinspektor A n g o t in seinen moralischen Merksätzen ‚Die Pflichten gegen Gott'

* Elements etc. S. 139.

** Le Volume zit. Bureau: La Crise morale.[10] (1908) S. 348.

*** Pour le commencement de la classe (garçons). 200 lectures morales quotidiennes.[6] (1897) Paris. Colin. S. 141.

in vier Zeilen abtut, während den Pflichten gegen die Tiere über eine Seite gewidmet ist.*

Andere weichen der entscheidenden Stellungnahme gegenüber dem Gottesglauben aus, indem sie die prinzipielle Frage zum Teil historisch behandeln. So schreiben z. B. A. und M. Sentenac: ‚Der Unterricht in der Moral, der universell ist, hat oft Formen angenommen, die man Religion nennt. Die Religionen stimmten darin überein, eine Macht anzuerkennen, die uns überlegen ist, die sogar der ganzen Natur überlegen ist, und man hat diese Gewalt Gott genannt. Unsere Pflichten gegen Gott sind unsere Bemühungen um das Schöne und Gute, die Zusammenfassung unserer individuellen und sozialen Pflichten.‘ In den ‚guten Vorsätzen‘, die die Kinder nach Durchnahme des Kapitels fassen sollen, heißt es:

1. ‚Der Hauptzweck meines ganzen Lebens soll es sein, den höchsten Grad der menschlichen Vollkommenheit zu erreichen.‘

2. ‚Ich will alle meine individuellen und sozialen Pflichten erfüllen und keinen Akt der Frömmigkeit, der damit zusammenhängt, versäumen.‘

3. ‚Ich will tolerant sein.‘

Nachdem dann noch Chateaubriand in einem Kapitel: ‚Die Existenz Gottes‘, und Lamartine durch ein Gedicht ‚Akt des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung‘ als historische Zeugen des Gottesglaubens zu Worte gekommen sind, wird den Kindern folgendes moralische Problem zur Lösung gestellt: ‚Zwei Individuen glauben an Gott, aber sie verstehen ihre Religion verschieden: Der eine betrachtet die Menschheit als eine einzige Familie; er kann das Dogma von der Weltverbrüderung verstehen, lieben und ausüben, weiß er doch sicher, daß die Menschheit durch Freiheit und Arbeit unaufhörlich fortschreitet zu immer milderen und reineren Sitten, zu Gesetzen, die immer gleichförmiger werden dem göttlichen Ideal, das in dem Gewissen des Gerechten leuchtet . . . Er findet den großen Weltenbaumeister ganz in dem niedrigsten seiner Werke. Der andere lebt als Egoist fern von der Welt und von allem, was sie groß macht; er vollzieht peinlich genau die Kultübungen, ist aber nicht einverstanden mit den sozialen Reformen unter dem Vorwand, daß sie die Völker um ihren Glauben bringen. Welche von diesen zwei Arten, die Religion zu verstehen, erscheint euch als die beste?‘** Wenn positive Religion und freidenkerische Religiosität freilich in dieser Weise den Kindern einander gegenübergestellt werden, wenn man sich dann noch hinzudenkt, in welcher Weise gleich oder ähnlich denkende Lehrer diese ‚moralischen Probleme‘ mündlich näher erläutern werden, dann ist es nicht zu verwundern, wenn Zweifel über Zweifel an der Religion, die ihnen von Eltern und Geistlichen eingepflanzt worden ist, in den Kindesseelen entstehen, und wenn christliche Eltern in ihrer Empörung sich zu Abwehrorganisationen zusammenschließen.

Der Direktor der Normalschule der Seine und Redakteur der Zeitschrift ‚Die neue Schule‘, E. Devinat, der auch als Mitglied des obersten Schulrates bedeutenden Einfluß besitzt, schrieb schon 1894: ‚Um Gott lehren zu können, muß man an Gott glauben. Wieviel Lehrer findet man aber heute, deren Seele aufrichtig und tief religiös ist? Man kann ohne Übertreibung behaupten,

* Livret de morale.[3] (1894) Paris, Oudin. S. 24/25 bezw. 29.

** A. & M. Sentenac: L'Education morale à l'Ecole par le Chant. Livre de l'élève. Paris. 1903. Nony et Cie. S. 246 ff.

daß seit 1882 die öffentliche Laienschule, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die Schule ohne Gott ist.'*

Devinat behandelt, der allgemeinen Tendenz folgend, die ‚Pflichten gegen Gott' in seinem Moralbuch** gar nicht, obwohl sie doch in dem offiziellen Programm, das er S. 4—6 abdruckt, verlangt sind. Er kennt nur ‚Pflichten gegen sich' und ‚soziale Pflichten'. In einem Kapitel ‚Letzte Ratschläge' spricht er auf nicht ganz einer Seite vom ‚Jenseits'. ‚Deine Augen, mein Kind, sollen nicht immer auf die Erde gerichtet bleiben. Hebe deinen Blick gen Himmel ... Woher kommen die Sterne? Wer hat sie erschaffen? Wohin gehen sie? ... Und ich ... warum bin ich hier? Und ... wohin werde ich gehen? Und ... was wird aus meiner Seele werden? Diese Fragen, mein Kind, werden sich auf deine Lippen drängen. Und dein Herz wird darauf antworten durch die Hoffnung.' (Ebd. S. 231.)

Gewiß, um Gott lehren zu können, muß man an Gott glauben. Und wenn man nicht an Gott glaubt, und kann oder will diesen Unglauben nicht bekennen, dann vertröstet man sich und andere auf die Hoffnung. Was ist aber eine solche Hoffnung ohne Glaube und Liebe? Ein unentschiedenes Hin- und Herschwanken zwischen Glauben und Unglauben. Wie können in der Schule Überzeugungen entstehen, wie Charaktere gebildet werden, wenn in der Frage, die das ganze religiöse Lebensgebäude grundlegen soll, Lehrerpersönlichkeiten von dieser Unentschiedenheit und Formlosigkeit ihre Halbheiten vortragen dürfen?

Ähnlich nichtssagend, trocken und unpersönlich entledigt sich Burdeau*** seiner Pflicht, von den ‚Pflichten gegen Gott' zu sprechen. Er stellt sich (und damit auch bis zu einem gewissen Grade die Schüler) außerhalb und über den Glauben, indem er nur in dem Kapitel ‚Die Gewissensfreiheit — Die Toleranz in religiösen Dingen', von den Anhängern der verschiedenen Religionen spricht und Achtung für sie fordert. ‚Jeder Mensch, der in gutem Glauben eine Religion betätigt, ist eurer Achtung würdig. Möge er Katholik, Protestant, Israelit oder unabhängig von diesen verschiedenen Religionen sein, indem er Gott anbetet, gehorcht er seiner Überzeugung, folgt er seiner Pflicht, so wie er sie versteht. Dieser Gedanke stärkt ihn und treibt ihn zum Guten an, und er fühlt mehr Mut in den Schwierigkeiten des Lebens, indem er sich sagt, daß all sein Tun nur den Sinn hat, den Pflichten gegen Gott zu gehorchen ... Nichts ist größerer Achtung würdig als diese verschiedenen Arten des Glaubens. Verletzet sie also niemals und sprechet deshalb niemals den Namen, der sie zusammenfaßt — Gott — leichtsinnig aus.' (S. 136, 137.) Also nicht aus innerer Notwendigkeit, nicht aus einem persönlichen Verhältnis heraus, wie es doch offenbar die Programme verlangten, sondern mehr negativ aus Achtung vor der fremden Überzeugung soll der Name Gottes nicht leichtsinnig genannt werden. Vergleicht man nun die Stellung, die Compayré dem Gottesglauben gegenüber einnimmt, mit der Devinats und Burdeaus, so ersieht man daraus, wie verschiedenartig sie sein kann; die tiefste Überzeugung, aber auch die trockenste, inhaltsloseste Gleichgültigkeit kann sich hinter dem vom Gesetzgeber verlangten neutralen Spiritualismus verstecken.

* Zit. Gibon: Où mène l'école sans Dieu? Paris, Téqui. (1909) S. 147.

** Livre de Lecture et de Morale. Cours moyen.[10] (ohne Jahrzahl) Paris. Larousse.

*** L'Instruction morale à l'Ecole.[4] (ohne Jahreszahl) Paris. Picard et Kaan.

Um eine Mehrheit für seine Schulgesetze zu erhalten, hatte Jules Ferry einst im Senat erklärt: ‚Wenn ein öffentlicher Lehrer sich soweit vergäße, in seiner Schule einen Unterricht zu erteilen, der dem religiösen Glauben irgend jemands zu nahe träte oder ihn verhöhnte, so würde er so streng und so rasch in die Schranken zurückgewiesen werden, als ob er den Frevel begangen hätte, seine Schüler zu schlagen, oder sich gegen ihre Person zu strafbaren Mißhandlungen hinreißen zu lassen.'* Das galt auch eine Zeitlang als Norm, obwohl schon damals Jules Simon im Senat sagte: ‚Die neutrale Schule ist keine Schule.' Aber die immanente Logik, die in den Prinzipien lag, sprengte den Rahmen des Gewollten und Festgelegten. Daß die Neutralität eine Utopie ist, wird jetzt fast allgemein anerkannt, manchmal sogar von Männern, deren politische Freunde aus Gründen der Opportunität immer noch an dieser Fiktion festhalten zu müssen glauben.** So schrieb z. B. der Historiker Aulard vor kurzem: ‚Ich bin der Meinung, daß man den Lehrern nicht mehr dieses unausführbare und undefinierbare Etwas, was man Neutralität der Schule nennt, empfehlen soll, daß man ihnen im Gegenteil ans Herz legen muß, mehr denn je zu streiten für die Wahrheit durch die Wissenschaft, niemals zugunsten des Irrtums neutral zu sein.' Der Lehrer muß die Neutralität verletzen, ‚sonst setzt er sich der Gefahr aus, in Moral und in Geschichte nichts zu lehren, sonst verzichtet er gerade auf seine Rolle als Erzieher.'*** Die Tendenzen der von geheimen Mitleitern bestimmten, von allzeit willigen Organen ausgeführten Laienpolitik drängten überdies unablässig vorwärts in das ‚Paradies' des Naturalismus. Die 1866 von dem Freimaurer Jean Macé gegründete Ligue de l'Enseignement, als deren Ziel der Gründer ‚die Durchführung der in den Logen verkündeten Prinzipien'† bezeichnete, arbeitete zielbewußt weiter. Nicht nur jede geoffenbarte Religion, sondern auch der Spiritualismus der ersten Jahre sollte verschwinden. Ein rein diesseitiges Reich der Vernunft und der Wissenschaft aufzurichten und die Schule in den Dienst dieses Ideals zu stellen, das war das unverhüllt zutage tretende Streben des Freimaurertums†† und seiner öffentlichen Vorkämpfer, der Männer von der Ligue de l'Enseignement. Auf dem 26. Kongreß dieser Liga (1904) hatte der sozialistische Minister, jetzige Ministerpräsident Briand, das Präsidium. Er bestimmte die integrale Erziehung wie folgt: ‚Ich möchte, daß im Unterricht die Professoren und Lehrer nicht Instruktoren, sondern Erzieher seien, daß sie aus dem Knaben einen Mann machten; daß sie ihm nicht bloß Formeln, Rudimente lehrten, sondern daß sie ihn trotz der dummen Vorurteile in die lebendige Welt einweihten, ihn lehrten, das Leben zu lieben trotz aller Gefahren und Schmerzen, die es ihm in Aussicht stellt, daß sie ihn moralisch, intellektuell und physisch bilden könnten . . .

Der, dessen Gehirn nicht erfüllt und versperrt ist von Geheimnis und Dogma, der Mann, der klar vor sich schaut, der Mann, der in sich das Leben so sieht, wie es ist und verdient gelebt zu werden, und der es leben will, der Mann, der die Determinante seines Denkens und Handelns dort sucht, wo sie

---

* Journal officiel 17 mars. S. 227. zit. Bull. de la Semaine (1909) S. 472.

** Vgl. die zahlreichen Belege bei Goyau und Lescœur.

*** Bull. de la Semaine: 23. Sept. 1908. S. 465 zit. aus dem Matin.

† Zit. Lecanuet: L'Eglise de France (1907) S. 486. Vgl. Goyau. II² (396—403).

†† Beweise bei Goyau I.³ (293—328).

ist, in seinem Gehirn, in seinem Gewissen, dieser Mann trägt, da man von Gottheit gesprochen hat, seine Gottheit in sich, er ist der Gott. Und wenn dieser Gott bis jetzt so oft unfähig und unbeständig war, gebeugt unter der Last des Lebens, so kommt das daher, weil die Lüge und Unwissenheit zu lange seinem Streben entgegengearbeitet haben. Unsere Aufgabe ist es, ihn zu befreien, aus dem Menschen einen echten Menschen, einen Bürger im wahren Sinne des Wortes zu machen.'*

Außerdem beeinflussen die verschiedensten Verbände mit demokratischen, radikalen, sozialistischen Zielen systematisch die öffentliche Meinung in diesem Sinne. So tritt z. B. die ‚Liga der Menschenrechte' immer für die konsequente Durchführung der revolutionären Prinzipien in der Laienschule ein.** Die Freidenkervereinigung des 12. Bezirks in Paris richtete vor nicht gar langer Zeit einen offenen Brief an den Unterrichtsminister, ‚um ihn darauf aufmerksam zu machen, wie man die Ursachen bekämpfen könne, die in Frankreich mit dem ganzen Gewicht der Vergangenheit die Befreiung der Geister und die Bildung der neuen Einheit des nationalen Gewissens unter der Kontrolle der Wissenschaft und der Vernunft hindern. Es genügt nicht zu zerstören, man muß wieder aufbauen, man muß klar und ohne Heuchelei die jungen Generationen des Landes an die wissenschaftliche Wahrheit zur Orientierung verweisen, und um dies zu erreichen, bitten wir folgende Maßnahmen zu treffen, die unumgänglich notwendig sind zur Erhaltung des Werkes, an dem Sie so geschickt arbeiten: Entfernung aller spiritualistischen Bücher aus allen Schulen Frankreichs usw.'*** Der nationale Kongreß der ‚Laienjugend' von 1908 regte an: Die Entfernung des Kapitels ‚Pflichten gegen Gott' aus den Handbüchern und Programmen der Moral.† Der Kongreß von 1909 nimmt einstimmig dieselbe Resolution an; dabei äußerte sich der Präsident der Lehrervereine des Departements Sarthe, der den Antrag verteidigte, wie folgt: ‚Diese Pflichten (gegen Gott) sind in unseren Programmen eine Anomalie; aber beruhigen Sie sich, Kameraden, die republikanischen Lehrer vergessen dieses Kapitel vollständig.'††

In der Tat wurden ‚Die Pflichten gegen Gott' in den Programmen der Normalschulen schon vor einiger Zeit unterdrückt, ein Beweis, daß der oberste Schulrat ebenso denkt, daß also die gleiche Maßnahme hinsichtlich der Programme der Volksschule nur eine Frage der Zeit ist. Man fängt an, konsequent zu denken, und gibt zu, daß ‚die Freidenker, die Atheisten das Recht haben, zu protestieren' gegen die verkappten Klerikalen, die bisher in der Laienmoral den Ton angegeben haben.

Gegen sie — Männer wie Compayré, Dupuy, Burdeau, Mézières sind damit gemeint — wendet sich auch Ferdinand Buisson, der immer noch einflußreichste Schulmann im modernen Frankreich, der ganzen Tendenz seines Denkens und Schaffens nach. In den ersten Jahren seines Wirkens verteidigte er noch den Gott des Spiritualismus. Heute steht er auf dem Standpunkt des Naturalismus: ‚Es gibt nur eine Natur, es gibt nichts Übernatürliches. Die Religionen der Vergangenheit entwickeln sich zur Irr-

* Zit. Gibon: Où mène l'Ecole sans Dieu? (1909) S. 127, 128.

** Vgl. Bull. de la Semaine 7. Juni 1905.

*** Gibon: Où mène l'Ecole sans Dieu (1909) S. 148.

† Bull. de la Semaine (1908) S. 437.

†† Ebd. (1909) S. 427.

religion der Zukunft. Wunder und Dogma gehören nicht zur Religion; nur auf den religiösen Sinn kommt es an, der uns immer nach dem Höheren treibt, nach dem, was die Wissenschaft nicht erreicht, was die Erfahrung nicht erprobt, was die Praxis nicht verwirklicht.' Daß solche Anschauungen mit dem ‚reinen Moralismus' der Kantianer und Neokritizisten nicht verträglich sind, kann natürlich dem Auge Buissons nicht entgehen. ‚Wenn ich mich nur noch als einen Teil des unendlichen Alls betrachten soll, in dem die Natur nach Millionen von Jahrhunderten aus der Bewegung der Dinge und aus dem Leben der Wesen gewisse Folgen zutage fördern wird, wenn ich mich nicht mehr dazu verpflichtet glaube, mit dem göttlichen Willen an Zielen, deren Sinn ich ahne, zu arbeiten, dann verliert der kategorische Imperativ viel von seiner Majestät, das muß man gestehen; sein Stachel insbesondere wird merkwürdig abgestumpft. Wenn das Individuum eine dauerhafte Wirklichkeit wäre, dann hätten seine geringsten Handlungen ihre Bedeutung: wenn es als flüchtige Erscheinung, als zufällige Eintagsbildung vorübergeht, folgen ihm seine Werke in das Nichts, und es ist sinnlos, auf sie die Strenge einer Moral anzuwenden, die das Absolute voraussetzt.'* Der Spiritualist von einst ist soweit gekommen, eine lobende Vorrede zu der radikalen Broschüre Moulets, in der für den Schüler das Recht auf Atheismus verlangt wird, zu schreiben.**

In diesem Sinne entwickelt sich nun auch der Inhalt der offiziellen Moralhandbücher. Jules Payot rühmt in der Vorrede zu seinem Cours de morale (für Lehrer) als besonderes Verdienst dieses Werkes den ‚reinen Laiencharakter'; ‚es ist nicht ein einfacher Abklatsch der religiösen Moral.' ‚Über die Natur Gottes, ja sogar über seine Existenz können wir nur unerweisbare Hypothesen aufstellen.' (S. 199.) Die Vernunft soll unser Gott sein. ‚Ein echter Atheist ist nur der, der nicht an ihre Kraft und ihren Triumph glaubt.' (La Morale à l'Ecole. S. 206.) Noch weiter geht der Schulinspektor Dufrenne, der in seinem ‚Nouveau cours de morale' den unverhülltesten Materialismus predigt. ‚Wer spricht davon, den Atheismus in der Schule zu predigen? Wir sagen nur, daß die Erklärung, welche wir von dem Weltall geben müssen, jede Idee einer Vorsehung ausschließt. Es ist nicht nutzbringend — und wir werden es nicht tun — irgendwann während des Unterrichts zu sagen, daß es keinen Gott gibt. Aber die Folge, wenn auch nicht das Ziel eben dieses Unterrichtes wird es sein, den Glauben an Gott unmöglich zu machen . . . Hinfällig ist die unmögliche Unterscheidung von Schule ohne Gott und atheistischer Schule. Hinfällig und ohnmächtig, wenn sie die moralische Einheit erhalten will. Hinfällig und gefährlich, wenn sie nur dazu dient, am Leben zu erhalten, was man vernichten muß, was notwendig ausgerottet werden muß.' Nicht viel weniger radikal ist Bayet, der in seinem Moralhandbuch rein wissenschaftlich zu Werke gehen will. Ihm ist die Autorität der Moralgesetze auf Tatsachen gegründet, weshalb er die Kapitel bezüglich der Existenz Gottes und der Pflichten des Menschen Gott gegenüber streicht.*** Edgar Monteil behandelt das Gottesproblem in folgendem Frage- und Antwortspiel: Fr. Gibt es einen Gott? A. Wir wissen nichts davon. Fr. Sie

* Religion, Morale et Science d'après M. Buisson, Demain (1907) S. 186.

** L'idée de Dieu et l'éducation rationnelle. Vgl. Goyau II, 403.

*** Zit. Gibon: Où mène . . . S. 145 bezw. 156. Das Handbuch von Bayet das 1907 herausgegeben wurde, hat bereits das 63. Tausend erreicht.

leugnen Gott? A. Wir leugnen ihn nicht, bejahen ihn aber auch nicht. Fr. Sie erkennen kein höheres Wesen an, das alles lenkt? A. Warum das? . . . Das Wort Gott bedeutet nichts, will nichts sagen.*

Die Spaltung der republikanischen Partei in Gemäßigte (Progressisten) und Radikale (1882) und die Niederlage der nach rechts orientierten Progressisten (1898) hatten zur Folge, daß die Radikalen, als sie ans Ruder kamen, nach links Fühlung nehmen mußten. Der Sozialismus wurde regierungsfähig. Jaurès gewann Einfluß. Auch er wußte die Bedeutung der Schule zur Verwirklichung seines Ideals zu schätzen. In seinem Buche ‚L'Action socialiste' behandeln nicht weniger als 21 Artikel das Verhältnis von ‚Sozialismus und Unterricht'. Diese sozialistische Beeinflussung erreichte ihren Höhepunkt, als Jaurès mit Fournière Redakteure der Revue de l'Enseignement primaire wurden (seit 1905 als Nachfolger von Chauvelon und Hervé!), die 14 000 Lehrer als Abonenten zählt. Die Moral des Sozialismus, wie sie seither von Jaurès und Genossen in die Schule getragen wird, anerkennt natürlich keinen persönlichen Gott. ‚Selbst wenn die Gottesidee eine faßbare Form annähme, wenn Gott selbst sichtbar erstände über den Massen, so würde die erste Pflicht des Menschen sein, den Gehorsam zu verweigern und ihn wie einen Gleichgestellten zu behandeln, mit dem man diskutiert, aber nicht wie einen Meister, dem man sich unterwirft.'** Jaurès will zwar ‚gewisse Hauptideen des Christentums' beibehalten, aber ‚außerhalb des eigentlichen Übernatürlichen und jeder engen Orthodoxie'. Letzten Endes wird auch er wie die Mehrzahl seiner Freunde beim historischen Materialismus landen, der keinen Gott mehr kennt, dem ‚das religiöse Gefühl das Substitut des ökonomischen Bedürfnisses ist'.

Der französische Episkopat hat vor kurzem in dem bekannten Kollektivhirtenschreiben energisch Stellung genommen gegen die ‚neutrale' Laienschule und gleichzeitig eine Reihe von Lehrbüchern verboten, weil sie ‚die wesentlichsten Wahrheiten, wie z. B. die Existenz Gottes usw. leugnen oder als ungenügend bewiesen hinstellen, und weil sie folgerichtig die ganze übernatürliche Ordnung verwerfen'. Daß die Bischöfe nicht gegen Windmühlen kämpfen, wird nach dem Vorausgehenden wohl nicht mehr in Zweifel gezogen werden können. Das gibt jetzt indirekt auch die gewiß unverdächtige ‚Temps' (18. November 1909) zu, indem sie als Resultat ihrer Durchforschung der betr. Lehrbücher weitere Beweise für ihre Glaubens- und Gottfeindlichkeit beibringt.

Wenn man nun auch zugeben muß, daß die größere Anzahl der Lehrbücher noch neutral und spiritualistisch im ursprünglichen Sinne ist, so beweisen unsere Ausführungen doch, daß eine Entwicklung stattgefunden hat, und daß diese Entwicklung mit Riesenschritten dem Atheismus zueilt. Man hat in letzter Zeit bis in die Reihen der Radikalen hinein vielfach von dem Fiasko der Laienschule gesprochen, obwohl natürlich die offiziellen Beschönigungen und Einschränkungen niemals lange auf sich warten ließen.*** Man gibt fast allgemein zu, daß der obligatorische Charakter der Schule im Volke

---

* Manuel d'instruction laïque. S. 1 und 2. Zit. von Désers: Rev. du clergé français. 15. März 1906. S. 118.

** L'Action socialiste. I.² (1899) S. 279.

*** Vgl. z. B. Rapport portant Fixation du budget général de l'exercice 1908, présenté par M. Steeg, député S. 82.

nicht heimisch geworden ist, daß die Eltern vielfach, namentlich auf dem Lande, der Schule gleichgültig, wenn nicht feindlich gegenüberstehen; man bestreitet selten, daß die Schulkommissionen, die die Aufgabe hatten, die Anwendung der neuen Schulgesetze von 1882 zu überwachen, ihrer Aufgabe nicht gewachsen sind, wenn sie ihrer Pflicht nicht gar aus mehr oder weniger egoistischen Gründen aus dem Wege gehen. Die Statistik stellt zwar fest, daß die Zahl der Analphabeten zurückgegangen ist; ein Vergleich mit Deutschland lehrt aber, daß diese Zahl noch weit größer ist als die der deutschen Analphabeten.

Doch Tieferblickende halten sich nicht bei diesen Äußerlichkeiten auf. Ihre tiefe, nagende Sorge ist, daß die Staatsschule der Gegenwart ihren Erziehungsaufgaben nicht gerecht wird. Vielleicht der erste Nationalökonom Frankreichs, Paul Leroy-Beaulieu, erhob vor kurzem als Antwort auf eine Umfrage (‚Die zehn Wunder Ägyptens‘) folgende wuchtige Anklage gegen die Laienschule: ‚Schon seit langem, insbesondere aber seit ca. fünfzehn Jahren, hat man dem öffentlichen Unterricht in Knaben- und Mädchenschulen eine Wendung gegeben, die einen wirklichen Selbstmord der Nation bedeutet. Die Tendenz läuft darauf hinaus, nur das Strebertum und den Geschmack am Wohlleben zu entwickeln; die Leute lernen, wie sie in der Welt vorwärtskommen, aber sonst kaum etwas; man ruft eine beständige Klassenverschiebung in der Nation hervor. Man kann die moderne Wissenschaft in einer weniger trockenen Weise verbreiten, ohne alle Traditionen zu erschüttern.‘ Als Heilmittel dagegen verlangt Leroy-Beaulieu ‚einen völligen Umschwung in der Direktion des öffentlichen Unterrichts, die offene Achtung des Staates vor den religiösen Doktrinen‘.*

Speziell gibt das Anwachsen der Zahl der jugendlichen Verbrecher sehr zu denken. Schon seit einigen Jahren machen Kriminalisten, Moralisten und Nationalökonomen auf diese ängstigenden Erscheinungen aufmerksam. Ich erinnere an den aufsehenerregenden Artikel von Fouillée in der Revue des deux mondes (15. Jan. 1897), der ebenda auch die wissenschaftliche Moral einer vernichtenden Kritik unterzogen hat (1. Oktober 1905). Seither hat besonders Henry Joly, eine Autorität auf diesem Gebiete, dieses Problem zum Gegenstand eingehender Untersuchungen gemacht** und ist dabei zu ganz pessimistischen Resultaten gekommen. Als im Jahre 1908 ‚die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften‘ die Preisfrage stellte: ‚Über die Ursachen und Heilmittel der wachsenden Kriminalität der Jugend,‘ da hat Joly in einer kurzen Begründung wieder energisch das unheilschwangere Problem aufgezeigt. Alle sehen sie in der Intellektualisierung und Radikalisierung des Volksschulunterrichts einen der Hauptgründe für diese beklagenswerte Erscheinung. Die Tatsachen bestehen; selbst Buisson muß zugeben, daß die moralische Erziehung, die die große Masse der Jugend erhält, rudimentär ist. Doch möchte er dies eigentlich nur von der schulentlassenen Jugend sagen, und auch von der nur wieder, insoweit sie der proletarischen und bäuerlichen Bevölkerungsschicht angehört. In diesem Milieu werden die guten Keime, die die Laienmoral in der Volksschule gelegt hat, erstickt im Wirbel des freien Lebens, in der Brutalität des Kampfes ums Dasein, Gefahren, zu deren wirksamer Bekämpfung die Jugendschutzorganisationen als Fortsetzung der

* Croix 14. Sept. 1909 abgedruckt Bull. de la Semaine (1909) S. 478.

** L'Enfance coupable.[2] Lecoffre. Paris.



Albert Welti/Der Geizhals.



Schulerziehung rasch ausgebaut und über das ganze Land ausgedehnt werden müßten.

Noch pessimistischer klingt das Zeugnis, das Payot dem bisherigen moralischen Erziehungssystem ‚tiefer Unaufrichtigkeit' ausstellt:* ‚Die Laienschule ist dem Gegenstoß der moralischen Krisis ausgesetzt, die seit einem Vierteljahrhundert das französische Geistesleben verwirrt hat. Die Menschen, die den Weg aufhellen sollten, versagen; sie sind selbst hilflos. Nichts ist so interessant, als mit Gebildeten von 35—50 Jahren über Moral zu sprechen. Sie haben dem Katholizismus den Rücken gekehrt, aber man sieht gar bald, daß sie keinen Ersatz dafür gefunden haben, und daß sie ihr Leben nur weiterführen können, sofern sie sich leiten lassen von den traditionellen Gewohnheiten des Fühlens und Denkens; es ist kein Kutscher mehr da, so lenken denn die Pferde den Wagen.'**

Andere freilich meinen, daß die moralische Verwahrlosung ihren Grund hat, nicht in dem Mangel an Schutzeinrichtungen für die schulentlassene Jugend (Buisson) oder an einer konsequenten Laienmoral (Payot), sondern zum guten Teil in der Loslösung der Moral von dem Mutterboden der Religion und des Gottesglaubens. Was die einen sich als höchstes Verdienst anrechnen, Laizisierung der Schule und der Moral, darin sehen andere, und wenn ich mich nicht täusche, bessere Deuter des Lebens, bessere Erzieher der Jugend, die Ursache unaufhaltsamen moralischen Niedergangs, weil die wichtigste pädagogische Stütze der moralischen Erziehung genommen wird, nämlich die Verankerung in einem alle Seelenkräfte in Anspruch nehmenden System des Übernatürlichen, dessen Ausgangs- und Zielpunkt Gott ist. Diese pädagogische Unzulänglichkeit der bisherigen Methode in der Laienmoral betont z. B. Delvollé in einem höchst interessanten Aufsatz: ‚Kritische Untersuchung der Wirksamkeitsbedingungen einer moralischen Erziehungslehre.' Obwohl er ganz auf seiten des Laizismus steht, ist er doch vorurteilslos genug zuzugeben, daß die Laienmoral ‚unter dem Druck eines politischen Bedürfnisses' abgefaßt worden ist und daher keine Erfolge zeitigen konnte. ‚Meine persönliche Erfahrung hat mir gezeigt, daß die Elite, die in die höheren Schulen von Paris kommt, sich der rationalen Prinzipien nur den Worten nach erinnert, die einfachsten Pflichten nur dunkel begreift und eine seltsame Fertigkeit hat, die Anekdote zu behalten und den moralischen Sinn zu vergessen.' Die Schuld liegt nach ihm in dem Mangel einer Begründung, die der religiösen Begründung analog wäre und darin, daß man ‚der einfachen Aufstellung von besonderen Pflichten einen Erziehungswert zuschreibt'; es muß also eine Moralbegründung gefunden werden, die nicht Abstraktion ist, sondern als bewegende Idee etwas Konkretes hat. Das psychologische Gesetz, daß die höchste bewegende Kraft nicht den direkten Intentionen, sondern den zentralen Vorstellungen und Determinationen zukommt, hat bis jetzt nur die Religion beobachtet, indem sie ‚die Pflicht mit dem realen Willen Gottes verknüpft und das ewige Schicksal des Individuums als Einsatz darbietet.'*** Daß die Bekenner des Gottesglaubens, in

* L'Action nationale: La Faillite de l'école primaire. Abgedr. Bull. de la Semaine (1908) S. 608, 609.

** Le Volume zit. Bureau: La Crise morale.[10] (1907) S. 348.

*** Rev. de métaphysique et de morale. Mai, Juli 1908. Abgedr. Annales de philos. chrétienne (1908) S. 433 ff, 547, 658, 659. Vgl. des Verf. Buch: L'organisation de la conscience morale. Paris, Alcan 1906.

Frankreich also die Katholiken, die in dem Lande Voltaires und der Revolution natürlich eine Minorität bilden, sich energisch gegen diese ‚Schule ohne Gott' (der Tendenz nach!) wehren, ist selbstverständlich. Es wäre eine Pflichtvergessenheit, wenn sie es nicht täten. Hie Laizismus, hie Katholizismus, hie Staatsschule, hie Privatschule! Die Gegensätze scheinen unversöhnlich, wie die jüngsten Manifestationen beider Teile beweisen.

Andere, namentlich Nationalisten, konstatieren und brandmarken aus patriotischen Gründen den zunehmenden Atheismus und die Aussichtslosigkeit der religionslosen Moral. So der bekannte Romanschriftsteller Maurice Barrès: ‚Die würdigen atheistischen Professoren haben darauf verzichtet, die Moral, die berühmte „neue Moral" in den Klassen zu lehren; sie haben sich geschämt so vieler Albernheiten, eines leeren Wortgeklingels.... Die Erziehung der Seele liegt im Jahre 1909 durchweg in den Händen der Familie und des Priesters."* ‚Es ist uns noch nicht gelungen', sagt der aufrichtige Deherme, ‚eine Moral ohne Gott zu schaffen.... Heute hat die philosophische Kritik eine große Leere in uns erzeugt.' Sie sehen, daß die Erziehung der Jugend immer noch das wichtigste Kulturproblem der Gegenwart ist, das durch energische Hervorkehrung und Geltendmachung der Diesseitsforderungen nur einseitig gelöst wird. Frankreich hat später als andere Länder die modernen Aufgaben der nationalen Volksschule erkannt. In dem Bestreben, die konkurrierenden Staaten in der Ausbildung dieses wichtigsten aller Machtmittel einzuholen, hat man sich überstürzt, um so mehr, als man Franzose war und ist, dem stetige, behutsame Kulturarbeit von jeher schwer fiel. Wird der bon sens, den man so oft den Franzosen rühmend nachsagt, der aber unseres Erachtens mehr nach der formal-ästhetischen Seite hin wirksam ist, wieder die Oberhand gewinnen? Wird der Fortschritt sich der Tradition nicht mehr entgegenstellen, sondern sie weise fortsetzen wollen? Wird das Land den Weg zurückfinden zum Gottesglauben, der allein die Quelle wahrer Kultur, wirksamer Moral und dauernder nationaler Größe ist? Da Antipatriotismus und Antimilitarismus auch in Lehrerkreisen große Fortschritte gemacht haben, wird man eine Gesundung der Schule nur erwarten können von einer besonnenen christlich-nationalen Schulpolitik. Die Vorbedingung dazu ist der Sieg der gemäßigten Republikaner über die Radikalen, dann aber nicht zuletzt die Erkenntnis seitens der Katholiken, daß Staatsschule und Privatschule keine Gegensätze sind, daß beide vielmehr darnach streben müssen, unter Wahrung des Wesentlichen, was ihnen zukommt, sich einander zu nähern, womöglich ineinander aufzugehen. Diese Erkenntnis wird freilich ungeheuer erschwert durch die historisch gewordenen Verhältnisse, in denen religiöse und politische, soziale und individualistische Interessen so eigenartig verquickt sind.

---

* Abgedr. Bull. de le Semaine (1909) S. 406.

Schillers Charakter / Von Robert Saitschick

1.

Gleich allen nichtkomplizierten Naturen behielt Schiller sein ganzes Leben hindurch etwas Jugendliches bei. Zwar beklagte er sich einmal als junger Mann über ‚das Abarbeiten seiner Seele durch den immerwährenden Streit der Empfindungen‘, über ‚die Zerstörung, welche Hypochondrie, Überspannung, Eigensinn der Vorstellung, Schicksal‘ im Innern seines Geistes und Herzens angerichtet hatten, der Kern seines Seelenlebens blieb jedoch stets unangetastet: in seinem eigentlichen Verhalten zum Leben erhob er sich leicht über alle Widersprüche und Gegensätze, und seine Lebensanschauung wurde von der Wirklichkeit nur wenig beeinflußt. Die Ideenwelt, in welcher er lebte, mußte ihm als etwas Unzerstörbares erscheinen, das gar kein Fragen und kein Grübeln zuließ. Die Grundkraft seines ganzen Empfindens und Denkens war der angeborene Glaube an die Bedeutung der leitenden Ideen der Menschheit, die er instinktiv anerkannte, ohne je darüber einen Zweifel zu hegen. Daher ist auch sein Lebensgang im Grunde einheitlich in allen seinen Phasen. Die Natur und das Leben erscheinen ihm nicht als ein Geheimnis. Seine eigene Deutung des Lebens verrät nur philosophische und moralische Neigungen.

Sein Naturell ist das eines optimistischen Sanguinikers. Er lebte hoffnungsvoll in der Zukunft, weshalb er auch über das Harte und oft Untröstliche der Gegenwart leicht hinwegsehen konnte; soll er doch einmal bemerkt haben: wenn man auch nur gelebt hätte, um den 23. Gesang der Ilias zu lesen, so könnte man sich nicht über das Dasein beschweren. Vor aller Misere wußte er sich hinter das Bollwerk seiner reinen Ideenwelt zu verschanzen. ‚Mir ist es unmöglich, mich lange gegen Stumpfsinnigkeit und Geschmacklosigkeit zu wehren, denn Lust und Zuversicht allein sind die Seele meines Wirkens,‘ schreibt er in seinem Mannesalter an Cotta. Freilich macht sich bei alldem hie und da auch eine Abspannung seiner Kräfte bemerkbar, denn schon etwa sechs Wochen nachher schrieb er an Goethe: ‚Es gibt gegen **eine** Stunde des Muts und Vertrauens immer zehn, wo ich kleinmütig bin und nicht weiß, was ich von mir denken soll.‘ Im ganzen war er jedoch stets gewohnt, ‚die Zukunft nach einem augenblicklichen höhern Kraftgefühl zu berechnen‘, wenn er auch seine ‚übermenschlichen Erwartungen‘ nicht selten in Trümmern vor seinen Füßen sah. Er richtete sich immer wieder auf und schritt hoffnungsfreudig und zuversichtsfroh vorwärts. Selbst seine vereinzelten Klagen über die rauhe Berührung mit der unerbittlichen Wirklichkeit sind stets die eines Menschen, dem die seltene Gabe zuteil geworden, über alle Wirkungen des Schmerzes sich hinwegzusetzen, und dessen inneres Leben gegen den Stachel des Leidens gewappnet ist. Hatte er als Sechsundzwanzigjähriger bekannt: ‚Enthusiasmus und Ideale sind unglaublich tief in meinen Augen gesunken‘, so schloß er doch dem sogleich die Betrachtung an: ‚Ich lobe die Begeisterung und liebe die schöne, ätherische Kraft, sich in eine große Entschließung entzünden zu können. Sie gehört zu dem bessern Mann, aber sie vollendet ihn nicht. Enthusiasmus ist der kühne, kräftige Stoß, der die Kugel in die Luft wirft, aber derjenige hieße ja ein Tor, der von dieser Kugel erwarten wollte, daß sie ewig in dieser Richtung und ewig mit dieser Geschwindigkeit auslaufen sollte. Die Kugel macht einen **Bogen**, denn ihre Gewalt bricht sich in der Luft. Aber im süßen Moment der idealistischen Entbindung pflegen wir nur die treibende Macht, nicht die Fallkraft und nicht die widerstehende Materie in Rechnung zu bringen.‘ Wenn er

sich auch zuweilen über ‚hypochondrische Dispositionen‘ beklagte, die ihm die schönsten Stunden des Lebens vergällten, und über ‚eine Schüchternheit des Gefühls, das ihn für die kleinste unsanfte Berührung reizbar‘ mache, so waren es doch nur augenblickliche Aufwallungen seines Empfindens. Der eigentliche Trieb seines Charakters war vielmehr Lebensmut und beständig sich erneuernde Zuversicht.

Die Klarheit und Reinheit seines Intellektes brachte überall Licht und Milderung mit sich. Er hatte in seiner Seele nichts Helldunkles. Er war fähig, Glück zu empfinden, weil er keine zu hohen Forderungen an das Glück stellte, und sein Gesichtskreis fest umgrenzt war und sich nicht verschieben konnte. Da er mit den Menschen lebte, ohne sie tragisch zu nehmen, so hatte er auch die Fähigkeit, sich mit ihnen leicht auseinander zu setzen und über sie ins klare zu kommen: der Mensch trat in seinen Gesichtskreis niemals als Rätsel. Seine Offenherzigkeit und Einfachheit hatten auch eine besondere Anziehungskraft: ‚Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten,‘ erzählt Goethe. Sein Naturell bedurfte nicht der Ruhe und der Muße, vielmehr des Stachels und des Kampfes, wiewohl der Kampf mit der gemeinen Not ihn bisweilen tief niederdrückte. ‚Gelegenheitlich muß ich anmerken,‘ schrieb er als junger Mann, ‚daß ich nunmehr der Meinung bin, daß das Genie, wo nicht unterdrückt, doch entsetzlich zurückwachsen, zusammenschrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von außen fehlt. Man sagt sonst, es helfe sich in allen Fällen selbst auf — ich glaube es nimmer.‘ Und kurz darauf: ‚Ich bin nicht, was ich gewiß hätte werden können. Ich hätte vielleicht groß werden können, aber das Schicksal tritt zu früh wider mich.‘ Sein ganzer Entwicklungsgang war voller Hindernisse und Spannungen. In der Art, wie er alle Hindernisse überwand und ahnungsvoll vorwärtsschritt, ohne den Weg zu verfehlen, liegt ein unverkennbarer Zug angeborener Größe.

2.

Die Atmosphäre, in welcher er seine Kindheit und Jugend verlebte, war nicht dazu geeignet, einen Charakter frei und nach allen Seiten ausreifen zu lassen. Die kleinbürgerliche, höchst ehrenwerte, aber doch oft einengende Umgebung mußte ihm einige Züge aufprägen, die er später nur mit Mühe ausmerzen konnte. Die schöne, an sanftgeschwungenen Hügeln, Wäldern und Rebengeländen reiche Gegend, in welcher er aufwuchs, scheint in ihm keine tiefen Eindrücke hinterlassen zu haben. Die unter launenhafter Disziplin stehende Erziehung in jener Akademie des tyrannischen und prachtliebenden Herzogs Karl, welche der Dichter Schubart, der Gefangene von Asperg, wohl nicht ganz mit Recht ‚die Sklavenplantage‘ genannt hat, und die Abhängigkeit von einem Vater, dessen kleinbürgerliche Neigungen keinen Widerspruch ertrugen, waren auch nicht dazu geeignet, dem jungen Manne ein ruhiges Selbstbewußtsein beizubringen.* Das harte Abhängigkeitsverhältnis vom Freiherrn v. Dalberg, in das er nach seiner Flucht aus Stuttgart geriet, mußte in ihm hie und da sogar Gedanken der Ver-

* Schillers Jugendfreund Andreas Streicher sagt von Schillers Vater: ‚Es war mir auffallend, bei diesem kleinen untersetzten Mann außer einer sehr schönen großen Stirne wenig Ähnlichkeit mit seinem Sohne wahrnehmen zu können und auch in der klaren, bestimmten, durchaus scharf verständigen Sprache den Schwung und die milde Wärme zu vermissen, womit sein Sohn als Dichter und Philosoph jeden Gegenstand des Gespräches zu beleben und zu erheben wußte.‘

zweiflung und das Gefühl einer stillen Wut erzeugen. Der Freiherr konnte sich, wie es scheint, gar nicht vorstellen, daß der Dichter ohne jeden materiellen Halt im Leben stand, und daß er nur auf die Einnahmen aus seinen Werken angewiesen war. Der junge Schiller sah sich nun genötigt, dem kalten, vornehm tuenden Aristokraten eine richtige Vorstellung von seiner persönlichen Bedeutung beizubringen. Er mußte nun für das Theater arbeiten und auf den Geschmack des Publikums Rücksicht nehmen.

Alle seine sanguinischen Hoffnungen gingen zu demjenigen Publikum, das er fünf Jahre später ‚das vielköpfige Ungeheuer' nannte, das er aber einstweilen als seinen einzigen Souverän apostrophieren mußte. Es konnte ihm jedoch die Erfahrung nicht erspart bleiben, daß ‚das deutsche Publikum seine Schriftsteller nicht nach dem Zuge des Genius, sondern nach Spekulationen des Handels zu wählen' zwinge. Vom Theaterpublikum und von der Herausgabe der ‚Thalia' abhängig, mußte er ununterbrochen geistig arbeiten und, um überhaupt arbeiten zu können, seinen schwachen Kräften mit starken Portionen Chinin aufhelfen. Dieser Winter werde ihm vielleicht auf Zeitlebens einen Stoß versetzen, schrieb er am Neujahrstage 1784. Drei Jahre darauf berichtet er, er müsse acht Tage hintereinander lesen und schreiben, um sechs Taler aufzubringen.

Sein ganzes Leben hindurch war er fast ausschließlich auf den Ertrag seiner schriftstellerischen Tätigkeit angewiesen. In einem Briefe an einen Freund bemerkt er: ‚Erinnere dich an das, was so oft und bis zum Ekel unter uns verhandelt worden ist, an das über alle Maßen jämmerliche Los, von der Feder zu leben. Wie sehr würde ich mich an deinen jetzigen Platz wünschen, wenn es überhaupt in meiner Natur läge und in meiner Gewalt stünde, auf eine solche Art brauchbar zu werden; unglücklicherweise muß ich als Schriftsteller schanzen oder verhungern.' Eine Zeitlang ging er mit dem Gedanken um, einen festen Beruf zu ergreifen, der ihn hätte unabhängig machen können. Er sah sich aber doch genötigt, bei seiner schriftstellerischen Arbeit zu bleiben und für einige Jahre in den Dienst der Geschichtschreibung zu treten. ‚Mit der Hälfte des Wertes, den ich einer historischen Arbeit zu geben weiß,' schrieb er an Körner, ‚erreiche ich mehr Anerkennung in der sogenannten gelehrten und in der bürgerlichen Welt, als mit dem größten Aufwand meines Geistes für die Frivolität einer Tragödie. Glaube nicht, daß dieses mein Ernst nicht sei, noch weniger, daß ich dir hier einen fremden Gedanken verkaufe. Ist nicht das Gründliche der Maßstab, nach welchem Verdienste gemessen werden? Das Unterrichtende, nämlich das, welches sich dafür ausgibt, von weit höherem Range als das bloß Schöne und Unterhaltende? So urteilt der Pöbel und so urteilen die Weisen!' Er wandte sich der Geschichte nur der größeren Honorare wegen zu, schrieb noch allerhand Journalartikel, veranstaltete Übersetzungen verschiedener Memoirenwerke und verfaßte Vorreden zu denselben. ‚Meine Geschichte hat viel Dichterkraft in mir verdorben, und diese Journalarbeiten ziehen mich zu sehr auseinander,' schrieb er im Jahre 1788.

Seine Dramen trugen ihm anfangs fast gar nichts ein. Um die ‚Räuber' drucken zu lassen, sah er sich veranlaßt, eine schwere Schuld einzugehen, die ihn später in Mannheim in die größte Verlegenheit hätte bringen können, wenn nicht sein Hausherr, ein Zimmermeister, ihm die Summe vorgestreckt hätte. Sein Drama ‚Fiesko' war in zweiter Auflage erschienen, ohne daß er davon in Kenntnis gesetzt worden wäre; sogar die paar Exemplare, die er für sich beanspruchte, mußte er für bares Geld kaufen. ‚Ich bin für meine drei Stücke

bisher erbärmlich bezahlt worden,' berichtet er im Jahre 1785. Und zweiundeinhalb Jahre darauf: ‚Für meinen „Carlos" — das Werk dreijähriger Anstrengung — bin ich mit Unlust belohnt worden.' Auch mit dem Honorar seiner ‚Geschichte des Abfalls der Niederlande', auf die er im Winter 1787 anstrengende Arbeit verwendet hatte, konnte er nicht mehr als den Lebensunterhalt einiger Monate bestreiten. Im Jahre 1788 klagte er in einem Briefe an Göschen: ‚Ich lese in diesem Meßkatalogus von einer neuen Auflage meines Fiesco und von Kabale und Liebe. Meines Wissens ist dieses die dritte Edition, die im Schwanischen Verlag davon gemacht wird, und bei dieser wie bei der vorigen ist mir nicht ein Wort gegönnt, noch viel weniger ein Honorar angeboten worden. . . . Schwan und Götz wissen, daß ich durch Schriftstellerei allein existieren und auf jeden Profit sehen muß, dennoch behandeln sie mich so wucherhaftig, daß ich von einem Stücke, das sie das drittemal auflegen, zehn Carolin in allem gewonnen.'

Bis zu seiner zweiten Übersiedelung nach Weimar befand sich Schiller ununterbrochen in Geldverlegenheiten. In Mannheim sah er sich genötigt, immerfort Schulden zu machen und Freunde um Unterstützung anzugehen. Im Februar 1785 wandte er sich an Huber, ohne ihn noch persönlich zu kennen, mit der dringenden Bitte, ihm 300 Taler Vorschuß ‚von Buchhändlern oder von anderen Juden' zu verschaffen. Und etwa drei Jahre darauf schreibt er: ‚Ich warte nunmehr mit Schmerzen auf Nachrichten, auch wegen Geld. Das verfluchte Geld.' — ‚Ich erinnere mich,' schreibt er im Jahre 1795 an Goethe, ‚wie ich einmal vor sieben Jahren in Weimar saß, und mir alles Geld bis etwa auf zwei Groschen Porto ausgegangen war, ohne daß ich wußte, woher neues zu bekommen.' In Jena war er als Professor ohne Gehalt auf die Honorare der Zuhörer angewiesen. Von etwa dreißig Zuhörern seiner Vorlesungen bezahlten ihn aber kaum zehn. Die Einführung in die Professorenkörperschaft erforderte noch allerlei Gebühren und Sporteln, ohne ihm ‚etwas anderes als Papier' einzubringen. Um seine Vorlesungen gewissenhaft vorzubereiten, mußte er schwere Arbeit auf sich laden und in manchen Stücken eine unnütze Lektüre treiben, sich ‚durch geschmacklose Pedanten durchschlagen, um Dinge daraus zu lernen, die ich morgen wieder vergesse', wie er selbst sich in einem Briefe ausdrückt. Wegen strenger Arbeit kam er damals wochenlang nicht über die Schwelle. Bei der Habilitierung hatte er sich sanguinische Hoffnungen gemacht: er hoffte binnen zwei Jahren zu einer Besoldung zu gelangen, die ihm die Möglichkeit gäbe, seine Schulden zu tilgen. ‚Diese letzteren verbittern mir das Leben, und bei dieser Seelenlage ist es ganz und gar um schriftstellerische Tätigkeit gethan. Ich schmachte nach Ruhe, nach Freiheit', schrieb er zu Anfang des Jahres 1789. Auch später blieb er stets teils auf den Ertrag seiner Werke, teils auf Unterstützung angewiesen. Am meisten trugen ihm begreiflicherweise seine dramatischen Arbeiten ein. Von seinen Dramen hatte ‚Wallenstein' einen eklatanten Erfolg: im Frühjahr 1800 war das Werk erschienen, und im Spätsommer war bereits eine Auflage von über 3000 Exemplaren ganz vergriffen, so daß Cotta Anstalten zu einer zweiten Auflage traf. Hie und da überraschte ihn auch das Honorar für das eine und andere seiner früheren Werke, so z. B. schickte ihm Göschen im Jahre 1799 ein Honorar für die neue Ausgabe des ‚Geistersehers'. ‚Ich will nicht leugnen,' schrieb an ihn Schiller, ‚daß diese unerwartete schöne Einnahme für ein Werk aus alten Zeiten, das mir durch Ihre Liberalität schon so gut belohnt wor-

den ist, mich sehr angenehm überrascht hat.' Als Sanguiniker übertrieb er oft seine optimistischen Hoffnungen. Im Herbst 1799 schreibt er: ,Wir stehen uns jetzt doch mit dem, was uns meine Schwiegermutter jährlich gibt, auf etwas über 1000 Gulden Reichsgeld; dieses nehme ich ein, ohne etwas dafür zu tun, und 1400 Gulden, die ich noch außerdem brauche, habe ich noch alle Jahre durch meine Bücher verdient.' Wenn er auch einmal ausgerechnet haben soll, mit wie wenig der Mensch auskommen könne, so scheint er dies zu einer Zeit getan zu haben, wo er noch keine Familie hatte. Jetzt mußte er auch sehen, an die 7200 Gulden aufzubringen, um in Weimar ein kleines Haus zu kaufen. Über den Ertrag aus seiner schriftstellerischen Tätigkeit berichtet er im Herbst 1801: ,Geld könnte ich jetzt leicht erwerben, wenn ich nur noch die Kühnheit und den Leichtsinn der Jugend beim Arbeiten hätte. Aber was ich an größeren Honoraren gewinnen könnte, das verliere ich wieder durch meine Bedenklichkeit und Langsamkeit im Arbeiten.' Er hoffte, bei erträglicher Gesundheit, wenn er sein fünfzigstes Jahr erreicht haben würde, wenigstens soviel zu ersparen, daß er seiner Familie eine unabhängige Existenz sichern könnte. Aber er wurde selber nicht selten gewahr, daß seine Hoffnungen doch zu sehr übereilt waren; so beklagt er sich im Frühjahr 1804: ,Aber meine Besoldung ist klein und ich setze ziemlich alles zu, was ich jährlich erwerbe, so daß wenig zurückgelegt wird.'

3.

Schon als 27jähriger gestand er, seine Gesundheit sei sehr angegriffen, und sein zerrütteter Kopf schreibe seinem guten Willen eine sehr enge Grenze vor: ,Aber hier prüfe ich zugleich die gründliche Stärke meines neuen Glaubens, denn selbst in dieser hypochondrischen Verfinsterung verläßt mich mein Mut nicht.' Er gewöhnte sich an seine Krankheit als an etwas Unabwendbares und suchte die Tage und Wochen zu nützen, die er ungestört der poetischen Produktion widmen konnte. Ein anders geartetes Naturell hätte diesen hartnäckigen und immer wieder sich erneuernden Kampf gar nicht aufnehmen können. Niederschlagende Krankheitsanfälle suchten ihn später in Jena mitten in den Vorlesungen heim. Im Februar 1792 berichtet er: ,Es scheint, meine Natur wird noch eine Zeitlang gegen ihren innerlichen Feind zu kämpfen haben, ehe sie ihn völlig besiegt oder unterliegt, und ich mache mich in den nächsten Jahren noch auf mehrere Stürme gefaßt.' Ein Jahr darauf schreibt er, durch diese elenden Krankheitsanfälle werde seine ganze Existenz zerrissen; und wiederum: ,Wo es nur irgend meine Gesundheit zuläßt, bin ich tätig und suche mich durch ein wissenschaftliches Interesse über körperliches Leiden zu erheben. Aber ganz will es doch nicht gehen, obgleich dies der einzige Weg ist, mir meine Existenz erträglicher zu machen.' Er hatte oft das Bewußtsein, er könne hingerafft werden, ohne die Höhe seines dichterischen Schaffens erreicht, und ohne allen Geisteskräften, die in ihm schlummerten, einen entsprechenden Ausdruck gegeben zu haben. Die Krankheit, die ihn in den ersten Monaten des Jahres 1791 heimgesucht hatte, wurde für ihn ein Anlaß zu traurigem Nachdenken. Er schrieb darüber an Wieland: ,So gerne wünschte ich das noch zu erreichen, wozu eine dunkle Ahndung von Kräften mich zuweilen ermuntert. . . . Wenigstens fühle ich, daß ich auf dem Wege dazu bin, und daß, wenn mein böses Schicksal mich jetzt schon abgerufen hätte, der Nachruf der Welt mir sehr unrecht getan haben könnte. Ich gestehe, daß der Gedanke daran mich in den kritischen Augenblicken meiner Krankheit peinigte und

daß es mir künftig eine große Angelegenheit sein wird, den Weg zu jenem Ziele zu beschleunigen.' Wie geduldig er seine ernsten Krankheitskrisen ertrug, darüber erzählt Karoline von Wolzogen: ‚Bei einem Besuche in Rudolstadt hatte er einen Anfall, der ihn dem Tode nahe brachte. Er wollte ein Beispiel geben, wie ruhig man sterben könne, und sagte, man müsse sich dem allwaltenden Geiste der Natur ergeben und, so lange man's vermöge, noch immer wirken. Als er nicht mehr sprechen konnte, schrieb er auf ein Blatt Papier: Sorget für Eure Gesundheit, man kann ohne das nicht gut sein.' Er hatte Freude am Leben und gestand, daß es für ihn traurig gewesen wäre, ‚so über Hals und Kopf davon zu müssen'. Kurz vor seinem Tode schrieb er an Körner: ‚Indessen will ich mich ganz zufrieden geben, wenn mir nur Leben und leidliche Gesundheit bis zum 50. Jahr aushält.' Der Mut, der ihn in seiner Jugend und in seinen früheren Mannesjahren auszeichnete, verließ ihn auch später nicht, wo die Krankheiten ihm immer mehr zusetzten. Er bemerkt einmal: ‚Man sollte nicht denken, daß man bei soviel Sorgen von innen und außen einen leidlichen Humor behalten oder gar Verse machen könnte.' Er selbst war sich seines Lebensmutes vollauf bewußt, als er an Goethe schrieb: ‚Könnte ich nicht durch meinen Willen etwas mehr, als andere in ähnlichen Fällen können, so würde ich jetzt ganz und gar pausieren müssen.'

Nicht selten mußte ihn die Sorge um die Zukunft seiner Familie beschleichen. In einem Gespräche mit Karoline von Wolzogen äußerte er den Wunsch, für seine Kinder wenigstens soviel zurückzulegen, daß sie vor Abhängigkeit geschützt wären, denn der Gedanke an eine solche Abhängigkeit sei ihm unerträglich. Die Liebe zu seiner Familie war für ihn aber zugleich die Quelle eines wirklichen Glücksgefühls, so daß es ihm, wie er selbst schreibt, bisweilen bange wurde, dem Glück eine solche Macht über seine Person eingeräumt zu haben. Das glückliche Familienleben, das er führte, war ein heilsames Gegengewicht zu seinen vielfachen Leiden und Sorgen und gab zugleich seinem Idealismus einen konkreten Hintergrund. Durch die Familie wurde er enger mit dem konkreten Leben verbunden, so daß die Menschheit für ihn nicht mehr, wie in seinen frühern Jahren, bloß eine begeisternde Idee war. Hatte er früher ‚den Menschen und den Dingen den tiefen Abstand, in welchem sie zu dem himmlischen Ideal stehen', nicht verzeihen können, so suchte er mit den Jahren die Wirklichkeit mit den Idealen in seinem Fühlen zu versöhnen. Er erreichte jetzt, trotz aller Hindernisse von außen, das innere Glück, dessen er fähig war.

4.

Schiller gehörte zu den genügsamsten Menschen: nicht den mindesten Komfort brauchte er. Schon als junger Mann schrieb er aus Mannheim: ‚Mein notwendiges Hausgeräte wäre eine gute Kommode, ein Schreibtisch, ein Bett und Sopha, dann ein Tisch und einige Sessel. Habe ich dieses, so brauche ich zu meiner Bequemlichkeit nichts mehr. Parterre und unter dem Dach kann ich nicht wohnen, und dann möchte ich auch durchaus nicht die Aussicht auf einen Kirchhof haben. Ich liebe die Menschen und also auch ihr Gedränge.'

Die Unabhängigkeit hielt er für eine der notwendigen Bedingungen seiner ganzen schriftstellerischen Tätigkeit. Nachdem er im Jahre 1795 einen Ruf an die Universität Tübingen ausgeschlagen hatte, schrieb er an Goethe: ‚Für meine Existenz glaube ich nichts besorgen zu dürfen, so lange ich noch einigermaßen die Feder führen kann, und so lasse ich den Himmel walten, der mich noch nie verlassen hat.'

In seinem geschäftlichen Verkehre mit den Verlegern tritt seine Uneigennützigkeit deutlich hervor. Zur Zeit, da er die ‚Horen' redigierte, gewann er die Überzeugung, die allzu einfache Ausstattung müsse deren buchhändlerischem Erfolge schaden; er brachte daher dem Verleger Cotta eine schönere Ausstattung und eine andere Decke in Vorschlag. ‚Sie sollen aber', schreibt er, ‚von diesen Neuerungen durchaus keine Unkosten haben, das ist meine ausdrückliche Bedingung, und nur deswegen bestehe ich darauf. Reichen Sie also mit jenen 84 Louisdors nicht, so geht das übrige von der Summe ab, die mir für die Redaktion bestimmt worden ist.' Und doch war mit der Herausgabe der ‚Horen' eine ihn sehr störende Arbeit verbunden, wie das Einpacken und Versenden der Exemplare, was er zuweilen in später Nacht tat, wo ihm ‚der Kopf schon ganz wirbelig' wurde. — Er hatte stets ein wahres Gefühl der Dankbarkeit gegen Menschen, die ihm einmal Teilnahme und Hilfe erwiesen hatten. So schreibt er an Cotta: ‚Haben Sie doch die Güte, mit erster Post 5 Karolin an den Herrn Baumeister Hölzel, zu Mannheim wohnhaft, in meinem Namen zu übermachen. Jene Leute haben mir vor 14 Jahren bei meinem Aufenthalt in Mannheim wesentliche Dienste erzeigt, jetzt hat sie der Krieg aus dem Wohlstand in Not und Dürftigkeit versetzt, und sie brauchen Hilfe, schnelle Hilfe.' Und etwa ein Jahr darauf bittet er einen Bekannten, er möge für den Sohn dieses Hölzel, einen jungen Mann, der beim Theater in Mannheim angestellt war, etwas tun, denn er wünsche herzlich gern, zur Erleichterung der Lage dieser Familie etwas beizutragen. In seiner Uneigennützigkeit und Treuherzigkeit lag auch seine besondere Anziehungskraft, die von allen bezeugt wird, die mit ihm irgendwie in nähere Berührung kamen.

Jedes Mißtrauen war ihm völlig fremd: er hatte gar keine Ursache, sich den Menschen gegenüber anders zu geben als er war. In der ersten Hälfte seines Lebens war er an Gesellschaft so gewöhnt, daß er aus Mannheim einmal schrieb: ‚Ich fastete lieber, als daß ich nicht in Gesellschaft — großer oder auserlesen guter — speiste.' Er verkehrte ohne jede Zurückhaltung nicht nur mit seinen näheren Freunden, sondern auch mit einfachen Bekannten. Goethe scheint er vorwiegend durch seine große Natürlichkeit gefesselt zu haben. Ein Zeitgenosse schreibt: ‚Große Männer verlieren gewöhnlich an Interesse, wenn man sie sieht und spricht; dies kann ich aber von Schiller nicht sagen; meine Vorliebe für ihn hat dadurch nur noch mehr zugenommen, und besonders ist mir sein sanftes, mildes Wesen über alle Erwartung gewesen.' — Seine Kränklichkeit zwang ihn mit der Zeit zu einer abgeschlosseneren Lebensweise. In Weimar lebte er im engen Kreise seiner nächsten Bekannten, so daß selten jemand Zutritt zu ihm hatte, selbst die vornehmsten Herren und Damen mußten sich gefallen lassen, abgewiesen zu werden. Goethe erzählt, in gewissen Zuständen der Krankheit habe Schiller plötzlich eine Apprehension gegen die Menschen gehabt; während er einmal bei ihm saß, hörte man jemand an der Türe klopfen; Schiller sprang auf, ging zur Türe und sah vor sich einen jungen Chirurgen aus Berlin, der ihn fragte, ob er die große Ehre und das Vergnügen hätte, den Dichter Schiller zu sprechen. ‚Ich bin Schiller, aber heute können Sie ihn nicht sprechen', mußte der Gast als Antwort vernehmen, wobei er noch zur Türe hinausgeschoben wurde. Mit den Jahren entwickelte sich in ihm ein starkes Verlangen nach Einsamkeit. ‚Pläne zur Entfernung von der Welt lagen immer im Hintergrunde seines Gemütes', erzählt Karoline von Wolzogen.

Von jeher bedurfte er kleiner Zerstreuungen. Eine solche Zerstreuung war

für ihn immer das Kartenspiel, und wenn er auch im Jahre 1786 seinem Freunde Körner mitteilte, er glaube, diese Leidenschaft überwunden zu haben, so war doch seine Gewohnheit stärker als er glaubte. Er schreibt einmal an Lotte: ‚Auch in den besten Gesellschaften nisten sich zuweilen Augenblicke der Erschlaffung oder einer schmerzhaften Überspannung ein, wovon das Spiel zuweilen befreit. So leicht ich es entbehren kann, so ist mir doch zuweilen in drückenden Stimmungen Erleichterung dadurch gegeben worden.‘ Als Schelling sich im Jahre 1798 in seiner Nähe aufhielt, wählte Schiller gewöhnlich ihn zu seinem Partner bei einer Partie l'Hombre. An Goethe berichtet er darüber: ‚Mir zwar ist diese Zerstreuung, da ich jetzt absolut keine andere habe, beinahe unentbehrlich worden, aber es ist freilich schlimm, daß man nichts Gescheiteres mit einander zu tun hat.‘ Zu seinen Passionen gehörte auch der Schnupftabak, eine Passion, der er, wie es scheint, schon in seiner Jugend huldigte. Der beständige Gebrauch dieses Reizmittels mag wohl etwas zu seiner Heiserkeit beigetragen haben, die sich besonders bemerkbar machte, wenn er vorlas. Dichterische Werke trug er überhaupt sehr schlecht vor, da er die Unterschiede der Charaktere und die einzelnen Nuancen einer Handlung oder Erzählung nie markierte. Sein Drama ‚Fiesko‘ machte in seinem Vortrag auf Iffland und die andern Schauspieler einen so langweiligen Eindruck, daß fast alle das Zimmer verließen, und in manchem sogar der Zweifel auftauchte, ob Schiller wirklich der Verfasser der ‚Räuber‘ sei. Einer der Zuhörer, der gleich darauf das Manuskript selbst las, sagte zu Schillers Jugendfreunde Streicher: ‚Aber wissen Sie auch, was Schuld daran ist, daß ich und alle Zuhörer es für das elendeste Machwerk hielten? Schillers schwäbische Aussprache und die verwünschte Art, wie er alles deklamiert! Er sagt alles in dem nämlichen hochtrabenden Tone her, ob es heißt „er macht die Türe zu", oder ob es eine Hauptstelle seines Helden ist.‘ Als er den ersten Akt seines ‚Don Carlos‘ Charlotte von Kalb vorlas, mußte sich diese förmlich Gewalt antun, nicht laut aufzulachen. Auf seine Frage, wie das Gelesene ihr gefallen habe, brach Charlotte plötzlich in ein Gelächter aus. Schiller fühlte sich sehr verletzt, warf im Ärger das Manuskript seines Dramas von sich und lief davon. Erst als Charlotte das Manuskript zu lesen anfing, entdeckte sie darin Schönheiten, die sie in Entzücken versetzten. Schiller selbst scheint sich der Mangelhaftigkeit seines Vortrages niemals bewußt gewesen zu sein. Er scheint überhaupt für das Lächerliche keinen ausgeprägten Sinn gehabt zu haben. So auch in seiner Kleidung. Auf diese gab er freilich so wenig wie nur möglich; er konnte aber auch in der Zusammenstellung der Farben der einzelnen Kleidungsstücke den höchsten Grad des Komischen erreichen, wie er denn überhaupt für Farbenwirkung kein Verständnis hatte. Auch seine schlechte Körperhaltung beeinträchtigte die Würde seiner äußeren Erscheinung, aber seine hohe Stirn und sein begeisterter Blick bekundeten etwas Ungewöhnliches.

Zu der Offenherzigkeit und Aufrichtigkeit seines Wesens kam noch seine große Bescheidenheit. Seinen Werken stand er stets kritisch gegenüber; mit der größten Unvoreingenommenheit ließ er die Schwächen derselben sich von andern zeigen. An Körner berichtet er im Jahre 1787 über ein Gespräch mit Wieland: ‚Sein Urteil über mich ist so ziemlich das unsrige. Ich habe, sagt er, eine starke Zeichnung, große und weitläufige Kompositionen, ein lebhaftes Kolorit, aber nicht Korrektheit, Reinheit, Geschmack. Delikatesse und Feinheit vermißt er auch an meinen Produkten.‘ Er hatte auch niemals die Neigung, sich über die Mängel seiner Dichtungen zu täuschen. Es ist für seine ganze Geistesbe-

schaffenheit überaus charakteristisch, wie er an seine Werke das scharfe Seziermesser anlegte: wer so scharf seine eigenen Werke zergliedert und beurteilt, der hat zwei gesondert fließende Quellen in seinem Innern, von denen die eine zugestopft werden muß, wenn die andere geöffnet wird. ‚Was ich je im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt, mir Mut zu machen, und ein Machwerk wie Don Carlos ekelte mich nunmehr an, wie sehr gern ich es auch aus jener Epoche meines Geistes zu verzeihen geneigt bin,' schrieb er im September 1794. Fichte gegenüber gestand er in Hinsicht auf seine eigenen philosophischen Aufsätze, es gebe unter allen Schriftstellern, die man kenne, keinen, der so wenig gelehrt wäre als er. Im Jahre 1796 sagte er: ‚Aber gegen Goethe bin ich und bleibe ich eben ein poetischer Lump.' Und es war ihm durchaus ernst, wenn er nach der Lektüre von ‚Wilhelm Meister' an Körner schrieb: ‚Ohnehin wäre mir's unmöglich, nach einem solchen Kunstgenuß etwas eigenes zu stümpern.'

5.

Die Unabhängigkeit seines Charakters suchte er in allen Lebenslagen zu wahren. Es war ein mit den Jahren zunehmendes Gefühl der eigenen Reinheit und des eigenen Wertes. Als Ludwig Eugen den württembergischen Thron bestieg, gerade als Schiller in seiner Heimat weilte, konnte sein Vater, dem an der Gunst des neuen Regenten viel gelegen war, ihn um nichts dazu bringen, ein Begrüßungsgedicht an den neuen Regenten zu schreiben. Während seines ersten Aufenthaltes in Weimar tritt er so auf, als ob er gar keine Rücksichten zu beobachten hätte. Über den Weimarer Kreis schrieb er: ‚Die nähere Bekanntschaft mit diesen weimarischen Riesen — ich gestehe dir's — hat meine Meinung von mir selbst verbessert.' Er sah schon damals ein, daß er für die Hofatmosphäre gar nicht taugte, daß er ‚als ein unbedeutender bürgerlicher Mensch unter dem Adel doch eine sehr prekäre Rolle spielen müßte', und daß es seinem Stolze nur weh tun würde. Durch seine damaligen Beziehungen zu Charlotte von Kalb sah er sich einmal genötigt, in adeliger Gesellschaft einen Spaziergang zu machen, wobei er sich nur langweilte. ‚Wieviel flache Kreaturen kommen einem da vor,' schrieb er damals an Körner. Eine gewisse sich schroff kundgebende Abneigung gegen Hof und Fürsten scheint bei ihm von den Erinnerungen an die Disziplin der Karlsakademie hergerührt zu haben. An Lotte von Lengefeld schrieb er im Frühling 1788: ‚Eine fürstliche Nachbarschaft hätte mir meine ganze Existenz verdorben,' und Goethe gegenüber machte er einmal die sarkastische Bemerkung: ‚Bei einem Prinzen fällt mir immer zuerst ein, ob er nicht zu etwas gut sei.'

Er sah bald auch ein, daß selbst das Publikum zu den Souveränen gehöre, von denen sich der Stolz des denkenden Menschen um jeden Preis befreien müsse. Sein Ruf, welcher ihm als Mannheimer Theaterdichter nach Leipzig vorangegangen war, ließ in ihm einen zweiten Karl Moor erwarten. Manche Leipziger mußten sich nun enttäuscht fühlen, als sie einen blaß aussehenden, hoch aufgeschossenen jungen Mann erblickten, der weder Kourierstiefel trug, noch eine Hetzpeitsche in den Händen hatte. Als Herausgeber der ‚Thalia' hatte er genug Gelegenheit, in eine nähere Beziehung zu dem deutschen Publikum zu treten. Zehn Jahre später legte er schon ein Bekenntnis vollständiger Unabhängigkeit vom zeitgemäßen Geschmacke des Publikums ab und gelobte, an dessen Veredelung und Hebung künftighin zu arbeiten. Die Mittelmäßigkeit erregte in ihm einen solchen Ekel, daß er i. J. 1795 gestand, er würde sich für ganz unglück-

lich halten, für das deutsche Publikum zu schreiben, wenn es ihm überhaupt jemals eingefallen wäre, für ein Publikum zu schreiben. In einem Briefe an Goethe sagt er: ‚Das Publikum hat nicht mehr die Einheit des Kindergeschmacks, und noch weniger die Einheit einer vollendeten Bildung. Es ist in der Mitte zwischen beiden, und das ist für schlechte Autoren eine herrliche Zeit, aber für solche, die nicht bloß Geld verdienen wollen, desto schlechter.‘ Als Herausgeber der ‚Horen‘ sah er sich oft veranlaßt, am herrschenden Geschmack des Publikums förmlich zu verzweifeln. ‚Mit den Horen‘, schrieb er an Wilhelm v. Humboldt, ‚gebe ich zuweilen die Hoffnung auf. Nicht allein deswegen, weil es zweifelhaft ist, ob uns das Publikum treu bleiben wird, sondern weil die Armut am Guten, die kaltsinnige Aufnahme des wenigen Vortrefflichen mir die Lust mit jedem Tage raubt.‘ Auf die ‚Horen‘ hatte er anfangs allzu sanguinische Hoffnungen gesetzt, indem er daraus einen literarischen Sammelpunkt für die Elite des deutschen Geistes zu machen gedachte; er mußte jedoch bald darauf gewahr werden, in was für einem Mißverhältnisse die Elite zu der Masse der Leser steht, zu dem, was er oft mit dem Worte Philister bezeichnet.

Gegen den Philister hatte er sein Leben lang eine Abneigung, die an Idiosynkrasie grenzte: er sah in ihm den Hemmschuh alles Naturwüchsigen und Freien, den geschworenen Feind alles höheren Schwunges, die Verkörperung der nur am Boden schleichenden Trägheit und der selbstzufriedenen Mittelmäßigkeit. Schon i. J. 1786 schrieb er an seinen Schwager Reinwald: ‚Euere Art zu leben hat meinen ganzen Beifall, und daß Ihr auch die Menschen Eures Standes nicht zum Muster nehmt, billige ich sehr. Da ist nichts als der Bauch, der gepflegt wird — das sind die Berührungspunkte dieser Menschen, ihre Genüsse und ihre Freuden.‘ Und zwei Jahre darauf sagt er in einem Briefe an Körner: ‚Mittelmäßiger Umgang schadet mehr, als die schönste Gegend und die geschmackvollste Bildergalerie wieder gutmachen können.‘ Er selber hatte sich an die ‚goldene Freiheit‘ gewöhnt, und diese Gewohnheit wurde ihm allmählich zur zweiten Natur. Seine zuweilen sich allzu schroff kundgebende Abneigung gegen alles Mittelmäßige und Philisterhafte rührt eben von diesem seinen Freiheitsgefühle her. An August Wilhelm Schlegel schrieb er: ‚Man sollte diese Erzphilister, die doch Menschen zu sein sich einbilden, nicht so gut traktieren. Käme es auf sie und ihre Hohlköpfe an, sie würden alles Genialische in Grund und Boden zertreten und zerstören.‘ Und wie bezeichnend ist für seine Auffassung dessen, was er das Genialische nennt, sein Urteil über Goethes Zögling Fritz von Stein: ‚Goethe hat ihn eigentlich ganz erzogen und sich dabei vorgesetzt, ihn recht objektiv zu machen. Auch mir ist Stein immer eine sehr wohltätige Natur gewesen, und er hat mich zuweilen ordentlich mit dem, was man Genialität nennt, entzweit, weil er, ohne eine Spur davon, so gut und so schätzbar ist. Freilich würden solche Menschen die Welt nur erhalten können, wo sie ist, aber sie nicht weiter bringen.‘

6.

In den Beziehungen zu seinen Freunden gab sich Schiller sehr einfach und natürlich. In seinem ganzen Leben sah er sich, wie es scheint, kein einziges Mal genötigt, mit einem früheren Freunde zu brechen; die Bande, die ihn an viele seiner Jugendfreunde geknüpft hatten, lösten sich mit der Zeit von selbst, ohne sein eigenes Hinzutun. Niemals fühlte er sich einsam, ‚die tote Einsamkeit‘ galt ihm als Strafe für die unnatürliche Absonderung; nicht nur

in seiner Jugend, sondern auch in seinem späteren Alter hatte für ihn die ‚Verbrüderung der Geister‘ einen erhabenen Sinn und galt ihm als ‚Schlüssel zur Weisheit‘. An Körner schrieb er: ‚Es gibt für mich kein gewisseres und kein höheres Glück in der Welt mehr, als der vollständige Genuß unserer Freundschaft, die ganze unzertrennbare Vermengung unseres Daseins, unserer Freuden und Leiden.‘ Wie er in seiner Dichtung immer unwillkürlich der Mithilfe der Menschen bedurfte und eine Zeitlang vorwiegend durch ein ideales Pathos auf sie einzuwirken suchte, so trug er auch in seine Auffassung der Freundschaft einen idealen pathetischen Schwung hinein: auch hier hing er fest an der Idee, die ihn über die Wirklichkeit erheben sollte. Gleichwie er über seine eigene Vergangenheit leicht hinwegsehen konnte, so fiel es ihm auch leicht, frühere Freundschaftsbeziehungen durch neue zu ersetzen. Er selbst bemerkt einmal: ‚Bei der Leichtigkeit, mit der ich mich attachiere, habe ich doch die unglücklichste Abstraktionsgabe, und die Zeit ist eine gefährliche Schiedsrichterin meiner Verbindungen.‘ Eindrücke der Vergangenheit verschwanden in seiner Seele, als ob sie darin gar keine Wurzel geschlagen hätten. Er hatte keine schweren Krisen durchzumachen, die in einem Naturell stattfinden, das mehr im Unbewußten als im klaren Lichte des Bewußtseins lebt. Alle seine inneren Erlebnisse lösten sich für ihn in dem endgültigen Gesetze der Notwendigkeit auf, bei welchem er sich immer beruhigen konnte. ‚So lange man den Druck der Bedürfnisse fühlt,‘ schrieb er im Herbst 1787, ‚hält man es für das höchste Gut, darüber beruhigt zu werden. Und doch, was hat man, wenn das auch geschehen ist? Einen äußerlichen, schmerzlosen Zustand, wobei sehr oft die innere Unruhe desto lauter wird. Es ist hier wie mit der sinnlichen Leidenschaft. Solange sie noch Begierde ist, kennt man kein höheres Gut, als ihre Befriedigung. Ich hätte für eine Schäferstunde meine besten Freuden hingegeben, und nachher, — ich glaube, ich habe mit dir schon über diesen Artikel gesprochen, — nachher war mir die leiseste Regung meines schlafenden Genius Labsal.‘ Im Jahre 1787 besuchte er die Gegend, wo er fünf Jahre zuvor gewohnt hatte, und berichtet darüber: ‚Jene Magie war wie weggeblasen. Ich fühlte nichts. Keiner von allen Plätzen, die ehemals meine Einsamkeit interessant machten, sagte mir jetzt etwas mehr. Alles hat seine Sprache an mich verloren.‘ Das schnelle Verlöschen der Eindrücke und Erlebnisse war freilich die notwendige Folge seiner ganzen Idealistennatur, aber es kam zum Teil auch von einer gewissen Leichtblütigkeit.

Leicht und schnell knüpfte er Bekanntschaften mit Frauen, ungezwungen schloß er sich ihnen an, aber in seinem Seelenleben hinterließen die Frauen keine tieferen Spuren. In seiner ersten Jugend hatte er gar keine Gelegenheit, edleren Frauen näherzutreten. Die Akademie, in welcher er interniert war, war von der Außenwelt hermetisch abgeschlossen und wies im Hintergrunde eine ‚Ecole de Demoiselles‘ auf, deren Insassen von den Schülern der Karlsakademie nur bei feierlichen Anlässen, und auch dann bloß von einer gewissen Ferne, gesehen wurden. Als Schiller in der Eigenschaft eines Regimentsmedikus die Akademie verlassen hatte, gründete sich seine ganze Menschenkenntnis nur auf Beobachtungen, die er an seinen Schulkameraden hatte anstellen können. Der junge Mann, der seine ganze verhaltene Leidenschaft in seinem ersten Drama stürmisch ausbrechen ließ, hatte in seinen Adern heißes Blut. Neben der inneren Glut behauptete sich bei ihm auch schon damals ein kritischer Verstand, der sein Naturell in zwei scharf getrennte Teile spaltete. Deshalb konnte er sich schon damals nicht unmittelbar einer Empfindung hingeben. Seine Gedichte

an Laura, deren Gegenstand die lebenslustige Hauptmannswitwe Luise Vischer war, bei der der junge Schiller wohnte, enthalten kein naturwüchsiges und kein stark ergreifendes Gefühl; es ist nicht echte, gleich einer Naturkraft bewegende Liebe; gleichwie er sein erstes Drama überaus scharfen kritischen Reflexionen unterwarf, so überschaute er mit dem Verstande auch diesen überspannten Ausdruck seines Empfindens. Über seine Erfahrungen in Mannheim schrieb er etwa zehn Jahre nachher an Goethe: ‚Von der Treue des Gemäldes einer theatralischen Wirtschaft und Liebschaft kann ich mit vieler Kompetenz urteilen, indem ich mit beiden besser bekannt bin, als ich zu wünschen Ursache habe.‘ Da sein Liebesgefühl keine Unmittelbarkeit und keine Stärke hatte, so schwankte er zwischen der niedern und höhern Seite des Liebesgefühls hin und her. Im Jahre 1784 lernt er in Frankfurt Madame Albrecht kennen und berichtet darüber: ‚Gleich in den ersten Stunden ketteten wir uns fest und innig aneinander; unsere Seelen verstanden sich. Ich freue mich und bin stolz, daß sie mich liebt, und daß meine Bekanntschaft sie vielleicht glücklich machen kann.‘ Weder seine Zuneigung zu Madame Albrecht, noch die zu der jungen Mannheimer Schauspielerin Katharina Baumann, noch die zu der jungen Tochter seiner Freundin Henriette von Wolzogen, noch wiederum seine Zuneigung zu Margareta Schwan, war dauerhaft und griff tief in seine Seele. Er hatte getrennte Vorstellungen von dem Liebesgefühl und von einer bürgerlichen Verbindung mit einer Frau. ‚Bei einer ewigen Verbindung, die ich eingehen soll, darf Leidenschaft nicht sein,‘ schrieb er, nachdem er bereits einige Stürme der Leidenschaft in seinen Beziehungen zu Charlotte von Kalb erfahren hatte. ‚Die innige, biegsame Anschmiegung der Frau an unsere Launen, die Beschwichtigung der tausend wilden Wünsche und der unbändigen Leidenschaft‘ — in diesen Worten sprach er schon als 25jähriger seine Erwartung von der Ehe aus. Damals schrieb er auch, er werde immerfort von ‚tausend wilden Affekten‘ herumgezerrt. Nachdem er im Alter von 28 Jahren in Dresden von Henriette von Arnim gefesselt worden war, gestand er: „Es ist sonderbar, ich verehre, ich liebe die herzliche, empfindende Natur, und eine Kokette, jede Kokette kann mich fesseln. Jede hat eine unfehlbare Macht auf mich durch meine Eitelkeit und Sinnlichkeit: entzünden kann mich keine, aber beunruhigen genug. Ich habe hohe Begriffe von häuslicher Freude, und doch nicht einmal soviel Sinn dafür, um mir sie zu wünschen.‘ Seine Leidenschaften konnten zwar in gewissen Augenblicken quälend auftreten, aber doch nicht lange anhalten; selbst seine heftigste Leidenschaft, die zu Charlotte von Kalb, hat in ihm nur einen kurz andauernden Kampf wachgerufen, der in seiner Seele keine tieferen Spuren zurückließ. Wie bezeichnend sind für Schiller gerade die Strophen, die er später aus seinem Gedichte ‚Der Kampf‘ ausgestrichen hat: das Gefühl, das ihn ergreift, ist zum größten Teil nur in der Phantasie.

In Charlotte von Kalb sah er zum erstenmal eine Frau, die, bei aller Überschwenglichkeit ihres Wesens, doch unabhängig ihm gegenüberstand. Bald nach seiner Bekanntschaft mit ihr schrieb er aus Mannheim, Charlotte zeige sehr viel Geist und gehöre nicht zu den gewöhnlichen Frauenzimmerseelen. Zu jener Zeit ging er mit Heiratsgedanken um: gerade damals war es, wo er sich von verschiedenen jungen Mädchen besonders angezogen fühlte. Da sein Liebesgefühl nicht scharf ausgeprägt war, so schwankte er damals zwischen den jungen Mädchen und Charlotten, wie er ja auch später zwischen den Schwestern Karoline und Lotte von Lengefeld schwanken sollte. Durch sein Gefühl für

Frau von Kalb wurde er zum erstenmal in seinem Leben in eine ernste Beziehung verstrickt. Aber auch hier überwand er den Konflikt nicht ohne Leichtigkeit. Der Abschied von Charlotte hinterließ in ihm keine unauslöschlichen Eindrücke, und wenn er in einem Briefe an Körner schrieb, er hätte den Gedanken, Mannheim zu verlassen, zwölf Tage herumgetragen, wie den Entschluß, aus der Welt zu gehen, so war es doch nur eine vorübergehende Steigerung seines damals erregten Gemütes. Denn kaum waren vier Monate verflossen, als er sich von Leipzig aus an den Verleger Schwan mit dem Geständnisse wandte, er liebte dessen Tochter und hätte sich in den letzten Monaten in Mannheim die Pflicht auferlegt, jede Zusammenkunft mit ihr zu meiden: ‚aber dieser armselige Kunstgriff gelang meinem Herzen nicht', fügt er hinzu. Er fuhr fort, einen Briefwechsel mit Charlotte von Kalb zu unterhalten. Nach wie vor fühlte er sich in Gegenwart von Mädchen nicht ganz sicher. Aus Dresden schrieb er an einen Bekannten: ‚Wir sind ja allzumal arme Sünder, und Sie werden ja wohl auch noch an die Zeit zurückdenken, wo Sie von einem paar Augen aus dem Konzept gebracht wurden.' Schon einige Monate darauf fand er, daß die Tochter Wielands ihn glücklich machen könnte, und gestand, daß Charlotte von Kalb ‚von diesem Monologe seiner Vernunft' nichts erfahre.

Während seines ersten Aufenthaltes in Weimar im Jahre 1787 wußte ihn Frau von Kalb eine Zeitlang wieder an sich zu fesseln. Er entdeckte jetzt in Charlotte eine große, sonderbare Seele, und sie bildete für ihn eine Quelle ungeahnter Anregungen. Er sah in ihr eine derjenigen Frauen, die einem weit größern Geist als dem seinigen zu schaffen geben könnte. Er verkehrte oft in ihrem Hause und schrieb darüber: ‚Wir haben uns vorgesetzt, kein Geheimnis aus unserm Verhältnis zu machen. Einigemal hatte man schon die Diskretion — uns nicht zu stören, wenn man vermutete, daß wir fremde Gesellschaft los sein wollten.' Bei seiner Bekanntschaft mit der Weimarischen Gesellschaft war es Charlotte von Kalb, die ihn lenkte. Er selbst charakterisiert seine Beziehung zu dieser Frau: ‚Es ist mir wahrscheinlich, daß der Keim einer unerschütterlichen Freundschaft in uns beiden vorhanden ist, aber er wartet noch auf eine Entwicklung. In Charlottens Gemüt ist übrigens mehr Einheit als in dem meinigen, wenn sie schon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen ist. Lange Einsamkeit und ein eigensinniger Hang ihres Wesens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und fester gegründet, als bei mir der Fall sein konnte mit dem ihrigen.' Einige Monate hindurch gab er sich einem gemischten Gefühle von Freundschaft und Liebe hin, und erwartete von der Ankunft des Mannes Charlottens eine bestimmte Lösung. Über Herrn von Kalb schrieb er damals: ‚Seine Freundschaft für mich ist unverändert, welches zu bewundern ist, da er seine Frau liebt und mein Verhältnis mit ihr notwendig durchsehen muß.' Der von ihm erwarteten Entscheidung sah aber Schiller ohne Schmerz und ohne Hoffnung entgegen. Auch diesmal kam ihm eine gewisse Gleichgültigkeit seines Naturells zustatten. Mit seinem Verstande wußte er genau, daß eine Natur wie die seinige sich nicht ohne weiteres dem glühenden und schwärmerischen Naturell seiner Freundin anpassen könnte, denn er brauchte eine ruhige, rein bürgerliche Häuslichkeit, die den inneren Menschen nicht allzusehr beanspruchen sollte. Charlotte aber forderte von ihm mehr als er ihr zu geben imstande war. ‚Ein weiblicher Freund ist keiner. Ich bin ganz isoliert,' schrieb er schon im Oktober 1787. Und einen Monat darauf

berichtet er, er wisse doch nicht, ob die Gegenwart des Mannes Charlottens ihn so lassen werde wie er sei, denn schon fühle er in sich eine Veränderung, die sogar noch weiter gehen könne. Seiner Freundin lag es aber daran, ihn an sich zu binden. Was sie zu Schiller hinzog, war vielleicht gerade der Gegensatz zu ihrem eigenen Naturell: das Lebensmutige an ihm konnte die Anziehungskraft auf sie nicht verfehlen. Wie Schiller selbst gestand, wußte sie ihn fein zu durchschauen und zu bewachen. Was sie von ihrer Beziehung zu ihm erwartete, dessen war sie sich wahrscheinlich mit Bestimmtheit gar nicht bewußt. Sie selbst mag wohl in ihrem Gefühle hie und da geschwankt haben, aber eine Trennung wollte sie doch nicht zulassen. Sie scheint zu den Frauen gehört zu haben, die den Mann fesseln, ohne ihm jedoch einen fernen und klaren Horizont zu eröffnen. Wie es in dergleichen Beziehungen zu geschehen pflegt, glommen unter der Asche Funken und brachen durch das Schüren immer wieder hervor. Auf die Dauer konnte dieses erneuerte Verhältnis nicht bestehen. Es kamen Verstimmungen und Mißverständnisse und in deren Gefolge Vorwürfe und Zersetzung.

Zu Anfang des Jahres 1788 bemächtigte sich seiner ein starkes Verlangen nach Einsamkeit: Reflexion und Hypochondrie zehrten an ihm. Nur von einer ihm ganz angehörenden Frau, von einer ‚bürgerlichen und häuslichen Existenz' erwartete er die heilsamen Wirkungen für seine Zukunft. Körner teilte er damals mit: ‚Dabei bleibt es, daß ich heirate. Könntest du in meiner Seele so lesen wie ich selbst, du würdest keine Minute darüber unentschieden sein. Alle meine Triebe zu Leben und Tätigkeit sind in mir abgenützt; diesen einzigen habe ich noch nicht versucht. Ich führe eine elende Existenz, elend durch den inneren Zustand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen kann. Du weißt nicht, wie verwüstet mein Gemüt, wie verfinstert mein Kopf ist — und alles dieses nicht durch äußeres Schicksal, denn ich befinde mich hier von der Seite wirklich gut, sondern durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen. Wenn ich nicht Hoffnung in mein Dasein verflechte, Hoffnung, die fast ganz aus mir verschwunden ist, wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens und Empfindens nicht von neuem aufwinden kann, so ist es um mich geschehen.' Dieses schrieb er einen Monat, nachdem er seinem Freunde über seine Bekanntschaft mit der Familie von Lengefeld in Rudolstadt gemeldet hatte.

7.

Frau von Lengefeld hatte zwei Töchter, Karoline und Lotte. Karoline war mit einem Herrn von Beulwitz verheiratet und lebte in einer ziemlich unbefriedigten Ehe. Schiller fand, daß beide Töchter für ihn sehr anziehend waren. Da Karoline und Lotte öfters nach Weimar kamen, so knüpften sich allmählich zwischen ihnen und dem Dichter engere Bande der Freundschaft. Im Frühjahr 1788 schrieb Schiller: ‚Doch werde ich eine sehr nahe Anhänglichkeit an dieses Haus und eine ausschließliche an irgend eine einzelne aus demselben sehr ernstlich zu vermeiden suchen. Es hätte mir etwas derart begegnen können, wenn ich mich mir selbst ganz hätte überlassen wollen.' Sein aufgewühltes Gemüt scheint inzwischen sich wieder beschwichtigt zu haben, und da er auf geistiges Arbeiten angewiesen war, so befürchtete er von seiner Freundschaft zu den beiden Schwestern eine Ablenkung von seiner Arbeit. Seine Beziehungen zu den Schwestern von Lengefeld nahmen aber bald einen intimeren Charakter an.

Albert Welti/Hochzeitsabend.



Als er sich im Sommer 1788 auf dem Lande in der Nähe von Rudolstadt aufhielt, bildete sich zwischen ihm und den zwei Schwestern ein schönes Vernunftverhältnis aus. Er war beiden gleicherweise zugetan. Die entwickelten geistigen Züge und die Herzensbildung sagten ihm an beiden in gleichem Maße zu. Karoline war die ausgereiftere Natur; an Lotte glaubte er eine gewisse coquetterie d'esprit zu entdecken. Er konnte mit den beiden Schwestern ganz frei umgehen und sich in ihrer Gesellschaft bald ernst, bald heiter unterhalten. ‚Wir sind einander hier notwendig geworden, und keine Freude wird mehr allein genossen,' berichtet er an Körner. Die Eindrücke des in der Nähe seiner Freundinnen verbrachten Sommers 1788 faßt er bald darauf in folgende Worte zusammen: ‚Bei einem geistvollen Umgang, der nicht ganz frei ist von einer schwärmerischen Ansicht der Welt und des Lebens, so wie ich sie liebe, fand ich dort Herzlichkeit, Feinheit und Delikatesse, Freiheit von Vorurteilen und sehr viel Sinn für das, was mir teuer ist. Dabei genoß ich einer unumschränkten inneren Freiheit meines Wesens und die höchste Zwanglosigkeit im äußerlichen Umgang. . . . Mein Herz ist ganz frei, dir zum Troste; ich habe das redlich gehalten, was ich mir zum Gesetz machte und dir angelobte; ich habe meine Empfindungen durch Verteilung geschwächt, und so ist denn das Verhältnis innerhalb der Grenzen einer herzlichen, vernünftigen Freundschaft.' Und in der Tat strömt aus seinen Briefen an die beiden Schwestern keine Stärke des Fühlens aus; selbst seine Briefe an die jüngere Schwester in der Zeit, da er sich ihr intimer zuwendete, haben nur wenig lebhaftes Kolorit. Zu Lotte wurde Schiller durch einen richtigen Instinkt geführt, denn ihr Charakter stimmte zu dem seinigen vollauf; ihr ganzes Naturell war dazu geeignet, ihm das zu gewähren, was er von der Ehe erwartete: die Ruhe maßvoller Existenz. Hier hatte er zugleich jenes Gefühl der Beständigkeit und Sicherheit, die er bei einer von Stimmungen abhängigen Natur wie Charlotte von Kalb vermissen mußte; bei Lotte hatte er weder Stimmungen noch Launen zu befürchten; ihre Bildung, ihre Bescheidenheit und ihre Offenheit waren gerade das, was Schiller von einer Lebensgefährtin forderte; das Schwärmerische an ihr fand ein Gegengewicht in ihrem maßvollen Fühlen und in der milden Temperatur ihres Charakters.

Kurz nachdem er in einem Briefe an Lotte von Lengefeld gestanden hatte, er habe der Mischung von Lebhaftigkeit und Ernst in ihrem Chrakter sehr schöne Stunden zu verdanken, berichtete er an Körner über eine zwischen ihm und Charlotte von Kalb indessen ausgebrochene Verstimmung und fügte hinzu: ‚Sie ist ein geistvolles, edles Geschöpf, — ihr Einfluß auf mich aber ist nicht wohltätig gewesen.' Er begann jetzt, sich mit den Eigentümlichkeiten des Charakters der Frau von Kalb auseinanderzusetzen. An Karoline schrieb er: ‚Wie sehr wünschte ich ihrem Geist die Welt, für die sie eigentlich geschaffen ist. Es liegt unendlich viel Eigenes in ihrer Vorstellungskraft, und ihre Blicke sind ebenso sanft als tief.' Ihr Fühlen war aber für ihn zu wenig ruhig. Je näher er den Schwestern von Lengefeld trat, desto mehr lockerten sich seine Beziehungen zu Frau von Kalb. Er wußte auch, daß Charlotte, die auf ihn noch einige Rechte geltend machen konnte, sich zu seinem Freundschaftsverkehr mit den Schwestern von Lengefeld nicht gleichgültig verhalten haben würde. Zu Anfang des Jahres 1789 begann seine Befreiung von seiner früheren Freundin; zwar sah er sie noch am meisten von allen Menschen in Weimar, aber doch immer seltener; er ließ in sich ‚einige Prinzipien von Freiheit und Unab-

hängigkeit im Handeln und Wandeln' aufkommen und erklärte Lotte von Lengefeld, die Welt, worin Frau von Kalb verkehre und lebe, und die auch ihre ganze Art zu denken und zu empfinden beeinflusse, sei ihm so fremd wie nur möglich geworden.

Den Charakter seines eigentlichen Verhältnisses mit den Schwestern von Lengefeld mußte Schiller vor der Frau von Kalb zu verhehlen suchen, wie er denn auch früher manchen ‚Monolog seiner Vernunft' vor ihr verbarg. An Lotte und Karoline schrieb er im September 1789: ‚Sie ahndet nichts von unserem Verhältnis; auch hat sie, mich zu beurteilen, nichts als die Vergangenheit, und darin liegt kein Schlüssel zu der jetzigen Stellung meines Gemütes, — aber sie ist mißtrauisch, und auch die Freundschaft kann empfindlich sein. Ihr begreift also wohl, wie wenig ich wünschen kann, sie in unserem Kreis zu sehen.' Die immer zunehmende Entfremdung führte ihn auch zu einer Änderung und Verschärfung seines Urteils über seine frühere Freundin; er sprach jetzt Charlotten alle Herzlichkeit und Wärme des Gefühls ab: ihre prüfende Klugheit sei nur dazu geeignet, ihre eigenen Gefühle wie auch die der anderen zu zersetzen, und fordere einen auf, immer auf der Hut zu sein. Schiller mutete seiner früheren Freundin schöne Gleichgültigkeit und vornehme Gesinnung zu und schrieb 1790 kurz vor seiner Verheiratung: ‚Sie war nie wahr gegen mich, als etwa in einer leidenschaftlichen Stunde; mit Klugheit und List wollte sie mich umstricken. Sie ist jetzt nicht edel und nicht einmal höflich genug, um mir Achtung einzuflößen.' Er gab immer deutlicher zu verstehen, daß ihr Wesen ihm jetzt nur mißfalle.

Anfangs machte er in seinen Beziehungen zu Karoline und Lotte von Lengefeld gar keinen Unterschied: er richtete seine Briefe an beide, teilte sich beiden in derselben Weise mit. Der Entschluß, sich mit der jüngeren Schwester zu verloben, war von dem Bewußtsein ausgegangen, daß sie ihm ein volleres und harmonischeres Gefühl entgegenbrachte. Karoline war es, die ihn darauf aufmerksam machte. In einem Briefe an Lotte nennt er auch die ältere Schwester einen wohltätigen Engel, der seinem furchtsamen Geheimnis entgegengekommen sei. Schillers Verhältnis zu Karoline, bevor sie sich mit Wolzogen verheiratete, war das idealster Freundschaft: Karoline sollte die intimste Freundin der von ihm begründeten Häuslichkeit und die dritte im Bunde sein. Er wußte, daß dieses eigentümliche Verhältnis zu manchem Gespräch und zu mancher Mißdeutung Anlaß geben würde, und schrieb kurz vor seiner Verheiratung an seine Braut: ‚Hätte man uns erst in unserm engen Kreise beobachtet, wo wir drei ohne Zeugen waren, — wer hätte dieses zarte Verhältnis begriffen? Jeder beurteilt fremde Handlungsarten nach der seinigen, — eine freie, schöne Seele gehört dazu, unsere verschiedene Stellung gegeneinander zu fassen; die ganze Geschichte unserer keimenden und aufblühenden Verbindung untereinander müßte man übersehen haben und feinen Sinn genug haben, diese Erscheinungen in uns auszulegen.'

Die ganze Art, wie er sich seines Gefühles für die jüngere Schwester bewußt und zu seiner Eheschließung geführt wurde, war die eines Menschen, der die einzige Richtung seines Handelns in dem unversiegbaren Quell reiner Idealität findet. Das natürliche Fühlen verliert hier an Urwüchsigkeit und wird vergeistigt. Dies tritt deutlich in allen Liebesbriefen Schillers hervor. Vergleicht man diese mit denen Goethes an Frau von Stein, so findet man darin im Gegensatz zu dem starken konkreten Gefühle Goethes ein sehr reines, aber

verblaßtes Empfinden, das sich nicht selten stärker geben möchte, als es in Wirklichkeit ist: bei Goethe — eine überwältigende Natürlichkeit, die, an einfache Erlebnisse des Tages geknüpft, das Gefühl in immer neue Hüllen kleidet und, gleich einem feinen Instrumente, alle Schwingungen des Empfindens genau wiedergibt; bei Schiller — ein sich immer gleich bleibender und in denselben Zügen sich wiederholender Seelenzustand, der durch seine Eintönigkeit oft ermüdet. Sein Fühlen fand keinen Widerhall in der Natur, in dem Wechsel von Hell und Dunkel. Sein Gefühl kennt nicht die leisen und zart sprechenden Akkorde, die feine Sehnsucht und Erwartung. Sein Liebesgefühl entsprang aus derselben Quelle wie seine ganze Lyrik: hier wie dort dieselbe Mischung von Glut und Kälte, aber auch hier wie dort eine persönliche Kraft, die durch ihre Aufrichtigkeit und Offenheit wirkt.

Was er mit Frau von Kalb erlebt hatte, die inneren Stürme der Leidenschaft, die Ebbe und Flut des Empfindens, eröffneten ihm Einblicke in Seelengebiete, die ihm sonst vielleicht ganz verschlossen geblieben wären. Wenn er schrieb: ‚Alle romantischen Luftschlösser fallen ein, und nur was wahr und natürlich ist, bleibt stehen,‘ so zeigt sich gerade darin die Spur dieser Erlebnisse, die seinen Horizont nur ausweiten und vertiefen mußten. Seinen eigenen Erlebnissen gegenüber verhielt er sich eher kalt. Nur ein leichtes Gefühl der Reue mag ihn hie und da beschlichen haben, wenn er auf seine Vergangenheit zurückblickte. So schreibt er einmal an die Schwestern von Lengefeld über seine Jugendzeit in Mannheim: ‚Nicht ohne Beschämung würde ich euch auf dem Schauplatz herumwandeln sehen, wo ich als ein armer Tor mit einer miserablen Leidenschaft im Busen herumgewandelt bin.‘

Sein Liebesgefühl wendete sich jetzt einer reinen, wenn auch bisweilen abstrakten Höhe zu. Wie bezeichnend ist, was er an Lotte schrieb: ‚Schon der Gedanke, daß wir uns einmal weniger waren, schlägt mich nieder; die Liebe muß hinter sich und vor sich Ewigkeit sehen.‘ Hatte er sich als junger Mann gefürchtet, er würde wegen seines ungestümen Kopfes und warmen Blutes eine Frau nicht glücklich machen können, so war diese Befürchtung jetzt längst vorüber; sein Blut hatte sich beruhigt, und sein Kopf wurde klarer. Im Alter von 41 Jahren bemerkt er: ‚Liebe allein ohne dieses innere Tätigkeitsgefühl würde mir ihren schönsten Genuß bald entziehen; — wenn ich glücklich bleiben soll, so muß ich zum Gefühl meiner Kräfte gelangen, ich muß mich der Glückseligkeit würdig fühlen, die mir wird.‘

Die Sendlinge von Voghera
Roman von Ilse von Stach (Fortsetzung)

Schon hatte das Jahr des Herrn 1546 unter Stürmen und Brausen seinen Anfang genommen, als endlich der Prior im Gefühl der wiedergewonnenen Kräfte sich von neuem zur Reise anschickte.

‚Ich scheide ungern,‘ sprach er auf der Schwelle der ‚Möve‘ zu Jakob Guggenbühl; ‚eure beschneiten Bergkuppen haben es mir angetan. Ich muß sie an blauen Tagen mit dem großen Marmorwunder vergleichen, das in Mailand zur Ehre Gottes aufgebaut wird, und schon hoch und leuchtend in den Himmel hinein ragt; aber weißer und ewiger als der Dom von Mailand ist der Schnee eurer Berge, und im Abendglühen glänzt ihr Purpur köstlicher als der Flitter der Könige; das ist Andacht, das ist Erbauung.‘

Giorgio verwunderte sich über den jugendlichen Schwung seines Priors, mit dem er dieses fremde Land zu loben vermochte; aber der Mövenwirt schmunzelte befriedigt, als habe er ein eigenes Verdienst an den Vorzügen seiner Heimat, und entließ die Mönche im stolzen Bewußtsein, daß den armen Geschornen unter seinem Dache ein Lichtlein göttlicher Vernunft aufgeleuchtet war.

Wie nun das Maultier tot, der Geldbeutel geleert, die Tapferkeit der Füße vermindert war, und zudem der Winter in seiner Mitte alles Ausschreiten erschwerte, kamen der Prior und Giorgio nur langsam im deutschen Lande vorwärts, und Wandertage wechselten mit Tagen der Rast ab, wie es zu Zeiten die vielen Feiertage mit den Werktagen tun, daß alle Folge und Ordnung immer aufs neue unterbrochen wird.

Um die Mitte des Februars hatten die Wanderer Thüringen erreicht, und schon begann Giorgio in den ihm bekannten Herbergen nach dem Verbleib seines Bruders Benjamin zu forschen; denn nichts war ungewisser, als ob er gerade in Wittenberg sein tägliches Brot gesucht und gefunden hatte, und ob er nicht das beklagenswerte Los so mancher evangelischer Prediger teilte, die, wandernd und ohne Haus und Herd für ihre hilflose Familie, sich und den Ihren kümmerlich das nackte Leben bewahrten. Doch mußte sich Giorgio ohne Antwort und Weisung gedulden, bis Eisleben erreicht war, wo der Apotheker Johannes Landau ihn zu guter Zeit in Benjamins Begleitung, und nachmals zu böser, als er einsam und unglücklich zurückreiste, aufgenommen hatte, und der auch jetzt die Mönche mit Freude und Rührung in sein Haus lud.

Ja, er, der Apotheker, hatte sichre Kunde von Benjamin, und wußte zu erzählen, daß er mit seinem Weibe vor den Toren Wittenbergs wohne, daß es ihm wohl gehe, und zumal das junge Volk seinen Predigten zulaufe.

‚Und der gute Alte, unser Gastfreund?‘ fragte Giorgio dazwischen.

,Ist ein einsamer Mann geworden,' entgegnete Johannes Landau; ,der Weg von der Schloßvorstadt bis zum Elstertor mag ihm allzu anstößig sein — er führt am Hause Luthers vorbei; also, daß der Vater nicht zu seiner Tochter kommen kann.'

Giorgio sah bei diesen Worten den Prior hingebungsvoll an, als wolle er sagen: ,Seht einen Vater, der über riesenhafte Berge und durch ein Heer von Ketzern zu seinem Sohne schreitet;' auch mochte der Apotheker solche Gedanken erraten haben, denn er wandte sich entschuldigend an Prior Balthasar.

,Würdiger Vater, nicht jedes menschliche Gemüt kann seinen gerechten Unwillen über schnöde Abtrünnigkeit also verwinden, daß es dem Beispiele unsres Herrn und Heilandes zu folgen bereit wäre und dem verirrten Schafe in Geduld nachgeht. Dazu hat der Alte in Wittenberg das Treiben der Neuerer, solange es solche gibt, vor Augen gehabt; Ihr aber vermögt Euch in der Stille Eures Klosters wohl schwerlich auszudenken, mit welcher Unverschämtheit entsprungene Mönche und Nonnen das über Nacht erlangte Gut der Freiheit auszunützen pflegen.'

,Gebe Gott, daß Ihr mit diesem Satze nicht von meinem Sohne Benjamin gesprochen habt,' antwortete der Prior, ,sonst müßte ich ja ganz an seiner Umkehr verzweifeln, und täte überdies besser, meine anvertraute Herde zu weiden, als diesem einen böswilligen Schaf in den Abgrund nachzusteigen.'

,Herr,' entgegnete der Apotheker, ,Umkehr ist ein schweres Ding, aber mit der Gnade Gottes kein unmögliches. Ich habe solche, die um der Lehre, und solche, die um der Freiheiten willen lutherisch geworden waren, zur Kirche zurückkehren sehen, — aber ein hoffärtiges Herz hat keiner unter ihnen besessen; Ihr kennt Euren Sohn; trägt er den Kopf auf steifem Nacken, wenn er seine Sünde vollbracht hat, dann werdet Ihr ihn dem Teufel nicht aus den Klauen reißen!'

Da der Prior schwieg, führte Giorgio Benjamins Verteidigung und rühmte die Sturmflut der Reue, die schon manchen Schandfleck in seines Bruders Gemüt hinweggeschwemmt hatte, also, daß es sich wieder zu Gott erheben konnte. ,Darum verzage ich nicht,' schloß er seine Rede, ,daß die Ermahnungen unsres Vaters das Ihrige über ihn vermögen, wenn nicht seines Weibes starrer Sinn ihm zu eigen geworden ist; denn Margrete ist aus härterem Holz geschnitzt.'

,Und wäre sie auch aus weicherem,' sagte darauf der Apotheker, ,so wird doch in deutschen Landen von jedem Dache der Hochmut gepfiffen; den Männern heißt man es weibisch und den Weibern kindisch, allen aber römisch, wenn sie sich vor der Sünde scheuen; und ist es wirklich Wahrheit, daß Gott da nicht gefürchtet wird, wo er nicht ist, so sucht ihr ihn bei uns

vergeblich; denn keiner ist so verworfen, daß er sich nicht lieber in die Hölle hineintrotzte, als zur Kirche „zurückzukriechen", — wie sie es nennen, um den erlösenden Schritt recht verächtlich, recht eines deutschen Mannes unwürdig zu machen.'

Der Prior stand bei den Worten seines Gastfreundes von Unruhe geplagt auf, ging ans Fenster und trommelte mit den Fingern gegen die Scheiben; wehte nicht auch ihm auf dieser nördlichen Seite der Alpen auf Schritt und Tritt der Atem der Freiheit würzig und berauschend entgegen, daß er sich versucht fühlte, zwischen Deutschen und Welschen zu unterscheiden, als könnten die einen ihres Herzens Meinung selbstherrlich vor Gott vertreten, indessen die anderen zur Demut und zum Gehorsam geboren schienen?

Draußen ließ sich der Abend auf die kleine Stadt nieder, und bedeckte die Giebel der Häuser mit Dunkelheit. Auch sah der Prior nicht nach diesen, sondern drehte sich um und sagte zu Johannes Landau:

‚Haben nicht dazumal, als Martin Luther zu lehren anfing, die würdigsten und gelehrtesten Männer seiner Predigt zugestimmt? Welches war doch das Goldkorn, das sie blenden konnte?'

‚Das Goldkorn,' antwortete der Apotheker, ‚war die Gewißheit des Glaubens, die, wenn auch zu Zeiten verdunkelt, doch ewiglich unsre Väter und Vorväter selig gemacht hat, dieselbe, die aus dem gesamten göttlichen Testament, wie es die Kirche bewahrt, herausgerissen, rings um uns her zur Dreistigkeit entartet.

Seht, Herr, ich gehöre weder zu den würdigen noch zu den gelehrten Männern meines Vaterlandes; doch redet ein jeder am sichersten von sich selbst; denn er ist bei seinen eignen Gedanken zur Stelle gewesen. Auch ich habe im Oktober anno 1517 vor Hoffnung geglüht, als solle viel Schaden und Unrecht in der Kirche Gottes durch den Wittenberger Mönch gutgemacht werden. Als aber die Sache begann, den Geruch des Fleisches anzunehmen, habe ich Gott um wahre Reformatoren gebeten und den Rebellen seines Weges allein ziehen lassen; — allein freilich ist übel gesagt, denn das halbe Deutschland ist ihm gefolgt und hat aus uns die Treulosen, Verächtlichen und Verworfenen gemacht.'

Der Prior kehrte langsam und bekümmert an seinen Platz zurück; wie war es doch eine so harte Aufgabe, an das Böse zu glauben, wo immer es Macht über einen Menschen gewonnen hatte, der doch auch ein Kind und Geschöpf Gottes, und gut aus seinen Vaterhänden hervorgegangen war, wie er! Wahrhaftig, der Spanier hatte wahr gesprochen, — es steckte kein Inquisitor in ihm. Ablenkend sprach er zu seinem Gastfreund:

‚Seid Ihr der einzige Katholik im Städtchen verblieben, und könnt Euer Brot unter den Lutherischen verdienen, wie vormals unter den Glaubensgenossen?'

‚Dank für die Nachfrage,‘ antwortete der Apotheker. ‚Meinen Glauben teile ich nur mehr mit dem Unterstadtschreiber Gallus Brandt, den sie seiner Sorgfalt und Sauberkeit halber im Amte belassen haben; und was die Apotheke angeht, so begreift Ihr leichtlich, daß einer, wenn er auch die heilige Schrift auf die neue Art auszulegen weiß, sich doch um deswillen nicht gleich auf Kräuter und Mixturen versteht; seine Seele vertraut nun zwar jeder bald den neuen Führern an, aber mit dem Leibe ist man vorsichtig, und schätzt Kunst und Erfahrung, wie es sich gebührt. Auch der Doktor Luther selbst ist kein Verächter meiner Heilmittel, sobald ihn eines seiner Übel befällt, wenn er — wie eben jetzt — in Eisleben weilt, um den Mansfelder Grafen ihre Güter auszuteilen —‘

‚Habt Ihr denn keine Richter und Büttel in Eurem Lande, daß solche Geschäfte die Priester ausführen?‘ fragte der Prior erstaunt.

‚Nun, Herr,‘ entgegnete Landau, ‚die Menschen und die Länder sind einander nicht so unähnlich, wie es Euch erscheinen mag; hat doch gerade der Doktor Luther in seiner Jugend gelehrt, daß die geistlichen Herren sich nicht in irdische Händel mischen sollten, — aber das irdische Tun ist nun einmal kein gesondertes Ding von der unvergänglichen Seele, sondern plagt das Gewissen, oder gibt ihm Recht und Ruhe; da hilft kein Predigen, daß er und die Seinen Bärenhäute, Wildschweinshäute über ihre zarten, katholischen Gewissen gezogen hätten, — ganz können sie bei ihrem Handel und Wandel doch die Stimme Gottes nicht schweigen machen, — so ziehen sie denn ihren Tröster und Helfer, den Doktor Luther, zu Rate.‘

Giorgio schlug die Hände übereinander und rief aus: ‚Muß der, wenn seine Zeit kommt, schwer beladen von hinnen fahren!‘

‚Wollte Gott ihm ein mähliches Ende schenken,‘ sagte der Prior, ‚daß er seine Sache noch einmal nachprüfen kann, wenn das letzte Stündlein kommt . . .‘

‚Herr,‘ wandte dagegen der Apotheker ein, ‚da wünscht Ihr ihm Ungleiches, als er selbst begehrt; als ich ihm um die Mittagsstunde etliche Magentropfen überbrachte, verwarnte ich ihn ernstlich, daß er sich doch vor unverdaulicher Speise hüten solle; aber er lachte unter Schmerzen und gab mir zur Antwort: „Mit euch Quacksalbern lebt sich's elend, ich esse, was ich mag, und sterbe, wann Gott will; schneller Tod macht die mindeste Not.“

Es trat darauf der Herr Justus Jonas hinzu und bat ihn, daß er doch nicht möchte von seinem bittren Sterben reden, worüber sich alle lauteren Christen betrüben müßten; aber er machte ein verdroßnes Gesicht, daß ich erschrack, und antwortete: „Wenn ich nach Wittenberg zurückkomme, so will ich mich hinlegen und den Maden einen feisten Doktor zu fressen geben.“‘

‚Das ist nicht christlich gesprochen', sagte der Prior traurig und verwundert zugleich, während Giorgio mit einer lebhaften Handbewegung ausdrückte, daß er an solcher Sprache den Doktor Luther erkenne.

Indessen sie noch redeten, klopfte es an die Haustür, und der Apotheker ging, dem späten Kunden die obere Klappe aufzumachen, um vorerst mit einem ‚wer ist drauß?' nach seinem Begehr zu fragen. Schon an der Stimme erkannte er Luthers Diener, öffnete nunmehr eilig die ganze Tür, denn er glaubte nicht anders, als daß er schlechte Nachricht über das Befinden seines Herrn bringen und stärkere Tropfen zur Hilfe holen wollte. Aber der Diener richtete eine weit andere Bestellung aus und sagte:

‚Halten zu Gnaden die späte Abendstunde, doch ist dem Herren unversehens beim Nachtmahl der Wein ausgegangen.'

‚Da kann ich helfen', antwortete Johannes Landau; ‚befiehlt der Herr Doktor von dem italienischen, den ich ihm drei Tage zuvor geliefert habe?'

Während nun der Apotheker die geforderten Krüge herbeiholte, erzählte ihm der Diener, daß es Doktor Luther wohlgehe, daß er nicht länger hätte als ein Kranker in seiner Kammer bleiben wollen, sondern vielmehr Gäste zum Abend geladen habe, und so fröhlich und guter Dinge sei, daß man draußen in der Gesindestube seine zu Scherzen erhobne Stimme im Wechsel mit dem dröhnenden Gelächter der Grafen und Herren, die mit ihm zu Tische säßen, vernehme.

Als der Diener gegangen und Landau zu seinen Brüdern und Gästen in die Stube zurückgekehrt war, fragte ihn der Prior:

‚Ist also Herr Martinko von seinem Leiden wiederum genesen?'

‚Würdiger Vater, wer kann das wissen', antwortete der Apotheker; ‚gewiß ist, daß er seinen mittäglichen Anfall von Übelsein überwunden hat und sich nunmehr bestrebt, auch die Mißstimmung des Gemütes mit den dazu gebräuchlichsten Waffen zu bekämpfen.'

Giorgio mochte in diesem Augenblick den Doktor Luther so leibhaftig vor sich sehen, wie er ihn in der überquellenden Laune abendlicher Feste kannte, — daß die Tafelrunde an dem Strom seiner Lippen hing, — genug, er sprang auf und konnte sich nicht enthalten, selber trunken zu reden, als stehe er an eines großen und wunderlichen Propheten Stelle.

‚So soll es fürderhin gelten,' rief er mit wilder Gebärde, ‚daß aller Ehebruch, Geiz und Greuel von Wittenberg für die Vorzeichen des Weltendes gehalten werden, — kommt aber der Versucher und will uns einblasen, das liebe Evangelium von der Freiheit eines Christenmenschen habe die Deutschen um ihre Scham und Reue gebracht, so wollen wir ihm nicht mit Sorgen und Grämen zu Willen sein, sondern frisch den Teufel zur

Hölle treiben, mit dem Krug in einem und dem Weibe im andern Arm, — wie ich denn dazumal meine Käthe insonderheit deswegen geehelicht habe, um dem Satan damit ein Ärgernis zu bereiten.'

,Giorgio, Giorgio, mäßige dich,' sagte der Prior, ,denn auch der ärgste Ketzer weiß, daß unser Herr und Meister gewisse Teufel nur mit Gebet und Fasten ausgetrieben hat; dazu könnte die Verleumdung der Feinde Martino Schlimmeres anhängen, als vor der ungefärbten Wahrheit zu bestehen vermag —'

Giorgio lachte, aber der Apotheker sagte gleichmütig: ,Lieber Herr, Bruder Giorgio hat seine Worte gewiß keinem anderen als Luther selber nachgeredet; dieser aber spricht nicht allezeit gleichermaßen gottlos. Wer ihn in seiner Jugend gekannt hat, wird ihm manch christliches Wort und Werk nicht vergessen; freilich ist es lange her, und er mochte wohl in seines Herzens Grunde noch katholisch sein, als er wußte und lehrte, daß der Christ im Kampfe unterliegt, im Leiden aber gleich seinem Erlöser verherrlicht wird. Er hat seitdem viel gekämpft und viel gesiegt, aber wer hätte je einen mißvergnügteren Sieger gesehen, als der Doktor Luther ist, den man doch billig neben Kaiser Karl den Herrn von Deutschland nennen könnte! Was aber den Wein und das Weib angeht, so ist es auch bei den Heiden kein Geheimnis, daß jeder Durst durch seinen besonderen Trunk kann gestillt werden; das Geheimnis beginnt erst im Gemüte des Christen, wo einer seine Brunst im Tau des Himmels zu löschen unternimmt.'

,Und wer ein Mönch ist, hat es noch dazu geschworen,' warf der Prior dazwischen; aber der Apotheker fuhr ohne Gegenrede fort:

,Seit Martin Luther ein Weib genommen und also seine mönchische Not auf eine natürliche Weise zum Schweigen gebracht hat, dünkt er sich hoch über die Anfechtungen des Fleisches erhaben und kennt nur mehr geistliche Versuchungen, die er denen des Apostels Paulus zur Seite stellt, von dem er vorgibt, daß er unangefochten von Thekla verblieben sei, — etwa wie er von seiner Käthe, nachdem sie durch zwei Jahrzehnte sein Ehegemahl gewesen ist.'

Auf dem Marktplatz von Eisleben rief der Wächter die zehnte Stunde aus, bei deren Klang Johannes Landau den gewohnten Schlaf in seinen Augen verspürte, weshalb er Prior Balthasar um einen frommen Abendsegen bat und sich nach gesprochnem Gebet und Gruß zur Ruhe in seine Kammer zurückzog.

Giorgio hatte indessen Mühe, seine Seele, die eben noch auf den hellen Ton zorniger Empörung über die heidnische Lebenskunst des Doktor Luther gestimmt gewesen war, zur Andacht umzustimmen, — eine Mühe, die der Prior überdies mit ihm teilte; denn wenn dieser auch in seiner

milden Freundlichkeit durch fremdes Wesen minder kriegerisch aufgereizt wurde als Giorgio, so bewegte doch jedes seltsam ketzerische Wort sein aufhorchendes Gemüt, also daß es der Zucht bedurfte, um in Frieden beten zu können. Diese Zucht legte er denn auch sich selber und seinem Bruder Giorgio auf, erinnerte ihn an den göttlichen Gleichmut des Heilandes, dessen Nachfolge sich durch Geduld, nicht aber durch wilde Leidenschaften ausweise, und befahl ihm, zu schweigen, bis er Ruhe und Vergebung auch für die Feinde der Kirche gefunden hätte.

Es zeigte sich, daß Giorgio, nachdem er dem Befehl seines Oberen in Ergebenheit gehorcht hatte, leichter den Schlaf des Gerechten fand als Prior Balthasar, den es auch nach vollendetem Gebete nicht auf seinem Bette litt, so daß jede schlagende Stunde ihn wach und unruhig überraschte.

Draußen lagerte dunkle Nacht über den beschneiten Gefilden — eine Nacht, die selbst des Trostes der Sterne entbehrte, und deren Stille auch die fernsten Seufzer zu den Ohren der Einsamen trug, — eine Nacht zum Verzagen, dachte der Prior, und betete ein Pater noster für alle todbetrübten Seelen.

Da hallten um die dritte Morgenstunde eilige Schritte die schlafende Straße herauf, da polterten einen verhaltenen Atemzug später harte Schläge gegen die Tür der Apotheke; schneller als Johannes Landau war der Prior, als ein Schlafloser, zur Stelle und vertröstete den ungeduldig Klopfenden auf die Ankunft des Apothekers, der denn auch bald notdürftig mit seinem Schlafrock bekleidet herbeieilte, um zu öffnen; draußen stand der nämliche Diener Luthers, der wenige Stunden zuvor den Wein für seinen gutgelaunten Herrn geholt hatte.

‚Herr,‘ sagte er nunmehr zitternd vor Grauen oder Kälte, ‚kommt in Eile mit Eurem stärksten Elixir, — der Doktor Luther ist soeben mit Tod abgegangen!‘

Der Apotheker, dessen Geist gerade in den Banden eines freundlichen Traumes gelegen hatte, schüttelte sich und antwortete:

‚Bist du bei Sinnen? Glaubst du, ich habe ein Wasser, das Tote lebendig macht?‘

‚So kommt doch, kommt!‘ drängte der Diener von neuem, ‚es möchte ja doch sein, daß Gott noch einmal Gnade gibt.‘

Darauf zog sich der Apotheker einen großen Mantel über den Schlafrock, steckte ein Fläschchen Lebensgeist in seine Tasche und schritt mit dem Diener von dannen, während der Prior seine Bestürzung Giorgio mitteilte, der inzwischen auch durch die laute Rede und Bewegung im Hause aufgescheucht und herzugekommen war.

Wie nun die Nacht sich immer deutlicher als zum Schlafen untauglich erwiesen hatte, nahmen die beiden Mönche das Öllichtlein mit sich in die

Wohnstube und warteten unter beweglichen Gesprächen über die Nichtigkeit des irdischen Daseins auf die Rückkehr des Apothekers. Noch rang vergeblich der erste Schein der Morgendämmerung gegen den trüben, wolkenschweren Nachthimmel, als der Schlüssel im Haustor knarrte und Johannes Landau wiederum eintrat.

‚Wie war sein Sterben?‘ fragte der Prior, dem das Herz in der Brust klopfte, als gälte es seines liebsten Bruders Ende.

‚Laßt mich Euch der Ordnung gemäß erzählen, was ich davon weiß,‘ entgegnete der Apotheker, indem er sich seufzend in seinem Armstuhl niederließ.

‚Ich fand ihn,‘ begann er, ‚inmitten der Stube, wo ihm seine Freunde und Pfleger ein großes Bett von vielen Federbetten, drei Unterbetten und Tüchern hergerichtet hatten; Graf Albrecht und seine Gemahlin standen bekümmert zu beiden Seiten, der Doktor und der Magister, dazu Herr Jonas zu Luthers Häupten und hießen mich sogleich das Gesicht an seinen fünf Sinnen einzureiben; als ich aber die Verzerrung gewahr wurde, dazu, daß die rechte Seite geschwärzt war, sagte ich: „Er ist tot!“ und versuchte meine Kunst nur mehr, um den Herren gefällig zu sein, aber ohne Hoffnung, daß ich den Geist, der bereits entflohen war, zurückrufen könnte.

Währenddessen stritten die beiden Ärzte über die Ursache des Todes; der Doktor sagte, es sei ein Schlaganfall gewesen, aber der Magister meinte, daß ein so heiliger Mann nicht durch die Hand Gottes vom Schlage getroffen werden könnte; ein erstickender Katarrh habe ihn befallen, und sei der Tod durch mangelnden Atem eingetreten. Aber der Doktor beharrte auf seiner Deutung und bewies, wie solcher Schlag bei treuen Lehrern kein seltnes Ding ist, die durch viele Arbeit ihr Hirn schwächen.

Es seien dem Verstorbenen, sagte der Doktor weiter, noch einige bewußte Augenblicke vergönnt gewesen, die er, wie es denn nicht anders möglich wäre, zu lautem Beten benützt habe.

Da mischte sich Justus Jonas in das Gespräch der Ärzte, sah den Doktor vorwurfsvoll an und sprach: „Er hat mit großer Geduld seinen Geist aufgegeben.“

Ich aber mußte denken, daß hier der Tod nicht lange gefragt, ob der Mensch sich drein ergeben oder zur Wehr setzen wolle, sondern genommen hatte, was sein war; doch freute ich mich, daß der Doktor Luther, wenn er schon ohne Sakrament absterben mußte, doch nicht mit einem Scherz der vergangenen Nacht, sondern mit Gebet auf den Lippen aus dieser Welt gegangen war.

Indessen kamen auch die anderen Grafen von Mansfeld, Fürst Wolfgang v. Anhalt und viele adlige Herren herbei, zu denen Jonas sagte:

„Seht, da liegt der große Mann! Seht, wie er schläft, der die Kirche des Herrn geleitet hat! O Gott, erwecke einen andren zum Wohle deiner Kirche!“ Und er fügte hinzu: Erlauchte Herren, es wird nun das Beste sein, daß man an den Kurfürsten einen schnellen Reiter absende, und daß jemand niedersitze, um ihm zu schreiben, wie sich alles zugetragen. Dazu wurde Jonas nicht müde, jedem der Herren einzeln zu erzählen, wie Luther beim Nachtmahl so fröhlich gewesen sei, wie er sich nachmals unwohl gefühlt und warme Tücher auf den Magen verlangt habe, und wie endlich um Mitternacht die Ärzte schon keinen Puls mehr in seinen Adern gespürt hätten.

Ich aber,‘ schloß der Apotheker, ‚begehrte nicht länger in des Toten Luftkreis zu verweilen; man sagt von den Heiligen, daß ihre Seelen beim Verlassen des Körpers den Duft der Lilie zu verbreiten pflegen, während ein Ketzer gemeiniglich mit Gestank abfährt. — Liebe Brüder! Die Nähe des toten Luther beklomm mir den Atem, dazu erbauen im Tode nur die edlen Züge eines frommen Dulders, während das gebändigte Antlitz des Titanen alle Schauer der Sterblichkeit erregt. Also nahm ich Urlaub und freute mich der Nachtluft, die mich kühl und reinigend umfing.‘

‚Ich gäbe ein Jahr meiner Zeitlichkeit,‘ rief der Prior mit aufgewühltem Gemüte, ‚wenn ich wüßte, in welchem der drei jenseitigen Orte dieses Mannes Seele gelandet ist!‘

‚Herr, daran könnt Ihr zweifeln?‘ fuhr Giorgio entsetzt auf. ‚Wenn Luther selber noch reden könnte, so würde er nicht fackeln, Euch begreiflich zu machen, daß entweder er oder aber die Papisten müssen im höllischen Feuer braten, und daß es nie keine Vermählung zwischen beiden im Himmel und auf Erden gäbe. Wäre aber ich der heilige Vater in Rom,‘ — hierbei stand Giorgio von seinem Sitze auf — ‚ich ergriffe meine Schlüsselgewalt und spräche Martino zum Erbleichen der Christenheit in einem feierlichen Akte unselig, wie ich andere vor ihm selig gesprochen hätte.‘

‚Du tätest besser, aller abgeschiedenen Seelen in Frieden zu gedenken, statt solche kindische Reden zu führen,‘ sagte der Prior; ‚Gott aber halte die Hand über uns, und gebe uns nicht der Verwirrung preis.‘

* * *

So lange die Nacht alle Welt überbreitete, blieb die Bestürzung und Trauer um den Tod des großen Mannes in dessen Sterbezimmer, in der Wohnstube der Apotheke und in den Kammern einiger aufgeschreckter Pförtner beschlossen; aber mit dem Anbruch des Tages teilte sich die Bewegung dem Städtchen mit und nahm von da aus ihren Weg durch das deutsche Vaterland, so weit die Worte des Verstorbenen als Prophetenworte geglaubt und verehrt worden waren.

Da erkannte Prior Balthasar an den lauten Klagen eines, wie ihm schien, einigen Volkes, was er mit seiner Reise unternommen hatte; nämlich nichts anderes, als aus einem reißenden Strom, der Starke und Schwache gleichermaßen mit sich forttreibt, einen von den Schwachen aufzurufen, daß er rückwärts gegen die Wogen ankämpfe; denn wenn auch Benjamin die lombardische Klosterpforte offen stand, so ging der Weg, der dahin führte, doch durch aufgereiztes Land, wie der Weg des Herzens sich nur durch Dunkelheit und Stürme zur Stätte des Friedens finden konnte.

So geschah es, daß der Prior in den jener Sterbenacht folgenden Tagen mutlos über seinen verschwiegenen Sorgen brütete, während Giorgio vergeblich ein Zeichen zum Aufbruch nach Wittenberg erwartete. Schon war der Sarg Luthers mit großem Aufwand und Gefolge dorthin überführt worden, und begann das tägliche Leben wieder seine gewohnte Geschäftigkeit, als noch immer Prior Balthasar unschlüssig verharrte, ob er den entscheidenden Gang zu Benjamins Haus und Hof wagen sollte, Giorgio aber endlich unternahm in seines Oberen niedergeschlagenes Gemüt zu dringen und, indem er versuchte, seiner rauhen Stimme einen liebevollen Ton abzugewinnen, sagte:

‚Herr, vertraut Ihr denn so nahe am Ziel nur mehr Eurer Füße Wanderschaft? Habt Ihr die Gebete vergessen, mit denen die Brüder in Voghera unser Tun begleiten?‘

Da verklärte sich des Priors Antlitz, als sei der Schein der Sonne darauf gefallen; er schaute im Geiste die zu Gott erhobenen Hände Bruder Micheles und fühlte sich wunderbar in dem Gedanken getröstet, daß dessen Glut der Seele — ungedämpft durch die Ermattung des Wankenden, die seine eignen, sehnlichsten Gebete ihrer zwingenden Gewalt beraubte — Gott und den Heiligen um Benjamins Schicksal entgegenflammte, wie Rauch und Feuer eines angenehmen Opfers.

‚Wir wollen uns in Gottes Namen auf den Weg machen,‘ entgegnete der Prior, worauf Giorgio unverzüglich das Bündel schnürte, der Apotheker aber Mühe genug hatte, die vorwärtsstrebenden Mönche zu einem Abschiedsmahl zurückzuhalten. Danach entließ er sie mit der herzlichen Bitte, auf ihrer Rückfahrt nicht ohne Heimsuchung an seinem Hause vorbeizugehen.

Ein milder, märzlicher Tag hatte die letzte Wanderschaft der Dominikaner begünstigt und ihre wie aller Menschen Hoffnungen neu belebt; doch war der Tag schon der Dämmerung, und diese wiederum der hereinbrechenden Nacht gewichen, als Prior Balthasar und Giorgio die Elbgasse heraufschritten und unschlüssig auf dem Wittenberger Marktplatz stehen blieben, ob sie bei dem Alten in der Schloßvorstadt oder bei dem Tischler Lukas ein Obdach erbitten sollten.

Giorgio hätte gern dem Prior, so lange es anging, schlimme Nachrichten, die ihn in der Lutherstadt erwarten mußten, ferngehalten, — wie er denn auch den Zufall segnete, daß es Nacht über ihrem Einzug geworden war, die manches zudeckte, was sich etwa gerade auf offner Straße breit gemacht haben würde, — eine für die Freiheit erregte Menge, ein Gespött über zwei auftauchende Mönchskutten, oder gar Benjamin selbst im Taumel seiner neuen Freuden. Giorgio erwog, daß der alte Tischler zwar von Herzen gut, aber ein Polterer sei, der seinen väterlichen Groll in schrecklichen Verwünschungen über die Häupter der Hörer ergießen möchte, daß hingegen der verschmähte Freier Lukas die ihm widerfahrende Kränkung nicht ansehen und mit christlicher Vergebung von Benjamin und Margrete sprechen würde; deshalb entschied er sich, dieses letzteren Gastfreundschaft anzurufen.

Lukas begrüßte die Mönche von Voghera mit Freuden. Um der Religion, sowie um der Verachtung Margretens willen vereinsamt, genoß er selten das beschauliche Glück, mit gutmeinenden Menschen Freud und Leid des Lebens auszutauschen; jetzt, da der späte Abend ihm solch unverhoffte Wohltat bescherte, blies er das Feuer im Ofen von neuem an, nötigte einmal über das andere zum sitzen und plaudern, und hieß den Lehrling die Vorräte des Hauses auftragen. Dennoch bemerkte Giorgio im Gesichte seines Gastfreundes Falten des Grams, die vor Jahresfrist nicht darin gestanden hatten, und die sich wohl mit der erloschnen Hoffnung eingegraben haben mochten.

Eine Zeitlang ging es an, über das große Ereignis der jüngsten Vergangenheit, den Tod des Reformators, zu sprechen; die wenigen Katholiker von Wittenberg — berichtete Lukas — erzählten sich Schauergeschichten, wie der Teufel Luther nachts im Bette gewürgt, oder auch, wie man ihn in der Frühe des Morgens aufgehängt an seinem Bettpfosten gefunden habe. Melanchthon dagegen verbreite erbauliche Anekdoten von dem gottseligen Hinscheiden des großen Propheten. Nachdem aber Giorgio die Wahrheit, wie er sie wußte, gerechtermaßen hingestellt hatte, konnte sich der Prior nicht länger enthalten, nach seinem Sohne und Augapfel Benjamin zu forschen, insonderheit nach dem Zustand seines Gemütes, und ob er mit Gewißheit oder mit Skrupeln ein Lutheraner geworden sei.

‚Gott weiß,‘ entgegnete Lukas, ‚welche seines Herzens Meinung ist, wenn er sich allein in seiner Kammer mit ihm beredet; ob er solches freilich von Zeit zu Zeit tut und nicht bei dem ersten Antrieb des Gewissens sein Weib oder seine Freunde zur Zerstreuung aufsucht, vermag ich nicht zu entscheiden. Was er zur Schau trägt, ist das Antlitz des durch das lutherische Evangelium Gerechtfertigten, und was aus seinem Munde geht, sind die gewöhnlichen Verunglimpfungen der Kirche, an die er und alle glauben, die noch gestern katholisch waren und so gut wie wir wissen

müßten, daß die Wahrheit anders, aber ihnen verderblich, aussieht. Wie werden erst ihre Kinder und Kindeskinder, die nur von ihnen belehrt sind, unsre heilige Kirche verabscheuen!'

Der Prior seufzte, aber Lukas fuhr fort zu reden: ‚Wäre er allein geblieben, so stünde es besser um Eure Hoffnung, ehrwürdiger Vater; aber ich glaube, daß der Doktor Luther recht gesprochen hat, wenn er zu sagen pflegte: „Frauenliebe ist gar ein köstlich Ding, — wem sie zuteil kann werden." Nun,' fügte Lukas mit mehr Schmerz als Bitterkeit hinzu, ‚Benjamin ist sie zuteil geworden! Ihr aber, liebe Brüder, verwundert euch nicht, wenn auch wir Katholischen hier zu Lande bisweilen die Lutherworte gebrauchen, als wären sie althergebrachte Volksweisheit; aber keiner trifft aus seinem Eignen die menschlichen Dinge so genau auf ihren Kopf wie er, und was insonderheit die Frauenliebe angeht, so muß er gewißlich mehr davon verstehen als die drei einsamen Gesellen, die hier miteinander am Tische sitzen.'

Bei diesem Gedanken an seine eigene Ehelosigkeit war das Seufzen an Lukas, doch ließ er die Stille nicht in der Stube andauern, raffte sich auf und erzählte weiter:

‚Dazu hat Margrete in der vergangnen Woche ihrem Gatten einen Knaben geschenkt, der schön sein soll, wie seine Mutter schön ist; — sie haben ihm den Namen Martin gegeben.'

‚Sankt Martin,' sagte Giorgio, ‚ist ein mildtätiger Schutzpatron; denn er hat seinen Mantel mit einem armen Manne geteilt; vielleicht erbarmt er sich auch dieser unschuldigen Kreatur.'

‚Benjamin und Margrete werden den Knaben zu einem andern Heiligen beten lehren,' entgegnete Lukas; ‚ob aber der neue Martinus seine Zeichen neben den Wundern des in der Glorie Triumphierenden sehen lassen kann, erregt um des Kindes willen meinen Argwohn.'

Die Nacht wuchs und erreichte ihre Mitte, als endlich Lukas über seinen mancherlei Erzählungen die Augen schwer wurden, und auch die Mönche nach des Tages Wanderschaft Schlaf und Ruhe verlangten. Ruhe freilich ist wie andere Güter ein Geschenk, das nicht jedem Begehrenden gegeben ist, und mancher muß es leiden, daß sein Geist dem ermüdeten Körper zur Qual in seinen Sorgen und Ängsten vom Abend bis zum Morgen fortlebt. Als Giorgio mit dem Aufgang der Sonne des Priors überwachte und unstete Art bemerkte, ergriff er ohne Zögern zu dem schweren Geschäfte dieses Tages die Führung, der sich Prior Balthasar auch willig und erleichtert unterwarf.

‚Herr,' sagte Giorgio mit dem Worte des Dienenden, aber mit dem Ton des Überlegenen, ‚ich werde zuvor allein in Benjamins Haus gehn, und darin Eure Ankunft ansagen; erwartet Ihr mich indessen außer

Sorgen, zu der nachmals, wenn uns kein Gelingen beschieden ist, die Zeit nicht mangelr wird.'

Der Prior nickte und Giorgio machte sich mit kräftigem Mute auf den Weg nach dem Elstertor; als er aber das Giebelhäuschen vor sich sah, in dem nach der Beschreibung des Lukas Benjamin und Margrete in glücklicher Eintracht wohnen mußten, befiel ihn der Kleinmut, so daß er zögernder ausschritt und sich im Herzen fragte: ‚Wie kann das gut enden?' Auch klopfte er nur sanft gegen die Tür, hörte aber gleich darauf inwendig eine helle Frauenstimme, die er kannte, sagen: ‚Geh, Toni, mach auf und sieh, wer draußen ist!'

Schritte näherten sich, die Tür wurde geöffnet, und in ihrem Rahmen standen sich die Mönche von Voghera einen Augenblick wortlos gegenüber; der eine gehorsam, arm, keusch und in der Kutte des Weltflüchtigen, der andere abtrünnig, erwerbend, ehelich und im behaglichen Schlafrock des Erdenbürgers.

Benjamin überwand seine Verlegenheit leichter und schneller als Giorgio, wie jener ja auch einen alt vertrauten Anblick vor sich hatte, während dieser das veränderte Bild Benjamins erst langsam und in seiner ganzen Bedeutung begreifen mußte.

‚Gott zum Gruße, Bruder Giorgio!' sagte der junge Hausvater zuvorkommend, nötigte den Mönch in die Stube und begann alsbald Wunderdinge von dem neugebornen Kinde zu erzählen, wobei er den Kopf oftmals zur Türe drehte, als erwarte er Margretens Ankunft mit Ungeduld.

Giorgio suchte indessen vergeblich nach einem aufrichtigen Wort, das Bruder Benjamin, nicht aber dem Predikanten Antonius Eichler gelten würde, und hörte nicht auf, dieses letzteren Erscheinung zu studieren; dennoch hätte er sich minder, als er tat, darüber verwundern sollen; denn wenn schon der häusliche Herd und Kind und Gemahl einem Laien den Schimmer der Jugend und das kecke Gesellentum abzustreifen pflegen, um wieviel größer mußte der Abstand zwischen dem gesättigten Eheherrn von heute und dem schmächtigen jungen Priester von damals sein, der alle Tage die leuchtende Stirn im Weihrauch göttlicher Geheimnisse gebadet hatte.

Überdies trat Margrete herein, ein wenig blaß von der überstandenen Geburt, aber stolz und herbe und ihrer selbst gewiß, — wie sie auch als Mädchen gewesen war, nur dies ihr eigentümliche Wesen durch die neu gewonnene Frauenwürde befestigt und verstärkt. Sie grüßte Giorgio mit Gastlichkeit, aber ohne Wärme, trug die Morgenmilch auf, setzte sich und schien nachdenklich abzuwarten, in welcher Gesinnung der Dominikanermönch gekommen sein mochte; auch empfand Giorgio nunmehr deutlich, daß er

Albert Welti/Madonna.



nicht länger wie ein Freund des Hauses am Tische sitzen konnte, sondern daß die Wahrheit, geschickt oder ungeschickt, ausgesprochen werden mußte.

‚Benjamin,‘ sagte er deshalb beklommen, ‚der Prior ist in Wittenberg, um dich an dein Gelübde zu mahnen.‘

Bei dieser Anrede sah er seinem einstigen Bruder seelenvoll ins Gesicht, während dieser errötete und mit unsichrem Blick fragte: ‚Der Prior?‘

Wie nun Giorgio das Auge an Benjamins Befangenheit weidete und aus dieser einige Hoffnung schöpfte, das Gemüt seines Bruders möchte auch im Stande der Ketzerei zart und für eine liebevolle Vorstellung empfänglich geblieben sein, bemerkte er nicht, daß Margrets Gebärde sich zur Wildheit verzerrt hatte; es hätte ihm sonst wohl der Mut gemangelt, in vorwurfsvollem Ton weiter zu Benjamins gutem Herzen zu sprechen:

‚Benjamin! Kannst du den Prior, der dir geistlicher- und leiblicherweise ein Vater gewesen ist, aus deinem Gedächtnis auslöschen wollen? Benjamin, —‘

Aber Margrete war keineswegs gesonnen, ihres Gatten weichmütigen Sinn durch den rührsamen Vortrag des Mönches umgarnen zu lassen.

‚Räuber!‘ rief sie mit blitzendem Auge dem erschreckten Giorgio entgegen; ‚brichst du wie ein Wolf in unseren Frieden ein? Willst du einem Weibe ihren angetrauten Gatten und einem Säugling den Vater stehlen?‘

Giorgio taumelte einen Augenblick unter der Wucht dieser Anklage zurück.

Wahrlich, die Welt und der Kampf gegen die Welt hatten ein anderes Gesicht, wenn man sie in der Zelle des Klosters, und also nur im Geiste betrachtete, ein anderes, wenn man ihnen leibhaftig gegenüberstand. In der Einsamkeit hatte man immer die unwiederbringlich vergangnen Dinge vor Augen — den knieenden Mönch, der Profeß ablegt, den Wankenden und den Fallenden; — hier, auf dem Kampfplatz, zeigte sich allein mächtig das Gewordene, — Haus und Hof, Weib und Kind, und bewies, daß nicht die Ausschweifungen des Fleisches den Abtrünnigen in der Welt festhalten würden, — wie man sich das in grellen und glühenden Farben vorgemalt hatte, sondern Pflichten, heilig und unverletzlich wie der Gehorsam gegen eine gelobte Regel.

Hiermit gedachte Giorgio wiederum des gebrochnen Eides, raffte sein mönchisches Bewußtsein zusammen und sagte feierlich zu Margrete:

‚Ja, ich bin in Jesu Christi Namen nicht gekommen, eurem Hause *seinen* Frieden zu bringen. Euer Friede ist Sündenschlaf! — Ich bin gekommen, euch zu wecken, damit euch nicht nachmals die Posaune zum Gerichte wecke.‘

‚Womit sündigen wir?‘ forderte Margrete den Mönch heraus, ‚leben wir nicht ehrbar und rechtlich unsre Tage, wie es Christenmenschen geziemt?‘

Giorgio reckte sich in die Höhe und fragte zurück: ‚Kannst du auch, wenn du deinem Nachbar hundert Gulden schuldig bist, frei und ohne Schulden sein, — außer er hätte sie dir erlassen? Wie wollt Ihr denn mit einem ungesühnten Gottesraub und falschen Eide auf dem Gewissen ein christliches Leben führen können?‘

‚Das Mönchsgelübde ist kein rechter Eid,‘ antwortete Margrete hart, und zögerte nicht, ihren Satz mit lutherschen Beweisen deutlich zu machen. ‚Ein jeder,‘ sagte sie, ‚kann nur das geloben, was er besitzt; ist einem die Gabe der Keuschheit nicht von Gott verliehen, wie kann er denn schwören, ehelos zu bleiben bis zum Tode?‘

‚Darin sprichst du nicht unklug, Margrete,‘ antwortete Giorgio, ‚wie denn schon König Salomo von sich selbst bekennt: „Als ich wußte, daß ich nicht anders enthaltsam sein könnte, außer Gott gebe es, — ging ich zum Herrn und habe ihn gebeten!“‘

‚Man soll nicht,‘ sagte Margrete dagegen, ‚hartnäckig etwas erbitten, was der Herr nicht hat verleihen wollen. Ich bitte auch nicht um eine Speise, die nicht auf der Erde wächst, und versuche damit Gott zu meinem Schaden!‘

‚So erleuchte der heilige Geist die Finsternis deines Herzens,‘ rief Giorgio, ‚denn auch Glauben, auch Liebe, auch Gehorsam, auch Treue ist Speise, die vom Himmel kommt! Wie willst du deinem Gatten, der dir lieb ist, antworten, wenn er zu dir spricht: „Gott hat mir die edle Gabe der Treue versagt; soll ich mich wider ihn empören?“‘

Da flammte Margretens Zorn hell auf; ihrer Würde und Haltung beraubt schrie sie mißtönig: ‚Geh, geh, du Friedenstörer, du Dieb und Einbrecher!‘

Aber Benjamin wehrte seinem Weibe und redete begütigende Worte; dennoch wollte Giorgio für diesmal den Staub von den Füßen schütteln, bot Benjamin die Hand und sagte traurig: ‚Was soll ich dem Prior für Nachricht von dir bringen?‘

Wie der junge Hausvater mit seiner Antwort zögerte, stellte sich Margrete dicht neben ihn und sah finster und drohend ihren Gatten an; dieser aber konnte sich weder ihr noch der lockenden Stimme, die der der Mutter zu gleichen schien, ganz überlassen, und sagte ausweichend:

‚Ich habe morgen eine Gedenkrede auf das Hinscheiden des Reformators zu halten, — darum bitte ich dich, — entschuldige mich, — nachmals —‘

‚Nie!‘ rief Margrete außer sich, — ‚nie wird der alte Fuchs seinen Fuß über unsre Schwelle setzen!‘

‚Margrete,‘ sagte Benjamin unwillig, ‚du kennst den würdigen Prior nicht; ich darf ihm meine Tür nicht verschließen —‘

‚So werde ich es tun,‘ rief Margrete von neuem; ‚nie sollst du ihn wiedersehen, nie soll er mich und das Kind mit seinem Geifer schänden!‘

‚Margrete!‘ sagte Benjamin mit unterdrückter Heftigkeit. Giorgio indessen dachte, daß Benjamin recht geschähe damit, daß sein Weib sich gegen ihn auflehne, weil er sich auch gegen seinen rechtmäßigen Herrn aufgelehnt hatte; aber er schwieg, um die Streitenden nicht zu reizen und verließ sie ohne Gruß und Segen.

Als Giorgio sich dem Hause seines Gastfreundes näherte, sah er Lukas und den Prior beieinander im Gärtchen stehen, schweigsam und die Milde des Vorfrühlings mit Wohlgefallen genießen. Kaum aber hatte der Prior den herankommenden Mönch erkannt, als sich der stille Ausdruck seiner Augen in Angst und Schrecken verwandelte, denn Giorgios verstörtes Gesicht zwang ihn, an die Stunde zu denken, in der der Unglücksrabe zu ihm gesprochen hatte: ‚Benjamin ist lutherisch geworden!‘ Auch diesmal entledigte Giorgio sich seiner bösen Zeitung ohne Umschweif, und indem er mit dem Übelsten begann.

‚Mein Vater,‘ sagte er bitter, ‚Frau Margrete wird bei Eurem Kommen ihre Tür verschließen, und Benjamin —‘

Giorgio stockte, und der Prior sagte eindringlich: ‚Er wird mich nicht zurückstoßen.‘

‚Benjamin‘, fuhr darauf Giorgio seufzend fort, ‚läßt sich entschuldigen, weil er morgen eine Gedenkrede auf den Tod des Reformators zu halten habe.‘

Einen Augenblick blieben die drei im Gärtchen stehen, ohne daß einer ein milderndes Wort gefunden hätte; Lukas, der wohl allein ein solches gesucht hatte, sagte endlich:

‚Nachdem Philipp Melanchthon die feierliche Leichenrede für den Doktor Luther gesprochen hat, ist an die jüngeren Prädikanten der Ruf ergangen, daß ein jeder unter ihnen dem Propheten noch ein eignes Wort nachrede, weil auch das deutsche Volk niemals genug über die großen Taten des Verstorbenen belehrt werden könne.‘

Aber die beiden Mönche achteten nicht auf die Erklärung ihres Wirtes; vielmehr zog sich Giorgio in das Haus zurück, während der Prior nach einem stummen Blick auf Lukas den Weg zur Elbe einschlug.

Ihn beklemmten die Mauern der Städte; wo immer er in der Fremde am Morgen ans Fenster trat, ergriff ihn die Sehnsucht nach dem weiten Lande, das sich bis in die Himmelslinie hinein vor seiner Prioratszelle in Voghera ausdehnte. Wohl erschienen auch ihm die Berge schön und bewunderungswürdig, die Wälder geheimnisvoll und die Städte prächtig; aber die Kinder der Ebene verlangen alle Zeit nach dem unbegrenzten Horizont, und wenn der Alpsohn sie im Besitze seiner beschneiten Höhen

um ihrer öden, gleichförmigen Felder willen bemitleidet, so wissen sie wohl, daß kein aufgetürmter Bergriese sie die kahle Unendlichkeit ihrer Ebene vergessen machen könnte; darum gefiel dem Prior das Land um Wittenberg, und er suchte es mit Vertrauen auf, bei seinem Anblick Beruhigung des Gemütes zu empfinden.

Es hatten in der letzten Zeit Frost und Tau häufig gewechselt, und unter dem rinnenden Wasser schoben sich die gelösten Eisschollen stromabwärts; wie sie sich nun vom Winde bewegt aneinander drängten oder durch eine Welle getrennt in ungleicher Richtung fortstrebten und jede einen neuen Zusammenstoß erleiden mußte, klangen die Schollen in der Tiefe hell und abgetönt wie Glocken, so daß der Prior, der das Spiel des Eises nicht kannte, sich lebhaft horchend über den wundersamen Strom beugte und lange vergeblich nach dem unsichtbaren Glockenturm suchte und nach dem Meister, der die Glocken gegossen haben mochte; als er ihn gefunden hatte, entbrannte sein Herz im unbeschreiblichen Gefühl, den Hauch der Gottheit in der Natur zu spüren, der immer treuen Natur, in die sich seine Liebe und Betrachtung, seltner zwar, aber mit gleicher Innigkeit wie in die Bibel oder in den Glauben versenkte.

Schon stach die märzliche Mittagssonne mit ihrer jugendlichen Kraft in die umpflügte Erde, als der Prior seine Sinne von Strom und Ufern losriß und in die Stadt zurückkehrte. Jetzt hatte er auch für die Belehrung des Lukas ein williges Ohr, fragte, an welchem Ort und zu welcher Stunde Benjamin seine Rede halten würde, und erklärte freimütig, daß er hören wolle, was der Knabe zu Luthers Ruhme vorzubringen wisse. Lukas freilich widerriet dem Prior solches Vorhaben, schilderte, wie die evangelischen Prediger in ihren Gottesdiensten nicht mit Ernst und Dringlichkeit die Heilige Schrift auslegten noch auch beteten, sondern daß sie mit erhitzten Köpfen die Kanzel zu verlassen pflegten, gleich als hätten sie einer begierigen Menge Krieg und Aufruhr an Stelle der Tugend gepredigt.

‚Geht es aber schon also in der Kirche zu,‘ endete Lukas seine Erzählung, ‚und in Gegenwart der Weiber und Kinder, um wieviel zügelloser wird einer seine Leidenschaft rasen lassen, wenn er in einem profanen Saale und allein vor Männern redet.‘

Dennoch betrat der Prior am folgenden Morgen zur bestimmten Stunde und in Begleitung Giorgios den denkwürdigen Raum, in dem Luther zuerst seinen Studenten das Evangelium von der christlichen Freiheit mit der Stimme einer Trompete verkündet hatte. Sie mischten sich unter die Letzten und Geringsten und hörten in Erwartung des Redners manches Lob, das Benjamin im voraus gespendet wurde, denn man hatte seine letzte Predigt ‚Über das Fasten‘ in bestem Andenken behalten, nach

welcher ein jeder mit neu gestärktem Vorsatz zu seiner Hausfrau heimgekehrt war, ihr eindringlich empfehlend, daß, wenn auch die ganze Woche das Geld nicht für Fleisch und Fett langen wolle, doch am Freitag in einer christlichen Küche gut evangelischer Bratenduft in den Rauchfang steigen müsse.

Es lief eine Bewegung durch die Hörer, und Benjamin trat ein.

Auch dem Prior konnte die Wandlung vom Geistigen zum Weltlichen auf dem Antlitz seines geliebtesten Sohnes nicht entgehen, wiewohl es würdiger über dem schwarzen Predigertalar dreinschaute, als es über dem hausväterlichen Schlafrock vermocht hatte. Einen Augenblick senkte Benjamin das Haupt und die Augen, wobei ihm die vorderste Locke, die seit Jahresfrist üppig hatte wachsen dürfen, in die Stirn fiel, dann hob er den Blick bis über die Köpfe seines Auditoriums und begann zu reden.

Der Prior hörte und staunte. Wer unter allen, die hier im Saale versammelt waren, kannte wie er den Redner, dem sie lauschten, — die Stimme seines Mundes, die Geste seiner Hände, das glatte Gefüge seiner Worte? Selbst Giorgio, der die Erinnerung an den Kapitelsaal von Voghera mit dem Prior teilte, mangelte doch das feine Ohr der einst verblendeten und nunmehr geläuterten Liebe, durch welche der Prior genötigt war, Benjamins Reden als Mönch gegen diese Rede als lutherischer Prädikant abzuwägen. Wahrlich, sie glichen einander nur zu sehr an Spitzen und Schärfen, an Schwellung und Zurückhaltung, und selbst die Pausen von der Dauer einer Minute hätte der Prior voraussagen können.

Wunderliche und von Benjamins Text höchst unabhängige Gedanken durchzogen seine Seele; während um ihn her das Gefallen an dem Vortrag groß zu sein schien, fühlte er sich geneigt, kühle Betrachtungen über die Kunst der Beredsamkeit im allgemeinen anzustellen und diese, als dem Menschen äußerlich anhaftend, nur gering einzuschätzen; wie konnte sonst dieser Knabe ungleiche Dinge wie Kirche und Luthertum in die gleichen Gewänder seiner schillernden Sprache kleiden?

Es durchzuckte den Prior ein Gedanke an den heiligen Bernhard von Clairvaux, von welchem die Rede geht, daß er den Kreuzzug seiner eignen Überzeugung zum Hohn allein aus Gehorsam gegen den Papst und mit der Zunge eines Engels gepredigt habe.

Aber aus welchem unwiderstehlichen Gehorsam des Herzens hätte Benjamin die Glut schöpfen sollen, die seiner Kunst Leben und Seele eingehaucht haben würde? Der Prior begriff, daß Benjamin weder vormals als Mönch sich dem Gesetz Christi, noch jetzt als Protestant sich dem Gesetz der Freiheit mit dem Todessprung des Entschlossenen verpfändet hatte; er redete wie ein Knabe, ungebrochen und unergriffen; aber in des Priors Seele begann die geheimnisvolle Christuslehre feu-

riger zu brennen als je zuvor, daß keiner von neuem geboren werden könne, der sich nicht zuvor habe vernichten wollen. Er dachte mit Rührung an die Gebärde jenes spanischen Doktors, der ihn in der ‚Möve' gepflegt hatte, und dem bei dem Namen des Heilands Tränen aus den Augen gestürzt waren; ihn oder das Wehen Lutherschen Geistes wünschte er bei Benjamins kunstvoller Rede über das ‚Odium Papae' herzu, damit ein Hasser vom Haß und ein Liebender von der Liebe zeuge; denn was wußte Benjamin bis zu dieser Stunde von beidem? Eben predigte er:

‚Dr. Martinus Luther hat seiner Kirche ein Vermächtnis hinterlassen, das ihr teuer sein muß wie Kindern der letzte Wille ihres heimgegangenen Vaters. Meine Freunde, Freunde der reinen Lehre und des wiederhergestellten, apostolischen Christentums, wir finden das Testament unsres von Gott gesandten Propheten verzeichnet in der letzten Gabe seines erleuchteten Geistes, in der Schrift: „Wider das Papsttum in Rom, vom Teufel gestiftet". Schon mußten wir fürchten, daß das nahende Alter Doktoris Martini rumorenden Geist eingeschläfert und unfähig gemacht haben könnte, mit der Baumaxt weidlich zuzuhauen, wozu er durch die Gnade Gottes einen höheren Geist erhalten hatte denn andre Menschen; aber siehe! — wie ein furchtbares Racheschwert blitzt der Donnerkeil Luthers über dem gekrönten Drachen, dem Antichrist von Rom, und befiehlt uns um der Liebe Christi willen, den Vater der Lüge, den Mörderbischof und Teufelsapostel zu hassen. Meine Freunde! Gedenkt der menschlichen Mißgestalt, die Doktor Luther uns in Wort und Bild vorgeführt hat und die niemand anders bedeutet als den obersten Schalk der Welt, zu dessen Narren und Hofnarren sich ihrer Würde gänzlich vergessend auch die Deutschen gemacht haben. Hört die Stimme unsres Befreiers:

Martinus Luther bin ich genannt,
Von Gott dem deutschen Land gesandt,
Welches durch des Papsts und Teufels Lehr'
War ganz und gar verführet sehr,
Und hab' durch Schrift beweiset klar
Und wird auch ewig bleiben wahr,
Der Papst, der sei der Antichrist,
Sein Ursprung hat vom Teufels Mist, —'

Danach begann Benjamin mit dem Griffel seines Meisters die gesamte Erscheinung eines Papstes zu ihrer Karikatur zu verzerren, bis sie in allen Gliedern als ein Bild des Spottes vor dem Geiste der Hörer auftauchte. Während diese sich an dem satanischen Spuk ergötzten, klagte der Prior in seinem Gemüte, daß Benjamin auch das gemeinste aller rednerischen Mittel nicht verschmähe und das Volk zu billigem Gelächter über seine Feinde anreize.

Indessen lenkte Benjamins Redefluß wieder in ein schwerfälligeres Bett ein.

Mit flammenden Worten empfahl der Lutherprädikant seinen neuen Brüdern, ihre Liebe zu Gott am Hasse gegen den Papst anzufachen, dieweil das menschliche Herz leichter und eifriger zum Haß erglühe als zur Liebe.

,Impleat vos Dominus odio Papae,' schloß er pathetisch diesen ersten Teil seiner Predigt und streckte die Hände wie zu einem Himmelssegen aus.

Die versammelte Luthergemeinde durchrieselte ein frommer Schauer, als wolle ein jeder der seltsamen Gabe Gottes, den Papst zu hassen, teilhaftig werden.

Auch gönnte Benjamin seinen Hörern eine geraume Weile, in ihrer Empfindung zu schwelgen, bis er wie zu Beginn seines Vortrags das Haupt von neuem erhob und mit maßvoller Stimme von den Gründen redete, die einen Christen bewegen müßten, den Papst und seine Kirche wie den Teufel und die Sünde zu verfolgen. Er bewies, daß nicht ein sterblicher Mensch, sondern nur der Widersacher selbst im erborgten Gewande Christi zu so großmächtiger Gewalt auf Erden hätte gelangen können, daß aber in Wahrheit der römische Vater ein Vater der Hölle, nicht wie er vorgebe ein Vater der Christenheit sei, erkenne man deutlich daran, daß er den Edelstein der Erlösung, die sola fides verdunkelt habe.

Der Prior horchte auf. Was Benjamin bisher über die Hierarchie gesprochen hatte, konnte er dem Unverstand seiner Jahre und der Verführung durch die Rebellen zugute halten; redete er aber nunmehr über die schlichten Glaubenssätze seiner mütterlichen Kirche und redete falsch, so konnte es nicht anders als aus argem, unlauterem Herzen geschehen.

,Es hat der Papst', predigte Benjamin, ,unser Gewissen arg bedrückt, daß wir lieber unsres Leibes spärliche Notdurft zur üppigen Pflege seines Bauches hergegeben haben, als daß wir uns getrost auf die Barmherzigkeit Gottes verlassen hätten. Ach, wir armen Seelen, wie waren wir, bis er uns Doktor Martinum gesandt hat, mit Fasten, Beten und Almosengeben so besorgt um unsre Gerechtigkeit, mit der wir den strengen Richter beschwichtigen wollten; ja wir hatten wohl, ehe das Licht von Wittenberg aufgeleuchtet ist, das Heil der Seelen höchst sträflich und verwerflich ganz und gar in unsrer Tugend gesucht, die hochgelobte dreieinige Gottheit aber mit ihrer seligmachenden Gnade aus unsrem Herzen vertrieben. —'

Die rhetorische Pause, die Benjamin zum größeren Nachdruck seiner Worte eintreten ließ, wurde plötzlich aus dem Hintergrund des Saales mit einer Stimme angefüllt, die wie das tiefe Register einer Orgel grollte.

'Wo nicht deine Gottheit thront,
Nichts im Menschen Gutes wohnt,
Nichts in uns ist sündenrein —'

sagte die Stimme, auf die alle Gegenwärtigen erstaunt und mit verhaltenem Atem hörten. Indem trat der Prior aus der Menge der Menschen hervor und rief Benjamin empört entgegen:

'Knabe, hast du niemals diese Worte gebetet oder gesungen, solange du noch der Kirche gehorsam warst?'

Jetzt erst merkten die Lutherischen, daß ein Katholik, ein Mönch sie belauscht und überrascht hatte, drängten und riefen durcheinander, womit sie zwar den Prior und Benjamin, die sich für einen Atemzug Auge in Auge gestanden hatten, trennen, nicht aber ihrem Redner ein dunkles, unaufhaltsam aufsteigendes Erröten ersparen konnten.

Als Giorgio sah, daß einige zügellose Burschen Schimpfreden gegen seinen geliebten Vater erhoben, bahnte er diesem einen Weg durch das Gedränge und führte den zögernd Folgenden aus dem Saale.

Viertes Kapitel.

Des nämlichen Tages Sonne, die Benjamin über seiner Predigt vom geistlichen Testament des Reformators geleuchtet hatte, säumte tief im Westen eine breite Wolkenwand mit goldig-gelbem Saum, als Prior Balthasar und Bruder Giorgio über die Felder schritten, die Lutherstadt weiter und weiter hinter ihrem Rücken lassend.

Am Fenster des Giebelhäuschens vor dem Elstertor stand Margrete und schaute den Wanderern mit feindlichem Blicke nach. 'Möge euch der Satan mit den höllischen Heerscharen geleiten!' sprach sie in ihrem Herzen, kniff aber die Lippen bei dieser innerlichen Rede zusammen, um nicht Benjamin durch ein lautes Wort aus seinem Brüten aufzuschrecken. Der saß, seit Giorgio gekommen war, über seinen Büchern, ohne zu lesen, und am häuslichen Herde, ohne Weib und Kind zu sehen. Jetzt, als die Mönche von Voghera Margretens Gesichtskreis entschwunden waren, verließ diese mit einem Seufzer der Befreiung ihren Standort am Fenster, näherte sich Benjamin und sah ihm fürsorglich in sein blasses, bekümmertes Gesicht; auch hob er den unsicheren Blick zu seinem Weibe auf und sagte:

'Es hat geklopft, Margrete, — mich dünkt, es stehe einer vor der Tür.'

'Niemand ist draußen!' entgegnete Margrete und fügte, indem sie ihre Gedanken verbarg, hinzu: 'Wer sollte auch herein begehren?'

Benjamin nickte, und Margrete nahm ein Strickzeug zur Hand, mit dem sie sich neben ihren Gatten auf die Bank setzte. So schwiegen sie

beide, und nur das Geklapper der Nadeln und der schwere Atem Benjamins erfüllten die Wohnstube mit freudelosem Geräusch.

‚Ich könnte ja auch gehen und ihn holen,‘ sagte endlich Benjamin.

‚Wohin willst du gehen?‘ fragte Margrete mit leidenschaftlicher Gebärde.

‚Man hat mir gesagt, daß mein Vater im Hause des Lukas wohne,‘ antwortete Benjamin.

Da legte Margrete das Strickzeug in ihren Schoß und sprach mit hochgehobenem Haupte:

‚Prior Balthasar und Bruder Giorgio haben in dieser selben Stunde Wittenberg verlassen.‘

So glaubte also Margrete nicht anders, als daß mit den entweichenden Mönchen ihr und ihres Gatten Erzfeind von hinnen zöge, daß Benjamin dem Evangelium Christi und dem der Frauenliebe von neuem geschenkt sei, und daß sie Ursache zu einem offnen Triumph habe.

Auch der Prior, wie er mit Giorgio seine Straße zog, vermeinte in Margrete seinen wahren wittenbergischen Widersacher zu hinterlassen und grollte ihr, als der Unterlegene, aus der Ferne. Dennoch hätten die beiden, deren Unmut sich bald begegnete, sich auf einem langsameren Wege, in Liebe und Leid, das sie um Benjamin trugen, zusammenfinden können; denn des Priors Klagen, die er über Giorgio ergoß, waren von denen, die Margrete unablässig in ihrem Herzen bewegte, keineswegs wesentlich unterschieden.

‚Sieh, Giorgio,‘ sagte der Prior zu diesem, ‚das kränkt mich am meisten, daß die neue Lehre vom Glauben und der Erlösung unsrem Bruder nur ein wenig die Dialektik verwandelt, nicht aber das Herz von Grund aus umgekehrt hat. Wahrhaftig, ich getraute mich, seit ich den Doktor Servet und einige andere Ketzer gesehen habe, die auf eine erhabene Art verblendet waren, eine bessere evangelische Predigt zu halten, als es Benjamin getan hat; ja, ich bedaure vielmehr die Kirche, zu deren Streiter er sich aufgeworfen hat, und wäre nicht das Weib die Urheberin des Übels gewesen, fühlte ich mich geneigt, auch Margrete zu beklagen, weil sie ihr Haus auf den untiefen Grund dieses Herzens gebaut hat.‘

Wenn darauf Giorgio widersprach und die tiefsinnigen Ketzer mit den leichtfertigen gleichermaßen verdammte, ja sogar wünschte, daß Benjamin einer von diesen letzten sein möchte, da sie leichter bekehrbar seien als die ersten, ereiferte sich der Prior nur um so mehr und rief Gott um seine heilsamen Schickungen an, in denen Benjamin sich am ehesten zu einem ganzen Protestanten oder — wenn die Gnade Gottes nicht fehlte — zu einer reuigen Heimkehr aufraffen würde.

Solche Gebete um des Herzens Erschütterung sprach auch Margrete;

denn ihr, der, als sie noch mit Benjamin unterm Apfelbaum gesessen hatte, die neue Religion mehr nach ihren Freiheiten als nach ihrer Verantwortung aufgegangen war, wirkte nunmehr der Gram um des Gatten unbefestigte Art zugleich mit der Sorge um ihr ängstlich behütetes Glück, ein tieferes Hinabsteigen in den Schacht göttlicher Geheimnisse; aber vergeblich drang sie in Benjamin, ihr dahin zu folgen.

Schon in der Zeit keimender Liebe, die zudem für den jungen Mönch eine Zeit des Taumels gewesen war, bemerkte Margrete, daß sie mit Worten und Taten Geringeres über ihren Geliebten vermochte, als sie andere Mädchen bei ihrem Erwählten mit einem bloßen Lächeln hatte ausüben sehen. Weil aber ihr ganzes Sinnen und Trachten auf Benjamins braune Augen und dunkle Locken gerichtet stand, strebte sie um so heftiger danach, die allgemeine Verwirrung seines Gemütes erst nach geschlossener Ehe zu einer neuen Ordnung bringen zu helfen; denn wer konnte wissen, ob er im sicheren Bewußtsein seiner Männlichkeit, und nachdem er zuvor schon die Welt und die Frauen gekannt hätte, sich Margrete zu eigen gegeben haben würde?

Somit hatte sie im Drange ihres Herzens das an Wehmut und Bitterkeiten reiche Leben jener Frauen auf sich genommen, die, statt vom Manne umworben zu sein, selbst die kleinen Gelegenheiten des Tages erspähen, in denen sie die Laune ihres Eheliebsten sich geneigt machen können, und hatte den treuen und dienstbereiten Lukas dazu abgewiesen, um durch eigne Knechtschaft hier und da eine gutmütige Zärtlichkeit von Benjamin zu erhaschen. Wie sie aber von Natur mit der Härte des Befehlenden, nicht mit der Schmiegsamkeit des Unterwürfigen begabt war, stand ihr Gebahren nicht selten in einem ungeschickten Widerspruch zu ihrem wahren Wesen, dessen herber Reiz durch jene angenommene Sanftmut verdunkelt wurde und Benjamin recht eigentlich im gefälligen Reiche des Eros ein Fremdling blieb, — wenn er sich auch einstweilen in den Behaglichkeiten des Ehestandes wohl sein ließ.

Nur die Augenblicke der Gefahr, in denen Margrete um den Besitz des Geliebten zu kämpfen anfing, trieben mit der Kraft zugleich ihre Schönheit an die Oberfläche, so daß dieselbe auch für Benjamins blöde Augen sichtbar wurde, und sein träges Blut begann sich zugunsten seines Weibes zu regen. Aber der gemäßigte Fluß der Tage verschlingt und verleugnet nur zu leicht den hohen Wogengang großer Stunden und versucht vielmehr, diesen selbst im Gedächtnis der Menschen sich gleich zu machen und seine Spur zu vertilgen.

So begann auch für Margrete nach vollbrachtem Kampf, und wenn andre die Heiterkeit des Friedens genießen, von neuem die nagende Sorge und der Kampf im kleinen um ihres Gatten Gewogenheit und eheliche

Treue, und Giorgios Worte, daß die Treue wie die Keuschheit eine Gabe des Geistes, nicht aber des ungebändigten Fleisches sei, hätten sie minder, als sie taten, ins Herz getroffen, wenn nicht der Zweifel an Benjamins Ehegelöbnis jedes täglichen Brotes bitteres Salz gewesen wäre.

O, sie bedurfte keines Mönches aus Voghera, um den Schwur eines Mannes für ungewiß zu erachten, der zuvor Gott seinen Eid gebrochen hatte und nunmehr in Wittenberg mit Augen sah, wie auch das dem Weibe gegebene Gelübde löslich geworden war; ja, Margrete überraschte sich nicht selten bei einem quälenden Neid gegen ihre katholischen Schwestern, deren Menschenglück durch ein Sakrament sublimiert war, indessen sie ihre Hoffnung auf die natürliche Liebe zwischen den Geschlechtern setzen mußte, von der sie doch ihren Herrn und Meister hatte sagen hören, daß es gar ein schweres Ding sei, sein eigen Gemahl lieb und wert zu halten.

Solange freilich Luther noch lebte und sein Haus Benjamin und dessen Weib offen stand, fühlte Margrete nicht selten ihre Sorgen und Ängste durch ein einziges Wort des Reformators verscheucht, — irgend ein Wort, das aus der Tiefe seines großen Herzens kam und allen dunkel bedrohlichen Lehren Trotz bot, und auch Benjamin pflegte vom alten Augustinerkloster mit einem offeneren Blick für die erworbenen Güter seines Lebens zum Elstertor heimzukehren, als ihm auf dem Hinweg zu eigen gewesen war.

Da zog denn mit der Nachricht von Luthers Tode ein trostloses Gefühl der Verlassenheit in Margretes Seele ein; sie wie alle, die in seinem Bann und Umkreis gelebt hatten, empfand deutlich, daß man sich lieber dem Strudel seiner unberechenbaren Entscheidungen anvertraute, als dem ewig zögernden Melanchthon auf seinen vorsichtigen Pfaden folgen zu müssen.

Melanchthon, wiewohl Geschöpf und Mitstreiter Luthers, hatte doch allezeit im gemeinsamen Geschäfte des Reformierens den von seinem Freunde längst zum alten Eisen geworfenen katholischen Bestand an Glauben und Lehren aufs neue aus dem Winkel gezogen und immer, wenn Luther eben seine Grundideen von Christentum und Menschentum zur Tat machen wollte, auf die notwendigsten katholischen Ideale zurückgegriffen, so daß es dem ernsthaften Lutherchristen schwer fallen mußte, sich in dem ihm von Gott zugemessenen Teil von Freiheit und Bindung auszukennen. Während nun Luther im Vertrauen auf Gott und die eigne Mission mit einem kräftigen Beichtrat die darniederliegenden Skrupulanten aufzurichten vermocht hatte, wollte es Melanchthon, dem die logischen Bedenklichkeiten im System zuwider waren, nicht recht gelingen, zweifelnde Gemüter zur Sicherheit eines mehr aus dem Willen und Gefühl, als aus der Erkenntnis gewonnenen Urteils zu bringen.

Auch Margrete trug in den Jahren, die Luthers Tode folgten, ihre Mühseligkeiten seltner und immer seltner vor Philipp Melanchthon. Von ihrem Meister hatte sie gelernt, sich — wenn das schuldbeladene Menschenherz nach dem Troste der Religion verlangt — allein auf den dreieinigen Gott zu verlassen und der Priester auf Erden sowie der Heiligen im Himmel zu entraten, — da bedurfte es keines Führers und Freundes; aber auch ihrem heimlichen Kummer um Benjamins Liebe und Treue schien in dem kleinen Martin — mit seinem Spiel und unschuldigen Lachen — ein stärkerer Tröster zu erwachsen, als Melanchthon mit einer wohlgemeinten Rede jemals hätte werden können. Ja, es kamen Stunden, in denen, — während Benjamin mit dem Knaben an der Hand beschaulichen Gemütes durch den Garten schritt, — Margrete Gott unter Tränen dankte, daß er sich seines Anrechtes auf ihren Geliebten begeben und vielmehr dieses Kind zum Schutze ihres häuslichen Friedens gesandt habe.

Aber der große Rivale — wer kennt nicht seine Art? Hinter der Bläue des Himmels und den weißen Wänden der Wolken verbirgt er sich am Tage, hinter den sieben Sphären der Sterne bei Nacht und hält seine Blitze in der Hand zurück, bis die Menschen sicher geworden sind in ihrer Sünde, — dann aber zielt er unversehens und trifft und vernichtet, und wehe allen, die ihr Hab und Gut von seinem Eigentum geraubt haben.

Eines Tages — es war im Vorfrühling und milde wie damals, als Margrete ihrem Kinde das Leben gegeben hatte — begehrte Philipp Melanchthon in der Frühe des Morgens im Giebelhäuschen vor dem Elstertor Einlaß. Margrete schaffte im Hause, während drinnen in der Wohnstube der kleine Martin seinem Vater das erste Blatt der Bibel mit heller, erhobner Stimme vorlas und Benjamin dabei in seinem Innern die neue Schulordnung Johann Bugenhagens lobte, nach welcher nunmehr jedes siebenjährige Kind für einen kleinen Schriftgelehrten gelten konnte.

Als Melanchthon in die Tür trat, setzte Martin seinen braunen Zeigefinger auf den fünften Schöpfungstag, hob den Kopf und sah dem frühen Gast aus den dunklen Augen seines Vaters, aber mit der Festigkeit der Mutter ins Gesicht. Das zeigte, wenn auch nicht für den Knaben, so doch für Benjamin bemerkbar, jenen Ausdruck unüberwindlichen Mißvergnügens, den die Freunde der Reformation an ihrem treuen Vorkämpfer kannten, wenn immer er sich vor die Aufgabe gestellt sah, Ausschweifungen in Worten oder Werken seiner Gesinnungsgenossen rechtfertigen zu sollen.

‚Gott zum Gruße, lieber Eichler,' begann Melanchthon und redete, nachdem er Benjamins Einladung, sich zu setzen, nachgekommen war, nicht ohne Verlegenheit weiter:

‚Lieber Eichler, es ist eines jener ärgerlichen Dinge geschehen, mit denen Gott uns zwar einige Zeit verschont hatte, die aber mitsamt ihren bösen Folgen im Gedächtnis aller ehrbaren Leute verblieben sind. Solche Folgen für diesmal zu hindern,‘ fuhr er stockend fort, ‚bevor es in der Stadt ruchbar geworden ist —‘

‚Kommt zur Sache, Herr Magister,‘ unterbrach ihn Benjamin, dessen Neugierde aufgereizt war; doch wurde Melanchthon noch einmal durch Margretes Erscheinen zurückgehalten, die, als sie ihres Gatten Stimme hörte, in die Stube getreten war und nunmehr ihre Verwunderung über die Person des Gastes laut werden ließ; sie hatte Melanchthon, der eine leise Rede führte, von draußen weder erkannt noch vermutet.

‚Das muß ein absonderliches Geschäft sein,‘ rief sie, ‚das Euch zu so früher Stunde in unser Haus führt.‘

Melanchthon seufzte und setzte mit neuem Umschweif ein, der indessen schon einen engeren Kreis um das leidige Ziel seines Besuches zog, als es die allgemeine Klage über unschicklichе Vorkommnisse und ihre Folgen getan hatte.

‚Als vor nahezu eines Menschen Alter‘, sagte er, ‚der erste Nonnenraub in Mariathron geschehen war, begann für uns Evangelische die nicht geringe Mühe, den entlaufenen Frauenzimmern ein Dach über den Kopf zu schaffen, denn ihre eignen Familien, die zumeist katholisch geblieben waren, schämten sich ihrer, und die ledigen Männer von Wittenberg fanden nicht allezeit Neigung, ihnen die christliche Tat, mit dem Klosterleben auch dem schändlichen Aberglauben und ihrer Werkheuchelei abgesagt zu haben, damit zu vergelten, daß sie sie zu ihren Hausfrauen gemacht hätten.‘

‚Freilich mußten Hausfrauen aus den befreiten Jungfrauen werden,‘ lachte Benjamin dazwischen; ‚wozu hätten sie anders das Kloster verlassen?‘

Aber Melanchthon fuhr in seiner bekümmerten Weise fort:

‚Es ist noch heute zu unsrer eignen Schande in aller Munde, wie wir dazumal in unsrer Not die willigen Nonnen nach Schönheit, Adel und Jugend ausgeboten haben, als dürfe jeder Bube nur eben seine Lust an ihnen büßen, statt daß sie als ehrbare Jungfrauen in Züchten eine jede auf ihren Freier gewartet hätten. Aber wo nicht das gesamte Kloster aufgehoben wird, also daß man die Mädchen mit einer ansehnlichen Mitgift aus dem Klostergut ausstatten kann, ist die Ankunft der Bewerber jeweilen ungewiß, und die Last hängt an uns statt an den Eltern oder an dem nährenden und — ach! — schützenden Kloster!‘

Melanchthon seufzte ein zweites Mal und jetzt mit einer so sorgenschweren Altvatermiene, daß ein Unkundiger geglaubt hätte, es säßen ihm sechs unversorgte und alternde Töchter um den Tisch seines Hauses. ‚Diesmal sind es ihrer vier,‘ setzte er kleinlaut, aber beschließend hinzu;

denn schon konnte Benjamin begriffen haben, daß ein Teil der Last und Sorge Melanchthons um etliche frisch entsprungene Nonnen von seinen kräftigen Schultern getragen werden sollte.

‚Wo sind sie hergekommen?‘ nahm Benjamin das Wort.

‚Aus dem katholischen Sachsen,‘ entgegnete Melanchthon. ‚Ein junger Priester und Liebhaber des Evangeliums Christi hat sie im Beichtstuhl darin unterwiesen, hat auch mit einer unter ihnen das Eheverlöbnis für die Zukunft getauscht, so daß wir für diese nur ein bürgerliches Kleid zu beschaffen brauchen, da sie den Gatten und Versorger bereits mit sich führt; die zweite ist einer freundlichen Aufnahme im Hause ihres zu Erfurt wohnenden Oheims gewärtig, der von guter evangelischer Gesinnung und ein Erzfeind der katholischen Abgötterei ist; die dritte ist von schlechter Herkunft und mag bei meinem Weibe Küche und Keller versehen, bis ich ihr einen ordentlichen Arbeitsmann zum Eheherrn gefunden habe; aber um der vierten willen komme ich zu Euch, lieber Eichler und Frau Margrete, ob Ihr sie in Euer gottseliges Haus aufnehmen wollt?‘

Schon neigte Benjamin sich ein wenig Melanchthon entgegen, um dessen Antrag in Wort und Gebärde zuzustimmen, als Margrete mit einer stählernen Härte ausrief:

‚Ich mag keine ausgelaufene Nonne in meinem Hause leiden; sie soll zusehen, ob die Jonassin oder die Bugenhagnerin sie zur Magd annimmt!‘

Während Benjamin versuchte, Margretes liebloses Gebaren vor den Augen des Fremden mit einem Scherz zu bedecken, indem er sagte: ‚Magst doch den ausgelaufenen Mönch in deinem Hause leiden!‘ suchte Melanchthon den Irrtum aufzuklären, die junge Nonne könne als Magd und nicht als Schützling in ihrer neuen Heimat angesehen werden.

‚Sie ist aus edlem Geblüt,‘ wandte er sich mehr zu Benjamin als zu Margrete; ‚ihr Name ist Ave, — Ave von Brandenfels; sie ist eine Waise, doch sorgfältig im Kloster erzogen, so daß sie sogar zum Erstaunen ihres Lehrers einige lateinische Oden verfaßt hat —‘

Aber Margrete ließ Melanchthon nicht die Vorzüge Aves wie Samt und Seide im Raum ausbreiten, sondern fuhr trotzig dazwischen:

‚Soll vielmehr ich dem adligen Fräulein Magddienste verrichten?‘

Da sowohl Philipp Melanchthon als Benjamin Margrete als eine treue Mutter kannten, die allen Armen und Kranken, wenn etwa keine gefühlvolle, so doch gewiß eine tatkräftige Hilfe lieh, sannen sie beide vergeblich auf einen vernünftigen Grund, weshalb Margrete ihr Herz gegen diese heimatlose Nonne verhärten möchte; aber keiner von ihnen konnte ihr zur Stunde durch das herrische Antlitz in die arme, von Angst und Ahnung gequälte Seele sehen.

Nach einer beklommenen Stille sprach Philipp Melanchthon, wie es seine schlichte Frömmigkeit ihm eingab:

‚Wollt doch bedenken, Frau Margrete, daß niemand anders als der allmächtige Gott uns die Verlaßnen ins Haus schickt.‘

Da riß Margrete die Augen weit und erschrocken auf und blieb für einen Augenblick ohne Bewegung; dann aber rang sich ein Schluchzen in ihrer Brust hoch, — verzweifelt schlug sie die Hände vor das Gesicht und stürzte in die angrenzende Kammer.

Der kleine Martin sprang, als er die Mutter in Tränen entfliehen sah, von seinem Platz vor der Lutherbibel auf und wollte Margrete folgen; doch fand er die Kammertür verschlossen und blieb mit weinerlich verzognem Gesicht davor stehen.

Melanchthon fühlte indessen, da sein Ansinnen, die junge Nonne aufzunehmen, einen häuslichen Sturm heraufbeschworen hatte, den unbestimmten Drang, sich bei Benjamin zu entschuldigen, und sagte:

‚Ihr könnt mir billig glauben, lieber Eichler, das Mädchen ist an Leib und Gemüt von einer feinen Art und ihr Schicksal sonderlichen Mitleids würdig, wenn sie schutzlos, als ein leichtes Ziel für männliche Begierde ins Leben treten müßte. Schon folgt ihr der Gärtner des Klosters — ein kecker Bursche, dem sie indessen seines geringen Standes halber keinen gnädigen Blick gönnt — auf den Fersen nach, und ich besorge, die Jugend von Wittenberg möchte wenig ehrbarlich für sie entbrennen, wenn wir eilig und ohne Scham nach einem Gatten Umschau halten, statt sie mit Geduld im Schoße einer christlichen Familie vor den Blicken der Lust zu verbergen.‘

‚Herr Magister,‘ entgegnete Benjamin mit Würde, ‚Margrete wird sich auf die heiligen Pflichten einer evangelischen Pfarrfrau besinnen; dazu will ich bei ihr für das verlaßne Mädchen bitten, und die Zahl der Wünsche, die sie mir in achtjähriger Ehe unerfüllt gelassen hat, ist gering.‘

Es verging eine Weile, die das Schweigen der beiden Männer lang machte, bis Margrete, ihren Knaben beiseite schiebend, wiederum hereintrat. Die Flamme zorniger Abwehr war in ihren Augen erloschen, glanzlos und schwer von den Lidern überhangen, lagen sie in ihren Höhlen; ein Strähn des blonden Haares fiel lässig über die Stirn, und selbst die Glieder hingen schlaff wie bei Toten am Leibe herunter. So vernichtet trat sie aus der Kammer vor Melanchthon und ihren Gatten hin und sagte ohne Klang noch Seele:

‚Wenn niemand anders als der allmächtige Gott mir Ave von Brandenfels ins Haus sendet, so geschehe sein Wille.‘

Philipp Melanchthon erbaute sich nicht wenig an dem offenbaren Sieg, den christliche Tugend über das widerstrebende Herz dieses jungen Weibes gewonnen hatte, und Benjamin drückte Margrete einen Kuß der Dank-

barkeit und Freude auf die Stirn; sie aber, ohne sich geradezu der Zärtlichkeit zu widersetzen, ergriff eine auf dem Tische liegende bunt bemalte Holzente und kauerte sich mit dem Spielzeug bei Martin nieder.

Nachdem Melanchthon gegangen war, zog Benjamin Margrete wiederum zu sich empor, sprach gute und tröstliche Worte zu ihr, die sie willig als eine Linderung des Augenblicks hinnahm, und während draußen die Märzsonne den hellen Tag heraufführte, gönnte dieser der kleinen Familie im Giebelhäuschen eine letzte, leidlose Stunde. Aber sie, die ohne Leid und ohne Wünsche war, ging zu Ende; und Ave kam, und mit ihr kam Leid und kamen Wünsche.

Auch schlossen sich wiederum Margretes Sinne; über dem leibhaftigen Bilde der jungen Nonne verdunkelte sich das im Geist geschaute, daran die Rache Gottes gehaftet hatte; und blind wie Benjamin ging Margrete, als es nahte, dem Geschick entgegen.

Ave trug ein kurzes Bauernröckchen und ein rotes Mieder, das der Gärtner seiner Schwester mit Bitten und Flüchen abgedrungen und der Angebeteten zu ihrer Flucht aus dem Kloster überbracht hatte. Wunderlich genug steckte ihre edle Gestalt in dem Gewande der Niedrigkeit, das freilich die Zartheit der Gelenke nur um so deutlicher hervortreten ließ; wunderlich auch und spärlich wurde das sanfte Mädchenantlitz, dem jedermann gern den Schmuck der Zöpfe gegönnt hätte, vom streng verschnittnen Haar umrahmt; denn noch zeigte dieses den Druck der Haube und hing nach der klösterlichen Sitte, die, wenn der Schleier gefallen war, der Haartracht der Pagen gleichkam, nur knapp bis in den Nacken, was dem erwachsenen Mädchen fast das Aussehen eines Kindes verlieh.

Im Bewußtsein ihrer Verkleidung, sowie in dem ihrer Hilflosigkeit schlug Ave die Augen demütig und ein wenig beschämt zu Boden, als sie Margrete und Benjamin grüßte; doch faßte sie bald Vertrauen und begann, durch die teilnehmenden Fragen ihrer Gastfreunde ermutigt, ohne Scheu ihre Geschichte zu erzählen.

Sie habe, so meinte sie, niemals den rechten Beruf zum Klosterleben in ihrem Gemüte verspürt, doch sei das Schicksal rauh mit ihr verfahren, indem es ihr frühzeitig die Eltern genommen, sie selbst aber der Fürsorge eines geistlichen Verwandten überlassen habe, vor dessen Begierde, den Nonnenschleier über ihrem kaum erblühten Leibe wallen zu sehen, sie so heftig gezittert habe, daß ihr aller Mut zu einer offnen Einsprache ferngeblieben sei.

Danach richtete Benjamin die erste, eindringliche Frage an Ave, die bis dahin in mädchenhafter Befangenheit zu Margrete gesprochen hatte, und genoß somit zum erstenmal das Glück, Rede und Gegenrede mit ihr zu tauschen.



Albert Welti/Gang zur Unterwelt.



,Dennoch lebtet Ihr in Deutschland, Fräulein,' sagte Benjamin; ,war Euch nicht, bevor Ihr Profeß ablegtet, Luthers frohe Botschaft zu Ohren gekommen?'

,Herr,' entgegnete Ave, von Leben und Hoffnung strahlend, ,der Frühling dringt bis ins Innere der Berge, bis auf den Grund des Meeres und bis in die finstersten Gefängnisse, wo Menschen und Tiere schmachten, — wie sollte er nicht auch durch die Mauern der Klöster dringen? Aber die Gewalt der Eltern hält ein Kind, und die Gewalt des Gelübdes eine Jungfrau härter als mit Ketten gebunden zurück, und wenn nicht Gott heraushilft, möchte wohl keine jemals los und ledig werden!'

,Auch der Doktor Luther', entgegnete Benjamin, ,hat uns gelehrt, das Auskommen der Nonnen aus ihrer Gefangenschaft für ein offenbares Wunder Gottes zu halten, das er eigens zur Verherrlichung des Evangeliums geschehen läßt.'

,Es ist wohl ein Wunder,' bestätigte nunmehr Ave mit einem Blick zum Himmel, ,und Menschen allein könnten es nimmermehr vollbringen; das weiß auch die Äbtissin, und nennt Teufelswerk, wenn eine Jungfrau über die Mauer kommt, was in Wahrheit vielmehr Gotteswerk ist. Denn wer hat mitten im Kloster mein Herz für die neue Lehre entbrennen lassen, also daß die Füße unschwer den Sprung gewagt haben, — Gott oder der Teufel? Auch ist aller Heimlichkeit, mit der wir hier und da ein Lutherwörtlein auffangen durften, eines Tages eine offne und laute Predigt zu Hilfe gekommen, die die meisten Klosterfrauen mit Abscheu, uns aber mit Sehnsucht und Liebe für das Evangelium erfüllt hat.' —

Ave setzte sich, bevor sie erzählte:

,Es war vor Jahresfrist eine der Unsrigen entkommen, — auf welcherlei Art mag Gott allein, der sie geführt hat, wissen — die hat in ihrem Glück der gefangnen Schwestern nicht vergessen, sondern sich vielmehr mit unierten Truppen, die eben plündernd durch das Land zogen, verbündet, und ist von Soldaten bedeckt und selbst mutig wie ein Soldat mit Gewalt in unser Kloster eingedrungen, wo wir zu derselben Stunde im Kapitelsaal zu einer erbaulichen Lektion versammelt waren. Da hat sie das Katheder der Domina eingenommen und weit anders als diese, aber nicht minder erbaulich zu uns gesprochen, nämlich von der Ehe, und wie selbige für alle Menschen, Männer und Weiber, von Gott befohlen, die Jungfraunschaft aber ein vermeßnes und gottwidriges Ding sei —'

,Martin,' sagte Margrete zu ihrem Knaben, ,geh, schau im Garten, ob nicht ein Veilchen aufgeblüht ist.'

Der kleine Martin, der mit dem Worte ,Soldaten' ein Interesse an der Geschichte gewonnen hatte, gehorchte zögernd, und Ave fuhr fort:

,Als uns nun Schwester Modeste aufklärte, daß die Ehe mit einem

rechtlichen Manne aller Unruhe des Herzens ein fröhliches Ende bereite, woraus man am deutlichsten Gottes Willen zu erkennen vermöchte, hätte die Domina gern unsre Ohren verstopft oder uns zum Saale hinausgetrieben; aber die Soldaten hielten die Türen besetzt, und ermunterten Schwester Modeste durch ihren lauten Beifall, alles auszusagen, was sie nur immer von der Güte Gottes gegen die Schwachheit der Menschen erfahren hatte.'

‚Ach, liebe Freunde in Christo,' fügte Ave ihrer Erzählung als Moral hinzu, ‚wie muß es doch so leicht und lieblich sein, auf Erden ein Gott wohlgefälliges Leben zu führen, wenn man nur erst durch den Doktor Martin Luther Seinen Willen richtig erkannt hat.'

‚Ja, Fräulein!' stimmte Benjamin lebhaft diesem seligen Seufzer Aves bei, und sprach seinem Meister die Worte nach, indem er voll evangelischen Eifers ausrief: ‚Niemand hat unter dem Papsttum gewußt, was Evangelium, was Christentum, was Taufe, was Beichte, was Sakrament, was Glaube, was Gebet, was Vaterunser, was Geist und Fleisch, was Trost und Leiden, was Obrigkeit und Ehestand, Eltern und Kinder, Herr und Knecht, was Frau und Magd ist; in Summa: wir haben gar nichts gewußt, was ein Christ wissen soll.'

Währenddessen blickte Margrete dunkel drein und dämpfte den jugendlichen Schwung der beiden mit diesen Worten:

‚Glaubt Ihr denn, daß auf die Luthersche Regel uns länger keine irdische Trübsal heimsuchen kann? Wer hat denn gelehrt und gedichtet:

„Des Christen Herz auf Rosen geht, wenn's mitten unterm Kreuze steht"?'

‚Es ist wahr,' entgegnete Ave demütig, ‚wir haben von Pater Bonaventura nur Luthers frohe Botschaft als das Hauptstück im neuen Glauben empfangen und wissen wenig, was er von Kreuz und Leiden ausgesagt hat.'

‚Philipp Melanchthon wird sich Eurer Seele annehmen,' sagte Margrete, ‚und', fügte sie leise seufzend hinzu, ‚auch du, Toni, solltest das Fräulein in Luthers Schriften und Predigten unterweisen und somit eine rechte Christin aus ihr machen.'

Benjamin, indem er weihevolle Stunden mit Ave vorempfand, erglühte vor Freude und Verwirrung, deutete auf die aufgeschlagene Lutherbibel und sagte:

‚Fräulein, habt Ihr schon mit Euren eignen Augen ein deutsches Bibelbuch gesehen?'

Da hätte Ave wohl gern zur Ehre des Reformators die schöne deutsche Bibel verleugnet, die anno 1483 in Nürnberg gedruckt und eigens für das Kloster in purpurnes Leder gebunden worden war, daraus die Äbtissin allabendlich nach vollendetem Rosenkranz ein Kapitel vorzulesen pflegte; doch widerstand sie der Versuchung und antwortete:

‚Ich glaubte bisher nicht anders, als daß die Heilige Schrift von Kirchen und Klöstern bewahrt wird; daß sie aber hinfort ein jeder in seinem Hause verwalten darf, ist eine rechte Gnade Gottes.‘

Nach diesen Gesprächen erinnerte sich Margrete ihrer fraulichen Pflichten und lud Ave ein, ihr in die Kammer zu folgen, wo sie das bunte Kleid der Bäuerin gegen ein bürgerliches Gewand vertauschen sollte.

Margrete entnahm ihrem wohlgefüllten Schrein — wenn der Vater auch zürnte, so hatte er ihr doch das Ihre an Kleidern, Leintüchern und Geräten nicht vorenthalten — ein blaues, tuchenes Kleid, mit hellbraunem Rande, gelben seidnen Puffärmeln und gleicherweise seidnem Hals — dasselbe Kleid, das sie einst, um sich für Benjamin zu schmücken, bei ihrer Flucht und Hochzeit angelegt hatte, — das ihr aber mit zunehmender Körperfülle allzu eng geworden war.

Ave dagegen fand für ihren schlanken Körper Raum genug darin. Wie nun Margrete ihren Schützling so jungfräulich blau angetan vor sich sah, regte sich ihr mütterliches Gefühl gegen das unschuldige Mädchen, und sie beschloß, ein Übriges zu tun und durch die schmucklosen Haare Aves als ersten Tribut an die Eitelkeit der Welt ein buntes Seidenband zu ziehen. Damit war die Einkleidung für das beginnende irdische Leben geschehen, und Ave lächelte glückselig bei dem Anblick ihres eignen Spiegelbildes. Margrete mochte indessen glauben, mit ihrem Kleid und Seidenband allein dieses schöne Gebilde der Schöpfung hervorgebracht zu haben, denn sie drängte Ave begierig zurück in die Wohnstube, um ihren Stolz an Benjamins Wohlgefallen zu weiden.

‚Schau, Toni,‘ rief sie mit ungewohnter Heiterkeit, ‚was für ein schmuckes Fräulein ich aus dem Bauernmädchen gemacht habe!‘

Und Benjamin tat, wie Margrete ihn geheißen hatte, und schaute und schaute.

‚Ave!‘ sagte er endlich.

* * *

Es sind sonderliche Süßigkeiten, die der Name Ave für alle, die seine Trägerin lieben und suchen, in sich birgt; klingt ihnen die Feier eines stillen, sternfunkelnden Abends, oder die Andacht einer unberührten Morgenstunde, oder die Verheißung eines feuchten, wonnevollen Märztages in den Namen der Geliebten aus, so fügt sich durch ihn selbst zu diesen beiden verbundnen Seligkeiten wie ein drittes Grundgefühl des Herzens ein keuscher Gruß, eine unaussprechliche Devotion für die Geliebte, — Gesegnete, — Ave! —

Nichts war natürlicher, empfand Benjamin, als bei Aves Anblick auszusprechen: Sei gegrüßt!, sei tausendmal gesegnet und gegrüßt! Margrete freilich blickte erstaunt auf ihren Gatten, der es wagte, das fremde Fräu-

lein so ohne Förmlichkeit bei seinem Vornamen anzureden; doch blieb ihre Seele ohne Arg, und mit einer Entschuldigung gegen ihren Gast, verließ sie die Stube, um in der Küche das Mittagbrot zu richten.

Als der Abend kam, fand er Ave, die die Nacht zuvor mit Wachen und Wandern verbracht hatte, so sehr von Müdigkeit übermannt, daß Margrete ihren Schützling wenig anders als wie ein Kind zu Bett legte; auch deckte, sobald Mutter Margrete die schweren Glieder mit den Federkissen überbreitet hatte, der Schlaf wie bei Kindern Aves Augen zu, und nur im Traum sah sie noch einmal die verlaßnen kahlen Wände ihrer Zelle mit der schmerzensreichen Maria, ihrem einzigen Schmuck, fühlte die neblige Nachtluft, die sie umfangen hatte, als sie zaghaft die angelegte Leiter hinunter gestiegen war, fühlte schaudernd in ihrem Traum den frechen Druck des Gärtners, mit dem er sie in Wahrheit die letzten Stufen herabgehoben hatte, und auch der untergehende Mond neigte sich wie gestern gelb leuchtend in seinem letzten Viertel zu der mitternächtlichen Erde; aber schnell überwand der beflügelte Traum Nacht und Grauen, — es tagte, und Benjamin stand rückwärtsschauend auf der Landstraße, als erwarte er Ave mit Freundlichkeit; doch sieh, worauf er stand, war keine gemeine Landstraße, die durch die Felder führt, sondern die Straße des Lebens.

Während nun Ave schlief und träumte, kehrte Margrete in die Wohnstube zurück und nahm ihren Platz auf der Bank neben Benjamin ein.

Der saß beim Schein der Lampe über Lutherschen Schriften gebeugt, die er lange nicht gelesen, heute aber voll Eifer zusammengesucht und ihrer Verstaubung entkleidet hatte.

‚Margrete,‘ sagte er gedankenschwer, ‚ich zweifle, mit welcher Predigt des Reformators ich die Unterweisungen bei dem Fräulein am nützlichsten beginnen könnte. In der Tat, seine letzten Schriften „wider das Papsttum“ oder „wider die Juden“, die uns zwar den Haß der reinen Lehre gegen allen Abschaum recht begreiflich machen, möchten doch das Gemüt eines Mädchens durch ihre Schärfe erschrecken —‘

Jetzt war es an Margrete, gedankenschwer dreinzuschauen. Wann hatte je die Verantwortung für seine Hörer ihrem Gatten Seufzer und Sorgen abgepreßt? Wann hatte je Margrete ihn von so ernsten Gedanken um die Wahl des Wortes erfüllt gesehen, mit dem er einer Seele nahen könnte, die ihm zugefallen war? Wahrlich, die Seele Aves mußte ihm köstlicheres gelten als dieses und jenes auf Erden.

Margrete sah Benjamin forschend ins Gesicht, doch fand sie darin nur Kümmernisse um das Nächstliegende ausgedrückt, weshalb auch sie das Ferne schlummern ließ und antwortete:

‚Selbst unter den Freunden des Reformators sind etliche, welche

meinen, er habe, bevor er sich in seinen letzten Lebensjahren anschickte, den Kiel in die Tinte zu tauchen, sein Blut durch starke Getränke erhitzt, um damit das gewöhnliche Maß menschlichen Hasses zu überbieten und das Erstaunen der Welt über die Schlechtigkeit der Papstkirche nur um so vollständiger zu machen. Wenn du meinen einfältigen Rat nicht verachtest, Toni, so laß das Fräulein in der neuen Lehre mit dem Anfang anfangen, und unterweise sie in der rechten, wohlverstandenen Freiheit eines Christenmenschen.'

,Ja, Margrete,' rief Benjamin dankbar aus, ,wie oft hast du mir nicht schon guten und klugen Rat erteilt —' danach faßte er sie um die Hüfte und flüsterte zärtlich wie ein Liebhaber; — ,oder wäre ich wohl unberaten in meiner Torheit ein evangelischer Prediger und dein Gatte geworden?'

Margrete lächelte wehmütig, aber Benjamin sprang auf, rieb sich vor Freude die Hände und sagte:

,Morgen wollen wir, wenn uns der Abend vereint, mit Ave „Von der Freiheit eines Christenmenschen" studieren und uns alle Heil daraus gewinnen.'

Danach legten sich Benjamin und Margrete zur Ruhe; Benjamin so lebensunruhigen Herzens, daß er sich wundern mußte, warum dieser Frühling Kräfte spendete, davon er in den vergangnen Jahren kaum einen Hauch verspürt hatte.

Am andern Tage — der erste, den Ave nach stärkendem Schlaf im Hochgefühl ihrer Freiheit durchlebte, waltete wiederum der Himmel mit besonderer Gunst und Gnade über Wittenberg; an den Sträuchern zeigten sich dicke Knospen, die jeden Augenblick aufzubrechen schienen, Krokus blühte auf den Beeten, und wer nicht durch häusliche Geschäfte oder ein grämliches Gemüt im Hause gehalten wurde, stand im Garten und betrachtete Erde und Himmel. Solches tat Benjamin, während Margrete ihre Küche versah und Ave sich um ihn her mit Martin haschte. Wer sie so hingegeben an das Spiel mit dem Kinde sah, mochte wohl zweifeln, ob dasselbe Fräulein sich um die Abendstunde zum ernsthaften Anhören und Begreifen von Reformationsschriften geneigt fühlen würde; dennoch fand es sich, daß mit sinkendem Tage Ave als erste den kleinen Martin mit einem Spielzeug im Winkel stillsitzen hieß und andachtsvoll das Büchlein von der Freiheit eines Christenmenschen aufschlug, im Gefühl, sieben Siegel vom Buch der Geheimnisse zu lösen.

Benjamin ließ sich nicht lange mahnen, und auch Margrete schüttelte den Staub der Tageslast von ihren Füßen, setzte sich an den Tisch und erwartete mit gefalteten Händen Benjamins Vortrag.

,Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan.

Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.

Diese zwei Beschlüsse stehen klärlich bei St. Paulo, 1. Korinth. 9: Ich bin frei in allen Dingen und habe mich eines jeden Knecht gemacht; item Röm. 13: Ihr sollt niemand in etwas verpflichtet sein, außer daß ihr einander liebt. Liebe aber, die macht dienstbar und untertan dem, was sie lieb hat.'

Benjamin fühlte sich von diesen Worten, die Ave katholisch genug und darum minder wunderbar dünkten, seltsam ergriffen, weshalb er inne hielt und mit bewegter Stimme noch einmal sagte: ,Liebe macht dienstbar und untertan dem, was sie lieb hat.' Da hob Margrete den Kopf, seufzte und entgegnete: ,Ja, das tut Liebe.'

Aber dies war nicht der Augenblick über Liebe, die das Herz verwandelt, nachzusinnen, und Benjamin las, wie Luther seine ungleichen Sätze von Freiheit und Knechtschaft mit der ungleichen, halb geistigen, halb leiblichen Natur des Menschen begründete, und erhob erst seine Stimme, als er an die frohe Botschaft, das neue Evangelium selber kam:

,Daß du aber aus deinem Verderben kommen mögest, so setzt Gott dir vor seinen lieben Sohn Jesum Christum und läßt dir durch sein lebendiges, tröstliches Wort sagen, du sollst in demselben mit festem Glauben dich ergeben und frisch auf ihn vertrauen, so sollen dir um desselben Glaubens willen alle deine Sünden vergeben, all dein Verderben überwunden sein, und du gerecht, wahrhaftig, befriedet, fromm und alle Gebote erfüllt sein . . .'

Benjamin brach ab und sah Ave an, um der bis eben unter das Gesetz gebückten Nonne Muße zu einem Hallelujah ob dieser Verkündigung des göttlichen Heilsplanes zu gönnen; und wirklich hob sich Aves Busen, als sei eine Beklemmung zersprengt, und ,befriedet und fromm' sagte sie:

,Es ist also wirklich Wahrheit, was Pater Bonaventura gesprochen, daß wir zur Seligkeit nur mehr des Glaubens bedürfen.'

,Siehst du,' wandte sich Benjamin eifrig an Margrete, als hätte er zuvor verschiedenerlei Meinung über Aves Bereitschaft, das Evangelium anzunehmen, mit seinem Weibe ausgetauscht, — ,siehst du, wie das Fräulein bald die Gnade Gottes begreift, die uns vom Gesetz entbindet!'

,Man erzählt sich im Kloster,' sagte Ave, ,daß der Doktor Luther alle seine Worte mit Worten der heiligen Schrift belegt und damit als von Gott selbst gesprochen ausweist; nun zeigt mir, Herr Prädikant, die Bibelstelle, in der geschrieben steht, daß kein Fasten, Wallen und Almosengeben unsrer Seele nützen könne; denn ich habe bei den Lektionen der Äbtissin fleißig aber vergeblich auf eine solche gewartet!'

Nichts konnte Benjamin willkommener sein als dies Begehren Aves,

das ihren Willen, eine bessere Einsicht in das Evangelium zu gewinnen, offenbarte, und das zu stillen mit den Waffen des Meisters ein leichtes Ding sein mußte; konnte doch dieser mit seinen deutlichen Texten zehn katholische Doktoren und Magister um die rechtgläubige Antwort verlegen machen. —

‚Wie spricht — Johannes am 6. — Jesus Christus zu den Juden,' entgegnete Benjamin fröhlich, ‚da sie ihn fragten, was sie für Werk tun sollten, daß sie göttlich und christlich Werk täten? Er sprach: „Das ist das einzige göttliche Werk, daß ihr glaubt an den, den Gott gesandt hat!"'

Benjamin deutete mit dem Finger auf die verlesene Stelle und schaute triumphierend von Ave zu Margrete; auch nickte diese befriedigt, wie Luther so herrlich Gottes Wort verkündete, aber Ave griff unbegeistert nach dem Büchlein und sagte:

‚Steht in Wahrheit geschrieben „das einzige göttliche Werk"?'

Benjamin schob Ave die Schrift zu, damit sie sich des Wortes versichere, doch blieb sie, auch nachdem sie gesehen und gelesen hatte, zögernd in ihrer Gebärde, so daß Benjamin fragte:

‚Was zweifelt Ihr?'

‚Herr,' entgegnete Ave, ‚das Evangelium Johannes war das Lieblingsstück unsrer Äbtissin, weshalb sie uns mehr als mit leiblicher Nahrung damit gespeist hat, und vornehmlich das sechste Kapitel, darin von dem Himmelsbrot geschrieben steht, schien ihr tröstlich zum ewigen Leben. Sollte nicht Jesus den Juden geantwortet haben: Dies ist das göttliche Werk, daß ihr an den glaubt, welchen er gesandt hat?'

„Hoc est opus Dei, ut credatis in eum, quem misit ille"
zitierte Benjamin nach seinem Gedächtnis die Worte der Vulgata.

‚In der Tat,' sagte er darauf mit einer leichten Befangenheit, ‚wir finden an verschiedenen Stellen, daß Luther dem gemeßnen Ausdruck der Schrift ein schärferes Wort beifügt, um damit gleichsam dem verblendeten Volk mit einem Griff die Binde von den Augen zu reißen. —'

‚Wie?' rief Margrete heftig, ‚du willst doch nicht vorgeben, Benjamin, daß Doktor Martin Luther am Worte Gottes gedeutelt habe?'

„Das Wort, sie sollen lassen stahn und kein Dank dazu haben —" Glaubst du, der das von seinen Feinden fordert, hätte selbsteigne Gedanken zu den Heilandsworten hinzugesetzt?'

‚Nimm's nicht also, Margrete,' antwortete Benjamin; ‚in diesen dunklen Zeiten mußte das liebe Himmelslicht erst einmal auf den Leuchter gesetzt werden, damit es allen, die im Hause waren, vorleuchten konnte.

Heißt das selbsteigne Gedanken hinzutun, wenn ich in der Schrift geschrieben finde: „Der Mensch wird gerecht aus dem Glauben", und ich

setze getrost und fröhlich, weil ich mich meines gnädigen Gottes rühmen möchte: „Der Mensch wird gerecht allein aus dem Glauben"?'

‚Dennoch', wandte Ave ein, ‚redet die heilige Bibel vielmals von mildtätigen Werken, die der Mensch mit Furcht und Zittern ausüben sollte —'

Aber Benjamin verließ sich unbeirrt auf seinen Meister und las die aufgeschlagene Seite des Büchleins weiter:

‚Hier ist fleißig zu merken und auch mit Ernst zu behalten, daß allein der Glaube ohne alle Werke fromm, frei und selig machet, wie wir hernach mehr hören werden, und ist zu wissen, daß die ganze Heilige Schrift in zweierlei Worte geteilt wird, welche sind: Gebot oder Gesetz Gottes und Verheißen oder Zusagung . . .'

‚Daraus könnt Ihr schon ersehen, Fräulein,' sagte Benjamin, ‚was auch sogleich aufs klarste ausgebreitet wird, daß alles Gesetz und Werk und Mühsal in den ersten Teil der Bibel gehört, nämlich ins Alte Testament, alles Verheißen und Zusagen aber durch Christo Jesu ins Neue Testament. Wollen wir nun', fragte Benjamin siegessicher lächelnd, ‚Christen oder Juden vorstellen, Fräulein Ave?'

‚Herr,' antwortete Ave, ‚Ihr müßt mich in allen Stücken belehren, denn ich bin gewiß, daß die Lektionen der Äbtissin auf nichts anderes abzielten, als uns mit Bangen vor der ewigen Verdammnis zu erfüllen; traue ich der klösterlichen Unterweisung, so muß ich glauben, daß unser Herr und Heiland nicht gekommen ist, das Gesetz, darunter wir seufzen, um unsrer Unkraft willen aufzulösen, sondern daß er vielmehr, als er auf dem Berge redete, uns einen rechten Halsstrick daraus gedreht hat; denn die zehn Gebote sagen uns nur, daß wir nicht mit unsres Leibes Gliedern töten, ehebrechen und falsch schwören sollen, — er aber — will schon den in die Hölle hinunterstoßen, der in seinem verschwiegenen Herzen haßt, flucht oder freventlich begehrt.'

Margrete stieg die Röte ins Gesicht.

‚Ei,' rief sie aus, ‚seht das vorwitzige Ding, das den Herrn Christus besser als der Doktor Luther verstanden haben will!'

Ave, die sich keines Vorwitzes, vielmehr der reinen Begierde, das neue Evangelium recht zu begreifen, bewußt war, blickte bei Margretes ungerechter Anklage hilfesuchend auf Benjamin.

‚Fräulein,' sagte dieser mit Nachsicht, ‚es ist gar gefährlich, biblische Worte, die von den guten Werken handeln, für sich allein zu betrachten, und kann leicht ein Schaden unsrer Seele daraus kommen, wie es auch unter dem Papsttum gewesen ist; deshalb hat der Doktor Luther die Texte, welche unsre Christenfreiheit nach jüdischer Weise in ein Gefängnis verkehren wollen, in allen seinen Reden „strohern" genannt, während das göttliche Geheimnis von der Gnade und Erlösung nur den Worten vom

Glauben innewohnt. . . . Versteht Ihr recht, Fräulein?' fragte Benjamin freundlich.

Ave errötete und antwortete stockend:

‚Es kommt mir ein, ob ich auch das Heilandswort für strohern halten soll, mit dem er zu den Juden gesprochen hat: Will jemand unter euch den Willen dessen tun, der mich gesandt hat, so wird er inne werden, ob meine Lehre von Gott sei, oder ob ich aus mir selber rede.'

Während Margrete ungeduldig den Kopf in den Nacken warf, bewahrte Benjamin den Gleichmut des Seelenführers und entgegnete:

‚Fräulein, auch der Doktor Luther lehrt uns, Gottes Willen in einer jeden Verrichtung unsres Lebens zu erfüllen; wenn es aber einer unter uns nicht vermag in seiner Schwachheit, so soll er um deswillen nicht verzweifeln, sondern gläubig Jesum Christum anrufen . . .'

Aber Ave wehrte Benjamins eindringliche Worte ab, als wolle sie den Doktor Luther so lange mit Gottes Wort versuchen, bis er gewaltiger durch dasselbe antwortete, als sie in ihrer Klosterweisheit ertragen konnte; sie sagte:

‚Es wird nicht jeder, der zu mir spricht: Herr, Herr! in das Himmelreich eingehen, sondern der den Willen tut meines Vaters im Himmel.'

Da litt es Margrete nicht länger in duldsamem Schweigen; sie sprang von ihrem Sitz in die Höhe, um nunmehr selber das mit Benjamins Mildigkeit schlecht beschützte Lutherevangelium gegen dieses Mädchen zu verteidigen.

‚Toni!' rief sie ihrem Gatten zu, ‚was machst du lange Federlesens mit dem papistischen Trotz einer entlaufenen Nonne? Hast du vergessen, wie der Doktor Luther zu uns gesprochen hat: „Ich bitte euch, wollt solchen Eseln ja nichts anderes auf ihr unnützes Geplärre von der sola fides antworten als soviel: Luther will's so haben und spricht, er sei ein Doktor über alle Doktoren im Papsttum."

Nun denn, Fräulein,' wandte sich Margrete höhnisch gegen Ave, ‚wollt Ihr Euch nicht auf den Doktor Luther verlassen, so hättet Ihr besser getan, auch fürder im Kloster zu fasten, zu wachen und in großer Angst um Euer Heil ohne Unterlaß Almosen auszuspenden; in Wittenberg wird der Mensch gerecht aus dem Glauben . . .'

Ave, die sehr beweglichen Geistes war, hatte nur für einen Augenblick erschrocken und regungslos Margretes Heftigkeit angesehen; danach war auch sie aufgesprungen und zögerte nicht, ihrer Angreiferin noch einmal Gottes Wort mit Inbrunst entgegen zu halten:

‚Wer einem unter meinen geringsten Brüdern nur einen Becher kalten Wassers zu trinken reicht, wahrlich, der wird seinen Lohn im Himmel davon haben!'

Benjamin mischte sich begütigend in den Streit der Frauen und zwang sie durch Sanftmut, wieder hinzusitzen und eine von der andern mit dem feindlich funkelnden Blick abzulassen.

‚Seht, Fräulein,‘ sagte er darauf zu Ave, ‚auch ich habe im Kloster von Kindesbeinen an mit den Sprüchen von den Werken viele Plage gehabt; nachmals, in der Freiheit ist es vonnöten, daß man, um den ganzen, wahrhaftigen Trost des Evangeliums inwendig im Herzen zu verspüren, aufmerksam annimmt, wie Doktor Luther kundtut, daß der Glaube nicht nur aller Gnaden voll, frei und selig macht, sondern daß er die Seele so mit Christo vereinigt wie eine Braut mit ihrem Bräutigam, aus welcher Ehe folgt, daß Christus und die Seele ein Leib werden.

Dabei unterscheidet wohl, Fräulein, daß die Katholischen solch überirdisch köstliche Vermählung der getauften Seele mit ihrem Erlöser nur bei den Heiligen begreifen, wie es von der heiligen Katharina erzählt wird, daß sie den Verlöbnisring mit dem Christkindlein gewechselt habe, — während die Evangelischen sonder Abtötung allesamt durch den Glauben mit Christo in rechter Ehe verbunden sind; — das aber ist eine überschwengliche Gnade Gottes, denn welche von unsren sündigen Seelen ist zur Heiligkeit erwählt und müßte nicht verzagen, wenn es auf ihr elendes Rechttun ankäme, Christi verlobte Braut zu heißen?‘

Ave lächelte.

‚Auf diese Regel möchte wohl jeder bald sich den himmlischen Brautring gewinnen und durch ihn leicht vor Gott gerecht sein, wie vormals nur die Heiligen durch schwere Aufopferung gerecht waren,‘ sagte sie.

Auch Benjamin lächelte.

‚Hört, Fräulein,‘ entgegnete er und griff von neuem nach dem Buche, ohne freilich die Augen, die liebevoll blickten, von Ave fortzuwenden, ‚hört, wie erbaulich der Doktor Luther von solch seliger Ehegemeinschaft zu reden weiß.‘

Ave ließ einen stillen, glücklichen Blick auf Benjamin ruhen, und dieser begann von Christus und der Seele also zu lesen:

‚So werden auch beider Güter, Fall, Unfall und alle Dinge gemein, so daß, was Christus hat, auch eigen ist der gläubigen Seele; was die Seele hat, wird eigen Christi. Nun hat Christus alle Güter und Seligkeit: die sind der Seele eigen; nun hat die Seele alle Untugend und Sünde auf sich: die werden Christi eigen. Hier erhebt sich nun der fröhliche Wechsel und Streit. Dieweil Christus ist Gott und Mensch, welcher noch nie gesündigt hat, und seine Frommheit unüberwindlich, ewig und allmächtig ist; so er denn der gläubigen Seelen Sünde durch ihren Brautring, das ist der Glauben, sich selbst zu eigen macht und nicht anders tut, als hätte er sie getan, so müssen die Sünden in ihm verschlungen und ersäuft

werden. Denn seine unüberwindliche Gerechtigkeit ist allen Sünden zu stark. Also wird die Seele von allen ihren Sünden geläutert durch ihren Mahlschatz, das ist des Glaubens halber, und wird ledig und frei und begabt mit der ewigen Gerechtigkeit ihres Bräutigams Christi. Ist das nicht eine fröhliche Wirtschaft, daß der reiche, edle, fromme Bräutigam Christus das arme, verachtete, böse Hürlein zur Ehe nimmt und sie entledigt von allem Übel, zieret mit allen Gütern? So ist's nicht möglich, daß die Sünden sie verdammen, denn sie liegen nun auf Christo und sind in ihm verschlungen. Auf diese Weise hat sie so eine reiche Gerechtigkeit in ihrem Bräutigam, daß sie abermals wieder alle Sünden bestehen kann, ob sie schon auf ihr lägen. Davon sagt Paulus 1. Kor. 15: „Gott sei Lob und Dank, der uns hat gegeben eine solche Überwindung in Christo Jesu, in welcher ist verschlungen der Tod mit der Sünde."'

Als das Ave hörte, machte sie große, gläubige Augen, — oder waren es ungläubige? Genug, daß auf ihrem dunklen Grunde Tränen schimmerten, als sie leise sagte:

‚Nun sehe ich, daß gleiche Worte dennoch Ungleiches bedeuten können; hat man uns nicht gelehrt, die Überwindung, von der St. Paulus sagt, als eine Überwindung unsrer bösen Begierde in uns selbst anzusprechen, die die Juden nicht vermochten, die aber uns durch Christi Blut und Gnade, sofern wir darum bitten, gegeben wird? O auch mit Christi Hilfe ist es Not und Beschwerde, gegen die Sünde anzukämpfen, und ist wahrlich ein fröhlicheres Ding, zu wissen, daß die Seele aber- und abermals alle Sünden bestehen kann, weil sie ja auf ihrem Bräutigam Jesus Christus lagern —‘

‚Ja, denn seine unüberwindliche Gerechtigkeit ist allen Sünden zu stark,‘ sagte Benjamin selig mit den Worten Luthers. Auch wollte er fortfahren ‚Von der Freiheit eines Christenmenschen‘ mit gleichermaßen wachsender Andacht vorzutragen, wie dem schönen Mädchen an seiner Seite die Erkenntnis des Heiles sich zu mehren schien, als zu seiner Bestürzung Ave in Tränen ausbrach.

Während Margrete sich gegen diese Tränen verschloß, ihnen vielleicht nicht einmal glaubte, da Ave noch eben wie ein Magister disputiert hatte, machten sie Benjamin ebenso unglücklich wie ratlos.

‚Ave,‘ sagte er, dessen Herz entbrannte. Margrete wandte sich indessen ab und rief nach ihrem Knaben, der in seinem Winkel eingeschlafen war und nunmehr schwankend und blinzelnd in den Lichtkreis der Lampe eintrat.

(Fortsetzung folgt.)

Unser Wissen von den Kristallen einst und jetzt

Von Heinrich Baumhauer

Gegenüber dem Botaniker und Zoologen sieht sich der Mineralog und Kristallograph in einer schwierigen Lage, wenn er es unternimmt, einem größeren, selbst sonst kenntnisreichen Leserkreise eine Vorstellung von dem Inhalte und dem Umfange seiner Wissenschaft zu geben. Die lieblichen Kinder der Flora und die mannigfaltigen Vertreter des Tierreiches sehen wir fast jederzeit vor uns, wir können nicht achtlos an ihnen vorübergehen, ja wir erfreuen uns an ihnen, und unsere Aufmerksamkeit wird unwillkürlich gefesselt nicht nur durch ihre Schönheit, sondern auch durch die Gesetzmäßigkeit ihres Baues und die Eigenartigkeit ihrer Funktionen. Wie ganz anders bei den Kristallen, gleichsam den Individuen des Mineralreiches! Wenn auch die Gebirge, welche dieselben beherbergen, sich mächtig vor unseren Blicken erheben, wenn wir deren Bau und Skulptur, hervorgerufen durch gewaltige Umwälzungen oder die andauernden Wirkungen der Gletscher und des Wassers, bewundern, wenn wir den mannigfaltigen Verlauf der sie aufbauenden Schichten überschauen und dabei den Darlegungen des Geologen mit Verständnis folgen, die eigenartigen, darin geborgenen Erzeugnisse der Natur, welche wir Kristalle nennen, bleiben meist den Blicken entzogen, sie müssen erst mit Mühe der Tiefe abgewonnen werden, sie bleiben uns fremd. Und während wir Pflanzen und Tiere in ihrem Wachstum und ihrer fortschreitenden Entwicklung leicht zu verfolgen vermögen, treffen wir die Kristalle der Mineralien nicht im Wachstum begriffen an, sondern als fertige Gebilde, deren Entstehung meist weit hinter uns liegt. Viele kennen die Kristalle nur aus Sammlungen und Museen. Dennoch sind auch diese Naturprodukte dazu angetan, durch die Schönheit und das Eigenartige ihrer Ausbildung Erstaunen und Bewunderung, sicherlich auch Wißbegierde hervorzurufen. Und in der Tat, eine Gruppe wasserheller Bergkristalle, eine Druse von violetten Amethysten oder selbst die messingfarbigen, metallglänzenden Würfel des Schwefelkieses und die prächtigen Tafeln von Eisenglanz, nicht zu reden von dem hohen Adel unter den Mineralien, den Diamanten, Smaragden, Topasen und Edelmetallen, können wohl den Vergleich aushalten mit dem lieblichen Flor der Blumen oder den bunten Vertretern des Tierreiches. Allein nicht bloß hinsichtlich ihrer äußeren Schönheit verdienen die Kristalle die Aufmerksamkeit und Würdigung des Naturfreundes wie jedes Gebildeten, wichtiger und befriedigender ist es, in die Gesetzmäßigkeiten einzudringen, welche auch auf diesem großen Gebiete die zahllosen Erscheinungen beherrscht, die dem Beschauer zunächst überwältigend und verwirrend entgegentreten. Und hier möchte sich der Verfasser dem geneigten Leser für einige Augenblicke als Führer anbieten, um ihn in die unsere jetzige Kenntnis der Kristalle beherrschenden Gesichtspunkte und die dort auftretenden Naturgesetze, wie auch in einige Anwendungen des erworbenen Wissens in aller Kürze einzuführen. Vorerst aber werfen wir einen Blick auf die Anschauungen, welche man in früheren Zeiten auf diesem Gebiete hegte.

Der häufig in großen, oft farblosen und vollkommen durchsichtigen Kristallen auftretende Quarz, welchen die ‚Strahler' aus Höhlungen des Gesteins, wie noch heute, oft mit Lebensgefahr hervorholten, welcher oft auch mit den talwärts sich bewegenden Gletschern herabkam, zog schon im Altertum die Aufmerksamkeit der Naturbeobachter in hohem Maße auf sich. Seine Farblosigkeit und Klarheit drängte den Vergleich mit dem Eise auf, und so bezeichnete man ihn geradezu als Eis, κρύσταλλος. Dazu kam, daß er nach Plinius

nur dort gefunden wurde, ‚ubi maxime hibernae nives rigent‘ (wo am meisten winterliche Schneemassen starren). Und nun wurde es zum Axiom, daß der Bergkristall, der wasserhelle Quarz, wie das Eis aus Wasser entstanden sei. Schon 30 v. Chr. behauptete Diodorus Siculus, der Bergkristall bestehe aus reinem Wasser, das aber nicht durch Kälte, sondern durch die Kraft eines göttlichen Feuers festgeworden sei. Und Seneca meinte, der Kristall entstehe aus Eis: wenn nämlich das himmlische Wasser frei von allen erdigen Teilen erhärte, so werde es durch die Hartnäckigkeit längerer Kälte immer dichter, bis es endlich nach Ausschluß aller Luft gänzlich in sich zusammengepreßt, und was vorher Feuchtigkeit war, in Stein verwandelt sei. Auch Plinius versichert, daß der Bergkristall aus Eis bestehe. Diese Ansicht zog sich bis in die Zeit hin, wo die Beobachtung mehr und mehr den weiten Spielraum der Phantasie einschränkte; noch Linné meint, der Bergkristall sei entstanden ‚ex aqua ætherea‘!

Jetzt wissen wir, daß die Substanz dieses Minerals mit der des Wassers nichts gemein hat, und daß die Kristallform ein physikalisches Merkmal ist, welches im allgemeinen einem jeden chemisch einheitlichen, festen Körper zukommt. Nur relativ wenige Stoffe sind nicht imstande, Kristallform anzunehmen und werden deshalb als amorph (gestaltlos) bezeichnet. Bei weitem die meisten nehmen eine bestimmte, von Ebenen begrenzte und gesetzmäßig gestaltete Form an, wenn sie aus dem gasförmigen, flüssigen oder gelösten Zustande in den festen übergehen. Deshalb sind wir imstande, nicht nur die vom Chemiker neugefundenen festen Substanzen im kristallisierten Zustande zu erhalten, sondern auch eine große Zahl von natürlich vorkommenden Kristallen, den Mineralien, im Laboratorium künstlich darzustellen. Dennoch können wir dabei nicht immer die Wege und Methoden benutzen, deren sich die Natur bediente, um in ihrem Laboratorium mit den gewaltigen, ihr zu Gebote stehenden Mitteln an Masse und Wirkung der Stoffe wie an Länge der Zeit die prächtigen und oft überraschend großen Kristalle zu erzeugen, welche nun die Zierden unserer Sammlungen bilden.

Die Entstehung und das Wachsen der Kristalle unterscheiden sich wesentlich von den entsprechenden Vorgängen bei organischen Wesen. Man kann diese Vorgänge leicht im kleinen beobachten, wenn man unter dem Mikroskop etwa einen Tropfen einer Salzlösung auf dem Objektglase verdunsten läßt. Indessen sieht man dabei nur, wie plötzlich in einem gewissen Stadium der Verdunstung des Lösungsmittels in der noch vorhandenen Flüssigkeit winzige Kristalle, oft sogleich von vollkommener Ausbildung auftauchen; die Art ihrer Entstehung läßt sich hingegen nicht erkennen. Man bemerkt auch, und diese Beobachtungen üben einen großen Reiz auf den Beschauer aus, wie die Kristalle sich vergrößern, oft mit infolge der mikroskopischen Betrachtung anscheinend erhöhter Geschwindigkeit, fast momentan wachsen, allein der Vorgang, worauf dieses Wachsen beruht, ist nicht zu sehen. Doch muß man annehmen, daß in unserem Falle jeder zuerst entstandene winzige Kristall aus der ihn umgebenden übersättigten Lösung die ihm gleichartigen Massenteilchen anzieht, so daß dieselben sich in paralleler Stellung auf seiner Oberfläche absetzen, während eine hierdurch in der Flüssigkeit entstehende Strömung immer wieder neues Material aus entfernterer Lage zum weiteren Aufbau herbeiführt. Das Wachsen der Kristalle besteht aber nicht, wie bei den Pflanzen und Tieren, in der Aufnahme und Umwandlung verschiedenartiger Stoffe, sondern nur in einer von außen stattfindenden gesetzmäßigen Anlagerung gleichartiger Substanz.

Plinius hebt bei der Besprechung der Mineralien schon einzelne Kristallformen etwas schärfer hervor, wenngleich seine Beschreibungen so unvollkommen sind, daß man nur wenige mit Sicherheit deuten kann. So erwähnt er auch die einfachste Form des Bergkristalls, das sechsseitige, in sechs gleichschenklig-dreiseitigen Zuspitzungsflächen endigende Prisma; doch er bescheidet sich mit dem Ausspruche: ‚Warum er von sechs Flächen umgeben ist, dafür wird nicht leicht ein Grund zu finden sein.‘ Über diesen Standpunkt sind auch die heutigen Kristallographen noch nicht weit hinausgekommen, denn zur Ergründung des Zusammenhanges zwischen der chemischen Natur einer Substanz und der Form ihrer Kristalle sind auch jetzt nur die ersten, wenn auch wohl glücklichen Anfänge gemacht. Freilich wird es immer eine der höchsten Aufgaben der Kristallkunde bleiben, den gesetzmäßigen Zusammenhang zwischen Form und Inhalt der Kristalle zu ergründen. Allein wir werfen hier nicht die Frage auf, welche in diesem Sinne Henkel, der Verfasser der ‚Kieshistorie‘, am Anfang des 18. Jahrhunderts stellte, indem er ausrief: ‚o silex, silex, quis te generavit?‘ (o Quarz, wer hat dich gebildet?), wir übergehen auch die auf unvollständiger Kenntnis der Formen beruhenden Versuche Linnés, solche Fragen zu beantworten; wir wollen vielmehr einen Blick auf die erstaunliche Mannigfaltigkeit der Kristallformen werfen und nach den heute herrschenden Grundsätzen der Wissenschaft versuchen, eine Übersicht über diese Mannigfaltigkeit zu gewinnen, ohne uns in das Detail der Einzelformen zu verlieren. Dabei muß freilich die Geduld und Nachsicht des Lesers auf eine kleine Probe gestellt werden. Vorher aber müssen wir noch auf die schon 1669 von Nikolaus Steno festgestellte Tatsache hinweisen, daß sich entsprechende Flächen der Kristalle derselben Art, auch wenn sie an den verschiedenen Individuen ungleich groß entwickelt sind, stets unter gleichen Winkeln schneiden oder bei hinreichender Ausdehnung schneiden würden; diese Winkel sind aber für die betreffenden Kristalle charakteristisch.

Betrachten wir nun aufmerksam einen ringsum ausgebildeten Kristall, so bemerken wir bald, daß gewisse daran auftretende Flächen in parallel laufenden Kanten zusammenstoßen. Solche Flächen bilden eine sogenannte Zone. Eine einzelne Fläche gehört aber, was ebenfalls oft deutlich hervortritt, zwei oder mehreren solchen, den Kristall nach verschiedenen Richtungen umziehenden Zonen zugleich an, sie ist also ein Glied mehrerer verschiedener Zonen. Ihre geometrische Lage ist durch diese Zugehörigkeit zu zwei (oder mehreren) Zonen vollkommen bestimmt. Wählen wir als einfaches Beispiel den Würfel. Seine sechs Flächen bilden zu je vier drei Zonen mit parallelen Kanten. Jede einzelne Fläche gehört zwei solchen Zonen an, wodurch ihre Lage bestimmt ist. Dieser Verband der Flächen eines Kristalls wird als Zonenverband bezeichnet, und als Grundgesetz der Kristallographie gilt der Satz, daß alle Flächen eines Kristalls oder auch alle Flächen, welche an den verschiedenen Kristallen derselben Art auftreten können, untereinander im Zonenverbande stehen. Dieses Gesetz, das Zonengesetz, wurde von Christian Samuel Weiß 1806 erkannt, neben dem französischen Abbé Haüy dem größten Kristallographen jener Zeit. Es gestattet, alle Flächen, welche an den Kristallen einer Substanz auftreten können, aus einer geringen Zahl derselben, zuletzt aus vier Grundflächen abzuleiten. Solche Flächen aber eines Kristalls, welche gleiche Lage besitzen, also geometrisch gleichartig sind, welche dabei auch das gleiche physikalische Verhalten hinsichtlich der Härte, Löslichkeit usw. zeigen, gehören zusammen und bilden eine bestimmte Kristallform. Gewöhnlich treten die

Flächen mehrerer Formen an demselben Kristall kombiniert auf, man spricht dann von einer Kombination. Hier erhebt sich nun die Frage, in welcher Weise sich gleichartige Flächen an einem Kristall wiederholen und so zusammen eine bestimmte Einzelform bilden können. Eine dreifache Art dieser Wiederholung ist denkbar. Zunächst kann zu einer Fläche eine gleichartige parallel gehen, d. h. sich auf der entgegengesetzten Seite des Kristalls wiederholen. Dann können je zwei gleichartige nicht parallele Flächen so angeordnet sein, daß der von ihnen gebildete Winkel von einer Ebene (Symmetrieebene) halbiert wird, die zugleich den ganzen Kristall symmetrisch teilt. Endlich kann eine Wiederholung in der Weise stattfinden, daß gleichartige Flächen gleichsam wirtelförmig und in gleichen Abständen um eine Achse, welche der Richtung einer Kante entspricht, gruppiert sind, auch ohne daß der von zwei benachbarten Flächen gebildete Winkel wie im vorigen Falle durch eine Symmetrieebene des Kristalls halbiert wird. Diese verschiedenen Arten der Flächenwiederholung bestimmen nun, indem sie für sich oder mannigfaltig kombiniert an dem Bau des Kristalles gleichsam tätig erscheinen, den Grad der Symmetrie desselben oder die Kristallklasse, welcher derselbe angehört. Alle unter der unerläßlichen Herrschaft des Zonengesetzes denkbaren Fälle führen zu 31 möglichen Kristallklassen, zu welchen als 32. diejenige hinzukommt, welche keine Wiederholung gleichartiger Flächen aufweist, sondern bei welcher schon jede einzelne Fläche für sich eine selbständige Form darstellt, die aber natürlich nur im Verein mit anderen Flächen einen Kristall begrenzen kann. Ein solcher Kristall ist dann gänzlich unsymmetrisch, bei ihm gilt nur noch das Zonengesetz. Das andere Extrem, die flächenreichste Form der höchstsymmetrischen Klasse, ist das Hexakisoktaeder mit 48 Flächen. Innerhalb der einzelnen Klassen unterscheiden sich die Kristalle der verschiedenen dahingehörigen Substanzen nicht durch den Grad ihrer Symmetrie, sondern durch die davon unabhängigen Winkel, unter denen sich ähnlich gelegene Flächen schneiden. Diese sind dann für die betreffende Kristallart oder Substanz charakteristisch.

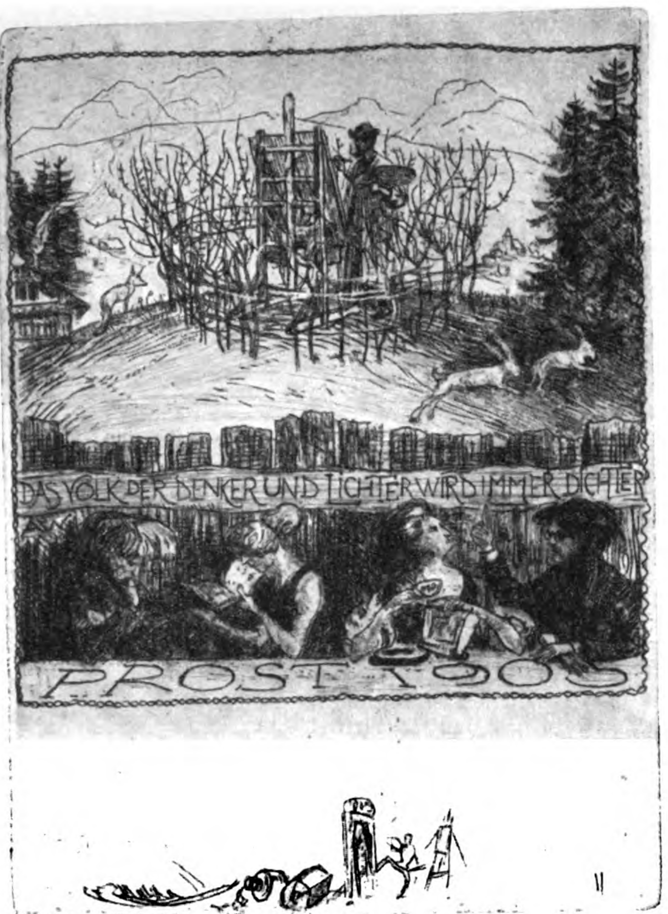
Auch bei Betrachtung der verschiedenartigen Blüten findet man im einzelnen ein bestimmtes Gesetz des Baues und der Wiederholung gleichartiger Teile, etwa der Blütenblätter oder Staubfäden. Man beobachtet Blüten, welche sich nach einer oder mehreren Ebenen symmetrisch teilen lassen, also eine oder mehrere Symmetrieebenen besitzen; man findet solche, welche nach den Zahlen 2, 3, 4, 5 oder 6 gebaut sind. Die Mannigfaltigkeit in dieser Beziehung ist hier größer als bei den Kristallen, bei welchen die Gruppierung gleicher Flächen um eine Achse in gleichen Abständen nur nach den Zahlen 2, 3, 4 und 6, nie aber nach einer anderen Zahl, etwa 5, stattfinden kann, indem im letzteren Falle ein Gebilde entstehen würde, dessen einzelne Flächen nicht mehr in dem vom Zonengesetze geforderten Verbande stehen würden. So besitzen denn die Kristalle gleichsam eine straffere Organisation, sie folgen streng mathematischen Regeln. Hieraus aber leitet der Kristallograph eine Vorstellung von dem molekularen Bau der Kristalle ab, welche ihrerseits wieder zu weiteren Folgerungen und Beobachtungen Veranlassung gibt. Diese Vorstellung besteht im wesentlichen in der Annahme, daß die Moleküle oder die wegen ihrer Kleinheit unseren Sinnen nicht direkt zugänglichen Bausteine der Kristalle nach Art eines sogenannten Raumgitters angeordnet seien. Um ein recht einfaches Beispiel zu wählen, denken wir uns eine beliebige Anzahl gleich großer Würfel mit ihren Flächen lückenlos nach den drei Dimensionen

zusammenfügt, wobei immer acht Würfel mit je einer Ecke zusammenstoßen, und in jeder solchen Würfelecke ein Molekül gelegen, so haben wir ein derartiges (kubisches) Raumgitter, welches eine Vorstellung vom Aufbau gewisser Kristalle gewährt. Die verschiedenen, an einem solchen Kristall nach dem Zonengesetz möglichen Flächen entsprechen alle sogenannten Netzebenen, d. h. sie gehen durch solche Punkte (hier Würfelecken) des Raumgitters, welche in einer Ebene liegend ein Netz bilden, worin die Moleküle nach kongruenten Parallelogrammen angeordnet sind.

Von besonderem Interesse ist der Umstand, daß in einzelnen Kristallklassen die dort herrschenden Symmetrieverhältnisse die Möglichkeit der Bildung von je zwei Kristallarten derselben Substanz ergeben, welche sich zueinander verhalten, wie eine rechtsgewundene zu einer linksgewundenen Schraube oder wie die rechte zur linken Hand, welche also nur spiegelbildlich gleich sind. Dies gilt insbesondere vom Quarz bezw. Bergkristall, bei welchem zu der gewöhnlichen Form des sechsseitigen, an den Enden zugespitzten Prismas noch weitere Flächen hinzutreten können, welche bei den verschiedenen Individuen auf zweierlei Weise, d. h. in entgegengesetztem Sinne angeordnet sind. Hiernach hat man rechte und linke Kristalle zu unterscheiden, welche nach dem Gesagten untereinander nicht in parallele Stellung gebracht werden können. Hiermit ist auch ein entgegengesetztes Verhalten gegenüber dem die Kristalle durchsetzenden polarisierten, d. h. nach bestimmter Richtung schwingenden Lichte verbunden. Die rechten Kristalle drehen dabei die Schwingungsrichtung des Lichtes nach rechts, die linken nach links. Diese sog. Zirkularpolarisation gehört zu den interessantesten optischen Erscheinungen. Unter den Mineralien beobachtet man sie nur noch am Zinnober, welcher derselben Klasse angehört wie der Quarz; unter den künstlich dargestellten Kristallen hat sie zahlreiche Vertreter. Ihr verdankt der zu geeigneten Platten verschliffene Bergkristall eine wichtige Anwendung bei den zur Bestimmung des Zuckergehaltes der Rüben dienenden Apparaten.

Schließlich werfen wir noch einen Blick auf die gesetzmäßige Verwachsung zweier gleichartiger Kristalle zu einem sogen. Zwilling. Wir rechnen hierhin nicht die Verwachsung zweier Kristalle in paralleler Stellung, sondern nur solche Verbindungen, wobei die beiden Kristalle nach einer ihrer Flächen symmetrisch zueinander stehen, der eine also gleichsam das Spiegelbild des andern darstellt, oder wo der eine von ihnen gegen den andern um einen bestimmten, durch die Form gegebenen Winkel gedreht ist, wobei diese Drehung etwa um eine bei beiden parallele Kante geschieht. Oft setzt sich an das zweite Individuum ein drittes, viertes usw. an, wodurch sehr komplizierte Gebilde entstehen können.

Neben der geschilderten Ableitung der verschiedenen Kristallformen und Klassen aus allgemeinen Regeln verdient als ein weiteres Merkmal der neueren Kristallographie die eingehende Kenntnis des physikalischen Verhaltens der Kristalle besonders hervorgehoben zu werden. Die genauere Erforschung dieses Verhaltens schloß sich zunächst an die Arbeiten von Werner und namentlich von Mohs (1773—1839) an, welch letzterer bekanntlich eine Härteskala der Mineralien aufstellte. Die Härte der Mineralien ist eine Eigenschaft, welche neben der Farbe, dem Glanz und dem Gewichte derselben wohl seit jeher zumeist auffiel. Es ist interessant zu hören, was uns Plinius von der Härte des Diamanten erzählt. Schon der griechische Name Adamas (unbezwinglich) bezieht sich auf die Widerstandsfähigkeit gegen Feuer und Eisen. Plinius





Albert Welti/Künstlers Leid und Freud.



aber macht aus dem Diamanten ein Naturwunder, indem er schreibt: ‚Den größten Preis unter den menschlichen Dingen hat der Diamant, lange nur den Königen, und auch unter diesen bloß wenigen bekannt ... Nur im feinsten Golde erzeugt er sich; sechs Arten sind bekannt, darunter die indischen und arabischen von unaussprechlicher Härte. Auf den Amboß gelegt, stoßen sie den Schlag so zurück, daß Hammer und Amboß in Stücke zerspringen. Auch das Feuer besiegen sie, denn sie erglühen nicht einmal. Diese Macht über Stahl und Feuer wird durch Bocksblut gebrochen, aber nur, wenn sie durch frisches und warmes gebeizt sind und auch so erst nach vielen Schlägen, und immer noch Amboß und Hammer sprengend. Nur ein Gott kann dieses unermeßliche Geheimnis den Menschen mitgeteilt haben. Und wenn er nun glücklich zum Reißen gebracht wird, so zerspringt er in so kleine Stücke, daß man sie kaum sehen kann.' Das war der Standpunkt des Altertums! Albertus Magnus bemerkt noch, daß das Blut um so wirksamer sei, wenn der Bock vorher Wein getrunken oder Petersilie gefressen habe, ‚weil das Blut eines solchen Bocks auch den Blasenstein zu zerbrechen vermag'. Dichter des Mittelalters besingen dieses Wunder. So heißt es im Parzival:

‚Ein ritter hete bockes bluot
genomen in ein langez glas:
daz sluog er ûf den adamas:
dô wart er weicher danne ein swamp.'

Von solchen, durch Jahrhunderte festgehaltenen und doch durch keinerlei Experimente gestützten Vorstellungen bis zur heutigen Kristallphysik ist ein weiter Weg.* Jetzt sind die physikalischen Eigenschaften der Kristalle nach ihrem Grade und ihren gegenseitigen Beziehungen eingehend erforscht, wobei sich insbesondere ergab, daß das physikalische Verhalten eines Kristalls von der wechselnden Richtung innerhalb desselben gesetzmäßig abhängt: ein wesentliches Merkmal des kristallisierten Zustandes. Eine aus einem nicht kristallisierten, sondern amorphen Körper — etwa Glas — hergestellte Kugel läßt in ihrem physikalischen Verhalten, nach den verschiedenen Richtungen geprüft, keinen Unterschied erkennen, während eine aus einem Kristall geschliffene Kugel sich nach verschiedenen Richtungen im allgemeinen verschieden verhält und zwar im engsten Zusammenhange mit den entsprechenden kristallographischen Richtungen des ursprünglichen Kristalls; hingegen sind alle kristallographisch gleichen Richtungen auch physikalisch gleich. So stellt denn das physikalische

* Was die von Plinius berührte Entstehungsweise des Diamanten angeht, so ist zu bemerken, daß zwar Edelmetalle wie Gold und Platin, auch Edelsteine und andere widerstandsfähige Mineralien denselben auf seinen sekundären Lagerstätten, den sogenannten Seifen, begleiten, daß dieselben jedoch zu seiner ursprünglichen Bildung in keiner direkten Beziehung stehen. Für diese Frage ist vor allem das Vorkommen in Südafrika von Bedeutung; hier findet sich der Diamant, begleitet von Granat (dem sogen. Kaprubin), vornehmlich eingewachsen in einem olivinhaltigen Silikatgestein, welches eine Anzahl in die Tiefe setzender trichterartiger Kanäle erfüllt. Dieses Vorkommen, wie auch Laboratoriumsversuche, bei welchen sich aus geschmolzenem Olivin oder aus flüssigem Eisen darin gelöster Kohlenstoff beim Erstarren unter gewöhnlichem oder erhöhtem Druck in Form von winzigen Diamantkristallen ausschied, endlich das Auftreten von Diamant in einem in Arizona gefallenen Meteoreisen machen es sehr wahrscheinlich, daß sich der natürliche Diamant durch Ausscheidung von Kohlenstoff aus erstarrendem Eruptivgestein oder Metall (Eisen) gebildet habe.

Verhalten der Kristalle in bezug auf Licht, Wärme, Elektrizität, Härte usw. in seiner Gesamtheit ein getreues Abbild der Symmetrieverhältnisse ihrer Form dar. Das Studium der optischen Eigenschaften ist allerdings im wesentlichen auf durchsichtige oder durchscheinende Kristalle beschränkt, wenngleich in jüngster Zeit auch die Beobachtung des von metallglänzenden Mineralien reflektierten Lichtes durch die Bemühungen von J. Königsberger zu wertvollen Resultaten geführt hat. Hier aber kommt noch eine eigentümliche, allgemein anwendbare Methode der Untersuchung in Betracht, welche darin besteht, daß man die Flächen eines Kristalls der Einwirkung einer lösenden Flüssigkeit aussetzt. Dann entstehen auf denselben zahlreiche, meist mikroskopisch kleine, regelmäßig gestaltete Vertiefungen (Ätzfiguren), welche von winzigen ebenen oder auch gekrümmten Flächen begrenzt werden. Aus der Gestalt und Lage derselben kann man bestimmte Schlüsse auf die Symmetrieverhältnisse, also auch auf die Klasse ziehen, welcher der betreffende Kristall angehört. Da keine andere Art der Untersuchung dieser an Schärfe und leichter Anwendbarkeit gleichkommt, so hat die Ätzmethode eine große, oft entscheidende Bedeutung für die Ermittelung der Kristallklasse gewonnen. Auch der manchmal sehr komplizierte Aufbau der Zwillingskristalle kann mit Hilfe der Ätzmethode überraschend schön klargelegt werden, indem die Grenzen der miteinander verwachsenen Individuen und deren gegenseitige Stellung durch die verschiedene Lage der darauf erscheinenden Ätzfiguren deutlich hervortreten. Hiervon macht man schon seit langem Gebrauch beim Studium des Meteoreisens, dessen Massen meist komplizierte Zwillingskristalle von nickelhaltigem Eisen sind. Nach dem Anschleifen und Ätzen der polierten Schlifffläche erscheinen darauf die sogenannten Widmannstätten'schen Figuren, das sind Strahlen, welche sich unter gewissen Winkeln schneiden und nach einem bestimmten Gesetz miteinander verwachsene Teile bezw. Platten des kristallisierten Metalls darstellen.

Schon lange bevor gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Wiener Mineraloge F. Leydolt mit Hilfe der Ätzung und des Mikroskops die Symmetrieverhältnisse und den Bau der Kristalle zu erforschen begann, hatte man das Mikroskop wenigstens vereinzelt bei Beobachtungen über die Entstehung und das Wachsen der Kristalle angewandt. Dies geschah schon im 17. Jahrhundert durch Robert Boyle und Anton van Leeuwenhoeck. Auch im 18. Jahrhundert beschäftigten sich einzelne Forscher mit diesen Dingen, vor allem aber waren es David Brewster und später Sorby, welche in der ersten Hälfte und gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts die Erforschung der Kristallstruktur zum Gegenstande eingehender Untersuchungen machten. Hierhin gehört besonders das Studium der eigentümlichen, in den verschiedensten Kristallen auftretenden Einschlüsse von Flüssigkeitstropfen, Gasblasen und festen Körpern, im letzteren Falle von kleinen Kriställchen anderer Art oder von amorphen, glasähnlichen Körnchen, welche alle von den betreffenden Kristallen bei ihrer Bildung umschlossen wurden und nun gleichsam als Gäste von denselben beherbergt werden. Aus ihrer Gegenwart kann man häufig bestimmte Schlüsse auf die Art der Entstehung und des Wachstums der betreffenden Kristalle ziehen. Hierzu trat nun bald das mikroskopische Studium der Gesteine, aus welchen man, wie aus den Kristallen, sogenannte Dünnschliffe anfertigte, die im durchfallenden Lichte betrachtet und genau untersucht werden können. Die meisten Gesteine sind aber im wesentlichen aus

kleineren oder größeren Kristallen verschiedener Mineralien zusammengesetzt, und es handelte sich zunächst darum, die Art dieser oft winzig kleinen Kristalle aus ihrer Form, Farbe und den übrigen optischen Eigenschaften zu ermitteln, dann aber auch im allgemeinen eine begründete Vorstellung von der Entstehungsweise der betreffenden Gesteine zu gewinnen. In Deutschland war es besonders Ferdinand Zirkel, dessen mikroskopische Gesteinsstudien (1863) für die Einführung des Mikroskops in die Mineralogie und Petrographie bahnbrechend wurden. Welchen Aufschwung die Petrographie infolgedessen genommen und welche Erweiterung und Vertiefung ihr Wissensgebiet erfahren hat, das kann man am besten mit den Worten bezeichnen: sie ist eine neue Wissenschaft geworden. Noch heute gelten die Sätze, mit welchen Zirkel 1873 seine Schrift ‚Die mikroskopische Beschaffenheit der Mineralien und Gesteine‘ einleitete: ‚Die kaum geahnte und merkwürdige Mikrostruktur der Mineralien und Gesteine, sei es im ursprünglichen, sei es im umgewandelten Zustande, die unerwartet reichliche Verbreitung bisher für sehr selten gehaltener Mineralien in mikroskopischer Winzigkeit, die Zusammensetzung der scheinbar homogenen Steinmassen aus oft zahlreichen fremdartigen Gemengteilen, die Verwertung und Deutung endlich dieser Ergebnisse für die Lösung der wichtigsten genetischen Fragen, das sind vornehmlich die Punkte, um welche es sich hier handelt, und bei denen das vergleichende Studium künstlicher Steinprodukte mit dem der natürlichen Hand in Hand geht. Kaum ein halbes Menschenalter zurück liegt die Zeit, in welcher die Mineralogie diesem nun allseitig erschlossenen Gebiete gegenüber noch auf ähnlichem Standpunkte sich befand wie die Physiologie, da von der Zusammensetzung des Blutes kaum weiteres bekannt war, als daß es eine rote Flüssigkeit sei.‘ Es kann nicht unsere Aufgabe sein, hier die Namen der anderen Forscher zu nennen, welche unter Hunderten sich auf diesem Gebiete besonders ausgezeichnet haben; nur derjenige der zweiten Koryphäe auf diesem Felde, des Heidelberger Petrographen H. Rosenbusch, kann nicht unterdrückt werden. Dabei ist hervorzuheben, daß namentlich das eingehende Studium der Kristalloptik, die Untersuchung im polarisierten Lichte, dazu geführt hat, die Diagnose der an der Zusammensetzung der Gesteine beteiligten Mineralien in außerordentlicher Weise zu verschärfen.

Zum Schlusse werfen wir noch einen Blick auf ein Gebiet von hervorragend praktischer Bedeutung, die Kristallisation der technisch verwerteten Metalle und Legierungen. Gold, Silber und Kupfer werden in der Natur nicht selten in schönen Kristallen angetroffen. Andere Metalle erhält man aus dem geschmolzenen Zustande leicht in einzelnen Kristallen oder in kristallinischen Massen, welche aus zahllosen kleinen und dichtgedrängten Kristallen bestehen. Gießt man das bei gewöhnlicher Temperatur flüssige Quecksilber in eine aus fester Kohlensäure hergestellte Schale, so erhält man darin ein Aggregat prächtiger Kristalle, welche sich beim Gefrieren des Metalls bildeten. Zink und Zinn erstarren aus dem Schmelzflusse kristallinisch. Wie erwähnt, zeigt auch das Meteoreisen beim Ätzen polierter Schliffflächen mit Säuren deutliche Kristallstruktur, wobei hinzukommt, daß die darin enthaltenen Legierungen des Eisens mit mehr oder weniger Nickel (und Kobalt) durch ihr ungleiches Verhalten gegen das Ätzmittel sich deutlich voneinaner abheben. Überhaupt gibt hier die Ätzmethode ein vortreffliches Mittel an die Hand, auch andere etwa von Meteoriten umschlossene Stoffe neben dem nickelhaltigen Eisen zu erkennen.

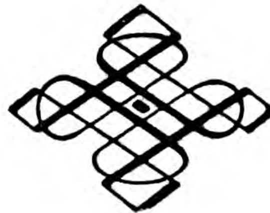
Von den so gewonnenen Erfahrungen hat man, insbesondere nach dem Vorgange von Sorby, Osmond u. a. in neuerer Zeit in der Metallurgie eine wichtige praktische Anwendung gemacht, es ist eine Wissenschaft von der Struktur der Metalle und Legierungen entstanden, die Metallographie.

Diese Art der Untersuchung findet namentlich Anwendung auf die verschiedenen technisch verwerteten Eisensorten: Gußeisen, Schmiedeeisen und Stahl. Dabei ist zu berücksichtigen, daß dieselben niemals das reine Metall darstellen, sondern sämtlich eine größere oder geringere Beimischung von Kohlenstoff, herrührend von der Art der Gewinnung des Gußeisens, als des Ausgangsproduktes, beim Hochofenprozeß oder auch wohl von anderen, mehrfach in bestimmter Absicht hinzugefügten Metallen, wie Nickel, Mangan und Chrom enthalten. Der Kohlenstoff kann hierbei, wie im grauen Gußeisen, zum Teil im freien Zustande, als Graphit, auftreten, er kann auch mit Eisen eine Verbindung nach festem Verhältnisse bilden, endlich kann er im Eisen gleichmäßig verteilt, gewissermaßen gelöst sein. Zur Erkennung der betreffenden Details eignet sich nun — neben der chemischen Untersuchung — vorzugsweise die Methode des Anschleifens und Ätzens der verschiedenen Eisensorten.

Besonders interessant sind die Verhältnisse beim schmiedbaren Eisen (Schmiedeeisen und Stahl), dessen Kohlenstoffgehalt im Gegensatze zum kohlenstoffreicheren Roh- oder Gußeisen weniger als 2,3 % beträgt. Platten aus solchem langsam gekühlten Eisen, welches etwa nur 0,02 % Kohlenstoff enthält, zeigen nach dem Ätzen im wesentlichen einen Aufbau aus einzelnen dichtgedrängten, polyedrischen Kristallkörnern von reinem, weichem Eisen, welches man als Ferrit bezeichnet. Ist der Kohlenstoffgehalt ein größerer, aber kleiner als 0,89 %, so bemerkt man neben den Ferritkörnern einen zweiten, feinkörnigen Bestandteil, welcher die Zwischenräume zwischen jenen ausfüllt. Derselbe wird Perlit genannt und besteht aus einem Gemenge von Ferrit und einer sehr harten, kristallisierenden Verbindung von Eisen und Kohlenstoff mit $6^2/_3$ % des letzteren Elementes, dem sogenannten Zementit. Der Ferrit kann dabei auch eine eigentümliche zellige Struktur zeigen. Beträgt der Kohlenstoffgehalt genau 0,89 %, so bildet sich bei langsamer Kühlung nur Perlit. Wächst der Kohlenstoffgehalt endlich über diese Grenze hinaus, etwa bis auf 1,75 %, so bemerkt man wohl in den Schliffen das Auftreten von prächtigen, gestreckten Zementitkristallen, welche auch ein Netz bilden können, dessen Maschen von Perlit erfüllt sind. Die Bildung der erwähnten verschiedenen Substanzen bezw. Strukturen ist an die langsame Abkühlung der erstarrten und noch heißen Eisenkohlenstoffmischung, welche als eine feste Lösung von Kohlenstoff in Ferrit betrachtet wird, geknüpft. Trotz des festen Zustandes findet mit sinkender Temperatur in derselben eine innere Entmischung statt, bei welcher sich Ferrit und Zementit bilden, und welche bei niedriger Temperatur weit langsamer oder gar nicht mehr vor sich geht. Damit hängt nun die Fähigkeit des (gegenüber dem Schmiedeeisen kohlenstoffreicheren) Stahls zusammen, hart oder weich auftreten zu können. Während langsam gekühlter Stahl infolge der erwähnten Ausscheidung von Ferrit (bezw. Perlit) weich ist, bleibt bei plötzlicher Abkühlung jene Entmischung aus, die feste Lösung von Kohlenstoff in Ferrit ist im wesentlichen eine solche geblieben. Der so beschaffene Ferrit, Karboferrit oder Martensit weist ein besonders dichtes kristallinisches Gefüge auf; ein geätzter Schliff zeigt ein Gewirre nadelförmiger Kristalle, welche oft nach drei Richtungen angeordnet sind und dann zu Drei-

ecken zusammenstoßen. Der rasch gekühlte oder ‚gelöschte‘ Stahl ist bekanntlich hart im Gegensatze zum langsam gekühlten, welche Eigenschaft er der Bildung des Martensits verdankt. Ein schönes kristallinisches Gefüge zeigt auch der sogenannte Nickelstahl (mit 3—4 % Nickel), welcher wegen seiner großen Festigkeit wichtige Anwendung zur Herstellung von Panzerplatten und Schiffsmaschinenteilen findet.

Die bemerkenswerte Analogie zwischen der Konstitution des Stahls und derjenigen eruptiver kristallinischer Gesteine hob Sorby schon beim Beginn der betreffenden Untersuchungen hervor. Während man z. B. im Granit als charakteristische kristallisierte Bestandteile Feldspat, Quarz und Glimmer erkennt, findet man im langsam gekühlten Stahl zwei wohl definierte Komponenten, den Ferrit als reines Eisen und den Zementit, die chemische Verbindung von Eisen und Kohlenstoff, daneben die als Perlit bezeichnete Mischung beider von bestimmtem Kohlenstoffgehalt. Und wie in der Petrographie erst das Mikroskop das Auge des Forschers befähigte, die Bestandteile und die Struktur der feinkörnigen bis dichten Gesteine zu erkennen, so ist dasselbe auch in der Metallographie zum wichtigsten Hilfsmittel der Forschung geworden. Auch hier enthüllt es das Vorhandensein kristallisierter Substanzen in mannigfaltiger Ausbildung und Gruppierung. Als eine den festen anorganischen Körpern ganz vorwiegend zukommende Eigentümlichkeit aber erkennen wir auch hier den kristallisierten Zustand, gleichsam den normalen Zustand der festen, nicht organisierten Materie.



Eindrücke aus Canada / Von Graf Vay von Vaya

(Fortsetzung.) IV.

Seen und Ströme.

Mit Recht kann sich Kanada rühmen, die ausgedehntesten Wasserflächen aller britischen Kolonien zu besitzen. Ungeheure Seen, wie der Huron, Ontario und der Obere See, großartige Ströme, wie der St. Lorenz, bedecken viele Tausende von Morgen und das Süßwassergebiet wird auf mehr als 10 000 Kubikmeilen geschätzt. Die Dominion hat für sich allein eine größere Menge Süßwasser aufzuweisen als ein ganzer Kontinent.

Der Obere See ist der größte der Erde und bedeckt eine Oberfläche von über 30 000 Meilen; er ist tatsächlich ein Binnenmeer mit seiner Breite von 170 und einer Länge von 300 Meilen. Er ist gefährlichen Stürmen unterworfen, die seine Wasser gleich denen des Ozeans aufregen. Die jähen Veränderungen der Strömungen machen die Schiffahrt noch schwieriger als auf offenem Meere.

Das umliegende Land ist meist flach, kann aber, besonders gegen Norden hin, nicht monoton genannt werden, denn hier ist Felsboden, mit dichten Waldungen bedeckt. Die Seenflächen selbst tragen große und kleine, vielgestaltige Inseln. Berühmt sind die sogenannten ‚Tausend Eilande' am Ausfluß des Ontario, eine der geographischen Merkwürdigkeiten dieses Gebietes. Nicht weniger bemerkenswert an Form und landschaftlicher Schönheit sind die zahlreichen Buchten und Durchfahrten, die längs der Ufer oft tief ins Festland hineingehen. Diese Ufer sind mit Faktoreien und Industriegebäuden besetzt, da die vielen Dampfer und Segelboote nebst dem Eisenbahnsystem für leichte und rasche Verbindung sorgen. Nicht nur Sägemühlen, Gießereien und Werften begegnen bei jeder Biegung dem Auge, auch blühende Städte erstehen mit wachsender Schnelligkeit. Orte wie Stanley, Schreiber und Josephine Mine sind erst vor kurzem gegründet, während andere wie Port Arthur und Fort William Kanadas wichtigste Zentralpunkte zu werden versprechen.

Den größten Wohlstand zeigen die Küsten des Ontario, wenngleich er der kleinste dieser Seen ist. Große Städte wie Kingston, Cobourg, Hamilton und vor allem Toronto unterhalten einen regen Verkehr auf dem Wasserwege. Wenn wir in Betracht ziehen, daß der Eriesee 10 000 Quadratmeilen, der Michigan und Huron 22 000 und der Obere See mehr als 30 000 Quadratmeilen umfassen, so erscheint der Ontario mit seinen 7000 klein dagegen.

Weiter westwärts haben wir das herrliche Trio des Gladstone-, Winnipegosis- und Winnipegsees, von fruchtbarem Lande umgeben, das sehr rasch kolonisiert wird; auch diese Wasserflächen werden bereits in derselben Weise wie die zuvor genannten nutzbar gemacht.

Noch weiter gegen Westen und Norden liegen der Indian-, Renntier-, Doobaunt-, Athabasca-, der große Sklaven-, Aylmer-, Mackay-, La Martre- und der große Bärensee, um nur die bedeutendsten unter den hunderten zu erwähnen, die diese weiten Landstrecken übersäen. Die größten von ihnen, schon in halb arktischen Regionen, der große Sklaven- und der große Bärensee, sind reich an Fischen, und in den dichten Waldungen ihrer Küsten bergen sich wertvolle Pelztiere. Sie sind wenig bekannt und außer nomadisierenden Eskimos, Indianern, Missionären und Pelztierjägern wagen sich kaum Menschen in diese unwirtlichen, unbewohnten Zonen.

Die Ströme Kanadas sind nicht weniger zahlreich und großartig als seine berühmten Seen. Der Mackenzie und der Yukon, die großen Flüsse des Nor-

dens, ergießen sich ins Nördliche Eismeer. Beide entspringen im Felsengebirge, und der Yukon dient mit seinen Nebenflüssen einem Gebiet von 2700 Meilen als Verbindungsweg. Die Gegenden, die er durchfließt, sind letzthin durch Entdeckung von Goldfeldern berühmt geworden und innerhalb der letzten wenigen Jahre wurden zahlreiche Lager und Ansiedlungen im Yukontale aufgebaut. Der wichtigste Teil dieses Flußlaufs geht durch Alaska, während der Mackenzie von der Quelle zur Mündung nur kanadischen Boden bewässert. Diese beiden Ströme bilden das Hauptdrainagesystem der arktischen Gegenden, während die Seen, der große Bären- und der große Sklavensee natürliche Reservoire bilden, die ihre Wassermassen mittelst der Flüsse, wie des Peace und des Athabascastromes abgeben. Ein ungeheures Gebiet wird durch den Mackenzie bewässert, der nebst seinen Nebenflüssen eine Länge von 4000 Meilen hat. Doch wird sein Nutzen verringert, weil er ein ödes, unbewohntes Land durchfließt, das während der größeren Hälfte des Jahres mit Schnee bedeckt ist.

Der nützlichste der kanadischen Ströme ist vielleicht der Saskatchewan, der fruchtbare Ebenen durchfließt und für den Transport landwirtschaftlicher Produkte von größter Wichtigkeit ist. Auch dieser Fluß entspringt in den Felsengebirgen, nimmt aber nicht westliche Richtung nach dem Stillen Ozean, sondern er durchläuft beinahe das ganze Zentralkanada, wobei ihm tausend Nebenflüsse, die teilweise den Winnipegsee durchströmen, zugehen, um endlich in die Hudsonbai einzumünden. Seine Gesamtlänge beträgt 1600 Meilen, wovon über 1200 schiffbar sind. Obgleich er ebenes Land durchströmt, sind seine Ufer doch oft steil und höchst malerisch.

Ein anderer wichtiger Fluß ist der Churchill mit einer Länge von mehr als 1000 Meilen; er mündet gleichfalls in die Hudsonbai und verbindet eine große Zahl der kleineren Seen miteinander. Ferner sind zu erwähnen der Mooseriver mit seinen Nebenflüssen, der Abitibi, der Mattagami und der Missinaibi.

Wenden wir uns nun schließlich nach Osten, so erreichen wir den berühmtesten und bedeutendsten der kanadischen Ströme, den St. Lorenz. Seine schiffbare Länge beträgt mehr als 4000 Meilen und die Ozeanschiffe können auf ihm bis zum Oberen See, d. i. von der Mündung 2300 Meilen, fahren. Dank einem großartigen, bewunderungswürdigen Kanalsystem bietet das Becken des St. Lorenz die größte schiffbare Fläche sämtlicher Flüsse der Erde. Der Verbindungskanal mit dem Ontario ist 17 Fuß tief bei einer Länge von 55 Meilen.

Montreal wird mit dem St. Lorenz mittelst des Richelieu- und des Champlain-Kanals direkt verbunden, die Hauptstadt Ottawa durch die großen Seen und den Rideau-Kanal. Sogar der Ottawa-Fluß ist in einer Länge von Hunderten von Meilen ausgebaggert worden, um seine Schiffbarkeit für Fahrzeuge mit großem Tiefgange zu erleichtern. Der bedeutende Niveauunterschied zwischen dem Erie- und dem Ontario-See ist durch den Wellandkanal ausgeglichen worden, während die Riesenschleusen des Sault Ste. Marie-Kanals mittelst Elektrizität gehandhabt werden. Diese wurden mit großen Kosten erbaut, doch der ständig zunehmende Kanalverkehr hat das Unternehmen schon seit langer Zeit als höchst gewinnbringend bewährt.

Dank diesem kunstvollen System können sämtliche Produkte aus dem Innern, als Weizen, Bauholz, Pelze, landwirtschaftliche Erzeugnisse jeder Art leicht nach den Seehäfen befördert werden. Die Kanalanlagen werden durch den wundervollen Wasserreichtum der Seen und Flüsse erleichtert und diese natürlichen Hilfsmittel werden weitgehend ausgenutzt. Beispielsweise führt

vom Westende des Oberen Sees eine schiffbare Wasserstraße nach der Mündung des St. Lorenz in einer Länge von 2384 Meilen. Die Nebenflüsse des majestätischen Stroms dürfen nicht zurückbleiben, auch sie sind in den Dienst der Menschheit gezwungen worden. Der Ottawa hat eine schiffbare Länge von 750 Meilen, der St. Maurice von 400, der Saguenay 100 und der Richelieu 75. Um hingegen einen schwachen Begriff von den Wassermassen des St. Lorenz zu geben, brauchen wir nur zu erwähnen, daß das überschüssige Wasser der größeren Seen, des Champlain-, des St. John-, des Tinis-, Raming-, Nipissing-Sees und anderer in die Mündung des St. Lorenz entleert wird, der am Kap Gaspe eine Breite von 60 Meilen erreicht. Die Bai selber ist 500 Meilen lang und nebst der Fundybai die größte Meeresbucht dieser Küsten.

An der Nordküste bilden Hudson- und Jamesbai zusammen eine Wasserfläche, die, bedeutend größer als die Ostsee, 550 Meilen Breite zu einer größten Länge von 1250 Meilen mißt. Tief ins Land einschneidend und während der Sommermonate schiffbar, bildet sie für die Zukunft der Dominion einen sehr wichtigen Faktor. Schon sind an ihren Ufern einige Häfen eröffnet, die bedeutendsten unter ihnen Port Churchill und Port Severn. In Anbetracht ihres nahen Verhältnisses zu Großbritannien und ihrer Verbindung mit den Weizenebenen von Kanada wird es ohne weiteres klar, daß mit der zunehmenden Erschließung des Landes zum Anbau ihre Bedeutung als Zentralpunkte für den Welthandel mit den landwirtschaftlichen Erzeugnissen der Dominion wächst. Die einzige Bai von annähernd gleicher Wichtigkeit ist der Golf von Georgia, der die Insel Vancouver vom Festlande trennt. Die Küsten der arktischen Gegenden sind zwar von zahllosen Buchten und Fjorden eingeschnitten, doch macht es das Klima unmöglich, daß sie ihrem Lande je nutzbar werden können.

Die Einschnitte längs der Küsten der großen Seen sind jedoch bemerkenswert, denn ihre Größe ist nicht nur die gleiche wie an der Meeresküste, sie sind auch wichtig für die Erleichterung des Handels. So bilden die Donnerbai im Westen des Oberen und die Georgianbai an der Nordostküste des Huronsees betriebsame Zentren für Ein- und Ausfuhr aller nur erdenklichen Waren.

Es ist kaum nötig, zu erwähnen, daß die Wissenschaft die großartige Wasserzufuhr der Dominion dem Gebrauch des Menschen noch nach andern Richtungen hin zugänglich gemacht hat, so als elektrische Kraftquelle für Mühlen und Faktoreien jeder Art. In den Weststädten sind solche Methoden mit größtem Erfolg angewendet worden; der Winnipegfluß liefert die Kraft für eine Anlage von 30 000 Pferdekräften und überall längs der Stromufer findet man kleine und große Kraftstationen dieser Art. Am Yukon und in Britisch-Columbia wird die Wasserkraft erfolgreich bei der Goldwäsche angewendet, indem die Erde durch einen starken Wasserstrahl fortgespült und der goldhaltige Kies freigelegt wird.

In der Hauptstadt Ottawa, in Montreal und Quebec wird die Wasserkraft von den nahen Fällen entnommen. Beispielsweise liefern die 40 Fuß hohen Chaudière-Fälle bei Ottawa bis zu 800 Pferdekräfte und die 30 Meilen entfernten Chates-Fälle werden gleichfalls nutzbar gemacht. Tatsächlich sind in Ottawa und seiner Umgebung Anlagen in der Gesamtsumme von beinahe einer Million Pferdekräften im Betrieb. Quebec ist ebenso gut versorgt, denn die Montmorency- und die Shawenegom-Fälle werden in vollem Umfange ausgenützt, und dank den Lachine Rapids- und den Richelieufällen steht Montreal

in bezug auf Wasserkraft nicht zurück. Alle bedeutenden Städte und sogar viele kleine Dörfer sind gut versorgt.

Doch die berühmtesten Unternehmungen dieser Art sind an den Ufern der Niagarafälle zu finden. Eine Gesellschaft hat sich zur Gewinnung von 425 000 Pferdekräften die gewaltige Aufgabe gestellt, durch die Felsen des Beckens Tunnels zu bohren, in denen das für Industriezwecke erforderliche Wasser durch riesige Röhren aufgefangen wird. Bisher sind über drei Millionen Dollars dafür aufgewendet worden; für die Vollendung des Ganzen werden der Schätzung nach zwanzig Millionen notwendig sein. Der größere und imposantere Teil der Fälle liegt auf der kanadischen Seite der Grenzlinie; die Goat-Islandseite und der über 150 Fuß hohe Horseshoefall sind viel interessanter als der amerikanische Fall, wenngleich dieser ein wenig höher ist. Leider wird dies Naturwunder mehr und mehr von allen Seiten durch Faktoreien verunstaltet, die zur Nutzbarmachung der großartigen Wassergewalt gleich Pilzen aus der Erde geschossen sind. Der Ort, der einstmals wohl das erhabenste Schauspiel der Welt bot, ist nun durch rauchende Schlote und unansehnliche Gebäude profaniert; seine Ufer entlang laufen Schienenstränge, auf denen unaufhörlich Tag und Nacht ein reger Verkehr auf- und abflutet, während sich das Getöse der Maschinen in das Brausen der Wasser mischt — mit einem Wort: die urwüchsige Schönheit, die den Fällen noch vor wenigen Jahren eigen war, ist nun für immer verschwunden. Heut machen sie uns nur noch Eindruck als Mittelpunkt eines nie ruhenden Maschinenbetriebs, als treibende Kraft des häßlichsten aller Menschenwerke. Ihr Geburtsrecht fesselloser Erhabenheit ist niedergezwungen worden zu der alltäglichen Aufgabe bloßen Geldverdienens.

V.

Das Waldland.

Fast darf man sagen, daß Kanadas Reichtum an Wäldern unerschöpflich ist, und in verschiedenen Distrikten scheint dies wirklich der Fall zu sein. Doch anderwärts, wo der Mensch die Waldungen mutwillig zerstört und verwüstet hat, liegt es klar zutage, wie leicht Selbstsucht und Gedankenlosigkeit diese Reichtümer vergeuden kann. Längs der Eisenbahnlinie mag der Reisende meilenweite Strecken, die einst großartiger Urwald waren, vom Feuer zerstört sehen, dessen Entstehung nur auf Fahrlässigkeit zurückzuführen ist. Bei dem außerordentlichen Reichtum an Wäldern wurde auf die Erhaltung des Vorhandenen jahrelang keine sonderliche Aufmerksamkeit verwendet, doch haben sich jetzt die Verhältnisse sehr geändert. Auch in den Vereinigten Staaten, wo das Land in beunruhigendem Grade bloßer Spekulation zu Liebe seiner Wälder beraubt wird, haben sich jüngst die Politiker eingehend mit der Frage beschäftigt.

Mehr als 120 verschiedene Baumgattungen sind in Kanada heimisch und das gesamte Waldgebiet ist ziemlich ebenso groß wie Mitteleuropa. Sowohl die häufiger vorkommenden Baumarten, die für Bauholz verwendet werden, als auch viele seltene Hölzer gedeihen hier in Fülle, Kiefern jeder Gattung, Eiche, Ahorn, Buche, Ulme und Walnuß. Neu-Braunschweig und Neu-Schottland besitzen je über 4000 Quadratmeilen Waldland. Längs der Küste kommen Fichten und Tannen am häufigsten vor, doch in den höher gelegenen Gegenden des Innern sind Dauerhölzer, wie Ahorn, Buche, Esche und Birke sehr zahlreich, ebenso, vereinzelt, Pinus silvestris und Rottanne. Wenn die Dauerhölzer ge-

fällt sind, wachsen Rottannen, Clusien, Birken und Lärchen an ihrer Stelle auf. Diese Bäume machen den Boden fruchtbar, und wenn sie abgeholzt sind, ist das Land für Viehzucht und Anbau geeignet.

Außerhalb der Küstenprovinzen gibt es in der Dominion drei große Waldgürtel: erstens der von Britisch-Columbia, zweitens der südliche Waldgürtel und drittens der nördliche Tannengürtel.

Bei einer Durchquerung des Landes mit der Eisenbahn wird der Reisende tagelang durch Urwälder fahren, zu jeder Seite des Schienenweges ein Bild unvergleichlicher Schönheit. Endlos erscheinen die Säulenhallen der mächtigen Stämme, und der Kontrast der weiten, sonnenlichten Ebenen mit dem undurchdringlichen Waldesdunkel gibt ein kaum faßbares Gefühl der Weiträumigkeit und Erhabenheit.

Große Urwaldregionen sind in verschiedenen Teilen der Dominion als Nationalparks vorbehalten worden. So der Rocky Mountains-Park an der kanadisch-pazifischen Eisenbahn, 96 Meilen lang und 46 Meilen breit; der Yoho-Park am Abhang der Rockies zum Stillen Ozean, 40 Meilen lang und 15 Meilen breit; der Algonquin-Nationalpark von 1 200 000 Acres in Mittelontario; der Königin Viktoria-Park von 154 Acres am Niagarafall und ein großes Waldreservat im Timiskamingdistrikt. In Nordquebec ist ein Gebiet von 1 620 000 Acres, in dem mehr als ein Dutzend Flüsse entspringen, vorbehalten worden. Im Vergleich mit dem gesamten Waldland sind diese Reservate natürlich nur klein.

In Britisch-Columbia ist nun die Waldlandschaft am großartigsten. Die beinahe undurchdringliche Wildnis der Felsengebirge hat einen Weltruf und die Riesenbäume von Vancouver zählen zu den Naturwundern. 200—300 Meilen breit erstreckt sich der Waldgürtel von Britisch-Columbia 770 Meilen nordwärts. Dank dem milden Klima gedeiht hier eine große Zahl verschiedener Arten, deren einige eine ungeheure Größe erreichen. Nicht nur die wertvolle Rot- oder Oregonfichte findet sich hier, auch die rote und gelbe Zeder, die okzidentale Tanne, Ahorn und die Eiche des Westens. Im Nordteil werden Schwarz- und Weißtanne häufiger und bilden ein ausgedehntes Gebiet, dessen Ertrag zur Papierfabrikation geeignet ist. Britisch-Columbia besitzt den wertvollsten Waldgürtel auf dem ganzen nordamerikanischen Kontinent.

Das gefällte Holz wird entweder in ganzen Stämmen oder zu Balken zersägt die Flüsse hinabgeflößt. Die Holzausfuhr bildet eine der ergiebigsten Quellen des nationalen Wohlstandes — sieben Millionen der jährlichen Revenuen kommen aus den Wäldern, und eine fernere Million bringt die Erzeugung von Holzpapier ein. Säge- und Holzstampfmühlen jeder Art sind während der letzten Jahre in großer Zahl an den Ufern der Seen und Flüsse erbaut worden und dies ist nur eins der vielen Zeichen für den zunehmenden Wohlstand derjenigen, die ihre Tätigkeit den beiden wichtigsten Quellen von Kanadas Reichtum — der Landwirtschaft und der Forstkultur — zugewandt haben.

VI.
Tierwelt und Jagd.

Zahl und Arten der wilden Tiere, die einst in Kanada in Überfluß und Mannigfaltigkeit vorhanden waren, haben sich rasch vermindert. Vor einigen Jahren noch wurde Kanada mit Recht das Paradies des Jägers genannt. Riesige Bisonherden durchzogen das Land und grasten zu Hunderten und Tausenden in den weiten Ebenen. Heut leider ist wahrscheinlich kein einziger wilder Bison

mehr übrig, und die erbärmlichen Geschöpfe in den Nationalparks sind nur degenerierte Nachkommen der Tiere, die einst auf den Prärien weideten. Das Hochwild, Elch, Bergschaf und Antilope ist gleichfalls immer seltener geworden und wird bald ganz ausgestorben sein.

Das gewissenlose Hinmorden dieser nützlichen Tiere seitens der ersten Ansiedler ist unverzeihlich. Die wichtigsten Arten der wilden Tiere werden jetzt hauptsächlich durch verschiedene Bärengattungen repräsentiert, ferner durch Renntiere und Sumpfottern. Wölfe, Füchse, Skunks, Zobel, Marder und andere sind noch zahlreich. Unter den arktischen Tieren werden viele ihrer Felle wegen geschätzt, die nach Europa exportiert und dort mit Gold aufgewogen werden.

Obgleich Kanadas Pelztiere zahlreich und kostbar sind, hat doch das Tierleben seiner Gewässer noch größere Bedeutung. Vom Weißschwänzchen bis zum Riesenwal finden sich hier alle, auch die seltensten Arten in Mannigfaltigkeit und Überfluß; sie liefern nicht nur eine wichtige Nahrungszufuhr, sondern auch die Bedürfnisse des täglichen Lebens.

Wildes Geflügel gibt es in Kanada in Menge und in großer Mannigfaltigkeit der Arten, die sich an Gefieder und Farben zeigt. Gänse und Enten sind am häufigsten und bieten gute Jagdbeute. Birkhuhn, Rebhuhn, Schnepfe, Kiebitz und andere sind sehr zahlreich. Truthähne werden viel von den Farmern gezüchtet; diese Vögel weiden in großen Herden auf den Prärien in halbwildem Zustande und erreichen eine außerordentliche Größe. Auch Singvögel gibt es in großer Zahl, besonders in Britisch-Columbia und auf der Insel Vancouver, wo das milde Klima ihnen günstig ist.

VII.
Erziehungswesen.

In Kanada ist der Unterricht auf der Unterstufe unentgeltlich, und die Zahl der freien Schulen, die weit über das Land verstreut sind, erreicht annähernd 20 000; in ihnen werden mehr als eine Million Kinder unterrichtet. Der Lehrerstab wird gegen 30 000 zählen. In den Provinzen und besiedelten Territorien ist die Existenz dieser Schulen gesichert, während in den neuen Provinzen fünfundzwanzig Quadratmeilen zu einem Schuldistrikt gehören mit einer Mindestfrequenz von 12 Schülern.

Der Besuch der höheren Schulen erfordert ein bescheidenes Schulgeld. In den alten Provinzen gibt es recht bedeutende Kollegs und die besten Erziehungsanstalten sind vielleicht die von den Jesuiten, den Dominikanern und den Maristenvätern geleiteten. Auch für die Mädchen ist entsprechend gesorgt. Waisenhäuser, Kindergärten und Unterschulen sind von den katholischen Schwesterschaften eingerichtet worden und verdienen warm empfohlen zu werden. In den entlegensten Distrikten mitten in der Wildnis widmen diese tapferen Frauen ihr Leben der Erziehung der kommenden Generation.

Die Schulen zweiten Grades sind gewöhnlich nur sehr mäßig entweder von der Regierung oder von den Lokalverwaltungen dotiert; sie sind durchaus modern und werden stark besucht. Die Gerechtigkeit gebietet, daran zu denken, daß die Pioniere des Erziehungswesens in Kanada die geistlichen Orden waren, die in den ersten Jahren der Besiedlung Schulen und Kollegs gründeten.

In einem agrarischen Lande wie die Dominion sind wohl die wichtigsten aller Erziehungsanstalten die landwirtschaftlichen Schulen. In Ontario, Quebec,

Neu-Schottland und Manitoba bestehen besondere Landwirtschaftsschulen. Meiereischulen sind in den meisten Provinzen errichtet, auch viele Farmerlehrinstitute; ferner Vereinigungen für Viehzucht, Obstplantagen, Getreidebau und Gartenkultur, sowie von Ort zu Ort ziehende Meiereien — alle von den verschiedenen Provinzen unterstützt. Wertvolle praktische Experimente werden unternommen und die Resultate in den Regierungsberichten und besonderen Denkschriften allen Interessenten mitgeteilt.

Die größte derartige Schule ist das Landwirtschafts-Kolleg zu Guelph, Ontario, 1874 gegründet. Es verfügt über einen großen Stab von Fachmännern und übermittelt einen ausgezeichneten Unterrichtskursus in sämtlichen Zweigen der Landwirtschaft. Der kleine Kursus währt zwei Jahre und soll junge Leute für die Tätigkeit auf den Farmen vorbereiten. Ein Studierender kann ein drittes Jahr bleiben und sich für eine Prüfung als Bachelor of the Science of Agriculture (B. S. A.) ausbilden. Das vortreffliche Kolleg ist in ganz Amerika wie auch im Auslande weithin bekannt.

Ferner sind die in gutem Ruf stehenden Universitäten Quebec, Mc. Hill und Montreal wie auch das Militär-Kolleg in Kingston zu erwähnen, wobei viele andere wissenschaftliche Lehranstalten ungenannt bleiben, die mit Recht einen internationalen Ruf haben. Die Freigebigkeit der kanadischen Bürger ist gerade auf dem Gebiete der Erziehung bemerkenswert. Reiche Leute, die als einfache Arbeiter anfingen und jetzt große Vermögen besitzen, realisieren mehr als andere, die im Besitz sozialer Vorteile waren, den Wert guter Ausbildung. Daher schulden viele Lehranstalten Gründung und Fortbestehen einzig privater Freigebigkeit.

VIII.

Vancouver und Viktoria.

Von allen kanadischen Städten ist Vancouver die am meisten amerikanische, und ihre nahe Nachbarin, Victoria, im Gegensatz dazu die am meisten englische. Selten finden sich zwei so verschiedene Typen so dicht beieinander, denn diese beiden Städte haben in keinem einzigen Punkt eine Ähnlichkeit aufzuweisen. Sie könnten verschiedenen Epochen, sogar verschiedenen Welten angehören, so ungleich sind sie in jeder Beziehung.

Vancouver kann als typisch für die Vereinigten Staaten gelten und es wird uns bei unserm dortigen Verweilen schwer zu glauben, daß wir uns nicht unter dem Sternenbanner befinden. Stadt und Einwohner zeigen die charakteristischen Eigentümlichkeiten der sogenannten Pilzstädte des Westens. Sie hat sich mit der gleichen staunenswerten Schnelligkeit entwickelt; wie durch Zauber sind mitten im Urwald Gebäude emporgewachsen und Straßenzüge durch offene Felder geführt. Es ist ein Ort voll auffallender Gegensätze — voll Zusammenhanglosigkeit; und wie die Stadt, so sind die Leute. Rastlos und unternehmend arbeiten sie ohne Ruhepause oder Muße und führen Geschäft und Spekulation mit der unermüdlichen Intensität, die für den Yankee charakteristisch ist. Das Leben wird ausschließlich durch den Handel ausgefüllt und die Straßen bieten ein reges Schauspiel emsigen Getriebes. Die Zeit scheint hier kostbarer als irgendwo in der Dominion; jeder beeilt sich, denn jeder ist stark beschäftigt. Arm und reich stehen gleichermaßen im Geschäft und bringen ihr Leben in Kontoren und Läden zu. Industrielle Tätigkeit ist überall zu spüren, und der Gelderwerb scheint das einzige Ziel von Vancouvers Existenz zu sein.

Auch das Äußere der Stadt ist durchaus amerikanisch — neu und vollkommen unharmonisch; neben palastartigen Bauten stehen elende kleine Hütten und im Schatten von Wolkenkratzern aus Stahl und Ziegeln baufällige Holzschuppen. Eine imposante Fassade, die in einer großen Metropole wohl am Platz sein würde, ist dicht an einen armseligen Katen herangebaut. Auch der Geschäftsbetrieb ruht auf amerikanischer Basis. Es wird stark spekuliert in Grundbesitz, Vieh und Aktien, und Bullen und Bären (Hausee und Baisse. D. Ü.) bekämpfen sich mit derselben Wildheit, wie sie es in Wallstreet tun.

Die Bevölkerung ist beinahe ebenso bunt zusammengewürfelt und disharmonisch wie die Stadt. Jeder Typus ist in den Straßen von Vancouver anzutreffen; der eben angekommene, mittellose Einwandrer rennt mit dem Millionär zusammen, der zahlungsunfähige Ladeninhaber und der kreditkräftige Spekulant, der Kolonist und der Arbeiter, der Neger, der Jap, der Chinese, alle sind geschäftsbeflissen hier zu finden. Aus vier Weltteilen, Europa, Asien, Afrika und Amerika, zusammenströmend, sind hier alle Stände und Vermögensklassen vertreten. Unter den Kaufleuten des Lokalhandels sind mehr Amerikaner als Engländer, während das ständig wechselnde Heer der Handlungsreisenden, die die Hotels füllen, fast ausschließlich aus Yankees besteht.

Asien versorgt die Stadt mit den dienenden Ständen, Wäschern, Restaurantwirten, Obsthändlern usw.; alle diese sind Chinesen oder Japaner, während Afrika mit seinen Negern die Eisenbahnarbeiter und Beamten liefert. Diese heterogene Bevölkerung, zu der Völker jeder Farbe und Nationalität zählen, ist entschieden noch interessanter als die außerordentliche Entwicklung der Stadt selbst. Es ist die Mischung von Rassen und Lebenszielen, die so verschieden und einander so entgegengesetzt sind, die brausende Lebensflut in seinen Straßen, die Vancouver eine große Zukunft gedeihlichen Wohlstandes versprechen, wenn es erst, wie mit Sicherheit vorauszusagen ist, einer der großen Weltmärkte geworden sein wird.

Victoria andererseits ist spezifisch britisch und besitzt alle Eigentümlichkeiten und Reize einer alten englischen Stadt. Vom Augenblick des Landens an fühlt man sich in den sonnigen, wohlgepflegten Straßen heimisch, und die Bewunderung wächst, wenn man die reizenden Häuser inmitten ihrer im mannigfaltigsten Blumenschmuck prangenden Gärten betrachtet. Doch ist es unmöglich, nur in einer Beschreibung den schönen Gärten Victorias gerecht zu werden, sowie dem gleichmäßigen Klima, das es den warmen Strömungen des Stillen Ozeans, dem Schutz der umliegenden Gebirgsketten und den zahlreichen sonnigen Tagen verdankt. Alles dieses trägt dazu bei, eine überaus üppige Vegetation zu schaffen, denn nirgendwo sonst in nordischen Gegenden findet man solch reiches, volles Grünen. Ein großer Prozentsatz der Bevölkerung gehört den gebildeten Klassen an, die, angezogen durch die Schönheit des Ortes, hier ihren Wohnsitz genommen haben.

Bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war Victoria nur ein kleiner Hafen, der Hudsonbai-Gesellschaft gehörig, wo die für den europäischen Markt bestimmten Sealskins aufgestapelt wurden. Allmählich wuchs es sich zur Stadt aus, da seine günstige Lage es für die Erleichterung von Ein- und Ausfuhr der verschiedenen Waren sehr geeignet machte. Gegenwärtig ist es nicht nur der Winterhafen der berühmten Robbenjäger, sondern auch ein wichtiger Stapelplatz der Holzindustrie, von wo eine ungeheure Zahl von Balken nach allen Weltteilen versandt wird. Ferner ist es die Hauptstadt von Britisch-Columbia. Die

Parlamente und der Gouverneur residieren hier und ein großer Teil der ansässigen Bevölkerung besteht aus pensionierten Beamten und andern Personen, die, nachdem sie sich in der Dominion ein Vermögen erworben, sich nun in diesen angenehmen Ort zurückgezogen haben. Unter ihnen sind viele feingebildete Menschen von bestem Geschmack, die sich reizvolle, künstlerische Heimstätten erbaut haben, umgeben von prachtvollen, sorgsam gepflegten Gärten. So kann man sich schwer etwas Entzückenderes vorstellen, als diesen lieblichen Ort an den Gestaden des Georgia-Sundes.

Die öffentlichen Gebäude entsprechen gleichfalls in vollkommener Weise den Bedürfnissen der Stadt. Das Parlamentshaus ist ein schöner Gebäudekomplex von einer edelgeformten Kuppel überragt, während die Verwaltungsbauten nicht weniger bemerkenswert sind. Die öffentlichen Hospitäler, Schulen und dergleichen sind ebenfalls bewunderungswürdig, schöner als alle aber das Regierungsgebäude. Auf der Spitze der Halbinsel errichtet, wo das Ufer durch viele kleine Einschnitte und Klippen zerrissen ist, spielen die Wellen des Ozeans bis zu den Fundamenten heran, und es beherrscht durch seine stolze Lage die ganze blühende Stadt. Es bietet ein geräumiges Heim im Landhausstil und ist von schattigen Gärten umkränzt, die mit ihren farbenglühenden Blumenbeeten die edlen Formen dieser würdigen Residenz heben, so daß man immer wieder an die alte Heimat erinnert wird. Ich denke mit Freude an viele Stunden anregender Unterhaltung zurück, die ich in den gastlichen Mauern zubrachte, wo aus der großen Halle das Auge von den mit ewigem Schnee bedeckten Berggipfeln zum weiten Horizont den Stillen Ozeans schweift.

So bietet Viktoria nicht allein alle Vorzüge landschaftlicher Schönheit und kommerziellen Wohlstandes dar, es trägt auch in seltener Vereinigung mit jenen das Gepräge der Verfeinerung und Behaglichkeit. Für mich liegt sein Reiz darin, daß es mehr als Luxus und materielles Wohlbefinden zu bieten hat, denn wahre Zivilisation und echte Kultur verleihen dem Ort eine ganz eigentümliche Atmosphäre, die unverkennbar und dabei doch nicht zu definieren ist. Wohlstand und moderne Einrichtungen sind ja nur die äußeren Zeichen von Fleiß und Intelligenz, während Kultur Verfeinerung des Geistes bedeutet: jene sind Sache des Verstandes, während an diesen Herz und Seele mitarbeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Bausteine

Albert Welti / Von Konrad Weiß

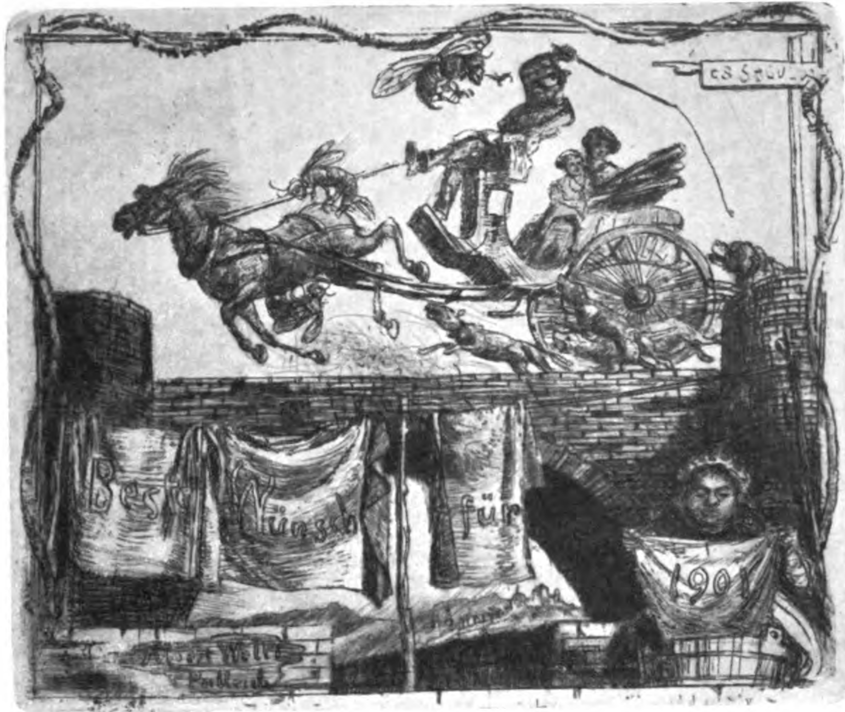
Mit der außerordentlichen Zunahme der Künstlerzahl heutzutage scheint das kernhafte Trüppchen origineller Künstlernaturen wie Albert Welti im gleichen Schritte abgenommen zu haben. Man möchte Welti gegenüber den sogenannten Nurkünstlern, die Vertreter und Produkte der modernen Kunstkultur sind, einen Künstler vom alten Schlage nennen. Denn es dünkt uns, daß in unserer alten großen Kunst jene Altmeister, die stets eine innere reiche Welt in ihre Werke übersetzten, in der Mehrzahl waren gegenüber den fleißigen Vervollkommnern eines bestimmten formalen Kunstprinzips. Heute hat sich dieses Verhältnis umgedreht, und darum erscheint uns ein Künstler wie Welti, dessen Kunst der Ausdruck eines regen Innenlebens, der Ausfluß eines ursprünglich quellenden Temperaments ist, als altmeisterlich. Zwischen all den technischen Meisterstücken und lyrischen Stimmungsbildern ist uns diese Ursprünglichkeit fast fremd geworden, die durchaus nichts subjektiv Verblümeltes hat, sondern objektiv echt und mit unserem nationalen und persönlichen Wesen aufs engste verwurzelt ist.

Weltis Gemälde und Radierungen bieten ungleich anderer heutiger Kunst auch dem naiven Betrachter viel Gemüt- und Humorvolles; denn sie sind stofflich reich und voller Abwechslung. Man kann sich immer wieder von neuem in sie vertiefen, die Bildidee in der Phantasie nacherleben und sich in die vielen Einzelheiten verlieren. Es lassen sich vor ihnen Schicksale ausspinnen, Märchen erdichten oder schnurrige Gedanken belächeln. Auf der Brücke, die vom Heimatdörfchen wie von einer lieben Vergangenheit in eine noch unbekannte, wenig wegsame Zukunft führt, trennt sich die Braut von der alten Mutter, um dem Erwählten zu folgen, dessen charaktervolle Statur der Liebe Dauer verbürgt, während die Gespielen mit dem ums tägliche Brot arbeitenden Musikanten und Tanzmeister unbekümmert um die schwere Trennung und neue Bindung der Seelen wie die gleichgültige Welt selber ihren Weg weiter tollen. Blind für die Schönheiten des dunkelnden Feierabends und gefühllos für den süßen Vorgenuß der Ruhe treibt der Geizhals auf seinem plumpen Kahne dahin. Ruhig und seiner Beute sicher steuert der Geizteufel den Alten, der nur Augen und Hände für seinen gleißenden Mammon hat, an allem Schönen vorbei. Nichts davon ist in dem Kahne drinnen, aber an seinem Rande grinsen Fratzen, wie wenn sie sich dort während der ruhelosen, stets auf Erwerb bedachten Fahrt gleich eklem Seegetier angehängt hätten. Alle Stände und Alter, der mühselige und beladene Kreuzträger wie die Jungfrau, die noch alle Rosen des Lebens in ihren Armen hält, der Schacherer mit irdischem Gut wie der Künstler, dem kein Erdenteil zugefallen, alle gehen den harten unausweichlichen Gang zur Unterwelt. Gottes schöne Welt bleibt zurück mit all ihren Naturwundern und Märchenzaubern, wo legendenhafte Prinzessinnen in reichen von edlen Steinen funkelnden Gewändern, aufgeschlagene Bücher in Händen durch die andächtige Stille des jungen, kühlen, farbenfrischen Morgens gehen, voraus ein stolzer Hirsch, auf den Geweihgabeln zwei schwelende Kerzen tragend. Die Bäuerin, die eben den Laden gegen das herflutende Licht hinausschlug, hat die

Legende wahrhaftig und wirklich gesehen. Ehrfürchtig kühl ist die Morgenluft; aber eine laue, blaue Mondnacht prickelt im Blute. Ein Feuerschein fährt mit Qualm zum Schornstein hinaus; ein Weib taucht dazwischen herauf und reicht den beiden ausgelassen oberhalb übereinander purzelnden Hexenfreundinnen die Hände. Eine davon stochert dem Burschen mit ihrem Besen auf den Kopf, den er mit schlaftrunkenen Augen zur Kammerluke herausstreckt. Mit grotesken Sprüngen und Besenschwingen jagt ein schon gesammelter Hexenschwarm durch die klare Nachtluft. Heiratslustige Männer tummeln sich mit ihren Nachen im Ehehafen, um sich die plätschernden Weiblein herauszufischen, die darin herumschwimmen wie die Fische im Fischwasser. Ein ganzer Staat von Arbeitenden und Feiernden, solchen, die ihren Geschäften nachgehen und solchen, die Maulaffen feilhalten, hat sich um das ergiebige Wasser angesiedelt, eine Menschenwelt wie ein Ameisenhaufen. Ernstes und Heiteres, wie's der Tag bringt und nimmt, von der Geburtsanzeige über die grüblerische Betrachtung der Lebensalter bis zu Tod und Unterwelt, gibt Stoff für Pinsel und Nadel. Schließlich findet sich auf launig gekritzelten Karten das Thema Künstlerleben in Leid und Freud mit einem goldenen Humor beschrieben. Weltis Kunst ist für geschulte und ungeschulte Augen; die Schaulust und die verbindende Phantasie kommen gleichmäßig auf ihre Rechnung.

Eine andere Zeit hätte sich mit dem naiven Genusse der Bilder begnügt. Sie wäre zufrieden gewesen, sich an dem Ursprünglichen zu erfrischen und das Wesensverwandte zu spüren wie bei Bildern von Dürer oder einem anderen lieben deutschen Meister. Heute will man immer die wirkenden Elemente einer Kunst begreifen, das Grundgesetzliche in die Hände bekommen. Dieses Streben war gut gegen die schablonenhafte Historien- und Genrekunst. Aber wenn man nun die Gesetze bloß von den modernen Reinkulturen der Künste hernimmt und alle inhaltliche Kunst als ‚literarisch' verdammen will, verfährt man grundfalsch. Man dürfte Welti kaum einen derartigen Vorwurf gemacht haben, dazu wirkt seine Künstlerpersönlichkeit, die ihn trotz der Lehrjahre bei Böcklin davor bewahrt hat, Böcklinide zu werden, zu überzeugend. Aber auch seine Kunst hat ihre Grundelemente, nur sind sie schwieriger zu begreifen, denn sie sind nicht außerhalb des Künstlers zu fassen in einer bestimmten Art des Natursehens oder in einer besonderen Handhabung der Technik, sondern sie liegen ganz in der Tiefe der eigentümlichen Künstlernatur. Wir müssen diese mit der Wünschelrute des gleichgestimmten wenn auch anfangs unbewußten Gefühls prüfen, um ihre geheimen Quellen zu entdecken.

Welti ist kein Kärrner in mageren Naturausschnitten, sondern ein Freiherr über die Erde; er komponiert nicht mühselig Versatzstücke zu einem Bildganzen, sondern streut seine Bilder wie ein Sämann über die Natur hin. Oder er gleicht jenem Manne im Märchen, der mit einem großen Sack über die Erde dahinging. Der Sack aber hatte ein Loch und daraus fielen Häuser, Bäume, Menschen, Lebendiges und Lebloses heraus, und als sich der Mann umschaute, hatte er die schönsten bevölkerten Landschaften auf seinem Wege hinterlassen. Man fühlt förmlich, wie Weltis Phantasie sprudelt. Diese Phantasie ist sein treibendes Künstlerelement: Er ist ein Dichter und ein Künstler zugleich, nur statt fürs Ohr verdichten sich seine Vorstellungen fürs Auge. Diese festzuhalten ist nun gerade die bewegliche Radiernadel wie geschaffen. Ihr ist auch die bildliche Darstellung des Allerphantastischsten möglich, da sie am meisten auf eine sinnliche Illusion verzichtet. Aber auch seine Gemälde mit ihrer schmucken





Albert Welti/Künstlers Leid und Freud.



an Böcklins Kenntnissen geschulten Malweise sind vollkommene Gedichte. Ein treuherziger Glaube an die Phantasiegebilde, wie ihn Kinder und Dichter haben müssen, läßt sie plötzlich mitten in einer Landschaft lebendig werden. Die Prinzessinnen, die Hexen, den Geizteufel sehen wir sofort, wenn wir nur die Alltagsbrille ablegen und die Augen ausputzen. Goethes Spruch ‚Märchen noch so wunderbar, Dichterkünste machen's wahr', paßt ganz auf Weltis Kunst.

Aber es sind nicht nur ergötzliche Märchengaukeleien in Weltis Werken; seine dichterischen Bilder wurzeln tiefer. Wir reden heute viel von Lyrik und Dramatik in den Künsten, aber nicht mehr von Epik. Das Leben in ruhigem Flusse zu schauen, nicht als eine Stimmung und nicht als einen packenden Moment, sondern als ein seelenvoll aufgereihtes, von einer Vorsehung ineinander gefügtes Ganzes, ist uns wenig mehr gegeben. Dazu fehlt uns die selbstlose Ruhe. Welti ist ein solcher Epiker. Sein ‚Hochzeitsabend' ist ein Beispiel, nicht wegen der äußerlich erzählenden Momente, sondern in der ganzen Szene, die ebenso von dem seelischen Vorgang beherrscht wird als ihn beherrscht, liegt ein epischer Rhythmus. Gelassen löst sich das Gemüt von dem Dörfchen mit der turmüberragten Kirche an dem sanft aufsteigenden Hügel, geht in steter Bewegung den steilen Bergweg herauf, bis die alltägliche Gelassenheit in eine teilnehmende Aufmerksamkeit übergeht wie bei der Frau mit dem Korbe, deren Kopfbewegung im Gegensatz zu dem gleichmäßigen rhythmischen Weiterschreiten des Körpers so sprechend wirkt. Die von Menschenhand in starken Linien gebaute Brücke mit dem wie ein uralter Zeitmesser aussehenden Steinmännlein, über die schon viele Generationen geschritten sind, verbindet das idyllische Tal mit der rauhen Bergfeste. Hier erhält das Bild seinen Mittelpunkt, das Gemüt eine lebhafte Bewegung, die von der weichen Abschiedsszene, durch die energische Armhaltung weggelenkt, sich auf die herbe Gestalt des jungen Mannes konzentriert. Doch die Spannung löst sich schnell, zerstreut durch die grotesken Sprünge des Burschen und des Musikanten, die heitere Gegenwirkung zu dem Ernst der Bildmitte. Über die Schroffen des Hintergrundes hinweg bettet sich dann das Gemüt im Schein der sinkenden Sonne und im Anblick der gebreiteten Ebene wieder in ruhige Gelassenheit. Es ist eine große Reife der Anschauung, die derart über das einzelne hinweg das Ganze geruhigen Sinnes walten läßt, eine klassische Ruhe, bei der man an Goethes ‚Hermann und Dorothea' denkt. Auch der Geizhals ist ein solches Bild epischen Geistes. Über den verknöcherten Alten und das junge Menschenkind, den Gegensatz zwischen einer zur blöden Gier erstarrten Habsucht und einer erst aufdämmernden Lebensfreude, über die funkelnden Geldschätze wie die harmlos sich austobenden Knaben und das feierabendliche Haus breitet sich gleicherweise unabwendbar und beruhigend das nächtliche Dunkel. Es wird Abend und Morgen über allen Träumen und Leidenschaften. Man hat oft bei Weltis Bildern das Gefühl, als sei man von Gestalten Gottfried Kellers umgeben. Auf dem gleichen Schweizerboden sind sie groß geworden, der grüne Heinrich muß sie gekannt haben, manche sind vom gleichen Schlage wie die Leute von Seldwyla. Wie Meister Gottfrieds Sprache kühl und leuchtend ist wie Morgentau, seine Schilderungen klar und köstlich wie alter Wein, so sind auch Weltis Farben stark und klar und heimlich leuchtend. Auch die humorvollen Blätter, zum Beispiel das ‚neue trojanische Roß', der Industriegaul, dem zulieb alte ehrwürdige Stadtmauern eingerissen werden, muten, so originell sie als Einfälle sind, nicht an wie neugebackene Witze, sondern wie alte Schnurren, die immer ein Stück Lebensweisheit enthalten.

Warum Weltis Bilder trotz aller Fabulierlust doch so durchaus überzeugende Bildkraft haben? Weil der Gegenstand auf einen oft unnachahmlich kurzen und treffenden Ausdruck gebracht ist, weil die Vorstellungen ganz Bild, Figur werden. Wir denken bei Welti nicht an ein mühseliges Naturkopieren, obgleich deren genaues Studium die Bilder nichtsdestoweniger beweisen. Wenn irgendwo so paßt auf ihn das oft gebrauchte Dürerwort: ‚Ein guter Künstler ist inwendig voller Figur, und wenn es möglich wäre, daß er ewiglich lebte, hätte er von inneren Ideen allezeit etwas Neues durch seine Werke auszugießen.‘ Die Landschaft, zumal die freien Hintergründe der Radierungen sind im Gegensatz zu seinem Lehrer Böcklin ganz in der Natur gefunden und doch wie aus der Phantasie gesprungen, oft wie in der Hellsichtigkeit des Traumes aufgebaut und zugleich mit einigen lustigen Traumeinfällen Wirklichkeit geworden. Ebensowenig wie die Landschaften bilden auch die Menschen Pose, sie sind nicht plastisch gestellt, sondern von innen herausgefaßt und bewegt. Welti versteht, das innere Wesen seiner Objekte gleichsam in einem unbewachten Momente nach außen zu kehren; dann zeigt der Körper nicht die äußere Anmut einer Linie, sondern die innere Anmut des Charakters und dadurch eine merkwürdig rassige Gediegenheit der Erscheinung. So sehen sich die Menschen des Hochzeitsbildes an, so das Madonnenbild, ganz besonders aber die eben mit noch sinnenden Augen von ihrem Buche wegblickende Frau im ‚Abend‘bilde, das übrigens ursprünglich den rechten Teil der Geizhalstafel bildete. Die Gestalt hat bei aller weichen Lagerung und Hingabe an den Abendfrieden etwas Gefaßtes und innerlich Gerafftes, das Kernhafte und Bleibende, das einen schönen Augenblick überdauert. Darum vergehen Weltis Bilder nicht wie flüchtige Stimmungen, sondern bleiben in der Erinnerung wie vertraute und erprobte Bekannte. Sie sind ein Stück von uns.

Der Rückschlag gegen die internationale Artistik hat zur besonderen Schätzung einer Anzahl wesensdeutscher Künstler geführt. Wir haben in ‚Hochland‘ Thoma, Haider, Steppes, Schiestl, Böhle und Reifferscheid kennen gelernt. Jeder hat ein besonderes Stück deutschen Wesens in seinen Werken stecken. Stets ist es die Naturfreude und oft eine romantische Beseelung und Ausdeutung. Bei Welti tritt die Stimmung ganz zurück hinter der naiven Freude an Gottes schöner Welt. Er macht sich kein lyrisches Kopfzerbrechen. So erscheint er fast als der unmittelbarste, als der rassigste. Seine Menschen sind nicht egoistisch mit der Natur verschwistert, sondern genießen sie als eine Feierabendzugabe oder als eine Sonntagfreude. Der Tag, an dem Gott ruhte und den er segnete und heiligte, der Sonntag scheint recht für den Deutschen eingesetzt zu sein; da kann er sein Gemüt mit Andacht und etwas dazu gemischter philisterlicher Behaglichkeit über die Fluren spazieren führen, zumal mit einem schönen Haus und Familie im Rücken, wie der behäbige Alte, der in der ‚Deutschen Landschaft‘ den Anblick der gebreiteten Isarauen genießt. Solche Menschen, die über irgend einen schönen Eindruck gleich gefühlskrank und flügellahm in der Landschaft herumsitzen, gibt es bei ihm nicht. Vielmehr sieht man sie oft auf den Hintergründen sich tummeln wie Heinzelmännchen. Alles Echte ist nicht sentimental. Darum sind auch die Phantasieschöpfungen, die Märchenprinzessinnen, die Hexenweiber keine schwankenden körperlosen Gefühlsphantome, sondern recht körperhafte Geschöpfe, in voller Leiblichkeit prangend. Als ranke, kräftige Jungfrauen treten die Schutzgeister des Hauses in dem ‚Auszug der Penaten‘ aus den Nischen und Winkeln hervor und schließen sich den Sarg-

trägern als Totengeleite an, eine edelbäuerliche Sippe. So übersetzt sich der deutsche, schweizerisch bauernstark gefärbte Menschenschlag auch in die Phantasiegestalten.

Die humorvolle Phantastik ist ebenfalls ein anderes deutsches Merkmal. Ein urdeutsches Erbe sind die Fratzen und Masken, wie der Kopf an der Brücke mit dem Brautpaare, die bei Ornamenten und Geräten in deutscher Kunst von Anfang an vorkommen. Auch die Vorliebe für Geisterwesen und Gespensterspuk, bei der die Neugierde das Gruseln überwiegt, wie in der Faustschen Gelehrtenstube, wo der tölpelhafte Erdgeist aus dem Fußboden auftaucht, oder im ‚Spuk um Mitternacht‘, wo die Klapperskelette mit Gerappel übereinanderpurzeln, ist uns altvertraut. Wir gruseln uns vor den Gespenstern und werden doch bei ihrem Anblick vom Schalk gekitzelt wie der Türmer in Goethes ‚Totentanz‘, dem der vertrakte hölzerne Reigen ‚so lächerlich‘ vorkommt. Ein köstliches Beispiel von Weltis phantastischem Humor ist die bekannte ‚Kunstwalze‘, die langhaarige Künstler im Laufschritt über die Dorfstraße wälzen und so im Handumdrehen Mann, Weib und Kind, Kuh, Roß und Wagen ‚restlos‘ zu dem schönsten Wandfries plattwalzen. Unsere kleinen Radierungen sprechen für sich selber; auf der einen hat sich der Künstler vor den Kaffeehausliteraten und Malweibern geflüchtet in die Einsamkeit, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen, und hat sich in einer Dornenhecke verschanzt; den untenstehenden Spruch hat er sich wohl auch dahin gedacht, daß das Volk der Denker und Dichter immer lichter wird. Ein solcher ungiftiger Humor wächst auf dem Grunde einer rassigen Gesundheit und einer unzerstörbaren Lebensfreude.

Albert Welti ist 1862 in Zürich geboren und hat das Handwerkliche seiner Kunst in München, in Venedig vor den großen Italienern und dann zwei Jahre lang bei Böcklin gelernt. Von den erstaunlich vielen originellen Talenten, die die Schweiz gegenwärtig hat, ist er eines der echtesten und selbständigsten. Er begegnet sich da und dort mit den modernen Formsuchern, aber das Grundelement seiner Kunst ist seine episch ruhige, knorrige und oft sich in schnurrigem Spiel ergehende Rassigkeit. Er ist wie ein Gebirgsquell, dessen Wellchen sich in munterer Eile funkelnd und äugelnd kräuseln, dessen Wasser aber aus unbekannter, unerschöpflicher Tiefe hervorsprudelt.

Über die Deutungsmöglichkeit der Instrumentalmusik / Von Eugen Schmitz

Als wir vor kurzem* an dieser Stelle von der kulturellen Bedeutung der Vorherrschaft der Instrumentalmusik im modernen Musikleben sprachen, kamen wir zu dem Resultat, daß die mit dieser Erscheinung verbundenen Nachteile nur dann zurücktreten würden, wenn eine klarere, richtigere Auffassung vom Wesen der Instrumentalmusik und vom Wesen ihres Genusses bei der Allgemeinheit des Musikpublikums Platz greife. Namentlich muß, wie wir ausführten, das gedankenlose, an dem rein sinnlichen Eindruck Genüge findende Musikhören verständnisvollem Eindringen in das geistige Moment der Tonkunst weichen. Als diese Verständnis vermittelnde ästhetische Disziplin wurde die ‚musikalische

* Vgl. Novemberheft von ‚Hochland‘ 1909.

Hermeneutik“ genannt. Dieser Materie hat vor einigen Jahren Hermann Kretzschmar im ‚Jahrbuch der Musikbibliothek Peters‘ (1902 und 1905) lichtvolle Studien gewidmet, deren Ergebnisse wenigstens den Hauptpunkten nach Gemeingut aller an Musik Interessierten werden sollten.

‚Hermeneutik“ heißt Dolmetschkunst; sie hat zuerst im Rahmen der theologischen Wissenschaft Ausbildung erfahren, und von da den Weg in die anderen Gebiete des Geisteslebens gefunden. ‚Ihr Zweck“, sagt Kretzschmar, ‚ist überall derselbe: den Sinn und Ideengehalt zu ergründen, den die Formen umschließen, überall unter dem Leib die Seele zu suchen, in jedem Satz eines Schriftwerks, in jedem Glied eines Kunstwerks den reinen Gedankenkern nachzuweisen, das Ganze aus der klarsten Erkenntnis der kleinsten Einzelheiten, unter Benützung aller Hilfsmittel, die Fachbildung, allgemeine Bildung und persönliche Begabung zur Verfügung stellen, zu erklären und auszulegen.‘ Auf künstlerischem Gebiete ist diese Aufgabe nirgends wichtiger als bei der Musik, der ‚jene direkten Beziehungen zu Natur und Welt fehlen, die in Poesie und Bildnerei in der Regel die Hauptsache allein erklären.‘ Ganz besonders aber bedarf die Instrumentalmusik der Hermeneutik. In der Vokalmusik erklärt der Text — wenn auch nicht alles — so doch in der Regel das meiste; bei der Instrumentalmusik dagegen ist die Phantasie des Hörers ganz sich selbst überlassen und bedarf daher verstandesmäßiger Führung in ganz besonderem Maße. Daß eine solche verstandesmäßige Führung bei der reinen Instrumentalmusik überhaupt möglich ist, kann nur der leugnen, der mit den Formalästhetikern der Musik den Inhalt abspricht und sie — mit Hanslick zu reden — nur als ‚tönend bewegte Formen‘ gelten lassen will. Diese Auffassung darf aber heute wohl definitiv als überwunden gelten. Für uns ist die Musik eine Sprache, die zwar nicht zu objektivieren, nicht genaue Bilder und Begriffe zu geben vermag, dafür aber um so tiefer in das Wesen aller Dinge dringt. Die Tonsprache fährt da fort, wo die Wortsprache nicht mehr ausreicht; ‚jene kleinsten und größten Regungen des Seelenlebens, die der Poet in langen Umschreibungen nur einigermaßen bemeistern kann, fixiert der Komponist im Nu und in ihrer ganzen Fülle und Besonderheit‘ (K.). Eine Deutung der Instrumentalmusik darf sich also, ohne in Willkür und Spielerei zu verfallen, zwar nicht ins Detail verlieren, sie kann und soll aber den allgemeinen geistigen Gehalt der Komposition, die in den Tönen liegenden Affekte klarlegen. Und damit ist sehr viel gewonnen. ‚Denn wer von den Tönen und Tonformen zu den Affekten durchdringt, erhebt den sinnlichen Genuß, die formale Arbeit zu einer geistigen Tätigkeit, er ist gegen die Gefahren und die Schmach einer rein physischen, animalischen Musikaufnahme geschützt. Hat er Phantasie und den Grad eigner künstlerischer Begabung, den jede Beschäftigung mit Kunst voraussetzt, so wird's nicht fehlen, daß sich ihm das Gerippe der Affekte subjektiv belebt mit Gestalten und Ereignissen aus der eigenen Erinnerung und Erfahrung, aus den Welten der Poesie, des Traums und der Ahnungen. . . . . . Wie kommt es, wird er fragen, daß hier die Musik plötzlich aus dem Majestätischen ins Sentimentale, dort aus der Ruhe in Erregung fällt? Folgt eine Begründung dieser ungewöhnlichen Wendungen, oder sollen sie nur blenden? Wer den Affekten zu folgen versteht, hört und genießt demnach kritisch, aber es ist keine Beckmesserische, sondern eine Sokratische Kritik, die er übt, es ist jene Unterscheidung von Licht und Schatten, von Vorzügen und Schwächen, ohne welche die Bewunderung wertlos und leicht zur Selbsttäuschung oder Heuchelei wird.‘ (K.)

Die ‚Affektenlehre', d. h. das Bewußtsein des geistigen Hintergrundes der Musik, war ein Angelpunkt der Musikästhetik aller Zeiten, vom Altertum bis zur Gegenwart, und ging nur in Epochen der Dekadenz verloren. Besonders deutlichen Ausdruck fand sie von je in der sogenannten ‚Programmusik', die ja heute wieder so stark in den Vordergrund gerückt ist. In der ‚Programmusik' deutet der Komponist den ‚objektiven Inhalt', die seiner Musik zugrunde liegenden Affekte durch erklärende Worte selbst an. Wenn z. B. Beethoven dem ersten Satz seiner Pastoralsinfonie die Überschrift gibt: ‚Erwachen heiterer Empfindungen bei der Ankunft auf dem Lande', so ist damit ein inneres, jenseits der ‚tönend bewegten Formen' liegendes Ausdrucksgebiet bestimmt fixiert. Ein solches fehlt aber auch der Musik nicht oder darf ihr, sofern sie auf künstlerischen Wert Anspruch macht, nicht fehlen, die auf solche ausdrückliche, programmatische Fixierung desselben durch das erklärende Wort verzichtet. Man hat solche Musik im Gegensatz zur ‚Programmusik' als ‚absolute Musik' bezeichnet. Doch darf mit dieser Bezeichnung nicht der Begriff der Inhaltlosigkeit verknüpft werden. ‚In dem Sinne eines lediglich musikalischen (mit Ausschluß eines sonstigen geistigen) Inhalts gibt es keine ‚absolute Musik'. Sie ist ein ebensolches Unding wie eine absolute Poesie, d. h. eine metrisierende und reimende Poesie ohne Gedanken'. (K.) In Hinsicht auf den geistigen Gehalt ist vielmehr auch die ‚absolute Musik' versteckte Programmusik; nur daß hier dieser geistige Gehalt seitens des Komponisten nicht nach einer bestimmten Richtung hin fixiert, sondern seine Ausdeutung der Phantasie des Hörers überlassen ist. Infolge der Dehnbarkeit und Unbestimmtheit der musikalischen Sprache hat die Phantasie dabei einen weiten Spielraum; die Grundlinien sind aber doch durch die dem nur einigermaßen lebendigen Empfinden unverkennbaren Hauptaffekte gezogen. Daß deren Bestimmbarkeit wenigstens bis zu einem gewissen Grade keineswegs der Willkür preisgegeben ist, beweist eine beliebige empirische Probe. Man vergleiche etwa nachfolgende drei musikalische Themen miteinander:

1. *Allegro agitato.*

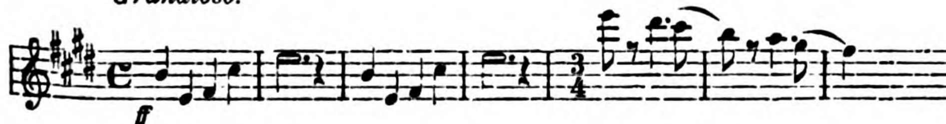


2. *Andante.*



und

Grandioso.



Hier wird jeder zunächst einmal empfinden, daß es sich um drei durchaus verschiedene Affektgebiete handelt, die sich dem Hörer dann alsbald auch näher charakterisieren. Das erste Thema etwa wird als Ausdruck schmerzlich bewegter, drängender, sehnender Leidenschaft erscheinen; aus dem zweiten Thema spricht eine Stimmung still beseligender Sehnsucht, während das dritte Thema einen pompös glänzenden, heldenhaften Charakter hat. Damit sind nun gewiß nur sehr allgemeine Gesichtspunkte fixiert, aber doch ein fester Grund gegeben, auf dem die Phantasie des Hörers weiterbauen kann. Die Themen sind aus der ‚Faustsinfonie' von Liszt und von dem Meister, wie aus seinem ‚Programm' hervorgeht, in der Tat als Ausdruck der von uns eben allgemein fixierten Stimmungen und Affekte gemeint. Durch den Hinweis auf die Person Fausts wird sich dem Hörer der in den Themen liegende Ausdruck natürlich nach einer bestimmten Richtung hin viel schärfer und objektiver fixieren; allein um die allgemeinen Affekte richtig zu erkennen, bedarf es einer solchen Angabe gar nicht; den Beweis führt man am besten indirekt: unter hundert ganz ungeschulten, naiven Hörern wird wohl keiner beispielsweise die Affekte der drei Themen verwechseln und etwa das dritte als sehnsuchtsvoll, das zweite als heroisch, das erste als glücklich beseligt empfinden. Wir haben als erstes Beispiel Themen aus einer ‚Programmkomposition' gewählt, wobei wir gewissermaßen als Probe der Richtigkeit unserer Empfindung die programmatische Angabe des Meisters selbst beiziehen konnten. Mit gleicher Sicherheit lassen sich nun aber auch die Themen sogenannter ‚absolut musikalischer' Werke ihrem Ausdruck nach bestimmen. Man sehe etwa folgende Beispiele:

1. *Allegro.*



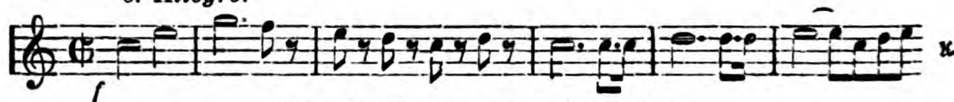
(Aus Mozarts G-moll-Sinfonie.)

2. *Adagio.*



(Aus Mendelssohns A-moll-Sinfonie.)

3. *Allegro.*



(Aus Beethovens C-moll-Sinfonie.)

Sie entsprechen beiläufig denselben Stimmungsgebieten wie die drei Themen von Liszt, und werden auch von dem naivsten Hörer in gleichem Sinne aufgefaßt werden, sofern er nur überhaupt eine Empfindung hinter ihnen sucht, und sich nicht mit dem rein physischen Gehöreindruck begnügt. Darauf ist also immer wieder aufs neue und in erster Linie hinzuweisen, daß das Hören nur der Anfang, das Übertragen des Gehörten ins Seelische und Geistige aber erst das eigentliche Wesen des Musikgenusses ist. Bis zu einem gewissen Grade ist dazu, wie gesagt, auch der gänzlich ungeschulte und naive Hörer fähig. Natürlich aber kann und wird diese Fähigkeit durch entsprechende Schulung ungemein viel gewinnen. Ausgangspunkt und Grundlage dieser Schulung müßte das Studium der Ausdruckswirkung der einfachsten rhythmischen,

harmonischen und melodischen Elementarformen bilden. Am leichtesten verständlich erscheinen dabei die rhythmischen Wirkungen. Bezüglich der Schnelligkeit, Regelmäßigkeit und Markierung des Rhytmus bietet uns unser Pulsschlag einen allgemeinen Maßstab, an dessen Hand wir unterscheiden zwischen schnellem und langsamem, regelmäßig ruhigem und unruhigem Rhythmus, ferner im Vergleich mit den sichtbaren Bewegungen unseres Körpers zwischen leicht-graziösem und plumpem, schleppendem Rhythmus usw., womit immer schon eine über das Reinmusikalische hinausgehende Empfindung angedeutet ist. So erscheint bei den oben angeführten Beispielen der hastend unruhige Rhythmus der beiden Themen Nr. 1 (Liszt und Mozart), der weich schmiegsame der beiden Nr. 2 (Liszt und Mendelssohn) und der kraftvoll ruhige der beiden Nr. 3 (Liszt und Beethoven) als ein wichtiger Baustein zur Charakteristik ihres Ausdrucks. In der Harmonik drängen schon die elementarsten Gegensätze von Dur und Moll, Konsonanz und Dissonanz auf unterschiedliche Deutung des Ausdrucks hin. Dur wirkt hell, kräftig, freudig, Moll dagegen gedämpft, weich, schmerzlich; so ist es beispielsweise mit in erster Linie auch der Mollcharakter, der unsere beiden Themen Nr. 1 von Liszt und Mozart dem Ausdrucksgebiet des Schmerzlichen, Düsteren zuweist, während bei den Themen Nr. 2 und 3 das Dur die entgegengesetzte Wirtkung erzielt. Dissonanzen stören die ruhige Klarheit der Konsonanz, verstärken den Ausdruck bald durch herbe, bald durch weiche Akzente; ersteres ist z. B. bei der schmerzlich dissonanten Vorhaltsnote es in dem Mozartschen Thema:



letzteres bei dem sehnsuchtsvollen Sekundvorhalt e vor dis und dem schmeichelnden Sextvorhalt cis vor h im zweiten Lisztschen Thema:



Am wichtigsten aber ist die Ausdrucksdeutung der melodischen Bewegung. Der Übergang von einer Tonhöhe zur andern, das Urelement der Melodik, das ‚Fallen und Steigen‘ der Töne wird in seiner assoziativen Bedeutung schon durch diese Bezeichnung charakterisiert: eine ‚steigende‘ Melodie trägt gegenüber einer ‚fallenden‘ stets besonders kräftigen, energischen Charakter; man vergleiche diesbezüglich die Anfänge unserer beiden heroischen Themen von Liszt und Beethoven. Ähnliche Gegensätze kann man nun auch bei den einzelnen Intervallschritten beobachten; weitgeschwungene Intervalle, wie z. B. das



aus dem ersten Lisztschen Thema, sprechen eine größere psychische Erregung aus als z. B. ruhige Sekund- und Terzbewegung in der Art des Mendelssohnschen Themenfragments:



kleine und verminderte Intervalle (z. B. die kleinen Sekunden und die kleine Sext* im Mozartschen Thema:



haben stets einen schmerzlich sehnsuchtsvollen Ausdruck, während große und reine Intervalle (z. B. die Quintschritte zu Anfang des dritten Lisztschen Themas) meist freudig und kräftig erscheinen u. dgl.** — Nun wirken bei Fixierung des Ausdrucks eines Themas natürlich die angedeuteten rhythmischen, harmonischen und melodischen Elemente sich gegenseitig verstärkend oder auch sich modifizierend*** zusammen. Dazu kommt noch die den Ausdruck unter Umständen aufs stärkste beeinflussende Wirkung des Tempos, der Dynamik, des Klangkolorits: Faktoren, die alle für die ‚Hermeneutik‘ von größter Bedeutung sind. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, hier ein vollständiges System dieser ästhetischen Deutungsmöglichkeiten zu geben, nur die Methode und die Grundprinzipien sollten kurz zur Sprache kommen. Dabei muß natürlich die Auffassung des angedeuteten Ausdrucks, das Verständnis des ‚Sprachgehaltes‘ der musikalischen Formeln bis zur völlig unwillkürlichen Betätigung ausgebildet werden, nicht etwa daß im Augenblick des Musikhörens erst eine reflektierende ‚Übersetzungstätigkeit‘ vom Musikalischen ins Geistige Platz greifen dürfte. Diese unwillkürliche Hör-Hermeneutik fällt je nach der Begabung dem einen schwerer, dem anderen leichter; geschult kann und soll sie aber in jedem Falle werden.

Wir haben im vorstehenden nur die Deutung von einzelnen Themen ins Auge gefaßt. Sie bildet aber die Grundlage der ganzen Materie. ‚Die Frage nach dem Inhalt einer größeren Form, eines ganzen Satzes, einer mehrsätzigen Komposition kann man beantworten, sobald man sie für ein Thema, eine Periode zu lösen weiß. Denn das Ganze ist eine Summe einzelner Stellen, componere heißt zusammenstellen. Die einzelnen Stellen sind aber entweder Varianten des Themas oder sie sind freie, neue Erfindungen. Im letzteren Falle unterliegt ihre Erklärung denselben Gesetzen wie die des Themas.‘ Freilich wird sich beim hermeneutischen Verfolg der Entwicklung eines größeren Instrumentalwerkes der sehr schwer tun, der nicht wenigstens einige elementare Kenntnisse der musikalischen Formenlehre besitzt. Und da ist auf die bereits früher gemachte

---

* Die aufsteigende kleine Sext war von jeher das Lieblingsintervall der Tonsetzer zum Ausdruck schmerzlicher Sehnsucht. In der ital. Vokalmusik des 17. Jahrhunderts begegnet sie einem in diesem Sinne auf Schritt und Tritt (z. B. im Hauptthema eines der schönsten Kammerduette von Agostino Steffani:



und noch Wagner baut darauf bekanntlich das Sehnsuchtsmotiv seines ‚Tristan‘ auf.

** Bei dieser Intervallhermeneutik eines Themas ist natürlich die musikalische Phrasierung, d. h. die sinngemäße Motivgliederung wohl zu beachten, ein Punkt, den z. B. Kretzschmar nicht genügend im Auge behalten hat, weswegen seine hermeneutische Methode teilweise nicht unberechtigte Angriffe (seitens H. Riemann) erfahren mußte.

*** So wirkt z. B. der zweite Teil des dritten Lißzt'schen Themas trotz der absteigenden Bewegung sehr kraftvoll wegen der energischen synkopierten Rhythmik.

Bemerkung zurückzukommen, daß das wirklich verständnisvolle Genießen der reinen Instrumentalmusik mehr spezielle fachliche Bildung voraussetzt als die Beschäftigung mit irgend einer anderen Kunst. Doch kommt es gerade auch hier ungemein viel auf die geistige Veranlagung an, so daß ein mit reichem Empfindungsvermögen begabter ungeschulter Hörer sich einem geschulten trockenen Verstandesmenschen oft weit überlegen zeigt. Auch werden die hermeneutischen Ergebnisse natürlich nicht bei allen Hörern ganz die gleichen sein; je nach Veranlagung, Temperament und Phantasie kommen dem einen diese, dem andern jene Affekte mehr und intensiver zu bewußtem Empfinden. Das hängt mit der eingangs zugegebenen begrifflichen Dehnbarkeit der musikalischen Sprache zusammen. An Übereinstimmung des Gesamteindrucks kann es dagegen niemals fehlen. —



Altes Bild

Im Stübchen unsre liebe Fraue spinnt,
im Gärtchen draußen spielt das Jesuskind.
Den Abend überleuchtet Rosenpracht,
ans Pflücken hat das Christkind sich gemacht.
Es sammelt selig sich den vollsten Strauß,
mit beiden Händen trägt es ihn ins Haus:
„Für alle Welt bring rote Rosen ich,
Die schönsten, süße Mutter, sind für dich —“
Da bohren sich, wie liebend er gewandt,
die Dornen tief in seine Kinderhand,
und aus der Doppelwunde dunklem Tor
bringt quellend schon sein rotes Blut hervor —
Die Rosen fielen an den Boden dort,
der Kleine starrte sonder Klagewort.
Noch hielt er beide Ärmchen ausgestreckt,
wie er sie froh zur Mutter hingereckt,
und gegenüber an besonnter Wand
ein riesig Kreuz der Fensterschatten stand —
Klein Jesum seltsam Bangen leis beschlich,
Maria aber weinte bitterlich.

Ernst A. Bertram.

Kritik

Vom Begriff der ästhetischen Einfühlung

Von Max Ettlinger

Als mit F. Th. Vischer der Übergang von der metaphysisch-spekulativen zur empirisch-psychologischen Darstellung der Ästhetik einsetzte, stand zunächst das Problem der Phantasie, also die Psychologie des schaffenden Künstlers im Vordergrund des Interesses; und ähnlich blieb es noch bei Chr. H. Weiße und dessen Schüler Hermann Lotze. Als dann mit G. Th. Fechner die rein empirisch-psychologische Richtung für eine Zeitlang ganz vorherrschend wurde, verschob sich auch das Schwergewicht der Problemstellung noch weiter, und zwar trat jetzt die Frage nach der Natur des ästhetischen Eindrucks in den Vordergrund; man erforschte nun fast ausschließlich die Psychologie des empfangenden Kunstbeschauers und -genießers. Unterdessen hat, wie Ernst Meumanns gut orientierende und kritisch sichtende ‚Einführung in die Ästhetik der Gegenwart'* klarlegt, wieder eine mehr ausgleichende Vermittlung der Standpunkte und eklektische Zusammenfassung der verschiedenartigen Ergebnisse sich zur Geltung gebracht. Trotzdem ist, — sicher nicht ohne Zusammenhang mit dem ‚Impressionismus' in der Kunstübung — auch in der Kunsttheorie noch die Psychologie des ästhetischen Eindrucks die erst- und meistbehandelte Frage geblieben; und die Ausgleichstendenz kommt mehr in deren Beantwortung zur Geltung, in eigentümlichen Mischbegriffen, von denen hier der von Konrad Lange geprägte: ‚Die bewußte Selbsttäuschung als Kern des künstlerischen Genusses' nur eben angeführt sei. Etwas eingehender darf uns die Lehre von der Einfühlung als der Grundlage alles ästhetischen Gefallens beschäftigen, die von Theodor Lipps am entschiedensten vertreten und am allseitigsten begründet wird.

So wenig als des Künstlers Verhalten ein rein aktives ist, nur auf der Schöpferkraft der Phantasie beruhend, und nicht vielmehr auch durch eine ganze Reihe besonderer Empfänglichkeiten mitbedingt, ebensowenig beruht der ästhetische Genuß nur auf rein passiver Aufnahme und Anschauung des Kunstwerks. Auch eine gewisse aktive Selbstbetätigung findet dabei allemal statt, ein gewisses eigenes ‚Nach- und Miterleben' (Groos), freilich in so lustvollem und freiem, durch keinen fühlbaren Zwang und keine hemmnisreiche Mühe gebundenem Vollzug, daß wir uns der eigenen Aktivität erst bei nachträglicher, eindringender Analyse vollbewußt werden. Lipps nun hat für dieses ‚innerliche Mitmachen', welches in reiner Form nur bei der ästhetischen Anschauung, in praktisch oder intellektuell durchkreuzter, aber auch bei vielen Verhaltungs- und Verständigungsweisen des täglichen Lebens stattfindet, die Bezeichnung ‚Einfühlung' durchgesetzt, weil er nicht das äußere Mitmachen und direkte andeutungsweise Nachahmen z. B. gesehener Tanzbewegungen, sondern die innerlichsten und persönlichsten, durch alle Sinnesdaten nur symbolisch übermittelten Daseins- und Lebensgefühle als den eigentlich wertvollen Kern des ästhetischen Erlebnisses erkennt. Nicht nur angesichts der Darstellung einer menschlichen Persönlichkeit findet diese ‚Projektion der Gefühle' (wie es schon Hartmann nannte) statt, auch der Umrißlinie ferner Berge verleiht unsere Anschauung ‚Sanftheit' oder ‚Trotz', der dorischen Säule ‚selbstbewußte Festigkeit' und ‚tragfähigem Stolz'; alle gesehenen Farben und Linien, alle gehörten

* Leipzig 1908, Verlag von Quelle & Meyer. Gebd. M. 1.25.

Töne und Klänge werden uns Ausdruck eines persönlichen Lebens. Wir fühlen uns in die Dinge gänzlich ein, so daß wir unserem empirischen Ich ‚entrückt‘ ganz in dem Angeschauten leben. Ehe man den Sinn dieser Auffassung aus all den abstrakten Begriffsbestimmungen, wie sie Lipps in den bisherigen beiden Bänden seiner ‚Ästhetik. Psychologie des Schönen und der Kunst‘* überaus scharfsinnig, aber auch hie und da nicht ohne ermüdende Spitzfindigkeit durchführt, erfaßt, wird man ihren Grundgehalt sich vielleicht eher aus jenen Versen zu eigen machen, mit denen Hugo von Hoffmannsthal das künstlerische Schaffensziel eines Tizian umschrieben hat:

‚Er hat den Wolken, die vorüberschweben,
Den wesenlosen, einen Sinn gegeben:
Der blassen, weißen schleierhaftes Dehnen
Gedeutet in ein blaßes, süßes Sehnen;
Der mächt'gen goldumrandet schwarzes Wallen
Und runde graue, die sich lachend ballen
Und rosig silberne, die abends ziehn:
Sie haben Seele, haben Sinn durch ihn.
Er hat aus Klippen, nackten, fahlen, bleichen,
Aus grüner Wogen brandend weißen Schäumen,
Aus schwarzer Haine regungslosen Träumen
Und aus der Trauer blitzgetroffner Eichen
Ein Menschliches gemacht, das wir verstehen
Und uns gelehrt, den Geist der Nacht zu sehen.‘

Der Kern dieser Einfühlungstheorie, die im Grunde schon im platonisch-aristotelischen ‚Nachahmungs‘begriff sich findet, und die namentlich wieder in Herders ‚Kalligone‘ gegenüber Kants Intellektualisierung und dann in der Ästhetik der Romantiker betont wurde, ist unanfechtbar. Umstritten ist namentlich der Bereich ihrer Geltung, den im Gegensatz zu Lipps am entschiedensten Witasek und am weitsichtigsten Volkelt zu umgrenzen suchen. Umstritten ist namentlich auch ihre Herkunft, mit deren Bestimmung sich notwendig der Inhalt selbst modifiziert.

Lipps hat noch im ersten Band seiner ‚Ästhetik‘ ein Miteinwirken der früheren Erfahrungen zugelassen (Fechners Assoziationsprinzip); weil wir selbst schon derartiges erlebt haben, wie es uns nun durch die Ausdrucksmittel der Kunst vor Augen tritt, weil wir selbst schon ähnliches, wenn auch weit minder vollkommen ausgedrückt haben, darum verstehen wir nun die ‚Sprache‘ der Kunst. Im neuen zweiten Band seiner Ästhetik gibt Lipps diese Erfahrungsgrundlage völlig preis und spricht sich eigentlich über die Herkunft und Daseinsmöglichkeit der ‚Einfühlung‘ überhaupt nicht näher aus. Im Hintergrund steht, wie Wendungen vom Lebendigwerden eines ‚überindividuellen Ich‘ u. dgl. nur eben andeuten, offenbar eine pantheistische Metaphysik, wie sie ähnlich und ausdrücklich ja auch schon zumal Novalis zur Erklärung dieser künstlerischen Grunderlebnisse heranzog. Andere Wendungen freilich von der ‚instinkt‘mäßigen, angeborenen Vollzugsmöglichkeit der Einfühlung legen auch den Ausblick auf eine (mit der ersten Auffassung wohl vereinbare) biologisch-genetische Ableitung frei, die in durchgängiger Übereinstimmung mit der Lippsschen Theorie eine an geistreichen Einfällen reiche Schrift von O. Kohnstamm, ‚Kunst als Ausdruckstätigkeit‘,** aus ‚psychobiologischen‘

---

* Bd. I wurde an dieser Stelle bereits früher angezeigt. Bd. II (Hamburg und Leipzig 1906, Verlag von Leopold Voß. Brosch. M. 12. —, geb. M. 14.—) enthält neben der einleitenden Modifikation einiger Grundbegriffe eine Ästhetik der bildenden Künste, aus der die Ableitung aller wichtigen Grundformen architektonischen, keramischen und tektonischen Gebrauchs aus der ‚ästhetischen Mechanik‘ des vierten Bandes eine besondere Glanzleistung bedeutet.

** München 1907, Verlag Ernst Reinhardt. Brosch. M. 2.—.

Gedankengängen näher zu begründen versucht hat, und wie sie in ähnlicher, nur oberflächlicherer Art Mario Pilo's ‚Psychologie der Musik'* aus den primitivsten Lautkundgebungen der Tierwelt in ununterbrochener Entwicklungsfolge bis zu den höchsten Kunstoffenbarungen ableiten will. Damit würde freilich der von Lipps so stark betonte ethische Gehalt der in der Einfühlung erfahrenen Persönlichkeitswertgefühle eine Ableitung erfahren, die ganz ins Gebiet des bloßen Sinnesgenusses herabführt, und die von Lipps so entschieden abgewiesene Erklärung des Kunstgenusses aus physiologischen ‚Organempfindungen' u. dgl., wie sie einige amerikanische und auch deutsche Psychologen versucht haben, käme indirekt doch zu ihrem Recht.

Dieser Mißdeutung des ‚Einfühlungsvorgangs' zu entgehen, bedarf es einer ausdrücklichen Anerkennung des geistigen — nicht bloß sinnlich oder gefühlsmäßig aktiven — Elements in allem Kunstgenuß, wie es von je der älteren Ästhetik — seit Aristoteles' rechtverstandenem Katharsisbegriff bis herab zu Vischers Lehre vom Schönen als sinnlichen Ausdruck der Idee — vertraut war und nur der neueren psychologischen Schule der Ästhetiker verloren ging, weil auch in der allgemeinen Psychologie die längste Zeit hindurch die Eigenart der eigentlichen Erkenntnisvorgänge vernachlässigt wurde. Wie nun aber in der allgemeinen Psychologie seit dem heilsamen Widerstand von Husserl, Messer u. a. in dieser Hinsicht eine Wendung zum Besseren eingetreten ist, so wahrt sich nun auch im engeren Bezirk der psychologischen Ästhetik allmählich der Intellekt wieder selbst sein Recht. Manchmal ergibt sich sogar zunächst wieder die einseitige Reaktion eines reinen Intellektualismus, als welche trotz vieler ausgezeichneter Einzellehren die Ausdeutung erscheinen muß, die Hans Cornelius in seinen ‚Elementargesetzen der bildenden Kunst'** den Hildebrandschen Prinzipien von der Einheit und Klarheit aller Raumwerte gibt. Aber gerade aus dem Mittelweg, den zwischen den Hildebrandschen und Lippsschen Prinzipien ein Schüler beider, Wolf Dohrn, jüngst einschlug und in seiner Schrift ‚Die künstlerische Darstellung als Problem der Ästhetik'*** zunächst für die Grundbegriffe der Poetik fruchtbar machte und an eingehender Analyse von Goethes ‚Werther' praktisch erprobte, scheint sich wieder jene nötige Synthese zu ergeben, die wir schon mit Meumann forderten. Wenn man, wie Dohrn, den Künstler bei seiner Arbeit belauscht und nicht nur das fertige Kunstwerk anschaut und genießt, wird schon hierdurch jede Annahme eines instinktiven ‚Angeborenseins' der Einfühlung vereitelt. Selbst der Künstler, bei aller ursprünglichen Überlegenheit seiner Anlagen, ‚lernt erst bei seiner Arbeit, was die Formen ausdrücken und wie sie es ausdrücken'. Einen entsprechenden, wenn auch nicht gleichen Weg des Verstehenlernens muß auch unsere Kunstanschauung und jeder nicht ganz auf der sinnlichen Oberfläche bleibende Kunstgenuß gehen. Und wenn uns die Ästhetik, wie es ihre eigentlichste Aufgabe ist, in diesem Entwicklungs- und Selbsterziehungsweg vom bloßen Anfühlen und Drumherumfühlen zum wirklichen Einfühlen unterstützen will, dann muß sie, wie es Max Diez in seinem kleinen, trefflichen Grundriß der ‚Allgemeinen Ästhetik'† ausführt, den psychologischen Prozeß aufhellen, ‚durch welchen aus der ursprünglich immer individuell gefärbten Empfindung die reine und allgemeine Lust des spielenden und schöpferischen Vorstellens sich entwickelt, die im ästhetischen Urteil ihren Ausdruck findet.'

* Deutsch, Leipzig 1906. Verlag G. Wiegand. Gebd. M. 5.—.
** Leipzig 1908, Verlag von Teubner. Gbd. M. 8.—.
*** Hamburg und Leipzig 1907, Verlag von Leopold Voß. Gbd. M. 6.—.
† Sammlung Göschen. No. 300. Gebd. M. —.80.

Hochland-Echo

Christliche und moderne Kunst

Man muß an die Notwendigkeit der kunstgeschichtlichen Entwicklung glauben, so gut wie an die von Ewigkeit vorausgesehene Geschichte des Menschentums selber. Wie diese Geschichte ein stets neues Bewußtwerden ihrer selbst und ihres Lebens in der Gottheit darstellt, in der bald die diesseitige, bald die jenseitige Geistesrichtung überwiegt, so ist auch die Kunst ein durch die Jahrhunderte wogender Wechsel von Ebbe und Flut. Bald trägt die Flut idealer Formbilder den Menschen in die übersinnlichen Fernen des Jenseits, bald setzt ihn die Ebbe realer Daseinsschilderungen auf den greifbaren Erdengrund. Eine seelische Kluft ist zwischen der Epoche der ägyptischen Kunst und der hellenischen Klassik, und eine ähnliche und doch wieder ganz andere, noch tiefere seelische Kluft ist zwischen dieser lebensfrohen Selbstvergötterung und der himmelsseligen christlichen Gotik. Und abermals eine Kluft ist zwischen jener christlichen Kunsthochblüte und unserer Gegenwart. Die auf- und absteigenden Kunstwellen setzen sich auch in der christlichen Ära fort. Wir brauchen nirgends an die tieferen gegensätzlichen Ideen zu erinnern, die Kunstformen, vor allem die Architekturen, sind für sich selber Zeugen. Und der Gegenwart bezeugen ihre realen Naturschilderungen, daß sie sich in der Ebbe befindet, daß die großen Ideen auf Grund gestoßen und vielfach gestrandet sind. Über diese Kunstwellen und diese Menschheitsgezeiten ist der Mensch nicht mächtig. Er beherrscht sie für sich, aber nicht fürs Ganze, im kleinen, aber nicht im großen. Auch das Genie braucht zu seiner Größe die Tragkraft der Flut, und der Künstler, der mehr als andere Ideen gestalten muß, der christliche Künstler, kann sich in Zeiten der Ebbe nur schwer und nicht weit von der Erde erheben.

Dieses innere Entwicklungsgesetz der Kunst ist geheimnisvoll und wunderbar. Es leugnen und die christliche Kunst mit den Formen einer schon gewesenen Hochblüte hochhalten zu wollen, bezahlt sich mit Schaden. Die Nazarenerkunst ist uns ein Beispiel hiefür, diese edle, aber formal verarmte, weil nicht in der Fülle einer Zeit wurzelnde Kraft. Freilich kann sie als Ganzes kein Vorwurf treffen, sondern nur ein Urteil, so gut wie die heutige Kunst. Damals konnte man in Deutschland zumal noch nicht wissen, wohin die malerische Entwicklung drängte. Heute wissen wir es rückschauend. Wir mußten die Ebbe der Ideen mitmachen, um neue Kräfte und Ausdrucksmittel zu sammeln. Jede der künstlerischen Gezeiten hat ihre eigenen Schönheiten, und vor allem: jede ist Folge und Ursache der anderen. So betrachtet, werden wir der Kunst des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart von selber gerecht. Wir vermeiden das Unrecht, die moderne Kunst im Interesse der christlichen als unideal zu schmähen und zu verachten. Im einzelnen können wir über sie richten, das Ganze müssen wir als Entwicklungsmoment hinnehmen. So hängen trotz der scheinbaren völligen gegenseitigen Absage die christliche und die moderne Kunst wesentlich zusammen. Uns soll die moderne Kunst als Fundament dienen für eine neue Blüte der christlichen.

Das Lebendige behauptet immer sein Recht, und das Jüngere überlebt das

Ältere. Auch P. Albert Kuhn hat sich in seiner Schrift ‚Moderne Kunst- und Stilfragen' (Benziger, Einsiedeln) auf diesen Gegenwartsstandpunkt gestellt, indem er bei Erörterung der Spielarten des modernen Stiles fragt:

‚Sollen wir diesen neuen Stil zulassen? Gewiß. Die Romantik in der bildenden Kunst, das Zurückgreifen auf das Mittelalter war ein Notbehelf. Diese Romantik ist vorüber. Die Künstler, die besten am allermeisten, waren des ewigen Reproduzierens des Mittelalters müde und sehnten sich nach freierer Bewegung. . . Diese Moderne kommt doch, ob wir wollen oder nicht, weil die Zeitverhältnisse andere geworden, und die Moderne deren Ausfluß ist, das Moderne ist das Lebendige.'

Schon rein praktisch erfordert sich eine solche Stellungnahme; denn man entäußert sich eines Mittels, auf die Zeit zu wirken, wenn man die zeitgenössische Kunst verächtlich beiseite schiebt.

‚Neben der Literatur steht kein Gebiet des Wissens und Könnens dem Pulsschlag der Zeit näher als die Kunst. In ihr müssen sich daher ebenfalls die Ziele und Bestrebungen, die Kämpfe und Gärungen, die Freuden und Leiden, die Erfolge und Irrungen einer Epoche spiegeln. Nur wer, der Gegenwart und ihrem Geistesleben fremd, sich in Selbstgenügsamkeit einspinnen und einpuppen will, darf daher der Kunst und der Literatur fernbleiben.'

Daß die Moderne trotz der vielen Widerstände von allen Seiten her Siegerin geworden ist, ist nicht der letzte Beweis für ihre zeitgemäße Notwendigkeit und Gediegenheit. Die christlichen Künstler und Kunstfreunde können sie gar nicht mehr übersehen und nicht mehr daran vorbeikommen. Ein Rückblick auf die heute fast nicht mehr begreiflichen Anfeindungen aller meist unter dem Schlagwort ‚Sezession' zusammengefaßten neuen künstlerischen Bestrebungen, wie ihn Kuhn gibt, mag für die Zukunft heilsam sein:

‚Es ist fast unglaublich, wieviel Spott, Hohn und Satire auf die Sezessionen anfangs ausgegossen wurde. Noch heute gilt vielen der Name Sezession als gleichbedeutend mit künstlerischem Widersinn. Die Sezessionen haben auch Absonderlichkeiten, Tollheiten, Niedagewesenes, Absurdes und Perverses in Überfülle vorgeführt, doch mit einem dicken Querstrich sind dieselben nicht aus der Welt zu schaffen. Trotz aller Anfeindungen bestehen sie, bestehen heute sicherer denn je. Es muß also doch ein lebensfähiger Keim darin verborgen sein. Neben einer sehr großen Zahl von Dutzendkünstlern und Radaumachern der Farbe finden wir unter den Parteigängern der Sezessionen auch erste und berühmteste Namen. Wer so ganz Neues bringt wie die Modernen, muß sich auf heftigen Widerspruch gefaßt machen, denn die Großzahl der Menschen trennt sich nur ungern vom Hergebrachten und Altgewohnten. Und Zeiten der Gärung und des Übergangs sind immer von allerlei Einseitigkeiten, Maßlosigkeiten und Auswüchsen begleitet. Wenn aber die Moderne und mit ihr die Sezessionen ihre Wurzeln wirklich in einer neuen Zeitströmung und Kulturrichtung haben, dann werden mit der Zeit die ungesunden Wucherungen abgestoßen und das Echte und Gute wird bleiben.'

Allerdings hat die künstlerische Moderne der christlichen Kunst zunächst nicht gedient, im Gegenteil. Kuhn stellt ihr ein stark belastendes Schuldkonto aus, indem er mit besonderem Hinblick auf den Impressionismus feststellt, daß sie ‚das Niveau der Kunst herabgedrückt hat'. Was wir indes als notwendigen Durchgangspunkt erkennen, werden wir weniger als Schuld bezeichnen denn als Mangel, der aber in erster Linie dem gesamten Geistesleben der Gegenwart anzurechnen ist. Man verlangt von der Kunst gewiß mit Recht geistige Anregung und Bereicherung der Seele. Eine große Kunst ohne innere Mensch-

werdung der Materie gibt es nicht. Aber man darf dabei nicht vergessen, wie viel elementare Ausdruckskraft doch in der technisch so meisterlich wie heute bezwungenen Natur und Materie liegt, wie das Artistische heute mehr als je das Fundament des Idealen ist. Die vielen Formsucher unserer Zeit haben sich redlich gemüht. Sie haben sich in Ermangelung höherer Aufgaben an die Erfahrungswelt gehalten, und ihre elementare Einfühlung in die nächste Umwelt hat nicht zu unterschätzende geistige Früchte gezeitigt, wie Kuhn feststellt:

‚Das kann und muß aber jetzt schon ausgesprochen werden, daß zwei Grundgedanken der Moderne auf der ganzen Linie durchgedrungen, auch in der religiösen Kunst: eine schärfere Betonung des Realistischen und des Charakteristischen. Die Neuzeit ist dem Typischen, Allgemeinen, überwiegend Idealischen abhold und fordert eine entschiedene Annäherung an das Leben und die Wirklichkeit, und darum in allem individuelle, ausdrucksvolle, charakteristische Züge. Das kann ein Lebenselement echter und hoher Kunst werden und sein. Wenn einmal die Voraussetzungen gegeben sind, daß etwas Neues kommen muß, daß ein neuer Stil, eine neue Kunst sich Bahn brechen wird, dann ist es aussichtslos, töricht, sie abweisen und der Entwicklung und der Zukunft in die Speichen fallen zu wollen, dann ist es besser und ehrlicher, den neuen Stil entschieden willkommen zu heißen.‘

Die christliche Kunst fängt spät an, sich mit der Moderne positiv auseinanderzusetzen, aber noch zeitig genug, um sich deren Errungenschaften zu eigen zu machen. Kuhn meint gegen den Impressionismus: ‚Daß die religiösen Maler, zumal die katholischen, von impressionistischer Technik nur den mäßigsten, beschränktesten Gebrauch machen können, begreift sich leicht.‘ Auch im ‚Hochland‘ wurde anläßlich der Besprechung der Düsseldorfer Ausstellung für christliche Kunst gesagt, daß von den modernen Errungenschaften aus der Landschaftsmalerei und dem rein malerischen Sehen nicht viel für eine neue Monumentalkunst direkt nutzbar gemacht werden könne. Aber diese malerischen Vorarbeiten mußten alle gemacht werden, um die im tonigen Bilde, besonders auch im üblichen Historienbild verschwommen gewordenen Farben wieder frei, klar und monumental einfach zu machen. Gerade auch das Stilleben, das Kuhn als besonders inhaltsleer bezeichnet, hat hieran seinen großen Anteil. Eben jetzt betont man in den Stilleben Cézannes das starke kompositionelle Element. Manche Bilder van Goghs sind wie in architektonischen Rhythmen gemauert. Überall dringt die Form und die Linie in die Farbe ein, mittelst der Farbe selber. Die Moderne ist ohne fremde Beeinflussungen von selber einer Krise zugetrieben. Nicht mehr Naturalismus ist das Losungswort, sondern Synthese. Auch den neuesten französischen Primitivismus betrachten wir viel weniger als ‚Manier, Schrulle, Übersättigung, Dekadenz‘, denn als eine synthetische Zwischenstufe der sich viel konsequenter als die deutsche entwickelnden französischen Malerei. Übergänge zwischen diesem und dem Beuroner Primitivismus wären wohl möglich; der Beuroner Künstler P. Vercade hängt auch tatsächlich persönlich mit den Franzosen zusammen. In der Plastik und Architektur sind die Ansätze zur Synthese noch wenig sichtbar. Diese Künste bedürfen eben viel mehr einen kraftvollen, harmonischen, typischen Zeitgeist. Hier setzt die Aufgabe des christlichen Geistes und der christlichen Künstler ein. Ihr Losungswort muß sein: Synthese der modernen künstlerischen Errungenschaften im alten Jenseitsgeiste, mit der Moderne gegen die Moderne und über sie hinaus. Sorgen wir nach unseren Kräften, daß das zwanzigste Jahrhundert in den menschlichen und künstlerischen Gezeiten eine Flut bedeute. W.

Rundschau

Zeitgeschichte

Die sozialstudentische Bewegung.

Nicht überall auf der Erde blühen Blumen, und nicht in allen Ländern hat die Hand des Menschen schlanke Marmorschäfte gemeißelt und zu Tempeln gefügt; und wenn der Bewohner eines anderen Sternes, der von Blumen und Tempeln gehört, auf die Erde käme und etwa am Nordpol landete, so würde seiner zuerst eine arge Enttäuschung warten, und es käme alles darauf an, daß er seinen Weg fortsetzte und suchte. So geht's auch mit dem Idealismus in unserer Zeit; er ist da, man muß ihn nur zu finden wissen. Daß Menschen, die im eigenen Automobil oder Luftschiff fahren, daß Techniker und Naturforscher, deren Gedanken sich in Maschinen umgesetzt haben, von unserer Zeit sagen, es sei eine Lust zu leben, leuchtet sofort ein; was aber bewegt die Hunderttausende, die nie im Automobil oder Luftschiff dahinsausen, nie in ein Laboratorium blicken können und doch stundenlang in höchster Aufregung wartend dastehen, um aus der Ferne nur *sehen* zu dürfen, wenn nicht die Freude an den Fortschritten der Menschheit, von denen ihnen persönlich nichts zufällt. Das ist *reiner Idealismus*, eine Kraft, die aller Schranken und Theorien spottet, die immer da war und da ist, eine Art Elektrizität, die durch das All flutet, sich oft ankündet, und mit der man doch jahrhundertelang nichts anzufangen wußte, die unerkannt blieb. Ähnliche Kräfte, nur in viel höherer Potenz, entdeckte die soziale Studentenbewegung unserer Zeit. Während die oberen Klassen dem Ringen der unteren im großen und ganzen teilnahmslos, wenn nicht geradezu feindlich zusehen, stehen auf einmal an allen Universitäten und draußen im Lande Hunderte junger Männer auf, gewillt, den Weg der Versöhnung anzutreten, bereit, ihr Schicksal mit dem des Volkes zusammenzulegen, entschlossen, von Eignem mitzugeben, Wissen unter die Menge zu tragen, und so das stärkste Hindernis, das der Klassenversöhnung entgegensteht, die ungleiche Bildung, aus dem Wege zu räumen. Wieder ist es die Menschheit, die sie geheimnisvollerweise unwiderstehlich in ihre aufwärtssteigende Bewegung zieht. Solche akademische Bewegung ist auf katholischer Seite so stark wie irgend anderswo, nachdem die Vorkulturkampfszeit und dann der bittere Kulturkampf bereits Vorblüten gebracht hatten, aufgewachsen. Vinzenzarbeit und Verkehr im Gesellenverein ist in damaliger Zeit gute Sitte gewesen. Neu ist heute nur die weitere Ausdehnung, die systematische Arbeit, die Organisation, wodurch die Bewegung über alle Zufälligkeiten und individuellen Unzulänglichkeiten emporgehoben wird. Das Kriterium, vielleicht das charakteristischste, das ihm zugrunde liegt, ist folgendes: Menschen, die nie oder nur im dienstlichen Verhältnis zusammenkommen, lernen sich nicht lieben, werden zu Kasten, kennen sich nicht. Dienstboten, Arbeiter, Subalterne bilden die eine Masse, in der sich Haß, Arbeitgeber und Herren die andere, in der sich Hochmut ansammelt. Das zu hindern, gilt es große Berührungs- und Reibungsflächen zu schaffen, in denen das dienstliche Verhältnis ausgeschaltet ist. Solche Flächen reichen, je älter die Kultur und je sonniger das Klima, um so tiefer bis in den Verkehr des einen mit dem andern hinein. Je jünger die Kultur und je mehr das Leben in die Häuser abschließt, um so schwieriger ist gemeinsamer Verkehr, um so individueller und abgegrenzter bleibt die Lebensart jeder Klasse. Dort wächst die Gemeinsamkeit erst auf dem Boden steigender Bildung. Die Bildung ist der Grundboden. Eine Einigung auf ihm kann langsam den trennenden Abgrund zum größten Teil füllen. Das ist

also die charakteristischste derjenigen Aufgaben, die sich ein Teil der akademischen Jugend gestellt hat. Alle andere, vielfältig wie sie ist und brauchbar, ist Vorstufe und Disposition zu dieser. Werfen wir einen Blick auf ihre Gesamtheit.

Die Haupttätigkeit fällt in die Ferien. Soziale Ferienvereinigungen pflegen in ihnen das Besichtigungs- und Vortragswesen. Innerhalb der katholischen Studentenschaft bestehen ihrer jetzt 105. Was wird besichtigt? Nicht nur die Weltfirma, das Sensationelle und Erstklassige, auch Unscheinbares, Kleines, Alltägliches. Die Volksschule und die Sparkasse. Wer trägt vor? Nicht der Student, sondern der Praktiker: der Rendant, der Arzt, der Gesellenpräses, der Ingenieur, der Beigeordnete. Neben die Besichtigungsarbeit tritt die Mithilfe im Vinzenzverein, Armenbesuche und Krankenbesuche, ferner die Teilnahme am Leben der sozialen Standesvereine: Arbeitervereine, Gesellenvereine, Gewerkschaften 2c. Die Studenten besuchen die Versammlungen, die Unterrichtskurse und diskutieren mit; die Mitarbeit am Bibliothekwesen, an Leseabenden, an Turnvereinen Jugendlicher, am Theaterwesen, an Volksbildungsabenden. Eine ganz neue Arbeitsmethode, die sogenannte Gemeinschaftsarbeit hat nun fünfmal die Feuerprobe bestanden. Je 10 bis 15 Studenten wohnten zehn Tage lang in Gesellenhäusern, in direktem Verkehr mit der handarbeitenden Klasse. Mit der Residenzarbeit ist die Bewegung dem englischen Settlement noch näher gerückt. Ein Student wohnt einen oder zwei Monate lang im Gesellen- oder Fürsorgehaus, gibt dort Unterrichtsstunden und hilft im Betrieb, auch außerhalb des Hauses. Für Studentinnen kommt die Tätigkeit in der Organisation der Heimarbeiterinnen, die Mithilfe bei Pflegerinnen in Betracht. Nach dem Beispiele Amerikas soll weiter die Erntearbeit auf großen Gütern gepflegt werden. Ebenso wird das Wanderwesen unter sozialstaatsbürgerlichen Gesichtspunkten gepflegt. Der Kunstpflege dienen Wanderausstellungen in Wohnungsschmuck, Büchern, Vasen 2c. Auch ist neuerdings mit dem Verkauf von Literatur durch Studenten in Meßbuden auf Kirmessen erfolgreich begonnen worden. Daneben geht gemeinsames Studium in kleineren oder größeren Studienzirkeln. Alle diese Bestrebungen haben auch auf katholischer Seite energische Förderung erfahren durch das seit zwei Jahren errichtete Sekretariat sozialer Studentenarbeit, M. Gladbach, Sandstr. 5, dessen Organ die ‚Sozialen Studentenblätter' sind (M. 1.— achtmal jährlich). Schon älteren Ursprungs sind die katholischen ‚Sozialcaritativen Vereinigungen' und die neutralen ‚Sozialwissenschaftlichen Vereine', sowie ‚Akademische Vinzenzvereine'. Ferner die von Ingenieur Wagner 1901 in Charlottenburg gegründeten Elementarunterrichtskurse, die nunmehr 22 Hochschulen erobert haben. Im Winter 1908/09 wurden 9000 Arbeiter von 700 Studenten unterrichtet. Die genannten Kurse bilden bereits einen großen, ganz Deutschland umfassenden Verband. Zur stärkeren Förderung der neuerdings für die Ferien gegründeten heimatlichen Arbeiterkurse ist letzthin ein besonderer ‚Westdeutscher Verband heimatlicher Arbeiterkurse' gegründet worden. Sitz des letzteren ist Düsseldorf, des ersten Berlin. Endlich muß auch des steigenden Interesses der Korporationen für soziale Mitarbeit gedacht werden. Es mehren sich die Vortrags- und Diskussionsabende. Schauen wir zurück: Die Arbeit lohnt sich. Ohne daß die Studenten in ihren Jugendfreuden oder Vereinigungen gestört würden, öffnen sich ihnen hier neue Quellen des Wissens und der Freude. Schon daß sie durch die soziale Tätigkeit, die Vorbereitung erfordert, veranlaßt werden, ihren geistigen Horizont zu erweitern, ist günstig für ihre spätere Laufbahn, muß ihnen einen Vorsprung über die einseitig Abgeschlossenen geben. Was ist das aber neben dem Bewußtsein, an dem Aufbau des Vaterlandes und der Veredlung der Menschheit zu ar-

beiten! Vor allem von Bedeutung ist der Kontakt zwischen gebildeter Jugend und arbeitender Jugend. Studenten und jugendliche Arbeiter, die sich vertrauensvoll vereinigen, um die trennenden Abgründe auszufüllen. Man suche in der ganzen Welt, ob sich eine bessere Gelegenheit findet, um wieder Mensch zu Mensch zu bringen, frei von allen Schlacken des Eigennutzes. Die Fabrikschlote, die rasselnden Maschinen hatten die Poesie vertrieben, aber da ist sie schon wieder in der sozialstudentischen Bewegung, so prosaisch das Wort auch klingen mag. Die Jugend erbaut sich ihre neue, schöne Welt mitten unter Schloten und Maschinen, mitten im Egoismus der älteren Generation. Die Volksgenossen entdecken sich; aus verschiedenen Welten kehren sie zurück, um zusammen weiter zu gehen. So geht die Arbeit in Deutschland vor sich, langsam, zögernd, aber auf der sicheren Basis der Kleinarbeit. In anderen Ländern, besonders den romanischen, hat die Bewegung dem Volksnaturell entsprechend feuriger, großzügiger, besonders auf politischem Gebiet, eingesetzt. In England und Amerika hat die Mitarbeit der gebildeten Frauen ihren Schritt beschleunigt. Bei uns geht sie langsam, aber bewußt. m. r.

Karl Hilty, der Popularphilosoph, der das letzte seiner größeren Werke, die ‚Neuen Briefe' (1906) mit den Worten des Cervantes schloß: ‚Freunde, ich sterbe, hoffe euch aber bald und freudig wiederzusehen in einem anderen Leben', hat nun drei Jahre später, am 12. Oktober zu Montreux, dieser Welt endgültig sein Lebewohl gesagt. Mit seinen Werken wird er noch lange unter uns fortleben in dem gleichen Sinne gläubigfroher Zuversicht, der aus jenem Abschiedsgruße spricht; denn auch seine Schriften darf man zu jenen ‚Evangelien der Freude' zählen, von denen im letzten Hochlandhefte die Rede war. ‚Glück' lautet das Grundthema seiner vorwiegend auf die Fragen praktischer Lebensphilosophie eingestellten Betrachtungen, die er in seinem also betitelten dreibändigen Hauptwerk (1891—1899, in weit über hunderttausend Exemplaren verbreitet) vereinte; ‚Glück' im Sinne jener echten, ernsten Lebensfreude, die er nach seiner tiefsten Erfahrung unerschütterlich gesichert weiß nur aus dem festen, werktätigen Glauben an eine sittliche Weltordnung, wie sie der Menschheit in den Grundlehren des Christentums und zumal in der Frohbotschaft vom wahrhaft Auferstandenen geoffenbart ist. Aus reiner Diesseitsphilosophie, so lehrt ihn die Betrachtung der antiken Stoiker (in dem Aufsatz ‚Epiktet'), ließe sich wohl auch ein gewisser sittlicher Idealismus gewinnen, der dem Christentum ähnelt; aber wie schon Augustinus, so vermißt auch Hilty vor allem eines darin: den kindlichfreudigen Geist, der aller echten Selbstlosigkeit eignet. Der Wunsch nach einem freudigen Christentum war es wohl ganz besonders, der Hilty in mehr als einer Hinsicht von dem finsterstrengen Geist seines angestammten und nie verleugneten kalvinistischen Bekenntnisses zur Annäherung an katholische Lebensweisheit — leider nicht auch an die dogmatische Lehre der Kirche — geführt hat. In ausgesprochener Kontrastierung zu gewissen ‚kühlen Tugenderscheinungen' rühmt er einmal den Grundsatz des Ordensstifters der schweizerischen barmherzigen Schwestern, ‚nur solche aufzunehmen, die eine heitere Gemütsart haben. Es wäre eine große Aufgabe, dem Protestantismus etwas mehr von der natürlichen Freundlichkeit einzuimpfen, wie sie der Katholizismus besitzt.'

Die Anerkennung des natürlichen Glücksverlangens der Menschen und ihres ‚Rechtes auf Freude' mag wohl bei oberflächlichen Geistern leicht zur Wertschätzung eines äußerlichen Wohllebens als höchsten Lebenszieles führen. Aber nichts liegt Hilty ferner, der vielmehr allezeit gerade gegen den theoretischen und praktischen Materialismus unserer Tage, gegen alle vergröberte oder auch ästhetisch-verfeinerte Genußsucht aufs schärfste ankämpft. In seinen ‚Briefen', die ja bereits im Maiheft 1904 dieser Zeitschrift als ein hervorragendes Werk moderner Popular-

philosophie gerühmt worden sind, erklärt es Hilty geradezu als seine Lebensaufgabe, ‚der idealistischen Lebensauffassung im weitesten Sinne wieder ihren Platz gegen den geisttötenden und charakterlosen „Realismus" unserer Zeit in der kommenden Generation zu verschaffen.' Freude findet man nach seinem wahren Worte nicht dadurch, daß man nach Freuden sucht, Glück nicht dadurch, daß man allem Unglück zu entrinnen sucht. Im Gegenteil: das echte Glück können nur jene erlangen, die vorher gar manches kennen lernten, was nicht Glück ist. In der zentralen Betrachtung über das ‚Glück', der siebenten des ersten Bandes, verweist Hilty uns alle auf den langen Weg, den Dante schildert: ‚Wir müssen aus eigner Erfahrung manches vorher kennen lernen, was nicht Glück bringt, und gewissermaßen mit dem größten aller Dichter den düsteren Pfad durch die Stadt der Qualen, wie die steilen Wege des Berges der Läuterung selbst durchmessen haben, bevor „die süße Frucht, die auf so vielen Zweigen mit Eifer sucht der Sterblichen Begier" endlich „alle Wünsche zum Schweigen bringt".' Und noch einfacher und prägnanter schreibt er zuletzt noch in den ‚Neuen Briefen': ‚Was Freude ist, wissen überhaupt eigentlich nur die, welche viel gelitten haben; die anderen kennen nur das Vergnügen, das damit gar keine Ähnlichkeit besitzt.'

Zwei Hindernisse vor allem stellen sich nach Hilty dem Menschen auf dem Weg zum Glück entgegen: ‚Schuld und Sorge' (vgl. Glück, Bd. II, erste Betrachtung). Zur Klärung des Schuldbegriffs, der von deterministischen Willenstheorien heute besonders gefährdet erscheint, hat Hilty nicht nur aus allgemeiner Menschenkenntnis wertvolle Beiträge gebracht. Auch aus seinem Beruf — er war zuerst Rechtsanwalt, seit 1874 Professor des Staatsrechts an der Universität, und seit 1890 auch Chef der schweizerischen Militärjustiz — ergaben sich ihm gerade in dieser Hinsicht bemerkenswerte Erfahrungen, die in den Tagen der deutschen Strafrechtsreform mehr als nur ein populärwissenschaftliches Interesse haben. Er erklärt a. a. O., als Kriminalist keinem Menschen begegnet zu sein, dem das Schuldgefühl gänzlich fehlte, er sei denn irrsinnig gewesen. ‚Der Volksinstinkt ist daher auch der modernen Kriminalrechtstheorie, die die Schuld leugnen möchte, entgegenstehend, und wird sie überdauern.' Gegen die positivistische Theorie, nach der das Bewußtsein der Willensfreiheit und der Schuld nur eine Illusion wäre, hat Hilty, da sie auch die Entwürfe zu einem neuen schweizerischen Strafgesetz beeinflußt hatte, in einem bemerkenswerten Aufsatz über ‚Vergeltung', dem ersten des Bandes ‚Studien' (1905), noch eingehender Stellung genommen.

Es muß hier an diesem einen Hinweis genügen, um darzutun, daß sich Hiltys Gedankengänge keineswegs in Allgemeinheiten ergehen, sondern, wie sie der Lebenserfahrung entspringen, auch vorwiegend auf unmittelbare Beratung in praktischen Lebensfragen abzielen. Wie in seinen Briefen, so in den weiteren Bänden ‚Lesen und Reden' (1894), ‚Über Höflichkeit' (1898), ‚Für schlaflose Nächte' (1901), wendet sich Hilty vornehmlich an Leser aus den sogenannten gebildeten Kreisen, um ihnen mit voller Eindringlichkeit darzutun, wie hinfällig jenes ‚moderne' Lebensideal ist, dessen Erfolg- und Genußjägerei nur ‚eine Mischung von äußerer Bildung und innerer Roheit' bedeutet, und mit gleicher Eindringlichkeit auf die positiven Kraftquellen echter Charakter- und Geistesbildung hinzuweisen, die allein im Christentum unveränderlich und unvergänglich gegeben sind. So kam er denn auch schließlich, soweit es irgend sein religiöser Subjektivismus zuließ, immer mehr dazu, die Vorbilder höchster individueller Lebensführung in den Heiligen der katholischen Kirche zu erkennen, die sich, wie die hl. Katharina von Genua, von den genußgierigen Anschauungen ihrer Zeit gänzlich lossagten, um innerlich wahrhaft freundliche und freudige Menschen zu werden.

Dr. M. E.

Religion

Kunde vom Urchristentum. Es kann nicht wundernehmen, daß die Forschungsarbeit sich seit langen Dezennien mit unvermindertem Eifer der Erforschung der Anfänge der christlichen Religion zuwendet. Denn es sind nicht bloß die Probleme von eigenartiger Schwierigkeit, das geheimnisvolle Dunkel, in das jene Zeiten sich hüllen, die den Gelehrten immer aufs neue locken, der Rätsel Lösung zu suchen; hier spielt vielmehr ein Moment innerster Anteilnahme mit, denn es sind die Anfänge unserer Religion, denen der Forscher Arbeit gilt. Freilich wird jeder ernste Gelehrte sich mühen, unbeirrt um Neigung und persönliche Meinung, die Wahrheit zu erforschen; aber mag er noch so sorgsam seine rein wissenschaftlichen Zwecke fest im Auge behalten, es wird ihm doch schwerlich gelingen, seiner persönlichen Stellung zum Christentum völlig zu vergessen; ihm kann es ja noch weniger als andern verborgen bleiben, daß in viel höherem Maße noch als auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte auf dem des Urchristentums der Kampf der christlichen Konfessionen, ja der Kampf der Weltanschauungen zum Austrag kommen muß. Nimmer gelingt es der Verstandesarbeit, des Herzens Stimme zum Schweigen zu bringen. Darum ist es begreiflich, daß die Wege der katholischen und der protestantischen Forschung bezüglich des Urchristentums oft weit auseinander gegangen sind, und daß man auch seitens der verschiedenen Richtungen im Protestantismus zu abweichender Lösung der Probleme kam. —

Aber es läßt sich nicht leugnen, daß die emsige Arbeit namentlich der letzten Jahrzehnte zu einer Annäherung geführt hat, und daß durch dieselbe eine ganze Reihe von Problemen gelöst oder der Lösung nähergeführt worden ist. Und wir müssen hinzufügen, daß weniger die katholische Forschung, die, wie leicht begreiflich, im ganzen an den traditionellen Anschauungen festgehalten hatte, Anlaß fand, ihre Stellungnahme zu revidieren, als die protestantische, die in den letzten Dezennien unzweifelhaft in vielen Punkten eine ‚rückläufige Bewegung' zur Tradition genommen hat. Es sei nur hingewiesen auf die Fragen bezüglich Echtheit, Alter und Ursprung des biblischen und urchristlichen Schrifttums. So reizvoll es wäre, dieses näher auszuführen, es muß das einem späteren, größeren Aufsatz vorbehalten bleiben. In diesem wird dann auch darzulegen sein, wie sehr in den letzten Jahren unsere Kenntnis des historischen Hintergrunds des Christentums durch die Erforschung der zeitgenössischen hellenistisch-römischen Kultur und des Spätjudentums, durch Bücher wie Deißmanns ‚Licht vom Osten' (Tübingen 1909) gewachsen ist. Für heute soll nur kurz auf den Stand zweier Probleme hingewiesen werden.

Es ist bekannt, daß Mommsen den vierten Band seiner Römischen Geschichte ungeschrieben ließ, weil er in ihm die wunderbar schnelle Ausbreitung des Christentums hätte behandeln und erklären müssen. Seine eigenartige Stellung zum Christentum hat ihn bewogen, diesem Probleme aus dem Wege zu gehen, das sich jedem, der sich mit jenen Zeiten befaßt, aufdrängt. Demgegenüber ist es interessant, zu sehen, wie es einen der bedeutendsten deutschen Philosophen des 19. Jahrhunderts das ganze Leben hindurch beschäftigt hat. Schon in seinen ‚Aufzeichnungen über die Positivität der christlichen Religion' aus den Jahren 1795 und 1796 hat er es in den folgenden schönen Worten formuliert: ‚Wie konnte eine Religion verdrängt werden, die seit Jahrhunderten sich in dem Staat festgesetzt hatte, die mit der Staatsverfassung aufs innigste zusammenhing? Wie konnte der Glaube an Götter aufhören, denen die Städte und Reiche ihre Entstehung zuschrieben, denen die Völker alle Tage Opfer brachten, deren Segen sie zu allen Geschäften anriefen, unter deren Panier die Armeen allein siegreich gewesen waren, denen sie für ihre Siege gedankt hatten, denen die Fröhlichkeit ihre Lieder, sowie der Ernst seine Gebete weihte, deren Tempel, deren Altäre, Reichtümer und Statuen der Stolz der Völker, der Ruhm der

Künste war, deren Verehrung und Feste nur Veranlassungen zur Freude waren — wie konnte der Glaube an die Götter, der mit tausend Rädern in das Gewebe menschlichen Lebens verschlagen war, aus diesem Zusammenhang gerissen werden?' Es bietet mehr als historisches Interesse, in dem Büchlein von Heinrich Reese ‚Hegel über das Auftreten der christlichen Religion in der Weltgeschichte' (Tübingen 1909) nachzulesen, wie Hegel damals, und wie er später diese Frage beantwortet hat. Manchem wird es neu sein, daß der Verfasser der Phänomenologie eine ‚so tief angelegte, echt religiöse Natur' (S. 3) war; tatsächlich ist uns ja auch die genauere Kenntnis hierüber erst durch die Arbeit von Dilthey über ‚Die Jugendgeschichte Hegels' (1905), und die Herausgabe von Hegels theologischen Jugendschriften durch Nohl (1907) vermittelt worden, zwei Werke, die zu gleicher Zeit Symptome des neuerwachten Interesses an Hegel sind, wie sie dieses ihrerseits noch weiter gefördert haben. — Dasselbe in Rede stehende Problem hat neuerdings Sdralek in seiner Rektoratsrede ‚Über die Ursachen, welche den Sieg des Christentums im römischen Reiche erklären' (Breslau 1907) behandelt. In klarer, übersichtlicher Form und schöner Darstellung sind hier die Resultate der Forschung zusammengefaßt, und es wird kaum von einer Seite ein Widerspruch gegen die vorgetragene Auffassung erhoben werden.

Immerhin könnte man einwenden, daß hierüber unter den Gelehrten der verschiedenen Konfessionen Einigkeit erzielt worden sei, habe nicht gar viel zu bedeuten, denn dieses Problem sei doch immerhin peripherischer Natur. Das ist richtig. Doch diese Annäherung läßt sich auch bezüglich solcher Probleme konstatieren, welche mit den wichtigsten Unterscheidungslehren in engstem Zusammenhang stehen. Ich meine das Problem der Entstehung des Katholizismus. Gelegenheit, das festzustellen, bot das Erscheinen von Pierre Batiffols ‚L'Eglise naissante et le catholicisme' (Paris, Lecoffre, 1908). Dem Buch des längst durch gediegene Arbeiten zur altchristlichen Literatur- und Dogmengeschichte bekannten Gelehrten war in Frankreich ein großer Erfolg beschieden. In weniger als Jahresfrist erlebte es drei Auflagen, ein erfreulicher Beweis, welch reges Interesse die Gebildeten Frankreichs der wissenschaftlichen Behandlung religiöser Fragen entgegenbringen. Einer der ersten Gelehrten, die in Deutschland auf das Buch aufmerksam machten, war Adolf Harnack (Theologische Literaturzeitung 1909 Nr. 2). In seiner interessanten Besprechung weist Harnack hin auf seinen berühmten Exkurs ‚Katholisch und Römisch' im ersten Band seines Lehrbuches der Dogmengeschichte, in dem er schon vor zweiundzwanzig Jahren ‚unter gewissen Reserven' dargelegt habe, daß Römisch gleich Katholisch sei, und ‚daß das „Katholische" in der Entwicklungsgeschichte des Christentums höher hinaufzurücken sei, als die protestantische Geschichtschreibung gewöhnlich annehme.' Was die heutige Stellung der protestantischen Forschung zu diesem Punkt betrifft, so meint Harnack, daß gewiegte protestantische Kirchenhistoriker heute an dem Satze keinen Anstoß mehr nehmen werden, daß Hauptelemente des Katholizismus bis in das apostolische Zeitalter zurückgehen, und zwar nicht bloß als peripherische. Über das Buch Batiffols selbst urteilt er: mit größerer Sachkenntnis könne man den Beweis für die wurzelhafte Einheit an Christentum, Katholizismus und römischem Primat nicht unternehmen, als hier geschehen ist. Demgegenüber will es wenig sagen, daß Harnack verschiedene gewichtige Bedenken erhebt und Vorbehalte macht; die Bedeutung dieses Werkes wird dadurch nicht gemindert. Dieser vorläufige Hinweis möge genügen, weil das baldige Erscheinen einer deutschen Übersetzung unter dem Titel ‚Urkirche und Katholizismus' Anlaß bieten wird, in dieser Zeitschrift darauf zurückzukommen. Hoffentlich wird sie auch bei uns die Gebildeten zu einem tieferen Verständnis und zu besserer Kenntnis des Urchristentums, der herrlichen Jugendzeit unserer Religion, anleiten.

Dr. S.

Theater

Berliner Theater. Vor 20 Jahren spielte die ‚Freie Bühne' Hauptmanns Erstlingswerk ‚Vor Sonnenaufgang'. Wer das Werk damals nicht sah, und es heute, da der Direktor Brahm es noch einmal hervorgezogen hat, zum ersten Male sieht — es ist den Berliner Theater-Direktoren nachgerade zur nicht immer erträglichen Notwendigkeit geworden, ungespielte Jugendstücke später berühmt gewordener Autoren aufzuführen: ‚Hanna Jagert', ‚Der Mitmensch', — und wer sich des Lärms und Tumultes erinnert, mit dem dieser dramatische Versuch eines bis dahin unbekannten Autors von einem an wässrige Kost gewöhnten Parkett empfangen wurde, der kann nun verstehen, warum es auf jenen kleinen, Beifall klatschenden, oder sagen wir besser: Beifall gröhlenden Kreis, denn es handelt sich um eine ziemlich unkultivierte Anhängerschaft, zündend wirkt.

Es haften diesem Stück unabweisbar die Spuren des Reizes an — doch, wo finde ich nur das rechte Wort, denn der Begriff, den wir mit Reiz auszudrücken pflegen, ist viel zu zart für dieses Naturalien-Kabinett anatomisch-sozialer Brutalitäten — aber halten wir es schon bei: die Spuren jenes Reizes, die das Geistesfladern echten Jugendwollens, revolutionären Jugenddranges kennzeichnet. Man mag vorübergehend an Schillers ‚Räuber' denken. Dagegen spricht durchaus nicht die rohe Übertreibung der Kontrastmalerei, die unerhörte Anhäufung von Widerlichkeiten, deren sich der Künstler zur ungerechten Schilderung der gesellschaftlichen Zustände, wie er und eine ganze Schar durch ‚Kraft- und Stoff-Lektüre' irregeführter, unreifer Köpfe sie sah, schuldig machte, und gegen die sich die damalige Hörerschaft auflehnte. Es handelt sich hier für uns allein um eine psychologische Konstatierung. Und da müssen wir, die wir sonst durchaus kein Hauptmann-Freund sind, zugeben: dies Werk trug gerade in jenen Spuren das leuchtende Signum hellen Jugendwerdens an der Stirn. Und es war berechtigt, auf den Dichter die Hoffnung für die Zukunft zu setzen. Daß er sein Versprechen nicht gehalten hat, ist eine andere Sache. Es ist auch heute noch eine heikle Frage um die Einschätzung der Hauptmannschen Dichterschaft. Denn, wenn jemand kommt und sagt: was wollen Sie, er ist und bleibt unser erster Bühnenschriftsteller, so läßt sich dagegen nicht viel einwenden. Er ist es der Anlage nach in der Tat; aber fest steht, daß diese schöne Anlage früh verkümmerte, und sie heute fast durchweg schlechte Stücke gibt. —

Also gerade in dem, das den guten Bürger bei der Erstaufführung empörte, glimmte der Funke neuen Geistes, der uns damals erwärmte, und von dem wir eine Wiederbelebung der Kunst hofften. Daß wir unseren Sinn seitdem in mehr als einer Beziehung geändert haben, spricht dagegen nicht, daß z. B. gerade in Deutschland jenes Frühlingspochen nicht recht in Blüte schlug. Doch jene heute unumstrittenen Wunderwerke der realistischen Kunst, wie die russisch-skandinavisch-französische Bewegung sie hervorbrachte, geben Zeugnis dafür ab. Und diese sind es, an die Hauptmanns Werk, wenn wir es bis heute nicht kannten, uns erinnert, jene ungestümen Tage unserer eigenen Jugend heraufbeschwörend, da ihr Schein in die Stille unserer atemlos gespannten Seele fiel, wie ein Meteor, das das Dunkel der Nacht spaltet.

Und das ist es, was uns das Stück einen Augenblick lieb und wert macht. Wir sehen — Hauptmann fühlte wie wir, und brachte es zum Ausdruck. So kann, wenn auch nur in schwachen Zügen, und nicht immer mit Stolz, eine Generation sich auf dieses Stück berufen. Das trifft die späteren Werke Hauptmanns nicht, und auch, was dieses angeht, müssen wir schon einen trennenden Strich machen, wofern es sich um die in ihm ziemlich kümmerlich vorgetragenen geistigen Probleme handelt. In ihnen und der Durchführung scheint sich schon damals ein für allemal des Dichters Unzulänglichkeit festgelegt zu haben. Wenn ich das Stück für das Fühlen einer Gene-

ration reklamierte, so meinte ich es allein in bezug auf das allgemein erneute Kunstgefühl; auf jenes Naturgefühl, wie es aus der russisch-französisch-skandinavischen Dichtung zu uns gekommen war.

Und an dem Punkt könnte dann auch die Kritik im einzelnen einsetzen: Ist das Stück im allgemeinen von starkem, eigenem Empfinden getragen, das echt und überzeugungstreu pulst, so macht sich in seiner Ausformung die Abhängigkeit von den großen Vorbildern zu deutlich geltend. Man sieht: Der junge Mann, der das Stück schrieb, kam mit heißem Kopf und klopfendem Herzen von der Lektüre Ibsens und Zolas. Die Art und Weise, ein sozial-psychologisches Problem in zwei Typen gegeneinanderzustellen, ist von Ibsen übernommen. Loth und Hoffmann, und auch der Doktor Schimmelpfennig, der die so dünn geschürzte Katastrophe wie zufällig zum Klappen bringt, so daß der Held des Stückes, Loth, dessen ganzes Auftreten von seinem projektierten sozial-ökonomischen Werk bis zu seinem Abschiedsbrief an die Geliebte, einem Gymnasialstreiche gleicht, fast unschuldig daran ist und nichts merkt, stammt unmittelbar aus der zoologischen Handlung von Henrik Ibsen. Die Milieuschilderung, vielmehr die Anhäufung brutaler Triebe und Verkommenheiten auf einem einzigen Fleck ist Zola. Man denkt an La Terre. Nur die mehr nebensächlichen Einzelzüge gehören Hauptmann. Ja, vom späteren Kleinmaler Hauptmann, der nicht ohne Frische, ist in diesem Stück noch so wenig, daß man, würde es heute anonym gespielt werden, kaum auf Hauptmann schließen dürfte. Dazu steht die ganze Arbeit noch zu sehr unter dem Zeichen Ibsens. Ich meine die Problemstellung.

Unmittelbar auf Hauptmann weisen nur kleine Einzelheiten, z. B. diese: Loth tritt auf und sagt seinem Freund mit feierlicher Miene: ‚Du, der Soundso hat sich erschossen, im Grunewald, an einer wunderschönen Stelle, mit dem Blick auf Spandau!' Man kann sich lebhaft vergegenwärtigen, wie dieser Satz — und darin offenbart sich die von leiser Komik nicht freie Unreife der damaligen Hauptmannverehrer — seine Wirkung nicht verfehlte. Man denke: im Grunewald hat sich einer erschossen, mit dem Blick auf Spandau!! Das packte die Friedrichshagener stärker als die seelischen Kleinigkeiten der Lady Macbeths. Das war reinere Kunst als die Worte des Vorspiels im Himmel aus ‚Faust'. Oder wenn ein leibhaftiger Briefträger auf der Bühne erschien und ein Packet von Rudolf Herzog brachte. Oder, daß einer die Zigarre am Tischrand abklopft, bevor er sie anzündet, und dies Gebahren absichtlich betont wird. Oder, daß einer mit der Zigarre im Munde spricht: das ist so ‚realistisch' auf der Bühne. Noch jetzt eine ehrwürdige Tradition des Lessingtheaters. (Bei Reinhardt sollen die Schauspieler manchmal Fliegen fangen.)

Im einzelnen ist das Stück voller Fehler; ungenügende oder unglaubwürdige Zeichnung der Charaktere, unmotivierte Durchführung der sich hieran knüpfenden Handlung, die durch mehrere Akte einem zufälligen Familienzwist gleicht, nicht dem Abwickeln eines Vorgangs, in dem jeder Satz von folgenschwerer Bedeutung ist; das ganze eine Mischung von naturalistischer Brutalität und konventioneller Sentimentalität. Die empfindlichste Schwäche aber liegt für unseren Geschmack heute in der kindlich-unzureichenden Art, mit der die Friedrichshagener Philosophen jene Gesellschaftsprobleme, die von Mill bis Ibsen reichen, aufnahmen, und durch jene abgedroschenen Redensarten, wie man sie in jeder Genossenversammlung aufgetischt erhält, glatt regelten. Welch' groteske Form nahmen in diesen Köpfen nicht die Begriffe ‚Recht' und ‚Freiheit' an! Was verstanden diese Nationalökonomen unter ihnen, sie, die, um eine Arbeit über solche Themen zu schreiben, gleich Loth in das Haus eines Hoffmann kommen, in dem es zugeht, daß ein halbwegs sauberer Mensch nicht länger als eine halbe Stunde bliebe, sich sofort in die Schwägerin verlieben, in der Rosenlaube Kuß-Duette aufführen, und sich dann nach Hinterlassung eines Abschiedsbriefes aus dem Staube machen, wenn sie erfahren, daß die

Gewohnheiten des Hauses mit ihrem ethischen Programm kollidieren, zufällig aus der Erzählung eines Arztes erfahren: denn Loth, der ahnungslose Engel, spürte den Schnapsgestank nicht, der ihn länger als 24 Stunden Tag und Nacht umgab. So langweilt das Stück zum Schluß dennoch, wir verlassen es ohne Eindruck und Interesse, wie die neueren Arbeiten von Hauptmann, und müssen zugeben, daß nur die Illusion der Werdelust der neuen Kunst, wie wir sie in jenen Tagen durchmachten, und die als eine echte Farbe seiner Aufmachung geblieben ist, uns vorübergehend zu fesseln vermochte. Man kann auch nicht sagen, wie man über das Stück denken würde, wenn heute es einer schriebe, und ob man es wie damals als eine lebhafte Talentprobe hinnähme, denn in seinen Fehlern wie Reizen könnte es heute nicht geschrieben werden. Es ist an jene Tage gebunden. Daß es ihren Geist lebendig hielt, ist immerhin sein Wert.

Das Gegenteil von Hauptmann ist Shaw. Ein gewandter Routinier. Ein Mann, der mit ein paar Strichen eine Figur hinsetzt, uns in englisches Leben einführt, wo der Dichter Hauptmann einer breiten Malerei bedarf. Ich sage hier ausdrücklich der Dichter Hauptmann, denn er ist ein Dichter gegen Shaw, obgleich Shaw der ungleich geschicktere Bühnentechniker ist. Ein Bühnentechniker von der Schlagkraft französischer Lustspiel-Dichter. Aber im Grunde seines Geistes ist er Journalist, oder mit einer Beziehung zum künstlerischen: Illustrator; ein raffinierter Journalzeichner etwa in der Art eines Gullbransson. Wie diese Leute, faßt er die wichtigsten gesellschaftlichen Probleme auf, Probleme, die ein Ibsen dämonisch beleuchtete, und in erschütternder Tragik ihren ehernen Gang nehmen ließ, sticht mit feiner Pinzette ihren Kern heraus, schleift ihn vor den Augen des Zuschauers nach allen Seiten zu blinkenden Facetten, bringt die entgegengesetztesten in zündende Berührung, so daß für einen Sekunden-Nu wie von einem Magnesium-Blitzlicht eine Flamme aufzischt, die den Zuschauer flüchtig blendet: doch er täuschte sich; es war nicht der Schein, der aus den Tiefen des Geistes oder dem Krampf einer Seele hervorleuchtete, ihm den Pfad neuer, sicher führender Erkenntnisse zu erhellen. Es war nur der physikalische Witz eines Bellachini-Experimentes! Und so verfehlt dieser Moral-Jongleur, dieser auf ein englisches Geistesmaß als Salonplauderer reduzierte Ibsen, auf ernste Hörer denn zum Schluß seine Wirkung, so begehrt er beim größeren Theater-Publikum ist, und langweilt. Gelangweilt verläßt man nach seinem ‚Major Barbara' das Theater, wie nach einem so weit weniger geistreichen Hauptmann. Wer sich heutigen Tags im Theater nicht langweilen will, muß unsere Klassiker ansehen, die Werke der Dichter von Shakespeare bis Hebbel.

Rudolf Klein.

Der heilige Nepomuk. Unter diesem Titel wurde im kleinen Stadttheater von Eisenach ein kleiner und feiner Einakter aufgeführt (2. Dezember), der für die Leser des ‚Hochland' aus zwei Gründen Interesse beanspruchen darf. Diese dramatische Legende hat zuerst in Form einer sehr dichterisch gestimmten Novelle, unter dem Titel ‚Die Beichte', im ‚Hochland' gestanden (1. Oktober 1906); und Verfasserin jener nunmehr dramatisierten Novelle ist Ilse von Stach, deren Roman eben jetzt durch die Blätter dieser Zeitschrift läuft. Also einer jener Versuche, die Subtilitäten einer psychologischen Studie ins dramatische Wort zu übersetzen! Man weiß, daß dies ein gewagter Übergang ist; und ich will nicht behaupten, daß im vorliegenden Falle die dramatische Fassung technisch ganz befriedigt; es ist zu fürchten, daß die letzten Tiefen und Zartheiten jener sorgsam stilisierten Novelle dem durchschnittlichen Theaterbesucher verborgen geblieben sind. Königin Offnei (Sophie Eufemia) ist an den wild-leidenschaftlichen Triebmenschen Wenzel, den Böhmenkönig, ehelich gebunden; ihre engelhafte Unschuld schwebt als ein unerreichbares Geheimnis über dem dumpfen Gatten; Eifersucht, hinter dies Geheimnis der Reinheit zu bringen, Bewußtsein, daß er in

diesen Zustand keinen Eingang zu finden berechtigt ist — beides rüttelt an dem unreinen Gatten. Er glaubt jedoch, das kleine Tor in dies geheimnisvolle Reich gefunden zu haben: Offneis Beichtvater ist dies Tor; der muß bekennen, was sie ihm anvertraut hat im Beichtstuhl. Dieser Beichtvater ist der heilige Nepomuk von Prag. Aber auch er verweigert natürlich dem König jede leiseste Auskunft; er bricht das Beichtgeheimnis nicht; er überläßt den Wüstling seiner peinigenden Ratlosigkeit. Ein Wink des Königs — und Nepomuk stirbt in den Fluten der Moldau. Soweit also wäre dies eine Tragödie des Königs und des Priesters; ein erstes Seelenproblem schon dies. Aber ein zweites und noch feineres Problem ist damit verflochten. Die Königin war dem jungen Grafen Rosenberg in Wahrheit nur ein Gespiel; wie auch er nur ihr treuer und unbefangener Kamerad war. In diesem ganzen aufgewirbelten Dunst von Eifersucht, von Besorgnissen und Warnungen des Erzbischofs und was sonst noch die schwüle Atmosphäre verdüstert oder verunreinigt: werden sich beide reine Kinderseelen ihrer Liebe bewußt und — äußern dies dem Wüterich von König. Rosenberg wird getötet, die Königin in ein Kloster getan — und eine zweite Tragödie ist zu Ende. Das Stück folgt im Ganzen genau der Novelle, oft mit wörtlicher Benutzung dortiger Stilisierung, oft auch — und zwar in schöner jambischer Prägung — in weiterem stilistischem Ausgestalten. So errang es bei feingestimmter Inszenierung, trotz manchmal recht undeutlichen Sprechens und ungleichen Spielens der Darsteller, einen warmen Achtungserfolg, der die Verfasserin auf die Bühne rief. Aber zwei dramatische Bedenken dürfen nicht unausgesprochen bleiben, zumal man es hier mit einem sympathischen Talent zu tun hat: warum kommt der Vikar (der hl. Nepomuk) nicht selbst auf die Bühne? Warum ließ sich die Dramatikerin (die Novellistin tat gut daran, ihn im Hintergrunde zu lassen) die Szene entgehen, wie der König vergeblich in des Vikars Beichtgeheimnis einzudringen sucht? Und zweitens: wer nur das Drama an sich vorüberziehen läßt, muß annehmen, daß Königin und Rosenberg auch äußerlich schuldig sind. Aber ihre Schuld ist in der Novelle als so zartes Gespinstes geschildert, daß gerade hierin das Ergreifende lag. Dies Feine wird in den derben Konturen der Bühne verwischt. Gleichwohl: man spürt, daß man hier einer Dichterin gegenübersteht. L.

Musik

Von der Münchener Hofoper. Von Wolf-Ferrari, dem seit den Erfolgen seiner ‚Neugierigen Frauen' und ‚Vier Grobiane' anerkannten Meister moderner dramatischer Kleinkunst lernten wir jüngst ein neues Werkchen ‚Susannens Geheimnis' (Dichtung von Enrico Golisciani) kennen. Textlich ist das bescheiden als ‚Intermezzo' bezeichnete einaktige Operchen ein ebenso lustiger wie harmloser Scherz: Frau Susanne frönt hinter dem Rücken ihres Mannes der von diesem verpönten Lust des Zigarettenrauchens, und ruft durch die damit verbundenen Heimlichkeiten den Verdacht der Untreue wach. Bei der eingeleiteten Entlarvungsaktion findet der eifersüchtige Gatte statt des gefürchteten, seine Ehre bedrohenden ‚fremden Rauchers' die Gattin allein — mit der Zigarette in der Hand. Darauf beiderseitige Beschämung und Versöhnung. Der Stil, mit dem Wolf-Ferrari dieses kleine dramatische Genrebild musikalisch koloriert hat, ist der aus seinen früheren Werken bekannte.* Es ist jene feine und leichte tonliche Untermalung, deren Hauptwirkung in der witzigen Ausdeutung des Details liegt, wobei mit diskretester Beschränkung der Mittel und anmutiger Untermischung leise archaisierender Züge gearbeitet wird. Als Kabinettstück dieses feinkomischen musikalischen Lustspielstils erscheinen namentlich die Zankszenen, während andrerseits, wie z. B. in dem entzückenden ‚Rauchmonolog' Susannens mit so mancher

* Vergleiche meinen Aufsatz über Wolf-Ferarri im Maiheft von Hochland 1906.

süßen Kantilene der echt italienische Melodiker zum Durchbruch kommt. Im übrigen braucht man kein Prophet zu sein, um auch diesem reizvollen neuen Werk Wolf-Ferraris eine erfolgreiche Bühnenlaufbahn vorherzusagen. Flankiert war die Novität von einer dankenswerten Neueinstudierung der ‚Djamileh‘ von Bizet. Die von einem verschleierten Halbdunkel gedämpft farbenreicher, schwärmerischer Exotik beschattete feinsinnige Musik dieses frühesten reifen Meisterwerkes des Schöpfers der ‚Carmen‘, ist eine echte Gabe für den musikalischen Feinschmecker. Dem derberen Geschmack kam eine Neubelebung des Opernschwankes ‚Gute Nacht Herr Pantalon‘ von Grisar entgegen, der mit der Komik seiner Situationen und der zwar teilweise schon etwas verblaßten, im ganzen aber doch recht anmutig wirkenden Musik auch heute noch trefflich zu unterhalten vermag. Auch eine Neueinstudierung der Verdischen ‚Traviata‘ hat seither viel Anklang gefunden.

Neues von Max Reger. In den letzten Wochen gab es in den Münchener Konzertsälen ziemlich viele Novitäten, u. a. eine als sympathische Talentprobe wirkende F-moll-Sinfonie des an hiesiger Akademie als Lehrer wirkenden Hermann Zilcher, zwei ganz geschickt gearbeitete, aber farblose Melodramen von A. Reuß, ein ziemlich derb effekthaschendes Klavierquintett des Dessauer Hofkapellmeisters Franz Mikorey u. a. Das Hauptinteresse aber zogen zwei neue Werke Max Regers, des Vielumstrittenen, auf sich; ein Kammermusikabend der ‚Böhmen‘ vermittelte die Bekanntschaft mit Regers letztem Streichquartett op. 109, und kurz darauf erschien im Konzertverein der ‚Prolog zu einer Tragödie‘. Dieses Orchesterwerk kann dem, der den letzten Entwicklungsgang Regers vorurteilsfrei verfolgt hat, nicht als Fortschritt erscheinen. Die wohltuende Klarheit der Konzeption, zu der sich Reger nach der ziemlich krausen ‚Sinfonietta‘ in der ‚Serenade‘ und den ‚Hillervariationen‘ durchgearbeitet hatte, scheint im ‚Prolog‘ wieder aufgegeben. Das langatmige, locker gefügte Werk ist voll schroffer, unvermittelter Kontraste und greller, oft recht billiger Effekte. Daß es an schönen Einzelheiten nicht fehlt, braucht wohl kaum besonders betont zu werden, ebenso wie sich im ganzen die bedeutende Künstlerpersönlichkeit Regers natürlich nicht verleugnet. Immerhin, besondere Ewigkeitswerte wird man diesem neuen Reger kaum zusprechen dürfen. Weit bedeutendere Eindrücke hinterließ das Streichquartett. Der tiefernste erste Satz ist in der Polyphonie wohl etwas überladen; klangschön, aber ebenfalls etwas sehr schwerflüssig gibt sich der dritte Satz, ein poetisches Larghetto. Geistreicher, kapriziöser Humor spricht aus dem Scherzo; die Krone verdient aber das Finale, eine leicht dahintänzelnde, nur etwas gar schulmäßig breit ausgesponnene Fuge mit grandioser Schlußsteigerung. Beiden Werken war die prächtige Interpretation der beste Anwalt. Das Quartett wurde sehr beifällig, der Prolog dagegen nicht ohne Widerspruch entgegengenommen.

Dr. Eugen Schmitz.

Verschiedenes

Sie können es nicht lassen, nämlich die Gralbündler das Polemisieren. Seit diesem Frühjahr ist fast kein Heft der von ihnen herausgegebenen ‚Monatsschrift für schöne Literatur‘ erschienen, das nicht strotzte von unschöner Polemik. Diese seltsame Art, ‚positive Arbeit‘ zu leisten, würde uns wie bisher so auch heute gleichgültig sein, wenn damit nicht gleichzeitig, wie in der letzten Novembernummer, Unrichtigkeiten verbreitet würden, geeignet, die Verwirrung nur noch größer zu machen. So heißt es S. 135: ‚Die kirchliche Autorität ist nicht von unserer, sondern von der gegnerischen Seite bewogen worden, im Literaturstreit Stellung zu nehmen.‘ Wer die letzten Phasen des sog. Literaturstreites auch nur einigermaßen verfolgt hat, weiß, daß hier einfach die Dinge auf den Kopf gestellt sind. Niemals in einem Kampf, der sich literarisch nannte, ist so mit kirchlichen Denunziationen gear-

beitet worden, um literarisch mißliebige Gegner tot zu machen, wie von dieser Wiener Literatengruppe. Und das geschah nicht bloß öffentlich, sondern in ausgedehntem Maße auch privat, wofür wir die Beweise jederzeit erbringen können. Gegen diesen Mißbrauch kirchlicher Verdächtigmachung aus literarischer Gegnerschaft haben wir allerdings an zuständiger Stelle Schritte getan. Wir haben dabei ausdrücklich betont, daß es sich nicht um einen Protest gegen literarische Gegner in literarischen Fragen handle, sondern gegen Gegner, die die sich zu literarischen Zwecken das Recht anmaßen, Glaubensgenossen auf Grund eigenmächtig vorgenommener Definierungen kirchlich zu verdächtigen. Daß man unseren Protest auch in diesem Sinne verstanden hat, erhellt aus der klaren und bestimmten Antwort: Das Vorgehen der Wiener sei eine ‚große Kompetenzüberschreitung' und ‚ihre Anklage auf Modernismus' — gleichviel ob berechtigt oder nicht — sei mindestens mit der Gegenklage auf ‚disziplinären Modernismus' zu beantworten. — Wir würden von dieser Erklärung keinen Gebrauch gemacht haben, aber der selbstgerechte Ton, in dem die Wiener im selben Atemzug, da sie andere beschuldigen, die kirchliche Autorität in den Literaturstreit gezogen haben, sich selber des ‚vollen Erfolges' ihrer Bestrebungen nach dieser Seite hin rühmen, forderte eine angemessene Kennzeichnung dieser Art von Stimmungsmache heraus.

Bei dieser Gelegenheit sei auch festgestellt, daß das von den Wienern und ihren Freunden in Umlauf gesetzte Gerücht von einem Rückgang ‚Hochlands' — ein sehr durchsichtiges Manöver — mit den Tatsachen im schroffen Widerspruch steht. Das Versöhnende bei der Sache ist jedoch, daß auch die eifrigsten Bemühungen der Gegner bis jetzt am Ganzen der Abonnentenzahl nicht das geringste geändert haben.

Da wir einmal am Erklären sind, so soll auch das Folgende ein für allemal abgetan sein. Es betrifft unsere Behauptung in der Rubrik ‚Offene Briefe', es sei bei dem Sammeln von Unterschriften für die berühmte ‚Erklärung' nicht ganz — sagen wir einmal — ordnungsgemäß zugegangen. Das stellt der ‚Gral' (eb. S. 134) neuerdings in Abrede. Er gebraucht dabei den Ausdruck ‚nicht ehrlich zugegangen'. Uns kann's gleich sein; es kommt auf die Sache an, nicht darauf, wie man's nennen will. Tatsache ist, daß einer der Unterzeichner, Herr Schrott-Fiechtl, nachdem ihm die ‚Erklärung' mit seinem Namen zu Gesicht gekommen war, an den Herausgeber des ‚Hochland' schrieb, er sei ‚düpiert' worden; man habe ihm weder klar gesagt, um was es sich handle, noch welchen besonderen Interessen die Erklärung dienen solle. Hätte er gewußt, gegen wen sich die Aktion richte, und von wem sie geführt werde, so hätte er ‚sicherlich seine Unterschrift nicht' gegeben. Herr Schrott-Fiechtl berechtigt uns, seinen Brief zu veröffentlichen. Wir machen jedoch wegen der scharfen Charakterisierung der Wiener von dieser Erlaubnis vorerst noch keinen Gebrauch. Dies eine Beispiel mag genügen, um zu beweisen, daß wir nichts in den Tag hinein behauptet haben. th.



Nachlese zum Weihnachtsbüchertisch

Religiöse und kirchliche Literatur.

Nächst dem Leben Christi ist für den religiösen Aufbau des persönlichen Lebens — soweit Lesen in Betracht kommt — nichts so wertvoll, als die Kenntnis der Heiligenleben. Gute, auf Seelenkenntnis und das Verständnis des Übernatürlichen gegründete Heiligenbiographien zu schaffen, wäre ein brennendes Zeitbedürfnis. Aber wer die Schwierigkeiten kennt, die der exakten historischen Forschung auf diesem Gebiet noch zu überwinden obliegt, wird sich der Gegenwart getrösten im Hinblick auf das wenige Gute, das sie uns doch gebracht hat, und das weitere von der Zukunft erwarten. Ein Blick in den **,Hagiographischen Jahresbericht'** für die Jahre 1904—1906, den P. Hildebrand Bihlmeyer O. S. B. unter Mitwirkung von Fachgelehrten herausgibt (Kösel, Kempten und München 1908), beweist die rege Tätigkeit auf diesem Gebiet. Dieser Jahresbericht zeigt in der neuen Form durch die geleistete Arbeit, wie notwendig er ist. Der neue Herausgeber hat es verstanden, ihm eine wissenschaftliche Bedeutung zu geben, die den früheren Bänden nicht zukam. Die Orientierung ist international. Ein allgemeiner Teil behandelt Prinzipielles, Methodologisches und Literarisches. Der spezielle Teil bringt die Besprechungen der Neuerscheinungen in alphabetischer Reihenfolge. Die gründlich gearbeiteten Verzeichnisse machen den Band sowohl für den Forscher wie für den gebildeten Freund der Hagiographie sehr wertvoll. Den schon vor mehr als Jahresfrist erschienenen tüchtigen Biographien des **,hl. Franz von Assisi'**, wie sie uns Johannes Jörgensen (Kösel 1908) und G. Schnürer in der Sammlung ,Weltgeschichte in Charakterbildern' (Kirchheim, Mainz) dargeboten haben, reiht sich das Buch **,Der hl. Bonaventura'**, Kardinal- und Kirchenlehrer aus dem Franziskanerorden, von P. Leonhard Lemmens O. F. M. (Kösel) würdig an. Der Verfasser, lange Jahre hindurch Mitherausgeber der großen Bonaventura-Ausgabe, brachte neben der Liebe zum Gegenstand alle wissenschaftlichen Vorbedingungen mit, ein solches Leben zu zeichnen. Wenn dem Bild in einzelnen Teilen jene persönliche Wärme mangelt, die allein geeignet ist, uns eine historische Gestalt menschlich nahe zu bringen, so liegt dies nicht bloß an dem zeitweiligen Versagen der Quellen, sondern auch an dem Umstand, daß der Heilige vorwiegend eine Gelehrtennatur war. So ist auch das Kapitel ,Der Heilige' am kürzesten ausgefallen; aber die wenigen Seiten und besonders die hier zusammengestellten Vorsätze Bonaventuras lassen doch tiefere Blicke in seinen Charakter tun. Das Buch ist fast gleichzeitig mit einem Werk erschienen, zu dem es sich wie ein wertvoller Baustein zu einem aufgeführten Bauwerk verhält, wir meinen das **,Handbuch der Geschichte des Franziskanerordens'** von P. Heribert Holzapfel (Herder 1909). Es ist das erste Werk seiner Art, und der Orden kann stolz sein auf diese Leistung. Man stelle sich kein trockenes, langweiliges Buch vor! Aber auch kein Buch, das nur den Zweck hat, den Orden zu verherrlichen, eine Apologie des Ordens zu sein. Sein Verfasser ging mit dem vollen Ernst des gewissenhaften Geschichtschreibers an seine schwere Aufgabe und man wird, was er im Vorwort darüber sagt, nicht ohne freudige Bewegung lesen können. Ein tiefer Wahrheits- und Gerechtigkeitssinn leitete ihn bei seiner Arbeit. An großen Schwierigkeiten, immer die ganze Wahrheit zu sagen, kann es ja bei einer solchen Aufgabe nicht fehlen; aber die Art, wie der Geschichtsschreiber sie bewältigt, ,wird nicht selten zum Prüfstein seiner moralischen Qualitäten, seines Gerechtigkeitssinnes, seines ganzen Charakters'. Das sind Worte des Autors und er durfte sie ruhig schreiben. In wissenschaftlicher Hinsicht gibt er offen und ehrlich die Punkte an, wo sein Werk noch der gründlichsten Vorarbeiten bedarf. Er hätte sie am liebsten selber in Angriff genommen, aber diese Geschichte hätten wir dann in den nächsten zehn Jahren nicht erhalten. Und doch war sie eben im Interesse der Einheitlichkeit der wissenschaftlichen Forschung notwendig. Was der Verfasser hierüber sagt, ist überzeugend. Heute, da die Gestalt des hl. Ordensstifters uns alle so lebhaft beschäftigt, wird auch eine Geschichte gerade dieses Ordens die Teilnahme viel weiterer Kreise finden, als es sonst bei Ordensgeschichten der Fall zu sein pflegt. Und da muß man es doppelt begrüßen, daß der Autor bei der Darstellung, wie er selber sagt, ,den Leser nicht alle Mühen des Verfassers noch einmal durchkosten lassen wollte'. Das Werk erschien gleich der Monographie über den Ordensgeneral Bonaventura aus Anlaß der siebten Centenarfeier der Gründung des Ordens, der sich darin ein neues Denkmal auch seiner gelehrten Tätigkeit errichtet hat. Das nämliche wird man von dem Orden der Gesellschaft Jesu mit Bezug auf die große **,Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge'** von Bernhard Duhr S. J. (Herder) sagen können. Aber dieser Orden konnte sich in neuerer Zeit

der gelehrten Arbeit mehr als ein anderer Orden widmen und so ist diese Ordensgeschichte durch gründliche Vorarbeit von langer Hand her bei weitem besser vorbereitet gewesen. Der bis jetzt vorliegende erste Band enthält nur die Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge im 16. Jahrhundert und hat trotz dieser Beschränkung auf Ort und Zeit beinahe den doppelten Umfang wie jene Geschichte des Franziskanerordens. Der Verfasser ging eben weniger auf eine kunstvolle Darstellung aus, als darauf, die Quellen selber zu uns sprechen zu lassen. Ein gewaltiges und bewegtes Stück deutscher, österreichischer und schweizerischer Kirchengeschichte zieht an uns vorbei. Von dem ersten Auftreten der spanischen Jesuitensendlinge in Deutschland bis in die grauenvollen Tage der Hexenverfolgung geht die Darstellung. Das Leben und Wirken des edlen Peter Canisius bildet einen Glanzpunkt. Den Schulen, Studien, Konvikten sowie dem Schultheater sind große Partien gewidmet. Caritas-Arbeit, schriftstellerisches Wirken, die Seelsorge an den Fürstenhöfen füllen interessante Abschnitte. Charakterbilder einzelner Jesuiten, die als Jugendbildner, Prediger, Obere, Beichtväter hervorragend gewirkt haben, machen ein ansehnliches Kapitel aus. Den Abschluß des stattlichen Bandes bilden Urteile von Zeitgenossen sowie älterer und neuerer Geschichtschreiber über das Wirken der deutschredenden Jesuiten im 16. Jahrhundert. Der Verfasser gibt vorhandene Mängel offen zu. Er tadelt die heftige Polemik einzelner Ordensmitglieder, ihre weitgehende Leichtgläubigkeit, ihre übertriebene Strenge nach der einen, ihre allzu große Nachgiebigkeit nach der anderen Seite u. ä. m. Mit Recht sagt der Verfasser im Vorwort: ‚Solchen gegenüber, welche es für geratener halten, vorgekommene Fehler zu verschweigen oder zu beschönigen, kann nicht nachdrücklich genug betont werden, daß sie dadurch der eigenen Sache einen schlechten Dienst erweisen.‘ So nimmt der Verfasser auch keinen Anstand, neben den zahlreichen Beweisen der Verehrung und Hochschätzung, die das Wirken der spanischen Väter in den verschiedensten Kreisen fand, auch die vielseitigen Antipathien, denen ihr Auftreten selbst in katholischen Kreisen und sogar bei dem Klerus begegnete, anzudeuten und z. T. in einer für die ‚jämmerlich Verhaßten‘ ehrenrettenden Weise zu erklären. Der Band ist mit 163 Abbildungen geschmückt.

In zweiter, bedeutend vermehrter Auflage ist das bekannte Buch des kürzlich verstorbenen P. Viktor Cathrein S. J ‚Die katholische Moral in ihren Voraussetzungen und ihren Grundlinien‘ unter dem neuen Titel ‚**Die katholische Weltanschauung** in ihren Grundlinien mit besonderer Berücksichtigung der Moral, ein apologetischer Wegweiser in den großen Lebensfragen für alle Gebildete‘, erschienen (Herder). Die Abschnitte über die Verfolgung der Kirche, über die ‚Kulturfeindlichkeit‘ derselben, über katholische Werkheiligkeit und protestantische Innerlichkeit sind neu. Klarheit der Begriffe und leichtfaßliche Darstellung zeichnen das Buch aus, das allen denen zu empfehlen ist, die für größere und tiefergehende apologetische Werke keine Zeit oder nicht die nötige Vorbildung besitzen. — Ähnliches gilt von den ‚Apologetischen Kanzelvorträgen‘, die Prof. Dr. Einig im Dom zu Trier gehalten hat und deren 2. Band ‚**Die Kirche Christi**‘ (Paulinusdruckerei, Trier, 1908) in 2. Auflage vorliegt. Gegenüber der Hochflut antikirchlicher Propaganda, die in ihrer Wirkung auf die Massen meist mit völliger Religionslosigkeit endet, haben Bücher wie dieses große Bedeutung. Hieher gehört auch das auf Jugend- und Volks-Kreise berechnete Werkchen: ‚**Das christliche Altertum in Kampf und Sieg**‘ In Einzelbildern dargestellt von P. Canisius M. Werner (Herder). Es ist eine kleine Kirchengeschichte bis zum Auftreten des hl. Bonifatius, die auch in katholischen Schülerbibliotheken am rechten Platze ist.

Bildende Kunst.

Die mechanischen Reproduktionsverfahren haben in den Büchern der Kunstgeschichte und Kunsterziehung eine ganze Umwälzung herbeigeführt hinsichtlich der äußeren Gestaltung, indem an die Stelle weniger und ungetreuer Holztonschnitte ein äußerst reiches und getreues Anschauungsmaterial getreten ist, aber auch hinsichtlich des Textes, indem dieser viel genauer an das bildlich Gegebene angeschlossen werden konnte und dadurch an Sachlichkeit gewann. Nach diesen beiden Seiten bedeutet das glänzend ausgestattete Werk ‚**Die großen Maler in Wort und Farbe**‘, herausgegeben von A. Philippi (bei E. A. Seemann, Leipzig, 18 M.) einen letzten Triumph, indem vor allem auch das Ideal der farbigen Reproduktion hier zum erstenmal durchgehends verwirklicht ist. Das erste Drittel dieses schönen Buches nimmt ein die verschiedenen Länder einzeln behandelndes malereigeschichtliches Kursorium ein, das Satz für Satz bald wissenschaftlich, bald anschaulich Wertvolles enthält. Philippi hätte in seiner Einleitung leicht auf den generellen polemi-

schen Unterton gegen die ‚Kunsterzieher' verzichten können, nachdem hier der ‚Kunsthistoriker' so gut den beiderlei Pflichten nachkommt. Der Hauptteil enthält sodann 120 sorgfältigst ausgeführte und ganz hervorragend schöne ganzseitige farbige Bilder, je mit gegenüberstehendem Text, der sowohl der Anschauung und Bildgeschichte dient, als auch historisch ineinandergefügt ist. Das glänzende Werk eignet sich ebensogut zum Studium wie für allgemeine Geschenkzwecke. — Eine Art Fortsetzung dieser Geschichte der Malerei von 1400—1800 bildet die ebenfalls bei Seemann in 20 Heften erschienene ‚**Deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts**,' Dieses Werk (geb. 50 M.) enthält nun mit 100 großen farbigen Blättern reichlich viele Dokumente zum Nachweis eines wenn auch vielfach zerspaltenen, so doch allseitigen, tiefgehenden und großer künstlerischer Kräfte keineswegs ermangelnden deutschen malerischen Schaffens. Die Namen, die Franz Dülberg am Schlusse seiner umfassenden und inhaltreichen Einleitung in einem Atem nennt, Carstens und Marées und als Antipoden Wasmann und Leibl sind Pfeiler für außerordentliche künstlerische Spannweiten. Im übrigen ist jedem Blatt ein eigener Einführungstext von verschiedenen Verfassern beigegeben, was zur Variierung der Gesichtspunkte beiträgt. — Bei dieser Gelegenheit sei auf die anderen farbigen Publikationen des Seemannschen Verlags, der sich hierin durch technische Gediegenheit bei gleichzeitiger Billigkeit rühmlich bekannt gemacht hat, verwiesen, die ‚**Galerien Europas**', in jedem Heft (3 M., im Abonn. 24 M., Einzelblatt 1 M.) 5 ausgezeichnete Farbendrucke je mit Text, so daß man sich langsam die besten Schätze der Sammlungen zu stetem Genusse daheim ansammeln kann, und die ‚**Meisterwerke der Farbe**', bei denen jedes Heft (gleiche Preise) 6 Blätter enthält mit Reproduktionen moderner Kunst, die also eine Revue über die zeitgenössische Malerei darstellen.

Ein anderes kühnes und weitberechnetes Reproduktionsunternehmen hat unter dem Titel ‚**Die Kunst in Bildern**', in Jena bei Eugen Diederichs zu erscheinen begonnen. Es sind 25 Bände mit je 80 Seiten Text und 200 Vollbildern in schwarzweißen Tondrucken vorgesehen, in denen nach und nach das gesamte große Kunstgebiet in Epochen und Ländern und zudem noch bestimmte Bildstoffe (Madonna) eigens vorgeführt werden sollen. Jeder Band soll in Pappe 4,50, in Leinen 5,50 M. kosten. Die beiden vorliegenden Bände ‚**Die altdeutsche Malerei**', mit geschichtlicher Einführung und Erläuterungen von Ernst Heidrich und ‚**Die Frührenaissance der italienischen Malerei**', mit entsprechenden Texten von Richard Hamann versprechen und halten auch gleich das Beste. Schon die äußere Ausstattung, Einband, Titelzeichnung, Papier ist äußerst geschmackvoll und gewinnend. Die Texte sind auf eine gediegene Sachlichkeit hingearbeitet, die bei Hamann etwas freier gehandhabt wird. Heidrich bringt Dürers Kunst in eine beengende Nähe zu Luthers Werk, was einer unvoreingenommenen Betrachtung nicht förderlich ist. Die Bilder können schon bei der einer Epoche zugebilligten großen Zahl nicht nur das Oftgesehene enthalten und sind darum für die große Menge der Betrachter Fundgruben künstlerischer Formen und Gedanken. Es gibt noch andere derartige Sammlungen kunstgeschichtlichen Anschauungsmaterials, aber schon der handliche schöne Büchereinband wird für das Diederichssche Unternehmen ein Werbemittel sein.

Schließlich kommt noch ein Buch, zu dem die Kinderwelt und das Familienheim den Stoff gegeben hat ‚**Das Haus in der Sonne**' 16 Aquarellreproduktionen und etwa 50 Abbildungen nach Zeichnungen des gerade auf diesem Spezialgebiet bekannten schwedischen Malers Carl Larsson (Düsseldorf, K. R. Langewiesche, 1.80 M.). Larssons Temperament und Stil geht nicht sehr tief, ist aber sehr freundlich, gewandt und oft von einer spielenden Sicherheit. Unter den Bildern, die das Kinderstubentreiben ziemlich ungeniert vorführen, sind einige kleine Zeichnungen prächtige Werkchen.

Musik.

Aus der Ernte des verflossenen Jahres seien hier noch kurz einige Erscheinungen gebucht, die, obwohl der engeren Fachliteratur angehörend, doch ihres Gegenstandes und ihrer Darstellung halber auch für weitere Kreise interessant und verständlich sind. Als solche darf in erster Linie A. Schweitzers Monographie ‚**J. S. Bach**' (Leipzig, Breitkopf & Härtel) genannt werden, die erweiterte Übersetzung und Umarbeitung einer älteren französischen Arbeit des gleichen Verfassers, die unter dem Titel ‚J. S. Bach, le musicien-poète' 1905 erschienen war. Über die in diesem Werk behandelte Materie, das poetisierend-tonmalerische Element in Bachs Musik, wurden die Hochlandleser im Dezemberheft 1906 eingehend unterrichtet, worauf hier wohl verwiesen werden darf. Die neue deutsche Ausgabe hat die Ergebnisse der älteren vertieft und erweitert; noch immer aber fehlt der Arbeit die entsprechend weitblickende historische

Grundlage. Abgesehen davon ist aber das Thema nicht nur mit ausführlichster Gründlichkeit, sondern auch mit feinem, ästhetischen Geschmack behandelt, weshalb denn das Buch auch allenthalben berechtigtes Aufsehen erregt hat und jedem tiefer schürfenden Musikfreund bekannt sein sollte. Stärker betont erscheint der historische Standpunkt in einem umfangreichen Werk „**Niccolo Jommelli als Opernkomponist**" von Hermann Abert (Halle a. S., Max Niemeyer), eine Arbeit, die wir, abgesehen von ihrem allgemeinen musikgeschichtlichen Interesse, namentlich den Gluck- und Mozartverehrern warm empfehlen möchten. Jommelli (gest. 1774), der von Ende 1753 bis 1769 als Hofkapellmeister zu Stuttgart wirkte, war einer der bedeutendsten Meister der sogenannten „zweiten neapolitanischen Schule", die durch erhöhten dramatischen Ernst dem Verflachungsprozeß der zeitgenössischen italienischen Opernmusik Einhalt zu tun suchte. Hierin erscheint der Meister als wichtiger Vorläufer des Reformators Gluck. Aberts Jommellimonographie bietet aber zugleich einen sehr wertvollen Baustein zur Geschichte der damaligen italienischen Oper überhaupt und damit einen weiteren Beitrag zur historischen Grundlegung der Erscheinung Mozarts, die ja auch zu zwei Drittel in den Kreis der italienischen Oper gehört. Die Arbeit im ganzen stellt sich als hochverdienstliche glänzende musikwissenschaftliche Leistung dar; trotzdem trägt die Darstellung nicht einen Hauch trockenen Gelehrtentums an sich, ist vielmehr von einem echt künstlerischen Geiste beseelt, liest sich äußerst angenehm und anregend und sorgt auch durch sehr reichhaltige Notenbeispiele für die nötige unmittelbare Anschauung. Das kulturelle Milieu, das Aberts Arbeit streift, erfährt erweiterte Ausmalung in einer hübschen illustrierten Monographie „**Das Stuttgarter Hoftheater**" von Rudolf Kraus (Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung), welche die Geschichte dieses Kunstinstituts von den allerersten Anfängen im 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart behandelt, wobei die Jommellizeit natürlich eines der glänzendsten Kapitel abgibt. Kulturhistorisches Interesse ist es auch, was bei einem anderen musikgeschichtlich wertvollen Quellenwerk zunächst allgemein anziehend wirkt: bei dem umfangreichen Briefwechsel **Felix Mendelssohn-Bartholdys** mit dem hannöverschen Legationsrat Karl Klingemann (Essen, G. D. Bädeker). Mendelssohn, unter den großen Musikern zweifellos der „größte Virtuose der Briefstellerei" entwirft hier vielseitige und farbenprächtige Bilder aus der Zeit- und Sittengeschichte, besonders aber aus dem musikalischen Leben jener Tage. Außerdem ist das Buch auch als wertvoller neuer Beitrag zur menschlichen und künstlerischen Rehabilitierung der durch die Kämpfe der Wagnerzeit vielfach ganz verzerrten Persönlichkeit Mendelssohns begrüßenswert. Vom historischen auf das rein theoretische Gebiet führt uns endlich H. Rietsch in seiner unlängst in neuer Auflage erschienenen Studie „**Die Tonkunst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts**" (Leipzig, Breitkopf & Härtel), die eine Analyse der technischen Merkmale des modernen Stils, namentlich in Harmonik und Rhythmik bietet und als wertvolle Ergänzung jeder Harmonie- und Kompositionslehre bestens empfohlen werden kann.

Die bereits früher hier ausführlich besprochene „**Geschichte der Musik**" von Dr. Karl Storck (Muthsche Verlangshandlg., Stuttgart) liegt in zweiter vermehrter Auflage vor. Die Vermehrung erstreckt sich besonders auf die neueste Zeit seit Richard Wagner. Das wird die Zugkraft dieses ohnehin erfolgreichen Buches nur noch erhöhen. Der darstellerisch äußerst gewandt verfahrende, sehr kundige Verfasser widmet sein Werk den echten „Liebhabern" zur Gemütsergötzung", und man wird sagen müssen, daß gerade der Liebhaber hier wie bei keiner anderen neueren Musikgeschichte auf seine Rechnung kommt. Storck legt auf die Gemütswerte der Musik den Nachdruck; in immer neuer Beleuchtung zeigt er, wie sie, aus seelischen Bedürfnissen erwachsen, auch nur solchen zu dienen berufen sein kann. Dabei ist das sinnlich-ästhetische Moment nicht übersehen. Da Storck mit Recht der Überzeugung ist, daß die wichtigste Pflegestätte zur Erzielung einer gesunden Musikkultur das Haus ist, so wendet er sich an dieses. Hier vertiefend und anregend zu wirken, ist sein Werk außerordentlich geeignet.

Volks- und Jugendbücher.

Die Herdersche „**Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen**," herausgegeben von Professor Dr. Otto Hellinghaus, ist um einen dritten und vierten Band bereichert worden. Es sind E. Th. A. Hoffmann, Eichendorff, die Droste, Gotthelf, Mörike, Chamisso, Arnim, Herm. Kurz und Kleist, letzterer mit dem „Michael Kohlhaas", darin sehr gut vertreten. Kleine Retouchen sind da und dort, doch ohne übertriebene Ängstlichkeit, angebracht. Ein solches Unternehmen hat für katholische Kreise bis jetzt gefehlt. Möchten die Eltern im Interesse ihrer Kinder nur rechten Gebrauch davon machen. Sie arbeiten auf diese Weise

mit uns Hand in Hand an der Lösung der literarischen Frage, bei der die Geschmacksbildung wahrlich keine geringe Rolle spielt. — Verwandte Bestrebungen sind bei der von Oskar Wiener besorgten Auswahl ‚Klassischer Novellenkranz' (Verlag Wöpke, Gotha 1909) maßgebend. Es sind auch mit Ausnahme Zschokkes die gleichen Autoren, doch mit z. T. anderen Stücken, die im einzelnen reifere Leser voraussetzen. Der Herausgeber begründet in einer Einleitung seine Auswahl; die hübsche Ausstattung des Bandes mit Illustrationen und Bildnissen der Erzähler machen ihn für Geschenkzwecke geeignet. — ‚Deutsche Jugendschriften' nennt sich ein Sammelunternehmen, das die Jugend- und Volksschriftenkommission des katholischen Lehrerverbandes Brandenburg-Pommern im Verlag R. Langer, Berlin, herausgibt. Bis jetzt sind 4 Bändchen erschienen, die teils Märchen, teils moralische Erzählungen zum Inhalt haben. Der uns vorliegende 4. Band beginnt unter dem Titel ‚Sulzfelder Leute' eine Serie von Geschichten aus Franken. Heinrich Kühnlein bewährt sich darin als ein gemütvoller und volkskundiger Erzähler. Es ist sehr erfreulich, daß auch die katholische Lehrerschaft sich zu solchen Unternehmungen zusammenschließt, die zweifellos Erfolg haben werden, wenn die Kommission es an der notwendigen kritischen Sichtung nicht fehlen läßt. Gleich den genannten Geschichten sind auch die „neuen Geschichten", sowie die Erzählungen und Skizzen ‚Granit und Gneis' und ‚Es war im Böhmerwald', beide von Johann Peter (Fredebeul und Koenen, Essen-Ruhr), der Liebe zur Heimat entsprungen und daher im guten Sinne des Wortes unter die Rubrik Heimatsdichtung zu zählen. Johann Peter ist einer von denjenigen Erzählern, die den richtigen Tonfall für das Volk besitzen und denen es an volkstümlichen Erlebnissen ernster wie heiterer Art nicht mangelt. Sofern er sich in der Produktion nicht überstürzt, kann ein tüchtiger und kernhafter Volkserzähler aus ihm werden, dessen Name man einmal neben den besten nennen wird. Die beiden genannten Bücher legen diese Hoffnung nahe. Einem jeden der beiden Bände ist das Bild des Verfassers beigegeben. Derlei versteht man, wenn es sich um einen bereits berühmten Autor und um eine besondere Gelegenheit handelt; hier jedoch wirkt dieses persönliche Hervortreten durchaus unvolkstümlich und prosaisch. — Die gesammelten ‚Jagd- und Berggeschichten' von Anton Freiherrn von Perfall (Bonz, Stuttgart 1909) haben zum Teil ähnliche landschaftliche Voraussetzungen, sind aber stofflich beschränkter, indem darin hauptsächlich der waidgerechte Jägersmann reizende Jagd- und Bergerlebnisse zum Besten gibt. Die billige Volksausgabe wird es künftig auch den weniger bemittelten Bibliotheken ermöglichen, diese längst geschätzten flotten Erzählungen ihrem Bestand einzuverleiben. — Eine ‚historische Erzählung für das katholische Volk" nennt sich die neueste Arbeit von Katharina Hofmann: ‚Das Erbe der Helfensteiner' (Herder). Sie spielt in der Zeit der Reformation und Gegenreformation und schildert den Abfall sowie die Rückkehr des Geschlechts der Helfensteiner und die langsame Rekatholisierung der das ‚Täle' genannten Landschaft im schwäbischen Albgebiet. Wie die Verfasserin bereits durch ihre Volkserzählung ‚Der Lindenmüller' bewiesen, eignet ihr ein frisches und herzhaftes Erzählertalent, das sie mit Entschiedenheit und Geschick in den Dienst einer warmherzigen katholischen Propaganda zu stellen weiß. Die Erzählung ist eingeleitet durch Konrad Kümmel, dem wir bereits eine stattliche Anzahl schlichter Volksbücher verdanken. ‚Des Lebens Flut' (ebda.) heißen die beiden neuesten Bändchen aus seiner Feder. Es sind Kalendergeschichten im besten Sinne des Wortes aus warmem Herzen und mit wirklichem Verständnis für das Bedürfnis des einfachen Volkes geschrieben. Für ländliche Büchereien, Krankenhäuser, Gesellen- und Dienstbotenheime wird sich kaum viel besseres als diese Bändchen finden lassen.

Unsere Kunstbeilagen

nd sämtliche in dem Aufsatz über Albert Welti von Konrad Weiß gewürdigt.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Dr. Eugen Schmitz, Starnberg

Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59



Albin Egger-Lienz pinx.

Der Totentanz von Anno 9



Siebter Jahrgang Februar 1910

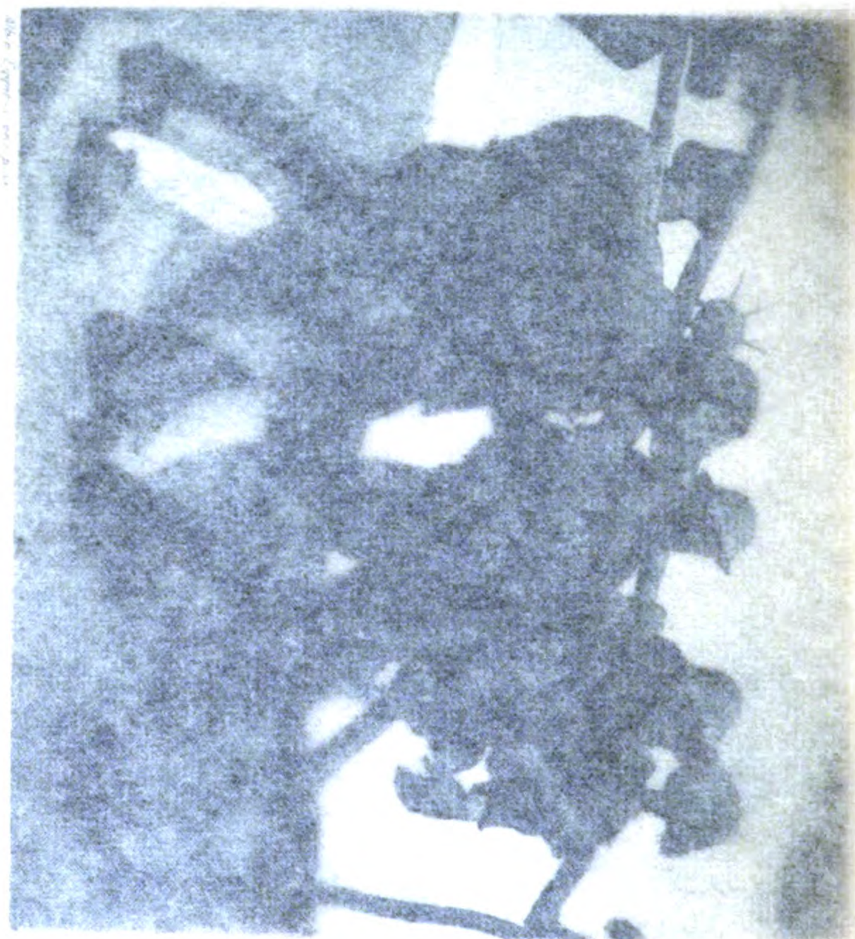
Jugendglück und Persönlichkeit

Ein Wort für Väter, Mütter und Töchter / Von Elisabeth Gnauck-Kühne

Jugendglück — kann es ein dankbareres Thema geben als dies? Das Wort ist [illegible] ein Gedicht. Es rührt an alle Herzen. Frische Augen läßt es erwartungs[illegible] aufschauen, aber auch matt gewordene Blicke leuchten auf und senken sich [illegible], und über das gefurchte Antlitz legt sich ein weicher Schimmer, der es un[illegible] verschönt.

Aber nicht von den würdigen Alten sprechen wir heute zuerst, nein, dir, dir, [illegible]ebte deutsche Jugend, gilt das erste Wort. Dich grüßen in deiner blühenden [illegible]dkeit und Frische und an den Frühling denken ist eins. Die Jugend ist [illegible] Frühling des Lebens. Von alters her ist dieser Vergleich gezogen worden. [illegible] verglich die liebliche Maid mit der Blume, man sang ihr vor von Lenz [illegible] von Liebe, von Rosenduft und von Mondenschein und glaubte, alles gesagt [illegible]. Und die liebliche deutsche Maid **war** wirklich wie die holde Blume [illegible] wie der Mai, ja unsere reizenden deutschen Jungfräulein sollen immer [illegible] wie der blühende Lenz! Das wollen wir uns nicht rauben lassen. Sie sind [illegible] wandelnde Märchenpoesie. Aber — **damit ist nicht alles gesagt.** [illegible] unsere jungen Märchenköniginnen, diese holde deutsche Jugend, denkt selber [illegible] spricht selbst: „Damit ist nicht alles gesagt.“ **Und das ist wohl der** [illegible]**schied von gestern und heute.** Heute ist die erwachsene Tochter [illegible] mehr damit zufrieden, nur als die holde Blume, die das Auge erfreut, [illegible] zu werden. Sie will mehr. Wohl will sie jung sein, [illegible] [illegible] sein, wohl will sie wirken wie der Sonnenschein [illegible] [illegible], aber sie will noch etwas anderes. [illegible]

Hier stehen wir Altergewordenen und Alten mit Vater und Mutter vor einem Rätsel. Wir fühlen, wir hören, daß eine Saite der Familienharfe keinen





Siebter Jahrgang Februar 1910

Jugendglück und Persönlichkeit Ein Wort für Väter, Mütter und Töchter / Von Elisabeth Gnauck-Kühne

Jugendglück — kann es ein dankbareres Thema geben als dies? Das Wort ist ein Gedicht. Es rührt an alle Herzen. Frische Augen läßt es erwartungsvoll aufschauen, aber auch matt gewordene Blicke leuchten auf und senken sich sinnend, und über das gefurchte Antlitz legt sich ein weicher Schimmer, der es unendlich verschönt.

Aber nicht von den würdigen Alten sprechen wir heute zuerst, nein, dir, dir, geliebte deutsche Jugend, gilt das erste Wort. Dich grüßen in deiner blühenden Lieblichkeit und Frische und an den Frühling denken ist eins. Die Jugend ist der Frühling des Lebens. Von alters her ist dieser Vergleich gezogen worden. Man verglich die liebliche Maid mit der Blume, man sang ihr vor von Lenz und von Liebe, von Rosenduft und von Mondenschein und glaubte, alles gesagt zu haben. Und die liebliche deutsche Maid *war* wirklich wie die holde Blume und *ist* wie der Mai, ja unsere reizenden deutschen Jungfräulein sollen immer sein wie der blühende Lenz! Das wollen wir uns nicht rauben lassen. Sie sind unsere wandelnde Märchenpoesie. Aber — *damit ist nicht alles gesagt.* Und unsere jungen Märchenköniginnen, diese holde deutsche Jugend, denkt selber so, sie spricht selbst: ‚Damit ist nicht alles gesagt.' *Und das ist wohl der Unterschied von gestern und heute.* Heute ist die erwachsene Tochter nicht mehr damit zufrieden, nur als die holde Blume, die das Auge entzückt, besungen zu werden. Sie will mehr. Wohl will sie jung sein, wohl will sie schön sein, wohl will sie wirken wie der Sonnenschein im Frühling, wohl will sie scherzen und lachen, aber sie will noch etwas anderes. Sonst ist sie nicht zufrieden.

Hier stehen wir Ältergewordenen und Alten mit Vater und Mutter vor einem Rätsel. Wir fühlen, wir hören, daß eine Saite der Familienharfe keinen

vollen, klaren Klang mehr gibt, daß die Harmonie gestört ist. Wohl wissen wir, daß es zwischen Vätern und Söhnen Disharmonien gibt, wenn in ihnen alte und neue Zeit aufeinanderstoßen. Aber daß auch Mütter und Töchter eine Dissonanz im Familienkonzert bedeuten könnten, das ist eine Tatsache, die auf uns wirkt wie ein Rätsel. Wir stehen davor, je nach Temperament und Anlage, die einen mit Kopfschütteln, die andern mit Stirnrunzeln, dritte mit Lächeln, in das sich leiser Spott mischt, wieder andere mit Seufzen und — mütterlicherseits — auch wohl mit gekränktem Schweigen. Aber wir kommen dem Rätsel und der heutigen Jugend nicht näher, indem wir stirnrunzelnd, kopfschüttelnd, seufzend, lächelnd, spottend oder finster ihr gegenüber stehen. Versuchen wir lieber, das Rätsel zu lösen. Wir können es lösen. Stellen wir der Tatsache, daß die Jugend von heute anders ist als die von gestern, die Tatsache gegenüber, daß auch wir andre geworden sind. Welchen Wechsel haben wir Älteren nicht erlebt! Aus dem Volk der Dichter und Denker, das in glücklicher Beschränkung ruhte, haben wir uns zu einer politischen Weltmacht entwickelt. Auch auf dem Weltmarkte haben wir eine beträchtliche, ja gefürchtete Bedeutung erlangt; unser Ausfuhrhandel steht an dritter, unser Einfuhrhandel sogar an zweiter Stelle. Vor unsern Augen vollzieht sich der Übergang vom Agrar- zum Industriestaat. Die Berufszählung von 1907 hat ergeben, daß von unserer reichsdeutschen Bevölkerung nur noch 28 Prozent in der Landwirtschaft ihre Nahrungsquelle finden, gegenüber 42 Prozent, die von der Industrie genährt werden. Im Jahre 1882 noch war es umgekehrt. Da fanden in der Landwirtschaft 42 Prozent ihre Nahrungsquelle, in der Industrie nur 35 Prozent.

Und welchen Wechsel sehen wir erst, wenn wir in die graue Vergangenheit zurückblicken! Andere Lebensformen sind geworden. Nicht nur unsere Wirtschaftsform, nicht nur unsere Idee von Staat und Gemeinde, nicht nur unsere Art Krieg zu führen hat sich geändert, nein, auch unsere Art zu wohnen, zu speisen, uns zu kleiden, uns auszudrücken hat sich bis in die kleinsten Einzelheiten hinein geändert. Was allein unverändert geblieben ist, das sind die ewigen sittlichen Ideale, die alten, ewig jungen Ideale christlicher Ethik. Von einer ‚neuen Ethik' will die christliche Gesellschaft nichts wissen. Unsere Lebensformen sind Hüllen für diese ewigen Ideale. Die Hüllen wechseln, der Inhalt, der alte Geist bleibt. Neue Formen — alter Geist!

Mit allen andern Lebensformen haben sich auch unsere praktischen Ideale weiblicher Tätigkeit umgestalten müssen. Nicht etwa die der Weiblichkeit! Sie steht mit der gottgesetzten Natur im Bunde. Und solange Natur das kleine Mädchen zur Puppe greifen läßt, solange werden wir auch ruhig sagen dürfen: Weiblich sein heißt mütterlich sein. Mütterliche Sorglichkeit, der Zauber reiner Herzensgüte: an diesem Ideale der Weiblichkeit halten wir fest! Es hat Ewigkeitsgehalt. Und wie die neue Ethik, so weisen wir auch jeden Angriff auf dies Ideal als einen Verrat an unserm Geschlecht und am Vaterlande zurück. Christliche Jugend will nichts wissen von dem weiblichen Übermenschentum, das des Schutzes der Gesellschaft und ihrer geheiligten Institutionen wie Ehe und Familie glaubt entraten zu können. Wohl aber haben sich, wie gesagt, die praktischen Ideale weiblicher Arbeit geändert. Kriemhilde, die Königstochter in Worms, treffen wir mit ihrer Mutter Ute zwischen Ballen selbstgefertigter Stoffe; Gudrun, die nordische Königstochter, spinnt und webt. Wir tun es nicht mehr, es sei denn zum Zeitvertreib. Aber wenn wir zugeben, daß diese Formen weiblicher Tätigkeit da-

hin sind, so geben wir zu, daß Lebensformen sich ändern können, und dann werden wir weiter zugeben, daß sie sich ändern müssen wie die Zeiten. Wollen wir grundsätzlich Entwicklung und Fortschritt abweisen, so müssen wir konsequenterweise zu den ältesten Lebensformen zurückkehren, müssen mit der Postkutsche reisen, Talglichte brennen, uns in Felle kleiden und in Hütten wohnen. Geben wir lieber zu, daß wir uns ändern mitsamt unseren praktischen Idealen, und schicken wir uns, wenn auch seufzend, drein. Wir treten damit in die Fußstapfen unser Altvorderen. Auch die haben geseufzt, als ihre Zeitideale der Wechsel traf.

Also: Wir sind andere geworden. — Damit hat sich aber auch die Lage der weiblichen Jugend verschoben.

Die ältesten germanischen Lebensideale weiblicher Jugend, die Kriemhild- und Gundrunideale, weisen uns in das Familienheim. Die Königin Ute und die schöne Kriemhilde haben sicherlich niemals nach einem ‚Lebensinhalte' gesucht oder über die Verwendung ihrer Zeit theoretisiert. Das Tagewerk war gegeben. Im Hause. Vom Hause. Für das Haus. Alles fanden die Frauen im Hause: Eine Arbeit und eine Pflicht und eine Erholung. Diese Zeiten sind vorüber. Was würden wir von den Königinnen sagen, die jetzt gewaltsam zu diesen Idealen zurückkehren, unsern Textilarbeiterinnen Konkurrenz machen und einen Kampf mit der Spinnmaschine aufnehmen wollten? Der Kampf wäre aussichtslos. Die Maschine hat die Arbeit der Frauenhand teils entwertet, teils umgestaltet, jedenfalls einschneidend beeinflußt. Daran können wir nichts ändern, gleichviel ob wir die Tatsache beklagen oder bejubeln. Wir handeln deshalb klüger, wenn wir uns mit der Tatsache abfinden und uns klar machen, daß die einschneidende Wirkung der Maschine Folgen haben muß, deren erste unbestreitbar die ist, daß da, wo die Maschine Arbeit an sich gerissen hat, eine Lücke entstehen muß, und daß dieser Verlust an häuslicher Arbeit Zeit frei setzt.

Die gleiche Wirkung hat ein anderer Umstand. Das Heiratsalter ist hinaufgerückt. In Deutschland ist jetzt das mittlere Heiratsalter insonderheit in den begünstigten Klassen ziemlich allgemein. Von 100 jungen Mädchen bis zu 20 Jahren sind nur rund zwei verheiratet, von 20—25 Jahren ist noch nicht die Hälfte verheiratet. Nach der Volkszählung von 1900 hatten wir am 1. Dez. des genannten Jahres im Alter von 15—20 Jahren 2½ Millionen ledige und nur 42 000 verheiratete weibliche Personen; im Alter von 20—25 Jahren 1 800 000 ledige und nur 700 000 verheiratete Personen. Dadurch hat wiederum die Jugend mehr Zeit für sich wie früher, und zwar in einem Lebensalter, in dem der Verstand bereits entwickelt ist. Diese Jahre wollen ausgefüllt sein.

Im vorigen Jahre endlich hat in der Lage der weiblichen Jugend eine Verschiebung eingesetzt, deren Tragweite nicht abzusehen ist. Das Jahr 1908 ist ein Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Frau. Da hat sich eine starke Hand nach der weiblichen Jugend ausgestreckt, sie hinaus in das Leben zu führen, die Hand des Vaters Staat. Bisher hat die weibliche Jugend wenig vom Vater Staat gehört und gesehen. Die liebe Mutter, die Kirche, hatte die Jugend bei der Hand. Vater Staat hatte wohl gefragt: ‚Lernt meine Tochter auch? Und was lernt sie?' Aber im übrigen hatte er mit seinen vielen Buben so zu tun, daß er die Mädchen links liegen ließ; er wußte sie ja auch bei der Mutter gut aufgehoben. Aber voriges Jahr hat der gestrenge Herr Vater nun die Hand ausgestreckt und gesagt: ‚Meine lieben Töchter, jetzt ist es Zeit, daß ihr auch mir etwas von eurer Kraft gebt und mir zeigt, was ihr gelernt

habt. Ihr seid jetzt große Mädchen geworden, jetzt könnt ihr auch dem Vater etwas sein und könnt auch euren Brüdern näher treten und von ihrem Tun und Lassen mehr Verständnis gewinnen. Allmählich sollt ihr dahin kommen, Muttersorge auch außer dem Hause zu betätigen. Dazu gehört nun freilich eine geeignete Vorbildung und die sollt ihr haben.' So viel Worte hat Vater Staat nun freilich nicht gemacht, das liegt nicht in seiner Art. Er hat nur ein Gesetz über Vereine und Versammlungen erlassen und dabei den Ausschluß weiblicher volljähriger Personen von politischen Vereinen und Versammlungen beseitigt, und in demselben Jahre hat er die höhere Mädchenschule aufs Korn genommen. Die Mädchenschulreform hat eingesetzt. Bald wird die weibliche Jugend in der Schule Bürgerkunde lernen und politisch mitsprechen können.

Dies alles hat die Lage der weiblichen Jugend verändert. Teils ist sie aus dem Hause heraus und in die Öffentlichkeit hineingeschoben, teils ist sie mehr auf sich angewiesen als in früheren Jahrhunderten, wo sie jung heiratete und ihre Hände immer von häuslicher Arbeit gefüllt waren, auch wenn sie ledig oder verwitwet war. In die alte Überlieferung ist durch die wirtschaftliche Entwicklung Bresche gelegt.

Und wie stellt sich nun die Jugend von heute selbst zu dem Wandel der Dinge?

Die Jugend fühlt, daß eine neue Zeit kommt, und mit dem Instinkt der Jugend für Neues kommt sie ihr bereitwillig entgegen. Aus demselben Grunde fühlt sie sich aber auch der Rosenduft- und Mondscheinpoesie entwachsen, entfremdet. Das Romantische, Sentimentalische liegt ihr weniger. Sie hat Kräfte gefühlt, die wir selber durch den Schulzwang geweckt haben. Sie hat denken gelernt. Und sie denkt nach. Sie hat Zeit dazu. Und sie hat gehört und gelesen. Und sie sagt sich: Es kann nicht der Sinn meines Lebens sein, daß ich nur zum Schmuck da bin, ein Schau- und Prunkstück. Ich fühle Kräfte, die sind von Gott. Ich muß, ich will sie betätigen. Und hat sie dann einmal, ein einziges Mal erlebt, was es heißt, streben und erreichen, suchen und finden, hat sie mit dem ersten eigenen Gedanken, der ersten eigenen selbstgewonnenen Erkenntnis, dem ersten eigenen Plan geistige Schöpferfreude gekostet, dann hat sie ein innerliches Erlebnis gehabt, das sie in eine eigene Entwicklung drängt, dann ist sie das Zentrum einer eigenen geistigen Welt geworden.

Dies Erlebnis tritt häufiger ein, seitdem die Berührungsfläche mit dem Leben eine breitere geworden ist. Ist diese Entwicklung beschritten, so gibts ohne verhängnisvolle Schädigung kein Zurück, kein Stillstehen mehr. Eine eigene Art, zu lernen, zu suchen, zu verstehen, bildet sich heraus. Ein eigenes Urteil über Menschen und Leben fängt an zu entstehen. Und nun wächst der Drang zu hören, zu sehen, zu schaffen. Zeitweilig scheint er unterdrückt. Aber immer wieder taucht er auf und immer nachdrücklicher, bis das Bewußtsein erwacht und das Ziel absteckt: Ich habe eine eigene Welt. Spiel und Tanz und Sport und Frühlingswonne füllt mich in der Tiefe nicht aus. Ich muß einen Lebenszweck, einen Lebensinhalt haben. Ich fühle gottgegebene Kräfte und will sie auf meine Art gebrauchen. Ich will mein Leben wertvoll machen. Ich will eine Persönlichkeit werden. —

Persönlichkeit ist ein Schlagwort unserer Zeit, besonders unter der Großstadtjugend.

Wir Älteren und Alten haben in unserer Jugend wenig oder nichts davon gehört. Wie ist das neue Ideal an die Jugend herangekommen?

Man sagt es ihr. Man schreibt es ihr. Die moderne Literatur ist damit getränkt. Statt der alten Lieder, in denen sich Herz auf Schmerz und Sonne auf Wonne reimte, hört sie und liest sie von dem ‚Recht auf sich selbst', von dem ‚Recht sich auszuleben', von der ‚Notwendigkeit, zwischen Ansprüchen und Verpflichtungen zu unterscheiden', von der Pflicht, ‚sich durchzusetzen'. Und die, die ihr am lautesten so predigen, verstehen darunter eine grobnervige Rücksichtslosigkeit, einen rohen oder feinen Egoismus auf Kosten der Familie und der Mitwelt. Wie die Modernsten auch unter der weiblichen Jugend den Begriff der Persönlichkeit fassen, ist er nur ein Vorwand, bewährte Traditionen rücksichtslos und zuchtlos zum alten Eisen zu werfen. Von diesem Geiste getränkt, will jedes Krümchen ein Brocken sein und läßt alle Hexen der Unart tanzen, um seine Größe glaubhaft zu machen.

Wie aber hat dies neue Ideal überhaupt bei der Jugend Anklang, wie hat es einen Resonanzboden finden können?

Weil es die Lücke und Leere ausfüllt, die die weibliche Jugend empfindet, seit die alten Lebensformen für sie entschwunden sind. Die Sehnsucht nach einem Lebensinhalt ist durchaus erklärlich und voll berechtigt, gerade die Besten und Tiefsten unter der Jugend kennen sie. Sie müssen etwas haben. Sie wollen etwas haben. Und das Wort von dem Werte der Persönlichkeit erscheint ihnen wie eine tröstliche Offenbarung, wie das Ziel, das sie unbewußt gesucht und nun bewußt fassen. Was die Welt ihnen von außen nicht mehr gibt, das wollen sie aus sich herausspinnen. Und es ist ein hohes, ein verlockendes Ziel, mit dem auch ernste Christen sich einverstanden erklären können, wenn der Begriff nur richtig gefaßt wird. Es ist kein unberechtigter Wunsch, den Becher des eigenen Lebens selbst füllen zu wollen. Die Frage ist nur die, womit füllst du deinen Becher?

Also eine Persönlichkeit, ein eigener Mensch, ein besonderer Mensch werden, das ist's, was unsre Jugend will. Unsere Sorge nun muß sein, daß die Jugend in diesem Streben Verständnis findet. Findet das junge Wesen kein Verständnis, wird es in sich zurückgewiesen, eingeengt, wird es mit Liebe in Rosenketten gelegt und unterdrückt, so bilden sich die unerfreulichen gereizten Stimmungen heraus, so entwickeln sich die unharmonischen Naturen, die über alles nachgedacht, aber nichts erlebt haben und deshalb leicht über alles aburteilen, richten. Vielleicht verscheuchen wir sie auch aus unseren Reihen. Findet der junge Menschengeist aber Verständnis, dann kann aus der reizvollen Blüte eine herrliche Frucht sich entwickeln, eine Persönlichkeit, die, wo immer sie steht, zum Segen der Mitwelt wirkt. Und was braucht unsere Zeit wohl so sehr wie christliche Persönlichkeiten?

Aber wie wird die feine junge Mädchenblume eine Persönlichkeit? Wie kann man ihr Verständnis beweisen und der Gärung zur Klärung verhelfen?

Es gibt ein sicheres Mittel, den denkenden jungen Menschengeist im gesunden Gleichgewicht zu erhalten, wenn er den schwierigen Weg der eigenen selbständigen Entwicklung beschritten hat. Das Mittel heißt Arbeit. Nur der arbeitende Mensch entwickelt seine Persönlichkeit. Der bloß materiell genießende Mensch erhebt sich nicht über das Herdendasein. Geistiger Genuß setzt Arbeit voraus, materieller Genuß, den wir mit der Tierwelt gemeinsam haben, macht schnell gemein. Er verwischt die Persönlichkeitszüge, erstickt die Individualität, macht

der Masse gleich. Im materiellen Genusse begegnet sich verständnisvoll die Herde. Die Arbeit dagegen drückt dem Menschen Persönlichkeitszüge auf. Arbeit ist wirkliche Persönlichkeitskultur. Arbeit ist das Glück, das der zürnende Schöpfer dem vertriebenen ersten jungen Menschenpaare in das Leben mit hinausgab.

Aber Arbeit kostet Zeit, Gedanken, Kräfte, die naturgemäß vielfach den Eltern entgehen. Solange die Tochter ein Kind war, gehörte den Eltern jeder Gedanke, jeder Blick, alles. Nun sollen sie teilen!

Was sagen die Eltern dazu?

Nicht die Mehrzahl ist es, die die Jugend in der neuen Zeit versteht, die da einsieht, daß alte Arbeitsideale dahin sind und neue an die Stelle gesetzt werden müssen, und daß die Kräfte, die früher in diesen alten Idealen aufgingen, jetzt brach liegen oder irgendwie ein Ventil suchen, vielleicht im Sport, indem sie ihn nicht als gesunde Leibesübung, sondern als Lebenszweck treibt. Nicht die Mehrzahl ist es, die zwischen Bleibendem und Wechselndem unterscheidet und versteht, daß Wechsel nicht Niedergang, nicht Entartung, sondern Entwicklung bedeutet, wenn nur der alte Geist in die neue Form hinübergerettet wird. —

Kraftnaturen unter den Eltern sagen vielleicht: ‚Hinaus mit den modernen Ideen! Unsre Töchter sollen nichts von der neuen Zeit hören. Wie es war, so soll es bleiben. Die Töchter sollen sich auf das Haus beschränken, sich an der häuslichen Arbeit genügen lassen.‘ In besonderen Verhältnissen ist dieser Plan vielleicht durchzusetzen. Es gibt noch Familienkreise — besonders auf dem Lande — wo die Tochter eines großen Hauses noch voll beschäftigt ist. Wohl ihr! Sie braucht so wenig nach ihrem Tagewerk zu suchen und zu fragen, wie einst die schöne Kriemhilde und ihre Mutter Ute. Es gibt auch besondere Verhältnisse und wird sie immer geben, wo die Tochter, auch ohne in einem Landhaushalt zu stehen, ein vollgerüttelt Maß an pflichtmäßiger Arbeit im Hause hat. Denken wir nur an die Mutterrolle der ältesten Tochter gegenüber halbverwaisten Geschwistern. Diese Verhältnisse bilden aber nicht den Durchschnitt, und nur von diesem kann man allgemein sprechen. Die mit unentbehrlicher Hausarbeit gesegneten Tochterexistenzen werden immer seltener, besonders in der Stadt. Nur zu oft tritt beschäftigter Müßiggang, dilettantische Kunstübung oder Sport an die Stelle pflichtmäßiger Arbeit. Wenn Eltern verlangen, daß alles ‚so bleiben soll, wie es immer gewesen ist‘, so darf die Tochter von den Eltern verlangen, daß sie sich die Frage vorlegen, was fängt die Tochter an, welches ist die häusliche Arbeit, die die Tochter leisten soll? Will die Mutter sich zur Ruhe setzen, soll die Tochter die Leiterin des Konsums, die dirigierende Kraft des Haushaltes sein? Gut. Dann hat die Tochter einen so verantwortungsvollen Posten, daß wir ihr nur aufrichtig wünschen können, sie möge nicht plötzlich die ganze Last auf ihre des Tragens ungeübte Schultern gelegt sehen, sondern in ihre Aufgabe von erfahrener Hand eingeführt werden. Wichtigeres, Vielseitigeres kann das junge Mädchen nicht leisten, als wenn es einem Familienhaushalte mit allen seinen Beziehungen nach außen und nach innen mütterlich vorsteht. Das ist der universalste und zugleich speziellste Beruf. Es ist schlechterdings kein Vorzug, keine Gabe, keine Tugend auszudenken, die an diesem Platze nicht verwertet werden könnte.

Aber wenn die Mutter nicht daran denkt, abzudanken, wenn sie in voller Frische ihren Pflichtenkreis beherrscht, was dann? Dann ist die Tochter der

alten Ideale weiblicher Tätigkeit beraubt — ohne daß ein Ersatz geboten würde. Die Lücke klafft. In solchen Verhältnissen finden wir die unbeschäftigten Haustöchter, ein Spezifikum der Gegenwart. Was ein solches Dämchen tut, könnte ebensogut ungetan bleiben, niemand würde es merken. Sie ist kein noch so bescheidenes aber nötiges Glied in irgend einem Betriebe, wie das jüngste Stubenmädchen oder die älteste Kindermuhme. Ein bißchen Putz, ein bißchen Flitter, ein Tennisschläger, ab und an ein Buch von zweifelhaftem Wert — und das Leben ist fertig. Ein Zweck ist nicht da, die junge Dame ist Randverzierung, und so schmückt sie denn auch, um die Zeit auszufüllen, mit Randverzierungen die Topflappen und Scheuertücher. — Wenn sie malt, gibt es Bilder ohne Perspektive und Körper, die keinen Schatten werfen, unwirklich — wie ihr eigenes Dasein.

Solange die Tochter jung, frisch, gedankenlos-fröhlich ist, sieht sich das Ganze noch leidlich an. Das Mädchen hofft auch, durch das geheimnisvolle Walten der Liebe in das eigene Haus geführt zu werden. Und dann will es wirken, will sich regen und schaffen, will Kräfte gebrauchen — will leben! Das puppenhafte Dasein mit einem vollen Leben vertauschen, das will sie, sobald sie heiratet.

Aber wenn sie nun nicht heiratet? Wie soll dann schließlich die Lücke ausgefüllt werden? Zu Werken der Barmherzigkeit, sagt man, ist immer die rechte Zeit. Als ob es nicht eine schwere Kunst wäre, wohltätig zu sein! Armenpflege ist noch schwieriger als Krankenpflege. Und diese schwierige Kunst setzt, wie jede andere, nicht nur inneren Beruf voraus, sie hat auch ihre Technik, sie verlangt Schulung. Langt der Wille noch zu dieser Disziplinierung nach einem Leben, das den Willen wie die Muskeln erschlafft hat? Frau Caritas braucht ganze Kräfte, nicht schale Reste. Daß eine pessimistische Auffassung hier berechtigt ist, zeigt leider die Wirklichkeit. In welchem Verein hörte man nicht die Klage, daß einige Frauen und Mädchen alles tun müssen, die meisten Mitglieder nur nach Lust und Laune, also unzuverlässig, arbeiten? Die Vorstandsitzungen werden vielleicht besucht, auch die Generalversammlungen, aber das ist auch alles. Eine Gesellschaft geht allem vor. Die ständige, nachhaltige, stille, zuverlässige Arbeit, die zu Leistungen wie die einer Amalie Sieveking, Elisabeth Frey, Florence Nightingale, Marie Lehanne, Agnes Neuhaus, Bertha Lungstraß, Jeanne Trimborn, Alice Salomon führt, wird in der Welt nur selten gefunden. Die caritative Betätigung ist leider oft ein Sport, der die Langeweile vertreiben soll, nicht ein pflichtmäßiger Dienst, der stetig erledigt wird, ja dem auch mal ein Opfer gebracht wird. Die Gewohnheit des beschäftigten Müßiggangs rächt sich bitter — und an den Besten am schärfsten. Gerechterweise werden durch die weitere Entwicklung der geschilderten Virtuosinnen des Müßigganges aber auch die Hauptschuldigen, die Eltern, mitgetroffen.

Und welches Bild zeigt diese Entwicklung?

Da sehen wir die Folgeerscheinung, daß das gottgewollte Leben bei den Willensschwachen zwar klaglos aber kläglich, herzbrechend versandet. Ein inhaltloses, für Familie, Volk, Vaterland, Kirche, Staat und Gemeinde gleich wertloses, schemenhaftes, blutleeres Leben, von der gleichen Bedeutung wie das der Fliege, die zum Fenster herein und hinausfliegt. Vielleicht kommt es aber auch — wenn ein Temperament in dem eingeengten Organismus steckt — zu Familienkatastrophen oder zu Entgleisungen, durch die die unterdrückte Spannkraft sich ein Ventil sucht. Dann spricht man von der unerklärlichen, unbegreiflichen

Handlungsweise der wohlerzogenen jungen Damen aus gutem Hause — und könnte sich doch an den Fingern ausrechnen, daß ein Mensch mit lebendigen Pulsen, ein Mensch von Fleisch und Blut, ein gottgeschaffener Mensch mit gottgegebenen Anlagen nicht das Leben einer mit Sägemehl gefüllten Gliederpuppe zum Zeitvertreib der Eltern führen kann, ohne — je nach Naturell — entweder zu verkrüppeln oder zu explodieren wie eine Maschine mit verstopftem Ventil. Gleichviel wie ein solches rein vegetatives Leben verläuft, ob es in Versandung oder in Empörung endet, es ist ein lebendiger Vorwurf für die Eltern, die sich gegen die Forderungen der Zeit verschlossen haben. Auch der stärkste elterliche Eigenwille vermag nicht, die Uhr der Zeit zurückzudrehen, der wirtschaftlichen Entwicklung Halt zu gebieten. Die neue Zeit dringt durch verrammelte Türen. —

Andere Eltern nehmen den Kampf mit dem Leben auf. Sie wollen ihre Töchter, ihre Kleinode, dem heutigen Leben streitig machen. Sie wehren der neuen Zeit nicht den Eintritt in das Haus, aber sie verwerfen sie, verwerfen ihre Zwecke, ihre Anschauungen, ihre Bedürfnisse. Sie lieben ihre Töchter und wollen sie glücklich machen, so wie sie — vor Jahren — glücklich geworden sind. Wie die Mutter will, soll die Tochter glücklich sein. Sie soll zum Glücklichsein gezwungen werden.

Wieder andere wollen unter wehmütigem Selbstverzicht ein Eigenleben ihrer Tochter zugestehen. Das junge Mädchen hat Talent für Malerei oder verwandte Tätigkeit und möchte sich gern ausbilden. Aber das kann sie nur in einer Großstadt. Welchen Bekanntschaften würde sie da ausgesetzt sein! Oder sie hat Neigung für Wohlfahrtsbestrebungen. Welchen Berührungen, welchen Eindrücken würde sie da ausgesetzt sein! Das Kleinod ist sorgsam gehütet worden, und nun sollte an die Kunstjüngerin der Leichtsinn sich herandrängen dürfen? Oder in der Wohlfahrtspflege sollte sie die häßliche schmutzige Armut sehen, vielleicht gar das Laster in seinen entsetzlichen Folgen — — was würde da zerstört werden? Wird nicht der holde Duft der Weiblichkeit verloren gehen? So fragt besorgt der Vater.

Nein, sorgender Vater, die echte Weiblichkeit ist kein Blütenstaub, der äußerlich anhaftet und bei einer rauhen Berührung verloren ist. Die echte Weiblichkeit kommt von innen heraus und kann auch nur von innen heraus zerstört werden. Eher frage dich, wie die echte Weiblichkeit, die warme, sorgliche Mütterlichkeit deiner Tochter sich entfalten, sich entwickeln soll, wenn sie nur für sich selber in ästhetisch verziertem Eigennutz leben darf? Du zwingst sie zu erstarren, zu verknöchern, du, du wirst der Totengräber ihres besseren Selbst, ihrer echten Weiblichkeit, ihres Jugendglückes, wenn sie nur für sich selbst leben darf.

Aber auch das Mutterherz spricht ein. Es fühlt sein Recht geschmälert, wenn die Tochter arbeitet. Jedoch sie weiß, daß sie das geliebte Kind nicht zu ihrem Behagen oder ihrer Augenweide groß gezogen hat, und reichen Lohn wird sie für ihre Entsagung ernten, indem die Tochter sich unter ihren Augen zur Persönlichkeit entwickelt. Und sie wird in der Bereicherung des geliebten Kindes mit reich werden und sich mit ihm entwickeln, mit ihm und in ihm die neue Zeit begreifen lernen. Hat sie das alte Ideal der nur stickenden, nur Tennis spielenden, Roman lesenden Tochter begraben müssen, so lernt sie an seiner Stelle das neue Ideal der *arbeitenden* Tochter schätzen. Sie entgeht damit dem Schicksal, eine zwar stickende und Tennis spielende aber unzufriedene, von ihren Rosenketten bedrückte und schließlich *verbitterte* Tochter zu haben, die ihr

im stillen Vorwürfe macht und ihr innerlich fremd und fremder wird, bis die Dissonanz im Familienkonzert hörbar wird. Die arbeitende Tochter dagegen wird auf der Höhe des Lebens mit einsichtsvoller Dankbarkeit der Eltern gedenken, die unter Opfern ihrer eigenen Persönlichkeit Raum gewährten. Und dann wird zwischen Eltern und Töchtern ein Verständnis erblühen, das zu den schönsten Freuden dieser Erde zählt. Die junge Persönlichkeit hat ihr Denken und Urteilen und Wollen und Planen am Leben erproben können. Und das Leben ist nicht nur ein trefflicher Lehrer, sondern auch ein ausgezeichneter Erzieher. Es ermutigt durch Erfolg, dämpft durch Mißerfolg und führt leichter als Müßiggang zur innerlichen Bescheidenheit und der Selbsterkenntnis, die das Zusammenleben erquickend macht.

Also Arbeit für unsere geliebte deutsche Jugend, Lebenszweck und Lebensinhalt! Raum zur Persönlichkeitsentfaltung! Gebt der Tochter, was sie mit Recht vom Leben fordern kann und fordern muß: Eine Arbeit und eine Pflicht!

Aber wo sie finden?

Der erste Blick gilt dem Hause. Hast du hier eine Aufgabe, einen Pflichtenkreis — wohl dir! Es ist zugleich die beste Vorbereitung für dein späteres Leben, falls dir ein eigenes Heim beschieden ist. Aber bleibe eingedenk, daß du wahrscheinlich auch selbständig im Leben wirst stehen müssen. Bis zum 25. Jahre ist die Mehrzahl der Frauen ehelos, nach dem 50. Jahre ist wieder über die Hälfte ehelos auf sich gestellt. Nur von 25—50 ist die Mehrzahl von der Ehe in Anspruch genommen. Von 50 Jahren aufwärts haben wir zwei Millionen verheiratete Frauen, $1^1/_2$ Millionen verwitwete und $^1/_2$ Million ledige weibliche Personen. Man kann mit Recht behaupten, daß die weibliche Jugend zur Ehe wie zur Selbständigkeit gleich geschickt sein müsse. Also spinne aus dem Hause einen Faden in das Leben hinaus! Werde nicht familiensüchtig. Verschließe dich nicht hochmütig vor dem Leben. Kümmere dich um eine Frage, eine Arbeit, eine Sache, einen Verein, der außerhalb des Familienlebens liegt, so daß du mit dem Leben verknüpft bist, wenn Gottes Ratschluß dir das Elternhaus nimmt.

Hast du aber keine Pflicht, keine Arbeit daheim, so suche dir pflichtmäßige Arbeit außer dem Hause. Kannst du es, widme dich einem Berufe und verschaffe dir das Glück treuer Pflichterfüllung, erfolgreichen Strebens im Berufe. Aber wie die Haustöchter vor Einseitigkeit in ihrem Leben gewarnt werden mußten: Spinnt einen Faden in das Leben hinaus!, so müssen die beruflichen Arbeiterinnen sich warnen lassen: Spinnt einen Faden in das Haus hinein! Unterschätzt nicht die häusliche Arbeit! Ist das beglückendste Feld weiblicher Tätigkeit, die eigene Familie, euch versagt, müßt ihr als Berufsmenschen im Leben stehen, so schafft euch ein Gemeinschaftsleben, schafft euch ein eigenes kleines Heim, sei es noch so bescheiden, und macht es euch traulich darinnen. Die kleinen Opfer an Zeit und Mühe, die das Heim von euch fordert, lohnt es euch tausendfach. Im Schlafstellendasein — und wenn du unter seidenen Decken ruhst — stirbt Wertvolles in dir: die Mütterlichkeit, die sorgende Weiblichkeit, die den Mund zum Trösten, die Hand zum Pflegen geübt und geschickt erhält. Du läufst Gefahr, Arbeitsmaschine oder ein Gehirnweib zu werden, eine ‚Intellektuelle', von der weder Wärme noch Freude ausströmt. Suche bei Freunden, was dir versagt ist, suche einen Zusammenhang mit einem Familienkreise. Du brauchst diesen Hintergrund, du brauchst Wärme, du brauchst

Gemeinschaftssorgen, Gemeinschaftsfreuden, die Nur-Berufsfrau muß verkrüppeln. Fühlst du aber innern Beruf, für andere zu leben, und hast du die Möglichkeit, über deine Zeit zu verfügen, so bereite dich ernstlich vor auf diese Arbeit. Es gibt auserwählte Naturen, die ihr ganzes Leben in den Dienst des Nächsten stellen können, sei es auf rein caritativem Gebiete, sei es in sozialer Arbeit. Aber die innere Stimme allein tuts nicht. Das gute Herz mit seinen Temperaturschwankungen auch nicht. Auch hier fällt kein Meister vom Himmel. Schulung, Vorbereitung muß dazu kommen. Dann kannst du dich aber der höchsten Verheißung getrösten.

Die Arbeit für andre beschäftigt nicht nur den Geist, diszipliniert nicht nur den Willen, sie füllt auch das Gemüt aus, sie labt das Gewissen, sie verbindet mit der Menschheit und mit der Gottheit, wenn sie zu Gottes Ehre geschieht.

Aber was sprechen wir denn von Arbeit? Von Jugendglück und Persönlichkeit wollten wir reden. Sind wir nicht vom Thema abgewichen? Nein. Die Arbeit ist die beste Freundin des Jugendglücks. Nicht des Jugendglückes, das vergeht, wie die Blume welkt, nein, des dauernden Glückes, das das Alter jung macht. In der frischen Jugend glücklich zu sein, ist keine Kunst, im Alter glücklich zu sein, das ist Kunst. Und diese Kunst will erarbeitet sein.

Geliebte deutsche Jugend, du stehst im Frühling deines Lebens. Im Frühling steht der Mensch vor dem umgestürzten dampfenden Acker und fragt ihn: ‚Was wirst du mir geben?‘ Der Acker antwortet: ‚Erst sage mir, was gibst du mir?‘ So, geliebte Jugend, stehst du vor dem Leben, vor dem großen, geheimnisreichen, wunderbaren Leben. Du fragst es: ‚Was wirst du mir geben?‘ Und das Leben sieht zu dir auf wie der Acker zum Sämann und fragt: ‚Was wirst du mir geben? Was streust du in meine Furchen?‘

Jugend, du hast dem Leben viel zu geben! Freudigkeit, Kraft, Zeit, Wollen und Können. Stelle es in den Dienst der Menschheit! Werde arbeitend eine Persönlichkeit und damit das Zentrum eines Kreises, sei er groß oder klein, je nach deiner Bestimmung. Daß du eine christliche Persönlichkeit wirst, dafür hat die gute Mutter, die Kirche, gesorgt, nun zeige dem Vater Staat und der Mitwelt, daß du gut geleitet worden bist. Ehre deine Mutter durch dein Leben! Wo du als christliche Persönlichkeit stehst, da muß sittliches Leben gesichert, Laster, Fäulnis, Zügellosigkeit verbannt sein.

Aber glaube nicht, daß man schnell und leicht eine Persönlichkeit wird. Im Gegenteil. Herdenmensch und Dutzendware wirst du ganz von selbst im seichten Lebensgenusse. Eine Persönlichkeit wirst du nur in dem Maße, wie du dich selbst bezwingst. Winkelmann, der alte Kunstkenner, sagt einmal: ‚Das Schöne ist schwer.‘ Sollte das Große, das Höchste nicht schwer sein? Und eine christliche Persönlichkeit zu werden ist das höchste Ziel, und nur der schwerste Kampf führt dich dahin. Der schwerste Kampf aber wird in uns — nicht außer uns — ausgefochten. Dafür haben wir viele Zeugnisse. Walter von der Vogelweide sagt:

‚Wer schlägt den Löwen, wer schlägt den Riesen,
Wer überwindet jenen und diesen?
Das tut der Mensch, der sich selber zwingt.‘

Und Schiller im Kampf mit dem Drachen:

‚Dir ist der härtre Kampf gelungen,
Der Demut, die sich selbst bezwungen.‘ —



Aber das Ziel ist des Kampfes wert, denn das Ziel schließt in sich nicht ein flüchtiges, schnell verblühendes Jugendglück, sondern das höchste Glück, das die Erde bieten kann. Ein Mann, der alles besessen, was die Erde bieten kann, Goethe, bekennt: ‚Höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit.‘ Es ist ein tiefsinniges Wort. Es ist auch ein tröstliches, kraftvolles Wort. Wenn das höchste Glück ist, eine Persönlichkeit zu sein, so hast du dein Glück in deiner eigenen Hand. Dein Glück ist dein Werk. Kein äußerer Umstand ist unbedingt ausschlaggebend. Die äußeren Umstände — erfüllte oder versagte Wünsche — sind nicht unser erfülltes oder versagtes Glück. Beide sind nur die Bausteine, aus denen du dein Glück, d. h. deine Persönlichkeit, baust. Du selbst und niemand anders, du selbst hältst dein Glück in deiner eigenen Hand. Harren deiner viel Freuden oder viel Schmerzen, so wisse, daß es ebensoviele Bausteine sind, die Gott auf deinen Lebensweg legt, damit du eine feste, klare Persönlichkeit daraus zimmerst. Nicht ein Spielball, nicht ein Opfer der Lebensumstände sollst du sein, sondern ihre Meisterin. Dein Lebensglück soll dein Meisterwerk sein. Aber nur durch ernste Arbeit wirst du eine Meisterin. Durch den unermüdlichen Kampf mit dir selbst, geliebte Jugend, geht der Weg über weites Arbeitsfeld hinan zu dem ‚höchsten Glück der Erdenkinder‘, das auch das Jugendglück des Alters ist.



Jugend, vor dir liegt das Leben und blickt erwartungsvoll zu dir auf: Was wirst du mir geben? Gib dem Leben, was Gott dir gegeben hat! Je mehr du von deiner Jugendkraft gibst, um so sicherer wirst du dem ‚höchsten Glück der Erdenkinder‘ entgegenreifen. Säe arbeitend aus in der Jugendzeit — und du wirst einst eine volle Garbe tiefen Menschenglückes in dankbarer Demut zu Gottes Füßen niederlegen.



Zur elsässischen Kulturfrage

Eine persönliche Aussprache / Von A. Legrand

◆◆◆

Wir bitten diese Ausführungen zu nehmen wie sie sich geben — als eine ‚persönliche Aussprache'. Gerade im gegenwärtigen Zeitpunkt ist es von einigem Interesse zu erfahren, wie sich der Alt-Elsässer und auch ein nicht geringer Teil der jungen Generation die Lösung der ‚elsässischen Kulturfrage' denkt. Dem Urteil über den ‚Mangel an freiheitlichem Geist im neuen Reich' glaubten wir nicht besser begegnen zu können, als indem wir dieser Aussprache eines Mannes, der auf dem Felde der völkerverbindenden Arbeit der Industrie hervorragend tätig ist, im Reiche Gehör verschafften. Es beweist Überlegenheit, wenn man Kritik vertragen kann. (Die Red.)

M'r welle bliewe was m'r sin!

I.

Es mehren sich erfreulicherweise die Stimmen, die das elsässische Kulturproblem offen und ehrlich, ohne nationale Illusionen und Hintergedanken besprechen und aufrichtig nach einer Lösung trachten. Bis vor kurzem beschränkte man sich im wesentlichen darauf: in Frankreich, das Elsaß als eine durch einen unglücklichen Krieg verloren gegangene französische Provinz anzusehen mit der geheimen Hoffnung, sie über kurz oder lang wiederzugewinnen; in Deutschland, das Bestehen einer elsaß-lothringischen Frage in politischer und kultureller Beziehung zu leugnen; im Elsaß selbst schwieg man. Dem ist nun anders geworden. Zahllos fallen hüben und drüben die Äußerungen über die elsässische Frage. Namentlich im Elsaß selbst vollzieht sich in letzter Zeit ein lebhafter Austausch der Meinungen. Man beginnt endlich mit den wahren, bisher geheim gehaltenen Gedanken und Wünschen herauszutreten und seine Meinung ohne Rücksichten auf nationale oder persönliche Empfindlichkeiten zu äußern.

Gehen auch die Ansichten selbst noch weit auseinander, so ist doch der Austausch der Meinungen an sich allein ein untrügliches Zeichen, daß die alten latenten Gegensätze im Elsaß nach Auflösung drängen und sich zwischen den Besten auf beiden Seiten eine Verständigung anbahnt.

Störend in diesen natürlichen Versöhnungsprozeß greift nur zuweilen mit ‚starker Hand' die elsaß-lothringische Regierung ein, die da wähnt, das Land ‚am Gängelband' zu deutscher Gesinnung und deutscher Kultur führen zu können. Es ist klar, daß eine Politik, der eine solche naive Auffassung der Menschen und Dinge zugrunde liegt, in keinem innern Zusammenhang mit den wirklichen Verhältnissen, geschweige denn mit den wahren Bestrebungen und der innern Entwicklung des Landes steht. Statt versöhnend muß sie verschärfend auf die bestehenden Gegensätze einwirken. Dem Lande erscheinen die einer solchen Politik entspringenden Maßregeln willkürlich und verletzend, wenn es sich um Wichtiges, und lächerlich, wenn es sich um Kleines handelt. Da sie ohne tiefere Kenntnis der Wirklichkeit gefaßt sind, verfehlen sie zumeist ihre Wirkung und werden schließlich nur als Symptome der Sinnesart in den betreffenden Kreisen gedeutet.

Warum die Spur französischer Kultur im Elsaß ausrotten wollen? Ist nicht ihr mehrhundertjähriger Einfluß auf das Land ebensowohl ein Teil des elsässischen Erbgutes geworden als seine frühere deutsche Vergangenheit? Wie sich das Elsaß ehedem gegen die Unterdrückung seines deutschen Erbteiles durch die französische Nation wehrte, so lehnt es sich heute gegen die Ausrottung seiner der reichen französischen Kultur entnommenen geistigen Güter auf. Es

gab vor 1870 eine Gruppe hervorragender Elsässer, die die Überlieferung der deutschen Vergangenheit gegen die Überwucherung französischen Geistes pflegte; warum sollte Deutschland heute nicht das gleiche in der durch die Ereignisse gegebenen entgegengesetzten Richtung dulden?

Ich habe es immer als müssig empfunden, über die elsässische Frage lange geschichtliche Erörterungen anzustellen. Die Geschichte ist ein willfähriges Werkzeug zu allen Demonstrationen; man findet in ihr für alles Belege. Und schliesslich ändert auch die Feststellung, ob wir keltischen, gallo-römischen oder alemannischen Ursprungs sind, nichts an dem, als was wir uns selbst fühlen. Untrüglich wahr bleibt zuletzt nur das, was wir selbst in uns als unser eigenstes Wesen zu erkennen, zu fühlen und zu ahnen vermögen.

Schauen wir in uns selbst hinein, so ergibt sich eins mit unzweideutiger Klarheit: Wir haben von beiden Kulturen, von der deutschen und von der französischen, empfangen; unser Charakter trägt die Züge beider an sich. In ungleicher Verteilung und in ungleicher Tiefe vielleicht, auf diesem Gebiet überwiegt die eine, auf jenem die andere Kultur. Aber wir haben an beiden Quellen geschöpft und müssen es auch fernerhin in unserer Macht haben, an beiden Quellen, je nach Wahl und Bedürfnis, zu schöpfen. Dem einzelnen mag diese oder jene ergiebiger fließen, je nach Veranlagung oder Erziehung; für die Gesamtheit des elsässischen Volkes aber ist das Vorhandensein der Einflüsse beider Kulturen notwendige Lebensluft und bedeutet für sie zugleich einen Reichtum, auf den sie um keinen Preis verzichten darf. Wenn daher irgendwo auf Erden die weitestgehende Duldung am Platze ist, so ist sie's gewiß im Elsaß.

Gemeinsam mit unserem körperlichen Leben empfangen wir von unseren Eltern auch immaterielle Güter. Wie jenes, so tragen auch diese die Züge unserer Ahnen. Diese überlieferten Geisteseigenschaften sind die starken Wurzeln unserer Kraft. Sie teilweise ausrotten, hieße uns schwächen, uns verarmen. Unter dem beiderseitigen Einfluß deutscher und französischer Kultur sind wir herangereift zu dem, was wir sind, und können nicht anders, als auf dem vorgezeichneten Weg weitergehen.

Der erste unter den Altdeutschen, welcher der eigenartigen Mischung deutscher und französischer Züge im Elsaß ein offenes Verständnis entgegenbrachte, war Professor Wittich. Von ihm erschien vor einigen Jahren ein auf Grund langjähriger und eingehender Studien über Sitten und Gebräuche, Sprache und Geschichte des Elsasses geschriebenes Werk über deutsche und französische Kultur im Elsaß,* worin er in unparteiischer Weise den verschiedenartigen Einfluß beider Kulturen auf das Elsaß bespricht. In wirtschaftlicher, sozialer und politischer Beziehung erkennt er den dominierenden Einfluß Frankreichs an, dagegen sei in der religiösen, geistigen und moralischen Entwicklung der deutsche Einfluß der überwiegende gewesen und geblieben. Wir werden in unsern eigenen, in den folgenden Kapiteln niedergelegten Betrachtungen zu ähnlichen Ansichten gelangen.

In dem neulich von demselben Verfasser veröffentlichten weiteren Beitrag zur elsässischen Kulturfrage** vergleicht Wittich am Schlusse seiner Ausführungen die Vereinigung des Elsasses mit Deutschland einer vorläufig ohne Liebe ge-

* Dr. Werner Wittich, Deutsche und französische Kultur im Elsaß. Straßburg, Illustr. Elsäss. Rundschau 1901.

** Dr. Werner Wittich, Kultur und Nationalbewußtsein im Elsaß. Ebenda 1909.

schlossenen Ehe zwischen zwei reiferen Menschen, deren jeder seine eigenen Erfahrungen, Überlieferungen und Lebensgewohnheiten hat.

Wittichs Vergleich ist treffend. Soll nun dieser Ehe ein Sinn und eine bleibende Bedeutung verliehen werden, so darf man ihr Ziel nicht in der Unterdrückung des einen durch den andern Teil suchen; das hieße sie ewig unfruchtbar machen. Durch unvoreingenommene Annäherung und gegenseitige Achtung muß vielmehr beiden Individualitäten die Möglichkeit geboten werden, ihre Anschauungen auszutauschen; die beiderseitigen Erfahrungswelten müssen sich durchdringen und ergänzen, damit zwischen ihnen eine neue Gemeinschaft entstehe, in der sich beide Teile in Liebe begegnen, und die sie ihren gemeinschaftlichen Nachkommen zu weiterem Ausbau übermachen können. Dazu bedarf es freilich gereifter, vollwertiger und weitherziger Charaktere auf beiden Seiten.

Nur deshalb konnte Wittich und mit ihm einige wenige Altdeutsche elsässisches Wesen begreifen, weil er beide Kulturen in ihren wesentlichen Zügen erfaßte und schätzen lernte und beide in seinem Geiste synthetisch vereinigen konnte. Nur der hat eigentlich das Recht, in der elsässischen Kulturfrage mitzureden, der eine Synthese beider Kulturen in sich trägt. Damit schalten wir von vornherein jede oberflächliche Betrachtungsweise, die sich mit Vorliebe die objektive nennt, aus; damit schalten wir auch alles einseitige Hervorkehren deutschen oder französischen Wesens aus, alles Tendenziöse, das je schärfer um so falscher, je intoleranter um so ohnmächtiger ist. Damit fallen vor allem die verständnislosen Bestrebungen auf ‚Germanisierung' eines Landes, das sich weder ‚germanisieren' lassen kann noch will.

II.

Unter den bisherigen Veröffentlichungen auf alt-elsässischer Seite, die ja vor allen anderen dazu berufen ist, sich über das Problem der elsässischen Kultur zu äußern, hat ein im Februar 1907 in der ‚Revue politique et parlementaire' erschienener Aufsatz des Colmarers Fleurent* Aufsehen erregt. Während er deutscherseits allgemein gebilligt wurde, fand er in alt-elsässischen Kreisen eine zwar mehr verschwiegene, aber ebenso allgemeine Mißbilligung. Bemerkenswert ist der Artikel, weil er, eigentlich zum erstenmal, mit klaren und beredten Worten und in persönlich aufrichtiger Weise eine von seiten eines Altelsässers überraschende Richtung einschlägt, nämlich das Aufgeben des elsässischen Partikularismus und das Aufgehen in die deutschnationale Kultur. Wie aus unsern weitern Betrachtungen über die elsässische Kulturfrage hervorgehen wird, beruht diese Anschauung auf einer gründlichen Verkennung des wahren elsässischen Charakters und seines eigentlichen Wertes, und kann für die Beurteilung und Lösung unseres Problems nicht ins Gewicht fallen.

Fleurent geht in seinen Betrachtungen von dem Mangel eines ‚großen Vaterlandes' in Gedanke und Gefühl des Elsässers aus. Sein altes Vaterland, Frankreich, hat er verloren, das Deutsche Reich vermag er nicht als solches anzuerkennen. An die Stelle des Patriotismus ist bei ihm teils ein kalter Skeptizismus, teils ein übertriebenes Heimatsgefühl getreten, das ihm sogar die Möglichkeit einer eigenartigen selbständigen elsässischen Kultur vortäuscht. In Wahrheit habe es nie eine besondere elsässische Kultur gegeben, noch weniger

* Joseph Fleurent, L'idée de Patrie en Alsace, Revue politique et parlementaire, Paris février 1907.

werde es in Zukunft eine solche geben. Der Elsässer sei entweder Elsässer und Deutscher oder Elsässer und Franzose, er ist auf den Anschluß an eine der großen Nachbarkulturen angewiesen. Die ‚Dualität' sei eine Gefahr für sein geistiges Niveau, das zähe Festhalten an einer besonderen elsässischen Kultur im Lande müsse zu einer geistigen Verkümmerung führen. Ein gewisser Niedergang der Kultur, wie er sich namentlich in der Ausbreitung der elsässischen Mundart kundgibt, sei schon jetzt bemerkbar. Dagegen gäbe ein einheitliches, unbestrittenes Kulturzentrum dem Lande die so wünschenswerte geistige Einheit wieder, den Boden zu einer fruchtbringenden geistigen Arbeit. Unter den bestehenden Verhältnissen könne aber nur der Anschluß an die deutsche Kultur in Betracht kommen. Dieser wird sich langsam aber sicher vollziehen.

Es müßten also konsequenterweise nach Fleurents Meinung die Elsässer, wenn sie zufällig Bürger des französischen Staates wären, umgekehrt einen möglichst vollständigen Anschluß an die französische Kultur erstreben. Damit wäre das Land dem Spiel des Zufalls ausgeliefert, in seiner geistigen und kulturellen Entwicklung von politischen Zufälligkeiten abhängig gemacht; das elsässische Volk verurteilt, in steter Abhängigkeit von äußeren Umständen und möglichen politischen Umwälzungen, nie zu innerer Ruhe und nie zu kultureller Reife zu gelangen. Könnte doch ein Tag das Werk von Jahrhunderten zerstören! Wäre dem so, dann gäbe es für den Bewohner des schönen elsässischen Landes nur mehr eine Losung: Auswandern! Auswandern, sei es nach Deutschland, sei es nach Frankreich, damit seine Kinder und Enkel, des unseligen Zwiespaltes endlich frei, einmal der einen oder andern Kultur voll teilhaftig werden könnten. Es behielten die recht, die nach dem Kriegsjahr ihrer Heimat den Rücken kehrten, um in Frankreich, ihrem seitherigen Vaterlande, zu verbleiben. Und es hieße der heutigen Landesregierung in ihren Bestrebungen, die Zurückgebliebenen mit Gewalt deutscher Gesinnung und deutscher Kultur zuzuführen, recht geben. Denn, sind wir einmal auf diesen Anschluß angewiesen, so ist es, je früher er sich vollzieht, desto besser. Im Grunde rechtfertigt also eine solche Theorie, mag man es sich gestehen oder nicht, alle Maßregeln, die zu einer möglichst schnellen Germanisierung des Landes unter Erstickung jedweden anderen kulturellen Einflusses ‚zum eigenen Besten des Elsässers' getroffen werden.

Freilich, eine gewisse Begründung kann man dieser Ansicht nicht absprechen. Es können ihr, wie bei Fleurent, aufrichtige Motive zugrunde liegen, und sie hat auch in einzelnen Fällen wohl eine gewisse individuelle Berechtigung. Sie muß nämlich von allen Jenen, die losgelöst vom ursprünglichen elsässischen Volke in sich keine engeren Beziehungen zum Lande, seiner Sprache, seinen Sitten und Anschauungen mehr verspüren, die in deutschem und französischem Wesen, wie sie im Elsaß zutage treten, nur Gegensätze sehen, die sie nicht aufzulösen, nicht schöpferisch umzugestalten und zu einer n e u e n E i n h e i t umzuschaffen vermögen, als einzige Rettung aus den Schwierigkeiten ihrer inneren Situation erscheinen. Das Aufgehen in eine der beiden großen Nationen muß namentlich jenen Elsässern zur Notwendigkeit werden, denen durch eine kulturell zu einseitige Erziehung oder Charakterbildung die Möglichkeit des Verständnisses und der Verschmelzung beider Kulturen genommen ist, und die nun den Grund ihrer inneren Unsicherheit und Kraftlosigkeit in der unseligen Zerrissenheit der äußeren Verhältnisse suchen. Sie müssen, um der Gegensätze, die sich ihnen täglich in immer neuer Gestalt vors Auge drängen, loszuwerden, ihre Zuflucht zu der einen oder anderen Kultur nehmen. Daher auch die eigentümliche Tatsache, daß

Franzosen oder einseitig französisch gebildete Elsässer unterm Zwang der äußern Verhältnisse viel eher zum Deutschtum überzugehen geneigt sind, als vollblütige Elsässer. Denn für den Franzosen wie für den Deutschen bedeutet die Doppelkultur eine Unkultur, weil sie ihrer in tieferem Sinne nicht teilhaftig werden können.

Nicht so für den Elsässer! Denn er vermag es, zwischen beiden Kulturen eine Brücke zu schlagen. Bewußt oder unbewußt verwirklicht er in sich eine Synthese beider Kulturen. Er hat von seinen Vätern Züge vom deutschen und hat von ihnen Züge vom französischen Geiste geerbt. Kraft des jahrhundertlangen Einwirkens beider Kulturen auf ihn und seines ihm angeborenen Verständnisses für beide, vermag er in beiden das Wesentliche zu erfassen und aus den getrennten Elementen beider etwas Neues, Eigenes und Höheres zu erschaffen.

Es ist nicht richtig, daß die Opposition des Elsässers gegen die Germanisierung nur verkapptes Franzosentum sei, wie behauptet wird. Der Elsässer fühlt sich ebensowenig Franzose, wie er sich Deutscher fühlt. Bezeichnend ist, daß zur französischen Zeit im Elsaß ‚welsch', heute aber ‚Schwob' als Spott- und Schimpfname galt und gilt. Die Opposition des Elsässers gegen das eindringende Deutschtum ist nichts anderes als der natürliche Selbsterhaltungstrieb von etwas Eigenem, das durch die Berührung mit Fremdem an seinem Werte nicht verlieren will. Es ist im elsässischen Volke ein fester Kern, der jedem Versuch nach Auflösung durch nationalistische Bestrebungen widersteht. Der Elsässer fühlt deutlich, daß er mit diesem festen Wesenskern, den er sich im Laufe langer Jahrhunderte unterm Einfluß beider Kulturen und unter harten Schicksalsschlägen erworben hat, sein Bestes, das, was ihn über den Wandel der Zeiten und der Ereignisse erhebt, hergeben würde, um es gegen ein Nichts einzutauschen. Denn darüber darf er sich keiner Täuschung hingeben: durch die Bekennung zu deutscher Gesinnung und durch das Aufgehen in die deutsche Kultur, die er nicht schöpferisch miterschaffen und miterlebt hat, würde er Wesentliches nicht gewinnen, sondern nur unnütze Opfer bringen.

In der eigenartigen Mischung germanischer und gallischer Wesenseigenschaften beruht der dem Elsässer eigentümliche Charakter und seine Stärke. Diese Doppelkultur, die sich im Lauf der Zeiten in ihm zu etwas Festem und Dauerhaftem verdichtet hat, beizubehalten und zu vertiefen, ist seine Aufgabe. Man verstehe richtig: wohl ist die ‚Doppelkultur' das Kennzeichen des Elsässers, damit soll aber nicht gesagt sein, daß er ohne Wahl Züge beider Kulturen in sich vereinigen muß; das ergäbe eine übernatürliche Zwitterhaftigkeit, wie sie leider heute im Elsaß weit verbreitet ist — als Folge der plötzlichen und gewaltsamen Abtrennung von Frankreich und der unnatürlichen Zustände im Lande seit dem Kriegsjahr sich aber begreifen läßt und einstens unter besseren Verhältnissen von selbst wieder verschwinden muß. Für die Wahl zwischen den beiderseitigen Kulturelementen dürfen eben nicht äußere Umstände und vorübergehende Stimmungen, sondern nur wirkliche innere Bedürfnisse entscheidend sein.

In dieser dem Elsaß eigentümlichen Verschmelzung hervorragender Eigenschaften beider Kulturstaaten liegt auch der Grund zu der bedeutenden Stellung, die das Elsaß seit jeher im Kulturleben der beiden Nachbarstaaten, im Mittelalter unter Deutschland und später unter Frankreich einnahm und auch weiter einzunehmen berufen erscheint.

Man weiß, welchen bedeutenden Platz ihm Frankreich — ohne nationale Bedenken — vor 1870 in seinem gesamten nationalen Leben einräumte. Von

dem Ruhme und den Erfolgen, die sich der Elsässer durch seinen persönlichen Mut, seine Charakterfestigkeit und seine Treue in den Annalen des französischen Heeres erwarb, sei hier nicht die Rede. Hervorheben möchten wir jedoch den kulturellen Einfluß, den der Elsässer durch seine spezifisch elsässischen Tugenden auf Frankreich ausübte.* Die kulturelle Einwirkung zwischen dem Elsaß und Frankreich war natürlich eine gegenseitige. Während es auf seiten des Elsässers hauptsächlich sein sittlicher Ernst, seine Charakterfestigkeit und seine Arbeitsamkeit waren, die sich dem französischen Kulturleben kräftigend mitteilten, wirkte der französische Geist anregend und belebend auf das elsässische Gemüt ein. Allein schon der Gebrauch der französischen Sprache mußte in das Empfinden und Denken des Elsässers etwas von der wunderbaren Klarheit, Beweglichkeit und Anschaulichkeit des französischen Geistes hineinlegen und es von der Gebundenheit und Dunkelheit, die so oft deutschem Wesen anhaften, befreien. Die Lebendigkeit und kunstvolle Klarheit französischer Lebensauffassung verband sich im Elsässer mit der Tiefe seines deutschen Gemütes.

Unter Frankreich hat das Elsaß hauptsächlich bedeutende Männer in den Naturwissenschaften und der Technik hervorgebracht. Darunter echte Naturforscher, wie sie in unserer materialistischen und utilitaristischen Epoche selten geworden sind: nicht Verbreiter eines pedantischen und seichten Wissens, das im Leben nur mehr Einzelheiten erblickt, sinnlos Kenntnisse auf Kenntnisse häuft und vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht; auch nicht Vertreter einer Wissenschaft, die sich anmaßt, das Rätsel der Welt zu lösen, und im Glauben an einen ewigen Fortschritt die Menschheit einem festen Ziel zuzuführen wähnt, wo alles Glück sich verwirklichen und jedes Fragen aufhören werde; aber Menschen, die das zusammenknüpfende Moment aller Lebenserscheinungen nicht aus dem Auge verloren, Naturforscher, die über ihre Naturbetrachtungen die Frage nach dem Schöpfer und nach dem Sinn der Dinge nicht vergaßen; Menschen, in denen nicht bloße intellektuelle Theorien oder eitle Wissensbegierde vorherrschte, sondern die Liebe zur Schöpfung und die Sehnsucht nach Wahrheit: Mensch, Tier, Pflanze, alles Finger derselben geheimnisvollen göttlichen Hand.

Dadurch, daß Frankreich dem Elsaß freie Entfaltung seiner Eigenart ließ und den elsässischen Tugenden ihren Platz im gemeinsamen Kulturleben einräumte, fesselte es das Land an sich, das ihm sein Wohlwollen mit seltener Anhänglichkeit und Treue lohnte. Hier und sonst nirgends ist der Grund zu suchen, warum vordem im Elsaß ein französischer Patriotismus entstehen konnte und warum heute in ihm keine Vaterlandsliebe zu Deutschland aufkeimen kann. In der warmen Anerkennung der fremden Persönlichkeit, in der Achtung vor dem andersgearteten Mitmenschen und in der innern Gewinnung desselben drückt sich überhaupt ein hervorragender Zug der französischen Kultur aus.

Indem Deutschland, statt sich glücklich zu schätzen, im Elsaß Männer zu finden, die ihm eine Brücke zur französischen Kultur schlagen könnten, die Spuren französischen Geistes im Lande ausrotten will und von ihm die Aufgabe seines Partikularismus und die Bekennung zu deutschem Wesen fordert, entfremdet es sich nur das elsässische Volk. ‚Ein unterworfenes Volk wird durch

* Erwähnt sei z. B., daß der ‚Temps', der durch seinen unbestechlichen Ernst, seinen umfassenden Blick und seine vornehme Haltung ganz eigenartig von den übrigen Zeitungen Frankreichs abstach, ein elsässisches Werk ist, das lange Zeit in der äußeren und inneren Politik des Landes eine führende Rolle spielte.

die Angriffe auf seine Kultur in seinem Widerstande nur gestärkt', sagt auch Wittich, ,es wird sie mit einer doppelten Anhänglichkeit an das vermeintliche Vaterland der eigenen Kultur erwidern. Die Entfremdung zwischen ihm und dem herrschenden Staat wird wachsen, statt sich zu vermindern.'

Mir wurde einst in den Knabenjahren während der Schulpausen von meinen Lehrern verboten, mit Kameraden in meiner französischen Muttersprache zu verkehren. Man bewirkte damit das Gegenteil des Beabsichtigten: ich versteifte mich auf französisches Wesen auch da, wo es meiner Natur eigentlich fremd lag und fand erst spät in den großen deutschen Dichtern, Künstlern und Denkern die Wahrzeichen deutscher Kultur wieder. Wievielen Elsässern haben diese Schikanen den Weg zum Verständnis deutschen Wesens für immer verschlossen! Es ließen sich darüber viel traurige Kapitel schreiben. Man wird ja nie erfahren, wie viel, wie unendlich viel in den vergangenen Jahrzehnten durch den deutschen Gendarmen an der elsässischen Bevölkerung gesündigt wurde. Gewisse Mängel, die dem heutigen Charakter des Elsässers anhaften, lassen sich nur durch diese Vergewaltigung erklären, indem der Elsässer zur Rettung seiner inneren Persönlichkeit vor gewalttätigen Schergen deutscher Kultur gewissermaßen gezwungen ward, nach außen hin ein Scheinwesen zur Schau zu tragen, das seinem inneren Empfinden nicht entsprach. Da der Elsässer, trotz seiner rauhen Außenseiten, im Grunde eine sanfte, zähe und geduldige Natur hat, mehr mit passiven Eigenschaften ausgerüstet ist und eine aktive Revolte gegen die germanisatorischen Bestrebungen nicht in seinem Charakter lag, war diese Dualität in seinem Wesen seine einzige Zufluchtsstätte. So beklagenswert sie ist, man darf aus ihr nicht auf Charakterlosigkeit schließen; sie war, wie gesagt, ein notwendiger Schutzmantel, den der Elsässer gegen Zudringlichkeit äußerlich anlegen mußte, den er aber zu Hause ruhig an den Nagel hängt, über die Naivität jener lachend, die sich dadurch täuschen ließen.

III.

Der ,furor teutonicus', wie er als wahre Germanisierungswut anfänglich in der Seele eines jeden Eingewanderten herrschte und noch heute als deutscher Chauvinismus allenthalben auftritt,* bedeutete bisher das größte Hemmnis, das im Elsaß einer Verständigung zwischen Eingesessenen und Eingewanderten im Wege stand. Die Art eines jeden, auch des geringsten, seine Persönlichkeit mit dem Deutschen Reich zu identifizieren, die selbstgefällige Betonung ,Wir Deutsche . . .', der immer wiederkehrende Refrain ,Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt' ist dem Elsässer bis in die Seele zuwider. Dadurch, daß im Elsaß alle und jedwede Lebensbetätigung auf das nationale Gebiet gezerrt, ja selbst für Altdeutsche zum Prüfstein nationaler Gesinnung und Zuverlässigkeit gemacht wurde, mußte der natürliche Verkehr zwischen Eingewanderten und Eingesessenen notwendigerweise gefälscht werden. Zwischen beiden wurde gewissermaßen eine künstliche Mauer errichtet, die abzutragen beiderseits vielen guten Willen und viel Zeit erfordern wird.

Beim germanisierenden Alldeutschen, der mit überschwenglichen Worten seinen Patriotismus öffentlich anschlägt und andern aufdrängen möchte, ist die Vaterlandsliebe nicht mehr die intime Beziehung zur mütterlichen Erde, zu den

* In der Berliner Ortsgruppe des alldeutschen Bundes sprach unlängst General Keim über ,Die Erziehung zu deutschen Tugenden, zu denen der nationale Haß als wichtiger Faktor gehöre'.

vertrauten Menschen und Dingen und zur heimatlichen Kultur, nicht mehr die reine, edle Kraft, die den Menschen zu Höherem befähigt, sondern ein lärmender, provokatorischer und gewalttätiger Trieb. Im Grund ist es den meisten dieser Pioniere des Deutschtums weniger um die menschliche Kultur als um die deutsche Macht zu tun. Der Deutsche liebt die Macht, dem Elsässer ist sie abhold. Der Deutsche fühlt sich gern als Glied und Organ einer großen Gewalt; er erleidet sie gern und übt sie gewissenhaft weiter aus. Den freiheitlich und partikularistisch gesinnten Elsässer erbittert die Gewalt, statt ihm zu imponieren.

Dazu kommt, daß der Elsässer einen ausgesprochenen Sinn für das Wirkliche, Natürliche und Nützliche hat. Er kann sich für abstrakte Ideen, die keine Beziehungen zur Wirklichkeit haben, nicht begeistern. Die nationale Schwärmerei des Deutschen erscheint ihm ein unnatürliches Machwerk. Nicht daß er gefühllos wäre — im Gegenteil, gerade weil der Elsässer ein leicht empfängliches Gemüt hat, verschließt er sein Inneres vor diesem blendenden und lärmenden Getue. Wie alle Menschen, die vieles erlebt haben, ist er gegen allzu lebhafte Gefühlsäußerungen mißtrauisch geworden.

Schon die äußere Erscheinung, die unharmonische Tracht vieler eingewanderten Deutschen fallen dem Elsässer auf. Ein lautes, oft aufdringliches Benehmen stört in ihm die innere Ruhe und das gesittete Gleichmaß seiner Empfindung. Der Elsässer ist gewohnt, seinen Mitmenschen mit Respekt und Sympathie zu begegnen, und fühlt sich durch das schneidig kalte Auftreten vor allem des Norddeutschen, welches das Wohlwollen und die Wärme im Verkehr unter Menschen ausschaltet, verletzt. Sein eigenes bescheideneres Wesen wird durch diesen schneidigen aufdringlichen Ton erdrückt. Gar bald zwar erkennt er, daß dieser äußere Schneid nur notdürftig den Mangel an echten inneren Kulturwerten verdeckt.

Der Kreis, den der deutsche Beamte ehrfurchtsvoll um seinen Amtsvorstand beschreibt, wenn er ihm auf der Straße begegnet, das Senken des Hutes, das nicht tief, nicht lang, nicht devot genug erfolgen kann, all die ehrerbietigen Titel, die sich im Gespräch die Frau Geheimrat, die Frau Doktor und die Frau Diplomingenieur geben, vermögen den Elsässer über diesen Mangel an persönlicher Kultur nicht zu täuschen.

Die reverentielle Furcht, der passive Gehorsam und die Disziplin sind dem Elsässer fremd. Geld, Amt, Orden und Hemdbrust imponieren ihm nicht. Er hat ein ausgeprägtes Gefühl für die Gleichheit der Menschen. Nicht übermäßig eifrig und servil seinen Vorgesetzten gegenüber, vermag er auch nicht schroff und arrogant gegen seine Untergebenen zu sein.

Der Deutsche im Elsaß täuscht sich, wenn er das laisser faire und laisser aller in Kleidung, Benehmen und Umgang des Elsässers für einen Mangel an Bildung ansieht. In Wahrheit wird dieser Umgang durch ein feines Taktgefühl beherrscht. Da dieses jedoch von keinen Äußerlichkeiten bestimmt und nicht zur Schau getragen wird, läßt es sich äußerlich nur schwer erkennen. Der Elsässer hat in dieser Beziehung manches von der Ungebundenheit, Beweglichkeit und sicheren Anmut des französischen Lebensstiles in sich aufgenommen. Beim Deutschen hingegen wird aus der Höflichkeit, die beim Elsässer auf allen ihren Stufen ein natürlicher Instinkt bleibt, ein Willensprodukt, ein Ritus mit zwingenden Bräuchen, die auf den persönlichen Menschen eher bedrückend als erleichternd wirken. So artet auch allzuoft die einfache sichere Eleganz des Franzosen beim nachahmenden Deutschen in Manieriertheit oder in Luxus aus.

Es tritt überhaupt im ganzen Lebensstil vieler Deutschen — wie in einem gewissen von diesen bevorzugten Baustil — allzusehr ein Streben nach äußerem Schein hervor, das um so auffallender ist, als des Deutschen wahre Natur ihn eher auf das Wesen hinter dem Scheine hinweist. Dem ruhigen, geübten Blick des Elsässers kann es nicht entgehen, wieviel Äußerliches, Gewolltes und Gezwungenes dem Deutschen anhaftet. Wie oft mag sich wohl jener beim Anblick des Neuartigen in seinem Lande im Stillen gesagt haben: Hier ist alles für die Fassade aufgewandt, und dahinter ist das Nichts. Was für ein Ehrgeiz, welch Aufwärtsstreben und welcher Reichtum von Kräften! Aber es fehlen die inneren Werte, die eigentlich erst Kultur bedeuten. Diese gewaltigen Bauten, sie zielen alle auf das Kolossale und Großartige ab, ermangeln aber des Wichtigsten: der inneren Ruhe, die die menschlichen Werke erst vollkommen erscheinen läßt; jener Sicherheit und Stärke, die nicht scheint und sich nicht erlernen läßt, die das natürliche Produkt eines gesammelten, einheitlichen, gereiften Geistes ist, der auf Generationen zurückreicht, den ganzen Menschen, sein Tun und seine Werke durchdringt, und den man kurz ‚Kultur' nennt.

Gewiß, vieles, was im Elsaß von Deutschen geleistet wird, ist gut, vortrefflich sogar, vieles auch ist schlecht, das ist natürlich; was aber fehlt, das ist die Unterscheidung zwischen dem, was wertvoll, und dem, was wertlos ist. Das Wichtige liegt vermengt mit dem Unwichtigen, das wirklich Große mit dem Kleinlichsten, was Menschen schaffen können. Das Ganze gleicht einer Rumpelkammer, in der man erst eine Scheidung und Auslese vornehmen muß, um das Echte und Wertvolle zu finden.

Wäre dem nicht so, wie könnten diese kaffee-, tee- und schokoladefarbenen Fassaden, dieser moderne Stil mit seinen wunderlich verzerrten Linien entstehen; wie wären all die Geschmacklosigkeiten möglich, denen wir im Elsaß tagtäglich in Kleidung, Haushalt und Lebensgewohnheiten des Deutschen begegnen; und wie könnte ein sonst begabter und geschätzter Musikkritiker, den ich gestern las, mit demselben Federzug, mit den erhabensten Worten über eine Bayreuther Aufführung des Nibelungenrings schreiben, und über die mangelnde Gelegenheit schimpfen, in Bayreuth ein gut Glas Bier, eine ordentliche Mahlzeit und prompte Bedienung zu finden!

Hierfür gibt es nur eine Erklärung: hier fehlt der Geist, der in das Leben eines Volkes Maß und Ordnung hineinträgt, es läutert und veredelt, ihm ein festes, einheitliches Gepräge gibt, d. h. Kultur verleiht. Und hierfür gibt es für den ins Elsaß eingewanderten Altdeutschen nur eine Abhilfe: daß er vom höher kultivierten Eingesessenen lerne.

Es mag wohl dem aristokratisch und monarchisch gesinnten Deutschen schwer fallen, eine Annäherung an den durch und durch demokratisch gebildeten Elsässer zu finden.* Der Deutsche hat sich bisher der elsässischen Kultur gegenüber durchaus ablehnend verhalten, den Elsässer vielmehr als kulturell rückständig und ungebildet betrachtet. Ihm ist auch nicht ein Augenblick der Gedanke gekommen,

---

* Auch der altdeutsche Kämpe Ruhland, der viel über die elsaß-lothringischen Verhältnisse geschrieben hat, erkennt unumwunden an, daß der Elsässer ‚ein durch und durch westlicher Mensch sei, dem Adel und Junkertum nicht im mindesten imponieren, und daß hier kulturelle Hindernisse für das Deutschtum im Elsaß vorliegen, die in absehbarer Zeit nicht zu beseitigen sind'.

daß es die eigene Unzulänglichkeit sein könnte, die ihn bisher am Verständnis für elsässisches Wesen hinderte. Und doch kann hier eine Verständigung nur durch Anpassung an die elsässische Auffassung erzielt werden. Es werden eben hier wie in viel andern Fällen der menschlichen Kulturgeschichte die Sieger die Kultur der Besiegten übernehmen müssen.

Mit treffenden Worten hat unlängst in der ‚Straßburger Post' der Colmarer Otto Flake die Bedeutung des Wortes Kultur gekennzeichnet. Flake ist ein im Elsaß geborener Sohn altdeutscher Eltern; seine Worte, die zu dem Besten gehören, was bisher über die elsässische Kulturfrage geschrieben wurde, zeigen zugleich, wie fruchtbar die französischen Charakterzüge auf den Deutschen einzuwirken vermöchten. Flake schreibt: ‚Man bedenke, daß das Elsaß zu einer Zeit vom deutschen Reich getrennt wurde, als von einer deutschen Kultur noch nicht gesprochen werden kann. Der Beginn einer deutschen Kultur muß erst um ein volles Jahrhundert später angesetzt werden, Frankreich dagegen gelang zur Zeit der Angliederung des Elsasses eine Aufgabe, die seit Beginn der Geschichte erst einmal dem Hellenismus gelungen war: jene durchgehende Kontrolle aller natürlichen Zustände durch ein von Menschen erfundenes Prinzip, das wir Kultur nennen, der einheitliche Geist, der begrenzt ist, aber eben in dieser Begrenzung seine Voraussetzung hat. Auch die höfische Kultur Frankreichs war einseitig, aber sie war geschlossen, zu Ende gedacht, radikal und bedeutete die weiteste Entfernung des Menschen von der trivialen Barbarei, also einen Sieg der zielbewußten Idee. Dasselbe Frankreich war glücklich genug beanlagt, diese Kultur in dem Augenblick, als sie nichts mehr zu verwirklichen hatte, fallen zu lassen, aus ihr nur eins für immer mit sich nehmend: die geschmackvolle Höflichkeit im Verkehr unter Menschen ...' Diese französische Kultur, die auf die ganze gesittete Welt einwirkte und unauslöschliche Spuren in der gesamten kultivierten Menschheit hinterlassen hat, hat im elsässischen Wesen tiefe Wurzeln geschlagen. Der pedantische deutsche Schulmeister mag dem Jahrhundert Ludwig XIV. Einseitigkeit vorwerfen und geringschätzend darüber urteilen, der elsässische Junge auf der Schulbank spürt deutlich, daß hier die Anfänge einer Kultur liegen, von der vieles, was mit Worten nicht auszudrücken und mit dem Verstand nicht zu erfassen ist, in ihn übergegangen ist und ihm für immer erworben bleibt; über seine Züge wird es sich wie eine Helligkeit verbreiten, und ihm will es scheinen, als spüre er, trotz aller geistigen Entfernungen, eine gewisse Überlegenheit über seinen Lehrer.

Im Grunde kommt es nicht so sehr auf Einseitigkeit an. Jede Kraft ist einseitig. Gewiß, das große Jahrhundert Ludwigs XIV. war einseitig, die große Revolution und die napoleonischen Kriege waren es noch viel mehr, aber unter dem Flammenschein dieser Epochen geschah Bedeutendes für das Elsaß. Gemeinsam mit der ‚großen Nation' durchlebte es Ungewöhnliches, ein in wenigen Augenblicken kondensiertes Stück Weltgeschichte. Nichts verbindet so sehr wie gemeinsame große Erlebnisse.

Noch einmal lassen wir Flake zu Worte kommen, um die faszinierende Macht des französischen Gloirebegriffs auf die Elsässer zu schildern und eine wesentliche Verschiedenheit im Empfinden des Deutschen und des Elsässers zu beleuchten. ‚Der Deutsche ist gern Soldat', schreibt Flake, ‚aber er vergißt gleichzeitig nie die Vorstellung der Pflicht, die sein germanisches Wesen zwar völlig durchdringt, aber auch alles, was spontan heißt, gleichsam lähmt. Es gibt keinen charakteristischeren Unterschied, als den zwischen dem deutschen Unter-

tanen und dem elsässischen. Jener fühlt sich vor allem als Stütze von Thron und Altar, immer noch zum Gehorsam bereit, wie er ja oft genug als Mitglied eines Kriegervereins das Strammstehen weiter übt — dieser lebt, jedem Abstraktum fern, mit seiner Erinnerung in den Zeiten, in denen er jung und hitzig war, so wie alte Leute in der Vergangenheit leben: mit dem Herzen und dem ein wenig wehmütigen Verständnis menschlicher Dinge. Sie sterben freilich aus, die alten Soldaten, die in der Mittagssonne auf dem Kleberplatz in Straßburg sitzend, an die Kriegsabenteuer des dritten Napoleon zurückdenken, dessen Käppi und Knebelbart den Kopf ihrer Pfeife zieren. Die Gloire, das ist das Verhältnis, das der einzelne seiner verschwindenden Unbedeutendheit zum Trotz zu den Angelegenheiten der großen Welt hat, die deutsche Mannhaftigkeit ist, selbst wenn sie nicht nur das Drauflosbauen der Urahnen bedeutet, das Verhältnis des einzelnen zu einer sittlichen Idee. Auch die Demokratisierung der französischen Armee hängt von dem Gloirebegriff ab, wie dieser von ihr, und die alemannischen Herzen flogen ihr nicht zum wenigsten darum zu, weil es Söhne des Volkes waren, die als Marschälle und Generale den Ruhm des elsässischen Namens an die Trikolore hefteten; man glaube nicht, daß heute die breiteren Schichten des elsässischen Volkes es vergessen haben, daß seine Söhne es im deutschen Heer zu namenlosen Feldwebeln bringen, während ihnen drüben die Republik, weniger aus theoretischem Fortschritt, als aus wärmerer Anerkennung der Menschenrechte, die ganze Laufbahn eröffnet.'

Das sind charakteristische Züge, die der Elsässer mit dem Franzosen gemein hat und deren Erkennung, obgleich von den meisten übersehen, wesentlich zum Verständnis des eigentümlichen Verhältnisses zwischen dem Elsaß und Frankreich beiträgt. Man begreife endlich, daß man solche Bande nicht mit den Waffen des kalten Verstandes und nicht mit einem geschichtlichen Hinweis, daß der Elsässer deutschen Stammes, das Land deutschen Namens ist, es mithin Pflicht eines jeden Elsässers ist, sich als deutscher Bruder zu fühlen und zu bekennen, lösen kann!

Wohl wird die Generation jener Elsässer, die ihr Leben für das französische Vaterland einsetzten, bald ausgestorben sein. Neue Generationen werden kommen, in denen die französische Gloire keine persönlichen Erinnerungen mehr zu wecken und die französische Trikolore keine Begeisterung mehr zu entfachen vermag. Was sich aber auch auf die kommenden Geschlechter im Elsaß übertragen und dauernd in ihnen die Erinnerung und die Liebe zu Frankreich erhalten wird, das ist der Geist der Freiheit, der Ritterlichkeit und Humanität, für die die Großväter einst ihr Blut vergossen und die heute die Enkel noch in Frankreich verkörpert sehen und sehen wollen. Frankreich erscheint dem Elsässer heute wie damals als die große Säerin, die die Ideen in die Welt hinausstreut und von deren Menschlichkeit und Opfermut die Welt eigentlich alles erwartet. An diese Säerin, die im Elsaß immer fruchtbaren Boden fand, knüpfen sich im Elsässer auch heute noch alle geheimen und unausgesprochenen Hoffnungen der Menschheit. Er folgt ihren Gesten, lauscht ihren Worten, ob er nicht von ihr etwas Neues, die Menschheit Bewegendes und Erlösendes vernehme.

Alle die großen Horizonte, die ihm Frankreich einst eröffnete, findet der Elsässer heute auf deutscher Seite geschlossen. Er, in dessen Herzen die von der großen französischen Revolution ausgehenden neuen Anschauungen vielleicht die tiefste und nachhaltigste Wirkung hinterließen, fand sich plötzlich in ein nüchternes feudales Milieu hineinversetzt, dem er längst entwachsen war und für das er

kein Verständnis mehr finden konnte. Hatte doch das Elsaß schon im Mittelalter, zu einer Zeit, da das übrige Deutschland sich erfolglos gegen die Übermacht des großen und kleinen Adels zu wehren suchte, die größtmöglichen Freiheiten im Reich erlangt. Während dann der dreißigjährige Krieg das Schicksal des deutschen Bürgertums auf lange Zeit — ja bis auf den heutigen Tag — besiegelte, konnten sich die elsässischen Städte durch die Angliederung an Frankreich die erworbenen Rechte und Freiheiten erhalten. Ludwig XIV. und seine Nachfolger verbürgten sie ihnen durch Verträge, bis dann durch die französische Revolution das Bürgertum endgültig zur Macht gelangte und die hochgehenden Wogen der großen Epoche das Land, das sonst nicht gewohnt war, seinen stolzen Nacken vor fremden Herren zu beugen, in patriotischer Begeisterung der ‚großen Nation‘ in die Arme trieben.

Der alte durch die Revolution neu belebte Freiheitssinn, dem das Elsaß auch in der Folgezeit unter Frankreich in seinen demokratischen Anschauungen und republikanischen Überzeugungen treu geblieben war, ward durch die Angliederung an Deutschland jäh gebrochen.

Der Elsässer empfand den Mangel an freiheitlichem Geiste und freiheitlichen Institutionen im neuen Reiche, und dieser Mangel wurde durch den Erlaß der mannigfaltigsten Verbote im Lande noch verstärkt. Der Elsässer war oder fühlte sich auf einmal von der großen Welt ausgeschlossen, seiner Bedeutung und seines Einflusses auf die Geschehnisse und, was ihn am empfindlichsten traf, des Rechtes und der Gelegenheit auf freie Meinungsäußerung über die veränderten Zeiten und die neuen Menschen beraubt. Erbittert fügt er sich in den Lauf der Dinge, sympathisch aber kann ihm die Macht, die seinen Freiheitsdrang gebrochen, nicht werden.

Militarismus und Funktionarismus, Offiziere und Beamte, denen Deutschland in erster Linie seine Mission im Elsaß anvertraute, wirkten in diesem Sinne gleich ungünstig. Zu Militär und Behörde gesellte sich dann die Schule als Hauptträger deutscher Art im Elsaß. Aber auch sie vermochte bis heute eine Annäherung zwischen den zwei Bevölkerungsschichten nicht herbeizuführen. Auch in ihr fand der Elsässer dieselben charakteristischen Zeichen des Deutschtums: System, Wille und Disziplin wieder, die allem, was sich deutsch nannte, ein einheitliches Gepräge verliehen und seinem freiheitlichen Sinn widerstrebten. Mag aus dem deutschen Schuljungen ein brauchbareres Glied der menschlichen Gesellschaft, ein trefflicher Staats- und Weltbürger oder gar ein hochgelehrter Professor werden — dem elsässischen Geist frommt die pedantisch strenge Geisteszucht, der trockene Ernst und die einseitige Gelehrsamkeit der deutschen Schule nicht. Ihm bleiben die auf persönliche Freiheit gerichteten Triebe die Hauptsache. Die ihn nicht verstanden, schalten ihn darob einen ‚Wackes‘.

Das hat der Elsässer vom Franzosen gelernt — und es ist sein bestes Erbe aus der französischen Zeit: unmittelbarer und impulsiver zu leben. Franzose und Elsässer, sie stehen beide in unmittelbarerer Beziehung zu der sie umgebenden Welt, sie wollen vor allem leben und handeln; der Deutsche aber — schreibt Bücher über das Leben. Hier eine Kluft zwischen Leben und Denken, zwischen Mensch und Mensch, dort das Leben in Glanz, Licht und Wärme, in all seinem sinnbestrickenden Reiz!

Auf allen bisher besprochenen Lebensgebieten, d. h. in allem, was die ästhetische, soziale, politische und allgemein menschliche Bildung angeht, haben wir die überlegene Kultur auf seiten des Elsässers erkannt. Man kann diese Kultur,

weil sie sich vornehmlich an die Sinne wendet und durch sie verschönernd und veredelnd auf das Leben des einzelnen und der menschlichen Gemeinschaft einwirkt, die Kultur der Sinne oder ‚Sinnenkultur‘ nennen. Sie umfaßt eigentlich alles, was für das tägliche Leben Bedeutung hat, es verschönert und angenehm gestaltet und es für die meisten lebenswert macht. Auf allen diesen Gebieten fühlt sich der Elsässer dem eingewanderten Deutschen überlegen und würde jede Anpassung als einen Rückschritt empfinden.

IV.

Anders gestaltet sich das Bild, wenn man den Blick aus dem bunten Reich der Sinne in die einsame Höhe geistigen Lebens hebt. So bezaubernd dem Elsässer die französische Kultur auch erscheinen mag, in ihm ist ein tiefer Zug, der ihn über die glatte, oft trügerische Fläche gallischer Kultur hinwegträgt und ihn neben der sinnenfälligen Schönheit auch die ernstere Wahrheit des Lebens erleben läßt.

Es ist ein begrifflich schwer faßbarer Unterschied zwischen gallischem und germanischem Wesen. Gewöhnlich werden in den Erörterungen über die elsässische Frage die Tugenden des einen Volkes gegen die Mängel des andern ausgespielt. Für die Beurteilung und Wertschätzung eines Volkes kommt es aber nicht auf ein Mehr oder Minder von Tugenden oder Untugenden an, sondern vor allem auf das persönliche Wesen, das sich hinter diesen Eigenschaften verbirgt. Man kann ein Volk, so wenig wie einen einzelnen Menschen, in seine Tugenden und in seine Untugenden zerlegen. Jedes Volk ist eine lebendige Einheit, man muß es als Ganzes auf sich einwirken lassen und kann es erst dann wirklich verstehen und schätzen lernen. Darum bleibt jede Kritik, die nicht im einzelnen das Ganze sieht, unfruchtbar und unberechtigt, wie dasjenige Leben, das sich nur aus Bruchstücken — und seien es lauter Tugenden — zusammensetzt, nichtig ist, wenn es des tieferen Zusammenhangs und persönlichen Hintergrundes entbehrt.

Dem Elsässer, dem beide, das germanische und gallische Volk, gleich nahe stehen und der beider Wesen in seiner eigenen Person erlebt hat, mag es darum am ehesten gelingen, ein richtiges Urteil zu fällen.

Der Franzose hat einen klaren, lebhaften, glänzenden und erfinderischen Geist. Dieser vermag jedoch nicht lang auf einem Gegenstand zu verweilen, er bedarf stets neuer Reize, die er in der ihn umgebenden sinnlichen Welt, in Menschen und Dingen, sucht. Er lebt mit den Augen, mit den Sinnen und liebt die Schönheit der Formen. Allzuleicht aber gleitet sein Geist an den Formen ab, ohne in das Wesen der Dinge einzudringen. Er genießt sein Leben ohne Ziel und Methode, aber mit einer Intensität, die den Wert seiner Erregungen und Gefühle für den gegenwärtigen Augenblick steigert, ihnen aber den Charakter des Flüchtigen, manchmal des Oberflächlichen nicht nehmen kann. In seiner Lebensauffassung drückt sich vor allem der ihm eigene Sinn für Klarheit aus. Die einfache Evidenz, die logische Konsequenz und der gemeine bon sens spielen in seinem geistigen Leben eine Hauptrolle. Er ist von Natur skeptisch und hat eine instinktive Abneigung gegen alles Unklare und Mysteriöse.

Dies ist seine Stärke, zugleich aber auch seine Schwäche. Denn Klarheit deckt sich noch lange nicht mit Wahrheit. Für uns Menschen handelt es sich ja in unserem irdischen Dasein weniger darum, Klares zu erfassen, als vielmehr Unfaßbares zu ahnen und zu fühlen, und einem Unbegreiflichen in uns Ausdruck und Gestalt zu geben. Hier fängt eigentlich der tiefere Sinn des Lebens erst an.

Dazu freilich bedarf es eines Eindringens ins Dunkle der menschlichen Natur. Die Helligkeit seines Geistes täuscht wohl den Franzosen über diese Gründe hinweg, vielleicht auch hat er eine instinktive Ahnung von all den Abgründen, die sich ihm da eröffnen könnten, und von der Erfolglosigkeit eines Hinabtauchens in dieselben. Er zieht es vor, mit einem bon mot, in dem wohl zuweilen etwas aus der Tiefe mitklingt, sich darüber hinwegzusetzen. Nur selten hat seine Nation einen tiefen Denker wie Pascal, einen echten Dichter oder einen genialen Künstler hervorgebracht.

Weniger lieblich, aber menschlich aufrichtiger ist die Lebensanschauung des Deutschen. Ihm kommt es weniger auf die Schönheit der Form und auf die Klarheit des Ausdrucks an als auf tieferen Gehalt und Wahrheit. Sein Sinn geht ursprünglich nach dem Wesen der Dinge und läßt sich durch sinnenfälligen Schein nicht täuschen. Mit sittlichem Ernst, der beim Philister in Schwerfälligkeit und Pedanterie ausarten mag, tritt er an das Leben heran und dringt mit Innigkeit in es hinein. Wer weiß, was alles in der Tiefe verborgen liegt! Ihn kann jedenfalls die Kultur als bloßes ästhetisches Genießen nicht befriedigen, ihm bedeutet Kultur in letzter Linie die Suche nach einem tieferen Ausdruck menschlichen Denkens und Fühlens.

Bildlich könnte man sagen, die französische Kultur sei weiblicher Art: sie strebt nach Schönheit; die deutsche hingegen männlicher Art: sie strebt nach Wahrheit. Beide vereint aber dürften das Höchste sein, wonach ein Mensch begehren kann: der Schönheit Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Das Land der großen Künstler, Dichter und Denker ist auch die wahre geistige Heimat des Elsässers. Ihr ist er in seiner Sprache und in seinen Liedern, in der Tiefe seines Gemütes, im sittlichen Ernst seiner Lebensauffassung im Lauf der Jahrhunderte treu geblieben. Da wo es auf Geschmack und Bildung ankommt, da kehrt wohl der Elsässer mit Vorliebe seine französische Wesensseite hervor; da aber, wo es sich um das Innerlichste und Tiefste in einem Menschen handelt, da bricht, mehr unbewußterweise, sein deutsches Wesen durch.

Nicht mit Unrecht ist von deutscher Seite hervorgehoben worden, daß das Elsaß viele deutsche Dichter, aber keinen einzigen französischen Dichter von Bedeutung aufzuweisen hat. Dem könnte man entgegenhalten, daß die französische Sprache, gerade wegen ihrer sonstigen Vorzüge, ihrer logischen Durchbildung und wunderbaren Klarheit sich weniger zur Dichtkunst eignet als die deutsche, daß Frankreich arm, sehr arm an echten Dichtern ist, d. h. an solchen, die wirklich aus der Tiefe der menschlichen Natur und unmittelbar aus ihrem Zusammenhang mit dem geheimnisvollen Urgrund des Lebens schöpften. Das vermag jedoch die Bedeutung der Tatsache, daß der Elsässer sein Tiefstes und Bestes in deutscher Sprache ausdrückt, nicht wesentlich zu beschränken. Die geistige Grundlage des elsässischen Volkes ist eben deutsch geblieben und der Elsässer wird eine tiefgehende Wesensverwandtschaft mit den süddeutschen Volksstämmen nie verleugnen können. Aber gerade weil dieser deutsche Grundcharakter in der Tiefe seiner Natur als etwas Gegebenes, Festes, Unveräußerliches liegt und nichts Fremdes, nichts Erworbenes bedeutet, wird er sich und braucht er sich seiner weniger bewußt zu werden. In instinktiv richtiger Erkenntnis dessen, was er von Hause aus ins Leben mitbrachte und wessen er zur Korrektur, Verbesserung oder Vervollkommnung seiner ursprünglichen Stammeseigenschaften bedurfte, hat er unter Wahrung seines alemannischen Grundcharakters vieles aus der reichen französischen Kultur in sich aufgenommen, um das zu werden, was er heute ist. Denn

förderlich ist nicht das Verharren in einem gegebenen Naturzustand, sondern gerade die Überwindung dieses Zustandes, das Aussichheraustreten, die Aneignung mannigfacher Erfahrungen durch Erlebnisse, das was die Naturforschung schon in der niedersten organischen Welt als den Trieb nach Angliederung fremder Substanz erkennt, d. h. die ewige Sehnsucht nach Anderem, Höherem und Vollkommenerem.

So hat sich denn der Elsässer eines Tages in jenes schöne Weib, das man französische Kultur nennt, verliebt, und zwar mit recht alemannischem Ernst und alemannischer Treue. Wir sagten schon früher, die französische Kultur sei weiblicher Art, weil sie nach Schönheit strebe und im Fremden die Liebe erwecke, die deutsche männlichen Wesens, weil sie nach Wahrheit strebe. Dementsprechend gleicht das Gefühl, das den Elsässer zu Frankreich hinzieht, der Liebe zu einer schönen Frau, die ihn aus den Fesseln seines ursprünglichen Barbarismus und Egoismus befreit, während das Verhältnis des Elsässers zu Deutschland mehr einer auf Wesensverwandtschaft beruhenden Freundschaft gleicht. Warum sollte der Freund nicht begreifen, daß man jenes schöne Weib lieben muß und seine einstige Umarmung nimmermehr vergessen kann, warum sollte er dem Elsässer nicht auch einmal seine Mitfreude ob der schönen Gestalt der Geliebten bekunden können, statt sich darüber zu ärgern und mit allen Mitteln in ihm die Liebe ausrotten zu wollen, was bekanntlich dem besten Freunde nicht gelingt?

Seinerseits darf sich der Elsässer durch seine Liebe zu Frankreich, so stark sie sich auch in seinem Herzen eingenistet hat und so leidenschaftlich sie sich zuweilen in einzelnen Gemütern auch äußern mag, nicht über die geistigen Bande, die ihn in der Tiefe seines Gemütes mit Deutschland verbinden, hinwegtäuschen lassen. Daß eine Lockerung dieser Bande schädlich auf das geistige Leben im Elsaß wirken muß, beweist schon die Tatsache, daß das Elsaß, nachdem es am Ausgang des Mittelalters mit an der Spitze des deutschen Geisteslebens gestanden, seinem Wiedererwachen im 18. Jahrhundert völlig fremd blieb und bis heute geistig weit hinter Altdeutschland zurückgeblieben ist.

Es ist nicht Zufall, wenn heute das Elsaß gerade auf geistigem Gebiete den verlorenen Anschluß an Deutschland wieder sucht. Selbst wenn wir von einigen im Elsaß neuerstandenen deutschen Dichtern und von der stattlichen Anzahl junger Elsässer, die sich heute schon im literarischen und künstlerischen Leben Altdeutschlands hervortun, absehen, bedeutet das Wiederaufleben und das erstaunlich rasche Emporblühen der elsässischen Dialektdichtung im Elsaß selbst eine Renaissance des altalemannischen Volksgeistes, und eine zwar unbewußte, vielleicht ungewollte Annäherung an das deutsche Geistesleben.

Wohl entbehren die neu-elsässischen Dialektstücke, die zumeist für einen raschen Bühnenerfolg berechnet sind, noch der inneren Reife. An der Spitze, sowohl an Zahl und Qualität wie an Erfolg, stehen immer noch die Stoßkopfschen Werke. Gerade ihnen aber fehlt eigentlich das Wichtigste: die innere Beziehung des Verfassers zu den behandelten Menschen und Dingen, das Eindringen in die Charaktere und das umfassende Verständnis für die Lebenserscheinungen; es mangelt ihnen sogar die warme Liebe zum Lande und zu seinen Bewohnern, die die früheren elsässischen Werke, wie die von Erkmann-Chatrian und Arnolds ‚Pfingstmontag', an dem schon Goethe seine Freude hatte, auszeichnete. Trotz allen sprühenden Lebens ist in ihnen eine innere Zusammenhanglosigkeit, die leicht zur Karikatur und zum Grotesken führt. Die Charaktere sind wohl äußerlich treffend skizziert, aber nicht von innen heraus geschaffen. Dennoch

entbehren die Stoßkopfschen Stücke nicht einer gewissen Echtheit, sie sind charakteristisch für Land und Leute in der gegenwärtigen Übergangszeit. Und ein großes Verdienst bleibt Stoßkopf und seinem Mitbegründer des elsässischen Theaters, Greber, unbenommen: sie haben das Elsaß aus dumpfem Schlaf zu neuem literarischen und künstlerischen Leben geweckt, ihm wieder Mut gegeben, ihm gezeigt, daß aus ihm etwas werden kann.

Wohl haben sich Stimmen gefunden — so diejenige Fleurents — die in dem Aufblühen elsässischer Dialektdichtung wie überhaupt am Festhalten an elsässischer Mund- und Eigenart ein Zeichen geistiger Verkümmerung erblicken. Es sind die Stimmen der ‚Outsider', die nichts von der in der elsässischen Jugend gärenden Kraft in sich verspüren, die kritisch abseits vom Wege stehen und im Herzen und Geiste dem Lande fremd bleiben. Uns erscheint es als ein günstiges Zeichen für den Charakter eines Volkes, wenn es sich heute im Wechsel der äußern Ereignisse auf sich selbst besinnt und an seiner alten Tradition anknüpfend sich aus eigenen Kräften wieder emporheben will. Verkümmert wäre es, wenn es sich vor 1870 ganz dem französischen Geiste verschrieben hätte, und das Gleiche könnte ihm widerfahren, wollte es heute unter Aufgabe seines partikulären Charakters vorbehaltlos in die deutsche Nation aufgehen.

Der unbedingte Anschluß an die nationale Kultur Deutschlands zu einer Zeit, da das Elsaß unter dem Drucke der äußern Umstände Mühe hat, sich selbst wieder zu finden, müßte in ihm eine Verflachung des Lebens zur Folge haben. Unter den obwaltenden Verhältnissen darf es dem Elsaß nicht darum zu tun sein, in die Weite zu gehen, sondern in sich zu gehen, um vor allem sich selbst zu erfassen. Aus diesem Drang heraus erwachte in ihm wieder die Liebe zum angestammten Dialekt, der Trieb, Eigenes zu schaffen. Er bedeutet nicht eine Degenerierung, sondern eine beginnende Renaissance und ist der einzig richtige Weg zu einer späteren fruchtbaren Mitwirkung am geistigen Leben Deutschlands.

V.

Wir haben in den vorstehenden Kapiteln erkannt, daß die Sinnenkultur des Elsässers mehr einen französischen, seine geistige Kultur mehr einen deutschen Charakter trägt. Beides ist in ihm zu einem Ganzen verwachsen, und das ist es, was seine Eigenart ausmacht. Es bleibt die Aufgabe des Elsässers, diese Eigenart, die ihn in gewissem Sinne über beide Nationen erhebt, zu bewahren und ohne politische Vorurteile und nationalen Haß auch künftighin das Gute zu nehmen, gleich, woher es komme, aus Frankreich oder aus Deutschland.

Im Grund genommen gibt es gar keine nationale Kultur. Es gibt eine allgemein menschliche Kultur, die Menschen aller Nationen in sich verwirklichen können. Die angestammten Rassen- und überlieferten Kultureigenschaften sind hierzu nur die Mittel und Wege.

Wie ja auch das Sehnen nach Wahrheit und nach Schönheit in letztem Grunde nicht ein Streben nach verschiedenen Zielen bedeutet, sondern nur verschiedene Wege zu einem und demselben fernen Ziele oder, besser gesagt, nur verschiedene Ausdrucksweisen sind derselben Sehnsucht nach Etwas, das jenseits der menschlichen Natur liegt — so stellen auch französische und deutsche Kultur nicht etwas Gegensätzliches dar, sondern sie sind nur verschiedene Wege zur Erreichung desselben Zieles: einer höheren, allgemein menschlichen Kultur.

Uns Elsässern, die wir am Kreuzungspunkt der Wege der zwei größten Kulturnationen stehen, fällt in besonderm Maße die Aufgabe zu, beide Nationen

auf dieses gemeinschaftliche Ziel hinzuweisen und die beiderseitigen Kulturkräfte vereint dem höheren Zwecke zuzuführen.

Wohl sind wir nicht Meister über die Geschicke unseres Landes; wir wurden nie befragt, was aus unserem Lande werden sollte. Darüber entscheiden andere Faktoren: solange Macht über Recht geht, meist Zufälligkeiten. Doch darf uns die Unsicherheit und der Wechsel der äußeren Verhältnisse nicht innerlich mutlos und an der Lösung der uns gestellten Aufgabe irre machen. Was lehrt uns gerade das wechselreiche Schicksal unserer elsässischen Heimat anderes, als der Macht der äußeren Ereignisse in uns eine andere Macht, die des persönlichen Charakters, entgegenzustellen, der uns geistig und kulturell von jenen unabhängig macht und uns vielleicht mehr als andere zur Lösung höherer menschlicher Aufgaben befähigen wird.

Wenn es wahr ist, daß die Persönlichkeit des individuellen Menschen aus der Überwindung von Gegensätzen heranreift, wenn es richtig ist, was die Naturforschung lehrt, daß jeder Schritt nach vorwärts nur durch Bedürfnisse, materielle Not oder geistige Sehnsucht, bedingt wird, so mag dies auch für das kleine Volk am Rhein zutreffen, wo jahrhundertelange Kämpfe und Auseinandersetzungen mit äußern Gegensätzen und Widerwärtigkeiten im elsässischen Charakter notwendigerweise eine starke Synthese schaffen mußten.

Von dieser Höhe aus gesehen, erscheint der Mangel an Patriotismus, den man so oft dem Elsässer vorgeworfen hat, nicht mehr als ein Übel. Er hat sein gewöhnliches Vaterland verloren, um ein größeres, die Menschheit, zu finden. Nicht mehr darum, aus seinem Lande nach Bismarckscher Auffassung einen öden Festungswall deutscher Macht gegen den westlichen Erbfeind zu machen, kann es sich handeln, aus ihm soll vielmehr ein blühender Kulturgipfel werden, ein Wegweiser für hüben und drüben nach höheren Zielen, ein Ort, wo sich der germanische und der lateinische Genius zur Lösung gemeinsamer Aufgaben der Menschheit vorurteilslos begegnen und verbrüdern werden.



Die Sendlinge von Voghera

Roman von Ilse von Stach (Fortsetzung)

So hatte die erste Lektion, die Benjamin abhielt, um Ave zu unterweisen, mit Verwirrung geendet. Ave, wenn sie auch ihre Tränen trocknete, ließ doch das Köpfchen hängen, und ein bekümmerter, unbeschreiblich weicher und haltloser Ausdruck wich nicht von ihrem Antlitz; auch zögerte Benjamin, ihr von neuem, und um sie zu stärken, mit dem Buche des Reformators zu nahen, wiewohl es seine Pflicht als Lehrer und Freund erfordert hätte; doch stellte sich ihm — dem oft um seiner Rede willen Beneideten — das rechte Wort nicht ein, und zumal, wenn ein kalter Blick aus Margretes Augen den seinen, der Ave suchte, traf, dünkte ihm kein gesprochener Trost zärtlich und kräftig genug, als daß er ihm aus dem Herzen bis über die Lippen gekommen wäre.

Margrete allein lebte ihr pflichtbeherrschtes Leben unverworren durch die Lutherlektion weiter, die, wie sie urteilte, Toni auf eine unmännliche Art abgehalten und der Ave einen kindischen Vorwitz entgegengesetzt hatte, weswegen sie sich freilich nicht weniger darüber kränkte, daß Benjamin mit Ave zugleich verstört und traurig war und — dessen war sie gewiß — erst wieder lächeln würde, wenn auch von Ave der Schatten gewichen wäre; denn selbst Martin, den sie mit hundert kleinen Aufträgen zum Vater entsandte, vermochte nicht sein Gemüt aufzuheitern.

Ach, es hatte den Anschein, als ob Benjamin seit Aves Anwesenheit im Hause seine Vaterpflichten ganz vergessen hätte! War er nicht bis zur Stunde, in der Philipp Melanchthon mit der schicksalsschweren Bitte, die Nonne aufzunehmen, in die Türe getreten war, der sorglichste Erzieher des Knaben gewesen, der seine Studien geleitet, seine Freuden überwacht hatte? War er nicht um seinetwillen fast ein Verächter der Gelehrsamkeit und der stillen, bücherbekleideten Stube geworden und hatte sich vielmehr bei der Jagd nach einem Schmetterling länger mit Martin im Felde verweilt, als seine Hausfrau des zubereiteten Mahles halber gutheißen konnte. Jetzt aber wollten alle Tagesstunden nicht ausreichen und bedurfte er noch der halben Nacht, um, wie er versicherte, die Schriften des Reformators zu studieren, und weder Margrete noch er selbst bemerkte, daß es ja Aves Lächeln und Blick, ihr letztgesprochenes Wort, ihr eben verhallter Schritt war, dem nachzusinnen Benjamin so viel Muße und Weile nötig hatte.

Da dauerte Margrete der Knabe, und als eines Tages die Sonne wieder aus Tau und Tropfen lockte, nahm sie Martin bei der Hand, rückte ihm das Mützchen zurecht und rief in die Stube, wo Benjamin, den Kopf schwer in die Hände gestützt, vor seinen Büchern saß: ‚Jetzt gehen wir die Rehe belauschen und kommen vor Nacht nicht heim!‘

Martin lachte laut auf, und Benjamin fuhr einen Augenblick in die Höhe, — er mochte wohl Lust verspüren, mit von der fröhlichen Partie zu sein; aber ein Blick auf Ave, die nähend am Fenster saß, bannte ihn, so daß er Frau und Kind unbegleitet hinausgehen ließ.

Als das Lachen des Kindes in Benjamins Herzen verklungen war, trat er näher zu Ave und sagte:

,Was haltet Ihr nunmehr von der Freiheit eines Christenmenschen, Fräulein Ave?'

Ave ließ Arbeit und Hände in den Schoß sinken, sah Benjamin an und antwortete:

,Ich halte dafür, daß die Lutherschriften gleich dem heiligen Buche, das sie erklären wollen, und gleich allen göttlichen Offenbarungen nur mit Einfalt können begriffen werden. Wenn Ihr mir ein zweites Mal die Worte des Reformators, denen die gelehrtesten Herren der Welt gehorcht haben, vorlesen wollt, so will ich ihm und Euch Glauben schenken —'

Wiewohl Benjamin deutlich empfand, daß es katholische Art sei, sich demütig einer von Gott gegebenen Einsicht zu unterwerfen, während evangelisches Christentum für jeden Kopf, sei er auch noch so unwissend, das Recht beanspruchte, seine eignen Gedanken über die Religion vorzutragen, konnte er Aves schmiegsamer Rede dennoch nicht widerstehen und lobte ihre Willigkeit, Belehrung anzunehmen. — Wann hatte auch jemals ein Mann die geistige Hingabe des geliebten Mädchens um des Prinzipes willen verschmäht und nicht in ihr einen dürftigen Ersatz für die Hingabe des Herzens gesucht, wenn göttliches und menschliches Gesetz ihm diese versagte?

,Ich bin gewiß,' sagte Benjamin eifrig, ,daß Euch das Herz aufgehen wird, wenn Ihr sonder Eigenwillen die herrliche Predigt von der christlichen Freiheit anzuhören vermögt —'

Damit wandte er sich zu seinem Arbeitstisch, zog das Büchlein ,Von der Freiheit eines Christenmenschen' unter dem aufgeschlagenen ,Warum Jungfrauen Klöster göttlich verlassen mögen' hervor und setzte sich aller Freude und Erregung voll zu Ave in die Fensternische, mit dem Rücken gegen die Scheiben.

Wie er nun teils dringlich betonend, teils hell verkündend zu lesen anfing, lehnte Ave, die seitlich vom Fenster saß, den Kopf gegen die Mauer und schloß die Augen über ihrem von Empfindung bebenden Gesicht; nur wenn Benjamin sich unterbrach und sie seinen Blick auf ihr ruhen fühlte, hob sie ein wenig die Lider und sah ihn hingebungsvoll an, doch bedeutete sie ihm bald, fortzufahren, als könne sie nur so lange das Glück unnennbarer Gefühle genießen, als er las, ohne zu fragen, als sie unbegriffenen Wohllauten ohne Antwort lauschen durfte; denn das waren nicht Luthers Worte, die sie glauben machten, die Musik des Meeres oder eine

von Engelsstimmen gesungene Messe klingen zu hören, — das war nichts anderes als die unentweihte, nie gespürte Nähe des Geliebten.

So geschah es, daß Benjamin Luthers Predigt von der Freiheit eines Christenmenschen durch keine Rede unterbrochen bis zu ihrem Ende vortragen und die letzten Sätze, hingerissen von den großen Gedanken des Reformators, sowie von Aves sanft nach außen strahlende Ergebung, inbrünstig aussprechen konnte.

‚Aus alledem folget der Beschluß, daß ein Christenmensch lebt nicht in sich selbst, sondern in Christo und seinem Nächsten durch die Liebe; durch den Glauben fähret er über sich in Gott; aus Gott fähret er wieder unter sich durch die Liebe und bleibt doch immer in Gott und göttlicher Liebe, gleichwie Christus sagt, Johannes 1, 51: „Ihr werdet noch sehen den Himmel offen und die Engel auf- und absteigen über den Sohn des Menschen."'

Eben warf die sinkende Sonne einen Kranz von Licht auf Benjamins Haupt, als dieser schwieg, und bang die Brust hob und senkte, um der wonnevollen Stunde je und je einen Augenblick zuzulegen, in der die erste Ahnung in ihm keimte, daß der Mensch wahrhaftig selig zu preisen ist, der aus sich fähret durch die Liebe und losgebunden wohnt in dem Geliebten, sei er von dieser oder von jener Welt.

Aber es währte nicht lange, bis Margrete mit dem Knaben nach Hause kam, dessen kindische Munterkeit nur zu schnell die beiden Seligen, außer sich Wandelnden in die Grenze ihres Selbst zurückwies.

Als Margrete Benjamin und das fremde Fräulein wortlos bei einander fand, begriff sie mit Entsetzen, daß die von ihrem fürchterlichen Rivalen gegen sie ausgestreckte Hand sich ihrem Herzen genähert hatte. Da half kein Schreien und Aufbegehren, und wenn sie auch bei sich beschloß, Ave nicht wieder mit ihrem Gatten allein zu lassen, so wußte sie doch gewiß, daß er, den sie beraubt hatte, ihrer Mittel und Mühe spotten und die Gelegenheit bereiten würde, wenn seine Zeit gekommen war.

‚O Gott, noch einen Tag laß mir die Liebe meines Toni!' stöhnte Margrete in ihrer Kammer, von Schmerz und Eifersucht gequält. Aber ihr Seufzen zum Himmel blieb ungetröstet, und Verzweiflung ergriff sie, wie den Verworfnen, der um sein Leben bettelt, Verzweiflung ergreift, wenn es ihm entgegenbraust: ‚Heute will ich deine Seele von dir fordern!'

Als sie alle zusammen beim Nachtmahl saßen — Benjamin, Margrete, Ave und Martin, — erschien ein ungewohnter Gast im Giebelhaus vor dem Elstertor. Es war der Tischler Lukas, der seit nunmehr acht Jahren Margretes Anblick gemieden hatte, und den nur ein Ereignis von sonderlicher Wichtigkeit über ihre Schwelle führen konnte. Auch zögerte Lukas nicht, die schwerwiegende Botschaft, die er trug, zu überbringen.

‚Frau Margrete,' sagte er, ‚Euer Vater liegt krank darnieder und Gott allein weiß, ob er sein Leben behalten oder verlieren wird; weil aber der Herr gesprochen hat: willst du zu meinem Tische treten, und hast etwas wider deinen Bruder, so gehe zuvor hin und versöhne dich mit ihm — besorgt Euer Vater, daß unser aller Richter die Unversöhnlichen auch vom himmlischen Abendmahl ausschließen möchte, und sehnt sich nach Frieden mit seiner Tochter.'

Da Margrete schwieg und nur der jähe Wechsel des Blutes auf ihrem Antlitz von einer Erregung der Seele zeugte, fuhr Lukas fort:

‚Es findet sich, daß zur Stunde ein welscher Priester in meinem Hause wohnt, der bereit ist, Eurem Vater die heiligen Sakramente der Beichte, der göttlichen Mahlzeit, und, wenn es sein muß, der letzten Salbung zu spenden, nach derem ersten er unverzüglich Verlangen trägt; doch will er Euch zuvor in väterlicher Vergebung umarmen, weshalb ich Euch bitte, Frau Margrete, mir noch in dieser Stunde an sein Krankenbett zu folgen.'

Glühende Röte bedeckte Margretens Wangen, als sie erwiderte:

‚Toni soll mich begleiten!'

‚Frau Margrete,' wandte Lukas ein, ‚reizet doch nicht das im Angesichte des Todes zur Versöhnung gestimmte Gemüt, dessen natürliche Art Ihr als unerbittlich kennt; nun Euer Vater seine eigne Beschaffenheit überwindet und milde nach der verlornen Tochter verlangt, — soll man ihm zugleich den zuführen, der sie ihm dazumal genommen hatte? Nein, das könnte an der Liebe Stelle sein Herz mit Bitterkeit füllen. Erbarmt Euch der bedürftigen Seele Eures Vaters und pfleget seinen kranken Leib, nachmals wird er selbst Euren Gatten in seine Versöhnung aufnehmen wollen.'

‚Ja, ja,' sagte Benjamin, ‚Lukas redet recht und gut —'

Aber Margrete unterbrach ihn durch herzzerreißendes Schluchzen; ‚oh, oh,' stöhnte sie, als versetze ein unerträgliches Gewicht ihrer Brust den Atem; ‚ich will nicht, . . . ich will nicht . . . heute nicht, . . . morgen . . . morgen!'

Dann sprang sie auf und schrie noch einmal laut und verzweifelt: ‚Ich will nicht!'

Benjamin erbleichte; ihm begann vor diesem Weibe zu grauen, das nicht fühlte, wie Menschen fühlen, sondern wahllos haßte und liebte, als gäbe es keine Bande der Menschlichkeit und keine des Blutes. Hatte sie sich nicht auf heidnische, ungebärdige Art gegen Aves Ankunft empört? Heute nun galt es dem Vater, der nichts anderes verlangte, als dieselbe Tochter, die ihn gekränkt hatte, an sein Herz zu schließen — sie aber weigerte sich zu kommen? Da sprach auch keine Regung des Mitleids in Benjamins Seele für Margrete; ungerührt von ihrer offen hervorbrechen-

Albin Egger-Lienz/Haspinger 1809.



den Herzensnot wog er ihr nur den Unwillen des Kindes gegenüber dem kranken Vater mit schweren Gewichten zu; Lukas dagegen konnte vom Glauben an die einmal Geliebte nicht lassen und sagte:

‚Margrete, ich erkenne nicht, was Euch so verstört, aber das weiß ich, daß Ihr von Sinnen redet und gegen ein Unsichtbares ankämpft; wenn Ihr mich dennoch begleiten wollt, so vertraue ich auf die Stille der Nacht, die Eure Ängste beschwichtigen wird, und — haben wir die Schloßvorstadt erreicht — auf den rührenden Anblick Eures alten Vaters —‘

Margrete sank in sich zusammen und weinte nunmehr leise vor sich hin; auch schwankte ihr blondes Haupt kaum merklich gegen Benjamin, an dessen Brust sie wohl gern diese Tränen fließen lassen hätte. Doch stand er steif wie ein geschnitztes Bild am Tische und blickte fühllos wie ein solches auf Margrete nieder.

Als sie sich gefaßt hatte, stand sie auf, schlug sich ein wollnes Tuch um Kopf und Schultern, und umfaßte die friedliche Wohnstube mit jenem erloschnen Blick, den Benjamin an ihr kannte, wenn sie sich in ihrer Kraft gebrochen dem Willen Gottes unterwarf.

‚Leb wohl, Toni,‘ sagte sie und ging mit schweren Schritten hinaus. Lukas, der ihr folgte, wandte sich an der Tür noch einmal um und sagte zu Benjamin:

‚Ich bin gewiß, Herr Prädikant, daß der Alte auch Euch rufen läßt, sobald das Fieber fällt und der gewonnene Friede nicht länger beweglich, sondern erbaulich wirkt —‘

Benjamin nickte düster und Lukas eilte, Margrete in die Nacht nachzugehn.

Niemand achtete indessen auf den kleinen Martin; der hatte mit gleichermaßen angstvollen Augen die Tränen der Mutter, wie die ungewohnt finstere Haltung des Vaters angestarrt, und mochte wohl, als Margrete ging, nicht wissen, ob er ihr folgen oder bei dem Vater zurückbleiben sollte; schienen sie doch beide seiner Zärtlichkeit zu bedürfen!

Sein erster Impuls hatte ihn mit der Mutter in den Garten geführt, doch kehrte er nochmals um, als dürfe er Benjamin nicht verlassen, und sah mit klopfendem Herzen von außen durch die hellen Fensterscheiben; weil aber der Vater sich immer und immer nicht rührte, und auch Ave vor sich hinsah, ohne zu seiner Belebung Worte zu sprechen, oder ihre Glieder zu bewegen, packte das Kind ein Grauen vor der Stille und es beschloß, der Mutter, deren Klagen man hören konnte, nachzueilen.

So blieben Benjamin und Ave allein, und die Einsamkeit zögerte nicht, beider Gefühle aufs neue wach und wichtig zu machen und in der Lautlosigkeit des Schweigens die engen Wände zum Weltall zu weiten,

darin es nur zwei fühlende Menschen gäbe — Ave und Benjamin, und nur ein Gesetz, das Anfang und Ende zugleich wäre, — ihre Liebe.

Endlich wagte Benjamin seinen Blick zu Ave zu erheben; doch als auch sie ihr liebegerötetes Antlitz ihm voll zukehrte, litt es ihn nicht länger in ihrer Entfernung, und haltlos sank er zu ihren Füßen.

‚Ave,‘ sagte er aus innerster Seele; da traf zu seinem namenlosen Entzücken ein Hauch, der seinen Namen trug, sein Ohr.

‚Toni!‘ hatte Ave geantwortet.

Selig sah Benjamin zu ihr auf, dann flog ein Schatten über sein Gesicht; und halb mit Vorwurf und ganz in Liebe fragte er:

‚Wo warst du nur, als ich das Kloster verließ?‘

Ave lachte:

‚Da war ich ja noch ein Kind!‘ antwortete sie, und ihre weißen Zähne blitzten.

‚Mein Kind, mein Kind!‘ sagte Benjamin innig, hob sich auf die Füße und küßte sanft Aves Mund.

Wie sie nun in mädchenhafter Verwirrung zu weinen anfing und von Sünde stammelte, jagten Benjamin die Freiheiten eines Christenmenschen wie das wilde Heer durch die Seele, alles, was er gelesen und gepredigt hatte — daß die menschliche Begierde unüberwindlich, die Sünde aber und ihr Sold durch Christus überwunden sei, weshalb der Mensch wieder und wieder alle Sünden bestehn könne — und in abgerißnen sinnlosen Sätzen ergoß sich seltsam evangelisches Christentum über Ave, deren Tränen freilich nur um so reichlicher fluteten.

Da begriff Benjamin, daß keine Predigt, sei sie vernünftig oder unvernünftig, im Augenblick der Liebe eines Mädchens Tränen trocknen würde; deshalb riß er Ave an sich und überdeckte ihr Gesicht mit Küssen als wie mit einem Schleier. Aber noch einmal wehrte sie ihn mit beiden Händen ab und sagte, indem ihr Atem flog:

‚Ich will hinauf — in meine Kammer!‘

‚Ja, ja, geh jetzt hinauf — in deine Kammer . . .‘ antwortete Benjamin, haschte aber die Hand der Geliebten und ließ sie nicht wieder, bis sein Haupt schwer von ungeheurer Wonnelast in Aves Kissen versank.

* * *

Indessen kniete Margrete am Bette ihres Vaters.

Lukas hatte recht getan, seine Hoffnung auf die Feierlichkeit von Nacht und Sternen zu setzen, daß sie Margretes aufgeregte Sinne besänftigen würde; kaum war die Stadt erreicht, als Margrete begann, mit liebevoller Sorge nach der Krankheit des Vaters zu fragen, nach dem Zustand seiner Seele, und ob diese willig oder unwillig nach Versöhnung verlange.

Darauf erzählte Lukas, was er wußte, nämlich, daß der alte Tischler durch alle seit Margretens Flucht dahingegangenen Jahre seinen Groll gegen die Tochter genährt, daß aber diese plötzliche Krankheit seinen Sinn gewandelt habe, und er erkenne, daß keiner auf Erden zum unversöhnlichen Richter über den andern berufen sei, weil ja ein jeder das Seine vor dem Throne des Höchsten empfangen würde; auch sei ihm mit dieser Einsicht die väterliche Liebe aufs neue erwacht, also daß er nunmehr von Herzen begehre seines Kindes Antlitz zu schauen.

Eben schritten sie über den Marktplatz von Wittenberg, an der Apotheke des Lukas Cranach vorbei, als der kleine Martin sie mit eiligem Laufen einholte.

‚Mutter,' rief er Margrete schon an, bevor er sie noch erreicht hatte, ‚nimm mich mit zum Großvater!'

Nach einigem Erstaunen und Erwägen entschied Lukas, daß der Knabe mitgehn dürfe, wenn er sich mit ihm in der Wohnstube zurückhalten wolle und auf der Ofenbank nächtigen, sofern der Großvater zu krank sei, ihn noch an diesem Abend zu sehen. Martin versprach, ein folgsames Kind zu sein und als Margrete das kleine Händchen in ihrem Arm ruhen fühlte, glaubte sie dem entfremdeten Vaterhause minder verlassen entgegen zu gehn, sondern vielmehr ihre Heimat mit sich dahin zu führen.

Nachdem Lukas die Gartentür geöffnet hatte und Margrete im Schein der Handlaterne die Schwelle erblickte, auf der stehend sie Benjamin zum erstenmal gesehn, und die sie im Dunkel der Nacht überschritten hatte, als sie sein Weib geworden war, überdrangen sie namenlose Gefühle von Sehnsucht, Reue und Kindesliebe, und mit plötzlicher Heftigkeit ließ sie Martins Hand fahren, warf ihr Umschlagtuch ab und eilte in die Kammer zu ihrem Vater.

Der saß aufrecht im Bett mit gefalteten Händen, die auf der Decke zitterten, und hielt die Augen unverwandt auf die Tür gerichtet, durch die sein Kind eintreten mußte.

‚Vater,' rief Margrete leidenschaftlich, als sie dem Alten an die Brust sank; der strich nur immer das verworrene Blondhaar seiner Tochter zurecht und sagte einmal über das andere:

‚Still, still, still, still!'

Drin in der Wohnstube hatte Lukas den müden Knaben nicht auf die Ofenbank, sondern weicher und zärtlicher in seine Arme gebettet, und das schlaftrunkne Haupt an seine Brust; so hielt er mit innigem Genügen im Herzen Margretes Kind umschlungen, dessen friedlichen Atemzügen er noch immer aufmerksam lauschte, als es schon längst fest und vertrauensvoll entschlumert war.

Pater Juan, der welsche Priester, ging währenddessen mit umgehängter Stola im Zimmer auf und ab; er hielt die Hände auf dem Rücken verschränkt, die Augen mit einem weltentrückten Ausdruck als wie auf das Innere gerichtet und erwartete so sinnend oder betend den Ruf des Kranken, der sich erst mit den Menschen und dann mit Gott versöhnen wollte.

Die Stunde neigte sich gegen Mitternacht, als Margrete im Rahmen der Tür erschien; ihr Blick schweifte suchend durch den spärlich erhellten Raum und fand mit einem flüchtigen Aufleuchten Ruhe, als sie Martin in den Armen ihres einstigen Freiers gewahrte; sie winkte, und Lukas trug den schlafenden Knaben an das Bett des Alten; aber nur kurze Frist vermochte dieser den lieblichen Anblick zu ertragen, dann umdüsterte die gemeinsame Nähe von Lukas und Margrete sein Gemüt, — Lukas und Margrete, die, zur Ehe verbunden und mit blühenden Kindern gesegnet, seines Herzens Freude gewesen wären. Heftig zuckte die aufwallende Erregung in dem alten Gesicht, und wortlos, aber lebhaft mit beiden Händen bedeutete er Lukas, den Knaben hinauszutragen. Auch Margrete verließ gesenkten Hauptes die Kammer, und Pater Juan nahm stillschweigend den Platz am Krankenlager ein.

* * *

Als der graue Morgen über die Felder kroch, schauerten unter seiner Berührung die kahlen Weidenbäume am Elbufer, deren Nacktheit er unbarmherzig entblößte; es schauerten auch die offnen Erdfurchen, wie er schamlos mit kaltem Zwielicht die linde Dunkelheit aufwühlte, die die Nacht sorgsam über ihr Verlangen nach dem Samen des Brotes gebreitet hatte; dazu rieselte vom Himmel ein dünner Regen, und zwischen den beim letzten Tauwind überschwemmten Wiesen saßen auf schmaler Landzunge Hunderte von Raben, einer schwarz neben dem andern; über sie hinweg zog der Morgen in die Straßen von Wittenberg ein, und tastete sich an den Mauern der Häuser hinauf bis vor die Fenster, hinter denen schuldige Menschen in erborgtem Frieden schliefen. Noch genossen sie für einen Atemzug die Wohltaten der in Finsternis gehüllten Welt; bald aber schreckte auch sie der fahle Streifen, der unsicher über ihre Lagerstätten irrte, aus dem Schutze der Nacht empor.

‚Das ist nicht der Mond — das ist der Morgen!‘ empfand Benjamin mit Grauen, als die schweren Formen von Schrank und Truhe deutlich aus dem Dunkel des Zimmers traten.

Ave an seiner Seite schlummerte wie ein Kind. Ihre junge Seele wäre wohl gestorben, hätte sie das gleiche Übermaß des Gefühls tragen sollen, das Benjamin in dieser Nacht überwältigt hatte; darum konnte sie liegen und schlafen; ihn aber ließ die fremde Wonne nicht ruhn, die

in Aves Armen mit der Wucht einer Offenbarung über ihn gekommen war, — ihn nicht!

Wohl mündet alle irdische Lust in verschlafne Träume, — wie auch himmlische Lust, die Lust an Gott, in den Tod eingeht; aber Genüge findet sie da nicht, sondern zersprengt das Grab und muß in Ewigkeit ihr eignes Sein empfinden; so treibt die Liebe, wenn sie selig ist, den Schläfer auf, zu wissen, daß er selig sei, zu schwören, daß ewig, ewig solche Lust dauern solle. Kann einer die Verheißung ewiger Seligkeit ermessen, der niemals zeitlich selig war? Der immer beschränkt war in das dürftige Vergnügen, das ein geschaffnes Wesen für sich selbst, von seiner Leiblichkeit umschlossen, auszumessen vermag? O, der ist wahrhaft verflucht, der allezeit in einzelne, einsame, grenzenumschränkte Menschlichkeit gebannt ist, — der ist wahrhaft erlöst, der einer ist und doch zwei werden kann, der seines Leibes Glieder an sich fühlt und sprechen kann: Ich bin du geworden, der Benjamin heißt mit Namen und Ave ist im Quell seines Wesens, der aus sich fähret durch die Liebe und Wohnung nimmt am Herzen der Welt.

‚Nur ewig, nur ewig,‘ murmelte Benjamin, wenn immer die Fülle des Glückes ihm den Schlummer verscheuchte; ‚ewig diese Nacht und ewig diese Liebe!‘

Aber die Erdenmächte vergehen alle, und ihren Wonnen bringt der Morgen den Tod.

Fröstelnd erhob sich Benjamin im Schein der Dämmerung vom Lager und ging ans Fenster; da sah er, noch fast von der Nacht verschlungen, eine schwarze Gestalt auf sein Haus zukommen, deren Kleid er bald richtig als das eines Priesters erkannte, doch deren Antlitz ihm fremd blieb. Es war Pater Juan, der Margretes Vater im Austausch von Beichte und Rat auch das letzte Opfer des Herzens, das dieser sich noch zurückbehalten wollte, abgewonnen hatte — nämlich Benjamin in Vergebung die Hand zu reichen, und der die erste Stunde des Tages benützte, um den gewißlich Wachenden und Harrenden an das Lager des Kranken zu rufen.

Pater Juan erstaunte also nicht, daß Benjamin ihm mit übernächtigem Gesicht die Türe öffnete, noch bevor er geklopft hatte, — hätte doch jeglicher Gatte in solcher Nacht die Schritte seines Weibes im Geiste geleitet, wenn es ihm in der Tat versagt war! Er erstaunte aber über die seltsam unwirkliche Art, auf die ihm Benjamin fast schwebend und jedenfalls schweigend in die Wohnstube voranschritt, und den traumhaft abwesenden Blick, mit dem er auf eine Anrede zu warten schien, ohne indessen für die mögliche Mitteilung auch nur den geringsten Anteil zu bekunden. Doch drängte Pater Juan seine Befremdung hinter die natürlicherweise gebotne Form zurück und sagte:

‚Lieber Herr Eichler, Eures Weibes Vater will Euch nicht länger seine Liebe und seinen Segen entziehn. Seid Ihr bereit, mit mir zu kommen, so wollen wir nicht säumen, die schöne Stunde christlicher Eintracht herbeizuführen.‘

Helle Röte flog in Benjamins bleiche Wangen, woran Pater Juan erkannte, daß jener seine Rede gehört hatte; denn eine Antwort kam nicht über Benjamins Lippen, und der Pater fragte nach kurzer Stille noch einmal:

‚Seid Ihr bereit, unverzüglich mit mir zu kommen?‘

Da entgegnete Benjamin ohne Zucken der Wimper:

‚Was ist mir dieser alte Tischler?‘

Pater Juan reckte sich in die Höhe, tat einen Schritt auf Benjamin zu und sah ihm scharf ins Gesicht; jetzt erst heftete dieser einen bewußten Blick auf seinen Gast, und sah, daß hier mehr als ein zufällig Geschorner vor ihm stand; der herrische, unschöne Mund hätte eher auf einen Krieger gedeutet, aber die Augen, in denen Trotz und Milde wechselten wie Sonne und Mond, konnten dem Priester wie dem Weltkind angehören und nur die olympische Stirn schien aller niederen Leidenschaften zu spotten und von Anfang zur Erhabenheit bestimmt zu sein.

‚Was geht hier vor?‘ fragte Pater Juan.

Damit überdrang Benjamin von neuem ein Nachgefühl aller nächtlichen Wonne, so daß er die Augen schließen mußte und haltlos seufzte.

In diesem Augenblick sah der Pater ein buntes Seidenband an der Erde liegen, wie solches gern zur Schäferstunde aus den Haaren der Mädchen fällt, — ein Seidenband, das den ersten Lichtstrahl benützte, um rot und gelb und verräterisch hinaufzuleuchten; Pater Juan schoß eine Erzählung des Lukas durch den Kopf und mit ihr ein unbestimmter Verdacht, so daß er fragte:

‚Wo habt Ihr die junge Nonne, die Philipp Melanchthon in Euer Haus gegeben hat?‘

‚Sie schläft,‘ antwortete Benjamin mit einem so selig wissenden Lächeln, daß Pater Juan nicht zweifelte, Margretes Gatte selber habe Aves Schlaf behütet; er begann nach seiner Gewohnheit im Zimmer auf und ab zu gehen, was je nach dem, ob es galt, zu denken, zu beten, oder zu handeln, in einem mehr oder minder schnellem Tempo zu geschehn pflegte; in dieser Stunde sah Pater Juan nur die einzige Notwendigkeit, zu handeln, und verlor keinen Augenblick mit moralischen Betrachtungen, die sich sonst wohl an das vorliegende Ereignis hätten anknüpfen lassen. Nach kurzer Wanderung blieb er vor Benjamin stehn und sagte entschlossen:

‚Entweder Ihr gebt das fremde Fräulein sofort an denjenigen zurück, der sie Euch ausgeliefert hat und ruft Margrete in Euer Haus, oder —‘

Benjamin fühlte sich durch diese scharfe Anrede wie mit einem Schlage aus seiner tatenlosen Träumerei gerissen, in der er sonst hätte verbleiben müssen, bis die gesamte Stadt mit Skandal vor sein Haus gezogen wäre; jetzt standen die Begriffe von Ehe, Kampf und Wirklichkeit plötzlich drohend vor ihm, — dahinter Ave, die sehnsüchtig lockte; und Ave sollte er fortschicken?

‚Oder?‘ fragte er den Priester, der die Vollendung seines Satzes, die durchaus nichts anderes als die Rettung, die Benjamin ergreifen würde, enthalten mußte, schuldig geblieben war. Aber Pater Juan sah finster zu Boden und fragte hart dagegen:

‚Was gedenkt Ihr also zu tun?‘

Wieder fühlte sich Benjamin seinem blind wählenden Gefühl preisgegeben, seufzte und antwortete:

‚Ich kann nur mehr in Ave atmen und sein.‘

Pater Juan machte einen geringen Versuch, Vernunft zu predigen.

‚Ihr habt Weib und Kind, die werdet Ihr nicht ohne Brot zurücklassen wollen?‘

‚Der Alte mag sich ihrer annehmen,‘ sagte Benjamin dumpf, — ‚ich habe ihnen nichts zu geben.‘

‚Und Ihr glaubt, Herr Eichler,‘ fragte Pater Juan, ‚daß einer Eurer Prädikanten Euch und das Fräulein zur Ehe verbinden wird?‘

Benjamin sah hilfslos und gepeinigt auf den Pater.

‚Ich weiß von mehrerlei Beichträten,‘ antwortete er, ‚die Luther und Melanchthon erteilt haben, wenn einer die Ehe, die ein schweres Gelübde ist, nicht zu halten vermochte —‘

‚Kennst du ein leichtes Gelübde, Bruder Benjamin?‘

Helltönend rief der Pater dem Abtrünnigen seinen einstigen Ehrentitel entgegen.

Benjamin zuckte wie unter einem Hieb zusammen, denn das gebrochne Klostergelübde war seine verwundbare Stelle geblieben. Aber Pater Juan wollte nicht den Schuldigen beschämen, sondern den Willenlosen zu einer Entscheidung drängen, weshalb er seinen Zorn mäßigte und weiterredete:

‚Sei es schwer oder leicht, dem angetrauten Weibe die Treue zu halten, so vergeßt Ihr, daß auch in Wittenberg der erste Rausch der Freiheit verflogen ist, und daß der Kaiser und sein Regiment sich mit Nachdruck in die Ehehändel gemischt haben, damit nicht am Ende das türkische Ärgernis allgemein werde und e i n Mann mehrere Weiber zugleich habe.

Margrete ist Euch eine rechtschaffne Gefährtin gewesen, was wollt Ihr wider sie vorbringen?‘

Benjamin stöhnte, von Gefühlen übermannt und von Gedanken verlassen.

‚Eure geistlichen und weltlichen Richter,‘ fuhr der Pater fort, ‚werden Euch ermahnen, zu Eurem Weibe zurückzukehren —‘

‚Niemals, niemals!‘ flüsterte Benjamin und fragte nach einem schweren Seufzer, der dem Gedächtnis seiner freudelosen Ehe gelten mochte:

‚Warum kann ich nicht Hand in Hand mit Ave in die Fremde wandern?‘

‚Weil Ihr nicht zugleich Hand in Hand mit Gott geht,‘ antwortete der Priester ohne Zögern. Da lästerte Benjamin in seinem Verlangen nach Erneuerung und Ewigkeit der gekosteten Lust:

‚Mit oder ohne Gott, — wo Ave ist, wird meine Wonne sein.‘

‚Nicht immer,‘ entgegnete Pater Juan unbeirrt. ‚Was Euch heute sättigt, wird Euch morgen hungrig lassen; seht, der Garten der Ehe ist Euch versperrt, in dem einige glückliche Menschen ihre Liebe von der Treue gehegt und von der Keuschheit überschattet, bis ans Ende bewahren dürfen —‘

‚O Ave, — Ave,‘ unterbrach Benjamin den Priester.

‚Verlaßt Eure Geliebte —‘ sagte Pater Juan. Da griff Benjamin nach seinem Herzen und entgegnete:

‚Wie könnte ich Ave verlassen.‘

‚Es ist minder schwer, als es Euch erscheinen mag,‘ antwortete Pater Juan, ‚gedenkt der Stunde, in der Ihr Eurem mütterlichen Kloster abgesagt habt, — und Margrete ihrem Vaterhaus abgesagt hat, was tatet Ihr anderes, als Euch der Kutte entledigen und die Schwelle überschreiten? Auf! nehmt Euren Mantel und Hut und überschreitet die Schwelle, — der betretne Weg selber leitet nachmals den einen zum Frieden, den andern zum Gericht; darum verlaßt Eure Geliebte . . .‘

‚So redet ein Priester,‘ sagte Benjamin bitter, ‚wärt Ihr ein Mann, Ihr wüßtet, was ich leide —‘

‚Ich weiß es,‘ antwortete Pater Juan, weicher als er bisher gesprochen hatte, so daß Benjamin einen plötzlichen Anteil an dem Schicksal des Fremden fühlte und fragte:

‚Wer seid Ihr?‘

‚Ich bin Pater Juan,‘ antwortete der Priester, seinen Namen, als er ihn aussprach, sorgfältig wägend; ‚Juan,‘ sagte er noch einmal und fuhr nach kurzem Schweigen fort: ‚den Namen wählte ich mir zum Memento; ich könnte mir sonst wohl glauben machen, daß ich allezeit Gottes Wege gewandelt wäre und mich über dich oder einen andern Ehebrecher erheben; nun aber, wenn einer meiner Brüder zu mir spricht: Pater Juan, — so ruft er mir entgegen, er mag wollen oder nicht: Gedenke, wer du warst, — gedenke, wer du warst! —‘

Benjamin wurde unruhig und fragte:

‚Wer wart Ihr also?‘

‚Kennt Ihr die Sage vom Ritter Juan aus dem Geschlechte der Tenorio?‘ fragte der Priester dagegen, — ‚der die Länder Europas nach den Abenteuern der Liebe durchzog und immer begehrte und immer genoß und doch niemals satt wurde?‘

Pater Juan unterbrach sich, von der Kraft der Erinnerung geschüttelt; dann redete er weiter:

‚Meine Heimat ist die welsche Schweiz, doch zog es mich oft über die deutschen und italienischen Grenzen, wie weiland Don Juan — hier von der Glut der schwarzen, dort von der Milde der blonden Mädchen Linderung für meine sehnsüchtigen Qualen erhoffend; da geriet ich eines Tages einem strengen Richter in die Sphäre seiner Macht und wäre meines ärgerlichen Wandels halber gewiß erbarmungslos geköpft worden, hätte mich nicht mein Mädchen liebevoll gewarnt, so daß ich meinen Feind stellen konnte, bevor er mir seine Häscher in die Herberge sandte; denn weil er ein seltner Mann war und ebensosehr im Geruch der Heiligkeit wie in dem der Tapferkeit stand, wollte ich ihm nicht feig entfliehn, sondern mich vielmehr vor ihm rechtfertigen.

Er hatte die Gewohnheit, sich für ganze Tageslängen in eine unwirtliche Gegend des Landes zu geistlichen Übungen zurückzuziehn; dort, im Angesichte der Dreifaltigkeit und einiger immergrüner Bäume wollte ich den strengen Wächter der Sitte und des Glaubens, Pater Michele Ghislieri beschleichen und ihm entgegenrufen, daß ich mich keines anderen Verbrechens zu zeihen vermöchte, als auf geraden und krummen Wegen des Herzens Sättigung mit unaussprechlicher Wonne gesucht zu haben; — mein gutes Schwert sollte mich schützen, wenn er etwa Gewalt gegen mich hätte gebrauchen wollen.

Ich fand ihn mit erhobenen Händen am Stamme eines kahlen Holzkreuzes stehen, das er sich wohl selbst gefertigt hatte, und betrachtete meinen Feind, der weder mich noch irgend etwas um ihn her bemerkte, mit Muße.

Es gibt Stunden, in denen wir glauben, unseres Lebens Ziel und Sehnsucht mit Händen greifen zu können; sieh, Bruder Benjamin, solche Stunde war mir jene; was ich gesucht hatte und niemals gefunden, dem ich nachgejagt war mit der Gier des Steppenwolfes, und das ich mir niemals erbeutet hatte, für das ich wie ein Glücksritter früher Tage alle Kämpfe der Erde bestanden hätte, — das lag da ausgebreitet auf dem hageren Antlitz meines Widersachers — nämlich unaussprechliche Wonne, davon das Herz gesättigt war.‘

Pater Juan schloß die Augen und atmete schwer; dann sagte er resigniert:

'Ich kann Euch nicht beschreiben, wie jener Mensch ausgesehen hat, während er stand und betete; das aber mögt Ihr wissen, daß ich mich nicht vor einer Bluttat gescheut haben würde, wenn ich ihm damit sein überschwengliches Glück hätte entreißen können.

Schritt für Schritt ging ich näher auf Bruder Michele zu, um auch seine Seligkeit näher und immer näher anzuschauen; da spiegelten mir meine getäuschten Augen vor, es sammle sich irgend ein Leuchten, das nicht von der Sonne herrührte, um den Beter, als sei der Leib, der ihm zugehörte, nicht Fleisch, sondern Licht. Außer mir rief ich ihn an:

„Wo hast du die Wonne hergenommen, Bruder Michele?" und stürzte ihm zu Füßen.

Da löste er langsam seine in eine andere Sphäre festgesaugten Sinne, wandte sie der Welt und meiner Niedrigkeit zu und sprach mit den Worten des Propheten:

„Mache dich auf, — werde Licht!"'

Pater Juan schwieg, und auch Benjamin konnte lange kein Wort für sein erschüttertes Gefühl finden.

Endlich kam es von seinen Lippen: 'Ihr habt den Sprung — hinüber — gewagt!'

Der Priester begann von neuem eilig im Zimmer auf und abzugehen; seine entschlossne Art, die, wo es Zeit zur Tat war, die Meditation nicht unnötig lange ausdehnte, gebot ihm, Benjamin zur Entscheidung anzutreiben; Antwort heischend stellte er sich vor ihn und sagte:

'Entweder Ihr gebt das fremde Fräulein sofort an Philipp Melanchthon zurück und ruft Margrete in Euer Haus,' — und diesmal zögerte Pater Juan nicht, seinen Satz zu vollenden, — 'oder aber Ihr nehmt Hut und Mantel, wandert bis vor die Pforte Eures Klosters und sprecht: Vater, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir.'

Benjamin wurde fahl wie das graue Licht des Morgens, das durch die Fenster drang, doch griff er lautlos nach seinem Mantel und ließ sich von Pater Juan bis an die Schwelle seines Hauses führen; auf der blieb er noch einmal stehen und stammelte verzweifelt:

'Laßt mich nur von der Schlafenden Abschied nehmen.'

Aber der Priester antwortete gebieterisch: 'Wer den Pflug anfaßt und sieht hinter sich, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes.'

Da schritt Benjamin ohne Lebewohl an die Geliebte mit Pater Juan in den rieselnden Regen hinein.

* * *

Fünftes Kapitel.

Wenn Pater Juan mit Benjamin auch den Weg nach Thüringen, als die südliche Straße, einschlug, so hatte er für diesen regenschwangeren Tag, an dessen Himmel die Wolken wie verhüllte Geschicke hingen, doch kein anderes Ziel, als Benjamin in eines rechtlichen Wirtes Herberge unterzubringen und daselbst abzuwarten, ob er nach Wittenberg zurückkehren oder sich weiter seiner Führung anvertrauen würde; denn nichts wäre dem Priester ruchloser erschienen, als einen Unwilligen und darum Unwürdigen vor die Klosterpforte von Voghera zu bringen, einen, der zwar im Leben in Bedrängnis geraten, in seinem Herzen aber ungeängstigt und unzerschlagen geblieben war.

Freilich unterschätzte Pater Juan die Bedeutung dieses Einherschreitens auf der Straße nach Thüringen keineswegs. Wer einmal wandert, bedarf einer entschlossenen Umkehr, um wiederum dahin zu gelangen, von wo er ausgegangen ist. — Würde Benjamin vermögen, selbstwillig umzukehren? Was aber dem Pilger an Frömmigkeit, Reue und Einsicht fehlen mochte, konnte auf der Wanderschaft die Gnade Gottes, Belehrung und Gebet in ihm wirken; vornehmlich auf dieses letzte gründete Pater Juan wie alle in Gott ruhenden Menschen seine Hoffnung.

Sie waren wenig mehr als zwei Stunden schweigsam miteinander die Straße entlang gegangen, immer an junger Saat und umpflügten Äckern vorbei, als der Regen nachließ und ein leichter Wind die Schwere der Wolken zu teilen begann; da blieb Benjamin stehen, seine Knie wankten, und Pater Juan leitete den von leiblicher Schwäche Befallenen an einen nahen Meilenstein, wo er haltlos in sich zusammenfiel.

Der Priester wartete geduldig, bis Benjamin selbst begehrte, weiter zu wandern, führte den Erschöpften an der Hand und beschloß, das erste Gasthaus, das am Wege stehen würde, nicht unbesucht vorbeizulassen. Es war eine Fuhrmannskneipe, die bis in die Nacht hinein von Flüchen widerzuhallen pflegte, und wenig geeignet, den Frieden des Herzens darin zu finden; doch gewährte sie für den Augenblick alles, dessen man bedurfte: Speise und Trank und ein Lager in der Kammer; auf dieses sank Benjamin wie einer, der nach schwerer Krankheit zu früh seinen Füßen vertraut hat, und auch der Priester, als er sich still am Bette niederließ, betrachtete seinen Schützling nicht wie einen Sünder, den er bessern, sondern wie einen Kranken, den er pflegen sollte, und also mit Sorglichkeit.

Benjamin hielt für den Rest des Tages die glanzlosen Augen halb geöffnet, — Augen, die deutlicher als Worte von der öden Verlassenheit der Seele zeugten, darin weder Trotz noch Reue, weder Erinnerung noch Sehnsucht glühte, nur Unrast wach und verworren wohnte. Endlich um die Abendstunde übermannte der Schlaf der Jugend alle friedelosen

Geister; schwer fielen die Lider zu, die Stirn glättete sich, und jeder Atemzug schöpfte tief aus einem verborgenen Quell die Erneuerung und stählte dem Schläfer Leib und Seele und Willen, damit er im Lichte des Tages seine Kräfte nütze.

So urteilte der Priester, dem die Nacht über mancherlei Gedanken und Reiseplänen fast unbemerkt entflohen war, urteilte, als er mit der Morgenröte die Röte der Gesundheit auf Benjamins Wangen gewahrte, daß es nunmehr Zeit sei, diesen an das göttliche Gebot: ‚Betet ohne Unterlaß' zu mahnen und legte seine arg zerlesene ‚Nachfolge Christi' dem Schlafenden in die Hände, — nicht ohne für den Erwachenden eine wohlgewählte Seite aufgeschlagen zu haben. Dann verließ er die Kammer, durchschritt mit quellendem Ekel die Wirtsstube, in der noch der Atem gemeiner Fröhlichkeit gefangen lagerte, schüttelte, während er hinausging, die Nacht von den Schultern und badete sich im Aufgang des Morgens.

Der leuchtete schon hell vom Himmel, als Benjamin endlich mit schwerem Atemzug erwachte; irgend ein Gefühl ruhiger Kraft verführte ihn, die Wochen unruhigen Begehrens zugleich mit den überschwenglichen Stunden der Erfüllung zu vergessen und schlicht väterlich ‚Martin' zu rufen. Aber der süße Name seines Kindes wandelte sich auf der Zunge in Bitterkeit, — das verratene Kloster, die geschändete Ehe und die verlorene Geliebte tauchten zu Schreck und Qual aus der Nacht eines traumlosen Schlafes empor und verwirrten von neuem das Leben der Seele.

Indem Benjamin sich auf seinem Lager in die Höhe richtete, war er gezwungen, Pater Juans offnes Andachtsbuch zu sehen, fast auch gezwungen, den von leichter Hand unterstrichenen Satz herauszulesen.

Felix hora, quando Jesus vocat de lacrymis ad gaudium spiritus.

Ein ungewohnter Zug von Verachtung flog reifend und verschärfend über Benjamins weiches Antlitz. ‚Was ist Glück? Was ist Berufung?' empfand er müde und lehnte sich zurück in die Kissen; ‚was sind Tränen, und was ist Freude?' Seufzend überdachte er die Hoffnungslosigkeit seiner Lage; nach Wittenberg zurückkehren, mit Ave im Herzen in Margretes Arm zurückkehren und das Mitleid der Amtsbrüder zugleich mit der Verhöhnung des Volkes erdulden? Oder sollte er einen Boten an Ave entsenden und sie dennoch zu sich rufen? Aber Ave, die Zarte, in der Fremde, die wahrlich ein Elend ist, ohne Obdach über dem geliebten Haupt! — Nein, da war kein Rat und kein Ausweg, — er allein mußte wandern, — gleichviel wohin! — drüben im lombardischen Lande stand ein Kloster, das seiner wartete, — aber e r bedurfte keines Zieles für seine Wanderschaft, keiner Heimat, keines Klosters, — unwillig legte er die ‚Nachfolge Christi' beiseite und verlangte im Geiste nach seinen Luther-

schriften, die er als Brevier hätte mit sich nehmen sollen und als Talisman gegen die papistischen Lockungen des Priesters.

Eben trat Pater Juan leuchtend wie der Morgen in die Tür, was Benjamin nur um so mehr gegen ihn aufbrachte.

‚Schaffe mir meine Freiheit eines Christenmenschen zurück!‘ rief er ihm entgegen, sich des doppelten Sinnes seiner Worte wohl bewußt.

Der Glanz der Morgensonne, den der Priester mit sich herein gebracht hatte, wich augenblicklich von seinem Antlitz, und ernsthaft entgegnete er:

‚Du hast die menschliche Freiheit in Wittenberg genießen dürfen, — eines Christen Freiheit hast du nie besessen.‘

Pater Juan trat näher an Benjamins Bett, sah seinem Patienten ins Gesicht und begriff, daß kein Gebet über diese Lippen geflossen war.

‚Was gedenkst du also zu tun, Bruder Benjamin?‘ fragte der Priester nicht ohne Bangen vor der Antwort, aber Benjamins unsterbliche Seele mit einem Seufzer Gott befehlend.

Benjamin schloß von neuem die Augen und antwortete gleichgültig:

‚Ich will wandern, — hierhin und dahin, — an Weggesellen wird es nicht fehlen.‘

Pater Juan ergriff begierig diese dünngewebte Ausflucht Benjamins und kam seiner ungewissen Art mit festen Vorschlägen zu Hilfe.

‚Es wird Euch nicht unlieb sein‘, sagte der Priester, ‚die Grenze protestantischer Länder zunächst auch als die Grenze Eurer Wanderschaft anzusehn. Mich treiben Geschäfte in die lange nicht betretene Genfer Heimat; wenn es Euch gefällt, mich dahin zu begleiten, so mögt Ihr in Calvins Kirchenstaat meine Katholizität mit Eurer evangelischen Gesinnung decken, indes ich Eure Leiblichkeit im väterlichen Hause berge.‘

Benjamin, der noch eben geglaubt hatte, eines Reiseziels entraten zu können, empfand deutlich die dargebotne Wohltat, Sammlung für seine schweifenden Gedanken um einen festen Punkt zu empfangen. Genf! —

Blau hob sich der See und schimmernd der Zug der Berge vor Benjamins Seele und erfüllte ihn mit plötzlicher Sehnsucht, dieses Sachsen weit hinter sich zu lassen.

Genf, die Herrliche, vom Himmel geliebt und von den großen Nationen begehrt, — jetzt freilich durch einen strengen Reformator ihrer menschlichsten Reize entkleidet, — Genf, die protestantische Roma, — war sie nicht wert, in Ehrfurcht betreten und in Demut geprüft zu werden? Luther hatte Johannes Calvin verworfen, Melanchthon urteilte ungleich, aber wer vermochte in diesen wirren Zeiten die wahren Propheten von den falschen zu unterscheiden? Schon wollte Benjamin Pater Juan um seine Meinung über die Genfer Kirche und ihren Hirten befragen, als der Priester fortfuhr, seines Schützlings eigenste Angelegenheiten zu ordnen.

‚Es ist nötig‘, sagte er, ‚daß ich heute nach Wittenberg zurückgehe, Eurem Weibe einige Aufklärung und Eure Grüße zu überbringen; Margrete muß wissen, daß Ihr beschlossen habt, — auf unbestimmte Zeit zu wandern, und daß sie Eurer in christlicher Vergebung, soweit ihre Liebe reicht, gedenken soll. Auch werdet Ihr über das Schicksal des Fräuleins gern die Gewißheit, daß es gnädig sei, mit auf die Reise nehmen —‘

Pater Juan sah, wie Benjamin sich entfärbte, brach ab und begann nach kurzem Schweigen von neuem:

‚Erwartet mich nicht früher als morgen, denn meine Mission ist doppelt und verwickelt, dazu schulde ich meinem Gastfreunde Lukas ein Lebewohl.‘

Der Priester segnete Benjamin mit dem Zeichen des Kreuzes.

‚Und so beschütze dich Gott, Bruder Benjamin,‘ sagte er im Scheiden; Benjamin aber, als er sich allein sah, flüsterte, indem er die Hand auf sein schlagendes Herz legte:

‚Herr, hilf mir!‘

Als am nächsten Tage Pater Juan die Straße von Wittenberg bis zur Herberge zu den drei Raben zurückwanderte, kam ihm Benjamin schon ein Stück Weges entgegen, frei schreitend und mit unbekümmerter Stirn. So sehr der Priester sich an der offenbaren Genesung eines kranken Herzens erfreute, so kehrte sich doch sein geistiges Auge auf die Not der Frauen, die das leibliche erst eben geschaut hatte, und von der er wußte, daß auch Jahre sie nicht stillen würden; und der Bringer bittrer Leiden wandelte wie ein Schuldloser im Lichte, sonder Reue und Sühne? Wahrlich, ihm steckte der Luther, der glaubt alle Missetat, die einem Sohne Evas zustoßen kann, in einer männlichen Aussprache mit seinem Schöpfer abzutun, noch tief im beweglichen Blute, und das katholische Bewußtsein, als ein armer sündiger Mensch der ewigen Barmherzigkeit zu bedürfen, schlummerte noch ungeweckt unter wildrankender Gottes- und Menschenliebe.

Pater Juan begrüßte Benjamin mit einem Lobe des strahlenden sommerlichen Tages und sparte seine Wittenberger Nachrichten, bis sie den Gasthof erreicht hatten und beieinander in der Kammer saßen. Hier begann er:

‚Als ich zwei Tage zuvor mit Euch die Stadt verließ, und der Tischler und seine Tochter vergeblich unsre Ankunft erwarteten, machte sich der arglose Lukas auf den Weg, uns vor dem Elstertor zu suchen und zu größerer Eile anzutreiben. Wie mußte er daher erstaunen, Ave allein im Giebelhäuschen vorzufinden, tränenüberströmt, aber standhaft jede Auskunft über Euren Verbleib weigernd; er also kehrte, wie er glaubte, ohne Neuigkeit in die Schloßvorstadt zurück, doch — erzählte mir Lukas —

sei Margrete bei seinen ersten Worten in Tränen und Geschrei ausgebrochen und habe wie eine klagende Prophetin gerufen: „Der kommt nicht wieder!"

Als ich selbst zu Eurem Weibe kam, fand ich sie ohne Trost oder Hoffnung, gegen Schuld und Verhängnis gleicherweise hadernd vor; ich konnte ihr nichts offenbaren, was ihr Gefühl ihr nicht bereits kundgetan hatte; nur Euer Entschluß, heimatlos in der Welt umher zu wandern, war ihr befremdend und ärgerlich.

„Nein", sagte sie finster blickend, „er kehre nach Voghera in sein Kloster zurück.'"

Benjamin fühlte sich peinlich berührt, daß dieselbe Margrete, die vor Jahren seiner Fesseln gespottet hatte, ihn heute in die katholische Knechtschaft verwies; doch fuhr Pater Juan fort, die wunderlich und qualvoll gemischten Regungen der Gewissensunruhe, der Eifersucht und Luthertreue in dem Herzen des unglücklichen Weibes aufzudecken:

‚Ist doch nur ein Gott über allen, sagte Margrete, dem hat er früher geschworen, als er sich mir verlobte; — die Welt ist voll von falschen, teuflischen — buhlerischen Weibern; eh' ich ihn Ave oder einer anderen Metze gönne, seh ich ihn lieber heim in sein Kloster kehren. Aber auch da soll er nicht vergessen, daß Beten und Fasten kein Nutzen ist zur Seligkeit, sondern daß der Mensch gerecht wird aus dem Glauben, wie es Doktor Martin Luther so göttlich gelehrt hat.'

‚Daß der alte Tischler', erzählte Pater Juan weiter, ‚Euer Andenken wenig ehren wird, darf Euch nicht kränken; denn Ihr habt lebend sein Kind zur Witwe gemacht; ihr aber, Margrete, rechnet er in der Betrachtung ihres Unglücks, die schon vergebne Schuld immer leichter und geringer zu, und wenn Gott ihm Gesundheit verleiht, so dürft Ihr hoffen, Weib und Kind in seiner Liebe geborgen zu wissen.'

‚Martin', rief Benjamin sehnsüchtig aus. Pater Juan gedachte der hilfesuchenden Kinderaugen, die in allem Jammer von ihm zur Mutter, vom Großvater zu dem neuen Freunde Lukas gewandert waren, stumm und beredt, und ach! so traurig ahnungsvoll, — doch gedachte er ihrer nur im Herzen und sprach von seiner Unterredung mit Ave:

‚Mit vollkommener Fassung empfing mich das Fräulein; hätte ich nicht gewußt, daß Leidenschaft, Erniedrigung und Trennungsweh diese Mädchenseele zerreißen, ihr Antlitz würde mir außer der Blässe, die erschreckte, kein Gefühl verraten haben, dessen Heftigkeit einem Edelfräulein nicht geziemte. Ich aber suchte nur um so vergeblicher nach einem bescheidenen Wort, daraus sie meine Wissenschaft erkannt und mir ihre Not anvertraut hätte; durfte doch ihres Bleibens in Wittenberg, wo schon die Steine redeten, nicht sein!

Zu meiner nicht geringen Verwunderung begann sie selbst, zwar errötend, doch tapfer, von ihrem Schicksal zu sprechen, so daß ich Gott für mein priesterliches Kleid dankte, dem allein solch fraglose Entblößung jungfräulicher Schmach gelten konnte. „Hochwürdiger Herr", begann das Fräulein, „ich bitte Euch inständig, mich von der frechen Nähe jenes jungen Gärtners zu befreien, den Ihr gewißlich im Garten, von wo er auch bei Nacht nicht weicht, angetroffen habt, und der glaubt, meine verlorne Ehre werde mich seiner Werbung gefügig machen —"

Ich versprach ihr, den lästigen Freier mit Güte oder Gewalt aus ihrem Gesichtskreis zu entfernen, und erbot mich, zu ihrem Heile bei Philipp Melanchthon anzufragen, wo er ihr in seiner weitreichenden Freundschaft eine notdürftige Heimat anbieten könnte. Aber sie schüttelte den Kopf und antwortete: „Herr, mich hat die evangelische Freiheit ohne Verzug ins Unglück gestürzt, — so begreife ich sie weder mit dem Herzen noch mit dem Verstande —"

Fräulein, sagte ich, indem ich ihr frei in die Augen sah, Ihr begehrt für das Feuer, das in Euch brennt, nichts anderes als die reinigende Buße —

Jetzt errötete Ave dunkler, und die Gehaltenheit, die sie bisher bewahrt hatte, zerfloß in weiche Gebärden, als sie entgegnete:

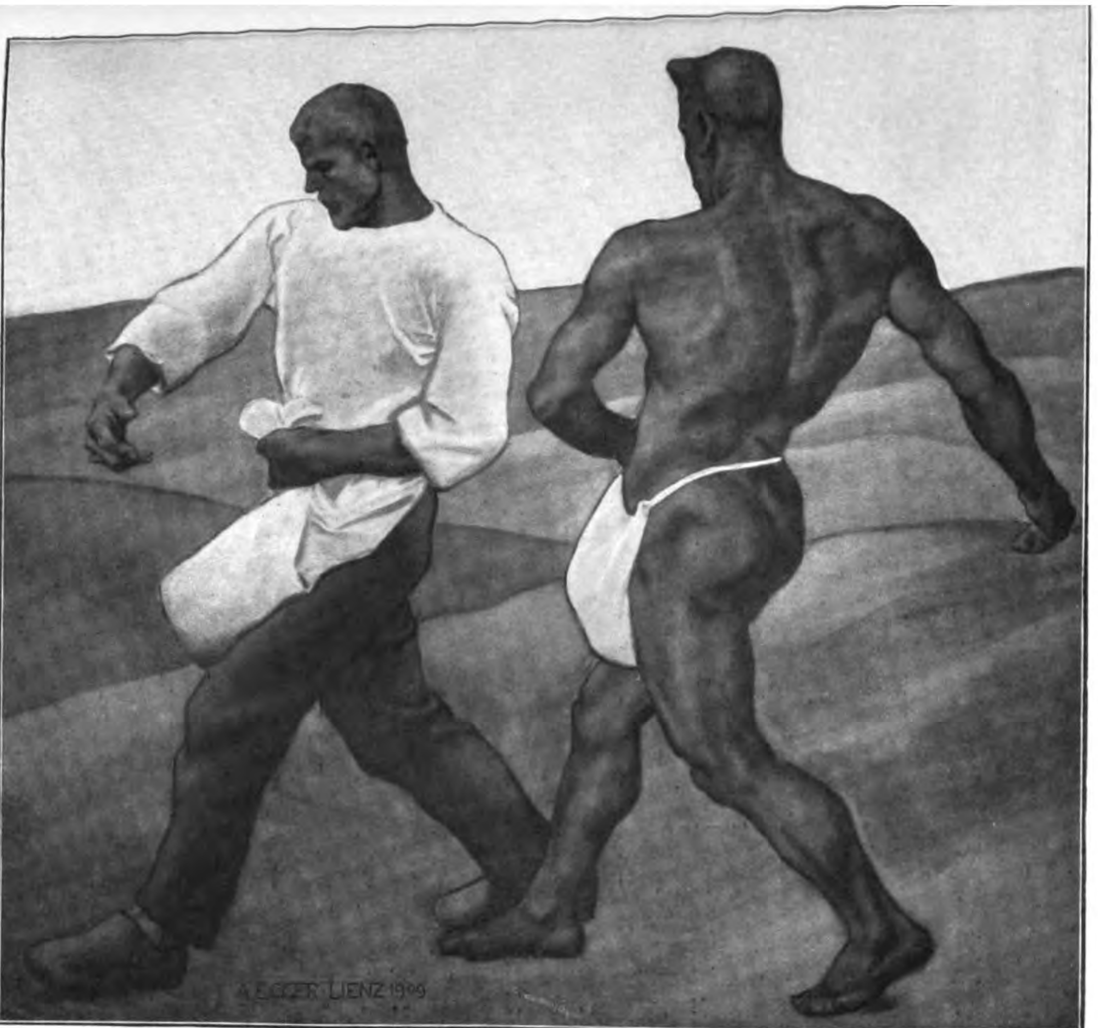
„Gott weiß, ob ich entfernt von dem Geliebten auf Erden Frieden finden kann. Das Kloster ist ein rechter Wohnplatz für gebrochne Herzen; aber eben die Buße ist es, die ich fürchte. . ."

Ich tat nach meiner Pflicht und erinnerte sie an die Streiche, die der erduldet hat, der ohne Sünde war —'

‚Grausamer!' unterbrach Benjamin den Priester mit schmerzlichem Aufschrei. ‚Sollen die zarten Glieder dem Übermut der Schwestern und einer hartherzigen Äbtissin preisgegeben sein?'

Pater Juan ließ sich schweigend grausam schelten und bekannte nicht, daß auch er gegen seine mächtig aufwallende Ritterlichkeit, die um keinen himmlischen Lohn das schöne Mädchen einer seinem Frauenliebreiz unwürdigen Buße ausliefern wollte, hatte kämpfen müssen, während Ave rührend und angstvoll die Strenge der Äbtissin geschildert hatte.

Ave war noch ein Kind gewesen, als eine der Schwestern einen Bittbrief an Luther verfaßt und — die Törichte — treulosen Händen zur Überlieferung anvertraut hatte; die mußte zum Gespött der Kinder bei den Horen vor dem Chore knieen und lang zur Erde niederliegen, wenn die Schwestern ab und zu gingen, wobei eine jede selbstgerecht über die Gedemütigte hinwegschritt; beim Mahle saß sie — ein Strohkränzlein auf dem Haupt — zu Füßen der erzürnten Äbtissin, — und — o





Albin Egger-Lienz/Sämann und Teufel.

Schrecken! — am Freitag um die dritte Stunde stäupten sie die Schwestern, bis deren keine mehr zu schlagen vermochte —

Pater Juan stieg die Röte zu Kopf, als er dieser Erzählung Aves — und Aves zarter, zarter Glieder gedachte, und rauh stieß er, um nicht weichmütig wie Benjamin zu erscheinen, seine Worte hervor:

‚Der treue Lukas wird von der Äbtissin Gnade und Vergebung für Ave erbitten —‘

Pater Juan brach ab und trat ans Fenster; keine Stunden seines geweihten Lebens empfand er bittrer, als wenn der Mann in ihm begehrte, den Priester zuschanden zu machen.

Wie nun er sowohl als Benjamin, ein jeder dem Zuge seiner Gedanken nachhing, mahnte keiner von ihnen zum Aufbruch, obgleich die Sonne noch hoch am Himmel stand, um allem irdischen Tun zu leuchten. Da erhoben sich in der Wirtsstube zwischen dem Rabenwirt und seinen Gästen laute Reden, die zu bedenklichen Drohungen schwollen, und die Träumer dem friedlichen Bezirk ihrer Kontemplation entrissen.

‚Komm, Bruder Benjamin‘, sagte Pater Juan, sobald ihm die Roheit seiner Umgebung aufs neue bewußt war, ‚wir können wohl heute noch zwei oder drei Dörfer durchwandern und im vierten ein Obdach finden, darunter weder geflucht noch gestochen wird, —‘ damit rief er der Wirtin und zahlte die Zeche, während Benjamin das Bündel mit den wenigen Habseligkeiten ergriff, die Pater Juan für sich und ihn aus Wittenberg mitgebracht hatte.

* * *

Es zeigte sich, daß Benjamins Reiselust mit der gleichen Schnelligkeit, mit der sie von Zeit zu Zeit erwachte, auch wieder entschlummerte, so daß er tagelang wenig tauglich zum Wandern war und weder rückwärts noch vorwärts strebte; zumal als die Sommersonne höher und heißer zu brennen anfing, schleppte er nur mühsam den unlustigen Leib, aus dem die beherrschende Seele gewichen zu sein schien.

Pater Juan ertrug indessen die Schläfrigkeit seines Gefährten mit Langmut und handelte auf allen beschwerlichen Straßen mit den Herbergsvätern um ein billiges Fuhrwerk, soweit ihm seine schmilzende Barschaft solche Guttat an Benjamin gestattete.

Eben die schmilzende Barschaft war es, die den Priester dringlicher in die Heimat trieb, als das Verlangen, die entfremdeten Geschwister mit ihren Ehegatten und der nachgeborenen Generation brüderlich zu begrüßen, — oder gar der Wunsch, in Calvins Kirchenstaat das Bürgerrecht zu erneuern.

Weder der Abenteurer, der er gewesen, noch der durch Bruder Michele Bekehrte, der er geblieben, hatte mit seinen reformierten Lands-

leuten auch nur die gleiche Luft atmen oder das Brot mit ihnen brechen können.

Es war offenbar, daß der strenge Reformator, dessen Stolz die neue Sittenzucht bildete, keinen landbekannten Frauenverführer auf Genfer Gebiet dulden durfte; nicht minder aber durfte katholischer Aberglaube sein auserwähltes Häuflein mit giftigem Atem bedrohen.

Hätte nicht ein für Pater Juan freundliches, für die geistlichen Wächter tückisches Geschick gewollt, daß das väterliche Weingut, das vor Lancy am linken Arveufer gelegen war, bis über die savoyische Grenze hinausreichte, der Ritter vom flammenden Herzen würde schon 1541 mit Annahme der calvinischen Ordonnanzen durch den Magistrat sein Vaterland haben auf immer verlassen müssen; so aber pflegte er sich, wenn ein Glied der vénérable compagnie bedrohlich im Umkreis von Lancy auftauchte, aus dem wohlgegründeten Hause seiner Väter in ein luftiges Sommerhaus zu flüchten, das am Ende der Parkanlagen und auf katholischem Grund und Boden in leichter Architektur der Genfer Behörde zu spotten schien.

Auch kehrte Pater Juan, der in Künsten und Wissenschaften fein gebildet war, nicht selten freiwillig einer Stadt den Rücken, die sich, wenn nicht alles täuschte, der Barbarei ergeben hatte; denn wer konnte noch für Schönheit erglühen, wo man die Gebilde der Schönheit verfolgte und zerstörte? Wer für Kultur des Geistes, wo man die kultiviertesten Geister des Altertums verachtete, die Juden aber mit ihrer bürgerlichen, lebenskundigen Weisheit als die Vorbilder aller Völker pries? Wer endlich für die süßen Geheimnisse göttlicher Gnade, wo der düstre Glaube an die unwiderrufliche Schmach der Verworfnen auf den Gemütern lastete?

Solche Stadt mied Pater Juan nicht ungern und erging sich viel lieber in den Gefilden Italiens. Notwendig wurde indessen seine Entfernung von der Heimat erst, als der schwarze Tod in Genf und seinen Nachbarorten wütete und der Verdacht der Pestbereitung auch auf ihn gefallen war.

Wie da auf dem Molardplatz die Scheiterhaufen lohten und Männer, Weiber, ja selbst unmündige Kinder vom Feuer des Wahnsinns verzehrt wurden, entwich mancher aus den Toren Genfs, der, mit irgend einem körperlichen Fehler gezeichnet, leicht als ein Zauberer und darum Pestbereiter aufgegriffen werden konnte; auch Pater Juan entwich, nachdem man ihm die Kunde zugetragen hatte, daß sein Name auf Calvins todbringender Liste verzeichnet stehe.

In der Fremde war ihm der unternehmende Geist seiner Vorfahren zu statten gekommen, die von alters her mit allerlei Städten und Ländern Handelsbeziehungen unterhalten hatten, so daß es dem reisenden Sohn

an Kredit und Geld nicht fehlen konnte. Indessen bemerkte er bald nach dem Tode des Vaters an der Zurückhaltung ausländischer Banken, daß sein Bruder daheim die Geschäfte mit Ängstlichkeit führte, — ein Umstand, der ihm das weltmännische Reisen, das er auch als Priester beibehalten hatte, häufig zur Pilgerschaft umgestaltete. Als er um die Wende des Winters 1552/53 erzählen hörte, daß Calvins Allmacht in Genf gebrochen sei, daß man der geistlichen Herrschaft genug habe und die Freigesinnten unter Perrins Führung kühn ihr Haupt erheben dürften, beschloß er, die Heimat, sei es auch in aller Stille, zu besuchen und sich mit neuen Kreditbriefen zu versehen.

Über dieses und andres begehrte Benjamin wenig Aufschluß, bis die beiden Wanderer in einer mondhellen Augustnacht die Rhonebrücke überschritten.

Pater Juan hielt inne und betrachtete schweigend und bewundernd die weiße Bergspitze zur Linken, die von ewigem Schnee und wandelbarem Mondlicht gleicherweise glänzte, rechts die felsige, waldige und halb beschattete Wand, vor der, und hoch über die Wohnungen der Menschen erhaben, die Peterskirche lichtumflossen thronte; — in dieser Kirche hatte ihn einst als Knabe der letzte Bischof von Genf mit dem heiligen Chrisma gesalbt, — in dieser Kirche, in der der Weihrauch nun schon längst vom Worte vertrieben worden war! Seufzend schritt Pater Juan von neuem aus, und Benjamin folgte.

Der Weg zur Arvebrücke führte sie durch das Innere der Stadt an der Kathedrale vorbei; je näher sie dieser kamen, um so heller tönten ihnen Hammerschläge durch die Lautlosigkeit der Nacht entgegen, die dennoch kurz und gleichsam vorsichtig abgegeben wurden, nicht als schaffe einer, dem der Tag nicht reichte, in seiner Werkstatt weiter, sondern als müsse er fürchten, vom Wächter, der freilich zu schlafen schien, überrascht zu werden. Auch entfloh, als Pater Juan und Benjamin den Petersplatz betraten, eine dunkle Gestalt, die eilig ihren Mantel zusammenraffte, vom Portal der Kirche um deren schützende Ecke, und nur ein großes, weißes Plakat glänzte an der Stelle, wo er gehämmert hatte. Pater Juan begriff, daß hier ein Mißvergnügter seinen verschwiegenen Groll mit dem kommenden Morgen öffentlich zum Volke reden lassen wollte, und, wiewohl es Gefahr brachte, vor solchen Dokumenten giftgeschwängerter Seelen stehen zu bleiben, hieß er Benjamin mit der Handlaterne leuchten und begann zu lesen:

Herr Christus, der du in den ew'gen Himmeln thronest,
und dennoch, wenn dein hochgelobtes Wort nicht trügt
auf Erden, hier in unsrer Genfer Mitte wohnest,
sieh, wie man wunderlich auf deinem Acker pflügt, —

soll nicht dein Same eitel Gottes Kindschaft wecken?
Ach, was man sät und erntet Herr, ist Blut und Schrecken.

‚Das erntete man schon dazumal, als ich Genf verließ', sagte Pater Juan dazwischen; dann las er weiter:

Warst du nicht mild vordem, o Herr, und sehr geduldig,
wie wurdest du dir selbst so bitter wenig gleich.
Nun bist du wahrlich aller Feuerfackeln schuldig,
und baust auf Menschenqual und -Tod dein Gottesreich.
Da ist kein Greul so aller Nächstenlieb entbunden,
dazu man nicht Geheiß in deinem Wort gefunden.

Pater Juan seufzte; denn es ist schwer und unmöglich, daß der Mensch aus seinem eignen Gottes Wort recht verstehe.

O weh, das gallisch Feuer brennt mit bösrer Flamme
als je das spanische — es sei verflucht! — gebrannt, —
die wachsen beide wohl auf einem dürren Stamme.
Nun, Meister Calvin, reich dem Papst die Bruderhand:
wir brauchten der Tyrannin Rom nicht abzusagen,
um fürderhin dein angemaßtes Joch zu tragen.
Du richtest Glaub und Lehr, — dich wird die Nachwelt richten, —
Wird sie dir Servets dunkle Kerkerhaft verzeihn —

‚Wie? Servet, — Michael Servet gefangen?' rief Pater Juan, und eh' Benjamin fragen konnte, was es mit diesem Manne für eine Bewandtnis habe, fuhr der Priester voll Wißbegierde zu lesen fort:

Verbirg uns sein Bekenntnis, seines Eifers Werk mit nichten! —
Wir Genfer Bürger wollen alle Richter sein.
Sprichst du: Gott zeugte ewig das verdammte Böse,
so mag er künden, wie der Herr die Welt erlöse.
Und ein wohlweiser Magistrat? Hat er vergessen,
sanft eingelullt vom frommen Kirchenregiment,
wie man mit Würde sonst auf jenem Platz gesessen? —
Ist keiner mehr in Genf, der Mannesehre kennt?
Was fragt ihr Basel, Bern um Einsicht und Gedanken!
Auf! zieht aus eigner Macht den Venerablen Schranken.
Sie wissen nicht — sie nicht — wiewohl vom Geist der Milde
Vom heil'gen Geiste Gottes selber angeweht,
Welch Diadem dem ihm erwählten Ebenbilde,
Welch königlicher Schmuck dem Bilde Gottes steht, —
So gebt ihr Herrn vom Rat, verleiht, wonach wir dürsten,
Gewissensfreiheit einem Volk von Priestern, — Fürsten! —

Pater Juan zog, als er geendet hatte, Benjamin unverzüglich mit

sich die Treppenstufen hinunter und suchte in Eile aus dem offenen, mondbeschienenen Platz in die Enge der Gasse zu entkommen; denn brandiger noch und gefährlicher, als er vermutet hatte, dünkte ihn, was er gelesen; als er wiederum den Schritt verlangsamte, sagte Benjamin:

‚Ich verstehe nicht ein Wort von diesem seltsamen Gedicht!‘

‚Mir erklärt es alles, was sich eben in Genf zuträgt,‘ entgegnete Pater Juan.

‚Wer ist dieser Michael Servet, den sie gefangen halten?‘ fragte Benjamin dagegen.

‚Ein berühmter Ketzer und Leugner der heiligen Dreifaltigkeit,‘ antwortete Pater Juan, ‚den man aus Basel verbannt, in Regensburg verabscheut hat, in Straßburg zur Vierteilung ausersehen, in Charlien überfallen, in Paris verklagt, in Vienne zum Feuer gerichtet, von wo er, da er noch lebt, jedenfalls entflohen ist, — genug, ein Mann, den sein Jahrhundert einmütig ausspeit, denn auch Calvin wird seiner nicht schonen, sondern vielmehr das Urteil der ganzen Welt an ihm vollziehen.‘

‚Dennoch‘, wandte Benjamin ein, ‚wirft sich der Verfasser jenes Gedichtes zu seinem Fürsprecher auf —‘

‚— ah, ein Libertiner, irgend ein Mensch ohne Zucht und Sitte,‘ entgegnete Pater Juan achselzuckend; ‚jeder rechtgläubige Christ, der sich zudem im Besitze der Macht befindet, wird seinen Ruhm darin suchen, den weißen Leib Christi von dieser antitrinitarischen Pestbeule zu säubern.‘

‚Wer ist rechtgläubig?‘ fragte Benjamin verwirrt.

Pater Juan antwortete schleunig:

‚Johannes Calvin, Martin Luther, Ulrich Zwingli, Bucer, Melanchthon, Oecolampad — kurz, alle, die einen genügenden Anhang haben, um ihre Lehre zu verteidigen.‘

Über dieser Hohnrede erwachte Benjamins protestantisches Bewußtsein.

‚Herr,‘ sagte er erglühend, ‚jene Männer, deren Rechtgläubigkeit Ihr nach der wahren Meinung Eures Herzens verspottet, beweisen ihre Worte aus der Heiligen Schrift —‘

Der Priester lachte.

‚O‘, sagte er mit verbindlich wehrender Geste, ‚das ist es nicht, was du zu ihrer Ehre vorbringen solltest, Benjamin, denn gerade der Auswurf, den sie verabscheuen, die Rottengeister, können — wie ich Luther sagen hörte — ihre vorwitzigen Lehren aus der Bibel beweisen; das *wahre* Christentum ist allezeit auf Erden gelehrt und geglaubt worden, — dessen sind die lieben Väter Zeugen —‘

Benjamin wußte nicht länger, ob Pater Juan von den Katholiken oder von den Protestanten, ob er ernst oder spöttisch rede; kannte er nicht Lutherworte die Fülle, welche die Kirchenväter ungelehrte Narren schalten,

deren Meinungen keinerlei Glauben beizumessen sei, — und auch von Calvin hatte er sagen hören, daß er Hieronymus und Hilarius, Irenäus und Origenes als kindliche Schwätzer brandmarkte; dennoch kündete des Priesters ironisch zuckender Mund, daß dieselben Reformatoren, die die Bibel entdeckt zu haben glaubten, sich gegenüber vereinzelten Schwärmern — den neuen Ketzern — der Autorität der Väter bedienten.

Auch redete Pater Juan, als er Benjamins Unsicherheit bemerkte, nunmehr ernsthaft.

‚Wenn du zu finden geneigt bist,' sagte er, ‚daß es einem Protestanten übel ansteht, an einem, der seinerseits protestiert, Gericht zu üben, so mußt du dich erinnern, wie sehr man die Sprache des freien Gewissens auf biblischem Grunde, — die Sprache von 1521 verlernt hat. Man glaubt wieder an eine sichtbare Kirche, die ihren Gliedern die Offenbarungen Gottes unfehlbar vorstellt, man sieht sich verlegen nach der unterbrochenen Kontinuität um und ruft die „lieben Väter" zu Zeugen auf dafür, daß sie lehrten, wie die Reformatoren lehren; man späht nach Ketzern aus, die „die Kirche" verunehren, und beschließt, sie nicht zu dulden.

Michael Servet freilich weiß nichts von solchen Bündnissen mit der katholischen Vergangenheit; er ist der wahre Protestant, er das mahnende Gewissen der verratnen Freiheit.

Höre, und urteile selbst, ob er nicht aus dem edelsten Geiste der Reformation geboren ist: eine glänzende Laufbahn am Hofe des Kaisers winkt dem jungen spanischen Edelmann, — da findet er in Toulouse eine Bibel. Er entsagt dem buntlockenden Leben, entsagt dem Glauben der Väter, entsagt dem Anrecht auf einen natürlichen Tod. Jesus Christus und das Neue Testament seines Blutes bleiben ihm einzig Sehnsucht und Passion; fragst du ihn nach Stand oder Würde, so antwortet er: étudieux de la Sainte Ecriture, — ayant zèle de vérité.

Kann einer treulicher nach dem Herzen des jungen Luther antworten?'

‚Und diesen Mann richten die Reformatoren?' fragte Benjamin entsetzt.

‚Sie müssen ihn richten!' antwortete Pater Juan; ‚sie haben neue, sichtbare Kirchen aufgeführt, und jeder hat erdschwere Steine zum Bauen genommen; wen sollten sie wohl hitziger verfolgen als den Verkünder der freien, flüchtigen, unsichtbaren Gemeinschaft aller Heiligen in Christo, die keiner „Kirche" bedarf.'

Pater Juan schwieg, und schweigend erreichten die beiden Wanderer das heimatliche Haus des Priesters. Noch verzog die Nacht über der Höhe des Weinbergs, daran das Haus lehnte; weil aber der Morgen nicht mehr fern sein konnte, beschloß Pater Juan, die Schlafenden nicht aufzuschrecken und saß mit Benjamin auf dem Rande eines Springbrunnens

nieder, von wo er sein Vaterhaus betrachten und mit Muße der entschwundenen Jugend gedenken konnte.

Im Anblick der graugestrichenen Wände entsann er sich einer heiligen Hippolyta, die einst im Gewand von Brokat und inmitten lustiger Ornamente fürbittend über dieser Tür und Schwelle gestanden hatte, nun freilich längst unter der reformatorischen Tünche verschwunden war; wie aber seine Augen unwillkürlich das alte Bildnis suchten und im ungewissen Licht von Mond und Dämmer an die gewohnte Stelle malten, siehe, da lugte kräftig und farbenfroh ein Zipfel des Heiligenmantels aus dem Einerlei der Mauer hervor. — Der calvinische Malermeister hatte wohl seine Farbe nicht dick genug über dem Zipfel aufgetragen, so daß sie dem ersten Wetter gewichen war.

Pater Juan lächelte in Gedanken an seine guten Genfer Landsleute, denen gewiß noch heute der Katholizismus schier unüberwindlich in Worten und Werken und gleichsam aus dem Blute hervorbrach. Ach, das ehrwürdige Genf hatte sich für die Neuigkeit des Evangeliums wenig empfänglich gezeigt, — so wenig, daß nun nach geschehner Reformation die Chronisten der Stadt im Zweifel waren, ob sie der Nachwelt diese Bekehrung als ein offnes Gotteswunder oder als die Tat einer mächtigen, handfesten Stadt Bern aufzeichnen sollten.

Indessen schwoll in den Baumkronen das Gezwitscher der Vögel zum ungestümen Jauchzen, denn die Sonne nahte.

Auch währte es nicht lange, bis der mittelste Fensterladen im oberen Stockwerk kräftig aufgestoßen wurde und eine hübsche Frau, zwar noch im Nachtkleid, aber mit morgenfrischem Gesicht, im Rahmen erschien. Pater Juan sah zu ihr auf und dachte bei sich: ‚Grüß dich Gott, Frau Schwägerin! — mein schämiger Bruder hat eine erstaunliche Wahl getroffen!‘

Da rief auch die Hausfrau, die den landfremden Schwager nicht kannte, schon ihm und Benjamin scheltend entgegen:

‚Gesellen! Was treibt ihr vor Tagesgrauen in meinem Garten?‘

Sie mochte wohl eine demütige Entschuldigung und eiligen Rückzug der beiden Fremden auf ihren Anruf erwartet haben, so daß, als Pater Juan sich vielmehr unbeirrt und heiter dem Hause näherte, ihr Zorn aufflammte und sie heftig herunterzankte:

‚Wartet, ich wecke meinen Mann; der wird bald wissen, ob ihr zur Nachtzeit unsren Weinberg besucht habt!‘

Aber das Wecken des Eheherrn war jedenfalls leichter gesagt als getan, denn die entschlossene Hausfrau, die zudem allem Anschein nach selbst Manns genug war, reisende Burschen ihres Weges zu verweisen, trat nach kurzer Zeit sauber umgekleidet aus der Tür und fragte mit Würde:

‚Was sucht ihr zu dieser Stunde vor der Schwelle meines Hauses?‘

‚Wenn ich nicht irre, schöne Herrin,‘ antwortete der Priester galant, ‚so teilt Ihr Euer Haus mit Jacque Alençon, und desgleichen Eure Verwandtschaft; ich bin sein Bruder und somit der Eure!‘

‚Claude!‘ rief die junge Frau im Tone so aufrichtiger Freude, daß Pater Juan unschwer erkannte, man habe seinen Namen im alten Vaterhause nicht vergessen und hafte ihm wohl gar in den Köpfen der Jugend der Reiz des Abenteuerlichen an, — eine Frucht, die der nüchterne Bruder Jacque wohl kaum mit seinen Erzählungen hatte säen wollen.

Benjamin hörte bei der Anrede der Madame Alençon zum ersten Male den Namen seines Begleiters, den er getragen hatte, bevor aus dem Saulus ein Paulus geworden war, — hörte ihn — während seine überwachten Sinne nach Aufreizung verlangten — von freundlichen Lippen liebevoll gesprochen, so daß ihn plötzlich eine bis zur Wirklichkeit deutliche Vorstellung von Pater Juans zärtlichen Geschichten überkam; eine Vorstellung von Mädchenmündern, die Claude flüstern, und von der der Sprung zu Ave nicht mehr kühn war. Hatte nicht Ave in seliger Stunde ‚Toni‘ gelispelt?

Benjamin schwindelte und konnte nur mit Mühe einige Haltung bewahren, als Pater Juan ihn seiner Schwägerin zuführte.

‚Diesen meinen Freund empfehle ich Eurer Pflege wärmer als mich selbst,‘ sagte der Priester, ‚denn wie Ihr seht, genügt die Wanderschaft einer kurzen Sommernacht, um ihn zu erschöpfen.‘

Als die drei in das Haus eingetreten waren, fand die junge Frau nunmehr das richtige Wort oder Mittel, ihren schläfrigen Gatten aus den Federn zu holen; der kam bald mit Schlafrock und Nachtmütze angetan aus der Kammer hervor und freute sich, mit den Angekommenen ein schnell gerichtetes und redereiches Morgenfrühstück abhalten zu können.

Im Verlaufe dieses Frühstücks erfuhr Pater Juan bereits alle derzeitigen Geschehnisse, die einem Genfer Landeskind Anteil abgewinnen mußten, — nämlich, daß Herr Calvin seit der Gefangennahme des Michael Servet wieder mächtig im vormals gesunkenen Ansehen erstarke, wie denn jeder anständige Bürger, der sonst auch zu den Feinden des Reformators gezählt habe, den Antitrinitarier für einen Bösewicht halte, für einen Wolf, der sich in den Schafstall Christi eingeschlichen, und den zu würgen man Herrn Calvins starker Hand nur zu sehr bedürfe; daß der Rat indessen seine gewohnte Unentschlossenheit auch diesmal bezeige und sich — lächerlich genug! — nicht getraue über wahre und falsche Glaubenslehren selbständig zu entscheiden, sondern wie letzthin im Prozesse gegen Bolsec schweizerische Weisheit anrufe.

‚Und wie haben die Herren von Zürich, Bern und Basel über jenen Bolsec gerichtet?‘ fragte Pater Juan, den Servets mutmaßliches Schicksal nicht gleichgültig ließ.

Jacque Alençon kratzte sich hinter dem Ohr und antwortete:

‚Milde, milde! — Du mußt wissen Claude, daß sich der Angriff des Hieronymus Bolsec auf die Lehre der ewigen Vorherbestimmung richtete, welche die heilige Kirche zu Genf angenommen hat, von der aber Bolsec und andere ungelehrte Menschen behaupten, daß sie Gott zum Urheber der Sünde mache.‘

‚In der Tat, einige ungelehrte Menschen behaupten dies,‘ lächelte der Priester.

‚Schon gut,‘ antwortete Jacque, ‚auch die Schweizer sind ungelehrt; aber du begreifst, Claude, daß sie sich, wenn auch in ihren Kirchen die Prädestination nicht vorgetragen wird, dennoch gegen die Gemeinschaft mit einem Ketzer verwahren müssen; hatte doch der Magistrat von Genf Herrn Calvin erst eben seine Rechtgläubigkeit vor Zeugen und durch ein besonderes Handschreiben bestätigt.‘

‚Das wird Herrn Calvin sehr tröstlich gewesen sein,‘ warf Pater Juan dazwischen.

‚Allerdings,‘ entgegnete Jacque würdevoll. ‚Und die Schweizer Kirchen taten nach ihrer Pflicht gegen den Genfer Rat und ihr eignes Gewissen, wenn sie Versöhnlichkeit anempfahlen. Hieronymus Bolsec ist demgemäß mit einer gelinden Strafe für seine Kühnheit davongekommen, indem er, statt des Todes zu sterben, nur barhaupt und barfuß, eine brennende Fackel in der Hand, vom Gefängnis zum Stadthaus zu gehn hatte, wo angekommen er den Rat und Herrn Calvin um Verzeihung bat. Danach wurde er ausgewiesen.‘

‚Gelinde,‘ sagte Pater Juan.

‚Aber Michael Servet,‘ fuhr Jacque fort, ‚der die ganze Christenheit durch seine Verhöhnung der heiligen Dreifaltigkeit beleidigt, kann keine Helfer in den Schweizer Städten finden; selbst das sanftmütige Basel wird crucifigatur über ihn sprechen. Es heißt, daß Herr Calvin auch einen vertraulichen Boten nach Wittenberg entsandt habe, in aller Stille die Meinung des christlichen Melanchthon einzuholen.‘

Nachdem Jacque Alençon dem heimgekehrten Bruder so von den wichtigsten und jüngsten Ereignissen des kleinen Genfer Staates Mitteilung gemacht hatte, Erzählungen, die Benjamin nur mit Verwunderung anhörte, wandte sich das Gespräch auf die Familie und auf die Geschäfte; mit diesen letzten war Jacque nicht unzufrieden, wiewohl er seine Verbindungen mehr in der Schweiz als an entlegneren Plätzen suchte; doch versicherte er Pater Juan, der die Absicht aussprach, künftig seinen

Aufenthalt in Italien zu nehmen, daß die Florentiner Banken zu den verläßlichsten der Welt gehörten, weshalb sich in der Arnostadt seine Anteile am Gewinn des ererbten Gutes ohne Verlustgefahr würden deponieren lassen. Mit den Römern, die so oft ihren Herrn wechselten, daß es sich für ehrliche Leute gar nicht lohne, Unternehmungen auf die Länge zu begründen, habe er niemals gern zu schaffen gehabt.

‚Ich freilich gedenke eben die Römer heimzusuchen,‘ entgegnete Pater Juan, ‚doch ist der Verkehr mit Florenz lebhaft genug, so daß ich um das meine nicht in Ungelegenheiten kommen werde.‘

(Fortsetzung folgt.)



Das Dorflied

Und Lieder gibt's, ich kenn' sie lang,
Nur hört' ich lange sie nicht mehr, —
Doch wie sie heut ein Mädchen sang,
Als ich von Wegen weit kam her

Und ging durchs Dorf zum Brunnen hin
— 's war Abend und der Tag verblaut —
Ging alle Jugend durch den Sinn.
... Ich schritt fürbaß und weinte laut.

Denn in dem Dorflied weinte ja
Mein langes, lebenslanges Leid.
— — — — — — — —
Wie ging das Glück mir einst so nah!
Wie ging ich ihm so weit, so weit!

Karl Ernst Knodt.

Alexander Kjelland / Eine Skizze von Fredrik Carlsen

Unter den zahlreichen Glückwünschen, die in den ereignisschweren Novembertagen 1905 das junge Königspaar begrüßten, befand sich ein langes Telegramm des Amtmanns von Molde, welches in den schwungvollsten Ausdrücken die Frühlingssehnsucht des unter Schnee begrabenen Landes schilderte.

Es war Alexander Kjelland, der ‚Republikaner', der sonst so freie und witzige Verfechter regierungsfeindlicher Ideen, der sich hier huldigend vor König Haakon und Königin Maud verbeugte . . .

Les extrèmes se touchent — gilt dies vom Leben draußen, so gilt's vom Innenleben des einzelnen Menschen oft noch mehr. Alexander Kjelland war in diesem Sinne Mensch durch und durch. — Wenn im folgenden versucht werden soll, die Lebensarbeit dieses Mannes zu charakterisieren, so ist es eben nur ein ‚essay' im eigentlichen Sinn, — eine Lebensbeschreibung soll es nicht sein.

Stavanger, diese alte, freundliche und regsame Handelsstadt, an einem der südlichsten Fjords der norwegischen Westküste gelegen, wurde am 18. Februar 1849 der Geburtsort Kjellands. Sie ward ihm später mehr: sie wurde die geistige Arena seiner literarischen Tourniere; denn sie muß als Milieu für die Kjellandschen Charaktere und Erzählungen vorausgesetzt werden.

Dort verlebte er seine Jugend, dorthin kehrte er immer wieder zurück, von dort aus sah er die Welt. Nicht als ob er im Bürgertum seiner Heimat untergegangen wäre! Das ist gerade das Große an Kjellands Kunst, daß er es verstanden, für seine europäischen oder internationalen Kulturideen einen außerordentlich konkreten, darum so packenden und klaren Ausdruck durch die Lokalisierung der Personen und Begebenheiten zu finden und beide — den Ideengehalt großzügigen, modernen Fortschritts und die Formen Stavangerscher Gesellschaftstypen — wunderbar harmonisch zu verschmelzen.

Einer reichen Patrizierfamilie entsprossen, von Familienbeziehungen nach allen Seiten umgeben, kam der junge Kjelland als Student nach Kristiania, machte dann verschiedene Reisen, wobei er sich namentlich in Paris aufhielt. Dort und in Kopenhagen verfaßte er Ende der siebziger Jahre seine ersten literarischen Arbeiten — ‚Novelletten', die wie elegante Schwalben den jungen Sommer einer neuen, ungeahnten Wirksamkeit anmeldeten. Doch erst Björnstjerne Björnsons nachdrücklicher Aufforderung bedurfte es, um Kjelland zu diesem ersten Schritt in die Öffentlichkeit zu bewegen.

Denn da er selber außerordentlich kritisch und fein veranlagt war — ein rechtes, verwöhntes Kulturkind, — fürchtete er, nicht gleich mit etwas wirklich Kunstvollem aufwarten zu können. Um so mehr freute und ermutigte ihn die allgemeine Bewunderung. Und es geschah das Merkwürdige, daß hier nicht ein junger Verfasser nach und nach mit Fleiß und Geduld sich einen Platz verschaffte, — mit einem Schlage war Alexander Kjelland oben. Wie ein Adler hielt er sich so lange in der Höhe, bis er meinte, gesagt zu haben, was er wolle, — und vornehm, wie er gekommen, flog er davon, und ließ in den späteren zwanzig Jahren nichts mehr von sich hören! —

Gewiß — den literären Philologen gegenüber sei es in Parenthese gesagt: er schrieb noch im Jahre vor seinem Tode ‚Omkring Napoleon', — aber dies Buch liegt so abseits, so in mehr als einer Beziehung weit entfernt von den Gefilden, auf denen Kjelland stritt und Lorbeeren gewann, daß wir sagen: dies Buch gilt nicht. Wir sprechen von dem Kjelland der achtziger Jahre,

der damals Seite an Seite mit den großen Koryphäen der nordischen Literatur die damals so vielumstrittenen neuen Ideen auf sozialem, kirchlichem, und für Norwegen auch staatlichem Gebiet verfocht.

Damals, als ‚Garman und Worse‘, ‚Arbeidsfolk‘, ‚Else‘, ‚Gift‘ ꝛc. wie Raketen in die Höhe stiegen, war Kjelland der gelesenste und gefürchtetste Verfasser Norwegens. ‚Gefürchtet‘ — nicht wie einst Sören Kierkegaard von der dänischen Staatsgeistlichkeit, — dazu war er zu elegant und leicht; aber von den konservativen Beamten und Geistlichen, etwa wie ein sich zum Schlaf Anschickender die lästigen Fliegen im Zimmer fürchtet. Er vertrat Umänderung und Modernisierung der Schule, Abschaffung des Staatskirchentums, des Kastengeistes im Beamtenstand; er sprach laut für Vereinfachung der Verwaltung, für Frauenemanzipation und praktische Sozialpolitik.

Es ist ganz wunderbar, wie es Kjelland verstanden hat, alle diese Forderungen, die gewiß oft zu vage, oft zu einseitig und scharf vorgebracht wurden, in einer lebhaften, witzigen Weise zur Geltung zu bringen, so daß man gewöhnlich nach Lesung eines seiner Romane sagen wird: im großen und ganzen hat er recht, es muß etwas getan werden! —

Freilich wird der künstlerische Wert seiner Arbeiten durch das oft zu stark hervortretende satirische Element beeinträchtigt. Ummodeln, gestalten muß ja der Künstler, aber werden die Unregelmäßigkeiten seines Vorbildes in der künstlerischen Neugestaltung zu stark hervorgehoben, wird's leicht zur Karikatur. Letztere hat gewiß ihren — auch erzieherischen! — Wert, aber wäre die Proportion bei der Arbeit gewahrt worden, würde diese, weil mehr Wahrheit, auch mehr Ernst und Wucht besitzen. Dieser Vorwurf kann Kjelland nicht ganz erspart bleiben, auch wenn man die Gabe des Witzes noch so hoch anschlägt.

Andrerseits hat Kjelland einen Vorzug, den man nicht genug rühmen kann, und der auch wohl am meisten mit dazu beigetragen hat, seinen Schriftstellerruhm durch Skandinavien zu tragen. Das ist seine knappe, konzise und elegante Schreibart. Sein Stil ist ganz unübertroffen. Das will etwas sagen in der skandinavischen Literatur der letzten fünfzig Jahre! Ganz gewiß versteht ein Björnson, ein Jonas Lie, ein J. P. Jakobsen die Sprache meisterlich zu behandeln, zu schildern, zu ergreifen. Doch nicht immer. Sie haben auch manches Überflüssige, Ungleichartige, allzu Breite in ihren Erzählungen. Kjelland hat dieses nicht. Er ist immer auf der gleichen Höhe sprachlicher Eleganz und Gedrungenheit. Man kann sozusagen keinen Satz aus seinen Büchern entfernen, ohne daß der Leser fühlen würde: hier fehlt etwas. Darum diese Kürze, die doch gar nichts Gekünsteltes oder Unnatürliches an sich hat, sie ist einfach notwendig, so wie Kjelland schreibt. Dabei scheut er sich durchaus nicht, bisweilen eine Naturschilderung, ja ein ganzes Kapitel Naturpsychologie einfließen zu lassen. Aber diese Schilderungen sind so außerordentlich fein und konzis, so abgepaßt und abgestimmt, daß sie mit zu dem Schönsten und Künstlerischsten gehören, was Kjelland überhaupt geboten hat.

So beginnt z. B. sein bedeutendstes Werk ‚Garman und Worse‘ mit folgendem Präludium:

‚Nichts ist so groß, nichts so geduldig wie die See. Auf ihrem breiten Rücken trägt sie wie ein Elephant die winzigen Wesen, die die Erde bevölkern, — in ihrem kühlen Grunde hat sie Platz für allen Jammer, den es auf Erden gibt. . . . Es ist nicht wahr, daß die See treulos ist. Sie hat nie etwas gelobt: ohne zu fordern, ohne zu verpflichten, frei, rein und ohne Falsch schlägt dies große Herz, — das letzte gesunde in dieser verseuchten Welt.

Und während die Menschlein auf sie hinstarren, singt die See ihre alten Lieder. Viele verstehen diese Lieder überhaupt nicht —, aber niemals verstehen zwei sie auf gleiche Weise. Denn das Meer spricht zu jedem speziell, zu jedem, der sich Angesicht zu Angesicht ihm gegenüberstellt.

Lächelnd, mit blanken grünen Wellen, nickt es den barfüßigen Jungens zu, die Krabben fangen; in blauen Wogen bricht es gegen das Schiff und schickt den frischen, salzigen Schaum weit über das Deck. Dunkle, graue Wasserberge wälzen sich gegen den Strand, und während das müde Auge der langen, grauweißen Brandung folgt, klatschen die weißen Wellenkämme in blanken Bogen über den glatten Sand. Und in dem dumpfen Laut, wenn die Woge zum letztenmal zusammenbricht —, liegt so etwas von geheimnisvollem Verstehen. Jeder denkt an das, was ihn berührt, und nickt ihm zu —, als ob das Meer sein Freund sei, der seinen Kummer kennt und ihn verschwiegen im Herzen mit ihm teilt. . . .

„Aber, Herr Legationssekretär, daß Sie das einsame Leben da draußen am Leuchtturm aushalten können?" —

Doch der alte Herr erwiderte stets: „Ja, sehen Sie, man fühlt sich eigentlich nie einsam am Meere, wenn man mal seine Bekanntschaft gemacht hat.'" —

So beginnt ‚Garman und Worse'.

Hören wir auch die Einleitung zu ‚Arbeidsfolk', in welcher ein heißer Sommertag in Kristiania geschildert wird.

‚Im Südwest und über dem Fjord war der Himmel klar und blauweiß. Der starke Sonnenschein glitzerte auf dem Wasser, da wo es sich etwas kräuselte, während lange Streifen völliger Windstille dazwischen lagen —.

Ein bestimmter Wind war nicht; bald kam ein leichter Hauch von Süden, bald wurde die glühendheiße Luft vom Kristianiatal her über die Stadt geführt der Hovedó zu, und erstarb in hoffnungsloser Bruthitze.

Gen Osten standen Gewitterwolken, die allnachmittäglich heraufzogen und gegen Abend sich zerstreuten.

Wenn es doch nur losschlagen wollte! dachten die Leute . . . Alle die breiten Straßen, die nach Süden und Südwest liegen, waren voll Sonnenglut. Der Schatten schlich dicht unter den Hauswänden und bildete einen so schmalen Streifen, daß man nicht darauf gehen konnte.

In der Karl Johannstraße war es vormittags am besten; man konnte, ohne Schaden zu nehmen, bis zum Storthingsgebäude kommen. Aber über den Eidswaldplatz hin zum Schlosse hinauf hatte die Sonne alle ihre Kräfte gesammelt. Die jungen Bäume hingen mit ihren Blättern, die grau waren vom Staub, die Pappeln standen kerzengrade und schielten nach ihren Schatten hin, und die Menschen huschten von Busch zu Busch wie Vögel, während die wirklichen Vögel still in den innersten Zweigen saßen, oder ein Staubbad in den vertrockneten Blumenbeeten nahmen.

Mit aufgespannten Schirmen, die Hüte in den Händen und das Taschentuch wie einen nassen Scheuerlappen herunterhängen lassend, arbeiteten sich einige unglückliche Herren die Anhöhe zum Schlosse herauf. An der Universitätsuhr stand eine welke Gruppe von Studenten und schwitzte Latein . . . Es tat den Augen weh, wenn man auf das Schloß hinsehen wollte, das mit seinen herabgerollten Gardinen mitten in der Sonne lag. Davor saß Karl Johann auf seinem Broncepferd und hielt den Hut in der Hand, um sich abzukühlen. Aber über die Stadt zitterte die Luft schwer wie über eine Brandstätte.

Die großen soliden Steinhäuser, auf einen sibirischen Winter berechnet, waren erhitzt wie Öfen. In den engen Höfen, wo man auf den Rücken liegen mußte, um den Himmel sehen zu können, hatte sich die Hitze in verdichteter Form gelagert. Von da drängte sie durch die Küchenfenster und Hintertüren, schleppte sich die Treppen hinauf und begegnete der brennenden Sonne, die von der Straßenseite her die Fassade backte.

Die Luft war zum Ersticken, und alles, was Tendenz zum Stinken hatte, gab einen Geruch von sich, daß keine ehrliche mundvoll Luft in der ganzen Stadt zu haben war.'

„Je mehr man nach Norden kommt, um so größer ist die Hitze," sagte Kopist Mortensen, und nahm den Kragen ab. Er saß in Hemdärmeln, die Weste aufgeknöpft.'

Jedem, der Kristiania kennt und weiß, was eine Juli- oder Augusthitze dort bedeutet, wird dieses Stimmungsbild unvergeßlich bleiben. Man fühlt die Gewitterstimmung mit und ist dadurch gerade in der rechten Verfassung, die Gedanken des Romans, die sich auch in einer Art Gewitteratmosphäre bewegen, auf sich einwirken lassen zu können. Kehrt man nach Beendigung der Erzählung zum ersten Kapitel zurück, versteht man erst so recht, daß hier nicht nur eine momentane Mittagsstimmung meisterhaft geschildert wurde, daß vielmehr diese schwüle Temperatur eine recht passende Ouvertüre zu ‚Arbeidsfolk' abgegeben hat.

2.

Doch genug vom Stil! Sehen wir uns den Inhalt der Kjellandschen Arbeiten an, er bietet — man könnte sagen: ein ausgewähltes Menu. Jede einzelne Arbeit ist ein ausgesuchtes Gedankenprodukt, — zwar nicht alle in gleichem Maße, das ist selbstverständlich, aber doch so, daß der glänzende Stil durchaus vor dem Inhalt zurücktritt. Die Kjellandschen Stücke reizen zum Nachdenken.

Nicht wie bei Sudermanns oder Ibsens Dramen, wo man über schweren Problemen brütet, nein, Frage sowohl wie Antwort liegen bei Kjelland ganz klar, nur die Nutzanwendung soll gemacht werden. Gewiß wird diese ‚Nutzanwendung' bei Tausenden von Lesern in den Wind geschlagen werden, aber bei tausend andern wird doch ein lebhafter Drang nach gleichmäßigerer und liebevollerer Unterstützung der Armen und Unterdrückten, ein Haß gegen Pedanterie und Kastengeist entstehen, der keineswegs schlecht ist, sondern idealen Forderungen entspricht.

Tatsächlich hat Kjelland genützt; es sind eine ganze Reihe Verbesserungen in der Zwischenzeit geschehen, die von Staat und Schule, wenn auch nicht allein auf Kjellands Romane hin, so doch nicht ganz ohne Beeinflussung von dieser Seite gemacht wurden.

Man erinnere sich, daß Norwegen ein kleines Land ist, wo ererbte Macht und konservative Gesinnung nicht wie z. B. in den Staaten des Deutschen Reiches einen Hauptfaktor der zeitgeschichtlichen Entwicklung bilden.

Dazu kommt: in Norwegen kennt sich alles, wird jede neue Idee gleich besprochen und womöglich, wenn sie sich einigermaßen lohnend präsentiert, in die Wirklichkeit überführt. Was ein Gunnar Kundsen, ein Blehr, ein Lövland, und vor allem ein Christian Michelsen als Studenten oder als Jungens gelesen, wird nach einigen Jahren ins Storthing gebracht und von den Staatsmännern verwirklicht. Das erklärt notabene auch den ungeheu-

ren Einfluß, den ein einzelner Verfasser und Dichter wie Björnstjerne Björnson hat ausüben können.

Und was war Kjelland anders als ein Sekundant Björnsons? Er besaß nicht dessen urkräftige Sprache, dessen allumfassende Interessen, dessen Gemütstiefe, aber was ihn mit Björnson verband, war Liebe zu einem freien und modernen Norwegen, und dieses verstand Kjelland auf seine Weise klarer als jener auszudrücken und zu detaillieren.

Schon die Novelletten sind streitbarer Natur; nicht alle, aber zumal die zweite Serie. Es ist eine bunte Folge gedankenreicher Skizzen, meistens aus dem Gesellschaftsleben, wie es Kjelland in Kristiania, Paris und Kopenhagen gesehen.

Greifen wir zwei heraus!

‚Siesta!' —

Signor José de Silvis, ein reicher Portugiese, hat in seinem Pariser Heim eine kleine Gesellschaft von Lebeleuten zu einem feinen Diner zusammengetrommelt. Leicht und übermütig gehen die Wogen der Konversation, und zwecks guter Verdauung bringt man sich nach Tisch in die weichen Fauteuils des halbdunkeln Salons an . . . Man ruft nach Musik . . . und ein Gast setzt sich ans Klavier. — Leichte Walzermelodien . . . flotte Gassenhauer kitzeln die Ohren der interessiert lauschenden Siesta-Runde.

Ein Stück Chopin taucht auf, Anklänge an Schumann, Beethoven und Wagner folgen. Ohne zu pausieren, ohne die Übergänge zu markieren, hält der Spielende durch immer neue Überraschungen, Andeutungen und Kombinationen das Interesse selbst des wenigst musikalischen seiner Zuhörer fest.

Aber unbemerkt wechselt die Farbe der Musik. Es kommt eine wunderliche Unruhe in den Baß. Die Wiedertäufer vom ‚Propheten' kommen mit schweren Schritten, ein Reiter aus ‚Fausts Verdammung' jagt aus der Tiefe unter hinkendem Galopp daher . . . Die Musik ließ keinen Frieden.

Eine unbestimmte, beklemmende Furcht ging von ihr aus und legte sich auf alle.

Der Künstler schien mit der linken Hand einen Knoten zu bilden, der nie gelöst werden würde, während die rechte Hand leichte Läufer wie Flammen auf und ab im Diskant wirbelte. —

Nun war der Künstler ganz unten in den Baß gekommen, wo er mit beiden Händen arbeitete. Aber in den drohenden, knurrenden Laut tief unten begann Leben zu kommen. Die Töne klangen ineinander, übereinander, aneinander, — herauf, immer herauf, ohne einen Ausweg zu finden. Es wurde zu einem wilden Kampf, es wimmelte wie von kleinen, schwarzen Gestalten, die vorwärts rissen und jagten in fieberhafter Hast, kletternd, mit Händen und Füßen fassend, sich tretend, schimpfend, schreiend, betend, — während seine Hände langsam, zum Verzweifeln langsam, die Tasten aufwärts glitten.

‚Anatole', flüsterte Mademoiselle Adelaide ihrem Liebhaber zu, ‚er spielt die Armut.' —

‚Oh die verwünschten Trüffeln!' stöhnte Anatole, und faßte sich an den Magen.

Zwei Diener mit Kandelabern kamen hinter der Portiere hervor, gerade als der Künstler den Schluß machte, indem er aus voller Kraft mit seinen

Stahlfingern auf die Tasten hieb, — zu einer Dissonanz, — so unmöglich, so schauderhaft, daß die ganze Gesellschaft emporfuhr . . .

. . . Der Gast verschwindet. Die Damen und Herren sehen einander entsetzt an, und Anatole stöhnt: ‚Oh, meine Trüffeln!' — — — —

Dieses kleine Stück bietet sprachlich und inhaltlich Kjellands Meisterschaft in nuce.

Denselben Grundgedanken wie ‚Siesta' variiert eine andere Novellette: ‚Ballstimmung'.

Beim russischen Botschafter ist Ball. Die Gasflammen des Portals der Botschaft beleuchten die neugierigen Gesichter von Arbeitern, Burschen, Frauenzimmern, die sich aufgestellt haben, um einen kleinen Schimmer der Pracht zu erhaschen. In einer der vorfahrenden Equipagen befindet sich eine Gräfin, eine Pariserin, deren Wiege, falls sie eine gehabt, einst im Armenviertel gestanden.

Aufwachsend im Elend, wurde sie früh für einen hohen Herrn entdeckt. Der verliebte sich in die Vierzehnjährige, ließ sie vornehm erziehen, und nun glänzt sie an seiner Seite als ein Stern der Gesellschaft . . .

Aber sie versteht die bleichen Gesichter dort am Portal, sie versteht deren Neugier und Bitterkeit . . .

‚Sagen Sie mir doch, schönste Gräfin, welche huldvolle Fee an Ihrer Wiege stand? Selbst die Blumen in Ihrem Haar haben einen eigenen Reiz, als ob Morgentau darauf ruhe. Und wenn Sie tanzen, ist es, wie wenn das Parket sich in Wellenlinien Ihren Füßen anschmiegt . . .'

Der Graf war selbst ganz erstaunt über sein schönes langes Kompliment, da zusammenhängende Sätze sonst nicht seine Stärke waren. Doch sie blickte vom Balkon auf die untenstehende Menge hinunter . . .

‚Ich glaube kaum, daß eine Fee oder auch nur eine Wiege bei meiner Geburt zugegen war, Herr Graf! Aber ich will Ihnen das Geheimnis sagen, weshalb ein Morgentau auf meinen Blumen liegt. Es sind die Tränen, die Neid und Schande und Ärger darüber geweint haben. Und wenn Sie meinen, daß der Parketboden sich gleichsam wellt, wenn wir tanzen, so kommt das daher, weil er zittert unter dem Hasse von Millionen!' —

— — Fremde, unangenehme Gedanken schwirrten in des Grafen Gehirn herum, wo sie übrigens gut Platz hatten. Er war ganz aus dem Konzept gekommen und es dauerte eine ganze Polka, bis er wieder in Stimmung war!' —

Doch diese Novellen, worunter sich auch sehr harmlose und lustige befinden, waren nur die Einleitung zu einer größeren Arbeitsentfaltung, die 1880 einsetzte und bis 1889 dauerte.

Sein erstes größeres Werk war ‚Garman und Worse'. Es ist wohl sein bekanntestes und bestes Werk. Nicht als ob es künstlerisch so einheitlich und klar aufgebaut wäre, wie z. B. ‚Skipper Worse', ‚Else' oder ‚Sne', aber die Grundidee, dann die Personenzeichnung, die Stavangersche Lokalfarbe, die wohltuende, breite Laune, die das ganze Buch durchzieht, sind so anziehend, so harmonisch wirkungsvoll, daß man darüber manche Schwächen vergißt und jedesmal mit Genuß zum Buche greift.

Die Hauptschwäche ist wohl, daß es zu vielerlei auf einmal bringt. Es ist ein buntes Durcheinander von interessanten Gestalten, glücklichen und unglücklichen Liebespaaren, neuen und alten Ideen. Die Grundidee bildet der Gegensatz zwischen der älteren Handelswelt zu dem emporstrebenden jüngeren

Kaufmannsstand, aber auch alte und neue Pädagogik, alte und neue Auffassungen vom Frauenberuf werden sowohl diskutiert, wie personifiziert und entwickelt.

Doch kehrt man beim Lesen immer wieder zu den zwei Brüdern, die im Vordergrund stehen, — dem Konsul Garman und dem Legationssekretär Richard Garman — zurück. Es liegt eine solche Gemütlichkeit, getragen von einer solchen individualisierenden Kunst, gespickt mit einer solchen Menge amüsanter Einzelheiten in diesem Verhältnis der beiden Brüder zueinander, daß man immer wieder sagt: dies ist doch Kjellands bedeutendste Leistung. Und doch fehlt es in dem Buche nicht an Melancholie, an Bitterkeit über des wirklichen Lebens oft so brutale Anordnung. Es ist wahrlich ein Stück Leben, ein Stück Wirklichkeit, das uns Kjelland zeigt. Er schließt mit den Worten eines Pastors, der sich der Tochter Richard Garmans zum Ehemann aufgezwungen hat:

‚So ist es mit dem Menschenleben! Wieviel eitle Hoffnung segelt nicht aus mit Mast und Wimpel, um elend unterzugehen im Sturme des Lebens. Aber sieh, was der Sturm in Stumpf und Stücke zerrissen hat, fügen bescheidene Hände zu einem neuen Heim zusammen; . . . und so lebt sich das Leben auf lauter Wrackstümpfen!‘ —

Wunderbar plastisch versteht es Kjelland, die kirchliche und religiöse Seite der Norweger uns in verschiedensten Gestalten vorzuführen. Über seine kirchliche Stellung später einige Worte; hier denken wir besonders an die Schilderung der Haugianer und des aus Deutschland eingewanderten Pietismus.

Gerade als der Rationalismus Ende des 18. Jahrhunderts bei dem größten Teil der norwegisch-dänischen Geistlichkeit eine kräftige Handhabung von Predigt und Gottesdienst lähmte, trat Hans Nielsen Hauge auf. Er war ein einfacher Bauernsohn, der predigend von Tal zu Tal, von Hof zu Hof zog, und im westlichen Norwegen eine religiöse Bewegung hervorrief, die an sich ganz edel und gut gemeint, doch zu vielen Ausschreitungen und namentlich zu endlosen Reibungen zwischen der offiziellen Staatsgeistlichkeit und den haugianischen Laienprädikanten führte.

Diese Bewegung muß man kennen, um Kjellands ‚Skipper Worse‘ würdigen zu können. Auch diese Erzählung spielt in Stavanger, sie ist reich an Seemanns- und Handelstandstypen, es weht sozusagen salzige Seeluft hindurch. Die Schilderung der Haugianischen Versammlungen, und wie der alte Seebär Skipper Worse schrittweise in die Arme des Pietismus sinkt, sind drastische Bilder. Auch die Gestalt des jungen Prädikanten Hans Zennefos ist aus dem Leben geschnitten.

Er kommt zurück von einer Missionstour und wird zu den Brüdern geladen, die inzwischen bei aller Frömmigkeit durch kluge Spekulationen und einträglichen Heringsfang genug irdischen Gutes besitzen. Darum ist das reichliche Mahl nicht nach Zennefos' Geschmack. Endlich erhebt er sich:

‚Herzinnig geliebte Geschwister, Schwestern und Brüder, berufen und auserwählt in unseres Herrn Christi Frieden in Gott, Gerechtigkeit und Heiligkeit, mit Weisheit in Geduld, ihr von der echten Liebe und Demut, die gereinigt ist mittels des heiligen Geistes Feuer und des ewigen Vaters Züchtigung; — er rufe an, erleuchte, übergieße, treibe und bereite euch vollkommen zu der ewigen Herrlichkeit! Amen! . . . Was ist denn noch zurückgeblieben von der ersten Liebe unter euch? Meint ihr, er würde seine Freunde wieder-

erkennen, wenn er noch im Fleische wandelte, er, der unsere Väter entdeckte und den sogar noch viele unter den Älteren von uns von Angesicht zu Angesicht gesehen haben? —

Meint ihr, der Erlöser, in dessen Blute ihr berufen wurdet zu seiner ersten Liebe, meint ihr, er würde euch wiedererkennen am Tage des Gerichts? Weh, weh! Der gute Geist ist von euch gewichen und ihr habt einen neuen Geist angenommen voll weltlicher Bekümmernisse, voll Stolz und Üppigkeit und Wohlleben, und euretwegen wird Gottes Namen bespottet von den Heiden. Weh über euch, — Ihr schlafet. Euer Erwachen wird sein wie das des reichen Mannes, als er aufwachte in den Flammen der Hölle . . .' — —

Der Platz erlaubt uns nicht, noch mehr Stichproben zu geben, aber schon diese zeigt, wie Kjelland es versteht, die Sprache und den Gedankengang auch dieser ‚Gewedten' wiederzugeben. Dasselbe gilt von der kirchlichen und pastoralen Redeweise, nur ist dann etwas mehr Parodie darin. Doch bevor wir uns der kirchlichen Stellung Kjellands zuwenden, sehen wir uns seine Anschauungen bezüglich Schule und Beamtenstand näher an.

Den letzteren zeichnet er in vielen seiner Romane, aber ganz speziell in ‚Arbeidsfolk'. Hier ist die Szene nicht wie sonst Stavanger, sondern Kristiania mit seinem Staatsministerium und seinen Ministerialräten, seiner Hautevolee und seinem schwedischen Landesvater, der bisweilen geruht, sich einige Tage dort aufzuhalten.

Hier gibt Kjelland seiner Neigung zum Karikieren schon etwas zu viel nach. Wenn man ihm glauben sollte, wären die Beamten entweder Faultiere oder hochnasige Streber, ohne jeden wirklichen Sinn für Volkswohl und ‚Arbeit'. Die einzigen ehrlichen Menschen, die sich in dieser verrotteten höhern Gesellschaft nicht wohl fühlen, wandern nach Amerika aus; während Kammerherr Delphin — der Haupttypus eines eleganten Kristiania-Herrn — melancholisch meint: Wozu soll ich auswandern? Wenn ich auch die Stadt entbehren könnte, sie könnte mich nicht entbehren. Was sollten denn diese armen Menschen in dieser Karikatur einer Hauptstadt anfangen, wenn sie eines Morgens ohne Kammerherren aufwachten? — —

— — — — — — — — — — — — — —

Ungleich mehr Bedeutung haben Kjellands Angriffe auf die Schule gehabt.

3.

Vor etwa fünfundzwanzig Jahren war ja nicht nur in Norwegen und den beiden anderen skandinavischen Ländern, sondern noch weit mehr in Deutschland die höhere Schulbildung durch Latein und Griechisch charakterisiert. Diese ‚klassischen' Fächer — Ausläufer des einst so gewaltigen Humanismus der Renaissance — wurden damals und in Kjellands Jugend noch ganz anders bewertet. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß die damalige Schule zu wenig für die Gesamtentwicklung — körperliche sowie geistige — getan, und etwas vornehm auf die Forderungen des wirklichen Lebens herabsah. Das ist nun vielfach geändert; in Norwegen hat Kjellands Buch ‚Gift' diesen modernen Forderungen nach Umänderung der Schule sehr kräftigen Ausdruck gegeben.

Er schildert darin den Musterschüler Marius Gottwald, der trotz aller Anstrengung den klassischen Stoff nicht bewältigen kann, aber dem Leben und den Naturfreuden entfremdet, von widerwärtigen Schulfuchsern gepeinigt seine jungen Jahre verbraucht.

Einzelne Schulszenen, mit Kjellands Witz ausgestattet, sind überaus packend wiedergegeben; jeder ‚Studierte' wird sich aus seiner Jugendzeit wohl ähnlicher Szenen erinnern. — Kjelland kleidet seine Forderungen in die temperamentvollen Äußerungen der Frau Professor Lövdal, deren Sohn ein Klassengenosse des armen Marius Gottwald ist. Diese feingebildete, moderne, aber religiös zweifelnde Dame will Freiluftgymnastik, Vaterlandsgeschichte, Gesundheitslehre und praktische Kenntnisse der staatlichen und kommunalen Einrichtungen betont wissen.

So tritt sie z. B. bei einer Gesellschaft, in der auch mehrere Lehrer sind, für größere Anteilnahme der Eltern an der Entwicklung ihrer Kinder, für das Recht der Eltern auf ihre Kinder ein.

‚Also meinen gnädige Frau, daß das Interesse der Eltern für den Unterricht der Kinder seinen Ausdruck finden müsse in einer faktischen Beeinflussung der Schulwirksamkeit?'

‚Ja, gewiß!'

‚Etwa eine Repräsentation der Interessen der Eltern?'

‚Ja.'

‚Aber, — verzeihen Sie, die haben wir ja!'

‚So? Das wußte ich nicht . . .'

‚Dieses wundert mich, gnädige Frau. Wir haben ja doch eine solche Repräsentation im sogenannten Ephorat.'

‚Ephorat?' fragte Frau Professor Lövland etwas unsicher. Doch ehe der andere seinen Satz vollenden konnte, fragte eine trockene, klare Stimme:

‚Bitte, hat jemals einer der Herren einen lebenden Ephor gesehen?' — Frau Lövland mußte lachen.

‚Ja, gewiß! Wer sind denn die Ephoren?'

‚Aber, gnädige Frau,' fragte der Direktor ganz erstaunt, ‚wissen Sie denn nicht, daß Ihr Herr Gemahl, der Professor, einer der Ephoren ist?'

‚Mein Mann? Das ist ja herrlich! O bitte, Herr Abel, gehen Sie meinen Mann holen, ich möchte ihn als Ephor sehen!'

Professor Lövland kam, die Whistkarten in der Hand.

‚Was ist denn?'

‚Hör, man sagt, du seiest Ephor?'

‚Ja, ja!'

‚Du seiest ein Ausdruck der Interessen der Eltern an dem Schulunterricht . . .?'

‚Ja, hast du mich nicht bei Schulfesten im Sessel neben dem Amtsrichter sitzen sehen? Aber ich muß gehen, ich habe die Hand voller Trümpfe.' —

Doch Frau Lövland war auf einmal ernst geworden. ‚Bitte, Herr Direktor, — wenn mein Mann Ephor ist, dann weiß ich, daß das Ganze nur ein Glied in der großen Kette administrativen Humbugs ist . . .'

‚Aber wir müssen doch eine Administration haben?'

‚Gewiß! Doch in jeder Sache sollen die mitreden dürfen, welche die Verantwortung haben, — hier also die, welche Kinder in die Welt gesetzt . . . Und dazu genügt es nicht, bei Schulfesten im Sessel zu sitzen! — — Sehen Sie nur meinen Sohn an, je länger er auf dem Gymnasium sitzt, um so dummer wird er, verrät seine Unwissenheit in den allertäglichsten Dingen . . .'

‚Aber was sollte denn gelehrt werden?'

‚Nun,' erwiderte Frau Lövland, ‚Naturgeschichte, Medizin, Jus.'

‚Medizin?‘

‚Gewiß! Kenntnis des Körpers und der Heilmittel, z. B. rechtzeitig auf seine Augen zu passen, um nicht nachher als Halbblinder herumzulaufen . . .‘

‚Jus?‘ —

‚Gewiß! Sie sollen die Art der Gesetzgebung kennen. Fragen Sie meinen Sohn mal, was ein Landrat ist, — er weiß es nicht. Fragt ihr ihn dagegen, was ein Tribunus plebis, Aedil und Kurul ist, er kennt es im Schlafe . . .‘

Doch dieses genügt, um Kjellands Gedanken zu beleuchten. Sie sind stark und einseitig hervorgekehrt. So läßt er schließlich den Musterschüler Marius Gottwald buchstäblich sterben an lateinischer Grammatik, die noch seine letzten Fieberphantasien beschwert.

‚Mensa est rotunda!‘ rief der kleine Marius und starb. —

— — — — — — — — — — — — — —

Der zweite Teil seines Buches ‚Gift‘ behandelt mehr religiöse und kirchliche Fragen.

Alexander Kjelland ist namentlich durch Sören Kierkegaard, den dänischen Gegner der lutherischen Staatskirche, beeinflußt.

Wie Kierkegaard sieht auch Kjelland in der lutherischen Staatskirche eine Verweltlichung des Christentums. Sowohl die Geistlichen, denen ihr Amt ‚Lebebrot‘ ist, wie allen offiziellen kirchlichen Veranstaltungen, z. B. Konfirmation, steht Kjelland feindlich gegenüber.

Er selbst folgte allerdings nicht Kierkegaards einseitigem, positivem Christentum, dazu war er zu sehr Weltmann und zu sehr Skeptiker.

Besonders ärgert ihn die Halbheit und Hohlheit gewisser Christentumsverkündiger, das Paktieren mit dem Weltlichen, mit allem, was angesehen oder angenehm ist.

In der lutherischen Konfirmation sieht er eine fossile Einrichtung, die ‚der modernen Forderung nach Freiheit und religiöser Selbstbestimmung Hohn spricht‘.

Deshalb kommt der Sohn von Frau Professor Lövdal in argen Konflikt mit seiner Mutter, die gegen eine Konfirmation ist. Der Sohn will jedoch konfirmiert werden, weil es ‚so Sitte‘ sei, und auch der Vater, ein Arzt, dem im Grunde das Christentum nur eine Art Herkommen ist, wünscht, daß ‚dies mitgemacht werde‘.

Zahlreiche scharfe Satiren über dieses weltliche Scheinchristentum kommen sowohl in diesen wie in anderen Werken Kjellands vor. So behandelt das — künstlerisch wunderbar fein ausgeführte — kleine Werk ‚Schnee‘ gerade diesen Konflikt zwischen dem modernen Luthertum und dem Zweifel. Die Szene ist ein Pfarrhof im Norden, wohin der Sohn des Pastors, auch Theologe, seine junge Frau mitnimmt. Diese ist Zweiflerin und versteht es, ihre Angriffe auf die Orthodoxie sogar mit Kierkegaardschen Zitaten zu würzen.

Als der Pastor meint, nun müsse sein Sohn in eine gute Stelle zu kommen suchen, erwidert sie scharf: ‚Wenn man hört, daß ein Theologe sucht, so ist es ja selbstverständlich, was er sucht; nämlich, was man ja zuerst suchen soll: das Reich Gottes . . .!‘

Der Konflikt endet mit Schrecken; — die Frühlingsstürme, die über die Schneelandschaft hinfegen, spielen die Musikbegleitung dazu. . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Die Probleme der sozialen Fürsorge werden von Kjelland in einem außerordentlich gewandt geschriebenen Buche, ‚Else' betitelt, sehr treffend illustriert. Die vielfach so verkehrten Anschauungen, die sich über die Gründe von Armut und Verbrechen bei wohlsituierten und ‚anständigen' Menschen finden, die unpraktische Feierlichkeit und Steifheit der hochoffiziellen ‚Wohltätigkeit' — alles das ist hier in einigen packenden Beispielen geradezu photographiert.

Insofern ist ‚Else', obschon kein Buch für ‚die reifere Jugend', doch von großem Wert und gehört wegen der Einfachheit des Aufbaues, wegen der vorzüglichen Personen- und Lokalzeichnung zu Kjellands besten Werken.

Else ist ein Waisenkind, das, aus Barmherzigkeit aufgezogen, doch infolge ihrer Veranlagung und der äußeren Verhältnisse moralisch und physisch zugrunde geht. Freilich, die Herren Landräte und Bürgermeister, die davon hören, schütteln den Kopf über die ‚unmoralische Verkommenheit der unteren Klassen' und starren melancholisch in ihr Champagnerglas. . . . Else aber wird, ganz verlottert, am Weihnachtsabend mit einer Diebsbande bei einem Einbruch gefangen und tödlich verwundet; während die Glocken alle guten, anständigen Bürger in die Kirche rufen, wo sie einander ‚fröhliches Weihnachtsfest' wünschen und im Gedanken an den zu erwartenden Gänsebraten singen: Stille Nacht, heilige Nacht . . .

Man kann von Kjelland fast dasselbe sagen wie von Heinrich Heine, daß er mit einem Auge lacht und mit dem andern weint. Es fällt ihm aber dabei durchaus nicht ein, realistisch in Schmutz und Unrat herumzuwühlen, um daraus eine Verurteilung der gesamten menschlichen Gesellschaft abzuleiten.

Das was Kjelland von der Nachtseite des Lebens sagt, faßt er sozusagen mit den äußersten Fingerspitzen an, und zeigt davon: So viel genügt, um ein Gefühl von Mitleid und Weh hervorzurufen! Läßt es darauf gleich fallen, um dennoch dessen Nachwirkung kurz zu befestigen, und dann in einigen Witzen vor allzu großer Feierlichkeit zu bewahren.

Denn das große Tragische, feierlich Ernste, liebt Kjelland nicht; *er will nicht erschüttern, er will bewegen. Darin liegt sein Talent, aber auch seine Begrenzung.*

Es ist nicht die Absicht dieser Arbeit, alle Schriften Kjellands heranzuziehen. Er hat noch einige andere Romane, Aufsätze, und sogar einige Theaterstücke verfaßt. Letzteren sieht man es an, daß sie besser Novelletten geblieben wären, als was sie auch ursprünglich gedacht waren.

Mit ‚Jakob' schließt Kjellands Verfasserwirksamkeit ab. Dieses Buch ist schon ‚des Guten zu viel'. Es leidet zu sehr an Übertreibungen, die Satire ist zu salzig, und die Schilderung selbst — was dem Schreiber dieses bei Kjelland hier zum erstenmal unangenehm aufgefallen, nicht frei von Anstößigkeiten. Geschildert werden soll das Strebertum in Handel und Politik. Jakob ist solch ein brutaler und geschmeidiger Draufgänger, der sich schließlich in die höchsten Kreise hinauflügt. Es mag ja Streber genug geben und politische Schwindler dazu, wie wir dieses noch kürzlich hier in Dänemark im Falle Alberti erlebt haben —, aber so rasch wie in Kjellands Buch geht es doch nicht aufwärts. Man kann diese letzte Arbeit nur aus einer sehr gereizten Stimmung und — aus Zeitmangel heraus erklären.

Kjelland war nämlich inzwischen von vielerlei Interessen in Anspruch genommen worden, die mit Literatur nichts zu tun hatten. Er war ja Jurist

von Haus aus, übernahm dann eine Ziegelfabrik und wurde später Bürgermeister von Stavanger, seiner lieben, von ihm so viel gescholtenen, so viel gerühmten Vaterstadt.

Er war sich auch darüber klar, daß er das, was er dem norwegischen Volke zu sagen gehabt, jetzt gesagt habe; darum war er so vernünftig, seine literäre Wirksamkeit zu beschließen.

Die letzten fünfzehn Jahre seines Lebens verbrachte Kjelland teils als Wirksamkeit zu beschließen.

In Norwegen ist ‚Amtmann'sein etwas sehr feines, es ist etwa wie Regierungspräsident oder Oberpräsident in Preußen: nämlich die höchste Regierungsbehörde unmittelbar nach dem Ministerium. Aalesund, die durch den großen Brand und die schnelle Hilfeleistung des Kaisers so bekannte Stadt, lag in Kjellands Regierungsbezirk.

Man kann nicht ganz ohne Lächeln den so vornehmen und ausgezeichneten Amtmann, diesen Aristokraten in jeder Beziehung, betrachten, wenn man an seine so demokratischen und radikalen Bücher denkt. — Wenn man sich an die Stelle in ‚Garman und Worse' erinnert, wo der Amtmann sich über seinen Nordsternorden streicht und sagt: Für Gott und den König!

Ja, es mögen wunderliche Gegensätze in Kjellands Seele um die Herrschaft gestritten haben.

Eines ist sicher; er war im Grunde eine hochideal angelegte Natur, ein edler Geist, der sich von manchen Mißständen in Verwaltung und Schule, und vor allem von der lutherischen Staatskirche abgestoßen fühlte —. Namentlich war alles, was irgendwie Merkmale des Überlebten, des nun nicht mehr Dienlichen trug, Gegenstand seiner unerbittlichen Satire.

Wenn man seine glänzende Ausdrucksgabe, seine souveräne Beherrschung aller Modulationen des Stiles in Betracht zieht, dabei seine wunderbare Klarheit und Kürze aber auch in allen Werken bewundern muß, dann kann man mit Recht Alexander Kjelland eine Koryphäe der skandinavischen Literatur nennen.

Wir können diese Charakteristik Kjellands nicht besser schließen wie mit den schönen Worten, die Björnstjerne Björnson bei der Enthüllung einer Büste unseres Dichters sprach:

‚Ich habe gerade wieder von neuem Kjellands beste Sachen durchlesen, und bin ganz hingerissen von seinem Stil — er ist nach Holberg der witzigste Verfasser in unserer Literatur — und von der Innigkeit seiner Empfindung. Aber nicht weniger imponieren mir sein entschiedenes Streben, seine hohen Ziele, wovon er nicht abließ. Er, der amüsanteste und liebenswürdigste von allen und der gewandteste in der Ausdrucksweise, er war zugleich die stolzeste Erscheinung unter uns — im Leben und in der Literatur.'

Eindrücke aus Canada / Von Graf Vay von Vaya

IX.

In den alten atlantischen Provinzen.

Kein Land auf der ganzen Erde lockt mehr zu Erholung und Sport als die alten Seeprovinzen. Die wellenförmige Landschaft, vom Meere eingefaßt und von lieblichen Strömen bewässert, bietet dem Ansiedler all ihre Vorzüge dar, unter denen das milde Klima nicht der geringste ist. Der Einfluß der See mildert die Strenge des Winters und übermäßige Kälte wie im Innern kennt man hier nicht; zu andern Jahreszeiten erinnern die sanfte Schönheit der schwellenden Hügel und das grüne Pflanzenkleid an die am meisten charakteristischen Züge der englischen Landschaft. Es ist in der Tat ein reizvolles Land. Wer es zuerst betritt, wird unfehlbar von der lächelnden Schönheit dieser blühenden Erde gefangen genommen, und je vertrauter er wird, je länger er bleibt, desto lebhafter fühlt er den Einfluß ihres Zaubers.

Neu-Braunschweig, Neu-Schottland und die Prinz Edward-Insel sind alle auf solche Art von der Natur begünstigt, und überall in diesen Provinzen, an der Küste, an den Abhängen der grünenden Hügelketten oder in den Waldtälern findet der Reisende, der dort bleiben will, zahlreiche anziehende Punkte. Deshalb ist es nicht verwunderlich, daß diese Gebiete sehr rasch besiedelt, daß allenthalben Städte und Kurorte gegründet worden sind, deren Hotels und Etablissements dem verwöhntesten Geschmack Rechnung tragen. Viele sind im Stil großer Privathäuser erbaut, so daß der Reisende meinen kann, auf seinem eigenen Landgute zu wohnen. Dem Erholungsuchenden bieten sich Fischerei und Segelsport dar; auch mag er seine Ausflüge nach Gefallen längs der Küste hin, die Flüsse hinauf bis ins Innere des Landes ausdehnen.

Unter den bevorzugten Sommerfrischen auf der Prinz Edward-Insel, wo Bad und frischer Segelwind besonders verlockend sind, hat sich Rustico Beach mit seinen langen Sanddünen und seinem hübschen, nach Norden gelegenen Hotel seit langem einen Ruf gewonnen. Weiter westlich liegt geschützter auf schmaler Sandbank Summerside; im Süden sind Badique und Hunters River sowie Charlottetown mit seinen Vorstädten, wie Bradley Beach, gleichfalls beliebt.

In Kap Breton, das mit jedem Jahre mehr das Paradies der Touristen wird, liegen ähnliche Seebäder, unter ihnen Ingonisch-Bay, St. Annes mit schönem Badestrand und an den Küsten des Sydneybeckens die traulichen alten Städte Sydney und Nordsydney. Eine kurze Reise südwärts führt manchen Touristen nach den interessanten Ruinen der alten Festung Louisburg, während weiter westlich längs der Küste die alten Siedelungen Arichat und Isle Madame angenehme Abwechslung für die Ferienreise darbieten. Doch sind vielleicht keine Bäder denen der im Inland liegenden salzwasserhaltigen Bras d'Or-Seen gleich zu achten. Unter ihnen ist Baddeck das beliebteste und wohl auch das schönste, während Grand Narrows, Whycocomagh-Bay und viele andere Orte angenehme Meeresküble spenden, wobei das rauhere Wetter der offenen See fehlt.

Die Straße von Canso nach dem Festlande überschreitend erreicht man die Sommerfrischen der drei Küstenstriche von Neu-Schottland. Kräftigende Winde vom Golf her wehen über die Häfen von Antigonisch und Pictou im Osten; die Südküste von Wine Harbour bis Yarmouth bildet nach dem Ausspruch einer Autorität einen einzigen, langgedehnten Kurort. Halifax und der Nord-

westarm mit den vielen, die Hafeneinfahrt übersäenden Inselchen ist an gesundheitstärkendem Klima wie an landschaftlichem Reiz unübertroffen. Westwärts liegen an der St. Margareten- und der Mahone-Bai die alten Städte Chester und Lunenburg und zahlreiche Inseln.

Verschiedenartig ist das Klima des Minas- und des Digby-Bassins auf der nach der Fundy-Bai belegenen Seite der Halbinsel, dem Lande Evangelines. Hier in der Talsenkung zwischen den Nord- und Südbergen dehnt sich ein Marschland von Wiesen und Obstgärten; die schützenden Hügel mildern das Klima, das die Seewinde von der weiten Fundy-Bai her dennoch kräftig machen. Parrsboro, Windsor, Wolfville, Kentville, Kingsport, Annapolis und Digby locken alle den Reisenden zu friedvollem Ausruhen. Der Fundy-Bai gegenüber liegt die Stadt St. John, und nordwärts das weite Becken des Kennebecasis mit den lieblichen Rothesay-Wäldern und schattigen Fahrstraßen. Westwärts finden wir an der Passamaquoddy-Bai die beiden historischen Städte St. Andrews und St. Stephen, jetzt zu hübschen Badeorten entwickelt. Weiter ins Land hinein finden sich längs des St. Johntales viele reizvolle Bäder, unter denen aber keines so vornehm und einladend ist wie die alte politische Hauptstadt Fredericton. Wenn auch Ebbe und Flut das Klima hier noch beeinflussen, ist die Luft dennoch trockener. Zu einem hübschen Ausflug mag man den nach Osten gehenden Zug am Kreuzungspunkt Fredericton verlassen und nach einem mehrtägigen Aufenthalt daselbst den Dampfer nach St. John benutzen, wobei man ein Landschaftsbild genießt, das das des Hudson übertrifft.

Der Ostküste Neu-Braunschweigs nach Norden folgend erreichen wir die Golfbäder Shediac, die Städte an der Miramichi-Bai und die wärmeren Gewässer der Baie des Chaleurs. Von Bathurst bis Dalhousie an der Südküste und ostwärts bis nach New Richmond und Bonaventure mit den hohen, gegen Norden Schutz bietenden Gaspé-Gebirgen liegen viele hübsche Sommerfrischen wie New Richmond, New Carlisle und Percé; hier haben sich die kalten Golfgewässer in dem langen, flachen Meeresarm erwärmt und bieten den Badenden ein sommerliches Paradies.

Kürzere Sommermonde sind dem Klima der Ortschaften am St. Lorenz vergönnt, beim Zufluß des Saguenay, wo sich der Strom in den Golf weitet. Von den Hügelketten von Tadousac Chicoutimi und Ha Ha Bai am Saguenay bis Caconna und Rivière du Loup am Südufer des Stromes haben wir ein Klima, das den Bewohnern der Inlandstädte vollkommen zuträglich ist. Sicher ist, daß die Jugend ihre Ferien nirgends zubringen kann, wo der Geist mehr angeregt, der Körper besser gekräftigt würde als in den Gebirgen und an der See zu Caconna, Bic, Tadousac oder Murray-Bay.

Vollkommen ist das einzige Wort, um das Klima dieses Landesteils zu bezeichnen, denn die weichen und doch kräftigenden Seewinde machen es für Geist und Körper gleichermaßen erfrischend und anregend. Nirgends sind die Lebensverhältnisse bequemer und günstiger als in diesen glücklichen Himmelsstrichen. — ‚Um einige der für das kanadische Klima charakteristischen Eigenschaften zu verstehen,‘ schreibt P. W. Bryce in seiner Broschüre über Canadas Klima, ‚müssen wir im Auge behalten, daß Nordamerika im Vergleich mit der wunderbar zackigen Küstenlinie Europas nur zwei Drittel der Küstenlänge jenes Erdteils hat. Außerdem verteilt sich diese Längenausdehnung auf zwei Ozeane, statt auf einen. Europas zahlreiche Gebirgsketten laufen in verschiedenen Richtungen, während Nordamerika sein einziges mächtiges Rückgrat hat, dessen Ein-

fluß dem ganzen Innern des Kontinents seinen Charakter aufprägt. Dadurch erhalten wir ein doppeltes scharf unterschiedenes Klima, das kontinentale und das maritime. Auch dieses läßt sich wieder in zwei deutlich abgegrenzte Klassen scheiden. In ganz Westeuropa sind die wunderbaren Einflüsse des Golfstroms zu spüren, der sich bis zu den Orkney-Inseln in 60 Grad nördlicher Breite ausdehnt. Canada hat gleicherweise an seiner Westküste den ebenso bemerkenswerten Kuro Sivo-Strom aus der japanischen See. In beiden Fällen geht die Strömung südwärts und mildert das Klima der benachbarten Küsten auf viele Meilen ins Land hinein. An der Ostküste Canadas macht sich jedoch der Einfluß des Golfstroms in verhältnismäßig nur geringem Grade fühlbar. Von den Davis-Engen hinab an der Küste von Labrador vorüber kommt nämlich ein Polarstrom, der die Isotherme der nördlich gemäßigten Zone merklich nach Süden verschiebt, und, obwohl er seine Wasser mit denen des Golfstroms mischt, der kanadischen Ostküste doch ein beträchtlich kühleres maritimes Klima gibt, als England es hat. Während aber die Seeprovinzen den Winter über kühle, feuchte Luft haben, so bringen andererseits die gleichen Ursachen vom Mai bis November ein Klima hervor, dessen wunderbar erfrischende Einwirkung noch in der Erinnerung bezaubert. Die Prinz Edward-Insel, unsere östliche Provinz, gehört, obschon sie gen Norden den Wellenbrecher bildet, zu den fruchtbarsten Gegenden in ganz Canada. Sie hat riesige Kartoffel- und Haferernten zu verzeichnen und sammelt auch von den kühlen, klaren Fluten reiche Ernten ein, da die Bewohner längs der Ufer viele reizvolle Sommerfrischen errichtet haben. Die kühlen, ozonreichen Winde geben neue Lebenslust und Kraft und laden die Gäste zu allerlei Sport ein, zu Ritten und Fahrten über den schönen Sandstrand oder auf den wohlgepflegten Landstraßen, wie auch zum Segeln und zum Fischen.

Neu-Schottland, das östliche Festland zwischen 43° 30′ und 47° nördlicher Breite, ist tatsächlich eine Insel im Ozean, da es an keinem Punkte im Norden oder Süden mehr als einen Grad in der Ausdehnung mißt, sich aber von Südwest nach Nordost über drei Breitengrade erstreckt und nirgends die Meereshöhe um mehr als tausend Fuß überragt. Die ganze Provinz ist eigentlich nichts anderes als ein niedriger Ausläufer der Alleghanies des amerikanischen Festlandes, dessen granitne und metamorphische Felsen hier und da von Kalkstein und an der Fundyküste von rotem Sandstein gerandet sind und einen Rückgrat bilden; eine Reihe zahlloser Einschnitte und Buchten machen diese Küste in hervorragender Weise zum Segelsport geeignet. Von der St. Marys-Bai unterhalb von Digby Neck, nahe der Einfahrt zur Fundy-Bai bis zu den Fjorden von Kap Breton ziehen sich eine Reihe Meeresarme von wunderbarer Schönheit hin, die unter dem Namen der Bras d'or lakes, der „Goldenen Arme" bekannt sind: Jede Küstenlinie und überhaupt das ganze Innere der schmalen Halbinsel bietet ein immer wechselndes Panorama von Land- und Meeresbildern, die auch den verwöhntesten Kenner von Landschaft und Klima zum Bleiben locken können. Während die Winter unvermeidlich naß und kalt sind, und dank den kalten Strömen von Nordosten her der Frühling erst spät kommt, ist zweifellos in ganz Amerika kein Gebiet, wo vom Juni bis November eine so weiche Luft über Land und See weht, und über dem sich ein Himmel wölbt, dessen reines Blau die durchsichtige Atmosphäre durchleuchtet.

Mit Neu-Schottland durch einen schmalen Isthmus verbunden, dehnt sich im Nordwesten Neu-Braunschweig von der Fundy-Bai im Süden 45° nördlicher

Breite bis zur Baie des Chaleurs im Norden auf 48° nördlicher Breite. Sich über drei Grade nach Osten und Westen ausbreitend, bildet diese Provinz geologisch die Schranke des Laurentinischen Beckens von Neu-Schottland und schließt ein keilförmiges Stück Land mit der Spitze nach Südwesten ein; dies besteht aus kohlenhaltigen Kalksteinformationen, von denen einige die wunderbarsten Lager bituminöser Kohle enthalten. Die Toggins-Schichten mit ihren versteinerten Baumstämmen sind das Entzücken des Geologen und das Wunder des Laien. Metamorphische Ränder schlängeln sich hier und da die Fundy Bai entlang, während andere dem Hauptzuge der Appalachischen Berge nach Nordosten folgen. Obwohl rauh und hügelig, erhebt sich das Land nirgends höher als fünfzehnhundert Fuß über dem Meeresspiegel. Die ganze weite Küste steht den kalten Nordostwinden vom Lorenzgolf offen, doch liegt die Provinz im ganzen weiter inlandwärts. Der Boden war über den großen Kohlenlagern dicht bewaldet und ist fruchtbar, während das Alluvialerdreich längs der Ströme in hohem Grade ertragfähig ist.

Mitten durchs Land gegen Süden hin fließt der St. John, nach Nordwesten eine Länge von fünfhundert Meilen messend und seine kalten Fluten in die Fundy Bai ergießend. Er bildet die Nordostgrenze zwischen der Provinz und Maine und entspringt in einer kleinen Seenkette der Appalachischen Berge. Der obere Lauf dieses Stromes geht zwischen hohen felsigen Ufern bis zu den großen Fällen. Terrassen von Flußkies erheben sich an vielen Stellen gegen die Berge und erzählen hier wie überall die alte Geschichte von dem prähistorischen Canada der Eiszeit. An landschaftlichem Reiz ist eine Flußfahrt von Fredericton bis St. John, der Handelshauptstadt der Provinz, nicht leicht zu übertreffen. Mit wachsender Schnelligkeit fließt der breite Strom seiner Mündung entgegen, bis er ein wenig oberhalb der Stadt plötzlich durch ein wunderbares Naturphänomen gehemmt wird. Zwischen zwei senkrechten, dreihundert Fuß hohen Klippen fällt der Fluß zur Ebbezeit in einem prachtvollen Wasserfall über einen Felsensims; zur hohen Flutzeit, die hier oft dreißig Fuß erreicht, verschwinden Wasserfall und Felsensims in einer raschen Strömung flußaufwärts.

Neu-Braunschweig hat ein scharf abgegrenztes Inlandklima, das in den nördlicheren Teilen köstliche, helle Sommer- und Herbsttage bringt; zum Sport im Freien, zum Fischen, zum Jagen in den Wäldern, zum Kanoesport auf Bergströmen und Seen kommen aus den großen amerikanischen Städten des Ostens Tausende von Touristen hierher. Auf dem freien Hochland blüht ein prächtiger Nachsommer, wenn bereits der erste Schnee gefallen ist und das Elentier wird bis zum November gejagt. Dann folgt ein harter Winter mit schweren Schneefällen und niedriger Temperatur, der dem kanadischen Ideal kräftigenden und gesunden Wetters entspricht. Weiter einlandwärts ist der Sommer heißer als an der Küste, doch alles in allem haben Neu-Braunschweig und seine Schwesterprovinzen ein sommerliches Klima, wie es kein andres Land des amerikanischen Kontinents besitzt.'

Aus eigner Erfahrung kann ich alles unterschreiben, was Herr Bryce von dem herrlichen Klima dieser Provinzen sagt: Kein Wunder, daß sie mit jedem Jahr mehr und mehr besucht werden. Mir werden die glücklichsten Erinnerungen an die heitere Schönheit ihrer sommerlichen Landschaften immer bleiben. Fast das nämliche kann ich von ihren reizvollen Städten sagen, die sauber und freundlich sind, und deren sonnige, sinnvoll angelegte Straßen und Plätze, schattige Parks auf Wohlstand und trauliche Behaglichkeit deuten. Von allen Städten,

die ich besucht habe, hat mir wohl Halifax den angenehmsten Eindruck gemacht. Im Augenblick meiner Ankunft fühlte ich mich sogleich heimisch und meinte, eher in Wales oder Kornwall als in Canada zu sein. Stadt und Einwohner waren mir in gleichem Grade sympathisch.

Es war ein Tag der Trauer für Halifax, als die letzte der britischen Garnisonen zurückgezogen wurde. Es gab einen betrübten Abschied, denn die Soldaten des Mutterlandes waren äußerst beliebt und Halifax war sehr stolz auf sie. Diese Garnison war ein Bindeglied zu den Tagen, die den Kampf zwischen England und Frankreich um die Suprematie in Canada mit ansahen. Und nicht nur die Bürger waren stolz auf ihre Garnison, auch die Offiziere waren die verwöhnten Lieblinge der Gesellschaft; einige von ihnen ließen sich nach Beendigung ihrer Dienstzeit dauernd in Canada nieder. Dies diente wieder dazu, die wünschenswerteste Klasse von Ansiedlern herbeizuziehen und ein festes Band mit dem Reich zu knüpfen. Zweifellos waren diese Garnisonen für beide Länder von Vorteil und ihre Rückberufung ist besonders in den alten Provinzen vielfach bedauert worden. Ich war zufällig in Halifax zugegen, als endgültig Lebewohl gesagt wurde, und das aufrichtige Bedauern auf beiden Seiten ist mir besonders aufgefallen.

St. John und Antigonisch, die ich beide besucht habe, sind typische Städte. Diese erinnert mit ihrem herbstlichen Klima unwiderstehlich an Schottland, während St. John noch im Wachsen ist, und als einer der Endpunkte der Canadischen Pazifikbahn mit jedem Tage an Bedeutung zunimmt.

Zuletzt hielt ich mich auf der Kap Breton-Insel auf, dem äußersten Ostpunkt Canadas, wo Marconi eine seiner Stationen errichtet hat. Von diesem geheimnisvollen Turm werden Botschaften über den Ozean empfangen und ausgegeben — eine Tatsache, die vor wenigen Jahren noch unmöglich erschienen wäre. Die drahtlose Telegraphie, die einst zu den verstiegensten und unfaßbarsten Ideen gezählt wurde, rechnet man heute allgemein zu den Alltäglichkeiten des Lebens.

Grund meines Aufenthalts in diesem Weltteil war ein Besuch bei den Arbeitern der Eisen- und Stahl-Gesellschaft der Dominion. Hunderte ausländischer Arbeiter sind in ihren Fabriken zu finden, und die Stadt Sydney, der Sitz dieser Faktoreien, ist mit amerikanischer Schnelligkeit gewachsen. Zufällig hatte ich während meines Aufenthalts in Montreal erfahren, daß unter den Arbeitern viele Landsleute von mir wären, und um mich über ihr Ergehen zu unterrichten, unternahm ich die lange Reise, die schließlich in diesem Lande der großen Entfernungen kaum der Rede wert ist. Jedenfalls fand ich mich für meine Mühe reich belohnt durch den warmen Willkomm der guten Leute. In diesem entlegenen Winkel isoliert, ohne Kenntnis des Landes oder der Sprache, sind die ersten Jahre des Exils wirklich hart für sie und voller Fallstricke und Versuchungen.

Außer den ständigen physischen Gefahren ihres Tagewerks in Werkstätten und Hochöfen sind sie auch moralisch bedroht und manche Seele geht im bitteren Kampfe um die Existenz verloren. Das Leben in diesen Fabrikstädten ist von dem friedlichen Dasein des Farmers auf der Prairie sehr verschieden und nirgends macht sich das Bedürfnis nach Hilfe und Trost dringender fühlbar; auch kenne ich keinen Ort, wo Christi Wort und Lehre zur Rettung gefährdeter Menschenseelen mehr am Platz wäre als hier.

* * *

X.

In Crows Nest.

An einem eisigkalten Wintermorgen — die Schloßen fielen in schweren Schauern vom schneidenden Winde gepeitscht — hielt mein Zug an einer kleinen provisorischen Station, die aus einer einzigen hölzernen Plattform bestand und mein Bestimmungsort war. Sogar die mächtige Lokomotive schien kaum stark genug, den langen Zug schneebedeckter Eisenbahnwagen zu schleppen. Das umliegende Land schlief in ein Leichentuch undurchdringlichen Schnees gehüllt in der schrecklichen Umarmung des Winters einen Schlaf ohne Ende — nirgend eine Spur des Lebens. Es hatte schon acht Uhr geschlagen, als ich in diese öde Welt hinaustrat, doch war es der Sonne noch nicht gelungen, den Nebel zu durchdringen, der die Luft erfüllte und uns in Halbdunkel hüllte, was die Öde der Landschaft noch eindrucksvoller machte.

Der Himmel war schwarz vom Rauch zahlloser hoher Schornsteine, und wohin ich mich auch wandte, immer bot sich dem Auge das gleiche Bild der Einöde und Verwahrlosung dar. Tot schien alles und über allem lag eine Schicht von feiner Asche und Ruß. Selbst der Schnee wurde schon im Fallen geschwärzt und beschmutzt, und seine Flocken wirbelten gleich einem Heer dunkelgrauer Motten. Kein Ort entsprach jemals besser seinem Namen: Krähennest charakterisiert wirklich diese Talsenkung am Fuß der Felsengebirge, die ohne die Entdeckung von Eisen- und Kohlenminen unbewohnt geblieben wäre. Heut ist sie jedoch der Aufenthalt von Hunderten von Arbeitern, die als alleinige Bewohner dieses düstern Ortes im Bergwerk beschäftigt sind.

Die meisten der Bergleute sind fremde Einwanderer, die mittellos und unbekannt mit den Verhältnissen des Landes die erste Gelegenheit zum Broterwerb wahrgenommen haben. Viele verrichten diese Arbeit im Winter, um sich Geld sparen und dann ein von der Regierung geschenktes Stück Land übernehmen zu können. Somit sehen die meisten ihren Aufenthalt als vorübergehend an und richten sich ein, so gut sie können in der Hoffnung, bald in bessere Lage zu kommen. Es war mein aufrichtiger Wunsch, den Ort selbst zu besuchen und das tägliche Leben der Bergleute aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Meinen Landsleuten hatte ich versprochen, das Osterfest in ihrer Mitte zu verleben. Ein trauriger Ort, um solch ein Fest zu feiern, das muß ich zugeben. Aber die Häßlichkeit meiner Umgebung und der unbehagliche Aufenthalt wurden überreichlich belohnt durch die Dankbarkeit dieser guten Leute, die mich aufs wärmste willkommen hießen und mir herzlich Gastfreundschaft boten.

Für uns alle war's eine ernste Prüfungszeit. Schwerer als sonst lastete der Druck des Unglücks, denn eine furchtbare Explosion hatte eine der Minen zerstört und eine große Zahl von Bergleuten begraben. Die Leiden der Sterbenden waren herzerschütternd. Und als ob es mit diesem einen Unglück nicht genug gewesen wäre, war auch noch eine gefährliche Blatternepidemie ausgebrochen und hatte viele Opfer gefordert. Die armen Bergleute! Die Geduld, mit der sie ihr Ungemach trugen, flößte die tiefste Bewunderung ein, und ihr Glaube in diesen dunklen Stunden war wahrhaft rührend. Wie viele frohe Hoffnungen wurden in dieser schweren Zeit im Crows Nest-Tale für immer zu Grabe getragen!

Ich besuchte auch Lethbridge, Anthracite und andere Minenzentren in Canada, empfing aber nirgends einen so tiefen Eindruck von Trübsal und Un-

glück als in Crows Nest. Es ist mir als dunkelster Ort im Gedächtnis geblieben, und vielleicht ist's gut, daß mir diese eine schmerzliche Erfahrung zuteil wurde, da alle übrigen freundlich und angenehm waren.

Nach den erfrischenden Tagen, die ich auf den weiten sonnigen Ebenen oder an den Abhängen der herrlichen Kordilleren zugebracht hatte, sollte ich an Schatten und Leid erinnert werden, wie sie so manches Menschenleben verdunkeln. Doch muß ich zugeben, daß das Crows Nest-Tal eine Ausnahme in diesem freundlichen, sonnigen Lande war. Wir hatten nur die benachbarte Bergkette zu überschreiten, um uns von lachenden, fruchtbaren Ebenen umgeben zu sehen. Weideland wechselte mit angebauten Feldern, und allenthalben boten Obstbaumanpflanzungen angenehmen Schutz vor den Sonnenstrahlen. Es ist ein wirkliches Gartenland, das seinen Weltruf wohl verdient.

Für diejenigen, die die Schönheiten Canadas kennen lernen wollen, läßt sich kein herrlicheres Landschaftsbild denken. An Laggan mit einer Höhe von 5000 Fuß vorüber, nahe den wundervollen Seen in den Clouds (dem Louise-, Mirror- und Agnessee), wird bei Stephen mit 5296 Fuß über dem Meeresspiegel der höchste Punkt erreicht. Von Field aus ist das neuentdeckte Joho-Tal mit herrlichen Wasserfällen, weiten Gletscherfeldern, wilden Schluchten und hohen Berggipfeln zu erreichen. Zu diesen Wundern zählt der Takakkaw-Fall, der 1200 Fuß tief hinunterstürzt. Von hier ist der Abstieg nach Westen steil; er folgt den Schluchten verschiedener Ströme, bis der Selkirkdistrikt des Gold-Range erreicht ist. Hier, vom Hotel Glacier House, können sowohl der großer Gletscher als auch die Sir Donald Peaks besucht werden, ferner viele schöne Täler, die sich an den westlichen Hängen hinunterziehen. Um diese kennen zu lernen, stehen dem Reisenden zwei Wege offen; er kann entweder die Crows Nest-Linie benutzen oder mit der Hauptbahn nach den Seen hinunterfahren, wo die kanadische Pazifikbahn gute Dampferverbindung eingerichtet hat, und ansehnliche Hotels in Zwischenräumen längs der Route erbaut worden sind.

Vom Knotenpunkte Revelstoke aus kann man in einer Stunde die Spitze der schönen Arrow Lakes erreichen; der Schienenstrang windet sich durch das Tal des Kolumbiastromes. Von hier mag sich der Tourist auf Dampfern, die so groß und wohleingerichtet sind wie diejenigen der großen Seen, nach Süden gen Robson begeben, über kristallklare Fluten dahinfahrend, die auf allen Seiten von steil abfallenden Gebirgsketten eingefaßt sind. Von dort führt die Eisenbahn zu den Zentralpunkten von West-Kootenay und den Minendistrikten des Grenzgebiets.

Östlich von dem Purcell-Ausläufer des Gold Range an den Quellen des Kolumbia- und des Kootenaystromes liegt der Ostdistrikt Kootenay mit Cranbrook und Fort Steele, ein fruchtbares, von Bergen eingeschlossenes Ackerland mit angenehmem Klima, obgleich es hier, wie überall in den Selkirks, während der Wintermonate viel Schnee gibt. Die Crows Nest-Paß-Eisenbahn erweist sich für die zukünftige Entwicklung dieses Landstrichs als überaus wichtiger Faktor. Gleich den übrigen Teilen Britisch-Kolumbias hat der vielversprechende Minendistrikt ein herrliches Klima: Meist gibt es hellen Sonnenschein, warme Tage und kühle Nächte, und der Einfluß lauer Westwinde vom Stillen Ozean hält das Wetter mild bis in den Dezember hinein. Oft kommen zu Weihnachten milde, helle Tage wie im Frühling, mit nur leichtem Frost und Schnee. Nur im Januar und Februar herrscht strenge Kälte und gelegentlich bleibt der Schnee bis in den April hinein liegen, wo er dann wie durch Zauberei verschwindet und die Berg-

ströme mit rasch dahinschießenden Wassern füllt. Doch wird die Arbeit in den Bergwerken den ganzen Winter hindurch fortgesetzt, und von den Übeln abgesehen, denen neu angelegte Lager- und Minenstädte meist infolge des Mangels an sanitären Einrichtungen unterworfen sind, ist dies Land in jeder Hinsicht geeignet, Tausenden ein angenehmes, gesundes und glückliches Heim zu bieten. Westlich vom Tale des Kolumbia, der von den Arrowseen in südlicher Richtung der Grenze zufließt, liegt ein Ausläufer des Gold-Range, jenseits dessen sich vom Kettlestrom nordwärts bis zum Thompson das weite Land Okanagan ausdehnt. Es besteht aus Tälern, wellenförmigen Ebenen und Küstenland, das westlich von den Hängen des Coast Range liegt, und sich eines so herrlichen Klimas rühmen kann, daß man es das große kanadische Sanatorium nennen möchte. Dieses 150 Meilen lange und 100 Meilen breite Territorium enthält all die Fluß- und Seensysteme, die unter dem Namen der Okanagan-Seen bekannt sind. Auch finden sich dort zahllose reizvolle Täler wie diejenigen des Kettlestromes, des Similkatheen- und das des Osoyoos-Sees. Die niedrigste Durchschnittstemperatur beträgt hier im Winter 22,6°, die höchste Sommertemperatur 75°. Ferner haben das Princeton und die Granit-Creektäler, die sich bis Nicola erstrecken, 5,4 Zoll Niederschläge im Durchschnitt, und einen sehr spärlichen Schneefall, der in Regen umgerechnet 5 Zoll nicht übersteigt. Hochgelegene Täler wie Penticton und Trout-Creek haben fruchtbaren, sandhaltigen Lehmboden, und sind an vielen Stellen mit Fichten und Douglastannen bewachsen, während längs der Flußbetten kanadische Pappeln, Birken und Weiden gedeihen.

In der Nähe von Vernon liegen das eigentliche Okanagan-Tal, das Weiße Tal, das Creighton-Tal und die Ebenen um den Mabel und den Sugar-See, alle mit ähnlichem Klima wie die Okanagan-Mission in einer Höhe von 12000 Fuß. Nahe Kelowna, etwa 30 Meilen von Vernon, liegt das Gut des Earl von Aberdeen, wo die jüngsten Fortschritte der Gartenbaukunst erfolgreich praktisch angewendet werden. Hunderte von Morgen sind mit Obstbäumen bepflanzt worden, und jede Frucht, die im gemäßigten Klima gedeihen kann, wird hier gezüchtet. Hopfen, Tabakspflanzen, Äpfel, Pflaumen und kleinere Obstsorten wachsen hier nebeneinander; Trauben reifen und die Rosen stehen bis Ende Oktober in voller Blüte.

Die Zahl der Ansiedler in Britisch-Kolumbia nimmt alljährlich zu; fast alle Nationen sind unter ihnen vertreten. Und nicht nur alle Länder, sondern auch alle Klassen, denn außer den Tausenden von Arbeitern, die bei der Eisenbahn und in den Bergwerken beschäftigt sind, kaufen sich auch zahlreiche angesehene Familien in einem oder dem andern Tal dieses reichgesegneten Landes an, oder sie wählen die sonnigen Gestade des Stillen Ozeans, jenes Land des ewigen Frühlings.

XI.

Was man sehen und wo man sich aufhalten soll.

Was ist in Canada am sehenswertesten und wie richtet man sich damit ein? Wie lange soll man sich in diesem Lande aufhalten, um eine richtige Übersicht von den allgemeinen Verhältnissen zu gewinnen? Das sind Fragen, die sich nur unbestimmt beantworten lassen, da alles darauf ankommt, welche Gebiete den Reisenden besonders interessieren und wieviel Zeit ihm zur Verfügung steht. —

Eine Reise durch die Dominion von der Dauer eines ganzen Jahres wird sicherlich weder zu lang noch langweilig werden; denn jede Provinz dieses

weiten Reiches hat ihre besonderen interessanten Züge, während die wechselnden Jahreszeiten immer neue Naturschönheiten darbieten. Für den Durchschnittstouristen, der nur zum Vergnügen reist, wird ein Frühling an den Küsten des Stillen Ozeans ideal sein. Dann mögen die Monate April, Mai und Juni einem Besuch der Insel Vancouver gewidmet sein, worauf man die Schönheiten von Britisch-Kolumbia erforschen mag und die Gipfel der Rocky Mountains ersteigen. Der Frühling ist auf der westlichen Seite Kanadas eine vollkommen schöne Jahreszeit. Die mildernden Einflüsse des japanischen Golfstroms rufen eine frühe Vegetation hervor, und die Natur ist fast blendend in ihrer Herrlichkeit. Das ganze Land gleicht einem weiten Garten. Sportsmänner mit Angelrute oder Flinte finden reiche Gelegenheit, ihre Geschicklichkeit zu üben, denn Wälder und Flüsse wimmeln von Wild und Fischen, während sich dem Kletterer die vielen Gebirgsketten als unwiderstehliche Versuchung darbieten.

Ein Sommeraufenthalt auf dem riesigen Ackergebiet der Dominion wird dem Besucher einen annähernd richtigen Begriff von dem natürlichen Reichtum des Landes geben. Diese endlosen Prärien, die sich gegen den Osten der Kordilleren hin dehnen, sind wirklich sehenswert. Auch ein Ausflug gegen Norden, nach der Hudson-Bai, ist lehrreich. Ein kurzer Aufenthalt in einer der neuen Städte, die wie die Pilze emporgewachsen sind, wie Edmonton, Calgary, Prinz Albert oder Regina darf nicht verabsäumt werden. Um das rasche Wachstum dieser Städte einigermaßen zu würdigen, haben wir uns nur zu erinnern, daß Winnipeg, dies außerordentlich wichtige Handelszentrum mit seinen 80 000 Einwohnern, vor dreißig Jahren noch nicht vorhanden war.

Den Herbst sollte man im Osten verleben. Den berühmten ‚indian summer‘ genießt man in seiner vollen Herrlichkeit an den Abhängen der Laurentinischen Hügel und der Apalachen-Gebirge. Das ist die Zeit, wenn die Buchenblätter die Farbe wechseln, wenn die Obstbäume aller Art fruchtbelastet stehen und die Tage unter einem wolkenlosen Himmel noch lang und hell sind. Die Atlantischen Provinzen, wie Neu-Schottland, Neu-Braunschweig und die Prinz Edward-Insel haben dann den Höhepunkt ihrer Schönheit erreicht: das Ganze ein grünes Wellenland von silbernen Strömen durchzogen. Am Fuße bewaldeter Berge schlafen friedliche Seen, und längs der Küste bahnt sich das Meer in tausend reizenden kleinen Buchten seinen Weg ins Land hinein. Fast allenthalben wird der Reisende Hotels finden, die zu bestimmten Jahreszeiten von Gästen überfüllt sind. Die zahlreichen, wenn auch kleinen Städte bieten einen angenehmen Aufenthalt, da sie sich eine ländliche Atmosphäre bewahrt haben und gleichsam einer bereits vergangenen Zeit angehören.

Für den Winter bieten die großen Städte wie Montreal, Toronto, Quebec und Ottawa dieselbe, wenn nicht noch höhere Anziehungskraft, als diejenigen gleicher Größe in Europa. Nur an Orten wie diese vermag der Reisende Bekanntschaften zu machen, die ihm einen richtigen Überblick der gesellschaftlichen Verhältnisse ermöglichen. In Ottawa, dem Sitz der Regierung, steht die Politik im Vordergrunde des Interesses; hier lassen sich die Verhandlungen des Bundesparlaments verfolgen und die Verwaltungsmethoden beobachten. Wer mit Empfehlungen für Rideau Hall, die Residenz des Generalgouverneurs, versehen ist, wird bei den verschiedenen offiziellen Abendgesellschaften und Empfängen Gelegenheit haben, die führenden Geister der Verwaltung zu treffen.

Toronto ist der wichtige Mittelpunkt des Handels der Dominion. Überall sind hier Werkstätten und Faktoreien in vollem Betrieb zu sehen, Elevatoren

stehen in großer Zahl längs der Docks, auf Bahnhöfen und Werften regt sich's in fieberhafter Tätigkeit. Dem Beispiel dieser Hauptzentrale wird von all den kleineren, an wichtigen Bahnlinien belegenen Städten nachgestrebt, sie scheinen sogar bemüht, ihre Führerin zu überholen.

Quebec ist hingegen ein wunderbares Beispiel von der Langlebigkeit alter Zeiten. Auf ihren Wällen thronend, von stolzen Türmen bekrönt, hebt sich die Stadt vom klaren Himmel ab und beherrscht einer mittelalterlichen Festung gleich das schöne Tal des St. Lorenz. Ihre gewundenen Straßen mit den Mansardendächern, die originellen kleinen zweiräderigen Wagen, Kaleschen genannt, die hier die Stelle der modernen Droschke vertreten, erscheinen uns wie Reliquien einer weit zurückliegenden Vergangenheit.

Um aber den kanadischen Winter in seiner vollen Herrlichkeit zu sehen, ist es ganz unumgänglich, einige Zeit in Montreal zuzubringen; in dieser reichen, schönen Stadt offenbaren sich erst alle Möglichkeiten der einzigartigen Jahreszeit. Weit entfernt, sich in ihre Häuser einzuschließen, verbringt die Bevölkerung den größeren Teil des Tages im Freien. Die Luft ist zwar bitter kalt, aber außerordentlich erfrischend und trocken. Der Schnee ist gefroren, die Atmosphäre durchsichtig, die Sonne lacht, so daß die Kraftlosesten sich stark fühlen und die Apathischen neue Energie bekommen. Jedweder Wintersport blüht hier; Tausende und aber Tausende von Schlittschuhläufern freuen sich hier ihrer Lieblingserholung, das Hockeyspiel findet viele Liebhaber, während sich auf den nahen Bergen zahllose Gesellschaften mit dem Doppelschlitten vergnügen. Die Schulkinder fechten ihre Schneeballschlachten aus, und durch das Schweigen der sternenhellen Nächte klingt das Geläut der Schlittenglocken. An einem schönen Wintertage bietet Montreal ein Schauspiel heiterer Lust, das man nicht wieder vergißt.

Nach diesem einfachen Reiseplan geht unser Jahr in Kanada bald zu Ende, ein interessantes, erlebnisreiches Jahr, das uns rasch genug verflogen sein wird. Und wenn sich's in unserer geschäftigen Zeit auch nur wenige gestatten können, ein Jahr zu missen, so werden schon wenige Monate oder auch nur Wochen dem Reisenden einen Einblick in diese charakteristischen Orte und Landschaftsbilder ermöglichen; er wird vieles sehen, was ihm unbekannt war, und die Möglichkeiten dieses wundervollen Landes besser schätzen können. Mit Hilfe der kanadischen Pazifikbahn werden auch diejenigen, die in ihrer Zeit beschränkt sind, die wichtigsten Punkte besuchen können, da diese bewundernswerte Verbindungslinie tatsächlich die ganze Dominion durchquert. Um alles Sehenswerte in kürzester Zeit zu sehen, gibt es in der Tat keine bessere Methode als die Eisenbahn nach Möglichkeit in Anspruch zu nehmen. Mittelst ihrer Linien, Dampferanschlüsse und bequemen Hotels kann der Reisende Komfort und Eile miteinander vereinigen, und hat außerdem noch das befriedigende Gefühl, hinter sich Macht und Einfluß einer großen Organisation zu wissen, die gleichsam einen Staat im Staate bildet.

(Schluß folgt.)

Kleine Bausteine

Pater Hartmann als Oratorienkomponist
Von Eugen Schmitz

Seit den Tagen des Tridentiner Konzils ist die Reformfrage der katholischen Kirchenmusik nicht mehr zur Ruhe gekommen. In unserer Zeit hat sie durch das Interesse, das der gegenwärtige Papst Pius X. ihr entgegenbringt, aufs neue an aktuellem Gewicht gewonnen. Bei der künstlerischen Allgemeinbedeutung des in Rede stehenden Gebietes handelt es sich dabei keineswegs nur um eine interne Angelegenheit der Katholikenwelt; nein, unsere gesamte Musikkultur wird davon tangiert. Denn, hält sich auch der Kern des Problems, die Ordnung der mit dem Gottesdienst unmittelbar verknüpften liturgischen Musik in speziell konfessionellem Rahmen, so steht doch im engsten Zusammenhang mit dieser eigentlichen Kirchenmusik auch das weite Feld der von Liturgie und Gottesdienst losgelösten geistlichen Musik und damit mit Formen wie der geistlichen Oper und des geistlichen Oratoriums ein respektabler Bruchteil der gesamten Tonkunst überhaupt.

Beiläufig zehn Jahre ist es her, daß auf diesem Gebiete der Name eines neuen musikalischen Messias auftauchte, der begeisterte Propheten und Apostel seiner Sendung fand. Ende 1898 wurde der kaum 26jährige Maëstro Lorenzo Perosi zum Dirigenten der sixtinischen Kapelle ernannt. Eine Art Mascagni der Kirchenmusik, ein zweifellos kräftiges, urwüchsiges Talent, dem nur freilich auch der kurze Aufenthalt in der deutschen Schule, bei Haberl in Regensburg, den zu seinem Amt und seiner vermeintlichen schöpferischen Mission unentbehrlichen ästhetischen und künstlerischen Schliff nicht zu geben vermocht hatte. Trotzdem wurde die Parole von einem ‚neuen Palestrina' — wohl das Tollste, was der absolut unhistorisch veranlagte italienische Rassengeist jemals geleistet hat — eifrig kolportiert und gläubig entgegengenommen. Damals war es, als seitens einer vernünftigen, gesunden Reaktion der Name Pater Hartmanns als Widerpart proklamiert und damit erstmalig weiteren Kreisen bekannt gemacht wurde. Das war zwar sicher durchaus nicht im Sinne des bescheiden im Stillen schaffenden Franziskanermönchs, der wohl zu allem anderen eher als zum musikalischen Parteipapst geeignet schien. Allein die damit heraufbeschworene Krisis erwies sich als in jeder Hinsicht günstig; sie führte zu klareren, gerechteren Urteilen über Perosi und die mit seinem Schaffen verknüpften Probleme der modernen Kirchenmusik, und sie ward für Pater Hartmann der Ausgangspunkt der heutigen Berühmtheit seines Namens in katholisch-musikalischen Kreisen und darüber hinaus.

Die durch die geschichtliche Entwicklung selbst begründete Parallele Perosi-Pater Hartmann ist übrigens der damit verknüpften prinzipiellen Fragen halber interessant genug, sie kurz noch weiter zu verfolgen. Freilich handelt es sich dabei um zwei Künstler, die bei Wahrung gleichmäßiger Gerechtigkeit schwer zu vergleichen sind. Wie die Nationalität ist auch die Individualität beider verschieden. Perosi, der Italiener, hat die elementarere musikalische Veranlagung namentlich, was musikalische Erfindungskraft anlangt, für sich; Hart-

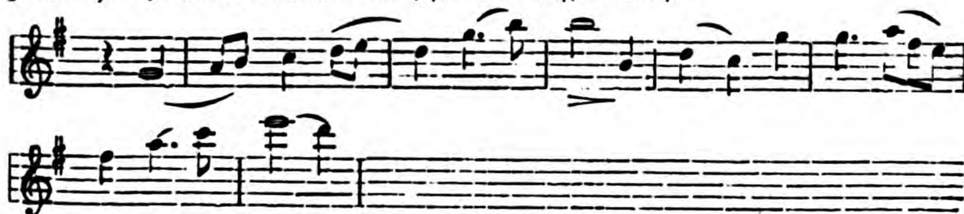
mann, der Deutsche, nennt dagegen einen weit tieferen künstlerischen Geist sein eigen, bei ihm gewinnt die innere Ausdruckswelt an steigender Bedeutung. So geben sich Perosis Werke viel glänzender, pompöser, äußerlich wirkungsvoller als die schlicht innige, aszetische, auch in der Technik bescheidenere und konservativere Kunst Pater Hartmanns. Eines ist bei beiden merkwürdig: ihre Musik ist zwar reich an archaisierenden Momenten, aber sie gehen dabei weniger auf die Altklassiker der katholischen Kirchenmusik, auf Palestrina und Genossen, als vielmehr auf Bach zurück. Diese Beobachtung gemahnt bedeutungsvoll an den an anderer Stelle dieses Heftes glossierten Ausspruch Edgar Tinels, die im Motu proprio Pius' X. geforderte Reform der kirchlichen Musik müsse von Bach ihren Ausgang nehmen. Im übrigen stehen bei Perosi stark moderne Elemente, namentlich Wagnersche Einflüsse im Vordergrund; auch bei Pater Hartmann fehlen sie — freilich in zurückhaltenderer Form — keineswegs. Gerade diese keusche Zurückhaltung ist ein Hauptcharakteristikum von Pater Hartmanns Kunst. Die ‚Paupertas et humilitas', die den Kernpunkt der Franziskanerordensregel bildet, hat unser mönchischer Tonmeister bis zu einem gewissen Grade auch als künstlerisches Motto erkoren; in diesem Sinne ist seine vom Geiste tiefster Religiosität beschattete Musik das Spiegelbild seines Lebens.

Diesem Leben fehlte es übrigens bei aller innerer Beschaulichkeit doch nicht an fruchtbaren äußeren Anregungen. Als Sprößling eines alten Tiroler Adelsgeschlechts zu Salurn bei Bozen am 21. Dezember 1863 geboren, trat Paul Eugen von An der Lan-Hochbrunn im August 1879 unter dem Namen Hartmann in das Franziskanerkloster zu Salzburg ein und wurde sieben Jahre später zum Priester geweiht. Seine in frühester Jugend bereits zutage getretene musikalische Begabung hatte von Anfang an sorgfältigste methodische Pflege und Ausbildung erfahren, so daß sich der junge Mönch nunmehr als Berufsmusiker in den Dienst seines Ordens stellen konnte. So wirkte er nach einigen vorangehenden deutschen Zwischenstationen von 1893 an zwei Jahre lang als Organist der Erlöserkirche und Direktor der Philharmonie zu Jerusalem, dann elf Jahre an der Kirche Ara cœli in Rom. Welche Fülle geistigen Gewinns unserem Künstler der Aufenthalt an diesen für den religiös empfindenden Katholiken mit einem unvergleichlichen Stimmungszauber umwobenen Orten bringen mußte, ist leicht zu verstehen. Trotzdem zog es ihn nach der deutschen Heimat zurück, wo er auch eher hoffen konnte, für die Aufführung und Verbreitung seiner mittlerweile entstandenen großen Oratorien erfolgreich zu wirken. Zu Ostern 1906 begab sich Pater Hartmann darum ins Kloster St. Anna zu München, dessen Konvent er zur Stunde noch angehört.

Von seinen Kompositionen liegen heute zahlreiche liturgische Gesänge, geistliche und weltliche Lieder im Druck vor, meist tüchtige, anerkennenswerte Arbeiten und Zeugen einer nicht gewöhnlichen musikalischen Veranlagung. Doch nicht an sie denkt man, wenn Pater Hartmanns Name genannt wird, vielmehr sind es fünf große Oratorien, an die sich sein Künstlerruhm knüpft. Dieser Kunstgattung ist unsere Zeit nicht eben günstig gesinnt. Richard Wagner hat mit wohl etwas übertriebener, im Grunde genommen aber doch nicht unberechtigter kritischer Schärfe das Zwitterhafte ihres Wesens bloßgestellt. Wo man sich aber heute mit dem Oratorium einläßt, betont man, den Neigungen der Moderne entsprechend, mit aller Intensität das dramatische Moment daran. Ein solch ausgesprochener Oratoriendramatiker ist, um noch einmal

auf ihn zurückzukommen, Perosi, dessen Werke wie auf geistliche Texte geschriebene und in den Konzertsaal verpflanzte Opern Wagnerscher Form erscheinen. In anderen Fällen, wie z. B. bei Tinels ‚Katharina', hat diese dramatische Neigung zur ausgesprochen auf szenische Wiedergabe rechnenden geistlichen Oper geführt. Von dieser Richtung steht Pater Hartmann durchaus abseits. Zwar entbehren seine Werke nicht einzelner dramatischer Momente, im ganzen aber sind sie, schon ihrer textlichen Anlage nach, durchaus lyrisch-betrachtender Natur. In der eindringlichen Ausmalung und einheitlichen Festhaltung der dabei sich ergebenden poetisch-musikalischen Stimmungen liegt der Schwerpunkt von Pater Hartmanns Kunst.

Form und Stil seines Schaffens stellt bereits das Oratorium ‚Petrus' klar und unzweideutig hin. Über das hier Gegebene ist der Komponist auch später trotz Verfeinerung und Bereicherung des Ausdruckes im einzelnen nicht hinausgegangen. Hier lassen sich bereits die verschiedenen stilbedingenden Momente erkennen. Auf die Moderne weisen viele Züge der Harmonik sowie die leitmotivische Anlage des Ganzen hin. Das ‚Leitmotiv' des hl. Petrus aber, das dem Werk zugrunde liegt, ist dem gregorianischen Choral entnommen. Bei ihm macht unser Tonsetzer auch in seinen späteren Werken manche Anlehen; es wird gelegentlich darauf zurückzukommen sein. Bezüglich Hartmanns Stellung zum Choral überhaupt ist aber hier bereits zu betonen, daß diese eine durchaus zurückhaltende ist. Der im ‚Petrus' vorliegende Fall, daß das Hauptmotiv eines ganzen Werkes gregorianisch gewählt wird, wiederholt sich später nicht mehr. Später sucht Hartmann durch Choralmotive vielmehr nur episodische Wirkungen zu erzielen, indem besonders bedeutsame, weihevolle Momente durch Einmischung liturgischer Klänge ausgezeichnet und verklärt werden sollen. In dieser Art der Verwendung des Chorals nähert sich Pater Hartmann dem Großmeister moderner katholischer Kirchenmusik, Franz Liszt, mit welchem er überhaupt, so verschieden der beiderseitige Stil im ganzen sein mag, manche Berührungspunkte hat. Das weitgeschwungene Motiv des Violinsolos zum Frauenchor ‚Posuit flumina' im ‚Petrus' beispielsweise:



könnte recht gut der empfindungszarten Phantasiesphäre der Lisztschen Kirchenmusik entstammen, oder die Art, wie die Verheißung ‚Tu es Petrus' im Wechsel zwischen Solostimme und Chor durchgeführt ist, gemahnt unverkennbar an die ‚Seligkeiten' aus Liszts ‚Christus'. Auch das Fugenthema ‚Confiteantur Domino' aus ‚Petrus':



hat einen Hauch des Geistes der Credo-Fuge aus Liszts ‚Graner Messe' verspürt. Diese Einflüsse, mögen sie nun bewußt oder unbewußt sein, sind jedenfalls von großem Interesse; zeigen sie doch, wie ganz verschieden geartete Künstlernaturen, sofern sie dem gleichen Ziel — hier das Ideal einer modernen

kirchlichen Kunst — zustreben, unwillkürlich sich nähern. Universeller indessen als jeder moderne Zug prägt sich in Pater Hartmanns Musik, wie schon früher angedeutet, die Nachwirkung von Bachs Stil aus, was sich freilich nicht so im Detail verfolgen, vielmehr nur im ganzen empfinden läßt. Technisch wären dabei gewisse figurative Elemente des Orchestersatzes, Sequenzenführungen und ähnliches, ferner gewisse stereotype Schlußbildungen, vor allem aber die an wechselnde Orgelregister gemahnende klangliche Behandlung der Instrumentation zu nennen. Auch die gelegentliche Ausbeutung des tonmalerischen Elements, wie z. B. in der Fischfangszene des ‚Petrus', ist weit mehr im Sinn und Stil des Bachzeitalters als der modernen Programmusik gehalten. Bezüglich der geistigen Momente läßt sich die Bachparallele natürlich noch viel schwerer in Worte fassen; es ist da lediglich auf den tiefreligiösen, natürlich über alles Konfessionelle erhabenen Grundzug zu verweisen.

Hartmanns Petrusoratorium besteht aus drei Teilen: ‚Petri Berufung, Auserwählung und Verheißung', die die bekannten biblischen Vorgänge in lyrisch betrachtender, alles Dramatische fast ganz ausschließender Darstellung an uns vorüberziehen lassen. Musikalisch am höchsten stehen durchweg die Chöre, deren einige im vorstehenden schon genannt wurden, darunter der als das Bedeutendste des ganzen Werkes überhaupt erscheinende Verheißungschor. Noch rückhaltloser und infolgedessen eindringlicher als in diesem Erstlingswerk entfaltet sich die Künstlerschaft Pater Hartmanns in seinem nächstfolgenden Oratorium ‚St. Franziskus', in dessen Mittelpunkt die liebliche Persönlichkeit des Ordensstifters selbst steht. Auch dieses Werk ist dreiteilig: ‚die Gründung der drei Orden; die Verleihung der Wundmale; Tod des Heiligen' und vereinigt in seinem Stil die beiden Elemente milder Verklärung und herber Askese, durch die die legendarische Erscheinung des heiligen Franziskus charakterisiert erscheint. Ein tiefernster, in der Wirkung ebenfalls wieder ausgesprochen an Bach gemahnender Zug kommt in das Ganze durch die mehrfach untermischten lyrisch betrachtenden Hymnen, die etwa den Choralgesängen in den protestantischen Passionen und Kantaten entsprechen. In diesen meist schlicht volkstümlichen, im Vokalsatz homophonen, im Orchester dagegen thematisch reich figurierten Tonsätzen hat Pater Hartmann das vielleicht Tiefste und Bedeutendste seiner Kunst gegeben. Seine prächtige Stimmungsmalerei entfaltet er in diesem Werk aber am schönsten in der ergreifenden Sterbeszene, die von einem kurzen Instrumentalvorspiel mit dem weihevollen Posaunenmotiv:



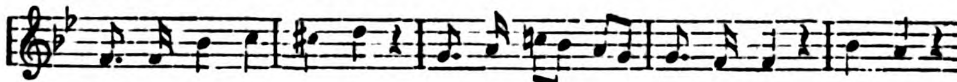
eingeleitet im übrigen ebenfalls hauptsächlich chorisch verläuft. Die orchestrale Klangentfaltung ist hier eine reichere als sonst, doch werden durchaus sehr zarte, abgedämpfte Farben in zwielichtartiger Beleuchtung aufgetragen.

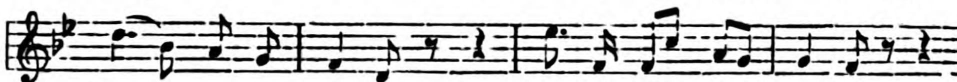
Die gesteigerte technische Bereicherung, die sich in dieser Szene ankündigt, dehnt sich in Pater Hartmanns nächstem Oratorium ‚Das letzte Abendmahl' über das ganze Werk aus. In Instrumentation, Harmonik und Polyphonie ist hier ein unverkennbarer Fortschritt zu verzeichnen. Auch die melodisch thematische Ausdrucksweise ist, von einigen etwas trocken ausgefallenen Partien namentlich des ersten Teils abgesehen, plastischer und vielseitiger gewor-

den. Das leitmotivisch verwertete düstere „Gründonnerstagsthema“, z. B.



weist eine gewissermaßen dramatische Prägnanz auf, wie wir sie in den früheren Werken kaum antreffen. Überhaupt ist dieses Oratorium trotz seiner rein betrachtenden, der Handlung so gut wie ganz entbehrenden Dichtung im einzelnen reich an dramatischen Zügen. Auch treten hier zum ersten Male die Solopartien den Chören ebenbürtig an die Seite, wobei sich gelegentlich ein fast an die weiche italienische Opernmelodik gemahnendes Element geltend macht, wie z. B. in dem lieblichen, empfindsamen Altsolo:





Aus dem chorischen Teil verdienen namentlich einige prachtvolle Frauenchöre hervorgehoben zu werden, von denen der die Wandlungsszene begleitende ‚Ave corpus‘, der zuerst in f-dur, dann mit verändertem Text in fis-dur erscheint, mit dem poesievoll verhallenden Schluß



die Krone verdient. Diese intimen Schönheiten können freilich nur bei ganz tadelloser Aufführung zur Wirkung kommen, wie überhaupt die Gefahr der Entstellung durch schlechte Aufführung kaum bei einem Werk näher liegt als hier.

In diesem Werk hat Pater Hartmann auch wieder einige Themen dem gregorianischen Choral entlehnt; namentlich den Einsetzungsworten ‚Hoc est corpus meum‘ usw., also dem poetischen Höhepunkt des Ganzen, wird dadurch weihevollste Verklärung zuteil. Dem Schlußchor ‚O sacrum convivium‘ liegt die synagogale Originalmelodie des jüdischen Versöhnungsfestes ‚Kol nidrei‘ zugrunde. Die Stimme Christi erfährt jeweils eine spezielle kirchliche Koloristik durch die Verbindung mit der Orgel, eine Kombination, die Pater Hartmann auch in seinen beiden letzten Oratorien beibehalten hat.

Diese beiden Werke ‚Der Tod des Herrn‘ und ‚Die sieben letzten Worte Christi am Kreuz‘ stehen textlich in engem Zusammenhang und ergänzen sich gewissermaßen. Das erste ist fast ausschließlich

lyrisch-betrachtend, da es sich darauf beschränkt, ein allgemeines Stimmungsbild des Erlösungsopfers zu geben; das zweite erhält durch die Wiedergabe der Worte Christi wenigstens bis zu einem gewissen Grade einen dramatischen Verlauf, wiewohl im allgemeinen die stimmungsmalende Kontemplation auch hier vorherrscht. Stil und Ausdruck erscheinen hier abermals von gesteigerter Reife; auch der Reichtum der harmonischen, orchestralen und thematischen Mittel weist weitere Fortschritte auf. Dabei hat es der Komponist mit Geschick verstanden, im Rahmen eines verhältnismäßig engumschränkten Stimmungsgebietes doch wirkungsvolle Kontraste zu entfalten, und zwar durch Untermischung einiger kräftig volkstümlicher Elemente wie des in beiden Oratorien vorkommenden Chores ‚Alios salvos fecit‘, der namentlich in den ‚Sieben Worten‘ mit dem charakteristischen Hauptmotiv



von großer Wirkung ist; mehr als einmal lebt dabei die Erinnerung an die gewaltigen dramatischen Passionschöre Bachs auf, wie anderseits in der weich empfindsamen, von einem mystischen Hauch überschatteten Ausdruckswelt mancher Solopartien abermals Erinnerungsgrüße der Kunst Liszts herüberklingen.

So zeigt sich Pater Hartmanns kompositorischer Entwicklungsgang trotz der Stabilität seines Stiles in durchaus aufsteigender Bewegung. Ein abschließendes Urteil läßt sich über ihn und seine Bedeutung heute natürlich noch nicht fällen. Aber mit interessierter Teilnahme wird man der weiteren Entfaltung seines Talents entgegensehen, schon um der hohen Idealität seines Strebens willen, das ihn auch dem als hochachtenswerte Künstlerpersönlichkeit erscheinen lassen muß, der der Geisteswelt seiner spezifisch religiös-katholischen Kunst ferner steht.

Rhythmusbilder / Von Konrad Weiß

Das öffentliche Wand- und Straßenbild unserer Zeit ist das papierene Plakat; es ist, so scheint es fast, unser Surrogat für volkstümliche Wandmalerei geworden. Künstlerisch beruht seine Wirkung auf der Verteilung farbiger Flächen und unkünstlerisch auf der Verwendung augenfängerischer Tricks. Es ist ein Parvenu, der stets eine glänzende dekorative Außenseite zeigt, eine gediegene Tiefe aber nicht hat. Leider hat auch unsere dekorative und monumentale Kunst solche Parvenumanieren angenommen. Die Maler verraten vor großen Aufgaben ihre Herkunft von Papier, Illustration und Plakat. Sie operieren mit glatten, teppichartigen Farbflächen, in denen die Menschen mit flachumrissenen Formen wesenlose Teile bilden oder aus denen sie mit rund modellierten Körpern sich absichtlich hervordrängen. Die Ausstellungen sowie die Illustrationstechniken haben diese Erniederung großer Bildwerke zu bloßen Augenfängern mitverschuldet. Ein tieferer Grund liegt aber in der Entwicklung der

modernen Malerei selber, die indes selbst wieder wesentliche Keime der Besserung in sich trägt und zwischen den Extremen toter Flächen hindurch lebendige Bildelemente reifen läßt. Eins jedoch lehrt die Malerei und wird es immer neu bei geglückten und gescheiterten Versuchen an großen Aufgaben lehren, daß die Farbe dem Bilde die seelische Gestimmtheit gibt, aber erst, wenn das Leben vorhanden ist. Der Träger des Lebens aber ist der Körper, der Umriß und das Volumen. Wir brauchen also Formschöpfer als Lebenspender für die moderne Malerei.

Ein solcher Formschöpfer ist Albin Egger-Lienz, der im ‚Hochland' schon früher einmal (September 1906) von Karl Domanig gewürdigt wurde. Der Künstler ist seitdem ganz eigene Wege gegangen. Seine Kunst geht nicht mit den rein malerischen Bestrebungen zusammen; er setzt sogar der modernen Farbigkeit eine schwere braungelbe Eintönigkeit gegenüber. Und doch muß sein ‚Haspinger 1809' aus Tausenden von Bildern herausspringen; sein um so viel gedämpfterer ‚Totentanz von Anno 9' hat sich mitten im Gewirre von ungefähr 3000 Bildern bei der letztjährigen internationalen Ausstellung im Münchener Glaspalast mit einer unerschütterlichen Ruhe behauptet und einen Kreis von Stille um sich gezogen. Und sein ‚Sämann und Teufel' schieben mit ihren mächtigen Bewegungen und der Unerbittlichkeit ihres Tuns alles banale Gedränge weit von sich. Die Bilder sind keine farbigen Trümpfe und doch fesseln sie das Auge. Und, was mehr ist und was malerische Reize nicht oder nur mittelbar können, während sie den Blick festhalten, setzen sie die Seele in Bewegung. Nicht nur das genießerische Gefühl, der ganze betrachtende Mensch wird schöpferisch in die Bilder hineingezogen und lebt mit ihnen. Die Seele wird von den körperlichen Formen wie körperlich gepackt und mitgerissen. Sie verfällt dem Banne des Rhythmus.

Es sind kaum einige Jahre, seitdem das Wort Rhythmus allenthalben auftaucht. Nicht als ob es vergessen gewesen wäre. Aber es hat eine neue zeitgemäße Bedeutung bekommen und drückt, oft unklar genug, die Reaktionsbestrebungen gegen die tote naturalistische Zustandsmalerei aus. Der Rhythmus in der modernsten Kunst ist gewiß keine neue Entdeckung. Alle Kunst ist Rhythmus, harmonisch gebändigte Materie, seelisches Gleichmaß. Aber während zu anderen Zeiten mehr das Moment der Ruhe im Rhythmus überwog, überwiegt in der Moderne mehr das Moment der Bewegung. Daher hat Rhythmus heute eine lebhaftere und, da er sich in erster Linie in der Farbe, im Stillleben und in der Landschaft geltend macht, eine mehr lyrische und musikalische Bedeutung. Diesem Rhythmus fehlt meist die Größe, da den Künstlern monumentale Aufgaben abgehen und sie auch das eigentlichste Ausdrucksmittel des seelischen Rhythmus, den menschlichen Körper, verkennen. Der Rhythmus wird bei ihnen zum Selbstzweck und bei der Menschendarstellung zum Mittel einer artistischen Raffiniertheit wie bei dem Österreicher Klimt. Anders bei Egger-Lienz. Ihm entspringt der Rhythmus ganz aus dem Bildgehalt, aus der seelischen Situation und drückt sich unmittelbar in den Körperformen aus, die Landschaftslinien nur als Begleitmelodie und die Farbe als allgemeinen Stimmungsträger benützend.

Das Bild ‚Sämann und Teufel' stellt sich fast plastisch wie ein Relief vor dem Blick, wenn man sich bei den bildeinwärts stehenden Füßen eine zweite Ebene parallel zu der eigentlichen von den herwärts stehenden Füßen und den Schultern bestimmten Bildebene denkt. Doch sind die langweiligen Landschafts-

linien, sich vorwärtsschiebend und durch ihren hohen Horizont trotz der Bildweite die Szene wie einen Kampfplatz verengend, bedeutungsvolle Bildfaktoren. Das Interesse konzentriert sich auf die beiden stillen Rivalen. Das Auge sieht ein gleichartiges Tun, und doch empfindet die Seele einen erbitterten Kampf. Ein dreifacher Rhythmus durchwaltet die beiden rauhen Gestalten: Im abgemessen gleichen Schritte fühlt sich das Auge durch die dreieckartig gestellten Beine geradeswegs fortgeführt; gleichzeitig umkreist es, den hinten und vorne ausholenden und einlenkenden Armen folgend, lebhafter und tiefer in den Raum geführt das Feld; in dieses Kreisfeld scheinbar friedlichster Formen und eines gleichgestimmten Arbeitstaktes stemmt sich nun der dritte Rhythmus ein, gebildet von den beiden, die Ellbogen gegeneinander kehrenden Armen, denen die gleichseitigen Beine bis in die Schultern hinauf eine heimliche, bei dem Teufel heimtückische Stoßkraft verleihen. Dabei verdient die Verwendung der Gewandstücke noch ein besonderes Augenmerk. Dem ersten Säer gibt die Bekleidung das Friedliche, Alltägliche seines Standes, dem zweiten gibt seine Nacktheit das Überzeitliche und in Verbindung mit der Größe und Mächtigkeit des Körpers das drohend Dämonische. Die Verhältnisse der weißen Flächen geben dem Bilde zudem auch noch eine Vorwärtsbewegung. Ferner steht der menschlich zerarbeitete Kopf des ersten, bei dessen herber Typik man an Meunier denkt, besser über dem weißen Hemd, während der Schädel des zweiten animalisch auf dem derben Nacken und Rücken aufsitzt. Diese drei Motive, harmonisch ineinandergeleitet, ergeben für die Anschauung unmittelbar den Bildgehalt. Man braucht das Gleichnis nicht zu kennen, um doch zu wissen, daß der auf dem Fuße folgende stierköpfige Sämann seinem Vorgänger nicht wohl will. Weil dieses Bild nicht so bildmäßig abgeschlossen und innerlich beruhigt ist wie die beiden andern, insbesondere das Totentanzbild, zeigt es so elementar deutlich die verschiedenen Rhythmuskomponenten.

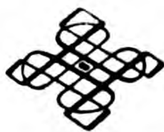
In dem Haspingerbild erscheint die Menge der Bauern wie ein daherbrausender, unaufhaltsamer Strom, nicht zu zählen, obgleich keine zwanzig Personen sichtbar sind. Seinen monumentalen Eindruck erhält es durch die horizontale, mittelst der Waffen noch verstärkt durchgeführte Gliederung, die durch die genau eingehaltenen Diagonalreihen vorwärtsgetrieben wird. Es ist kein ungeordneter Haufe, ebensowenig eine militärische Maschinerie, sondern ein wuchtiges Volksheer, an dessen Spitze P. Haspinger ausschreitet. Dadurch, daß dieser aus der Mitte gerückt ist, bleibt das Bild ruhiger und ferner. Wieder sind die weißen Flächen, Strümpfe und Hemden, benützt, um die Diagonale des Vorwärtsdrängens zu verstärken und den Führer, trotzdem er zur Seite ist, in der Mitte erscheinen zu lassen. Die Landschaft ist nur eine Gleitfläche für den lawinengleichen Ansturm.

Schon dieses Bild mutet mit den gleich Totengebeinen herausstarrenden Waffenstielen an wie der erste stürmische Auftakt zu einem Totenreigen. Aber seelisch viel tiefer geht der ‚Totentanz von Anno 9'. Hier sind keine Rhythmen, die den Rahmen zersprengen, den Sinn beunruhigen und jählings fortreißen; die Kräfte sind um einen seelischen und bildmäßigen Mittelpunkt gesammelt, die Einzelgestalten sind verschieden seelisch charakterisiert, die Bildfunktionen sind mehrartig, alles ist aber einer Idee untergeordnet. Die Köpfe wie die Körperhaltungen drücken diese Idee aus, die gottergebene aber ihrer selbst doch markig bewußte Streitens- und Sterbensbereitschaft für die Heimat. Der vordere vom Tod Geführte atmet schon mit Gott befohlener Seele Kampf

und Tod. Der bucklige zweite Ältere drückt den Schmerz um die unsichere Zukunft seines Hauses resigniert in sich hinab. Die ganze physische und moralische Kraft ihres Beginnens, des Tiroler Kampfes, ist in dem jungen Mann in der Bildmitte verkörpert, dessen Kopfbewegung von einer staunenswerten Knappheit ist; auch bei diesen Köpfen denkt man unwillkürlich wieder an Meuniertypen. Der letzte schließlich leitet mit seinem Abschiedsblick zum Heimatdorfe über, das für diesen Bildzweck vollkommen genügend durch den hereinragenden Dachrand gekennzeichnet ist. Man denke sich ein ganzes Haus an dieser Stelle. Es würde die Idee verkleinlichen und beiseite drücken. Solche gegenständliche Zutaten, wie auch die Waffen, der schwarze Himmelsstrich, selbst die wellige, fallende, aber in dem dunklen Bergrücken aufgefangene Landschaft erhalten eben durch die nicht naturalistische, sondern fast symbolisch abgekürzte Behandlung ihre ideelle Wirkung. Alle diese Einzelzüge sind nun auf die wandelnde Fünfergruppe bezogen und verdichten sich in ihr zu einem merkwürdigen klaren und doch vielgeteilten, äußerlich derben und doch innerlich gedämpften und verhaltenen, fast grotesken und doch von Grund aus nervigen Rhythmus. Dieser wirkt kraftvoll auf die Anschauung wie knorriger Baumschlag, urewig mit der Heimat verwurzelt, und doch auch knöchern wie dem Tode verfallendes Gebein. Eine fahle Farbe durchzieht eintönig, unheilvoll das Bild.

Eine solche Ideengestaltung kann mit Naturnachahmung nicht auskommen, sie braucht im Geiste geschaute Bilder. Gewiß ist mit dem äußeren Verfolgen der Rhythmen ihr innerer Organismus und der schöpferische Vorgang in keiner Weise verstandesmäßig zerlegt, aber soviel zeigt die Art der Betrachtung, daß hier nicht nur ein feines, rezeptives Organ, sondern umfassendere, sozusagen aktivere geistige Kräfte schöpferisch tätig sind, ferner, daß der tiefere Gehalt im körperlichen Volumen, nicht in der Farbe steckt. Hier ist kein farbiger dekorativer Rhythmus zur Augenweide, sondern eine immanente Spannung und Entspannung der Seele. Gewiß, die Spannung ist größer, das Gleichmaß ist noch nicht immer ganz erreicht, die ruhevolle Entspannung bleibt teilweise noch aus. Aber das hängt mit der Überwindung der naturalistischen Gegenständlichkeit, der farbigen Energielosigkeit, vielleicht auch noch der früheren Bildnovellistik zusammen. Die Reaktion führt zu einem gewissen Pathos. Wir finden dieses Pathos auch bei Hodler; nur ist es dort mehr ästhetischer, bei Egger-Lienz mehr ethischer Natur. Jedenfalls aber liegen in solchen rhythmischen Bestrebungen mehr als anderswo die Ansätze zu neuer gehaltvoller Bildgröße.

Die Bilder des Tirolers Albin Egger-Lienz sind ein würdiger und charaktervoller Beitrag zur Tiroler Jahrhundertfeier. Möge ihn seine engere und weitere Heimat dafür lohnen durch Übertragung monumentaler und volkstümlicher Aufgaben.



Kritik

Neue Romane*

Die Freude an Paul Kellers neuem Roman ‚Die alte Krone' ist nicht ungetrübt. Von guten Freunden verlockt oder von eigenen Wünschen gedrängt, wagte er es, den Roman eines Volkes zu schreiben, er, der Idylliker. Die Frucht seiner Arbeit ist hie und da grün und holzig und zeigt nicht immer das gesunde und duftende Rot, das uns an seinen besten Stücken so sehr entzückte. Einen Roman aus der Wendei hätte uns Paul Keller schreiben **können**, und er wäre vielleicht sein bestes Werk geworden. Die Gefühlsreine und Empfindenstiefe, die warme Lust an alten Volksbräuchen, die den Dichter auszeichnet, hätte uns einen tiefen und schönen Bauernroman schenken müssen, sobald dem Wendenland nicht künstlich eine ‚wendische Frage' angeklebt wäre. Ja sogar bedeutend konnte dieser Roman werden, sobald er die Aufgabe gelöst hätte, einen aussterbenden Volksstamm dichterisch zu verklären, ehe er versinkt. Und wo Keller dieser Aufgabe dient, wo er in zarten oder derben Bildern Menschen schildert, deren an- und eingeborenes Empfinden und Denken von dem unsern so gänzlich abweicht, wo er poetische und geheimnisvolle völkische Charakterzüge dem drohenden Vergessen entreißt, da zeigt sich seine bedeutende Schaffenskraft, da zwingt er uns durch seine Kunst zur Teilnahme für diesen verwelkenden Stamm. Da formt er wundervolle und bezaubernde Szenen, wie jene, in der der Großknecht des Scholta dem Hof, dem Vieh, dem Hund, den Bienen den Tod seiner Herrin verkündet. Und eben dieser Großknecht Kito, der durchaus eine dichterische Prachtgestalt ist, beweist (und sein Herr, der Scholta, und Hanka, die junge Verwandte, beweisen es mit ihm), daß die unreflektierten Menschen seiner Art, die fest im Ererbten wurzeln, und deren Gedanken einfach und selbstverständlich sind, von ihrem Dichter das ursprünglichste Leben erhielten und das wärmste Blut, und nicht jene, in deren Hirnen zwecklose Probleme spuken, ja nicht einmal jene von einfacherer Linie des Empfindens, aber mit einer leichten Tünche großstädtischer Kultur.

Gerade die hervorragenden Stellen der Dichtung erregen in mir das Bedauern über den Eigensinn des Dichters, nun durchaus dort Probleme zu suchen, wo keine sind, und damit die Wirkung seiner Arbeit in Frage zu stellen. Eine wendische Frage hat es nie gegeben. Es hat allerdings auch keine wallonische gegeben in dem Sinne, wie Nanny Lambrecht in ihrer ‚Statuendame' sie gibt. Aber eine wallonische ist immerhin **möglich**, und die Lambrecht hat ihr dichterische Realität gegeben. Dort ein Volk mit Bürgern und Bauern und Gelehrten, mit Industrie und Kapital, das nur durch einen imaginären Strich von einem großen stammesverwandten Volk getrennt ist. Da erwacht leicht in ihm der Wunsch, mit jener Mutter sich zu vereinigen, von der die dumme Hand einer blinden Geschichte es losgerissen. Aber der Stamm der Wenden ist ein welkes Blatt im Ozean des Deutschtums, das nicht einmal selbst weiß, wo der Baum steht, von dem ein früheres Jahrtausend es getrennt. Es muß doch schließlich die **Möglichkeit** eines Erfolges geben, um das Streben danach begreiflich zu machen. Aber wo ist die Spur einer Möglichkeit, daß die

* Paul Keller, ‚Die alte Krone' (Allg. Verlagsgesellschaft München und Berlin). Ernst Zahn, ‚Einsamkeit' (Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart). B. Dumbrava, ‚Der Haiduck' (Wunderling, Regensburg). Franz Herwig, ‚Die letzten Zielinskis' (Staackmann, Leipzig). Max Dreyer, ‚Ohm Peter' (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart).

Wenden sich auch nur vorübergehend gegen die Deutschen behaupten können? Und Keller lacht ja selbst über solche wahnwitzigen Ideen. Er selbst legt seinem Juro, der den Apostel des Deutschtums spielt, Worte des Entsetzens über das unsinnige Tun seiner wendischen Stammesbrüder in den Mund. Aber der Leser empfindet diese pathetischen und leidenschaftlichen Reden Juros als durchaus überflüssig. Wie kann man überhaupt darüber streiten, denkt er. Und wenn dann der großtschechische Führer der Wenden, Samo, Juros Bruder, wenn dieses geistige Haupt, dieser zukünftige ‚König' der Wenden ein charakterloser Betrüger, ein uninteressanter und gleichgültiger Lump ist, dann verliert das wendische Problem auch den letzten Stützpunkt, den ein fanatischer und eigensinniger Revolutionär ihm hätte geben können.

Mir scheint überhaupt, als wenn Keller sich diesmal die Arbeit ein wenig leicht gemacht habe. Er hat eine Reihe prächtiger Studien gemacht und sie dargeboten, ohne daß künstlerische Besonnenheit ihnen Rang und Bedeutung angewiesen hätte. So springen ganze Szenen, besonders die in Prag spielenden, heraus, drängen sich vor und zersprengen die Ökonomie des Ganzen. Zum Überfluß hat seine Freude am Studienmachen ihn wendische Volksgebräuche finden lassen, die gar keine sind. Nur Bruchteile der in der Wendei gehegten Volksbräuche kommen nicht auch diesseits der Elbe vor, ein Zeichen dafür, daß das wendische Volkstum jetzt schon in seinem Eigensten urdeutsch ist.

Was an diesem Roman nun bleibt, ist die unbestreitbare Dichterkraft Kellers, die sich, wie schon eingangs betont, überall da äußert, wo etwas erdgeboren Menschliches sich ihr darbietet. Und gerade die Szenen, in denen das poetische und ideale Empfinden eines Volksstammes sich verklärt, sind vorzüglich, so daß man den Wunsch hegt, sie losgelöst von allen Folgerungen in anderer Form wiederzusehen. Das gilt auch besonders von jenen Studien über das Tschechentum in Prag, die das beste darstellen, was uns von dichterischer Seite über den Hexenkessel an der Moldau geboten wurde. In seiner Fähigkeit, den vertieften Unterhaltungsroman zu schaffen, steht Keller auf katholischer Seite noch immer am höchsten.

* * *

Ernst Zahn gibt uns auch in diesem Jahre wieder eines seiner gelassenen und selbstsicheren Werke. Und mit Freude kann gesagt werden: Die Vertiefung seiner Probleme, die schon in ‚Lukas Hochstrasser' und in dem Novellenband ‚Die da kommen und gehen' deutlich wurde, ist in dem neuen Roman ‚Einsamkeit' noch weiter fortgeschritten. Auch bekommen seine Sätze Klang und Form und haben nur noch selten die Sprödigkeit und Härte, die seine ersten Bücher oft schwer genießbar machte. Er schien immer ein wenig abgewendet zu stehen, in einer echt schweizerischen Haltung und nur den Blick über die Schulter weg auf die tiefen und großen Dinge der Welt gerichtet zu haben. Jetzt hat sich seine Liebe an den Irrungen und Leiden der komplizierteren Menschen entzündet, und die Hochgebirgslandschaft, die den meisten seiner Menschen erst den notwendigen Hintergrund gab, wird jetzt eigentlich zur Staffage, ist nicht mehr notwendiger Bestandteil der Handlung. Er hat den Weg der Bergwasser seiner Heimat gemacht. Voll tiefer Lebenserfahrung ist sein neuer Roman. Zuversichtlich, und ein wenig überheblich vielleicht, zieht der junge Huldreich Rot in das einsame Dorf Waldenz hinauf, um ihm ein geistlicher Leiter zu sein. Er fühlt sich in der tiefen Gebelaune edler und junger Naturen eins mit den Menschen, deren Hirte er sein soll. Er kennt keine Abgründe zwischen den Einzelmenschen. Die Liebe, fühlt er, eint alle, denn er selbst ist voller Liebe. Er zieht die Menschen zu sich, hilft ihnen in den Nöten der Seele und des Leibes und freut sich wie ein echter Ackerer, als seine Saat

zu keimen beginnt, bis langsam und zuerst unmerklich die Menschen, die er so fest an sich gebunden fühlte, gestärkt sich loslösen, die einen vorsichtig und zögernd, die andern schroff. Und in ihm dämmert die Erkenntnis von der großen Einsamkeit, die alle Menschen umgibt, von den unmeßbaren Weiten, die zwischen den Seelen der einzelnen sich dehnen, und als Trost bleibt jedem bestenfalls nur die Erinnerung an eine grüßende Hand, die der Zurückweichende mit schmerzlichem Lächeln erhob. ‚Es gibt in uns etwas, was größer ist als die Liebe zu den Menschen, die Eigenliebe. Sie wird immer Herr über die andere. Wenn wir die Selbstsucht ablegten, würden wir Menschen weniger einsam sein.‘ Das wird Huldreich Rots hoffnungslose Erkenntnis. Und sie bleibt es, bis ein junges Weib ihn aufrichtet und ihm von den Brücken spricht, die von Mensch zu Mensch führen. ‚Und wenn wir oft allein sind,‘ sagt sie, ‚gerade die Brücken, auf denen wir uns von Zeit zu Zeit zueinander finden, bringen uns eine wundervolle Freude ins Leben. Wenn ich an einer solchen stände, wenn ich jemand lieb hätte, dann, glaube ich, könnte ich ganz geduldig und lange warten, bis ich hinüber dürfte. Ich würde die Geduld nicht verlieren, ob ich auch vielleicht nie dem andern nahe käme, und mich nur freuen, daß mir ein Mensch begegnet ist, nach dem mich so verlangt.‘

Franz Herwig.

Von den Büchern, welche mir zur Besprechung vorliegen, möge den Anfang eine Räubergeschichte machen, aber eine ganz prächtige: ‚Der Haiduck‘ von Dumbrava. Sie spielt in Rumänien zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gegen Ende der Zeit, da die Türkei ihre Donaufürstentümer noch durch griechische Machthaber aus dem Fanar verwalten und vergewaltigen ließ. Angesichts der Gärungen in den Balkanländern bieten die Bilder, welche sie entrollt, noch ein besonderes Zeitinteresse. Hat doch die Mißwirtschaft im Osmanenreiche bei allen unterjochten Völkern fast das gleiche Elend hervorgerufen und auch nach deren Befreiung noch weithin traurige Spuren hinterlassen. Hier vor dem Aufdämmern des erlösenden Lichts sind die Schatten trostloser Nacht am tiefsten; nur Blitze zerreißen und erleuchten sie grell: die Haiducken, die Räuber. Das Rumänenvolk ist schutzlos, grausamster Willkür, jeglicher Gewalttat überliefert; nichts ist sicher vor der Tyrannei der türkischen Herrn und ihrer Werkzeuge, der griechischen Blutsauger. Man wehrt sich kaum mehr, man kennt es nicht anders; die Masse ist stumpf geworden in Jahrhunderten der Knechtschaft, und die Unterwürfigkeit liegt ihr im Blute. Auch vor den eigenen Edeln küßt sie den Staub; sie sind ihr etwas Höheres, so tief sie sinken. Und sie sind tief gesunken. Selbst Tyrannen im Kleinen, nur darauf bedacht, sich zu sichern oder gar auch auf Kosten ihrer Stammesgenossen zu bereichern, im eignen Wohlleben über die Schmach des Volkes sich mit ätzenden Worten tatenloser Skepsis oder allenfalls einem Zähneknirschen abfindend — so zeigt uns der Dichter die Bojaren. Wer die Qual und Schmach im Lande nicht länger ertragen mag, der wandert aus oder — er geht unter die Räuber, er wird Haiduck. Das wird, nachdem ihm der Kerl Serdar (Polizeioberst) Pervànoglu die zarte Ileána in Schande und Elend fortgeraubt hat, auch ein junger Bojar, Janku Jiánu, erst heimlich, dann offen. Bald ist er der gefürchtete und gefeierte Held seines Volkes, in dessen verachteter Sprache er, in den Salzgruben Telégas gefangen, seinen eigenen Ruhm singen hört. Lenaus Heidebilder und Karl Moor — ja dieser Name fällt auch von den Lippen der klugen Fürstentochter Ralla, die für deutsche Dichtung und Kunst schwärmt. Aber ‚Künstler brauchte man damals noch keine in Rumänien. Man brauchte Räuber‘. Sie setzten Gewalttat gegen Ge-

walttat; doch sie allein vertraten eine Gerechtigkeit, wie einst in deutschen Landen die Vehme, sie allein schützten ihr Volk oder rächten es doch an seinen Peinigern. So hatten sie denn auch dessen Herz und Hilfe; sie waren sein Trost und alles, was ihnen vom Glauben an sich selbst und seine Zukunft geblieben. Janku Jiánu ist ein echtes Kind seines Landes, seines Standes und seiner Zeit, reich begabt und stolz, ungestüm, voll jäher Gegensätze, einfach, aber stark im Guten und Bösen; auch im Bösen, keineswegs ein Wolf mit dem Herzen des Lammes. Von dem komplizierten Charakterbilde eines modernen Nervenhelden, von verwickelten Herzenskonflikten ist nicht die Rede. Den unmittelbaren Anstoß zwar zur entscheidenden Wendung gibt jedesmal eine Beziehung zum Weibe: Der Raub Ileánas treibt Janku zu den Rächern seines Volkes. Nach grausamer persönlicher Rache, die seine Seele doch unbefriedigt läßt, bringt ihm der sündige Rausch mit der schönen Wirtin Frau Domnika, seinem ‚Haiduckenliebchen', den Sturz. Und dann rettet ihn doch die reine Liebe Sultanas nach jenem rumänischen Rechte, das Enrika von Handel-Mazzetti in ihrer großen Ballade auch als das ‚deutsche' gepriesen hat. Es ist schön, wie der furchtlose Haiduck, ins Anschauen Sultanas versunken, ‚an alles denkt, was seine Hände getan, wie oft Blut über sie geflossen war, und wie ihn da die fromme Scheu des gewalttätigen Mannes vor der stillen Reinheit einer Frauenseele befällt.' Gleichwohl ist die Erzählung nichts weniger als eine Geschichte von Liebesneigungen. Sie gibt ein Lied der Tat, des männlichen Ringens mit der Qual und Schmach des Volkes, und da es endet, ehe diesen Erlösung graut, befriedigt vielleicht der Schluß, so anmutig er ist, ein Mannesherz nicht ganz. Der Vortrag ist ein episches Meisterwerk. Alles Handlung, und doch sieht man Land und Leute klar vor Augen, treten die Gestalten greifbar plastisch hervor. Wie bei Sienkiewicz: echte Menschen, nicht bloß richtige Kostüme. Wundervoll sind die Naturbilder, namentlich die aus Berg und Wald. Immer ungezwungen am rechten Ort eingefügt, unterbrechen sie nie unkünstlerisch den Fortgang der Erzählung, sondern geben ihr nur eine Anschaulichkeit, daß manche Szenen, wie die im Kloster, bei dem Einsiedler und das köstliche Zusammensein Jankus mit Jamandi unvergeßlich bleiben. Ein grimmiger Humor bewahrt auch das Grausige vor abstoßender Wirkung. Kurz, dies Buch macht einem das Herz warm und weit, ein vollsaftiger Genuß.

Nach Polen führt uns Franz Herwigs Gutsbesitzerroman ‚Die letzten Zielinskis'. Ich kann zwar nicht finden, daß er den Kampf der Polen um ihren Besitz in der Ostmark in typischen Vorgängen und Vertretern veranschaulichte; das will er auch wohl gar nicht. Immerhin aber erhält dieser Einzelfall durch jenen allgemeinen Hintergrund eine über sein besonderes menschliches Interesse hinausgehende Bedeutung. ‚Daß man an etwas glauben müsse, ganz gleich an was, daß man für etwas leben und sterben müsse, ganz gleich wofür', diese Überzeugung erfüllt die Hauptperson des Buches, Valerie Zielinski, und dieses Etwas ist ihr der Kampf um die Erhaltung des angestammten Gutes Klepary (westlich von Danzig) gegen drohenden Ruin und Übergang in deutsche Hände. Ein verzweifelter Kampf, der sie vernichtet, dessen gräßlicher Ausgang aber durch die wuchtige Gestaltung des Schlußbildes zu erschütternder Größe erhoben wird. Wie oft bei niedergegangenen Völkern (es wäre falsch, die Polen allgemein so einzuschätzen), ist die Frau hier der stärkere Teil. Neben dem schwachen, passiven, kirchlichen Bruder Peter steht Valerie, die männlich Streitbare und Zähe. Von dem Erbteil ihres Volkes hat sie nicht den religiösen Sinn seiner Frauen, wohl aber die Leidenschaftlichkeit und den blinden Trotz übernommen. Sie werden bei ihr durch völlige Selbstaufopferung für ihre Idee, ihre Heimat, zu tragischer Größe gesteigert, so daß wir ihr die Teilnahme auch da nicht versagen können, wo sie

in Härte, Wildheit, Schuld verfällt, sich stürzt ‚in die düstere Welt der Leidenschaft, in der man alles, was jenseits lag, vergaß oder doch verhöhnen konnte'. Liebenswürdig ist diese Heldin nicht; aber es ist nichts Kleines an ihr. Sie ist größer, stärker auch als der Mann, der ihr Herz nach herbem Verstummen in harter Fron zum Tönen bringt, ein zartfühlender Dichter und ein Deutscher. Das aber hält sie nicht aus. Sie schenkt sich ihm, als ihr mit ihrer Lebensarbeit auch der magdliche Trotz geraubt scheint; doch sein Weib, seine Dienerin will sie nicht werden, sie stößt seine redliche Werbung zurück. Ihr Herz ist zu bitter, um das Blühen und Klingen länger zu ertragen; mit scharfer Disharmonie zerreißt sie den Traum von Einklang und Frieden und stürzt sich in den letzten Kampf, um darin, als alles zusammenbricht, den geistigen und körperlichen Tod zu finden. Nichts für Unreife, und auch den Reifen mag manches kraß scheinen; aber es ist trefflich erzählt, Land und Leute sind mit schöner, sicherer Knappheit lebenswahr herausgearbeitet. Wer sie kennt, den weht es heimatlich an von Wald und See; er hört abendlich die Harmonika vom Dorfe herübertönen, ‚und in allem klingt etwas von der Schwermut und Größe mit, die dem Lande und seinen alten Volksliedern eigen.'

Von da bis nach Rügen zu Max Dreyers ‚Ohm Peter' ist es nicht weit. Aber dort kommen wir ins behagliche Niederdeutsche. Die Salzluft weht scharf und derb, doch gesund; da trägt man das Leben, auch wenn es äußerlich mißriet, wenn es nicht so werden wollte, wie mans wohl träumen gemocht. Peter Brandt, dem in seiner Jugend vielleicht zu viel in den Schoß gefallen, ist des Treibens und Strebens in der Gesellschaft, ja auch seiner Tonsetzkunst überdrüssig und auf Mönchgut ein Fischer und Bauer geworden. Da haust er nun als ungemütlicher ‚Einsiedlerelephant', das weiche Herz mit rauher Schale umpanzert, und ‚überwältigt seine alte Verlassenheit nur durch seine Einsamkeit'. Er sucht im Leben das Gefühl eines Wertes zu gewinnen, indem er es in Gefahren wegwirft, zugleich aber durch den Zwang, darin alle Kräfte zusammenzufassen, sich Klarheit in inneren Nöten erringt. Seine freie Hagestolzenherrlichkeit wird plötzlich gestört und gar erschüttert durch ein Nichtchen Ellen, das ihm ins Haus und Herz schneit, und dort tiefer Wurzel faßt, als man sich's träumen ließ. Heiter und ernst entwickelt sich die Geschichte eines, der nur noch ‚Onkel' sein sollte und wollte und über den im Herbst doch noch ein Frühling kommen will, ein Sehnsuchtstraum ohne Erfüllung und ohne Enttäuschung. Denn er selbst reißt sich männlich davon los. Für die zersetzende Selbstzergrübelung des einsam Alternden kann und soll die warme Jugend kein Lebenselixir sein; solche Selbstentäußerung darf er ihr nicht zumuten, mag sie auch schon so tief und rein fühlen, daß ihr das Empfinden von Größe und Hoheit Tränen in die Augen treibt. Seine derbe Borstigkeit bändigt er um des Kindes willen; schließlich aber bringt er der Heiligkeit des unerfahrenen Herzens auch das große Heimweh zum Opfer, das ihn noch einmal zum Menschen gezogen. Er kehrt allein zurück in seine Einsamkeit, ‚und klingend empfängt ihn sein Haus.' Mag man diesen Ohm Peter mit seinen Kanten, Knorren und Stacheln zuweilen wenig nett finden, ihm oft widersprechen mögen; man ist doch mit dem Herzen bei ihm, und reife Menschen werden Freude daran haben, nicht bloß an seinem köstlichen Lobgesang auf die Faulheit.

Hans Nordeck.

Hochland-Echo

Weltanschauung und Literatur

So betitelt Dr. Jos. Froberger, Provinzial der ‚Weißen Väter' in Trier, einen Aufsatz (Pastor Bonus, Trier, November-, Dezember- und Januarheft), worin er die Fäden des sog. Literaturstreites auseinanderzuwirren und die einzelnen Richtungen desselben nach ihren Besonderheiten, ihren Zielen, ihrer Berechtigung, ihren Grenzen und ihren Auswüchsen zu beurteilen sucht. Von allen Versuchen, nicht bloß den verschiedenen Gesichtspunkten, aus denen sich die einzelnen Richtungen heraus betätigen, sondern auch deren tatsächlicher Auswirkung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, scheint uns dieser der glücklichste. Er ist bei grundsätzlicher Bestimmtheit mit Ruhe und, was man so manchen anderen nicht nachrühmen kann, vollkommen und gewissenhaft unternommen. Nach Dr. Froberger sind es drei Richtungen, die in Betracht kommen: die seelsorglich-praktische, die religiös-romantische, die literarische. Er behandelt jede gesondert, ohne zu übersehen, daß sich die Grenzen nicht immer scharf ziehen lassen. Denn wie die religiös-romantische Richtung sich die Gesichtspunkte der seelsorglichen bei ihrer Agitation zunutzen gemacht hat, so lagen der literarischen Richtung die religiösen Gesichtspunkte zu keiner Zeit fern. Nur waren sie als selbstverständlich bei einer katholischen Literaturbewegung anfänglich mehr vorausgesetzt als betont, während sie heute, da sich eine Behandlung auch der Frage des Inhaltlichen als notwendig erwies, in bezug auf dieses zu vollkommenster und entschiedenster Geltung gebracht sind.

Über das, was Dr. Froberger über die seelsorgliche Richtung ausführt, können wir rasch hinweggehen. Nicht etwa, weil uns der seelsorgliche Gesichtspunkt als geringfügig erschiene, sondern weil wir glauben, daß über diesen Punkt kaum erhebliche Meinungsverschiedenheiten bestehen. Es ist gar kein Zweifel, daß die Gefährdung einer Seele in Glaube und Sitte durch einen noch so hohen Aufwand ästhetischer Gestaltung eines an sich schlechten Inhalts niemals gerechtfertigt werden kann. Wenn daher in der Praxis nur jeweils genau unterschieden wird zwischen dem, was an einem Werke an sich und absolut verwerflich ist, und dem, was es relativ schädlich machen kann, insofern, als z. B. selbst die ernste Behandlung eines an sich nicht unsittlichen Stoffes doch unter gewissen individuellen Voraussetzungen beim Genießenden diesen ungünstig beeinflussen kann, so wird hier niemals bei religiöser Lebensbeurteilung ein Widerspruch laut werden. Andere Forderungen, als sie sich ohnehin aus der Moral ergeben, hat diese Richtung an die Literatur und die Schaffenden nicht zu stellen. Es liegt in der notwendigen Verschiedenheit der menschlichen Erziehung, Bildung, intellektuellen und sittlichen Reife begründet, daß es immer Werke geben wird, die, obwohl im weitesten Sinne sittlich einwandfrei, dennoch nicht für alle in gleichem Maße geeignet sind. Will doch auch der Apostel den Erwachsenen nicht die gleiche Nahrung gereicht haben wie den Kindern und Unmündigen. In diesem Sinne sagt auch Dr. Froberger:

‚Seelsorgerliche Gesichtspunkte können trotz ihrer Bedeutsamkeit keine endgültige Entscheidung in der Literaturfrage herbeiführen; sie berühren dieselbe eigentlich

nur von außerhalb; sie weisen Grenzen und Schranken an, warnen vor Gefahren und bestimmen die Stellung literarischer Tätigkeit höheren Gütern gegenüber.'

Solange daher die seelsorgerliche Kritik ‚sich auf ihrem eigenen Gebiete bewegt', braucht sie sich ebensowenig um rein ästhetische Bewertung zu kümmern, als sie ein Recht hat, über die Forderungen christlicher Moral hinaus, zu verlangen, daß ein Werk der Literatur, um überhaupt Anerkennung zu verdienen, gar nichts enthalte, was unter irgend einem Gesichtspunkt oder in bezug auf irgend eine individuelle Anlage schädlich sein könnte. Es gibt erfreulicherweise Werke der schönen Literatur, die, ohne flach und unbedeutend zu sein, so geraten sind, daß ihrer weitesten Ausbreitung kaum Bedenken entgegenstehen. Aber ob auch nicht hier noch ein Seelenleiter, z. B. der Beichtvater, durch ganz individuelle Rücksichten Bedenken geltend zu machen Veranlassung finden könnte? Oft führt Mangel an Selbsterkenntnis bei einem also Beratenen zu falschem Rückschluß. Aber eine Speise, die einem schwachen Magen unbekömmlich ist, muß doch nicht überhaupt schlecht sein!

Die religiös-romantische Richtung hat nach Dr. Froberger ‚eigentlich keine speziellen literarischen Ziele; sie will der Kunst nur Inhalt geben'. Ihre Kritik tritt daher ein ‚für die katholischen Schriftsteller, auch wenn der literarische Wert dem inhaltlichen nicht immer entspricht'. Ihre Auffassung der literarischen Kritik hat daher ‚viele Berührungspunkte mit der seelsorgerlichen, da in vielen Fällen die Rücksichten dieselben sind'. Sie entstand im Gegensatz zur literarischen Richtung, indem sie deren religiöse Voraussetzungen verkannte und vereinzelte Auswüchse derselben schlechthin verallgemeinerte. Dr. Froberger drückt das so aus:

‚Während nun eine der literarischen Richtungen, die im Anschluß an die Veremundusbroschüren einsetzte, vor allem auf Hebung der künstlerischen Betätigung katholischer Schriftsteller in Produktion und Kritik bedacht war und einen eifrigen Kampf für dieses Ziel begann, hielt es eine andere Richtung für notwendiger, eine Vertiefung der inhaltlichen Werte zu erstreben und den religiösen Idealen breiteren Spielraum in der schönen Literatur zu verschaffen. Während die eine Richtung die katholische Weltanschauung als selbstverständliche Voraussetzung betrachtete, betonte sie mit Nachdruck die rein ästhetischen Interessen, indes die andere Richtung die literarischen Kunstregeln als Voraussetzung betrachtete und vor allem den Inhalt dichterischer Tätigkeit in seiner Beziehung zu den höchsten und heiligsten Kulturgütern in den Vordergrund rückte. Zwischen beiden Richtungen besteht daher an und für sich keine grundsätzliche, sondern nur eine taktische Verschiedenheit; sie ergänzen sich gegenseitig und ergeben in ihrer Verbindung ein harmonisches Programm.'

Der Gesichtspunkt der nur taktischen Verschiedenheit ist auch von uns wiederholt und nachdrücklich geltend gemacht worden, und wir wären daher die letzten gewesen, einer inhaltlich gerichteten Bewegung unfreundlich gegenüberzutreten. Aber diese Bewegung hatte damit begonnen, daß sie uns auf die heftigste und ausdauerndste Weise angriff. Wir hatten, wie gesagt, die katholische Weltanschauung für das Inhaltliche als selbstverständlich vorausgesetzt. Dagegen konnte man event. einwenden, daß dies so selbstverständlich nicht sei; man konnte der Meinung sein, es wäre vielmehr an der Zeit, sie so nachdrücklich zu betonen wie nur möglich; wir hätten nichts dagegen gehabt, ja wir wären sogar mit ganzer Seele dabei gewesen, nur würden wir deshalb nichts von unseren literarischen Forderungen nachgelassen haben.

Einen Dichterling für einen Dichter anzusehen und zu empfehlen, nur weil er katholische Stoffe wählte oder katholische Gesinnung zur Schau trug, wäre uns deshalb nicht beigefallen. Großer Inhalt, weit entfernt, aus einem schlechten Dichter einen guten zu machen, verpflichtet! So hätten wir gesagt. — Aber nicht weil wir etwas als selbstverständlich vorausgesetzt hatten, was leider für viele vielleicht nicht mehr selbstverständlich war, hat man uns befehdet, nein, nicht einmal die Tatsache der Voraussetzung hat man uns zugute gehalten. Geringschätzung, Preisgabe, ja Verleugnung der katholischen Weltanschauung hat man uns zur Last gelegt. Als Ästheten wurden wir verschrien, als Verkündiger eines seelenlosen l'art pour l'art, als Nachbeter der ‚Modernen', als — Modernisten. Man muß diese Tatsachen sich gegenwärtig halten, um zu verstehen, warum es der literarischen Richtung unmöglich war, die positiven Anregungen der Gralbewegung so einzuschätzen, wie sie es an sich verdient hätten. Ihre Arbeit hätte geradezu eine Hilfsaktion zu unseren Bestrebungen, die auf eine Hebung des literarischen Niveaus in der Produktion der Katholiken ausgingen, werden können. Ich habe das anderwärts (‚Die Wiedergeburt der Dichtung' S. 67) klar ausgesprochen:

‚Hätten die Gralbündler eine Zeitschrift gegründet zur Belebung des religiösen Sinnes im Volke, zur Stärkung des katholischen Bewußtseins aus Gesichtspunkten der Religion, der Kultur und der echten Charakterbildung, so hätte man das verstanden als eine in der Tiefe einsetzende Arbeit im Dienst eines neuen Kulturanbaues. Kunst und Dichtung hätten ihren Gewinn indirekt daraus gezogen. Aber indem sie alle diese Aufgaben direkt auf den literarischen Acker verpflanzten, indem sie von hier aus, wovor Eichendorff warnte, eine „Propaganda des Katholizismus" betrieben, trugen sie nur dazu bei, die Unsicherheit noch größer zu machen und das Verhältnis von Religion und Kunst zu veräußerlichen.'

Den Grund, warum wir, bei aller Hochhaltung des Inhaltlichen, auf das doch in erster Linie fehlende literarische, künstlerische Moment nicht verzichten konnten, finden wir durch Dr. Froberger sehr gut dargelegt:

‚Trotz aller Zustimmung zu den positiven Ergebnissen der religiösen Richtung dürfen wir uns nicht verhehlen, daß dieselbe nicht alle Fragen der Literatur allseitig umfaßt, weil sie ganz von selber in die Gefahr geraten muß, ihr Gebiet zu sehr einzuengen, da die Literatur außer religiösen Interessen auch Bildungsinteressen hat. Die fortgesetzte Hervorhebung der innern Wertfrage führt zu leicht zu einer Vernachlässigung der rein literarischen Gesichtspunkte, ganz besonders, wenn diese Betonung einen polemischen Charakter erhält. Schließlich haben auch die Bildungsinteressen in ihrem Rahmen eine Berechtigung, und sowie es nicht möglich ist, das gesamte Kulturleben ausschließlich nach religiösen Ideen zu beurteilen, so geht es auch nicht an, in der Literatur die ganze Entscheidung in eine zu enge Abhängigkeit von religiösen Idealen zu bringen.'

So wichtig es für die Literatur ist, sich ihre Orientierung für das Inhaltliche von der Religion, der Kirche zu holen, so wird das Literaturproblem, wie es hic et nunc vorliegt, mit Froberger zu reden, ‚seine innere Lösung von literarischen Gesichtspunkten aus finden'. Das Problem selber aber ist ein zwiefaches:

‚Die feindliche Stellung der modernen Literatur in Glaube und Sitte zur christlichen Religion verlangt zunächst negative Abwehr durch Kritik und Aufklärung; diese negative Arbeit bedarf aber auch positiver Ergänzung durch literarische Lei-

stungen, welche in künstlerischer Form christliche Ideen der schlechten Literatur als Gegenwirkung gegenüberstellen. Zur negativen Tätigkeit gehört auch Verbreitung einwandfreier Lektüre, auch wenn dieselbe nicht immer auf künstlerischer Höhe stehen sollte, um bei der Lesewut unserer Zeit möglichst als Vorbeugungsmittel gegen die Einführung schlechter Lektüre zu dienen. Seelsorgerliche Gesichtspunkte decken sich mit dieser negativen Abwehr; wir haben dieselben früher schon besprochen. Die positive Arbeit hingegen liegt ganz auf literarischem Gebiete und muß daher mit literarischen Mitteln geleistet werden.'

Auf diese Einsicht gründet sich das Arbeitsprogramm der literarischen Richtung. Seinen ersten Ausdruck fand es in den Veremundusschriften, deren ‚grundlegende Leitgedanken' Dr. Froberger zu würdigen unternimmt:

‚Die Gerechtigkeit verlangt es, diese Grundideen objektiv darzustellen und sie nicht zur leichteren Bekämpfung zu verzerren: in der Fieberhitze der gegenwärtigen Aufregung hat man beim Gegner zu sehr das zu finden geglaubt, was man bei ihm voraussetzte. Veremundus-Muth wollte in seinen verschiedenen Broschüren nur Anregungen geben für Emporhebung der literarischen Produktion und Kritik auf die Höhe künstlerischer Technik und Einsicht. Er mag einzelne Schriftsteller zu tief eingeschätzt haben, er kann auch in seinen Anforderungen zu große Strenge gezeigt haben: in der Hauptsache gaben ihm die meisten einsichtigen Kritiker nach Erscheinen der beiden ersten Broschüren recht. Man lese nur die maßvolle Schrift Jos. Seebers: „Gedanken über die ‚moderne' Literaturströmung" (Hamm 1902) und man wird finden, daß Muth nichts anderes verlangte, als Vervollkommnung künstlerischer Arbeit bei den katholischen Schriftstellern.

Vom Standpunkte der Religion aus hat man vielmehr alles Interesse, jene Bestrebungen zu begrüßen, welche auf eine höhere, künstlerische Betätigung der Katholiken zielen, weil wir lebhaft wünschen müssen, daß, wenn religiöse Stoffe behandelt werden oder die katholische Weltanschauung in künstlerische Erscheinung treten soll, dies in vollendeter Weise geschehe. Es war nicht Antipathie gegen katholisches Literaturwesen, welche diese literarische Richtung bewegte, sondern vielmehr der edelste Eifer, der katholischen Weltanschauung zu dienen. Die von ihr ausgehenden künstlerischen Anregungen sollten nicht ein verflachtes, ideenloses Ästhetentum mit verschwommenem Christentum züchten, sondern im Gegenteil für die katholische Religion werbende Kräfte gewinnen. Deswegen erklärt Muth:

„Eine aus katholischem Geist und Empfinden herausgewachsene Literatur von künstlerischer Vollwertigkeit herbeizuführen, dem Katholizismus als Weltanschauung seine erobernde Kraft auch auf dem Gebiet der Dichtung und Kunst zu sichern, das ist der ausdrücklich ausgesprochene Zweck der Veremundusschrift gewesen." (Muth, Wiedergeburt. S. 17.)

Diese Bewegung stellte sich also prinzipiell auf den sicheren Boden des Katholizismus, betrachtete seinen Schatz an religiösen und sittlichen Ideen als selbstverständliche Voraussetzung und wollte von dieser Grundlage aus lebendiges Interesse für künstlerische Arbeit unter den katholischen Schriftstellern erregen und so für gedeihliche Produktion die Wege bahnen. Die Voraussetzung war eine religiöse, die Ziele waren literarische.'

Wer das nicht schon früher erkannt hatte, mußte es doch zugeben nach dem Erscheinen der Schrift ‚Die Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis'. Aber nun war es der Ausdruck ‚religiöses Erlebnis', den man als

nicht geläufig empfand. Die ihn angriffen, waren jedoch ohnehin Gegner der ganzen literarischen Bewegung. Sie glaubten in dem Ausdruck wie in der ausgedrückten Sache ein Argument mehr gegen dieselbe zu finden. Bereits im Dezemberheft haben wir durch eine Auslassung des Kanonikus Meyenberg dargetan, daß sich der Ausdruck wie sein Inhalt sehr wohl mit katholischer Auffassung vertragen. Auch Dr. Froberger ist dieser Meinung:

‚Dieser Ausdruck allein schon erregte Bedenken, weil man protestantische Klänge subjektiver Religionserfahrung in demselben zu vernehmen glaubte. Doch hätte die Lektüre der Schrift darüber belehren sollen, daß Muth einem sehr richtigen Gedanken Ausdruck geben wollte, dem Katholiken nur freudig beistimmen können, daß nämlich zur religiösen Kunst vor allem religiöses Innenleben notwendig sei. Die psychologische Ästhetik lehrt uns in sehr schönen, experimentellen Untersuchungen, daß die Lebendigkeit inneren Lebens erste Vorbedingung zu künstlerischer Gestaltung sei; darin gerade unterscheidet sich echte Poesie von rein rhetorischer Kunst, weil in der Poesie nur tief Erlebtes geschildert wird, das allein geeignet ist, die Herzen zu ergreifen, während eine rhetorische Darstellung den äußerlich vorliegenden Tatsachen und Gedanken nur ein gewisses poetisches Kleid anklebt, das aus den gewöhnlichen Kunstmitteln der Sprache und eines traditionellen Bilderschatzes gewoben ist. Auf die religiöse Dichtung angewandt, erhält dieser Gedanke eine besondere Wichtigkeit, denn mit einem bloßen Kulissenkatholizismus ist uns in der Literatur wenig gedient; er ist eher eine Herabwürdigung der Religion als eine Bereicherung der Literatur. Wie früher schon gesagt wurde, hat die Religion kein so dringendes Bedürfnis, um jeden Preis literarische Motive herzugeben; ihre hoheitsvolle, geheimnistiefe Stellung über der Literatur verlangt, daß Schriftsteller sich zuerst in sie innerlich hineinleben, bevor sie deren Sprache reden.‘

Hier ist vielleicht eine Bemerkung am Platz zur Vermeidung eines Mißverständnisses, zu dem mir auch bei Dr. Froberger Ansätze vorhanden zu sein scheinen. Ich meine die Auffassung, als hätte ich bei der Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis an die Wiedergeburt einer Dichtung gedacht, die sich besonders der religiösen Stoffe zu bemächtigen habe, um zu neuer Bedeutung zu gelangen. Das ist aber in keiner Weise mein Gedanke. Das geht klar aus dem siebten Kapitel meiner Schrift hervor, das den Titel trägt: ‚Was ist christliche Dichtung?‘ — Das religiöse Erleben als Ausgangspunkt einer Wiedergeburt der Dichtung bezieht sich nicht nur auf eine durch inneres Ergriffensein seelisch wie künstlerisch vertiefte Gestaltung religiöser, christlicher Stoffe. Wohl ist es hier unentbehrlich, wenn eine echte und dauernde Wirkung hervorgebracht werden soll, und es ist um so unentbehrlicher, je spezieller, konkreter und höher die der Religion entlehnten literarischen Motive oder Stoffe sind. Aber auch für eine nicht im spezifischen Sinne religiöse und christliche Dichtung ist eine religiöse Grundstimmung, ist Religiosität des Dichters notwendige Voraussetzung für jedes tiefer greifende Schaffen. Große Dichtung ist ohne eine religiöse Weltanschauung überhaupt nicht möglich. Wir haben es bei unseren auf den Naturalismus als Weltanschauung eingeschworenen Literaten erfahren. Und positiv lehrt es uns die ganze Weltliteratur: ob wir die indische, ostasiatische, persische, arabische oder die europäische Literatur durchgehen, von der griechischen oder altnordischen angefangen bis zum Höhepunkt unserer klassischen Dichtung, etwa im ‚Faust‘, — überall und immer begegnen wir bei den großen Dichtern einer Lebensauffassung, die den Zustand

der Naturgebundenheit in mythologischer Symbolik zu überwinden trachtet, um ihn schließlich in einem Reiche geistiger und sittlicher Freiheit aufgehen zu lassen. Dabei ist es für den Dichter als Dichter auf weiten Strecken seines Schaffens von weniger großem Belang, wie diese Weltanschauung sich bei ihm intellektuell differenziert, als vielmehr, wie tief eine überhaupt religiöse Lebensauffassung sich seines Herzens bemächtigt hat. Denn mit dem Herzen, nicht mit dem Kopf ergreift der Dichter die Welt. Eine klare Einsicht, ein geläutertes Wissen, feste und bestimmte Erkenntnisse auf dem Gebiete des theoretischen Denkens über die Religion kommen ihm natürlich, wie jede geistige Bereicherung, zustatten. Aber sie schöpferisch auszunützen vermag er nur insoweit, als die Erfahrungen seines inneren Lebens mit diesen Denkbewegungen gleichen Schritt halten. Und so ist denn der mit den Worten ‚Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis' ausgesprochene Gedanke nach seinem weitesten Umfang kein anderer als: Große Dichtung ist ohne religiöse Grundstimmung nicht möglich. Wie viel weniger möglich ist daher eine eigentlich christliche Dichtung, die nicht aus der Tiefe christlicher Lebensstimmung geboren, sondern lediglich durch die Wahl christlicher Stoffe gekennzeichnet wird. Aber eine bloß religiöse Gestimmtheit, so schreitet der Gedanke fort, genügt nicht. Wohl ist Gott wie für den Menschen so auch für den Künstler stets das höchste seelische Erlebnis. Aber um es künstlerisch ausnützbar zu machen, bedarf das religiöse Erlebnis der festen, konkreten Tatsachen und Formen einer positiven Religion. Nur an einer sicheren und festen Welt von Tatsachen vermag echte Kunst ihrer selbst gewiß zu werden und zu allgemeiner und dauernder Wirkung zu gelangen. Es ist aber der Katholizismus, als das Christentum in seiner konkretesten Ausgestaltung, welches allein diese feste Welt von Tatsachen bietet.

Das ist, auf die einfachste Form gebracht, der Leitgedanke meiner Schrift. Völlig bestimmt und unzweideutig kommt er in den mannigfachsten Ausführungen immer wieder zum Ausdruck. Wie man daher behaupten konnte, es werde darin einem ‚abgeblaßten, interkonfessionellen Christentum' das Wort geredet, gehört zu jenen Unbegreiflichkeiten, die so leicht in Versuchung führen, an dem guten Willen solcher Kritiker zu zweifeln. Auch Dr. Froberger kommt auf dieses Mißverständnis zu sprechen. Er meint, meine Darstellung lasse an Klarheit zu wünschen übrig; dennoch gibt er meine Gedanken so richtig wieder, daß es mit der Unklarheit gar so schlimm nicht bestellt sein kann. Zweifellos hätte ich durch Weitschweifigkeit noch klarer werden können. Es kommt eben viel darauf an, wie hoch ein Schriftsteller seine Leser einschätzt. Ein Kritiker jedoch, der gründlicher lesen soll als der gewöhnliche Leser, und der sich daher nicht an eine einzelne Stelle klammert, vielmehr der ganzen Gedankenentwicklung zu folgen bemüht ist, kann unmöglich den rechten Sinn verfehlen. — Dr. Froberger schreibt:

‚Man hat offenbar Muths Ausführungen über Konfession und Literatur in einem anderen Sinne verstanden, als er es beabsichtigte, namentlich seine Darlegungen in „Wiedergeburt der Dichtung", S. 32 ff. Seine Darstellung läßt jedenfalls an Klarheit zu wünschen übrig. So viel ich davon verstanden habe, glaube ich, daß Muth, um der lebendigen, begeisterten Frische dichterischer Kunst einen weiteren Fingerzeig zu geben, darauf hinweisen wollte, daß wir unsere Religion als ganzen, einheitlichen Organismus betrachten sollen und nicht bloß von mehr polemischen Gesichtspunkten; dem Künstler soll der Katholizismus nicht Konfession sein, sondern

Religion oder wie er betont wissen will, die christliche Religion, während der Protestantismus nur eine Konfession auf christlicher Grundlage ist. Diese Auffassung will also der Wahrheitshöhe der katholischen Religion in entschiedenster Weise gerecht werden, sie nicht betrachten als eine religiöse Richtung oder Sektion, sondern als die wirkliche, absolute Religion. In demselben Sinne tadelten schon Theologen den Gebrauch des Wortes Katholizismus, weil sein Wortlaut einen Anflug einer Gleichstellung oder wenigstens Vergleichung mit anderen Religionssystemen erblicken ließe. Muth macht diese Erwägung besonders aus dem Zwecke, den schaffenden Künstler zu frischer Unbefangenheit und Unmittelbarkeit im religiösen Leben anzuregen, weil nur so künstlerische Arbeit geleistet werden könne. Jedenfalls ist seine Auffassung vom religiösen Erleben einer solchen Verkümmerung katholischer Weltanschauung durch ein Reduzieren derselben auf allgemein christliche Ideen gerade entgegengesetzt, denn das hieße das religiöse Erlebnis nicht erwecken, sondern ersticken. Der Zusammenhang spricht daher für diese Deutung seiner Ansicht. — Sich darüber noch klarer auszusprechen, hat er schließlich genügende Gelegenheit.'

Ich will nicht versäumen, sie gleich hier wahrzunehmen. Zu diesem Zwecke brauche ich nur einen Brief teilweise wiederzugeben, den ich schon im Herbst 1909 an ein reichsdeutsches Mitglied des Gralbundes richtete, welches mir über die persönliche Kampfesweise der Wiener seine Mißbilligung ausgesprochen und den Anlaß benutzt hatte, ein prinzipielles Bedenken gegen mich zum Ausdruck zu bringen. Darauf erwiderte ich folgendes:

‚Lassen Sie mich in Beantwortung Ihrer freundlichen Zeilen vom 5. Oktober gleich in medias res gehen und Ihnen sagen, daß ich überrascht war, zu sehen, wie Sie meine Idee von der Loslösung aus der Befangenheit konfessioneller Gegensätze verstehen. Sie sind der Auffassung, es komme mir darauf an, gegen die konkrete Form der katholischen Religion die Religion im allgemeinen auszuspielen und auf diese Weise den konfessionellen Gegensatz zu überwinden. Nichts liegt mir ferner und nichts wird, so glaube ich, auch durch meine ganze Schrift deutlicher widerlegt, als diese Auffassung. Sie konnten zu ihr nur kommen, indem Sie die von Ihnen angegebenen Seiten (63/67) meiner Schrift fast unabhängig von dem ganzen übrigen Inhalt der Schrift ins Auge faßten. Denn an vielen anderen Stellen (z. B. S. 3, 4, 19, 27 f., 33, 46 und besonders 172) ist doch absolut unmißverständlich gesagt, daß ich, wenn ich von Religion spreche, nur die katholische Religion in ihrer konkretesten Form meine, und S. 46 weise ich ja direkt den Standpunkt derer ab, die „die konfessionelle Frage für ihr Schaffen längst als erledigt betrachten in einer höheren Synthese des Religiösen und Interkonfessionellen“. Was hätte ich also vor diesen Leuten voraus, wenn ich wirklich der Anschauung huldigte, die Sie mir mißverständlich imputieren?

Nein, ich bin soweit entfernt, das kirchliche katholische Christentum in seiner konkretesten Gestalt durch irgend eine Überform ersetzt sehen zu wollen, daß ich mit jener Wendung von der Überwindung einer Befangenheit in den Gegensätzen vielmehr meine, wir sollten so unbefangene katholische Menschen werden, daß wir, soweit künstlerisches Schaffen in Betracht kommt, gar nicht mehr durch das Gefühl eines Gegensatzes, eines Andersseinkönnens gestört werden, daß wir wieder zu einer Art jener naiven Gläubigkeit zurückkehren, wie sie den Menschen früherer Jahrhunderte eigen war. Wir fühlen uns heute leider gar zu häufig als Katholiken, weil es Protestanten gibt. Dadurch kommt etwas Unfreies, Forziertes in unser Fühlen.

Für den Künstler ist aber nichts mehr von Übel als dies. Gewiß soll auch er tief über seine Religion, über die motiva credibilitatis nachdenken und sein Denken auch an den Gegensätzen klären. Aber er soll nur aus einem geklärten Gemüte herausschaffen! Er soll schaffen, als gäbe es keine Protestanten auf der Welt und hätte es nie welche gegeben.* Man hat von Kompromissen mit protestantischen Ideen gesprochen, die meine Richtung angestrebt hätte. Ich habe bis heute noch auf den Beweis zu warten. Aber ich gebe zu, daß solche Tendenzen da und dort sich fühlbar machten. Ich meine nicht in dem Sinn, daß man protestantische Ideen angenommen und kolportiert hätte, wohl aber in dem Sinn, daß man Ideen, die durchaus katholische Ideen waren, sind und sein werden, nur deshalb nicht so ausgeprägt zur Geltung kommen ließ, weil sich Protestanten in einseitiger Weise ihrer bemächtigt und sie vielleicht auch einseitig entwickelt und betont haben. So haben uns die Protestanten gleichsam gegen unsere eigenen Ideen befangen gemacht. Auch ich müßte eine Abhandlung schreiben, wollte ich das im einzelnen ausführen. Aber ich denke, Sie werden mich verstehen, wenn ich von dieser Beobachtung aus für eine universale katholische Kunst die Rettung nur darin sehe, daß wir uns unseres Eigentums bewußt bleiben und uns den Reichtum desselben durch nichts beeinträchtigen lassen, auch nicht dadurch, daß Akatholiken einzelne Ideen aufgreifen, scheinbar zu den ihrigen machen und damit meist mit dem Stigma der Einseitigkeit behaften. Nicht wahr, Sie wissen doch auch, was die Kardinäle Manning und Newman über die schädlichen Rückwirkungen des Protestantismus auf viele katholische Anschauungen gesagt haben? Nun gibt es ja gewiß mehrere Wege, die Rückwirkungen zu bekämpfen, aber für den Künstler scheint der geradeste der einfachste, nämlich im universalsten Sinne Katholik zu sein ohne alle Befangenheit.'

Daß die literarische Richtung, deren ‚ganz gesunde Grundideen' Dr. Froberger wiederholt hervorhebt und die aus seiner Darstellung als diejenige hervorgeht, welche alles in sich vereinigt, was man grundsätzlich von einer katholischen Literaturbewegung verlangen muß, daß diese Richtung auch Auswüchse gezeitigt hat, wird nicht weiter überraschen. Sie liegen auf dem Gebiet der Kritik, wo es hin und wieder versäumt wurde, wegen der künstlerischen Mängel bezw. Vorzüge eines Werkes dessen inhaltlichen Wert bezw. Unwert mutig zu würdigen. Ob gerade der von Froberger gewählte ‚typische Fall' auf alle gleichmäßig überzeugend wirken wird, ist fraglich. Aber im allgemeinen hat er gewiß recht, besonders soweit es sich um die unvorsichtige Anpreisung von Schriftstellern handelt, die sittlich nicht einwandfrei genannt werden können. Die literarische Richtung habe daher gegen diese Fehlgriffe einzelner ihrer übereifrigen Anhänger entschieden zu kämpfen, wenn sie entsprechende Bedeutung erringen wolle. Doch dürfe man weder die Richtung selber, die auf gesunden Grundideen beruhe, noch ihre Führer für die einzelnen Auswüchse für jeden Fall verantwortlich machen. Den Versuch, zur Erklärung solcher Fehlgriffe einzelner den Begriff eines ‚literarischen Modernismus' zu schaffen, weist Dr. Froberger energisch zurück:

‚Nach den bisherigen Ausführungen ist nicht zu erwarten, daß ich wegen der erwähnten Fehler und Auswüchse die literarische Richtung mit irgend einem Modernismus gleichstelle. R. v. Kralik meint zwar, daß er unter ‚Modernismus' nicht

* Das gilt natürlich nur in bezug auf das Künstlerische, nicht aber in bezug auf das Stoffliche.

nur den von der Enzyklika "Pascendi" aufgestellten theologischen Begriff verstehe; er als Laie lehne jede Einmischung in die dogmatische oder Moraltheologie ab. Haben wir denn dazu überhaupt ein Recht? Vor der Enzyklika "Pascendi" war „Modernismus" noch ein unbestimmter Begriff, den man mit den nötigen Erklärungen beliebig drehen und wenden konnte; aber durch die Enzyklika ist derselbe genau bestimmt worden als die Summe von deutlich bezeichneten Irrtümern. Nach Erscheinen der Enzyklika haben wir also nicht mehr das Recht, in einer Polemik das Wort zu gebrauchen, ohne beweisen zu können, daß der Gegner irgend einen der bezeichneten Irrtümer lehrt. Wohin kämen wir ohne solche festen Abgrenzungen? Verhält es sich mit anderen verurteilten Irrtümern nicht ebenso? Warum sollen wir denn beim Modernismus eine Ausnahme machen? R. von Kralik gebraucht ferner das Wort „Relativismus". Er definiert ihn als „die Leugnung oder die Abschwächung fester, bleibender, ewiger Wahrheiten in Erkenntnis, Geschichte, Moral und Ästhetik". Aber dieser „Relativismus" ist noch schlimmer wie der Modernismus. Sehen wir von Geschichte und Ästhetik ab, so ist die Leugnung ewiger Wahrheiten in Erkenntnis und Moral der radikalste Unglaube, denn alle Glaubenswahrheiten sind „feste, bleibende und ewige Wahrheiten". Mit der Leugnung ewiger Wahrheiten in der Moral steht man ja schon „jenseits von Gut und Böse". Man lasse doch solche gehässige Verallgemeinerungen, die nur eine peinliche Unsicherheit der Polemik hervorrufen und idealgesinnte Männer entfremden müssen. Das kirchliche Lehramt bedarf keiner Vertretung auf dem Gebiet der Ästhetik.'

Es ist erfreulich, solchen Ausführungen, die von einem edlen Gerechtigkeitssinn und von hoher Wahrheitsliebe zeugen, gerade im ‚Pastor Bonus' zu finden, der auch bei den ängstlichsten Leuten nicht im Verdacht stehen dürfte, Ideen zu begünstigen, die zu religiösen oder kirchlichen Bedenken Anlaß geben. Wenn überhaupt heute noch Aussicht vorhanden wäre, eine sachliche Verständigung zu erzielen unter Wahrung hoher literarischer Ziele, wie sie einzig der christlichen Sache, die wir vertreten, würdig sind, so müßte sie auf Grund dieser Darlegung eintreten. So wie die Dinge tatsächlich liegen, bleibt uns nichts übrig, als auf ihre aufklärende und beruhigende Wirkung in weiteren Kreisen zu vertrauen. M.

Frauenworte zur Frauenfrage

Wer sich darüber klar geworden ist, daß die Frauenfrage in ihrer gegenwärtigen, für die Kulturländer brennenden Form nur ein Teil der sozialen Frage ist, und zwar jener Teil, in dem sich zu den allgemeinen sozialen Nöten noch deren besondere Schwierigkeiten für das Frauengeschlecht gesellen, wird von den Beurteilern der Frauenfrage diejenigen für besonders berufen halten, bei denen vor allem zwei Vorbedingungen erfüllt sind: erstlich eine gründliche sozialwissenschaftliche und sozialpraktische Schulung, zweitens ein unmittelbares erfahrungssicheres Mitfühlen auch der besonderen Frauennöte, wie dessen nur eine Geschlechtsgenossin vollkommen fähig ist. Dieser Einsicht und diesem Anspruch hat sich auch die weitsichtige Schriftleitung des vorzüglichsten sozialwissenschaftlichen Werks, dessen sich das katholische Deutschland rühmen kann,

die Redaktion des Staatslexikons bei der Neuarbeitung der dritten Auflage nicht verschlossen.* Und so begegnen wir unter den mitwirkenden ‚Fachmännern' zum erstenmal auch einer Frau, die jene beiden Vorbedingungen zur Bearbeitung des Beitrags ‚Frauenfrage und Frauenbewegung' in einzigartiger Weise vereinigt; einer Frau, die noch unlängst durch ihren kurzen, pädagogisch sicheren Leitfaden durch ‚Das soziale Gemeinschaftsleben im Deutschen Reich' alle ähnlichen Werke in Schatten gestellt hat,** und deren eigener Anteil an der Frauenbewegung seit mehr als 25 Jahren so bedeutsam geworden ist, daß allein die Nennung ihres Namens schon ein Programm bedeutet: Elisabeth Gnauck-Kühne.

Mit nüchternen Begriffsbestimmungen und der objektivsten Darlegung geschichtlicher Ursachenreihen hebt dieser bedeutsame Artikel an. Daß er einer weiblichen Feder entflossen sei, macht sich selbst bei der Charakteristik der zeitgenössischen Hauptrichtungen in der Frauenbewegung noch kaum bemerkbar, sondern eigentlich erst da, wo als das schwierigste Problem klar und ergreifend bezeichnet wird die jetzige Unsicherheit und Zwiespältigkeit des Frauendaseins:

‚Während der Mann seinen Beruf auf Lebenszeit wählt, wird das Weib zwischen Erwerbsberuf und Eheberuf hin und her geworfen. . . . Wählt es jung einen Erwerbsberuf, so verläßt es ihn vielleicht bald, um zu heiraten. Heiratet es jung, so muß es vielleicht bald danach als Mutter oder als Witwe einen Erwerbsberuf ergreifen oder, wenn materiell versorgt, nach einem Lebensinhalt suchen. Diese Schwierigkeit kann nicht durch den Vorschlag beseitigt werden, nach männlichem Muster einen Erwerbsberuf zu wählen und die Ehe als Nebenamt zu betrachten oder umgekehrt die Ehe als Hauptberuf anzusehen und im Nebenberufe einer erwerbenden Tätigkeit obzuliegen. Dieser Rat heißt an der Scylla vorbei in die Charybdis stürzen. Denn nun stehen wir vor dem Problem der Mutterschaft und Berufsarbeit, das durchschnittlich (und nur vom Durchschnitt kann man im allgemeinen sprechen) ebenso unlöslich ist. Die Ehe bringt nun einmal für das Weib eine andre Belastung als für den Mann. Durchschnittlich wird das Weib die doppelte Belastung der hausmütterlichen und der beruflichen Arbeit nicht durchführen können, ohne sich körperlich und geistig aufzureiben. Was aber der Familienmutter schadet, beeinträchtigt die Erfüllung der wichtigsten Aufgaben des weiblichen Geschlechts und schadet damit dem Volksganzen.'

Zur Lösung dieses schwierigsten Grundproblems und aller Spezialbeschwerden, wie sie von den Frauen der verschiedenen Gesellschaftsschichten erhoben werden, vertritt Gnauck-Kühne eine ganze Reihe von Spezialforderungen, deren knappe und ernste Begründung auch dem skeptischsten männlichen Leser — und ein solcher schreibt diese Zeilen — vieles zu denken geben muß. Sie fordert: Bessere Bildungsgelegenheiten, erweiterte Berufs- und Erwerbsmöglichkeit, verbesserte Rechtsstellung und schließlich politisches Stimmrecht.

Alle diese Forderungen aber sind ihr nicht Selbstzweck, sondern wie dies jede soziale Maßnahme im letzten Sinne stets bleiben wird, Mittel zum Zweck, Mittel nämlich zur Herstellung der sozialen Gerechtigkeit, zur Sicherung der allgemeinen Menschenwürde und der besonderen Frauenwürde in entsprechenden

* Bisher zwei von fünf Bänden; gebd. je M. 18.— im Herder'schen Verlag, Freiburg 1910.

** Volksvereinsverlag. kart. M. 1.—

Daseinsbedingungen. Die Frauenfrage ist ein Teil der sozialen Frage, die soziale Frage aber im tiefsten Sinne eine sittliche Frage. Und darum begründet Gnauck-Kühne alle ihre Einzelforderungen erst eigentlich und endgültig durch ihre Ableitung aus jenen höchsten sittlichen Grundsätzen, wie sie nur vom christlichen, katholischen Standpunkt aus vollkommen klar und unabänderlich bestimmt werden können. Man mag im einzelnen noch bestreiten können, ob eine jede dieser Ableitungen völlig zwingend ist; die Grundsätze aber, aus denen die Ableitungen erfolgen, sind so vollkommen überzeugend, sicher und klar entwickelt, daß sie fortan als eine geradezu klassische Formulierung jeder weiteren Erörterung zugrunde gelegt werden können. Darum sollen sie auch hier ihre Stelle finden.

Gnauck-Kühne geht von der Tatsache aus, daß die ‚Stellung der Frau im Menschheitsleben' in jüngster Zeit wiederholt behandelt worden ist:

‚Es besteht volle Einmütigkeit darüber, daß Ursprung und Endziel der beiden Menschheitshälften gleich sind, wie auch darüber, daß Jesus Christus nicht nur moralisch dem Weibe den gleichen Menschenwert zuerkannt hat, sondern daß er es auch in seiner bürgerlichen Existenz gehoben hat. Jesus hat unter Aufhebung der jüdischen Ehescheidungspraxis die lebenslängliche Einehe wieder zur ursprünglichen gottgewollten Reinheit zurückgeführt und durch höhere Kräfte geheiligt und gefestigt. Damit hat der Stifter unserer Religion die Grundlage der heutigen Kultur, die auf der Familie ruht, überhaupt erst geschaffen, eine Tatsache, die im schroffen Gegensatze steht zu der Behauptung, das Christentum sei kulturfeindlich.

Wenn die Frage nach dem Ursprung und Endziel des weiblichen Geschlechts hier ausscheidet, so führt uns der Hinweis auf seine bürgerliche Hebung durch Einsetzung der lebenslänglichen Einehe zur Frage nach der Diesseitsbestimmung des Weibes. Wenn wir volle Gleichheit in der Ewigkeitsbestimmung annehmen, so tritt für die Diesseitsbestimmung die Unterschiedlichkeit der Geschlechter in den Vordergrund. Gott hat in Mann und Weib je eine besondere Schöpferidee verkörpert und jedem Geschlechte eine spezifische Aufgabe zuerteilt. Der männlichste Mann und das weiblichste Weib stellen diese Ideen am reinsten dar. Mann und Weib sind verschieden, um sich zu ergänzen und durch Gemeinschaft Vollendung in der Erfüllung irdischer Aufgaben zu suchen. Sie sind verschiedengeartete, aber gleichwertige Glieder der großen Organismen Kirche, Familie, Gemeinde, Staat, mithin auch verschieden im Begriffe der Vollkommenheit irdischen Tuns. Weil dem so ist, . . . ist es nicht nur ein unfruchtbares, sondern auch ein gefährliches Beginnen, die Geschlechter aneinander normativ messen zu wollen, statt sich zu begnügen, sie vergleichend zu unterscheiden. Die Annahme, daß eines der Geschlechter den absoluten Menschentypus darstelle, müßte gerade bei den strebsamsten Individuen des anderen Geschlechts die Folge zeitigen, daß man eben diesem vollkommenen Typus kritiklos, d. h. unter Verkennung der eigenen Bestimmung fehlsam nacheifert. Mithin würde – je nachdem — Verweiblichung der Männer oder Vermännerung der Weiber begünstigt werden. . . .

Die physische Beschaffenheit des Mannes macht ihn zum Kampf und zum Erwerb tüchtig, legt ihm den Schutz und die Versorgung der Familie, deren Haupt er ist, auf. Die Naturalleistung des Weibes ist die Mutterschaft. Die christliche Kultur hat die natürliche Ritterschaft des Mannes zur Ritterlichkeit verklärt, das Weib von der Mutterschaft zur Mütterlichkeit als der feinsten Blüte weiblichen Empfindens geführt — nicht in dem Sinne, als ob die Mütterlichkeit an einen physiologischen Vorgang geknüpft wäre. Die christliche Kirche anerkennt, pflegt, erzieht Empfinden

und Willen als Mächte, die die Physis beherrschen sollen. Ist die physische Geschlechtsbeschaffenheit ein Fingerzeig, so ist die Gesinnung doch nicht von der Erfüllung der Geschlechtsaufgaben abhängig. Auch ohne die Mutterschaft in natura kann das Weib im höchsten Sinne weiblich (im Sinne von mütterlich) sein. Die Liebe der „barmherzigen Schwester", die mütterliche Geduld mancher Lehrerin sind sichtbare Beweise. Es ist ein Verdienst der katholischen Kirche, daß sie an der Unabhängigkeit der Gesinnung von der Physis unentwegt festgehalten hat. Dadurch hat sie auch für das irdische Dasein dem Weibe wahre Freiheit und Selbstbestimmung gewährt. Denn wäre die Gesinnung vom physiologischen Vorgange abhängig, so könnte das Weib nicht ohne die Mutterschaft in natura zur höchsten Entfaltung der Weiblichkeit, der Mütterlichkeit gelangen. Da nun diese Naturalleistung ohne den Mann unmöglich ist, der Mann aber naturgemäß der freiende Teil ist, so würde die Vollkommenheit des Weibes davon abhängig sein, ob es einem Manne gefällt. Damit wäre das weibliche Geschlecht dem männlichen ausgeliefert, männliches Wohlgefallen oder Mißfallen wäre sein Schicksal.

Hier rühren wir an den Kernpunkt der ganzen Frauenfrage. Kann das Weib nur durch den Mann zur Vollendung gelangen, steht ihm nur dieser eine Weg offen, so ist es dem Manne ausgeliefert, hat nur Sinn, Wert, Bedeutung durch den Mann. Dann hat jede unverheiratete Frau ihren Daseinszweck verfehlt. Dann kann man logischerweise aber auch nicht von der Gleichwertigkeit der Geschlechter sprechen. Dann ist das Weib keine selbständige Berufsträgerin, keine sittliche Persönlichkeit. Wie nun die katholische Kirche an der Unabhängigkeit der Psyche vom physiologischen Vorgang festgehalten hat, so hat sie folgerichtig auch dem Weibe nie die Möglichkeit aberkannt, in Jungfräulichkeit irdische Vollkommenheit zu erreichen (Ordensleben). Die katholische Kirche hat daran festgehalten, daß das Weib nicht nur für den Mann da ist, daß es auch ohne Geschlechtsleben ein vollwertiger Mensch sein kann. Damit hat die Kirche in wahrhaft gotterleuchteter Gerechtigkeit und Weisheit in diesem zentralen, springenden Punkte sich auf die Seite des schwachen Geschlechtes gestellt. . . .

Mit der Einsicht, daß die spezifische Naturaufgabe des Weibes in der Familie liegt, daß Mütterlichkeit das Ziel seiner Entwicklung ist, haben wir einen Standpunkt gewonnen, von dem aus wir zu den einzelnen Fragen und Forderungen der Bewegung Stellung nehmen können, etwa nach der Formel: Was weder direkt noch indirekt gegen die (gottgesetzte) Naturaufgabe des Weibes verstößt, vielmehr mit dieser harmoniert, das ist auch nicht gegen Gottes Willen.' r.

Rundschau

Naturwissenschaft

Die Wiederbelebung biologischer Beobachtungsfreude in weiteren Kreisen kommt gerade eben noch recht, um den Untergang so manchen unersetzlichen Naturdenkmals geologischer und landschaftlicher Art, die weitere rücksichtslose Ausrottung vieler bereits fast ausgestorbenen Tier- und Pflanzenarten unserer Heimat zu verhüten. Mit kräftigem Ansatz hat sich zumal jene junge Bewegung Bahn gebrochen, die sich zur Aufgabe setzt, noch unberührte, in Flora und Fauna besonders charakteristische Landesstrecken Deutschlands als Naturschutzparks nach dem hierin wirklich vorbildlichen nordamerikanischen Muster dauernd zu erhalten. Wie man in den zoologischen Gärten immer mehr bestrebt ist, die fremdländischen Tiere in einer dem Ursprungsmilieu möglichst treu nachgeahmten Umgebung vor Augen zu führen, so sollen wenigstens die selteneren Arten der heimischen Lebewelt in ihren eigensten Daseinsbedingungen erhalten werden. Was bisher nur hie und da hinter wohlbehüteten Hegezäunen für einige weidmännische Wildarten geschah, soll nun für alle in Betracht kommenden höheren Tierarten geschehen; und man hofft, wenn erst einmal in solchen durch Seltenheitswert anziehenden Fällen die Beobachtungsfreude geweckt und geschult ist, recht vielen auch wieder die Augen zu öffnen für den ganzen Reichtum des Naturlebens, dessen man auch bei den ‚gewöhnlicheren' Arten Zeuge sein könnte. Wie manchem kommt es erst in den Sonderabteilungen zoologischer Gärten für die heimischen Tiergattungen, speziell etwa für die Vogelarten, oder vor den Glaskästen der Tiermuseen zum Bewußtsein, wie viele und mannigfaltige Organismenformen es draußen in Feld und Wald, wenn man nur ein wenig abseits der großen Heerstraße sich hielte, zu schauen, kennen zu lernen und zu bewundern gäbe.

Wenn man sich fragt, warum es eigentlich in Deutschland außerhalb der Jägerwelt so wenige ‚dilettierende', d. h. mit wirklicher Liebhaberei zuwege gehende Kenner und Beobachter der heimischen Tierwelt gibt, warum uns darin selbst ein angeblich so nüchternes Geldjägervolk, wie das nordamerikanische, den Rang abzulaufen scheint, so liegt einer der wesentlichsten Gründe zweifellos im vielfachen Mangel einer wirklich zur Naturbeobachtung hinführenden populär-naturwissenschaftlichen Literatur. Wir Deutsche stecken auch in dieser Hinsicht viel zu tief in der grauen Theorie, wollen uns immer gleich über die ‚schwersten Streitfragen' den Kopf zerbrechen, statt erst einmal die Tatsachen unbefangen kennen zu lernen, lassen uns z. B. lieber von dem vielgelesenen, aber darum noch keineswegs einwandfreien Popularisator Bölsche in die noch unvollkommen geklärte Abstammungsgeschichte des Pferdes einweihen,* statt erst auch nur die gewöhnlichsten heimischen Pferderassen einmal richtig anzusehen und unterscheiden zu lernen. Den Amerikanern ist ein bester Teil ihrer populär-naturwissenschaftlichen Literatur mit glücklicherer Hand geschenkt worden, obwohl gerade das, was bei Bölsche auch den sachlich unbefriedigten Leser oft fesselt, die poetische Darstellung und Naturschwärmerei, nicht fehlt. Im Gegenteil; der wohl glänzendste naturschildernde Essayist, der in Amerika überaus viel zur Popularisierung des Naturstudiums beigetragen hat, John Burrough, ist aus der Poetenschule eines Whitman und Thoreau hervorgegangen und verleugnet sie nirgends. Ein wesentlicher Vorzug zeichnet ihn ganz besonders vor unseren phantasierenden Populartheoretikern aus, daß

---

* Als zweiter Band des Bölsche'schen Tierbuchs erschien ‚Das Pferd und seine Geschichte' Berlin 1909, Verlag von Franz Bondi. gebd. M. 2.50. Man vergl. zur Korrektur vieler kühner Behauptungen das fünfte Kapitel von A. Fleischmanns Werk ‚Die Deszendenztheorie'. Leipzig 1901.

er seine Wissenschaft weniger aus gelehrten Folianten als unmittelbar aus dem großen Buch der Natur schöpft; seit Jahrzehnten schon hat er es draußen in seinem kleinen Obstzüchterparadies am Hudsonriver stets vor sich aufgeschlagen und weiß anderen den rechten Anreiz zu geben, selbst mit Lust darin zu lesen. Für die Tierwelt unserer deutschen Heimat wird hoffentlich Hermann Löns, dessen Erzählungen ‚Aus Wald und Heide', ‚Was da kreucht und fleucht' bereits viele Freunde finden, durch weitere Vertiefung ebenbürtiges Verdienst erwerben.

Auch anderwärts scheint bei uns bereits ein gesunder Rückschlag gegen das allzu viele Theoretisieren sich geltend zu machen. Mit Unlust hat Bölsche bereits im Vorwort zum ersten Bande seines ‚Tierbuches' (1908) davon Notiz nehmen müssen, daß durch Werke wie Hecks Publikationen aus dem Berliner Zoo oder Schillings' afrikanische Freiaufnahmen ein Übermaß von Bildermaterial in den popular-zoologischen Werken sich einzubürgern drohe ‚zu Ungunsten der plastischen Tierschilderung im Texte selbst'. Nun ließe sich freilich bei wahlloser Häufung der jetzt so glänzend ausgeführten photographischen Aufnahmen freilebender Tiere die Gefahr nicht leugnen, daß ‚die Leute an den tausend Bildern schließlich so gelangweilt hinblättern, wie der unbelehrte Laie an den Tierkästen des Museums vorbeiläuft'. Wer sich aber einmal ernstlich in das erste, umfassende und in fast jeder Hinsicht mustergültige Werk dieser Art vertieft hat, in H. Meerwarths ‚Lebensbilder aus der Tierwelt',* wird diese Gefahr nicht fürchten, insoweit nicht eben ein oberflächlicher Leser aus jedem, auch dem gediegensten Werk, nur unzureichenden geistigen Ertrag gewinnt; aber die Schuld liegt dann am Leser, nicht am Buche. Meerwarths Versprechen, den Begleittext zu allen seinen prächtigen Bildern ‚auf streng wissenschaftlicher Grundlage, aber in gemeinverständlicher und ansprechender Form zu geben', ist durchgehends in so weitgehendem Maße erfüllt, als es heute möglich ist, wo unser biologisches Wissen auch hinsichtlich der Heimattiere noch erhebliche Lücken aufweist; und zur reizvollen Übermittelung des Wissensstoffes hat er sich die Beihilfe der berufensten Schriftsteller, vor allem gerade des schon genannten Hermann Löns und namentlich noch von Martin Braeß, der schon so trefflich über die ‚Tiere unserer Heimat' schrieb, gesichert. Umfassende Darstellungen des ganzen Lebenslaufes der einzelnen Tierarten kann und darf man freilich noch nicht erwarten. Die Schilderung in Wort und Bild beschränkt sich meist auf einige Haupt- und Grundtätigkeiten der Tiere, wie Nestanlage und Jungenpflege (dies besonders hübsch bei Fuchs, Igel, Biber, Wildschwein, bezw. Edelfasan, Schwarzamsel, Steinadler usw.), dann auf Ernährungsweise, Hauptnützlichkeiten und Schäden u. dgl. m. Der schwierige Schritt von der Darstellung der äußeren Lebenstätigkeiten bis zu einer wirklich erkenntnissicheren — nicht nur poetisch vermenschlichenden — Erfassung tierischen Seelenlebens ist nur hie und da bei besonders rätselhaften Vorgängen, dem ‚Totstellen' des Opossums, dem Verwundetstellen der Zaungrasmücke u. dgl. m. mit einigem Erfolg unternommen. Sonst hat es meist in dieser Hinsicht bei einer allgemeinen vagen Charakteristik der sogen. ‚Klugheit' oder ‚Dummheit', Leidenschaftlichkeit oder Stumpfheit des betreffenden Tieres sein Bewenden, woraus man freilich bei näherem Zusehen auch schon manche lehrreichen Schlüsse ziehen kann. So z. B. erklärt sich die angebliche ‚Dummheit' des Edelfasans vor allem daraus, daß dieser schon in der Farbenpracht des Männchens seine fremdländische Herkunft verratende Vogel weder im Aussehen noch in seinen Gewohnheiten bereits hinreichend an alle Daseinsbedingungen der

---

* Von dem auf 10 Bände berechneten, bereits wiederholt im ‚Hochland' empfohlenen Werk dessen sämtliche vorzügliche Illustrationen unretouchierte Momentphotographien lebender Tiere biologisch lehrreichen Situationen sind, liegt Band 1 der Serie ‚Säugetiere' und Band 1 der Serie ‚Vögel' bereits im 6.—10. Tausend vor. R. Voigtländer, Leipzig. Jeder Band br. M. 12.—, gebd. in Leinen M. 14.—, in Halbfranz M. 15.—

neuen Heimat angepaßt ist. Wenn dagegen Fritz Bley in seiner umfassenden Schilderung des Edelhirschs, der einzigen wirklich erschöpfenden Monographie bei Meerwarth, nach der Darstellung der scharfen Geruchs- und Gehörfähigkeit dieses Tieres, mißbräuchlich auch von einigem selbständigen ‚Denken‘ desselben spricht, so vergißt er aus allen seinen eigenen Beispielen rascher und vollständiger Anpassung des Hirschs die ganze Tragweite der dieser altheimischen Tierart vererbten und individuell hinzu erworbenen Erfahrungen richtig zu bemessen. Daß gerade dieser Fehler, die Annahme einer tierischen Intelligenz, so leicht auch dem gewiegten Tierkenner noch begegnet, daran trägt vor allem die noch unüberwundene Zusammenhanglosigkeit der meisten Tierbeobachtungen die Schuld. Das Momentphotographenverfahren, welches man ja bei der Bildgewinnung notwendig anwenden muß, färbt meist noch allzu stark auch auf den schildernden Text ab, der infolgedessen oft mehr Impressionen als Erkenntnisse gibt. Mit der Zunahme der tierpsychologischen Dauerbeobachtungen — man vergleiche unseren Bericht über ‚Instinkte und Gewohnheiten junger Tiere‘ im Juniheft 1909 dieser Zeitschrift — wird auch diese letzte Lücke sich allmählich schließen und Meerwarths Werk, das sich gewiß noch leichter und besser vervollkommnen läßt als es beim alten ‚Brehm‘ mit der Zeit geschehen ist, wird diesen voraussichtlich immer mehr überflügeln und in Wort und Bild zu erschöpfenden Lebensschilderungen gelangen. Die Bahn dieses Fortschritts ist noch ganz neuerdings von einem kleineren ähnlichen Werk ‚Auf frischer Tat‘ von C. O. Bartels* mit gutem Glück beschritten worden. Der Verfasser, zwar kein Zoologe von Fach, wohl aber ein fleißiger und erfolgreicher Beobachter des heimischen Tierlebens, hat zunächst aus der niederen Tierwelt kleine Bilderserien zusammengestellt, aus denen eine bestimmte Verhaltungsweise nach allen Stadien ihres Ablaufs deutlich wird, so daß es gar nicht vieler erklärender Textworte bedarf. So sehen wir z. B. in neun photographischen Aufnahmen das Aufsuchen einer unterm Pappelholz verborgenen Pappelbocklarve durch eine Schlupfwespe und deren Eiablage nach Einbohren des Legestachels, oder in drei bis acht Aufnahmen das Verpuppen und Ausschlüpfen verschiedener Schmetterlingsarten, in acht Aufnahmen den Nestbau einer Wasserspinne, in je vier Aufnahmen das Netzweben einer Kreuzspinne, den Umzug eines Einsiedlerkrebses, den Fischfang einer Haarqualle. Gerade diese Wiedergabe tierischer Verhaltungsweisen in den einzelnen Stadien ihres Vollzugs ist für dessen völlig tatsachentreue Auffassung und sichertreffende Erklärung von dem allergrößten Werte. Selbst solche Beobachter, denen die betreffenden meist rasch sich abspielenden Vorgänge aus der häufigen Wahrnehmung in freier Natur schon vertraut sind, werden bei der langsam und genau prüfenden Betrachtung solcher photographischen Momentaufnahmen nicht selten noch eine Menge vorher unbemerkter Einzelzüge entdecken, gleichwie ja auch die Astronomen aus ihren Himmelsphotographien schon manches bisher unbekannte Gestirn aufgefunden haben. Erst recht wird natürlich der minder geschulte Beobachter an diesen Serienaufnahmen, die er ja nur durch allmähliches Durchgehen und Vergleichen sich wirklich zu eigen machen kann, eine ganze Menge interessanter Geschehnisse entdecken, die ihm draußen in der freien Natur gemeinhin vollständig entgangen sind und für die ihm erst jetzt die Augen geöffnet werden. Die unmittelbare Naturbeobachtung kann ja freilich auch durch die getreueste Abbildung und das treffendste Erläuterungswort niemals ersetzt werden. Wohl aber werden viele erst durch Werke wie das Meerwarthsche und Büchlein wie das Bartelssche* wieder zu frischer Beobach-

* Stuttgart 1910. E. Schweizerbart'scher Verlag. br. M. 3.80, geb. M. 4.60.

* Für Pflanzenfreunde sei auch noch einmal besonders auf die schon früher empfohlenen, in der Ausführung unübertroffenen Schultzschen ‚Naturkunden‘ (Verlag von Paul Parey, Berlin) hingewiesen; bisher 8 Hefte zu je M. 1.—, davon 5 botanischen Inhalts, 1 mit Bildern aus dem Insektenreich, 2 aus der Vogelwelt.

tungsfreude erweckt und darin wesentlich gefördert und bestärkt.

Dr. Max Ettlinger.

Kometen und Volksbewußtsein.

Gelegentlich der seit vielen Jahren für 1909 angekündigten und im September richtig eingetretenen Wiedererscheinung des Halleyschen Kometen greift mancher aus dem großen Heere der Gebildeten zu seinem Littrow oder Newcomb, wohl gar zu einem alten Diesterweg oder Mädler, und läßt sich erzählen, wie töricht doch in alten Zeiten das Volk gewesen ist, da es solche Gestirne als Boten übler Schicksale auffaßte oder als Zuchtruten des göttlichen Zornes; wie man Denkmünzen auf solche Ereignisse schlug, und wie sich selbst erleuchtetere Geister der Massensuggestion nicht entziehen konnten. Und dann schwelgen wir, geführt von unserem Popularisator, in Millionen von Kilometern, in Spektrallinien und Umlaufszeiten, ohne daß wir uns die Mühe gäben, uns auch nur die einfachsten geometrischen Verhältnisse, die für die Sichtbarkeitsfrage in Betracht kommen, wirklich klar zu machen.*

Ein großes Halloh ging vor einigen Wochen durch die Zeitungen. Die unwissende, abergläubische Bevölkerung der Hauptstadt Italiens hatte, so hieß es, mit wachsender Aufregung den von Tag zu Tag steigenden Glanz der Venus verfolgt, und sie hielt dieses Gestirn für den in Aussicht stehenden Kometen, dessen so gewaltige Lichtstärke sicherlich ganz etwas Schlimmes bedeutete. Diese Nachricht war ein Göttermahl für ein gewisses deutsches, besonders norddeutsches Publikum. Ohne den Scharfsinn der guten Romani di Roma übertrieben hoch einschätzen zu wollen, muß ich doch sagen, ich hätte lieber dieselbe Nachricht aus Berlin oder München datiert gesehen, und zwar als beglaubigte Nachricht. Denn trotz des faustdicken Irrtums hätte sie uns gezeigt, daß sich die Bewohner dieser Großstädte überhaupt um den Sternenhimmel kümmerten. Mit der Verwunderung, sagt Aristoteles, fängt das Philosophieren an, und hoffentlich hat das Verwundern wenigstens bei dem einen oder andern Römer die gute Wirkung, daß er sich in den allergewöhnlichsten Himmelserscheinungen, die nicht zu kennen jedem seiner vorchristlichen Ahnen den Vorwurf des Stumpfsinns eingebracht hätte, halbwegs zurechtzufinden sucht. In die angedeutete Phase kommt Venus sowohl als Morgen- wie auch als Abendstern etwa alle anderthalb Jahre, und sie wird alle acht Jahre sogar recht genau zu derselben Jahreszeit darin beobachtet. Wie vielen Gliedern des zeitungslesenden Volkes, die mit der reinsten aller Freuden die Nachricht über die Söhne des Romulus gelesen, ist dieser *einfache* Sachverhalt, sind überhaupt die Sichtbarkeitsverhältnisse der Venus bekannt, die doch nächst dem Monde der hellste Himmelskörper ist und in der mehrerwähnten Phase einen normalen Stern erster Größe mehr als fünfzigmal an Lichtstärke übertrifft! Wie viele können am Himmel selbst einen Fixstern von einem Planeten unterscheiden?

Flammarion, der geistvolle und kenntnisreiche, wennschon etwas phantastische Schriftsteller, hat schon vor einigen Jahren, wo dieselbe prachtvolle Venusphase sogar in der berühmten Kriegshafenstadt Cherbourg von Marinebeamten mißdeutet wurde, beredte Klage geführt, wie sehr doch unsere Kulturwelt in der Kenntnis der einfachsten astronomischen Dinge zurückgekommen sei. Zurückgekommen, nicht etwa nur zurückgeblieben! Und was die Kometen angeht, so haben die achtziger Jahre ganz helle gebracht, die aber, nach unserer sehr bestimmten Erinnerung, die meisten Städter kaum wirklich interessiert haben.

Den Freund einer sinnigen Naturbetrachtung kommt beim Buchen solcher Tatsachen das Gefühl an, aus dem Schiller seine Götter Griechenlands geschrieben hat. Die Natur ist entgöttert, nicht durch den Kultus

* Über den Ablauf der Erscheinungen in den nächsten Wochen handeln die Aufsätze in verschiedenen Zeitungen und Monatsschriften. Ein großer Teil unserer Leser wird in Nr. 19 der Kölnischen Volkszeitung vom 9. Januar eine von dem Verfasser der vorliegenden Zeilen herrührende orientierende Betrachtung gefunden haben, die an derselben Stelle ab und zu ergänzt werden soll.

des wahren Gottes, sondern durch den der Druckerschwärze und des Asphaltes. ‚Den Himmel überlassen wir den Engeln und den Spatzen', nicht nur den Himmel, der mit diesen schnöden Worten zunächst gemeint wurde, sondern auch dessen erhabene Offenbarung, den Sternenhimmel in dunkler Nacht. Dabei steckt das Geschlecht unserer Tage noch ganz friedlich in dem alten Aberglauben, über den es lächelt: Krieg mag der Komet nicht mehr bringen, aber ‚Pestilenz', warum nicht? Wir werden, wie uns die Zeitungen richtig vermuten lassen, um den 20. Mai 1910 von dem Schweife des Halleyschen Kometen überfahren werden; also, das kann man schon jetzt nicht nur hören, sondern auch lesen, hat er das abnorme Wetter vom Dezember und Januar auf dem Gewissen; und indirekt mag er dann auch wohl den Ärzten zu tun geben. Wenn er aber erst wirklich, dem freien Auge als sehr helles Objekt sichtbar, am Himmel prangt, dann werden es die Zeitungen schon leid geworden sein, von ihm zu erzählen, und wir brauchen uns keine Mühe geben, ihn zu sehen. Freilich, wenn wir dieses oder jenes ephemere Buch nicht gelesen haben, das man gelesen haben m u ß, wenn wir uns eine Denkmalsenthüllung oder das Auftreten einer Diva haben entgehen lassen, so haben wir einen bedauerlichen Bildungsmangel bekundet.

Woher, um ernst zu sprechen, diese notorische Abnahme der Vertrautheit des Menschen mit dem gestirnten Himmel, während das geographische und selbst das technologische Verständnis immer weitere Kreise erfaßt, besonders infolge der Zunahme der Reisen und des Sportes? Wo sich der Anteil verliert, da, sagt Goethe, verliert sich auch das Gedächtnis. Kalender, Karten und Uhren ersetzen uns im praktischen Leben den Himmel so vollständig, daß wir hier ohne ihn glauben auskommen zu können. Und für die wissenschaftliche Erfassung genügen uns die Bücher, während doch jeder angehende Apotheker lachen würde, wollten wir uns die Chemie oder Drogenkunde auf dieselbe Weise aneignen.

Eine zweite Ursache ist die im Interesse der Sicherheit des Verkehrs leider erwünschte beständige Vermehrung der künstlichen Lichtquellen. Sie entzieht dem Städter, zumal dem Großstädter, immer mehr den erhebenden Gesamtanblick des sternbesäten Himmelszeltes. Wer auf der Friedrichsstraße in Berlin stehen bleiben wollte, um nach einem hellen Stern auszuschauen, würde, auch abgesehen davon, daß man ihn die Verkehrsstörung übel entgelten ließe, sich lange vergeblich bemühen können.

Noch eine Ursache aber gibt es für die Unwissenheit des Stadtvolkes in astronomischen Dingen, und obgleich wir ihrer schon an mehreren anderen Stellen gedacht haben, soll es hier doch auch noch geschehen. Unsere höheren Schulen, denen man von der Stenographie bis zur Bürgerkunde, vom Esperanto bis zum Fußballspiel alles zuzuschustern liebt, vermitteln noch immer keine wirkliche Kenntnis der Gestirne. Die etwaigen Schwierigkeiten, die sich dem entgegenstellen, müssen in der Fachliteratur besprochen werden. Wir betonen nur die Tatsache. Es gibt genug Lehrer der Mathematik und Physik, die zwar den Zusammenhang der Gesetze von Kepler mit dem von Newton sehr wohl kennen und den Schülern beibringen, mit dem Planetenlauf selbst aber, wie er sich uns darstellt, so wenig bekannt sind wie mit der Mehrzahl der Sternbilder. Haben sie doch von diesen Dingen, die sie in der Prima lehren, selbst keine Kenntnis im Staatsexamen nachzuweisen gehabt, wenigstens nicht nach der in einem großen Teile Deutschlands geltenden preußischen Prüfungsordnung.

Wenn die heurige Wiederkehr des Halleyschen Kometen für das freie Auge den Erfolg hätte, recht vielen Gebildeten, besonders in unserem lieben Vaterlande, klar zu machen, daß zu einem harmonischen Ausbau ihrer Persönlichkeit auch die wenigstens gelegentliche Beschäftigung mit dem gestirnten Himmel gehört, nicht bloß das Lesen der darüber geschriebenen Bücher, so müßte man den Kometen als ein glückbringendes Gestirn bezeichnen. Er sollte uns

nicht nur für die bevorstehenden wenigen Wochen seiner Sichtbarkeit, sondern dauernd und gründlich erheben von dem harten Steinpflaster der Überkultur zum Firmamente des Himmels, aus den alkohol- und nikotingeschwängerten unteren atmosphärischen Schichten in die reine und frische Höhenluft!

Prof. Dr. J. Plaßmann.

Literatur

E. von Handel-Mazzetti, deren neuester Roman ‚Die arme Margaret' bereits im Dezemberheft eine vorläufige Würdigung gefunden hat, steht wieder einmal auf der ganzen Frontlinie des literarischen Lebens im Mittelpunkt der Diskussion. Worte der Bewunderung, aus tiefster Ergriffenheit gestammelt, sind nicht selten. Auch der sachlichste Analytiker fällt ab und zu aus dem Ton seiner Darlegung, wenn ihn die Erinnerung des im Geiste Durchlebten packt. Man mag sich noch so kühl vorrechnen, daß die Dichterin hier im Grunde das Thema von ‚Jesse und Maria' nur neu variiert und die Rollen der handelnden Personen anders verteilt habe, um das konfessionelle Problem auch von der andern Seite zu zeigen — das lebendig pulsierende Leben in diesem Werke spült wie eine heiße Springflut solche Erwägungen hinweg — und von einem ‚Problem' kann nur noch kaltherzige Schulmeisterei reden. Wie aber soll man nennen, daß man die Dichterin neuerdings sogar mit ketzerrichterlicher Miene anfährt und ihr das durch seinen Mißbrauch bald inhaltsleer erscheinende Wort ‚modernistisch' entgegenschleudert. Der erste, der keine Bedenken trug, es öffentlich zu tun, ist der Freiburger Professor Kaspar Decurtins. Was er als Beweise vorbringt, ist so hinfällig und beruht auf so elementarem Unverständnis, daß es sich nicht verlohnt, dagegen ernstlich Stellung zu nehmen. Die ‚Züricher Neuesten Nachrichten' brachten daher auch gleich nach dem Referat über diese befremdliche Verlautbarung eine Entgegnung (28. Dezbr. 1909) aus der Feder eines ‚angesehenen katholischen Gelehrten', welcher von der Redaktion selber als ‚kompetent' bezeichnet wird. Darin heißt es, nachdem die Zeichnung der wenig erfreulichen katholischen Zustände in damaliger Zeit als historisch richtig erklärt worden:

‚Wenn wir das nicht mehr vertragen können, dann müssen wir auf eine künstlerische und ebenbürtige Literatur verzichten. Es ist nicht Aufgabe des Romans, die objektive Wahrheit des Glaubens zu beweisen, und diese Frage wird hier auch gar nicht berührt. Wer sich seine religiösen Wahrheiten und Überzeugungen aus Romanen holen will, dem ist allerdings nicht zu helfen. Der einzige Vorwurf, den man billigerweise gegen „Jesse und Maria" erheben kann, besteht meines Erachtens darin, daß es kein Roman katholischer Tendenz ist, was man vielleicht irrigerweise hineingelegt hat. Allein ist deswegen der Roman glaubensfeindlich, modernistisch? Dann müßte man aus der katholischen Literatur alles ausstreichen, was sich dieser Tendenz nicht unterordnet. Die Tendenz ist aber nie ein künstlerisches Element; wir beklagen uns mit Recht, wenn sie gegen uns und die katholische Kirche angewendet wird, warum sollen wir in den gleichen Fehler fallen und alles verketzern, was sich nicht zur Tendenzschriftstellerei hergibt.'*

* Unmittelbar vorm Druck dieses Bogens wird in den ‚Neuen Züricher Nachrichten' (13. Januar) ein Privatbrief E. von Handel-Mazzettis veröffentlicht, worin diese gegenüber der sie ‚tiefbetrübenden Verdächtigungen' erklärt: ‚Meine Kunst ist aus katholischem Glaubensempfinden entsprossen. Risse man sie aus diesem Nährboden, so entzöge man ihr das *wichtigste Lebenselement*, ja man würde sie *töten*. Daß in einem umfassenden Weltbilde Licht und Schatten allen Parteien in gleichmäßiger Gerechtigkeit zugeteilt werden müssen, wird kein Wahrheitsfreund verneinen; unter diesem Gesichtspunkte habe ich die Charakterzeichnung in „Jesse und Maria" vorgenommen. Es ist wohl möglich, daß mich das Streben nach Unparteilichkeit an einigen Stellen die Gesamtwirkung *vergessen* ließ. Aber ist dies ein Grund, so schwere Anklagen gegen mich zu erheben, wie es von Freiburg aus geschah?' *Jeden Modernismus lehnt* sie als skeptisch, kritisch, zersetzend und deshalb kunstfeindlich *ab*: ‚Wäre meine Kunst modernistisch, so wäre sie blutlos, machtlos.' ‚Meine Kunst kniet vor dem Tabernakel, sie verehrt das göttliche Herz Jesu und Maria, die heiligste Jungfrau . . . Sie wird immer dem katholischen Glauben gehören.' — Als ob die Werke dies nicht alles ebenso klar und deutlich gesagt hätten! O, der Schwachgläubigen, die *Worten* mehr glauben als *Werken*!

Diese Stimme zugunsten der großen Österreicherin ist glücklicherweise nicht die einzige aus der Schweiz. Die literarisch Gebildeten unter den Katholiken dieses kleinen Landes rühren sich sogar tüchtig, was man von denen Österreichs bis jetzt leider noch nicht sagen kann. Außer der ‚Salzburger Chronik', worin Johannes Eckardt für die Dichterin und ihr letztes Werk furchtlos eintritt, ist uns kein österreichisches Organ katholischer Richtung zu Gesicht gekommen, das sich auf der Höhe des Verständnisses seiner genialen Landsmännin zeigte. Im ‚Gral' wird ihr — es klingt kaum glaublich — der Rat gegeben, doch künftig mehr Rücksicht auf die Familie zu nehmen, denn die literarisch Gebildeten hätten genug Werke zur Verfügung, gute Familienlektüre aber fehle! Als ob die ‚arme Margaret' nicht selbst in jeder Familie gelesen werden dürfte, ja müßte! Es ist wirklich schwer, hier keine Satire zu schreiben. Eine tiefgreifende Würdigung des Romans brachte das ‚Baseler Volksblatt' (19/21. Dez. 09). Wie Dr. Kedeis es versteht, den Organismus des Werkes zu zerlegen und doch das innere Leben fühlbar zu machen, kann als mustergültig bezeichnet werden. Wir heben nur zwei Stellen heraus:

‚Das stille, große Wort von der Nachfolge ordnet die Komposition der Werke Handel-Mazzettis. So dramatisch gebändigt auch der künstlerische Rahmen der „armen Margaret" ist, so weit geöffnet sind dennoch Eingang und Ende für die Idee: Wie ein Fremdling in eine Stadt, so tritt der Genius der Liebe und hilflosen, aber trotzdem siegreichen Reinheit in diesen Roman in einer wilden Zeit. Unerkannt wird er in wenigen verkörpert und gemartert, deren Seelen ihm folgen. Und die Masse des Volkes, die meisterhaft in den künstlerischen Banden des Romans wie in den Fesseln sinnlicher Enge liegt, wird von der Tragik, die sie mitbereitet, nur flüchtig bewegt. Sie ist bald gut, bald schlecht, stark und feige; aus ihrem Schoß wächst die Güte und die Schuld; und beide versteht sie nicht mehr, wenn sie in einzelnen das Mittelmaß überschreiten. Die vox populi ist vox dei und vox diaboli, blinde Gerechtigkeit und blinde Ungerechtigkeit. Vielleicht geht ein Schauer seltsamer Verwunderung über die Masse, wenn in ihrer Mitte ein einzelner unterm Kreuz zusammenbricht; eine Ahnung, daß ein Atom ihres komplizierten Wesens hier groß geworden ist und Verkörperung gefunden hat, setzt sie in Unruhe. Aber den Zug der sieghaften Seelen aus dem tragischen Geschehnis, jene Wanderung des Fremdlings durch beide Tore bemerkt sie nicht. Sie versteht ihre Kinder nicht mehr, wenn sie wahrhaft groß geworden sind.'

Als Dr. Kedeis die letzten Worte niedergeschrieben hatte, empfand er sie offenbar symbolisch auch im Hinblick auf das Schicksal der Erzählerin; denn er stellt die Frage: ‚Wollen die Kritiker an der Dichterin selbst in ähnlichem Sinne Justiz üben?' Die Antwort hatte er schon vorher gegeben:

‚Mit Verwunderung hörte ich, daß einige Rezensenten ihren Geist auf die Suche schickten, religiöse Mängel an dieser tiefkatholischen Dichterin zu entdecken, über die sie gewiß sehr erstaunt wäre. Ich lehne jeden Versuch, in Enrica v. Handel-Mazzetti die (durch sie sich hoch erhebende) katholische Dichtung zu schädigen, als Kurzsichtigkeit ab. Diese Dichterin hat kein „Thema", das man angreifen könnte, keine „Philosophie", über die man zu streiten geneigt wäre. Sie ist die Gestalterin einer großen Liebe und Güte in Menschen, die sie zur Höhe ihrer eigenen Gesinnung langsam emporführt. Und daß die Fülle dieser Liebe und Güte im Menschen zwar eine sehnsüchtige, wunderbare, aber notwendigerweise tragische Verkörperung erhalten muß, ist ihre „Idee".'

Als dritter sei hier noch ein Artikel der ‚Schweizerischen Rundschau' (Heft 1, 1909/10) angereiht.* Ed. Korrodi gibt dort ‚erste Eindrücke' wieder. Es sind Worte der Ergriffenheit, die man in ihrer ursprünglichen

* Über einen seltsamen Artikel des gleichen Heftes, den Dr. A. Gisler ‚Ein sonderbares Kapitel bei Karl Muth' überschrieben hat werden wir später berichten, wenn auch die Antwort Karl Muths erschienen sein wird.

Form an Ort und Stelle nachlesen mag. Nur eine sehr richtige Erwägung sei hier herausgehoben: ‚Während viele unter uns reden und immer reden, den Dichtern die Marschroute vorschreiben wollen, jammern und unmännlich klagen über die Rezensenten, die noch nicht verhinderten, daß bedeutende Werke sich Anerkennung erzwingen konnten, ist in aller Stille ein grandioses Kunstwerk uns erstanden. Es ist eine Ros entsprungen unter kritischen Disteln und Dornen.' — Man weiß, gegen wen sich diese Bemerkung des ehemaligen Gral-Mitarbeiters richtet, und wer es nicht wüßte, der erführe es aus der Parallele, die Korrodi zwischen dem ‚großen Talente der Meisterin der „Armen Margaret" und dem auf dichterischem Gebiet geschäftig sich bewegenden Dilettanten R. v. Kralik' zieht. Nämlich zu gleicher Zeit, da Handel-Mazzettis Roman in der ‚Deutschen Rundschau' endete, ‚erfreute oder amüsierte' die Erzählung ‚Friedrich Barbarossas Kreuzzug' von R. v. Kralik die Leser des Grals, ‚je nach der Geschmacksrichtung der Leser'. ‚Da tischt uns ein Dichter alte Annegarngeschichten auf. Kein Funken von Erzählung, kein feiner, dem Leben abgelauschter Dialog, keine kulturgeschichtliche Untermalung, eine lange Reihe von Gestalten, die wir nur dem Namen nach kennen. — R. v. Kralik nennt C. F. Meyers „Heiligen" ledern, aber er, dem kein Bild, kein Vergleich gelingt, hätte bei diesem Dichter „Dichtersprache" borgen können. Daß Kralik kein Dichter ist, beweist sein Stil.' — Die Beweisführung, die nun folgt, geht auf die Sache, geht auf den Nerv; sie ist, wenn nicht erschöpfend (wer möchte sich auch an einer solchen Aufgabe — erschöpfen!), so doch überzeugend. Alle Achtung vor den Motiven dieser Kritik! Sie sind klar und — sauber: ‚Darf denn ein Geist nicht zürnen, wenn man Dilettantenwerk in bedauernswerter Verblendung preisen hört zum Schaden der wirklich echten Dichterwerke?'

So regt sich allenthalben eine bessere Erkenntnis. Was man auch vom ‚Literaturstreit' rede, die Sache ist längst entschieden. Sie ist entschieden zugunsten derjenigen, die den Blick und den Mut hatten, einzutreten für das Große und Echte, das aus der Tiefe des katholischen Lebens zum Lichte drängt. Dank einer Handel-Mazzetti ist die praktische Lösung der Frage angebahnt. Aller Streit kann nur noch unfruchtbares theoretisches Gezänke oder ein Kampf um Persönliches sein. Daß er es ist, zeigt ein Buch, zu dem wir kurz vor Redaktionsschluß nachstehend nur einige Glossen geben können.

Der katholische Literaturstreit und Nanny Lambrecht nennt Richard Knies ein soeben erschienenes Buch von 282 Seiten (Verlag von Hermann J. Frenken, Cöln-Weiden), das man, besonders in seinem ersten Teil — der zweite ist nicht so leicht zu erledigen — nur dann gerecht beurteilen wird, wenn man nicht fürchtet, sich einmal auf den Standpunkt des Verfassers zu stellen, der sich durch die Beantwortung der Frage ergibt, ob der Streit in seinem gegenwärtigen Stadium noch Aussichten biete, durch sachliche Klärung geschlichtet zu werden oder nicht. Knies und viele, die die Dinge aus der Nähe zu beobachten Gelegenheit haben, mit ihm, glauben nicht mehr an die Sachlichkeit der Motive der Wiener und mancher ihrer Mitläufer. Knies schreibt: ‚Man wird mir vielleicht einen Vorwurf daraus machen, daß ich den Strom der Literaturdebatten mit voller Absichtlichkeit auf das rein persönliche Gebiet abgelenkt habe. Es geschah nicht aus Sensationsgelüsten. Nach der Lektüre der Kralikschen Schrift war es mir klar, daß von strenger Sachlichkeit keine Rede mehr sein konnte. In dieser Überzeugung bestärkten mich die Erfahrungen mit Eicherts Doppelnatur. Und die Konsequenz war eben die, den Streit vollends in die Bahnen zu drängen, auf denen allein er zum Austrag kommen kann' (S. 104). Aus einem ‚häßlichen versteckt persönlichen' soll ein offen und ehrlich geführter persönlicher Kampf werden.

Man braucht diesen Standpunkt nicht zu billigen und wird ihn doch verstehen

können. Wir selber haben keine Lust, ihn zu teilen. Was bezüglich des Persönlichen zu besserem Verständnis gesagt werden mußte, hat Prof. Spahn in der Besprechung des Kralikschen Pamphlets (September 1909) gesagt. Knies meint, die Gralleute möchten auf seine Auslassungen hin ‚das etwa in ihrem Besitze befindliche Material, das ... die Hochlandrichtung ähnlich oder gleich belastete, veröffentlichen'. Wir können ruhig sagen: Nur zu! — Zur Inhaltsübersicht der Kniesschen Publikation hier die Hauptkapitel: ‚Karl Muth. Hochland. Der neue Kurs. — Die Jesuiten und die „Stimmen aus Maria Laach". — Der „Gral". R. v. Kralik. „Über den Wassern". — Die Privatpolitik des Gralredakteurs. Gralpraktiken. — Ansgar Albing als Parodist. — Dr. Armin Kausen als Literaturanwalt. Ein goldener Mittelweg? M. Herbert, L. Krapp, P. Schmidt. — Konviktsrektor P. Anheier. Der ‚Leuchtturm'. Eine ‚junge Garde'? — Das letzte Kapitel wird man besonders nachdenklich lesen. Es heißt darin mit Bezug auf die bedauerlichen Versuche, schon die urteilsunfähige Jugend in dem Streit auf die Gralseite festzulegen, durchaus richtig: ‚Solange diese Jünglinge Pennäler sind, werden sie ja wohl in ihrer treuherzigen Täppigkeit auf das Wort ihres Leuchtturmmeisters schwören und das Graldogma als Richtschnur alleinseligmachender Literaturbetätigung anerkennen. Wenn aber dann die Universitätsjahre sie von jedem Gängelband befreien, werden sie zur Erkenntnis kommen, daß die Dinge im krassen Lichte der Lebenswirklichkeit doch ganz anders aussehen als in den mystisch-bengalischen Flammengarben des Gralleuchtturmes. Das grelle Tageslicht wird sie dann blenden und verwirren.' Diese Befürchtung hören wir nicht zum erstenmal äußern; sie wird von vielen geteilt, die mehr überschauen als die allernächsten paar Jahre. — In eine Kritik des Kniesschen Buches können wir jetzt nicht eintreten. Es gäbe manches zu beanstanden, worauf wir vielleicht bei Besprechung des zweiten, Nanny Lambrecht gewidmeten Teiles zurückkommen. Seltsam klingt es, wenn Knies, der eine Klärung der Lage nur aus einer persönlichen Zuspitzung des Kampfes erwartet, auch bei mir ‚verdeckt persönliche Befehdung' entdeckt haben will. Ich bedaure daß er keine Einzelheiten anführt. Ich habe einmal in diesen Heften eine Tatsache mitgeteilt, die geeignet war, auf einen mit den gröbsten Mitteln der Verächtlichmachung und Verdächtigung arbeitenden Gegner ein persönlich aufklärendes Licht fallen zu lassen. Das war ich meiner Sache schuldig gegenüber einer Kabale, die damals nur so als Kabale gekennzeichnet werden konnte. Aber mit dieser einen — schlechthin provozierten — Feststellung war alles Persönliche für mich endgültig erledigt, und ich habe mich seitdem — wie auch die ‚Akadem. Monatsblätter' (15. Dez. 1909, S. 44) hervorheben — der strengsten Sachlichkeit beflissen. Das gibt Knies an anderer Stelle auch uneingeschränkt zu. Wenn er an gleicher Stelle die Tatsache, daß ich bei Domanigs ‚Tiroler Freiheitskampf' als Verlagsort Innsbruck, bei der ‚Lieben Not' überhaupt keinen Verleger angegeben habe, etwa im Sinne einer Geringschätzung interpretiert, so genügt es, dagegen festzustellen, daß das erstgenannte Werk damals, als ich den ‚Freiheitskampf' zitierte, in der neuen Ausgabe des Köselschen Verlags noch gar nicht vorlag, während es sich bei der ‚Lieben Not' einfach um ein gänzlich absichtsloses Versehen handelt. Glaubt man denn im Ernst, daß ich mich mitverantwortlich fühlte für das, was der Verleger des ‚Hochland' neben diesem verlegt? Und mein Urteil über Domanigs ‚Freiheitskampf' ist doch wahrlich nicht derart, daß ich den Verlag damit hätte kompromittiert halten können! Mit Verlaub, — hier wird die Sache kleinlich, und ich breche ab. Möge das Kniessche Buch die Erwartungen seines Verfassers rechtfertigen; es könnte niemand lieber sein als uns; aber wir glauben nicht daran. Ein Literaturstreit besteht für uns nicht. Denn bei jedem Streit kommen mindestens zwei in Frage, die zusammen streiten. Wir haben gesagt, was zu sagen war, und damit genug. Mit den Wienern

von hier aus zu streiten, haben wir schon vor mehr als Jahresfrist abgelehnt, — und dabei bleibt es. M.

Die Tiroler Jahrhundertfeier überragte die Bedeutung eines pietätvollen Festes, weil sich in ihr die Tiroler Volksseele lebendig offenbarte, weil all die Freude zum Jubiläum mehr war als ein aufgefrischtes historisches Erinnern. Die Tiroler sind konservative Naturen, sie halten am Erworbenen mit einer Zähigkeit fest, die im modernen Welttreiben unmöglich ist. Ihre Volksseele ist durch die Berge in etwas von der anderen Welt abgeschlossen und hat daher ihre Eigenart, ihre Geschichte lebendig bewahrt. Denn sie war immer auf sich selbst angewiesen und hat daher sich selbst nie vergessen. So ist die geschichtliche Tradition vom Freiheitskampfe in den Tirolern eine Saite ihrer Seele; sie klingt mit, so oft nur ein Sänger das Thema von 1809 anschlägt. Es mag in dieser Lebendigkeit des Stoffes der Grund liegen, warum der Freiheitskampf der Tiroler mehr in Liedern, in Schauspielen skizziert, als in epischen Darstellungen erzählt, in Romanen dargestellt wurde. Es ist nämlich die Voraussetzung genau so, wie sie bei den Rhapsoden, bei den Sängern des Mittelalters war: Die Zuhörer kennen den Stoff; das Volk will nur die Geschichte aus Dichtermund variiert hören und hat dessen nie genug; denn der Stoff ist von seiner Liebe durchtränkt, und wie könnte es einmal das Thema seiner Liebe nicht hören wollen? Zu dieser geschichtlichen Tradition tritt das Moment der Volkspoesie überhaupt: das Umspinnen des Stoffes mit Goldfäden der Phantasie, sagenhafter Legende, wobei sich selbstverständlich des Volkes Eigenart offenbart. Deshalb will der Tiroler keinen historischen Andreas Hofer; er will eine Heldengestalt, die *seine* Seele hat; und diese Heldengestalt braucht nicht in allen charakteristischen Zügen vor ihm zu stehen; er hat sie ja in sich; er braucht nur einen begeisternden Sänger, der schöne Momente aus der Geschichte des Helden auslöst und die Phantasie anregt. Das Andreas Hofer-Drama lebt im Volke; es ist noch gar nicht geschrieben; es müßte den Tiroler selbst zum Gegenstande haben. Und den wird vielleicht ein Tiroler selbst nicht zeichnen können, weil ihm die Notwendigkeit der Entfernung vom Gegenstande fehlt. Das Thema des Freiheitskampfes ist ein Beispiel, wie sich das Volk seine Geschichte macht und wie es sich in ihr offenbart. Ich bewerte die einschlägige Tirolerpoesie von dem Gesichtspunkte aus und komme dann zu einer Hochschätzung von Karl Domanigs Trilogie ‚Der Tiroler Freiheitskampf'. Damit ist aber das literarische, ästhetische Urteil noch nicht gegeben. Das möchte ich später einmal im Hochland formulieren und in eine Studie über Karl Domanig überhaupt einfügen. Diesmal kommt es nur darauf an, zu sagen, wie die Tiroler begeistert waren, als man nach vielen Schwierigkeiten Karl Domanigs Trilogie in Innsbruck aufführte. Das Werk, in dem die Liebe zum Heimatlande, zum Vaterlande, zum Kaiser, die Treue und Liebe zu Gott Untertöne der Ereignisse sind, rief das in allen Tirolerherzen schlummernde Echo wach. Und so ist Karl Domanigs Trilogie die bedeutendste Erscheinung zum Jubiläum geworden.

Ich habe auch noch andere Veröffentlichungen von Tirolern 1909 gelesen; meist Sachen, die im Volke wohl gelesen werden, die aber sonst bedeutungslos sind; u. a. Reimmichls ‚Die schwarze Frau'.

Junge Sängerkehlen haben sich zu einem Ständchen vor dem Tiroler Adler zusammengetan; der im ‚Hochland' schon genannte Josef Weingartner hat den Chorus dirigiert; er nannte sich ‚Das jüngste Tirol' und hat sein Liederbuch bei Alber in Ravensburg in schönem Drucke, aber mit unbeholfenen Bildern herausgegeben. Zwei Stimmen scheinen mir aus diesem Chorus zu klingen; es sind Oswald Menghin und Josef Weingartner, der als Dirigent wacker mitgesungen hat. Menghins Gedichte im ‚Jüngsten Tirol' haben zum Teil die Flamme eigenen Erlebens, und die sind sehr schön

volksliedartig und sangbar; zum Teile macht er Gedichte und sinkt dann zu den anderen Stimmen des Chorus hinab, von denen mir nur Julian Baumgartners ‚Verinnerlichung' wertet. Josef Weingartner ist eine feine lyrische Natur; er hat Stimmung und kann sie lebendig machen; die Erlebnisse aber lösen sich ihm auch in bloße Stimmungen auf; dann wird er schüchtern; etwas mehr Realismus wünschte ich ihm. Aus dem ganzen Buch klingt aber der Volkston, ob er nun eine schöne Weise findet oder nicht. Und so ist das Büchlein ein Abbild der Tiroler Jahrhundertfeier, bei der aus allem Festgepränge die Volksseele leuchtete.

Johannes Eckardt.

Theater

Vom Münchner Schauspiel. Man kann unmöglich einen Rückblick über die Ereignisse des abgelaufenen Vierteljahres auf dem Gebiete des Schauspiels geben, ohne des Todes Clara Zieglers wenigstens kurz zu gedenken. Die große Tragödin gehörte ja nicht mehr dem aktiven Personal einer Bühne an, und auch der Kreis jener Theaterbesucher, welche die Münchner Heroine in ihrem schönsten Glanze gesehen haben, hat sich schon recht stark gelichtet, aber der Tod der edlen Künstlerin hat doch weite Kreise seltsam bewegt. Man sagte sich: mit diesem Ehrenmitglied der Münchener Hofbühne ist wirklich einer der letzten großen Zeugen einer größeren Zeit als die unsere dahingegangen. Vielleicht die letzte große Heroine klassischen Stils. Unser modernes Theaterpublikum ist ja leider in einer gründlichen Verachtung aller Klassizität erzogen worden. Mit dem bequemen Schlagwort ‚falsches Pathos' glaubt man eine große, von unsern Klassikern ausgehende Tradition abtun zu können. Den literarischen Realismus und Naturalismus fangen wir an zu überwinden, wie unsere Philosophie den Materialismus eigentlich schon überwunden hat; auf den Brettern aber herrscht noch der platteste Naturalismus, er ist ja so bequem. Wer deutlich für das Publikum spricht und spielt, ist ein Komödiant alten Stils, nur wer, mit Vorliebe den Rücken gegen das Auditorium gekehrt, für sich und die Mitspielenden flüstert, sonst aber unverständlich bleibt, ist ein wirklicher ‚Menschendarsteller', eine Individualität, wie das Schlagwort lautet. Schillers Verse werden wie die gemeinste Prosa heruntergehudelt. Wehe dem, der es wagt, dem Dichter zu geben, was des Dichters ist. Noch gibt es Ausnahmen; als aber eine Clara Ziegler wirkte, war die Ausnahme noch die Regel, und sie selbst war eine der reinsten und größten Priesterinnen des Dichterwortes. Sie ist an Schiller und Grillparzer groß geworden. Des letzteren Medea wurde sozusagen ihre Leibrolle, in der sie wohl halb Europa gesehen hat und als welche sie auch in der Ahnengalerie unseres Hoftheaters für alle Zeiten, leider nicht gerade sehr würdig, verewigt ist. Es sei ja zugegeben, daß bei der Ziegler mitunter der Sinn des Wortes neben dem Klang zu kurz kam, daß sie sich und ihre Zuhörer an der Musik ihres großen edlen Organs manchmal zu sehr berauschte, gewissermaßen hypnotisierte, aber — ich kann mir nicht helfen — ist dieses Manko, auf dessen Gefahr schon Laube bei ihr hingewiesen, nicht tausendfach harmloser und erträglicher als das Gegenteil: Die Verrohung und Verrottung der heutigen Bühnensprache, die in den allermeisten Fällen nichts anderes ist als eine Not zur Tugend gemacht. Weil die Herren und Damen entweder kein Organ haben oder, was noch öfter vorkommt, nichts gelernt haben, deshalb und nur deshalb halten sie schön und deutlich sprechen für stillos und für einen überwundenen Standpunkt. Die Heroinen sterben aus, und die großen Gestalten des klassischen und antiken Dramas finden ein kleines Geschlecht für ihre Darstellung. Da ziemt es uns wenigstens des Hingangs der letzten großen Priesterin einer fast schon verklungenen Kunst dankbar und trauernd zu gedenken.

Die Feier des 150. Geburtstages ihres Schiller, dessen Büste das Foyer ihrer Villa

an der Königinstraße ziert, hat sie noch erleben dürfen. Es war die rechte Liebe nicht. Der Festakt im Odeon war nicht ohne Weihe, aber Schiller kann man eben nicht im Konzertsaal, am allerwenigsten durch die Lisztsche Vertonung seiner großen Gedankendichtung ‚An die Künstler', sondern nur im Theater feiern. Natürlich hatten die Theater auch ihren Schillertag. Im Hoftheater wurde er durch eine Neuinszenierung des Tell gefeiert. Es gab neue Schweizer Dekorationen. Seinerzeit hatte König Ludwig II. seine Theatermaler in die Schweiz gesandt, um zum Tell echte, an Ort und Stelle aufgenommene Szenerien für sein Hoftheater zu erhalten, denn Ludwig II liebte seinen Schiller über alles. Diese Dekorationen haben bis heute im Schillerschen Schauspiel wie in der Oper Rossinis ihre Dienste getan. Nun sehen sie etwas hergenommen aus, hätten uns aber noch lange genügt. Man ist aber jetzt in dekorativen Dingen sehr empfindlich geworden, namentlich seit der Ära Reinhardt im ‚Künstlertheater'. Daß die Szene meist vereinfacht und verengert wird, ließe man sich als eine vernünftige Nachahmung wohl gefallen. Leider reißt aber der naturalistische Sprechstil auch bei uns und auch bei der Aufführung Schillerscher Stücke immer mehr ein. Es ist zwar noch nicht behauptet worden, aber ich glaube doch nicht so ganz unrecht zu haben, wenn ich dies zum Teil auch mit einer gewissen deutschen Stammespsychologie in Zusammenhang bringe. Ehemals setzte sich unser Theaterpersonal vorwiegend aus Süddeutschen und Österreichern zusammen, jetzt steuert der Norden und speziell die Theaterstadt Berlin das größte Kontingent bei, und für den jungen Nachwuchs dort ist Reinhardt Gott und Prophet zugleich. Also auch der Wihelm Tell wurde in vielen entscheidenden Rollen möglichst ‚modern' gegeben. Uns waren die alten Dekorationen und noch mehr die alte Besetzung lieber. Der bisherige Rechtsanwalt Ulmer ist, so redlich strebend er sich bemüht und so gut manche Einzelheit war, für den Tell eben doch nur ein Anfänger, und der Geßler des Herrn Steinrück ist ganz bestimmt mit Kgl. preußischer Militärmilch aufgezogen worden. Etwas Trockeneres als diesen Darsteller kann man nirgends sehen. Man nennt das jetzt Individualität. Gewiß ist das Individualität, und sogar eine so starke, daß Herr Steinrück eben in allen Rollen Herr Steinrück bleibt: er zwingt eben alle zu seiner Individualität herunter. Wenn ich recht berichtet bin, hat er in Berlin selbst nur für einen ausgezeichneten Episodenspieler gegolten. Hier, in der ‚Provinz', ist er aber das Heil für alles. — Das Schauspielhaus feierte Schiller durch eine Aufführung von ‚Kabale und Liebe', auch mit neuen Dekorationen, nach Chodowiecki, natürlich erst recht realistisch. Von einem Theater, welches das ganze Jahr fast nur die gewagtesten französischen und nichtfranzösischen Cochonnerien aufführt, kann man natürlich nicht verlangen, daß es Schillern gerecht werde. Wirklich Schillerisch war eigentlich nur der Ferdinand; der Hofmarschall Kalb wurde in Waldaus Darstellung zum tanzenden Clown. Aber dem Publikum des Schauspielhauses gefiel es sehr.

Im übrigen bemüht man sich in unserem Hofschauspiel sichtlich, dem Schauspielhaus und seiner Novitätenjagd wirksam Konkurrenz zu machen. Dr. Kilian, der insbesondere mit Shakespeare tüchtig ins Zeug geht, hat im Hoftheater den Julius Cäsar, im Residenztheater ‚Der Widerspenstigen Zähmung' herausgebracht, beides mit Erfolg. Für ersteren hatten wir wenigstens einen guten Brutus (Jacobi) und Antonius (Lützenkirchen). Die Widerspenstige wurde zum ersten Male nach dem von Kilian eingerichteten Original gegeben, also mit dem dazu gehörigen Vorspiel. Das nicht von Shakespeare herrührende, seiner älteren Quelle entnommene Nachspiel aber würde ich weggelassen haben. Wenn ich nicht irre, hat Kilian selbst in seinen ‚Dramaturgischen Blättern' für die Weglassung gestimmt. Auch hier war der Petruchio Lützenkirchens so ziemlich das Beste an der Vorstellung. Daneben gab es noch an will-

kommenen Neueinstudierungen Hebbels düstere Maria Magdalene in einer zum Teil recht guten Aufführung. Gemischter war das Repertoire der Novitäten des kgl. Residenztheaters. Des feinsinnigen E. v. Keyserling freilich vielfach anfechtbares Drama ‚Peter Hawel‘ verschwand recht bald. Dafür wird Alexander Bissons, des lustigen Bisson, Schauer- und Kriminaldrama ‚La Femme X‘ (Die fremde Frau) heute noch gegeben — Margarete Swobada hat darin eine ‚Bombenrolle‘ — ebenso wie die etwas schale Komödie ‚Des Pfarrers Tochter zu Streladorf‘ von Max Dreyer, die gewissermaßen die umgekehrte Hebbelsche Maria Magdalene vorstellen könnte. Meister Anton ‚versteht die Welt nicht mehr‘, und daran geht seine Tochter zugrunde; der Pfarrer zu Streladorf versteht seine Welt besser, und sein gefallenes Töchterlein darf an seiner Seite weitergedeihen. — Weit höher als der neueste Dreyer steht uns die harmlose, aber saubere Komödie ‚Per Bunkes Vorgeschichten‘ von Anker Larsen und Egill Rostrupp, die im Schauspielhause viel Erfolg hatte und gut gespielt wurde. Ein unterhaltendes Stück nicht ohne Geist, aber ohne Zoten. Das Stammpublikum kam deshalb nicht so ganz auf seine Rechnung, und ein großer Teil der Tageskritik machte das Stück unglaublich schlecht. Literarischen Anstrich hatte die Première des damals gerade in Paris auf den Tod kranken Björnson: ‚Wenn der junge Wein blüht‘. Bei allem Respekt vor dem Namen des großen Norwegers stimme ich da, umgekehrt, mit dem allerdings etwas reservierten Lob meiner kritischen Kollegen nicht überein. Ehrlich gestanden ist diese Komödie trotz einzelner hübscher Gedanken, die wie Fettaugen in einer unendlichen Suppe schwimmen, ein furchtbar langweiliges und etwas konfuses Greisenprodukt, das sich nirgends halten lassen wird. Im Grunde ist es auch frivol; Frivolität verzeiht man aber eher noch der brausenden Jugend als dem bedächtigen Alter. Ich meine da nicht so sehr den hier überaus geschwätzigen Dichter als vielmehr die Marionetten seines Stückes. Im Schauspielhause führte auch der Neue Verein die Frösche des Aristophanes auf in einer ganz geschickten, schonenden Bearbeitung des Originals, aber mit unzureichenden Mitteln. Die drei zu diesem Zwecke aus Darmstadt gekommenen Berufsschauspieler stachen so sehr von den traurigen Dilettanten, welche die übrigen Rollen innehatten, ab, daß man zu keinem Genuß kommen konnte. Gegenwärtig beherrscht aber ‚Der König von Paris‘ (Le roi) von Caillavat, Flers und Arène das Repertoire — eine überaus freche Satire auf das Königtum, wie aber auch auf die Republik. In Paris wurde der König in der Maske des Königs von Belgien gespielt, eine durch das Stück gar nicht motivierte Geschmacklosigkeit. Hier unterließ man dies. König Leopold war eben gestorben. Trotz aller Frechheit ist viel Geist und Wahrheit in dem Stück, das läßt sich nicht leugnen; aber geschmackveredelnd wirkt es nicht, ebensowenig wie ‚Die Dame von Maxim‘, die ein junger, talentvoller Pariser Gast, Madeleine Dolley, mit ihrer Gesellschaft und mit kaum je dagewesener Ausgelassenheit spielte. Ein anderer, harmloserer Gast, unser Konrad Dreher, hatte im Gärtnerplatztheater minderen Erfolg als sonst. Das Publikum will ihn in seinen alten berühmten Rollen sehen, und er bringt neue, zum Teil französische Schwänke. Man schied aber voneinander mit dem Wunsche auf ein gesünderes Wiedersehen.

Alfred Frhr. v. Mensi.

Kunst

Die Berliner Florabüste. Seit mehreren Monaten werden die Leser aller deutschen und englischen Zeitungen und Zeitschriften mit dem Für und Wider über die ‚Florabüste des Berliner Kaiser Friedrich-Museums‘ geplagt. Autorität kämpft gegen Autorität, wissenschaftliche und technische Untersuchungen werden angestellt, protokolliert und publiziert, das verehrte Publikum aber schaut dem Kampfe zu wie einem Box-Match und amüsiert sich, wenn die Kämpfer wuchtige Hiebe austeilen. So kompliziert

ist der Fall geworden, daß ein kurzer Leitfaden durch dies Labyrinth manchem erwünscht sein dürfte. Nicht als ob eine sichere Entscheidung heute schon getroffen werden könnte — wahrscheinlich wird sie niemals getroffen werden!

In einem Laden in Kingstreet, London, entdeckte vor geraumer Zeit Herr Murray Marks eine ziemlich zerstörte Wachsbüste, die Halbfigur einer Flora. Wegen ihres bejammernswerten Zustandes war sie unverkäuflich geblieben. Sie stammte aus einer Versteigerung eines Mr. Walter Long in Southampton, wo sie zum Preise von 21 Mark abgegeben wurde und niemand wollte mehr daran wenden. Da erkannte Herr Murray Marks in dieser unansehnlichen Ruine gewisse Züge und Bewegungen, die ihn an Leonardo gemahnten. Er kaufte sie und bot sie dem Geheimrat Bode aus Berlin an, der nun seinerseits sich für diese Wachsfigur derart enthusiasmierte, daß er sie um 160 000 Mark für das Kaiser Friedrich-Museum erwarb und, wie man sagt, noch eine stattliche Summe für Vermittlungsgebühren zahlte.

Geheimrat Bode glaubte in der Florabüste nicht nur ein Werk aus der Schule des Leonardo, sondern mit größter Wahrscheinlichkeit eine Originalarbeit dieses Meisters erworben zu haben. ‚Die Bestimmung auf Leonardo als ihren Schöpfer ist wahrscheinlich‘, sagt er, und fügt kühn und begeistert hinzu: ‚daß sich das Werk der Venus von Milo an die Seite setzen lasse‘ (Die Woche, 13. November 1909). Dagegen erklärte die Times unter dem 23. Oktober 1909, daß die Büste von einem englischen Bildhauer und Restaurator stammt, der, wie zwischen den Zeilen zu lesen ist, gelegentlich auch als Kunstfälscher wirkte. Dieser Richard C. Lucas (1800—1883) soll sie im Jahre 1846 angefertigt haben, und zwar nach einem Gemälde eines Leonardoschülers, das damals im Besitz eines englischen Kunsthändlers Buchanan war. Dieser Kunsthändler hätte also in der Absicht, ein gutes Geschäft auf Leonardos Namen hin zu machen, jene Wachsbüste möglichst exakt in den Formen des großen italienischen Meisters ausführen lassen. Das Originalgemälde für die Wachsbüste kam schon im selben Jahre durch Kunsthandel an Mr. Norton und von da in den Besitz der Familie Morrison in Basildon Park. Aber der Sohn des Bildhauers Lucas, der noch lebende Herr A. D. Lucas fertigte vor dem Verkauf eine noch erhaltene Kopie des Originalgemäldes an, so daß die Fortsetzung der Arbeit gesichert war. Weitere Unterlagen für diese Angaben bringt dann die ‚Illustrated London News‘, insbesondere eine Photographie der Originalbüste mit einer etwas wunderlichen Drapierung und Blumenausstattung. Diese Photographie soll angeblich erst aus den sechziger Jahren stammen.

Geheimrat Bode erklärt diese Photographie als durchaus irreführend. Sie sei nach einer Kopie des Berliner Originals gefertigt, die Herr Lucas für irgend welche unbekannte Zwecke ausgeführt und drapiert habe. Erst später hat Bode diesen Irrtum erkannt und zugegeben, daß jene im Lucasschen Atelier photographierte Büste identisch ist mit der Berliner. Auf jeden Fall war es für die Partei des Herrn Geheimrat Bode ein starkes Mißgeschick, daß sie die englische Photographie nach der Berliner Büste nicht richtig erkannten und sich absprechend darüber äußerten. Fielen doch alle diese Tadelsworte auf die Berliner Originalbüste zurück. Inzwischen nimmt die englische Presse und ein guter Teil der deutschen, besonders der Berliner, Partei für Lucas und für die englische Auffassung. In weiten Kreisen, auch in Deutschland, kommt der Glaube auf, Geheimrat Bode sei einem Fälscher zum Opfer gefallen. Dagegen veröffentlicht Bode im ‚Jahrbuch der Königlich Preußischen Kunstsammlungen‘ eine genaue Darlegung des Tatbestandes und weiterhin sein urkundliches Material. Zugleich läßt er durch eine Reihe ihm nahestehender Fachleute in der ihm zur Verfügung stehenden Presse Abwehrartikel erscheinen. So durch Frieda Schottmüller in der ‚Kunst-Chronik‘ Nr. 9, durch Direktor Dr. Köt-

schau in der ‚Münchener Allgemeinen Zeitung‘ und der ‚Norddeutschen Allgemeinen Zeitung‘, durch Hermann Voß im ‚Cicerone‘ Nr. 22. Der ‚Cicerone‘ Nr. 24 bringt zur weiteren Unterstützung ein sehr ausführliches Gutachten von Georg Gronau und zwei kurze von Adolf Goldschmied und Heinrich Wölflin. Es sind ausschließlich Berliner und solche, die unmittelbar mit Bode zusammenhängen, die hier demonstrieren. Dem Unbeteiligten ist es in höchstem Maße auffallend, welch feierliches Schweigen die gesamte übrige deutsche Gelehrtenwelt bewahrt, obwohl doch kaum ein Kunstgelehrter von Ruf existieren dürfte, der nicht in den langen und bangen letzten Monaten die Büste geprüft hätte. Wir haben kein Recht, daraus zu folgern, daß jene Schweigsamen für Unechtheit plaidieren würden. Eher dürfte Herr Geheimrat Bode daraus folgern, daß gewisse Ereignisse der letzten Jahre den Kreis seiner Freunde außerordentlich eingeschränkt haben. C'est le ton, qui fait la musique. Der Berliner Ton zeichnete sich mehr durch Fülle als durch Feinheit aus.

So bleibt es denn dem engeren Berliner Kreise vorbehalten, zu erklären, daß die Florabüste das Werk eines italienischen Meisters des beginnenden 16. Jahrhunderts ist, daß sie Leonardos Formengebung um das Jahr 1501, etwa der Mona Lisa und dem Johannes Baptista im Louvre nahesteht. Sie alle betonen, daß ein Fälscher des 19. Jahrhunderts auf Grundlage eines mäßigen Schulbildes ihrer Meinung nach die Büste nicht gefertigt haben kann. Dem gegenüber erklärt aber Direktor Pauli in Bremen, daß damit der Beweis für die Echtheit der Florabüste noch nicht erbracht sei. Wer hat recht? Eine gründliche Prüfung des Werkes in Berlin, wo es jedermann zum Studium zur Verfügung steht, muß doch den Eindruck hinterlassen, daß hier an eine Fälschung des 19. Jahrhunderts, d. h. an eine vollständige Neugestaltung nicht zu denken ist. Georg Gronau u. a. haben mit großem Geschicke noch nachzuweisen versucht, daß alle scheinbaren Gegengründe, die die englische Presse brachte, sehr wohl dadurch zu motivieren sind, daß die fragliche Büste zum Zwecke der Restaurierung dem Restaurator Lucas übergeben wurde und daß dadurch in den Zeugen, d. h. in Lucas jun. und Whitburn sehr wohl die falsche Vorstellung sich entwickeln konnte, als sei die Büste damals neu gefertigt worden. Um so mehr werden wir in dieser Annahme bestärkt, als es doch höchst unwahrscheinlich ist, daß ein so hervorragender Kenner und Praktiker wie Geheimrat Bode einer derartigen groben Täuschung hätte anheimfallen können. Darin hat aber Pauli recht, daß ein solcher Indizienbeweis nicht unantastbar ist, daß ‚Irrtum vorbehalten bleibt‘.

Indessen — es wäre auch noch die zweite Frage zu erörtern, w a s an der Wachsfigur heute noch Original ist, in welchem Zustande der Erhaltung sie sich befindet. Denn gerade daraus, daß sie viele und wesentliche Beschädigungen erlitten hat, erklären sich ja die Widersprüche im Urteil der Kenner und Liebhaber. Bode selbst hat schon in seinem Artikel in der ‚Woche‘ zugegeben, daß an Gesicht und Hals der Restaurator die Schmutzkruste durch Waschen und zum Teil selbst durch S c h a b e n beseitigte, daß er die verletzte Wachsschicht durch Erwärmen anzudrücken versuchte, d. h. also etwa vermittelst eines erwärmten Stahlspachtels. Das ist offenbar der springende Punkt. Lucas, der diese Überarbeitung vornahm, war ein manierierter Klassizist. Die weichen, bei aller Bestimmtheit stets ineinander leicht überfließenden Formen, die Leonardo und seine besseren Schüler in ihren guten Werken aufweisen, waren dem englischen Restaurator fremd. Sein Auge war gebildet an späten Repliken der Antike. Er formte die Augenlider seiner Büsten mit einer für uns unleidlichen Härte und Einförmigkeit, er ließ das Haar von der Stirne scharf absetzen, er modellierte den Nasenrücken und die Nasenflügel in monotonen, übergangslos sich gegeneinander abhebenden Flächen. Wer die Florabüste in Berlin prüft, wird all diese Merkmale daran finden. Und wenn man die Gutachten, einschließlich der von Bode selbst

verfaßten, verfolgt, so stimmen sie schließlich fast alle darin überein. Daß auf diese Weise der Wert der Büste ganz erheblich gemindert ist, daß wir statt eines Originalwerkes nur eine arg restaurierte Ruine vor uns haben, das ist das Beklagenswerte. Übrigens ist nicht nur der Kopf, sondern auch der Hals und große Teile des Körpers mehr oder weniger so übergangen worden. Wer aber in einem gewissen Abstand die Büste betrachtet, der wird in dem Wohllaut der Bewegung, in der feierlichen Ruhe, trotz starker Kontrapostierung doch die Eigenart leonardesker Empfindung deutlich herausfühlen. Und so behält das Werk, auch wenn der Name des Meisters selbst vor ihm nicht mehr genannt werden darf, doch einen bestimmten Wert als eine der seltenen, so schmerzlich gesuchten plastischen Schöpfungen jener Zeit und jener Richtung.

Ob Herr Geheimrat Bode noch an der Taufe auf Leonardo selbst festhalten will, ist, wie Prof. Dehio ganz richtig bemerkt, seine Privatangelegenheit. Viel Teilnehmer an diesem Wagnis wird er nicht finden. Daß er einen recht hohen Preis für das Werk zahlte, ist gewiß. Indessen — das hat er mit sich und allenfalls mit seinen Behörden abzumachen. Ob er die Wachsbüste dauernd im Bestande seiner Sammlung dulden wird? Vermutlich. Denn wenn auch der ersten Begeisterung eine Enttäuschung folgte, wenn nicht alle Blütenträume reiften, die sich für Geheimrat Bode daran knüpften, so bleibt doch das Stück für das Kaiser Friedrich-Museum immer ein sehr anziehendes und wichtiges Vergleichsobjekt und eine Arbeit von eigentümlichem Reiz in den Hauptformen. Das letzte Wort über Echtheit oder Unechtheit werden erst unsere Enkel zu sprechen haben. Möchte es dem verdienstvollen Neuschöpfer der Berliner Museen die erwünschte Rechtfertigung bringen.

Prof. Dr. Max Schmid.

Musik

Das Motu proprio Pius X. und Seb. Bach. Im letzten Jahrgang des ‚Bachjahrbuchs' (Leipzig, Breitkopf & Härtel) ist ein längerer Auszug aus einem Vortrag mitgeteilt, den Edgar Tinel, der Schöpfer des ‚Franziskus' und der ‚Katharina', in der belgischen Akademie der Künste über ‚Pie X. et la musique sacrée' hielt, und in dem die eigenartige These aufgestellt wird, daß nicht mit einem Zurückgehen auf Palestrina, sondern auf Bach jene Reform der kirchlichen, spezifisch katholischen Figuralmusik zu erreichen sei, wie sie Pius X. in dem berühmten Motu proprio fordert. Ausgehend von der für richtig befundenen Erkenntnis, daß in der Kirche die Gesangsmusik vorzuherrschen habe — eine Ansicht, in der Pius X. mit Richard Wagner übereinstimmt — glaubt Tinel zwar eine Pflege der alten Vokalisten, Palestrinas und seiner Genossen, empfehlen zu dürfen, doch sei damit noch kein Weg zur Gewinnung jenes vom Papst erhofften neuen ‚universellen' Kirchenstils gewonnen. Jene alten Meister schlossen, wie Tinel meint, eine geschichtliche Periode von sechs Jahrhunderten ab; ihr Empfinden ist noch mittelalterlich und vermag bei allergrößtem Respekt vor der Kunst an sich, uns nicht mehr überall zum Mitempfinden* anzuregen. Wohl aber vermag dies die von ihr ausgehende Tradition, die im 17. Jahrhundert zu ungeahnter Erweiterung ihrer Elemente führte und in Sebastian Bach dem Schöpfer der Matthäuspassion und der hohen Messe ihren Höhepunkt erreichte. Mit Bach ‚hatte die religiöse Musik auf unberechenbare Zeit hin ihrer Macht das Siegel aufgedrückt und der „universelle" Stil der Musik war geboren'. Darum muß nach Tinels Ansicht beim Bachstil auch die Reform der modernen katholischen Kirchenmusik einsetzen. Bezüglich des konfessionellen Moments kommt dabei Tinel zu folgenden sehr interessanten Argumentationen:

‚Wenn man einwendet, daß Bach Protestant ist, so entgegne ich, daß sich dieser Einwurf deshalb nicht ernstlich halten läßt, weil die Musik des großen Kantors ebensowenig als Ausdruck einer philosophischen oder theo-

* Tinel dürfte hier wohl lediglich das schöpferische und nicht das rezeptive Mitempfinden meinen.

logischen Lehre betrachtet werden kann wie die Musik Palestrinas. Es gibt eben keine konfessionelle Musik! René de Récy hat recht, wenn er sagt: es hieße Bach verkleinern, wollte man ihn für eine religiöse Sekte in Anspruch nehmen (Revue des deux Mondes), 15. Nov. 1885).

Bach ist kein Musiker: er ist die Musik selbst. Also, studieren wir Bach, lassen wir ihn eingehen in das Blut unsrer Adern, und darüber hinaus: hacken wir unsern Kontrapunkt um! Laßt uns gute Techniker sein, die Geheimnisse des Handwerks vertiefen und es als unermüdliche und geduldige Arbeiter ausüben, ohne uns zu sehr von der Originalität voreinnehmen zu lassen. ‚Wo alles unabhängig ist, gibt es keinen Fürsten,‘ lautet ein starker Ausdruck Bossuets, den Chateaubriand in seiner königlichen Sprache stolz ein niederschmetterndes Axiom nennt. Bach, der allmächtige Bach als Mensch, hat er uns nicht ein hinreißendes Beispiel rührendster Bescheidenheit gegeben, er, der unbewußt schaffende Wunderkünstler, der sein ganzes Leben lang sowohl bei französischen wie italienischen und deutschen Meistern in die Lehre ging!

Bach war ein rastlos strebender Mensch, er war ein ‚Arbeiter‘. Ohne Hintergedanken, ohne jeden berechnenden Stolz hat er sich dem Naturgesetz der Arbeit unterworfen. Keiner ist so wie er bei seiner Aufgabe gewesen, und niemand, so dürfen wir annehmen, hat seine tägliche Arbeit mit mehr Herzenseinfalt und ruhiger, innerer Freude vollbracht, wie er. Daher hat Gott seine Arbeit geheiligt, und der Name des göttlichen Kantors wird gesegnet bleiben im Gedächtnis der Menschen, so lange immer Musik auf Erden gepflegt wird.‘

Als nunmehr einflußreichster Musiker katholischer Konfession in Belgien und Leiter eines der angesehensten europäischen Musikinstitute wird Tinel, wie das ‚Bachjahrbuch‘ mit Recht bemerkt, ohne Zweifel durch seine an bemerkbarer Stelle gesprochenen Worte auf die weitesten Kreise wirken, auch dann, wenn man in ihnen nur erst skizzenhafte Andeutungen eines künftigen Arbeitsprogramms der belgischen Kirchenmusikschule sieht. Von Bachschen Kompositionen selbst können natürlich, aus liturgischen Gründen, nur sehr wenige in der katholischen Kirche verwendet werden; selbst die auf den katholischen Ritualtext komponierte ‚Hohe Messe‘ ist ihrer riesigen Dimensionen halber beim Gottesdienst kaum zu brauchen. Aber auf moderne Kirchenkomponisten kann Bachs Musik stilistisch befruchtend wirken; das ist der Hauptpunkt, den Tinel im Auge hat, und der sich wohl sicher als künstlerisch fruchtbringend erweisen dürfte; was in dieser Hinsicht möglich ist, haben auf anderem Gebiete Wagners ‚Meistersinger‘ gezeigt. Bei der grundlegenden Bedeutung, die Bachs Kunst für die gesamte moderne Musik gewonnen hat, erscheint Tinels Idee jedenfalls als sehr charakteristische Äußerung des Zeitgeistes.

Aus dem Münchener Musikleben.

Die Weihnachtszeit bringt in der Regel eine kleine Pause in unserem lebhaften Musikbetrieb. Auch heuer ging es in den Wochen um das Christ- und Neujahrsfest etwas ruhiger in den Theatern und Konzertsälen zu. Die Hofoper hat als Neujahrsgabe eine Neueinstudierung der Spohrschen ‚Jessonda‘ gebracht und damit, wenn auch mit einiger Verspätung, doch noch den schuldigen Tribut zum Spohrjubiläum geleistet. Nach den im letzten Oktoberheft ‚Hochlands‘ gegebenen eingehenden Ausführungen über Spohr haben wir über das Werk heute nichts neues zu bemerken. Merkwürdig erschien, wie das mit bewundernswerter Konsequenz und Einheitlichkeit festgehaltene Lokalkolorit der Jessondapartitur auch heute in unserer gerade im Punkt Klangfarbe ebenso anspruchsvollen wie leistungsfähigen Zeit noch so mächtig wirkt. Gleich der ersten Tempelszene verleiht es einen fesselnd eigenartigen Stimmungszauber. Überhaupt erschienen die Ensembles und speziell die Finales des zweiten und dritten Aktes als das heute noch Lebenskräftigste der Spohrschen Oper. In den Solonummern, die namentlich im zweiten Akt mit einer jede dramatische Rücksicht

negierenden Voraussetzungslosigkeit gehäuft erscheinen, spukt trotz der reichlichen, schönen Musik gar oft beängstigend das Gespenst des Veralteten. Die Aufführung unter Mottls idealer musikalischer Leitung war würdig und pietätvoll.

Auf sinfonischem Gebiet erregte als Novität besonderes Interesse die vom Konzertverein unter Löwe in vollendeter Ausführung gebotene as-dur-Sinfonie von Elgar, dem berühmtesten modernen Komponisten Englands. Der Meister ist uns kein Fremder mehr, man hat sich eingehend mit ihm und seiner Kunst beschäftigt, als vor einigen Jahren seine gehalt- und wirkungsvollen sinfonischen Variationen die Runde durch Deutschlands Konzertsäle machten. Weit mehr noch als dieses ältere erscheint das neue Werk Elgars auf den äußeren Effekt zugespitzt, was schon die stark eklektische, an Wagner und Bruckner sich anlehnende thematische Erfindung mit sich bringt. Eine Reihe geschickt gearbeiteter wirkungsvoller Steigerungen namentlich haben der an eigenartigen instrumentalen Effekten reichen, überhaupt von imponierendem technischen Können zeugenden Schöpfung in den breiten Massen des Publikums viele Freunde gewonnen; doch war die Aufnahme bei der Münchener Aufführung (— es war die 83. des kaum ein Jahr alten Werkes! —) nicht so begeistert wie anderwärts.

Zur Beethovenforschung. Eine lange und vielumstrittene Frage der biographischen Beethovenforschung hat neuerdings endgültige Lösung gefunden. Die Persönlichkeit von Beethovens ‚unsterblicher Geliebten‘, d. h. der Adressatin des bekannten emphatischen, mysteriösen Liebesbriefes, der sich im Nachlaß des Meisters vorfand, ist nun definitiv als mit der Gräfin Therese Brunsvik identisch festgestellt. Da der Brief, dessen von heißer Leidenschaft durchglühte Ausdrucksweise uns eines der tiefstgreifenden Seelenerlebnisse Beethovens ahnen läßt, jeder näheren Personen-, Zeit- und Ortsangaben entbehrt, hatte sich in der Beethovenliteratur allmählich ein wahrer Legendenkreis um die Affäre der ‚unsterblichen Geliebten‘ gebildet. Lange Zeit hielt man die Gräfin Giulia Guiccardi, der Beethoven die ‚Mondscheinsonate‘ gewidmet hat, für die vom Meister also schwärmerisch Verehrte, daneben wurden noch Therese Malfotti und erst in jüngster Zeit Amalie Sebald genannt. Der amerikanische Beethovenbiograph Thayer hatte zum erstenmal auf die Gräfin Brunsvik, der Beethoven die fis-dur-Sonate op. 78 widmete und deren Bruder einer der vertrautesten Freunde des Meisters war, aufmerksam gemacht. Was er nur als ‚wahrscheinlich‘ aussprechen konnte, das hat nunmehr durch eine Spezialstudie von La Mara ‚Beethovens unsterbliche Geliebte (Breitkopf & Härtel, Leipzig 1909) endgültig jeden Zweifel ausschließende Begründung erfahren; die Nachkommen der Gräfin Brunsvik selbst haben ihr langes, zögerndes Schweigen gebrochen und bestätigt, daß Therese tatsächlich die war, ‚die das heißempfindende Herz des Größten besaß, der je in Tönen gedichtet‘. Beethoven war wiederholt und zwar für längere Zeit der Gast der Familie Brunsvik auf dem Stammschloß und Sommersitz Korrompa. Er war es, wenn schon im Sommer 1806, so aller Wahrscheinlichkeit nach auch im Juli 1807. Damals wurde der mysteriöse Brief geschrieben; hält man die damit fixierten Zeit- und Ortsverhältnisse fest, so erklären sich alle bisher rätselhaften Andeutungen des Schreibens durchaus zwanglos. In ganz interessanter Weise decken sich mit den biographischen Forschungen La Maras die in Beethovens künstlerischem Schaffen zu beobachtenden Reflexe dieses das Gemüt des Meisters auf tiefste ergreifenden Ereignisses. Zunächst ist da eine die beiden vorerwähnten Sonaten, die der Guiccardi gewidmete in cis-moll und die der Brunsvik zugeeignete in fis-dur, gegenüberstellende Äußerung Beethovens selbst bemerkenswert. Der Meister sagte nämlich einmal zu Czerny: ‚Immer spricht man von der cis-moll-Sonate; ich habe doch wahrhaftig besseres geschrieben. Da ist die fis-dur-Sonate etwas anderes‘

(Thayer, Beethovenbiographie II, Seite 172). „Sprach hier der Künstler das Urteil, oder der von der Leidenschaft für Therese Brunsvik noch ganz erfüllte Mensch?“ meint der Beethovenbiograph Marx zu der Stelle. Und wir dürfen hinzufügen: wenn letzteres der Fall war, hat dann nicht der Meister selbst die viel tiefere Bedeutung der Liebe zu Brunsvik als der Neigung zur Guiccardi ausgesprochen? Ein bedeutsames künstlerisches Dokument der Brunsvikaffäre ist auch das f-moll-Quartett op. 95 aus dem Jahre 1810. Vermutlich war Beethoven mit Therese Brunsvik sogar einige Jahre heimlich verlobt, und gerade im Sommer 1810 sollte zur Hochzeit geschritten werden. Statt dessen kam das den Meister so lange beglückende Verhältnis — unaufgeklärt aus welchem Grunde — zur Auflösung. Und nun entstand als erstes größeres Werk nach dem schweren Schicksalsschlag dieses ‚Quartetto serioso‘ (!), wie Beethoven es betitelte. Unverkennbar sind die Beziehungen zwischen dem Stimmungsgehalt dieses Werkes und dem erschütternden Ereignis; Kunst und Leben greifen hier nicht minder innig ineinander als bei Wagners das Wesendonkerlebnis widerspiegelnden ‚Tristan‘. So vorsichtig man sonst bezüglich der Annahme solcher Wechselbeziehungen sein muß: in solchen Fällen liegen sie klar am Tage. Es wäre natürlich im höchsten Maße unkünstlerisch, dabei etwa bei der Betrachtung des f-moll-Quartetts irgendwie analytisch ins Detail gehen zu wollen; es muß der Phantasie und dem subjektiven Empfinden jedes einzelnen Hörers überlassen bleiben, hier die Parallelen zwischen den künstlerischen Stimmungen und dem Erlebnis des Meisters zu ziehen.

Dr. Eugen Schmitz.

Verschiedenes

‚Wider das Schulelend, ein Notruf‘

betitelt der bekannte Chemiker und Naturphilosoph Professor Wilhelm Ostwald eine kleine Schrift,* welche aus einem Vortrage entstand, den der Verfasser in einer von der Gesellschaft für deutsche Erziehung in Berlin veranstalteten Versammlung vor mehr als 2000 Zuhörern hielt. Die warme, zuweilen stürmische Aufnahme, welche jener Vortrag seitens der Zuhörer fand, überzeugte den Redner, daß die darin zum Ausdruck gebrachten Gedanken in weiten Kreisen Zustimmung finden. Das Schriftchen verdient in der Tat weite Verbreitung und aufmerksame Beachtung. Es wirkt durch manche treffende Bemerkung und die impulsive Darstellung anregend, es wird auf Widerspruch stoßen, aber jedenfalls auch den Gegnern der darin vertretenen Anschauung zu denken geben. Wir wollen versuchen, den Gedankengang des Verfassers möglichst mit dessen eigenen Worten darzulegen.

Ostwald geht von der Bemerkung aus, daß die vor etwa 20 Jahren von Kaiser Wilhelm II. zusammenberufene Konferenz, welche über die Verbesserung unseres Schulwesens beraten sollte, im wesentlichen zum Festhalten am ‚bewährten Alten‘ geführt habe. Obgleich sich gezeigt, daß zwischen Mittelschule und Leben eine tiefe Kluft gähnt, indem der notwendige Zusammenhang zwischen beiden fehlt, war das Resultat jener Beratungen ein unbefriedigendes, weil man sich dabei an Schulmänner um Antwort gewandt hatte, die es eben selbst nicht besser wußten, indem sie als die Vertreter des gegenwärtigen Verfahrens dessen natürliche Anwälte bildeten. Dennoch war eines erreicht: der Nimbus der unfehlbaren Vortrefflichkeit schützte nicht mehr unser Schulwesen vor jeder Kritik. Dem Einwande aber, mit der Schule dürfe nicht experimentiert werden, begegnet Ostwald mit den Worten: ‚Ja, wie soll man denn wissen, wie man es besser macht, wenn man nicht experimentiert?‘ Wissenschaft von den Kindern und Liebe zu ihnen müssen bei diesen Experimenten leiten!

Nach Ostwald gibt es zwei deutsche Unterrichtseinrichtungen, welche ihren Weg um die ganze Welt machen; sie beziehen sich auf das erste und das letzte Stadium der Erziehung: Kindergarten und Universität. Hier herrschen in der Tat Liebe

---

* Leipzig, Akadem. Verlagsgesellschaft 1909.

und Wissenschaft. Dabei bewundern wir auf der einen Seite neben der Liebe zum Kinde die Sicherheit, womit die Psychologie der Kinderseele erkannt wurde, auf der anderen Seite spielt das gegenseitige Verhältnis persönlichen Zutrauens und persönlicher Opferwilligkeit zwischen Lehrern und Schülern eine wesentliche Rolle.

Die Ursache, warum gerade diese beiden äußersten Glieder unseres Erziehungswesens so gut geraten sind, ist in der Freiheit zu suchen, mit welcher beide sich selbst gestalten durften. Darüber z. B., wie ein bedeutender Naturforscher seine Schüler ausbildet, bestehen noch keine amtlichen Vorschriften; der Weg des ungestörten Experimentes zur Auffindung der im einzelnen Falle passendsten Methode ist hier nicht durch Reglements abgeschnitten. Und dieselbe Freiheit finden wir im Kindergarten, wo sich zwar im allgemeinen ein gleichartiges Verfahren herausbildete, indes die Grundgedanken nach persönlicher Begabung und Neigung variiert werden. Neben der Freiheit ist diesen beiden Anstalten gemeinsam die Unmittelbarkeit in der Beziehung zwischen Mittel und Zweck (die Übung im Gebrauch der Sinne und Glieder einerseits — das Kennenlernen und Üben der wissenschaftlichen Arbeit anderseits), endlich der Umstand, daß an beiden das Lernen eine **Freude** ist, daß die Arbeit mit Begeisterung durchgeführt wird, was den Erfolg verbürgt, während erzwungene Anstrengung solchen Erfolg nicht hat. Letztere stärkt auch nicht den Organismus, sondern schwächt ihn. Der Lehrer aber soll seine Arbeit an der Seele des werdenden Menschen in Nutzenergie mit dem höchsten Güteverhältnis ausführen. Jeder äußere Zwang vermindert dieses Güteverhältnis, denn er verbraucht Energie seitens des Zwingenden und des Gezwungenen. Die Schule, insbesondere die mittlere, geht aber nach Ostwald nicht so mit den Energien der Kinder um, daß diese sich steigern, wie es dem Alter der Kinder entspricht, sondern so, daß sie frühzeitig erschöpft werden. Hier fehlt es an der Methode und am Inhalte des Gelehrten. Wenn es die Aufgabe der Erziehung ist, die Kinder dahin zu bringen, daß sie unsere jetzige Kultur nicht nur übernehmen, sondern sie auch zu weiterer Höhe steigern können, so muß die Erziehung den Idealen ihrer Zeit und ihres Volkes entsprechen. Das humanistische Ideal beruht aber auf der Ansicht, daß die Griechen und Römer den Höhepunkt der Menschheit darstellen, so daß wir uns so tief wie möglich in den Geist des Altertums zu versenken haben, um im Sinne dieses Geistes unser eigenes Leben zu führen. Es gibt aber heute keinen Menschen, der sich ernsthaft bemühte, sein Leben im Sinne der Griechen und Römer zu gestalten. Die Menschheit schreitet eben im allgemeinen fort; vergangene Zeiten, von denen wir uns durch jene Entwicklung immer mehr entfernen, können deshalb nicht als Ideale dienen. Die wirklichen Ideale sind in unserer Zeit zu suchen. Deshalb soll man der bei den Griechen und Römern herrschenden Verachtung der Arbeit (insbesondere der technischen), welcher auch die Humanisten huldigten, entgegentreten als einem Vorurteil, welches eine tiefe Kluft durch unser Volksleben gerissen hat. Die Schüler unserer humanistischen Lehranstalten ‚werden in der Ansicht erzogen, daß nur die Beschäftigung mit den Überresten der alten Völker edel, alle andere, insbesondere alle technische, dagegen roh und banausisch sei. Es gibt aber auch für die Schule kein anderes mögliches Ideal, als das der Arbeit im Dienste der Menschheit. Je praktischer diese Arbeit, d. h. je erfolgreicher sie ist im Sinne einer Erleichterung und Steigerung der Lebensverhältnisse, um so höher steht sie. ‚Erleichtert und erhöht etwa das humanistische Gymnasium die Lebensverhältnisse irgend eines Teiles der Menschheit? — Quietisten und Pessimisten werden von unseren höheren Schulen hervorgebracht. Wir aber wollen aus unseren Kindern kraftvolle Menschen machen, die frei und kühn der Zeit ins Auge schauen und sich fähig fühlen, in ihr und mit ihr zu ringen!‘ Hinsichtlich der **Elementarschule** ist zunächst zu fordern, daß ihr Unterricht an den persönlichen Kulturkreis (Stadt, Land) des

Kindes anknüpfe, daß ferner dem einzelnen Lehrer eine größere Freiheit für die Entwicklung seiner persönlichen Methoden und damit auch die Freiheit des Experimentes gelassen werde. Einer der schwersten Nachteile des deutschen Schulwesens liegt in der Unterdrückung der Persönlichkeit. Auch hier bedeutet ein jeder Zwang nur Energieverlust, also einen kulturellen Nachteil.* In den Mittelschulen geschehen die schwersten Schädigungen, geistige wie körperliche, an der Jugend. ‚Hier ist es, wo unsere blühenden, rotwangigen Kinder welk und blaß werden, wo ihre sprühende Lebenslust in bleiche Teilnahmlosigkeit verwandelt, wo ungezählte glückliche Begabungen durch den Zwang unangemessener und widerwärtiger Beschäftigung gebrochen und dem geistigen Kapital des Volkes entzogen werden. Ich habe die Lebensschicksale einer großen Zahl solcher Männer durchgesehen, aus denen hernach die geistigen Führer der Menschheit geworden sind. So gut wie alle haben sich in einem mehr oder weniger heftigen Konflikt mit der humanistischen Mittelschule befunden.‘ Man kann fast mit Sicherheit sagen: ‚Aus einem Schulmusterknaben wird hernach sicherlich nichts Besonderes.‘

Fast allgemein wird die reichliche Hälfte der ganzen Zeit des Unterrichtes durch Sprachunterricht ausgefüllt. Die Sprache ist aber kein Bildungs-, sondern ein Verkehrsmittel. Auch ist sie nicht die verkörperte Logik, vielmehr der verkörperte Widerspruch, wie die zahllosen Ausnahmen von den grammatischen Regeln beweisen, während die Logik keine Ausnahmen gestattet. Sowohl auf den Gymnasien als auch auf den Realgymnasien und Oberrealschulen ist der geübte Betrieb des Sprachunterrichts zu verlassen, um Zeit für anderes zu gewinnen; die Lektüre fremdsprachlicher Autoren ist durch diejenige von Übersetzungen zu ersetzen. Dem Einwande, Übersetzungen können das Original nicht ersetzen, begegnet Ostwald mit der Frage: ‚Wer von denen, die so sprechen, hat Ibsen, Tolstoi, Björnson oder Gorki im Original gelesen?‘

An zweiter Stelle ist eine Kürzung der neunjährigen Mittelschulzeit auf fünf, höchstens sechs Jahre (entsprechend den früheren Gymnasialklassen) zu fordern. Einerseits führt das überlange Festhalten der Jugend in der Schule für die Schulverwaltung zu mancherlei Schwierigkeiten, anderseits wird der gegen das 15. Jahr bei den Begabteren auftretende Drang nach selbständiger Betätigung gewaltsam unterdrückt. Ist es doch die erste Aufgabe des Schülers, in allen Fächern gleichförmig das Klassenziel zu erreichen, die sogenannte ‚harmonische Bildung‘ zu erwerben. Dieses letztere Ideal erklärt Ostwald geradezu für einen Unsinn. ‚Jeder, der sich nur ein wenig im Leben umgesehen hat, weiß, daß die großen und ausgezeichneten Leistungen nur von solchen Menschen ausgeführt werden, welche eine leidenschaftliche und ganz einseitige Vorliebe gerade für eben diese Dinge von Jugend auf gehabt, und diese Vorliebe gegen alle Versuche, sie zu „harmonisch Gebildeten“ zu machen, siegreich durchgesetzt haben.‘ Es ist verkehrt, zu sagen, daß eine gleich starke Ausbildung der verschiedenen Teile die Voraussetzung der Harmonie sei; vielmehr besteht letztere in der Unterordnung des Ganzen unter eine bestimmte ausgezeichnete Beschaffenheit, hier eine bestimmte Begabung, welche bei jedem einzelnen eine besondere sein wird. Die Erziehung soll also von der herrschenden Massenarbeit zur Einzelarbeit übergehen. Jede Sonderbegabung verdient die aufmerksamste Pflege, weil sie dieselbe lohnt.

Endlich ist das Abiturientenexamen, welches eine Durchschnittsbildung statt der persönlichen Begabung bekunden soll, zu beseitigen. Es ist ein Widersinn, daß die Schule, welche neun Jahre hindurch den Schüler geführt hat, nach Ablauf dieser Zeit noch eines Examens bedarf, um ihn so weit zu beurteilen, daß sie über den

* Auf die Bemerkungen, welche O. hinsichtlich der Trennung des Religionsunterrichtes vom Elementarunterrichte macht, gehen wir nicht ein; wir könnten sie nicht ohne eingehende prinzipielle Erwiderung lassen. Sie gehen übrigens nicht etwa aus einer Abneigung gegen religiöse Gefühle und Überzeugungen hervor.

Abschluß des Unterrichtes entscheiden kann. — Man wird nicht leugnen, daß die obigen Darlegungen manchen richtigen Gedanken enthalten. Anderseits erscheinen einzelne Urteile zu scharf und verallgemeinern das, was nur cum grano salis zu nehmen ist. Und schwierig wird es sein, zu sagen, auf welche Weise und wie weit reformiert werden soll. Die von Ostwald gemachten Vorschläge betreffend Sprachunterricht und Abiturientenexamen erscheinen noch mehr oder weniger durchführbar, andere hingegen, die einem ungezwungeneren Verhältnisse zwischen Lehrer und Schülern das Wort reden, dürften kaum allgemein zu verwirklichen sein. Freilich, daß unser Schulwesen verbesserungsfähig sei, wer wollte es in Abrede stellen? Dafür spricht auch eine statistische Mitteilung aus den ‚Veröffentlichungen des Militärsanitätswesens', welche kürzlich durch die Zeitungen ging. Darnach weisen hinsichtlich der Militärdiensttauglichkeit der Einjährig-Freiwilligen die höheren Lehranstalten die ungünstigste Ziffer auf, und zwar stehen hierbei die Gymnasien in erster Linie, dann folgen der Reihe nach die Besucher der Realgymnasien, Real- und Oberrealschulen. Bedeutend günstigere Verhältnisse zeigen die sechsklassigen Landwirtschaftsschulen. Die hauptsächlichsten Gründe der Dienstuntauglichkeit sind allgemeine Körperschwäche, Sehstörungen, dann Krankheiten der Gliedmassen und Lungen. Bei den Realschülern steht allgemeine Schwächlichkeit, bei den Gymnasiasten Erkrankung der Lungen im Vordergrunde. Der am weitesten verbreitete Fehler ist Kurzsichtigkeit. In der Prima der Gymnasien wurde mehr als die Hälfte kurzsichtig befunden. Bei 1600 in Bayern daraufhin untersuchten Mannschaften waren unter den Einjährig-Freiwilligen 58 Prozent, unter den Abiturienten 65,5 Prozent kurzsichtig, während die dem Handwerkerstande angehörigen Leute 9 Prozent, die Bauern und Tagelöhner nur 3 Prozent an Kurzsichtigen zeigten. Dabei ist ein Vergleich der in England (mit 14 Prozent Kurzsichtigen unter den Studenten gegenüber 70 Prozent in Deutschland) und in Deutschland abgehaltenen Turnstunden von Interesse. Bei uns kommen für die Schüler von 10—19 Jahren auf 20 000 Lehrstunden 650 Turnstunden, also 3,2 Prozent, in England aber auf 16 000 Lehrstunden 4500 Turnstunden; das sind 28,1 Prozent, also fast neunmal soviel als in Deutschland.

Prof. Dr. H. Baumhauer.

∴ Unsere Kunstbeilagen ∴

Die Reproduktionen nach Werken des Tirolers Albin Egger-Lienz sind in dem Aufsatz ‚Rhythmusbilder' von Konrad Weiß einzeln besprochen.

Berichtigungen

In dem Aufsatz ‚Die französische Laienschule und der christliche Gottesglaube' von Hermann Platz im Januarheft muß S. 393 die Zeile 14 von oben gestrichen und dafür eingesetzt werden ‚(Ein-)druck, den die in so vielen anderen Beziehungen hervorragenden Lehrbücher der' . .

In dem Aufsatz ‚Eindrücke aus Canada' von Msgr. Graf Vay von Vaya muß im Januarheft der Satz S. 476 Zeile 16 v. o. lauten: ‚Ferner sind die in gutem Ruf stehenden Universitäten in Quebec, Ottawa (nicht Mc. Hill) und Montreal zu erwähnen' usw.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik. Dr. Eugen Schmitz, Starnberg

Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59

Gustave Moreau pinx.

Heliogr. Kosel.



Orpheus



Siebter Jahrgang März 1910

Das religiöse Problem in Rußland

Von Marian Zdziechowski

Rußland und Polen weisen dieses [illegible] dort das religiöse Problem ein [illegible] flusse das Beste von all dem entstand, [illegible] hundert auf dem Gebiete der Literatur u[illegible]

Nach dem Verluste der politischen [illegible] in Polen unter heldenhaften aber unglückli[illegible] Wieder-erlangung und im Bewußtsein, daß die Teilu[illegible] gewaltigung in den internationalen Beziehun[illegible] wesen, die die Geschichte kennt, die Sehnsucht na[illegible] Ihren Lichtspuren folgten in ihren Anschauunge[illegible] sophen, und es entstand das Ideal ‚einer Umwandlu[illegible] in die Sphäre der Religion.* Die Erkenntnis der [illegible] sich der Verwirklichung dieses Ideals entgegenstellte[illegible] zeugung, daß es trotz alledem wahr werden müsse, [illegible] Glauben, wir stünden an der Schwelle einer neuen, [illegible] Heiligen Geistes, welche Ziel und Grenze der Geschi[illegible] die Mission des polnischen Volkes, diese Epoche vor[illegible] Volkes, das sich in seinem Leiden und Martyrium [illegible] gangenheit reinigt und die Kraft zur Erfüllung [illegible]

Parallel entwickelte sich in ähnlicher [illegible] Weltanschauung, aber ihr Ausgangspunkt war ein [illegible] seiner politischen Unabhängigkeit beraubten Polen [illegible] Rußland

---

Dieser Aufsatz ist die Umarbeitung eines im August [illegible] zu Velehrad in Mähren auf einem Theologen-Kongreß in lateinischer Sprache gehaltenen Vortrags.

* Ein Ausdruck von Krasinski.





Siebter Jahrgang März 1910

Das religiöse Problem in Rußland
Von Marian Zdziechowski

Rußland und Polen weisen dieses gemeinsame Merkmal auf, daß hier wie dort das religiöse Problem ein mächtiger Faktor war, unter dessen Einflusse das Beste von all dem entstand, was diese beiden Völker im 19. Jahrhundert auf dem Gebiete der Literatur und der Philosophie geleistet haben.

Nach dem Verluste der politischen Unabhängigkeit wuchs und mehrte sich in Polen unter heldenhaften aber unglücklichen Kämpfen um deren Wiedererlangung und im Bewußtsein, daß die Teilungen Polens die größte Vergewaltigung in den internationalen Beziehungen des göttlichen Rechtes gewesen, die die Geschichte kennt, die Sehnsucht nach dem Reiche Gottes auf Erden. Ihren Lichtspuren folgten in ihren Anschauungen die Dichter und die Philosophen, und es entstand das Ideal „einer Umwandlung der Sphäre der Politik in die Sphäre der Religion.* Die Erkenntnis der Schwierigkeiten jedoch, die sich der Verwirklichung dieses Ideals entgegenstellten, gepaart mit der Überzeugung, daß es trotz alledem wahr werden müsse, erzeugte einen messianischen Glauben, wir stünden an der Schwelle einer neuen, höheren, dritten Epoche des Heiligen Geistes, welche Ziel und Grenze der Geschichte wäre, und es sei eben die Mission des polnischen Volkes, diese Epoche vorzubereiten; des polnischen Volkes, das sich in seinem Leiden und Martyrium von den Sünden der Vergangenheit reinigt und die Kraft zur Erfüllung neuer großer Aufgaben sammelt.

Parallel entwickelte sich in ähnlicher Richtung die russische patriotische Weltanschauung, aber ihr Ausgangspunkt war ein direkt entgegengesetzter: dem seiner politischen Unabhängigkeit beraubten Polen gegenüber stand Rußland

---

Dieser Aufsatz ist die Umarbeitung eines im August 1909 zu Velehrad in Mähren auf einem Theologen-Kongreß in lateinischer Sprache gehaltenen Vortrags.

* Ein Ausdruck von Krasinski.

eben auf dem Gipfel seiner staatlichen Macht, insbesondere nach dem Sturze Napoleons; und das Gefühl dieser Macht, der äußeren Macht, war die Quelle der messianischen Hoffnungen Rußlands, während Polen im Gegensatz hiezu seinen Messianismus auf jene innere Macht stützte, die den Leidenden stählt.

Je mächtiger das russische Reich in politischer Hinsicht war und je ausgedehntere Horizonte vor ihm lagen, um so schärfer trat vor dem Blick des Denkers seine geringe Bedeutung auf dem Gebiete der Kultur zutage, und hier setzte das quälende Problem ein, wie sich dieser Staat und dieses Volk in der Geschichte verzeichnen werden, worin Rußlands Mission bestehe, welches neue Wort es der Welt bringen werde. Aus diesem Problem schöpfte die Geschichte der geistigen Entwicklung Rußlands ihren Inhalt.

Es ist sehr charakteristisch, daß der erste Denker, der mit bewußter Absichtlichkeit dieses Problem berührte, es im katholischen Sinne löste. Es war dies Tschaadajew, und er tat es in seinen ‚Philosophischen Briefen‘. Seiner Ansicht nach sind die Verheißungen Rußlands groß, und in der Seele des Russen ‚findet alles Platz, was gut und wahr auf der Welt‘, aber es fehlt in der Atmosphäre, die Rußland einatmet, vollständig an dem moralischen Element. Rußlands Vergangenheit war nicht imstande, ein solches auszubilden. Wenn also Rußland leben will, so sollte es dazu sehen, es den andern Völkern gleichzutun, und müßte zu diesem Behufe von Anfang an jene Erziehung beginnen, die ganz Europa bereits hinter sich hat. Die Grundlage dieser Erziehung aber war der Katholizismus; daraus folgte also, daß Rußland sich nur dem Katholizismus Europas nähern und neben diesem auf dem Gebiete der geistigen Kultur festen Fuß fassen könnte.

Dieser Artikel entfesselte einen Sturm in der russischen Intelligenz und inaugurierte deren Spaltung in zwei Lager: in das westeuropäische und das slawophile. In beiden Lagern und in beiden Richtungen kam dem religiösen Problem eine Bedeutung allerersten Ranges zu.

Der russische ‚Europäismus‘ suchte seine Vorbilder, dem Beispiel Tschaadajews folgend, in Europa — aber nicht im katholischen Europa, sondern in jenen Strömungen, die aus der Reaktion gegen den Katholizismus entstanden waren und der Revolution zustrebten. Auf russischen Boden verpflanzt, nahm dieser Revolutionismus noch ausgesprochenere destruktive Merkmale an als in Europa. In religiöser Beziehung ist er durch und durch atheistisch, aber nach der tiefsinnigen Bemerkung Merejkowskys ist dieser Atheismus nur eine entgegengesetzte, dunkle, unbewußte Form der Religion. Das russische Volk ist das atheistischste, aber zugleich das mystischste auf der Welt, und deswegen muß man seinen Atheismus als den Ausdruck einer Leidenschaft des Glaubens ansehen, einer ungestillten Leidenschaft, die sich mit den ihr gebotenen Glaubensformen nicht abspeisen läßt, und die in ihrem Mißmut lästernd Gott von sich weist. —

Erst im russischen Slawophilismus fand das religiöse Problem eine positive Lösung. Im Gegensatz zum Europäismus suchte der Slawismus seine Vorbilder nicht bloß nicht in Europa, sondern er trat sogar mit der Behauptung auf, daß die Elemente der russischen Kultur für die ganze Welt erlösende, heilbringende Bedeutung besitzen; das erste dieser Elemente aber sei das Christentum in jener Form, in der es Rußland von Byzanz überliefert worden ist.

So wurde der Slawismus zu einer lauten Affirmation der Wahrheit der Orthodoxie. Von epochemachender Tragweite sind in diesem Belange die Arbeiten A. S. Chomiakows. Seine Anschauung läßt sich in folgender These zu-

sammenfassen: Der Katholizismus hat der Einheit die Freiheit zum Opfer gebracht. Im Einklang mit der von Rom ererbten Tradition nahm er die Formen eines Staates an, in dem der Papst selbstherrlicher Monarch wurde, der geistlichen Hierarchie die Rolle der die Weisungen des Papstes ausführenden Bureaukratie zufällt, den Laien aber jene der willen- und stimmenlosen Untertanen. — Der Protestantismus, der sich gegen den Katholizismus im Namen der Freiheit erhoben hatte, hat dieser letzteren die Einheit geopfert. — Nur die ‚Orthodoxie' allein stellt das Ideal einer harmonischen Verbindung von Einheit und Freiheit auf. — Den Hintergrund, auf dem Chomiakow seine These entwickelte, bildet die Kritik des Rationalismus. Der Rationalismus deckt sich nämlich nach seiner Ansicht mit einer grundlegenden Charaktereigenschaft der westeuropäischen Völker, die auf den Trümmern des weströmischen Imperiums fußend und auf ihnen sich fortentwickelnd, unter dem Einflusse seiner Kultur ihre geistige Erziehung vollendeten, einer Kultur, die aller religiösen und politischen Elemente bar ist, einer formalistischen, praktischen Zielen zugewandten Kultur, einer Kultur schließlich, die alle Lebensverhältnisse in juristische Normen hineinzuzwängen sich bemüht. Der von Rom geerbte Rationalismus ist einseitig und er hat den Stempel der Einseitigkeit sowohl dem Katholizismus als auch dem Protestantismus aufgedrückt.

Dem Rationalismus stellte Chomiakow das ‚volle Bewußtsein' als Hauptmerkmal des Christentums des Ostens gegenüber. Das sollte so viel bedeuten, daß der Osten die Wahrheit nicht bloß mit dem Verstande sucht, sondern mit der ganzen Seele.

Chomiakow hat, wie ich glaube, durch seinen Hinweis auf die Verbindung von Einheit und Freiheit in der Kirche, sehr richtig das zum Ausdrucke gebracht, was die russische Idee an fruchtbaren Momenten aus dem religiösen Leben des Christentums gewonnen hat — und was das ideale Ziel der christlichen Gemeinde bilden sollte. Chomiakow irrte jedoch in seiner Behauptung, daß im byzantinischen Osten dieses Ideal bereits verwirklicht gewesen sei, und wollte nicht bemerken, daß es ja durch die Idee des Cäsareopapismus gründlich verneint wurde.

Dieser Fehler Chomiakows erklärt die rasche Degenerierung seiner Lehre. Sie machte in der Hand ihrer Bekenner und falschen Fortbildner die Wandlung in einen kommunen, religiös-nationalistischen Fanatismus durch. Gegen diesen nun zog Wladimir Solowjew zu Felde. Wie Chomiakow träumte er von der christlichen Messiassendung Rußlands, und da er Rußlands völlige Kraftlosigkeit sah, die darin ihren Grund hatte, daß dort die Religion statt zur Quelle des Lebens und der Kraft, unter dem mörderischen Schutze des Staates zum gefügigen Werkzeug des Cäsareopapismus geworden war, wandte er seinen Blick nach dem Westen. Gründliche Untersuchungen überzeugten ihn, daß nicht — wie die Slawophilen behaupteten — ganz Westeuropa sich im Zersetzungsprozeß befinde, sondern nur das antichristliche Europa, und daß es demnach die Pflicht Rußlands sei, ‚eine Kräftigung jenes christlichen Elementes zu erstreben, das sich im Westen in der katholischen Kirche noch erhalten' — und zwar um so mehr, als ‚die Orthodoxie des Ostens und der Katholizismus des Westens mit bezug auf ihre bildenden Elemente einander nicht nur gegenseitig nicht ausschließen, sondern sich im Gegenteil ergänzen, ihre Spaltung also sich durchaus nicht aus ihrem Wesen ableitet, sondern nur als augenblickliche historische Tatsache gelten muß'. In konsequenter Verfolgung dieses Gedankens kam Solowjew bekanntlich zu

dem Schlusse, daß Rußland den Primat des Papstes anerkennen müsse. — Solowjew glaubte an die schöpferische Energie des Katholizismus, die berufen sei, Rußland samt dem christlichen Osten aus dem Schlaf zu erwecken und die dort schlummernden idealen Kräfte einem neuen Leben entgegenzuführen, jene idealen Kräfte, die bereits in Chomiakows großem Ideal der Verbindung von Einheit und Freiheit im Rahmen einer allgemeinen Kirche zum Ausdruck gekommen waren.

Tschaadajew gab der selbständigen Entwicklung der russischen Philosophie den ersten Anstoß, Solowjew ist ihr größter Offenbarer. Die Idee, die von Tschaadajew bloß angedeutet worden war, wurde bei Solowjew zur Grundlage eines nach allen Richtungen ausgearbeiteten und ausgebildeten Systems. Beide hatten erkannt, daß die Zukunft Rußlands von dessen geistiger Vereinigung mit dem katholischen Westen abhänge. Die Tatsache hat symbolische Bedeutung: in dem, was sich auf den Höhen der Philosophie vollzogen, zeigten sich die Umrisse dessen, was im wirklichen Leben erfolgen sollte.

Die Philosophie Solowjews ist die Brücke zwischen dem Osten und dem Westen. Ihre Fruchtbarkeit hängt in großem Maße davon ab, welche Antwort der Westen erteilen wird; davon, ob der Westen diese Brücke betreten oder sich ihr wenigstens nähern wird. Bisher ist eine solche Antwort nicht erteilt worden. Es haben bloß die optimistischen Anhänger der Idee der Kirchenvereinigung die Tatsache registriert, daß Solowjews Philosophie in Rußland aufgekommen ist zum Beweise der Behauptung, als stände Rußland am Vorabend seiner Unterwerfung unter den Primat des Papstes.

Aber dies stimmt ja durchaus nicht mit der Wahrheit überein. Vor allem muß festgehalten werden, daß der Katholizismus Solowjews bloß ein logischer Gedankenschluß war, aber keine Eingebung des Herzens. Den ‚römischen' Katholizismus — ich gebrauche hier s e i n e Bezeichnung — mochte er nicht. Seine russischen Nachfolger, diejenigen, die ihm geistig am nächsten stehen, erblicken in seinem Katholizismus nicht den sicheren Hafen, in dem der Gedanke des Forschers Zuflucht und Trost gefunden, nicht die Idee, mit deren Licht er seine Ansicht über die Bestimmung der Menschheit und seines Volkes beleuchtet, sondern nur ein Detail zweiten Ranges in seinem philosophischen System. Das findet seine Erklärung darin, daß man im Osten zwischen der ewigen Kirche unterscheidet, die der mystische Körper Christi ist, und deren zeitlichen Formen. ‚Die Kirche, als der mystische Körper Christi' — so schreibt Fürst Gregor Trubezkoj* — ‚ist einzig und darf mit keiner jener historischen Formen identifiziert werden, die sich zu ihrem Inhalt zusammensetzen . . .' ‚Die orthodoxe und die katholische Kirche sind nicht bloß Christi Gotteshäuser, sondern auch seine Gefängnisse, denn in keiner von ihnen findet Christus die ihm entsprechende Wohnstätte.' Von diesem Unionsstandpunkte aus sei es zunächst wichtig, daß im Rahmen jeder Kirche an deren Vollkommenheit gearbeitet werde; die Union der Kirche aber habe nur geringe Bedeutung, um so geringere, als ja beide gleichwertig seien, dank der von ihnen eingehaltenen Sakramente, insbesondere dank dem Sakrament der Eucharistie, das sie der gleichen Gnade teilhaftig werden läßt. Mit einem Wort: es bestehe eine ideale Einheit der Kirchen, und angesichts dessen seien die historischen Schalen der Kirchen nur Details von untergeordneter Bedeutung. — ‚Die mystische Kirche — es ist dies ein Ausspruch

* In der ‚Moskauer Woche' 1907 Nr. 49—50 (russisch).

von N. Berdiajew* — verweilt ewig in ihrer absoluten Wahrheit und in ihrer absoluten Schönheit, vor ihr wollen wir andachtsvoll unsere Häupter neigen, aber die historische Kirche verfällt ebenso leicht in die Sünde der Hoffart, wie alle menschlichen Institutionen — was ja alle Formen des Klerikalismus am besten beweisen.' Von da ist nur ein Schritt zu der in Polen vor Jahren von Towianski ausgesprochenen Schlußfolgerung, daß die Kirche nicht bloß von jenen gebildet wird, die das kirchliche Credo bekennen, sondern von all denjenigen, die ‚christliches Empfinden' besitzen, selbst wenn sie außerhalb der zeitlichen Grenze der Kirche stehen. Dasselbe behauptet Berdiajew: ‚Die Kirche beginnt dort, wo die Liebe beginnt, wo das Herz mit Christo verkehrt.'**

Die Ansichten dieses jungen Denkers vermitteln eine ungemein lebhafte Vorstellung vom Wesen der russischen Religiosität in ihrem Verhältnis zu Europa bei jenen, die ihre Begeisterung aus Solowjews Philosophie schöpfen. Ich nehme seine letzten Arbeiten vor und gebe kursorisch den Inhalt dessen wieder, was mir am charakteristischsten erscheint.***

Selbstverständlich geht man in die mystische Kirche nicht mit dem Verstande ein, sondern mit der ganzen Seele, also auf dem mystischen Wege des übersinnlichen Lebens: ‚Die Mystik ist das Element, in dem der Mensch, wenn er sich darein versenkt, die Realität der andern Welt fühlt, und sie sich zum Bewußtsein bringt.' Vom streng gnoseologischen Standpunkt definiert Berdiajew, Schellings Spuren folgend, die Mystik als ‚einen Zustand, der auf der Identität des Subjektes und des Objektes beruht, als eine Verschmelzung des Wesens des Menschen mit dem universalen Sein . . .' ‚Alle Quellen des menschlichen Seins sind mystisch, und der Mensch kehrt immer wieder zu den mystischen, transsubjektiven Wurzeln seines „Ich" zurück.' Die Mystik führt zur Religion, auf einer höheren Stufe wird sie selbst zur Religion: ‚In der Mystik verbleiben und nicht zur Religion übergehen, heißt: sich nicht vom Platze rühren' und sich selbst betrügen, indem man sich der Gefahr ‚subjektiver Mystifikationen' aussetzt. ‚Religion ist sehende und reale Mystik.'

Die Quelle des religiösen Empfindens muß man darin suchen, daß ‚das Los des von der Welt losgelösten und seinen eigenen schwachen Kräften überlassenen Individuums so schrecklich und unerträglich sinnlos ist', aber die Religion ist kein subjektiver, kein Seelenzustand; im Gegenteil: die Religion führt aus dem Subjektivismus heraus und bildet die wirkliche Verbindung mit der objektiven Weltidee, oder mit dem Wort, das am Anfang bei Gott war — und ‚Alles ward durch das Wort'. ‚Religion ist Mystik, in der das Licht des Logos aufgeleuchtet.' ‚Logos', das Wort, verbindet den Menschen mit Gott; jeder Mensch ist Träger des Wortes — und ‚das Wesen der Offenbarung bildet die Identität der Vernunft, die in mir leuchtet mit der Weltall-Vernunft, mit dem Logos, mit dem wir dann eins werden'.

Da jedoch die Religion den Menschen mit dem Worte vereinigt und

---

* ‚Nowoje religjoznoje Soznanje' (1907) S. 194. ‚Das Neue religiöse Bewußtsein.'

** Op. c. s. 200.

*** Nowoje religjoznoje Soznanje (1907) S. 233. (Das Neue religiöse Bewußtsein, Moskau 1907 S. 233.) — Sub specie æternitatis (1907) (Moskau 1907 S. 437). — Katoliczeskij modernizm (im Septemberheft 1908 der ‚Rùsskaja mysl'. (Der Katholische Modernismus.) — Proischoździenje zła i smysł istorji, 1908 (in ‚Woprosy fiłosofji i psichołogji'. (Der Ursprung des Bösen und der Sinn der Geschichte in der Zeitschrift ‚Philosophische und Psychologische Fragen', Heft 94—95.)

‚Gott das Wort war', so ist demnach ‚die Religion absolut, objektiv, universal'. Religion ist Gnosis, ‚sie gibt nicht abstraktes, sondern konkretes Wissen', sie ist ‚eine organisch vollkommene Durchdringung und Erkenntnis dessen, was das Wesen und die Idee des individuellen und universalen Lebens ausmacht'. Die mystischen Grundlagen, auf denen sich die absolute Religion erhebt, lassen sich in keiner Weise mit dem ‚positiven rationalistischen Bewußtsein' in Einklang bringen; indessen erblickt Berdiajew ebenso wie einst Chomiakow gerade im Rationalismus jenes charakteristischste Merkmal des westeuropäischen Geisteslebens, das mit besonderer Deutlichkeit in der katholischen Kirche zum Ausdrucke gekommen sei. Daher seine Abneigung gegen die Idee einer Union mit Rom.

Der Rationalismus beruht nach Berdiajew auf einer künstlichen Gegenüberstellung des Subjektes und des Objektes; er zeichnet die Grenzen zwischen dem erkennenden Geiste und der Welt, er umgeht das eigentliche Ziel unseres Wissensdurstes; statt uns mit dem Sein zu verbinden, trennt er uns von ihm und ‚eben deswegen läßt er uns so tragisch unbefriedigt'. Er ist nicht imstande, sich über die Grenzen des gelehrten Wissens zu jenem höhern Wissen zu erheben, ‚in dem wir uns mit dem Sein verbinden, und in dem der konventionelle Unterschied zwischen Vernunft und Erfahrung, zwischen dem „a priori" und dem „a posteriori" sich auflöst', in dem es die Zweiteilung: Subjekt und Objekt nicht gibt, zu jenem Wissen, das uns mit dem lebendigen Wesen der Welt zusammenführt, statt uns mit toten Abstraktionen zu nähren. Und in der Erkenntnis seiner völligen Ohnmacht in der Sphäre des absoluten Wissens, nach dem der Mensch mit seiner ganzen Seele trachtet, beraubt der Rationalismus den Menschen, um ihn aus den Qualen des Zweifels hinauszugeleiten, seines teuersten Schatzes, nämlich der Freiheit, und unterwirft diese der Autorität der kirchlichen Behörde. In diesem Sinne sagt Berdiajew: ‚Der mit dem Dogma der Unfehlbarkeit gekrönte Papo-Cäsarismus ist eine unvermeidliche Konsequenz des Prinzips der absoluten Autorität; man muß irgend einen Menschen zum Gott machen, um in der äußeren, empirischen Welt absolut autoritative Worte zu hören, die uns mit Gewalt auf den wahren Weg drängen.'

Während also Solowjew in seinem Kampfe mit dem russischen Cäsareo-Papismus den sichersten Hort für Rußland in der Person des Nachfolgers des heiligen Petrus erblickte, haben sich seine Schüler und Nachfolger von dieser Idee ihres Meisters entschieden losgesagt. Im Primat des Papstes sehen sie einen Papo-Cäsarismus, der ihnen nicht besser dünkt als der Cäsareo-Papismus. ‚Das Suchen nach einer absoluten Autorität in der Kirche, das Entsagen gegenüber dem eigenen freien Gewissen und der eigenen freien Vernunft — ruft Berdiajew — ist ein gottloses Unterfangen und Verrat an der Freiheit, um des Friedens willen geübt.' Gott will freie Söhne haben, keine Sklaven.

Aber die russischen Denker, die so stolz den westeuropäischen Rationalismus verdammten, wußten nicht — oder wollten vielleicht gar nicht wissen — von der Reaktion gegen die Einseitigkeit des Rationalismus, die zur selben Zeit mit so großer Intensität bei so vielen Vertretern der katholischen Philosophie zum Ausdruck kam. Hat doch der Zeitgenosse Chomiakows, P. Gratry, in seiner ‚Connaissance de Dieu' folgende Worte verzeichnet: ‚Wer die Weisheit nicht mit allen seinen Kräften sucht, nicht mit dem Herzen und dem Verstande zugleich, sondern nur mit dem Verstande, der sucht sie auch nicht mit dem ganzen Verstande, denn dieser hat seine Wurzeln gleichfalls im Herzen...' ‚Es gibt Bewegungen, die der Verstand allein nicht ausführen kann; sich selbst

überlassen kann er folgern, aber er kann sich nicht erheben; wir erniedrigen den Flug des Gedankens in dem Maße, als wir ihn isolieren, statt ihn mit allen Kräften der Seele zu unterstützen.'

Ähnlich verkündete zur selben Zeit Ch. Charaux in der ‚Methode morale', daß die Philosophie der ganzen Seele bedürfe, weil ihr der Gedanke allein nicht genüge (la pensée ne suffit point à la Philosophie, il lui faut l'âme entière).

Später wählte Ollé-Laprune zum Ausgangspunkt für die Ausführungen seiner ‚Certitude morale' die Worte Platos, man ‚müsse mit ganzer Seele der Wahrheit entgegenstreben'. Und ‚mit ganzer Seele entgegenstreben' heißt soviel wie sich darüber klar werden, daß die Seele, einem schönen und tiefen Ausspruch Gratrys zufolge, den Berdiajew zweifellos akzeptiert hätte, ‚ein Wort Gottes, das sich der Stimme, die es spricht, bewußt geworden' (un mot de Dieu portant la connaissance de la voix qui parle.)

Das antirationalistische Moment akzentuierte sich in unseren Zeiten nicht minder kräftig in jenen Richtungen in der katholischen Welt, die modernistisch genannt werden. Daher die Sympathie, mit der gewisse russische Denker den Modernismus verfolgen: ‚Uns Rechtgläubigen — schreibt Fürst Gregor Trubetzkoj* — stehen diese Leute (die Modernisten) am nächsten. Wir können ihre mühevollen Kämpfe verstehen und sind imstande, jene höhere Logik des innerlichen Bewußtseins zu würdigen, die in Glaubensfragen ungleich wichtiger ist als die Stimme der abstrakten Vernunft. Sie stehen uns nahe dank ihrer ihnen selbst übrigens bisher nicht ganz zum Bewußtsein gekommenen Auffassung der einzigen Kirche als eines mystischen Körpers Christi, der im Rahmen der historischen Kirchen keinen Platz findet, aber unsichtbar und potenziell in ihnen lebt. Und wir müssen mit ihnen mitfühlen, wenn sie in der Hoffnung auf eine Erneuerung der römischen Kirche sich mit allen Kräften an diese Kirche klammern, trotzdem sie von dieser ausgeschlossen werden.' Im Gegensatze zu Gregor Trubetzkoj blickte Berdiajew auf den Modernismus mit demselben Stolze herab und mit demselben Gefühl der Überlegenheit des russischen Geistes, mit denen er den Rationalismus verurteilt hatte.

Die Grundlage des Rationalismus ist — so behauptet er — die kleine Vernunft, d. h. jene, die kleinen Dingen nachforscht und ‚das Sein vor uns verhüllt, statt es zu enthüllen'; Rußland aber anerkennt die große Vernunft, die ewiglich die Stufen zur Erkenntnis der absoluten Wahrheit emporklimmt: ‚Sowohl Chomiakow als auch Wl. Solowjew gingen aus der philosophischen Schule der großen Vernunft hervor, und setzten jene großen Traditionen fort, die von Plato über die Neuplatoniker, die Kirchenlehrer, die philosophierenden Mystiker und Scotus Erigena bis zu Hegel und Schelling führen.'

Indessen trägt diese Reaktion gegen den Rationalismus, die sich als Modernismus präsentiert, durchaus den Stempel ihrer Abkunft, verwirft gleichfalls die große Vernunft und ruft, da sie die Ohnmacht der Kleinen einsieht, Willen und Tat zu Hilfe. Deswegen nennt Berdiajew den Modernismus Irrationalismus. Über Eduard Le Roy schreibt er: ‚Nachdem er an der Existenz der absoluten Wahrheit und zugleich an jener eines Organes, das sie fassen könnte, verzweifelt, muß dieser Schriftsteller mit dem religiösen Realismus brechen und naturgemäß dem religiösen Symbolismus entgegenstreben...' ‚Als guter Katholik glaubt er daran, daß Christus Gottes Sohn ist und daß er

* Ein ‚hoher Traum' in der Moskauer Woche, Heft 3, 1909 — russisch.

auferstanden; aber als Philosoph und Modernist fühlt er sich einigermaßen beunruhigt und unsicher.' Der bekannteste von allen Vertretern des Modernismus, A. Loisy, ist gleichfalls ein Produkt des Rationalismus; er studiert eifrig die Texte des Evangeliums, aber er glaubt nicht, ebenso wie sein Gegner, der Protestant Harnack, an die Menschwerdung Gottes in Christo; der Unterschied zwischen beiden ist nur der, daß Harnack dies mit deutsch-protestantischer Offenheit und Ehrlichkeit eingesteht, indessen Loisy mit französisch-katholischer Schlauheit und Doppelzüngigkeit verbirgt. Es ist schwer — fügt Berdiajew hinzu — sich eine ähnlich schwanke und hoffnungslose Position vorzustellen, wie jene, die Loisy einnimmt; er glaubt nicht an die absolute Wahrheit der Kirche, will aber trotzdem der Kirche treubleiben; die von ihm dem Papst erteilte Antwort macht einen besonders beklemmenden Eindruck: ‚Man empfindet es, daß dieser Mensch allmählich den Glauben eingebüßt hat, aber dies sich selbst nicht eingestehen mag.'

Das Ergebnis der Studien Berdiajews über den Modernismus oder, präziser gesagt, seiner Untersuchungen über die Ansichten Le Roys und Loisys, da er, als er seine Arbeit verfaßte, bloß diese beiden Schriftsteller kannte, läßt sich in die Behauptung zusammenfassen: Der Rationalismus und der Irrationalismus (oder Modernismus) stellen ‚zwei Ausdrucksformen ein und derselben durch die Loslösung vom höheren Zentrum des Seins bedingten innerlichen Spaltung' dar, stimmen jedoch darin miteinander überein, daß sie gemeinsam ‚die Möglichkeit einer Durchdringung des Welträtsels verwerfen'.

Einen ganz anderen Weg schlägt die russische Philosophie ein, was Berdiajew mit Stolz verzeichnet: ‚Wir bejahen die absolute Wahrheit; wir streben dem religiösen Realismus nach, nicht dem Symbolismus.' Der Weg zur absoluten Wahrheit führt über den Logos, d. h. er führt über das Wort Gottes, das Fleisch ward und unter uns wohnte — und nur ‚in der dem Modernismus so fremden Lehre vom Logos können die Gegensätze des Rationalismus und des Irrationalismus, des Wissens und des Glaubens ausgeglichen werden . . .' ‚An das Wort aber glaube ich nicht deswegen, weil es so geschrieben steht im Evangelium, auch nicht deswegen, weil dies die Tradition der Kirche vorschreibt, sondern deswegen, weil ich als Mensch das Wort Gottes in mir trage'; was so viel bedeutet, wie ‚daß Gott uns in Wirklichkeit die religiöse Wahrheit gibt' und man diese nur tätig wollen muß; tätigen Willen bekunden kann aber nur ein freier Mensch, keiner, der durch die Autorität gebunden ist. ‚Suchet und ihr werdet finden'; dem Suchenden wird sich das Wort offenbaren: ‚Offenbarung ist die geheimnisvolle Geburt des Logos in der mystischen Tiefe unseres Seins — unsere mystische Erkenntnis, beleuchtet durch den Logos'.

Ich resümiere: Die Religion ist absolut. Auf diesem Standpunkte steht sehr fest die russische Religionsphilosophie von Chomiakow bis Berdiajew, und darin liegt ihre wohltätige Bedeutung für den Westen, besonders gegenwärtig, da die antiintellektualistische, genauer gesagt, die antischolastische Reaktion sich in der Richtung des Adogmatismus bewegt. Aber die Hingabe an die Wahrheit der absoluten Religion ist nur dann von Wert und Bedeutung, wenn sie aus freiem Willen erfolgt und nicht unter einem Zwange. Daher die Notwendigkeit einer vollkommenen Freiheit in Sachen der Religion. Dieser Grundsatz, der sich auf den Idealismus des Glaubens an die Macht des Guten in der Natur des Menschen stützt, wird von den russischen Denkern jener Richtung, die wir die Solowjewsche nennen wollen, mit größter Energie bejaht.

Aber andererseits ist Einheit, absolute Einheit, ein unerläßliches Postulat der absoluten Religion; eine solche Einheit setzt irgend einen äußeren Ausdruck in der Autorität irgend einer Machtbehörde voraus; jede Machtbehörde aber unterbindet die Freiheit. Wie soll man also Einheit und Freiheit miteinander in Einklang bringen? Chomiakow schob diese peinigende Frage beiseite und verkündete, der Wirklichkeit seinen Blick verschließend, daß das Ideal der mit der Freiheit verquickten Einheit im christlichen Osten bereits erreicht worden sei. Solowjew, der die Dinge klar ansah, verkannte nicht die Unzulänglichkeiten der Kirche des Ostens und wollte zum Zwecke der Verwirklichung jenes Ideals der Freiheit und der Einheit, das ein Produkt der religiösen Aspirationen des Ostens, diesen durch eine Union mit der römischen Kirche kräftigen.

Aber soviel mir bekannt ist, folgte Solowjew auf diesem Wege kein einziger seiner Freunde und Nachfolger. Alle sehen sie in Rom bloß den Autoritarismus, der die Freiheit einengt und das religiöse Leben in seiner Entwicklung nicht fördert, sondern unterdrückt.

Berdiajews Sympathien sind auf seiten des Protestantismus; er betont oft und mit Nachdruck, welche Wohltat der Protestantismus der Welt erwiesen, indem er die Kultur vom römischen Joche befreite. Aber der Protestantismus führt zur Zersplitterung, und der Mensch, der nur auf seine eigenen Kräfte angewiesen ist, fällt leicht Fehlern anheim, während doch ‚die religiöse Erkenntnis überindividuell, allgemein und objektiv sein muß.‘ Folglich ist die Einheit unumgänglich notwendig.

Wie aber soll man diese Einheit schaffen, ohne die Freiheit anzutasten? Berdiajew bleibt hier vor einer Aufgabe stehen, die sich nicht lösen läßt, und kann keinen anderen Ausweg finden als die Annahme, daß wir schon an der Schwelle einer neuen höheren Epoche stehen, die das Ende der Geschichte bedeutet. Diese Epoche wird nicht etwa bloß eine verbesserte Ausgabe dessen sein, was heute ist, sie wird sich nicht in der Veredelung der menschlichen Gefühle und in der Vervollkommnung der Organisation der menschlichen Gesellschaft erschöpfen. Es wird dies eine kosmische Transformation der Erde sein, die Auferstehung der Toten wird erfolgen und die Herrschaft des in der Apokalypse vorhergesagten neuen Jerusalem wird beginnen: ‚Nicht anders als auf Grund einer solchen mystischen Umwälzung kann sich der Übergang von der Wahrheit der Einheit zur Wahrheit der Freiheit vollziehen, kann sich die durch den Protestantismus geschaffene Freiheit den Weg zur Kirche bahnen.‘ Daß dies alles in Bälde geschehen wird, davon zeugen die göttliche Wahrheit des Ideals der Freiheit und der Einheit, sowie die grenzenlose Sehnsucht nach diesem Ideal, die heute mit ehemals ungeahnter Macht die besten Geister ergriffen hat. Die Geschichte der Menschheit ist der Ausdruck einer Idee, folglich ‚muß sich diese Idee erfüllen oder ihr Ende finden; die Tragödie der Welt muß ihren ersten und letzten Akt haben‘.

Das Geheimnis ihres Endes ist in der Apokalypse vorhergesagt, und diesem heiligen Buch, das bisher ignoriert wurde, wendet sich heute der religiöse Gedanke zu. Zur Beschleunigung der neuen Epoche sind religiöse Genies nötig, die fähig wären, alles in eine Synthese zusammenzufassen, was es an Vorbereitungen zu einer religiösen Revolution gibt — und ‚wir flehen Gott um die Sendung solcher Helden der neuen religiösen Tat an‘.

Solowjew stand auf festem, realem Grunde, Berdiajew stieg von dort zu apokalyptischen Träumen herab. Aber nicht bloß in dieser Beziehung be-

deuten seine und seiner nächsten Freunde Anschauungen einen Schritt nach rückwärts im Vergleiche mit der Philosophie Solowjews. Berdiajew behauptete, wie wir oben gesehen haben, daß die Gegensätze zwischen dem Rationalismus und dem Irrationalismus, der dem Element der Vernunft das moralische Element des Glaubens gegenüberstellt, sich im Suprarationalismus ausgleichen lassen, der die absolute Wahrheit und die zu dieser Wahrheit sich erhebende absolute Vernunft anerkennt. Die absolute Vernunft aber entspringt aus dem im Wesen des Menschen vorhandenen absoluten, göttlichen Element. Bekenner eines so aufgefaßten Suprarationalismus war Solowjew, aber gerade hier begegnete er auf gleichem Wege jenen katholischen Denkern, die ihre Aufmerksamkeit insbesondere den moralischen Grundlagen des Glaubens zuwenden. Gratry behauptete, daß nur die reine Vernunft (das Wort ‚absolut' vermied er), die reine, d. h. die von Leidenschaften gereinigte, in sich die Idee des Seins findet, die den zu Gott führenden Weg beleuchtet. Ähnlich verkündete Ollé-Laprune, daß ‚von einer Kompetenz in den hohen Sphären des Gedankens keine Rede sein könne, wenn kein moralisches Leben vorhanden, oder zu mindest dessen Anfänge, wenn moralische Aspirationen und guter Wille fehlen. Den Regeln des Denkens sollte der Metaphysiker Regeln über Willensbestimmung beigesellen — und der feste Vorsatz, die volle Wahrheit zu wollen und in diesem Sinne zu handeln, müßte den ersten Artikel seiner Methode bilden.' Im Einklang mit ihnen stellte sich auch Solowjew auf die moralische Grundlage des Glaubens, als er bekannte, daß Gott kein Faktum, das von außen zum Menschen kommt, und daß keinerlei spekulative Untersuchungen die Existenz Gottes erweisen werden, daß aber nichtsdestoweniger der Glaube an Gott eine moralische Pflicht des Menschen, weil es ohne den Glauben an Gott auch keinen Glauben an das absolut Gute gebe. Erst von hier aus schritt er immer weiter und höher, zu metaphysischen Untersuchungen über das Wesen Gottes und dessen Verhältnis zum Menschen.

Berdiajew aber wurde hier durch seine Vorliebe zu den durch das Präfix ‚supra' hervorgerufenen Vorstellungen irregeleitet. Und wie er über den Rationalismus den Suprarationalismus gestellt hatte, so verurteilte er zugunsten eines nebeligen Supramoralismus den Voluntarismus und den Moralismus, die sich aus dem Irrationalismus ableiten. Hieraus folgt aber der in moralischer Hinsicht gefährliche Schluß, daß das mystisch-intuitive Erfassen der absoluten Wahrheit von dem moralischen Zustande des Individuums durchaus unabhängig sei.

Zur Entschuldigung Berdiajews darf gesagt werden, daß er seine Worte nicht als der Wahrheit letzten Schluß ansieht. ‚Ich trete nicht' — so schreibt er — ‚als Apostel einer neuen Kirche und als Religionslehrer auf, sondern ich suche und stelle die Probleme mit der ganzen, erschwinglichen Entschiedenheit und markiere meine Wege.' — Ehre der Kraft, mit der sowohl in seiner Seele als auch in den Seelen seiner Freunde die Flamme der Religion brennt! ‚In früheren Zeiten' — sagte einst Solowjew — ‚gab es welche, die das Christentum nicht verstanden, andere, die es haßten, aber erst den Menschen von heute ist es gelungen, das Christentum anwidernd und zum Sterben langweilig zu machen.'

Das Christentum Berdiajews ist nicht langweilig, aber vom römischen ist es doch noch sehr weit entfernt.

Rudolf von Bennigsen / Von Martin Spahn

Als Rudolf von Bennigsen, nahezu achtzigjährig, am 7. August 1902 die Augen für immer schloß, rühmte die ‚Kölnische Volkszeitung' ihm nach, daß er ‚bei allen Mitgliedern des Zentrums, welche ihn kannten, trotz allen politischen Gegensatzes persönlich einer großen Hochachtung sich erfreute'. Persönliche Hochachtung hat Bennigsen zeit seines Lebens allüberall und fast bei allen genossen. Sie ist so typisch für ihn, daß seine Erscheinung schon um ihretwillen die Aufmerksamkeit auf sich zieht.*

Der spätere Führer der nationalliberalen Partei entstammte einer seit vielen Jahrhunderten in Hannover angesessenen Adelsfamilie. Doch war der Zweig, aus dem er entsproß, nicht sonderlich begütert und ohne Einfluß. Die Familie zeichnete sich nie durch eine starke männliche Nachkommenschaft aus. Auch hafteten ihre Wurzeln zum mindesten zu der Zeit, als Rudolf von Bennigsen geboren wurde, nicht mehr tief in der niedersächsischen Stammesgemeinschaft und dem hannöverschen Staatswesen. Heiraten und militärischer Dienst hatten Mitglieder der Familie mehrfach mit Preußen verknüpft. Von Hause aus war Rudolf also weder an seinen Stand noch an seinen Heimatstaat besonders fest gekettet. Persönlich war er der Sohn seiner Mutter, einer geborenen von Jonquières. Hugenottenblut floß in deren Adern. Längerer Aufenthalt auf dem Land schien ihr unerträglich; es zog sie in die Städte. Der Sohn glaubte von sich, daß er darin das Gegenteil der Mutter sei. Aber mehr als rasch vorübereilende Wochen hat auch er auf dem väterlichen Erbe nicht zugebracht. Eine lebhafte Unruhe trieb ihn viel in Deutschland umher.

Als erstes Kind eines Offiziers kam Rudolf von Bennigsen zu Lüneburg am 10. Juli 1824 zur Welt. Der heranwachsende Knabe wurde vom Vater nicht auf die Lüneburger Ritterakademie, sondern auf das dortige Gymnasium und weiterhin auf das zu Hannover geschickt, wo er 1842 seine Reifeprüfung bestand. Die Eltern waren mit der Entwicklung, die er nahm, sehr zufrieden. Gerne lobte der Vater den ‚lieben und guten Jungen', seinen Fleiß und seine Verständigkeit, seinen Gehorsam und seinen Wahrheitssinn. Der Knabe selbst war von seinem Fleiße nicht ebenso überzeugt, um so mehr von seiner raschen Fassungsgabe und seinen geistigen Fähigkeiten. Durch den Kultus, den die Familie, insbesondere auch die Schwestern mit ihm trieben, wurde er in seinem Selbstbewußtsein bestärkt, und fühlte sich zum großen Manne berufen. Sein jüngerer Bruder hat wohl gespottet: Rudolf wolle ein Goethe werden. Wenn nicht auf die Dichtkunst, so auf die allgemeine Ausbildung seines Geistes richteten sich die Neigungen des Heranwachsenden in der Tat. Fast unwillkürlich drängten ihn die Veranlagung seiner Zeit, die Erziehungsziele des humanistischen Gymnasiums, die Blüte der Wissenschaften, der idealistische Zug, der dem deutschen Parteiwesen noch eigen war, zum Geistigen hin. War sein Vater ein nachdenklicher Bücherleser, so wurde es auch der Sohn. Er philosophierte und theoretisierte mit Vorliebe und sollte zeitlebens nicht wieder davon lassen. Die Gedankengänge des reifen Mannes bewegten sich in der Regel dem Abstrakten, Allgemeinen zu, und zeichneten sich oft, wenn sie nichts behinderte, durch reichen

* Hermann Oncken, Professor der neueren Geschichte in Heidelberg, hat im Dezember 1909 bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart ein zweibändiges Werk: ‚Rudolf von Bennigsen, Ein deutscher liberaler Politiker' veröffentlicht. Auf das reiche Material, das dieses Werk enthält, stützen sich im wesentlichen die folgenden Ausführungen. Sie kommen aber vielfach zu anderen Schlußfolgerungen aus ihm als Oncken.

Gehalt und reizvolle Tiefe aus; sie wurden jedoch unsicher und inspirationslos, wenn er sie auf einzelnes und tatsächliches richten mußte, und verliehen ihm in solchen Fällen nur wenig Halt. Die Folge war, daß sich der Trieb zum Handeln und mehr noch die Fähigkeit des Entschlusses niemals in ihm voll entfalteten. Schon auf der Schule nahm man wahr, daß er zu Zeiten sich gehen ließ. Ein Zauderer von Natur, wie sein Biograph Oncken von ihm behauptet, war er nicht, dagegen nachgiebig wider Einflüsse von Menschen, die entweder Autoritäten für ihn waren wie seine Eltern, oder temperamentvoll auf ihn einredeten. An Frische und Kraft des Gemütslebens scheint es ihm ursprünglich nicht gefehlt zu haben. Sein Biograph führt mehrfach Beispiele dafür an, daß auch späterhin der nach außen und gegen Fremde sehr kühle Mann innig gewesen sei; doch tragen sie einen übereinstimmenden, ihre Beweiskraft beschränkenden Zug an sich. Bennigsen war nur eine gewisse wehmütige Weichheit des Gemütes eigen, die Schwindendem und Vergangenem nachtrauerte. So entlockte ihm eine Schweizerreise in seiner Studentenzeit, die ihn vom gewohnten Lebenspfade in eine herrliche, jungfräuliche Natur entrückte, wärmere, herzlichere Töne, doch immer nur im Gedenken an Verhältnisse, die vorüber waren. Er begegnete einem Kameraden vom Gymnasium her. Die Begegnung rief dem erst Zwanzigjährigen ‚eine an knabenhaften Erinnerungen reiche, schöne Jugendzeit, die jetzt schon so fern wie ein lieblicher, unvergeßlicher Traum im Hintergrunde meiner Seele ruht', ins Gedächtnis. Ein andermal schaute er, während seine Reisegefährten schon schliefen, noch zum Fenster in die stille, klare Sommernacht hinaus und dachte an die ferne Heimat, an alle die Lieben zu Hause; da setzte er sich hin und schickte der Mutter einen Gruß. Als Assessor schalt er auf Aurich unsagbar, solange er dort angestellt war; als er es verlassen mußte, rühmte er es herzlich. Ganz ähnlich regten sich Gefühle der Anhänglichkeit an seinen Heimatstaat Hannover auch erst und nur in ihm, als es um den Staat schon so gut wie geschehen war. Bei seiner Frau und seinen Kindern ist er nie viel gewesen; daß ihn eine tiefere Lebensgemeinschaft mit seiner Frau verband, kommt in den Briefen an sie nicht zum Ausdruck. Dennoch gewinnt man den Eindruck, daß die Trauer über ihren Verlust dem Greise die letzten Lebenskräfte nahm und ihn hinter der Toten herzog. Man wird diese Regungen des Gemüts in Bennigsen ehren; geleitet in den Wandlungen und bei den Handlungen seiner Mannesjahre hat ihn sein Herzensleben nicht.

Bei der Richtung auf die allgemeine Bildung, die schon der Knabe einschlug, war es kaum anders möglich, als daß sofort auch zahlreiche liberale Vorstellungen und Gedanken, eine liberale Weltanschauung von ihm Besitz ergriffen. Die Eltern dachten gemäßigt liberal. Der Vater hatte in den Befreiungskriegen mitgekämpft; in den Tagen der Revolution von 1848 ward die ‚Deutsche Zeitung', die Gervinus begründet hatte, das Blatt, aus dem er und die Seinen sich unterrichteten. Die Schule aber war ganz und gar im Banne liberaler Ideen. Sie schimmern durch die wenigen Aufsätze Bennigsens, die erhalten geblieben sind, allenthalben durch. Die erste und einzige Vorlesung, die dann den angehenden Studenten persönlich interessierte, handelte vom Zollverein. Geistig ergab er sich also über dem Streben nach allgemeiner Bildung schon in seinen reiferen Knabenjahren dem Liberalismus. Doch war sein Wesen nicht auf irgendwelche Extreme angelegt. Das mag die Ursache gewesen sein, daß, als er sich innerlich in seinen Meinungen aus dem Bereiche seines Geburtsstandes entfernte, er sich in den sozialen Formen um so vorsichtiger und entschiedener

zu ihm hielt. Immer mehr ward er in der äußeren Erscheinung der junge Edelmann. Das vom Adel beherrschte englische Gesellschafts- und Staatsleben, — Zurückhaltung und Selbstzucht, Selbstbewußtsein ohne Anmaßung, politische Kämpfe ohne persönliche Gehässigkeit, — wählte er sich zum Vorbilde. Es kennzeichnet ihn, daß, sobald er Student wurde, der Eintritt in die Burschenschaft, die Trägerin der liberalen Bestrebungen an den deutschen Universitäten, keinen Augenblick für ihn in Frage kam, während doch selbst Bismarck geschwankt hatte. Er ging in Göttingen zu den Hannoveranern und in Heidelberg zu den Vandalen. Dieses Doppelseitige seiner Persönlichkeit hat seine ganze Laufbahn weiterhin bestimmt, in seinen Erfolgen wie in seinen Schwächen. Empfing er von dem Geistigen seine Anregungen und die Richtung seines Lebensweges, so hat ihm das ererbte Adlige dessen Schranken abgesteckt.

Einen ganz eigentümlichen, besonders zu wertenden Einfluß haben nicht näher kund gewordene Ereignisse und Erfahrungen seiner hannöverschen Gymnasialzeit mit ihren Nachwirkungen, die durch die Studentenzeit bis an die Schwelle des Mannesalters zu beobachten sind, auf Bennigsens Geist ausgeübt. Mit zwanzig Jahren spricht der Jüngling einmal von Jahren, die aus seinem Gedächtnis ‚wie weggelöscht' seien. Selbst zu einem ernsten Selbstmordversuch des Primaners ist es gekommen, der wohl (ohne daß man deshalb Klatschereien das Ohr leiht) im Zusammenhange der gesamten Jugendentwicklung Bennigsens weit mehr in Rechnung gestellt werden muß, als Bennigsens Biograph es zu tun geneigt ist. Als Student fühlte sich Bennigsen nur kurze Zeit wieder freier. Dann verlebte er auch die ersten Studienjahre als Hörer der Rechtswissenschaft zu Göttingen und Heidelberg ungenutzt, Duelle suchend, studentischen Vergnügungen ergeben, von den Vorlesungen nicht angeregt. Die Schweizer Reise im Herbst 1844 stimmte ihn wieder empfänglicher. 1845 kam es zu einer heftigen seelischen Reaktion in ihm ob der vergeudeten Zeit und des flachen, schalen Treibens. Zum mindesten begonnen hat sie noch in Heidelberg und sich fortgesetzt in Göttingen, wohin er zur Staatsprüfung zurückkehrte, und nachher bis zur amtlichen Anstellung. Mehrere liberale Stimmführer, unter ihnen Gervinus, übten in Heidelberg großen Einfluß auf die Studentenschaft aus. Auch Bennigsen hat sie anscheinend gehört und mit größerer Achtung über sie geurteilt als über seine Göttinger Lehrer. Wieder aufgerichtet aber hat er sich an Gervinus und dessen Freunden trotz seiner liberalen Vorbildung nicht. In dem Sturm und Drang des leidenschaftlichen Insichgehens jener Monate genügten sie ihm nicht. Stimmungen, Strömungen von Frankreich her, religiös-soziale Offenbarungen, neuchristlich-kommunistische Gedankengänge, wie sie von der Schule Saint-Simons ausgegangen waren, zogen ihn an. Louis Blanc, der seine ‚Organisation der Arbeit' 1841 und bald danach seine ‚Geschichte der zehn Jahre' veröffentlicht hatte, erhielt Gewalt über ihn. Eugen Sues ‚Mystères de Paris' hatte er schon im Winter zuvor gelesen und an ihren Erörterungen ‚über jetzige soziale Verhältnisse, besonders über die Erleichterung des traurigen Loses der arbeitenden Klassen' Gefallen gefunden. George Sands Romane las er desgleichen. Leider sind die von ihm vorliegenden Äußerungen zu dürftig und lauten zu allgemein, als daß man die verschiedenen Einflüsse deutlich zu unterscheiden und den Weg, auf dem sie zu ihm kamen, im einzelnen zu bestimmen vermöchte. Die Tatsache ist dennoch unbestreitbar und um so bedeutungsvoller, als sie in der engsten Verbindung mit Bennigsens ‚inneren Kämpfen' von 1845 bis 1848 gewertet werden muß, über denen er das elterliche

Haus ‚mehr als zwei Jahre' mied, von den ihm nahestehenden Menschen ‚sich isolierte' und an seinen Fähigkeiten fast verzweifelte, aber sich auch allmählich ‚sehr änderte' und ‚rasch entwickelte'. Augenfällig wird die Stärke der von Frankreich her auf Bennigsen eindringenden Einwirkungen namentlich durch die mit sozialen Elementen durchtränkte religiöse Wärme, die ihn ergriff. Als protestantischer Christ aufgezogen, hatte er sich bisher religiös nicht tiefer angeregt gezeigt. Jetzt begeisterte er sich, unter scharfer Ablehnung der von den Liberalen und besonders von Gervinus geförderten Deutschkatholiken und Lichtfreunde, für die ‚Wiedereroberung dessen, was auf dem Gebiete der Religion das ewig menschliche, praktisch handelnde Christentum an das dogmatisierende, transzendentale verloren hat', er bedauerte seine ‚glaubensarme Zeit' und hoffte, daß Deutschland berufen sei, ‚die Einheit von Altertum und Christentum heraufzubeschwören und mit ihr die neue Religion einer praktischen Liebe, die auch von dieser Welt wäre, und damit das Werk der neuen Zeit zu vollenden, welches durchzuführen die Franzosen nicht imstande sein werden, das physische und geistige Elend namentlich der arbeitenden Massen durch die Energie der Vernunft und der Liebe in dem neuen sozialen Staate zu bewältigen.' Inmitten der ‚Ratlosigkeit der Regierungen und Regierten', dem ‚fortwährenden Wechseln, Stärker- und Schwächerwerden im Feldgeschrei der Parteien allen den allgemeinen Systemen gegenüber, die wie Pilze aus der Erde schießen', sah er die Menschheit auf dem Wege zu dem von ihm erträumten sozialen Ziele. ‚Unsere ganze Zeit treibt, von einem geheimnisvollen, unwiderstehlichen, unbewußten Drange getrieben, einem Ziele zu, das kaum einer der jetzt lebenden Menschen in klarer Anschauung in seiner Seele trägt. Jeder Mensch, vor allem aber die junge Generation, fühlt sich von dem allgemeinen Stoße mit fortgerissen.' Ein guter Ausgang schien ihm sicher, wenn sich nur diejenigen, ‚die aus der Wissenschaft sich mit Bewußtsein für das Leben ausbilden', mit der im Volke liegenden schöpferischen Kraft und noch ungebrochenen Leidenschaft vereinigten. Es ist, als ob selbst in dieser Meinung noch ein Nachhall Saint-Simonistischer Zukunftsgebilde wahrnehmbar würde. Durchaus unpolitisch aber, wesentlich auf den Fortschritt der Kultur, ja auf ihre Vollendung gerichtet, treten alle Ideen, die Bennigsen in seinen Briefen entwickelt, vor uns hin. Das den politischen Liberalen gemeine Verlangen nach Verfassungen und einem deutschen Nationalstaat beschäftigte ihn nicht. ‚Handelt es sich denn noch um einzelne Formen der Verfassung?' fragte er einmal. In der Erschütterung seiner Seele schaute er die Bewegung, in die Europa mit dem Jahre 1846 geriet und die bis 1849 dauerte, größer, weiter zielend, europäischer an als die Liberalen. Darum blieb er jedoch nicht gleichgültig gegen das Treiben der Parteien. Denn mit wieviel Kulturerwartungen und Weltanschauungsforderungen sind nicht alle unsere Parteien von Ursprung an verknüpft? Gegeben war für ihn bei seiner damaligen Denkart der Anschluß an die Demokratie des Zeitalters. ‚Progressistische', d. h. auf Demokratisierung des studentischen Lebens gerichtete Bestrebungen verbreiteten sich unter seinen Heidelberger Kommilitonen während des Winters 1844/45. Als sich Bennigsen im Semester darauf zu Göttingen zur Prüfung stellte, fiel er dort als einer der wenigen Korpsburschen auf, die sich an diesen Bestrebungen tätig beteiligten. Als dann die Revolution ausbrach, schlug er sich entschlossen zu den Radikalen. Stüve, der Führer der hannöverschen Liberalen, und sein Anhang forderten seine Verachtung heraus. In seinen Briefen wünschte er ohne Umschweife

die Vertreibung der Fürsten. Anfangs ließ er wenigstens für eine Übergangszeit Konstitutionen zu. Im Juni 1848 aber fragte er schon: ‚Was ist aus der Kaiseridee geworden? Was überhaupt aus den Doktrinen von Gervinus und Dahlmann?‘ Die ‚reine Demokratie‘ müsse siegen. Sie werde ‚die soziale Republik‘ ins Leben rufen, den ‚Staat der Liebe‘. Oncken, Bennigsens Biograph, hat diesen Aussprüchen und den inneren Vorgängen, von denen sie Zeugnis ablegen, kaum Beachtung geschenkt. Drei Jahre erst ist es her, daß Hansen in seinem Leben Mevissens, eines hervorragenden rheinischen Liberalen, alle Möglichkeiten einer Beeinflussung seines Helden während dessen Jugendzeit fast allzu sorgfältig, aber vorbildlich nachgeprüft hat. Oncken dagegen erledigt die mehrfache Erwähnung französischer sozialistischer Schriftsteller durch Bennigsen mit der einen, unzutreffenden Bemerkung, daß ‚man überhaupt bei einem großen Teil der alten Achtundvierziger ein (von Frankreich herübergekommenes) freilich ziemlich dilettantisches Interesse für die soziale Frage beobachten kann‘. Die religiöse Färbung der damaligen Gedanken Bennigsens bewertet er gar nicht. Statt dessen zeigt er, einer vereinzelten, möglicherweise auf den Vater berechneten Briefstelle sich anvertrauend, Bennigsen als Heidelberger Studenten zu Füßen von Gervinus und nennt ihn von nationalem Interesse erfüllt, nur weil er nicht von dem Staat Hannover in seinen Briefen spricht. Er hebt den ganzen für Bennigsens geistigen und seelischen Zustand so wichtigen Lebensabschnitt nicht seiner Bedeutung nach aus der Gesamtentwicklung des Mannes heraus und verkennt ihn in wesentlichen Zügen. Tatsächlich war, was Bennigsen in jenen drei Jahren, da ganz Europa in Aufruhr lebte, bewegte, die tiefste Bewegung, die je durch ihn hindurchging. Die liberalen Anschauungen, die er auf der Schule in sich aufnahm, waren ihm durch Lehrer und Eltern vermittelt worden; er hätte sie wohl wieder von sich werfen können, wenn sein Lebensweg ihn auf entgegengesetzte Bahnen führte. Die Anschauungen der Jahre 1846/49 hat er erlebt.

Es paßt vollkommen in das Bild seines Daseins in jenen Jahren, daß Bennigsen 1847 dem Vater zuredete, ihn der Beamtenlaufbahn entsagen zu lassen, ehe er noch recht in sie eingetreten war, und ihm die Erlaubnis zu erteilen, ganz ein Mann der Wissenschaft, Hochschullehrer zu werden. In dem ausführlichsten Brief, den er je, soweit es bekannt ist, geschrieben hat, schildert er dem Vater seine Auffassung der Zeit, um vor allem aus ihr zu begründen, warum er nunmehr dem von früh in ihm gewesenen Triebe zur Theorie zu folgen gedenke. Doch stand er seiner Art nach von dem Plane ab, als sein Vater mannigfache Einwände dawider erhob. Er war damals, nach der Staatsprüfung, in der Verwaltung tätig. Zu Beginn des Jahres 1848 trat er zur Justiz über und kam nach Osnabrück. Hier erlebte er die ersten Monate der Revolution mit. Im Juli nahm er Urlaub und verbrachte das nächste Vierteljahr bei den Eltern in Frankfurt, das den Mittelpunkt des deutschen Lebens in jener stürmischen, aufgeregten Zeit bildete. Im August und September machte die Nationalversammlung die Krise durch, die über den Verlauf der Revolution entschied; in ihrem Gefolge kam es zu den bekannten wüsten Auftritten, die zur Ermordung Auerswalds und Lichnowskys führten. Da regte sich der Aristokrat, der Mann der Formen in dem jungen Bennigsen wieder. Er merkte, ‚daß trotz L. Blanc und G. Sand der gemeine Mann ebenso roh ist als die mittleren und höheren Klassen‘. Dereinst hatte der Vater in sein Tagebuch eingetragen, daß das Knäblein in der Wiege ‚eine

große Neigung' habe, ,sich mehr nach der rechten Seite zu wenden.' Das Wort erwies sich ahnungsreicher, als der Schreiber es gedacht hatte. Vorsichtig, aber nachhaltig brachte die Familie den Sohn jetzt wieder in persönliche Verbindung mit gemäßigt liberalen Männern. Sie bemühte sich darum, ihm als Gesandtschaftssekretär Aufnahme in die Reichsdiplomatie zu verschaffen. Daheim fand er täglich die ,Deutsche Zeitung'. In der Paulskirche, deren Verhandlungen er eifrig folgte, hörte er Dahlmann, der während der großen Krise der Nationalversammlung stark in den Vordergrund trat. ,Rudolf sagt', schreibt seine Schwester am 20. September, ,die ganze äußerste Linke ist nicht das Totschießen wert. Ob Dahlmann, der bis jetzt konstitutionell war, nicht durch das Verhalten der Fürsten allmählich mehr zur Linken hingedrängt wird, wäre wohl nicht so unwahrscheinlich.' Nach Osnabrück zurückgekehrt, schrieb er selbst: ,Mein hiesiger Bekanntenkreis will von meinen radikalen Grundsätzen nichts wissen, und mit den Osnabrücker Radikalen mag ich wieder nichts zu tun haben, da sie an Engherzigkeit und Roheit ihresgleichen suchen'. Seine Mutter stellte ihm alsbald das Vorbild Heinrich von Gagerns auf. Es war noch zu früh. Als die ,moderierte Gagern-Dahlmannsche Partei' im April 1849 in Scharen aus der Nationalversammlung austrat, weil Friedrich Wilhelm IV. nicht aus ihren Händen die Kaiserkrone annahm, entrüstete sich Bennigsen wieder in heftigen Ausdrücken über sie. Aber andererseits war mittlerweile der Schrecken über ihn gekommen, daß ein allgemeiner Umsturz, wie er ihn 1846 und 1847 bei ungenügenden Vorkehrungen wohl gelegentlich für denkbar erklärt, jedoch nicht ernsthaft gefürchtet hatte, unmittelbar vor der Türe stände. Es war nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben, daß er in den Unruhen der Revolution den Abschaum der Menschheit sich rühren sah. Brach der Kampf um den Bestand der Gesellschaft jetzt sofort aus, so schien es ihm nicht zweifelhaft, daß, ,so roh und aller organisatorischen Kraft bar, wie die sozialen Lehren bis jetzt noch sind, alle Kultur und Menschlichkeit zugrunde gehen müßte'. Wofür er sich begeistert hatte, war der Fortschritt zu vollkommenen Zuständen; vor dem Rückfall in die Barbarei scheute er zurück. Persönlich war er schon voller Abneigung gegen seine Mitkämpfer für die radikalen Ideen. Auch in den Briefen des Jahres 1849 äußert er sie wiederholt. Fortan ließ er, langsam und sacht, auch die Ideen in sich verblassen. Ringsum war der soziale Zug, der der Erhebung des deutschen Volkes im Frühjahr 1848 angehaftet hatte, wenn er auch in den liberalen Führern des Volkes nicht sichtbar geworden war, verschwunden, und die soziale Bewegung in Frankreich erstickt. Das Verlangen nach einer christlichen Demokratie verflüchtigte sich wieder. Der Radikalismus wurde blutig unterdrückt. Die Flamme brannte nun auch in der Brust des jungen Bennigsen nieder. Von ,unreifen Ideen' wird er nach einer Weile sprechen. ,In Zeiten einer gewaltigen Scheidung wie jetzt', so redete er sich vorerst vor, ,ist es nötig, daß zu der Begeisterung auch die Leidenschaft und der Haß gefügt werde, um den Erfolg zu erreichen. Und das sehe ich doch an meinen Zeitgenossen und fühle es an mir selbst, daß damit die größte Summe des rein Menschlichen verloren geht. Wie Cortez sich zagend und doch begeistert abwendete von seinen brennenden Schiffen, als er nach Mexikos Hauptstadt aufbrach, so muß auch die heutige Jugend den klassischen Bildern einer glücklicheren Zeit, trauernd aber nicht verzweifelnd, den Rücken kehren und sich mit aller Glut und Leidenschaft waffnen, um seligeren Geschlechtern eine neue Zukunft zu erobern.' Am 29. Mai 1849 hat er diese Betrachtungen angestellt.

Gustave Moreau/Der barmherzige Samaritan.



Sie zeigen die inneren Kämpfe, die im Winter 1844/45 ihren Anfang genommen hatten, ausgekämpft. Bennigsen hörte auf, nach der Erreichung der Ziele zu trachten, die ihm für die Menschheit vorschwebten. Er drängte sie so sehr in den Hintergrund seiner Seele zurück, daß in späteren Jahrzehnten selbst dann kein Klang aus jenen Tagen mehr laut wurde, wenn neu aufsteigende Probleme des deutschen Lebens wie die Arbeiterfrage an ihn herankamen, welche Beziehungen zu den Ideen seiner Jugendzeit hatten. Auch seine Rückerinnerungen als Greis führten ihn nur bis in die fünfziger Jahre zurück. Aber, obwohl niedergehalten, blieben jene Ziele doch in ihm. Nachdem er einmal in einer inneren Bewegung, wie nie wieder eine über ihn kam, jahrelang ‚das Land, das er mit der Seele suchte', ganz weit links gefunden hatte, haben keine anderen Meinungen mehr gleich kräftig und persönlich in ihm Wurzel geschlagen und hat er sich auch nicht mehr überwinden können, liberale Hilfskräfte für eine vorwiegend konservativen Forderungen nützende Politik bereit zu stellen. In seinem Geiste lebte immer etwas fort, was ihn mit Männern, die von Gervinus, Dahlmann und Gagern herkamen, mit Gothaern, Alt- und Rechtsliberalen, und was ihn auch mit Bismarck nie ganz und gar eins werden ließ. So ergibt sich das merkwürdige psychologische Verhältnis, daß zu der von der Natur in ihm aufgerichteten Schranke, die ihn im praktischen Leben unter Radikalen sich nicht wohl fühlen und ihn für extreme Ideen nicht in den Kampf gehen ließ, durch die Stürme seiner Jünglingsjahre eine zweite entgegengesetzte aufgerichtet wurde, die seinen Geist an doktrinäre Ideen band, welche ihn allzeit nach links hinüberwiesen.

* * *

Zur selben Zeit sprach der etwa fünfundzwanzig Jahre zählende junge Mann einem vertrauten Freunde zum ersten Male die Absicht aus, sich ganz der Politik zu widmen. Bis dahin war er der praktischen Politik fern geblieben. Das Interesse, das er ihr in seinen Briefen bezeigte, war nur ein Teil und eine Folge seines allgemeinen Interesses an der Entwicklung der menschlichen Kultur gewesen. Fortan aber gedachte er, aus der Politik seinen Beruf zu machen — eben in dem Augenblicke, da er sich im Bereiche seines geistigen Lebens zur Entsagung entschloß und nur noch nach einer Mittelstraße ausschaute, auf der er wandern konnte, ohne sich an den Schranken zu zerstoßen, die einerseits seine nicht abgeworfene Zugehörigkeit zu seinem Geburtsstande, anderseits die Nachwirkung seiner jugendlichen Utopien ihm zur Seite aufrichtete. Unter dem Zwange seiner persönlichen Verhältnisse lebte sich Bennigsen daraufhin vom Beginne seiner politischen Tätigkeit an in eine geistige Verfassung ein, die ihn im politischen Treiben zum opportunistischen Taktiker und Kompromißpolitiker machte. Seine politische Wirksamkeit ist ihm dadurch in manchem Falle erleichtert worden. Das ihm eigene, nunmehr sich regende Politikergefühl für die Probleme, die jeweils die stärkste Anziehungskraft auf die Allgemeinheit ausüben und deshalb die beste Aussicht auf Erfolg haben, steigerte sich in ihm nach und nach fast bis zur Routine. Die Widerstände, die vorgefaßte Überzeugungen in der Brust eines Politikers gegen neu aufkommende Strömungen erregen können, erlangten in ihm niemals mehr eine stürmische Gewalt. Die Politik aber ist doch nicht nur die Kunst des Erreichbaren; sie ist vor allem der Wille, etwas zu erreichen, beim politischen Führer der Wille, ein selbstgewähltes Ziel zu erringen. Daran mangelte es ihm.

Die Stunde gehörte nach 1850 dem Liberalismus. Bennigsen hatte von ihm nichts wissen wollen. Nun aber strebte er zuerst auf die Übernahme der Führung der radikalen Jugend durch die ‚Gemäßigten', die ‚Kammerliberalen', die Dahlmann und Genossen hin. Er versuchte sich sogar mit dem geschmähten Stüve zu verständigen. Immer mehr trat er dann persönlich auf den Boden des Liberalismus über und erklärte sich für einen Liberalen. Der Liberalismus offenbarte sich ihm als die gesuchte Mittelstraße: läßt er in der Theorie selbst sehr extremen Theorien freien Spielraum, so erlaubt er in der Praxis aus Scheu vor dem Umsturz weitgehende Rücksicht auf das Bestehende und Gegebene zu nehmen. Das große Anliegen des deutschen Liberalismus war damals der nationale Staat und die Übertragung des in Westeuropa schon kräftigen Verfassungslebens auf Deutschland. Bennigsen hatte 1849 sehr abschätzig gefragt: ‚Handelt es sich denn noch um einzelne Formen der Verfassung?' Die deutschnationale Begeisterung war in seinen Briefen niemals übergeschäumt. Von 1850 an nahm er sie in sich auf und wandte seine Teilnahme auch den Verfassungsforderungen zu. In den folgenden Jahren gewannen daneben die wirtschaftlichen Fragen in der liberalen Bewegung und für die Entwicklung des deutschen Lebens vorwaltende Bedeutung. Bennigsen studierte alsbald Nationalökonomie und beteiligte sich 1858 an dem ersten ‚Volkswirtschaftlichen Kongresse', der, von liberalen Parteimännern veranstaltet, ein wichtiges Agitationsmittel der liberalen Partei wie der Bestrebungen nach einem nationalen Staate wurde. ‚Was war denn,' sagte er 1898 bei seinem Abschiede vom politischen Leben, der eigenen andersgerichteten Wünsche von 1848 nicht mehr eingedenk, nur seines Trachtens in den fünfziger Jahren sich richtig erinnernd, ‚unsre, der Liberalen, Praxis und Theorie politisch und wirtschaftlich andres als das Ergebnis der westeuropäischen Kultur, das in Frankreich und England in öffentlichen Institutionen längst niedergelegt war?' Doch vergingen noch mehrere Jahre, bis ein Abgeordnetensitz für die hannöversche Kammer Bennigsen angeboten wurde und er Ernst mit seiner Absicht machte. Inzwischen verbrachte er zwei einsame, ihn verbitternde Jahre in dem abgelegenen Aurich, reichlich ebensoviel Zeit (dank Windthorst) als Staatsanwalt in Hannover, und abermals zwei Jahre in richterlicher Stellung zu Göttingen, zu deren Beginn er sich mit Anna von Reden, einer Verwandten, verheiratete. Im Jahre 1855 kam es in Hannover zur Aufhebung wesentlicher Teile der 1848 gewährten Verfassung und der Staatsgrundgesetze, sowie zur Auflösung der zweiten Kammer. Für die Neuwahlen nahm ein ostfriesischer Wahlbezirk Bennigsen in Aussicht; die Regierung verwehrte ihm aber, sich wählen zu lassen. Er antwortete darauf mit dem Gesuch um Dienstentlassung und zog sich auf das väterliche Stammgut Bennigsen zurück. Als für den Januar 1857 wiederum Wahlen zur zweiten Kammer nötig wurden, wählte man ihn. Die liberale Gruppe in der Kammer machte bis zum Jahre 1864 nur eine geringe Minderheit aus und setzte sich zudem aus politisch wenig geschulten Bürgern und Bauern zusammen. Von selbst fiel Bennigsen ihre Führung zu. Die Zeit war, auch nach dem Urteil des welfisch gesinnten Geschichtschreibers von Hassell, ‚die verhängnisvollste Periode in der Geschichte des Königreichs Hannover'. Bennigsen hat sich die Lorbeeren seiner parlamentarischen Laufbahn nicht in ihr gepflückt. Er trieb das nächste Jahrzehnt hindurch bis zum Untergange des Königreichs Opposition um jeden Preis und bei jeder Gelegenheit, ein guter Redner, ohne persönliche Gehässig-

keit, aber auch ohne inneres Verhältnis zu dem Staate, dessen sich ablösende Ministerien er befehdete, und mit seinen Neigungen und seinem Ehrgeiz schon einem weiteren Felde politischer Betätigung zugewandt. Man wird ihm mit der Meinung nicht zu nahe treten, daß seine Zugehörigkeit zur hannöverschen Kammer vorzüglich den Nutzen hatte, ihn in den Gesichtskreis des gesamten deutschen Liberalismus zu rücken. Er entpuppte sich als die dem Ideal am nächsten kommende repräsentative Persönlichkeit, die dem deutschen Liberalismus je zur Verfügung stand. In seiner Studienzeit war er der geborene Senior seines Korps gewesen. Als Abgeordneter wurde er nunmehr der geborene Leiter großer Versammlungen und der Vermittler, Unterhändler und Sprecher seiner Partei.

Ohne Widerspruch erhielt Bennigsen den Vorsitz, als im Jahre 1859 Mitglieder der verschiedensten liberalen Parteibildungen ihren Zusammenschluß in der von Schulze-Delitzsch begründeten ‚nationalen Partei' und in dem zur Versammlungs- und Preßagitation für jene Partei geplanten ‚Nationalverein' in die Wege leiteten. In dieser Eigenschaft hat er sich in den nächsten Jahren die Anwartschaft auf die Führung der deutschen Liberalen erworben. Man begründet sie gern mit dem Worte Gustav Freytags und Bismarcks, daß er in seiner Partei in der Mitte zwischen dem rechten und linken Flügel gestanden habe und so am berufensten gewesen sei, sie zu einigen. Weder Bismarck noch Freytag haben je ein scharfes Auge für parlamentarische Verhältnisse bewiesen, und auch dieses Urteil läßt an Äußerlichkeit wenig zu wünschen übrig. Bennigsen empfand schon während der fünfziger Jahre aus den Bedingungen seiner persönlichen Entwicklung heraus das Bedürfnis, die unterschiedlichen Gruppen des Liberalismus einander zu nähern, weil er keiner von ihnen ausschließlich angehörte und im Liberalismus den rechten Boden für sich nur zu finden vermochte, wenn sich sowohl die Elemente, die mit der Rechten die Fühlung wahrten und an die er sich äußerlich anlehnte, wie die linkswärts strebenden Elemente, zu denen er sich in seinen Überzeugungen hingezogen fühlte, in einer einheitlichen Parteiorganisation zusammenfassen ließen. Sein persönliches Bedürfnis begegnete Wünschen, die sich allenthalben in den einzelnen liberalen Parteigruppen regten und immer wieder in ihnen regen werden, weil keine von ihnen über einen starken Willen zur Macht verfügt und gegen herbe Enttäuschungen im politischen Kampfe gefeit ist. Bennigsen bestärkte sie. Indem er vor sich selbst, was ihm not tat, ideell zu rechtfertigen trachtete, verkündigte er immer eifriger die Lehre, daß die Einigung der Liberalen aus Rücksicht auf den Bestand und Fortschritt der Kultur unabweisbar sei, aber auch die Bürgschaft des endlichen Sieges der liberalen Forderungen in sich trage. Nur vorübergehend gab er 1866 diese Vorstellung noch einmal preis; in den siebziger Jahren ließ er sich von ihr schon wieder anziehen und 1892 stellte er sich aufs neue an die Spitze der gesamtliberalen Bewegung gegen das dem Zentrum und den Konservativen genehme Zedlitzsche Volksschulgesetz. Harrend auf eine Wiedervereinigung aller Liberalen unter gleichzeitiger Bereitschaft aller zur Verständigung mit der Regierung, ist er gestorben. Dank seinen Bemühungen wurde ihm die Anerkennung seiner Parteigenossen zuteil wie keinem andern, mochten ihre Ansichten untereinander noch so weit voneinander abweichen. Er gewann Einfluß auf die von freiheitlicher Gesinnung und liberaler Weltanschauung am stärksten erfüllten Männer seiner Partei, die erfahrungsgemäß ungemein schwer zusammenzuhalten und zu leiten sind. Er bewahrte

ihn aber nur, weil sie instinktiv fühlten, daß er in seinen innersten, unwandelbaren Überzeugungen schier noch fortgeschrittener war als sie. Niemals haben die Lasker, Bamberger und Rickert fortan ihren Glauben an Bennigsens fortschrittliche Denkart fahren lassen, und sie hatten Recht damit. Anderseits aber setzten auch die von den liberalen Ideen weniger tief ergriffenen Elemente der Partei ihr Vertrauen auf ihn, weil je älter er wurde, er desto bestimmter seinen Platz an ihrer Seite behauptete. Also nicht in der Mitte zwischen beiden Gruppen stand er; durch die seltsame Fügung seiner Lebensschicksale gehörte er vielmehr beiden an, innerlicher freilich, worüber sich Bismarck lange täuschte, derjenigen, die grundsätzlicher und gedanklicher veranlagt war. Das bewies er schon im Nationalverein. Zwar redete er als sein Vorsitzender mehrfach sehr gemäßigt; tatsächlich entzog er aber keiner radikalen Unternehmung, zu der sich der Verein entschloß, seine Unterstützung. Er war für die Einmischung in die Besetzung Savoyens durch Napoleon. Er beteiligte sich an dem Widerspruch gegen die Haltung Preußens und Österreichs in der schleswig-holsteinischen Frage. Er eiferte mit der Fortschrittspartei gegen Bismarck und die preußische Regierung.

Erst als sich der Nationalverein mehr und mehr radikalisierte, stellte sich wieder Bennigsens Abneigung gegen alles zu laute und rücksichtslose Treiben ein. Er trat vorsichtig zur Seite und schrieb dem Verein, der die Regierungen unter dem Druck der öffentlichen Meinung zur Aufrichtung der deutschen Einheit zwingen sollte, auf einmal die unschuldige Bestimmung einer ‚Mittelpartei' zu. So erlangte die opportunistische Stimmung in ihm wieder das Übergewicht und ließ ihn mit seinem guten politischen Verstande rechtzeitig erkennen, daß Bismarck dem Liberalismus seit 1864 den Wind aus den Segeln nahm und sich die Volksstimmung dem preußischen Staatsmanne zuwenden werde. Alsbald suchte er für sich und seine Partei den Anschluß an Bismarcks aufsteigende Macht und trug auch der geschichtlichen Macht der preußischen Krone und des preußischen Staates nunmehr gebührend Rechnung. Mitte Mai 1866 ging er persönlich nach Berlin zu Bismarck. Bismarck dachte damals daran, die Hilfe der mittelstaatlichen Liberalen anzunehmen, um eine Volksbewegung gegen die deutschen Regierungen zu entfachen. Sie hätte den preußischen Ministerpräsidenten und unser ganzes deutsches Leben auf unübersehbare Bahnen reißen können. Bennigsen hatte ein Gefühl dafür. In Berlin aber ließ er sich durch seine noch vom Hasse gegen Bismarck geblendeten doktrinär-liberalen Freunde stutzig machen; die Vereinbarung erfolgte nicht. Sie hätte übrigens bei der Stimmung der Massen schwerlich zum Ziele geführt. Nach dem Siege bei Königgrätz aber gab Bennigsen den Ausschlag für die Verbindung der Masse der Liberalen (alle folgten ihm nicht) mit Bismarck. Die nationalliberale Partei wurde beim Zusammentritt des die Verfassung beratenden Reichstags begründet und er ihr Vorsitzender. Seine Freunde machten ihn gleichzeitig zum zweiten Vizepräsidenten des Reichstags. In den siebziger Jahren brachten sie ihn an die Spitze des preußischen Abgeordnetenhauses. Er hat in beiden Parlamenten eine große Anzahl schwieriger und arbeitsreicher parlamentarischer Kommissionen geleitet. Unter preußischer Herrschaft wurde er auch der Landesdirektor der Provinz, der er entstammte, später ihr Oberpräsident. Sein ruhiges, vornehmes Wesen und seine Sachkunde flößte allen, mit denen er zu raten und zu taten hatte, Hochachtung ein. Er machte auf sie den Eindruck eines ehrlichen Mannes. Wie er im Juni 1866 das Angebot Bismarcks, die kommissarische

Verwaltung seines von den Preußen besetzten Heimatstaates zu übernehmen, entrüstet ablehnte, so klingt es aus seinem Munde auch wahrhaftig, wenn er beim Eintritt in das Berliner parlamentarische Leben nach der Annexion Hannovers an seine Frau schrieb: ‚Hier ist, wie überall, die Politik zu neun Zehnteln persönliches Interesse, was man auch, wenn man die Politik anders auffaßt und betreibt, sich stets klar und gegenwärtig halten muß, um nicht düpiert zu werden.‘ Von Machiavellismus war, bemerkt sein Biograph mit Grund von ihm, keine Spur in ihm. Dabei besaß er aber eine an einem Führer nicht zu unterschätzende Eigenschaft, einen gewissen Scharfblick für die Personen, mit denen er zusammenzuwirken hatte. Er überragte die anderen angesehenen Männer der Partei in der Regel in der Fähigkeit, die Bedeutung außerordentlicher politischer Vorgänge zu erfassen und ihre möglichen Folgen zu überschauen, und er hatte mehr Sinn für auswärtige Politik und verstand geistvoller über sie zu reden, als es in den deutschen Parlamenten der Fall zu sein pflegte. Dieser Vorzug hatte ihn freilich vordem nicht an der Unvernunft gehindert, 1860 hinter den Liberalen des preußischen Landtags her zu sein, daß sie der auswärtigen Politik ihres Staates, entgegen dem energielosen Ministerium, einen großen Zug verleihen sollten, und wurde nunmehr von Bismarck weidlich ausgenutzt, um dem zu seinem Bewunderer gewordenen Bennigsen regelmäßig Angst vor Kriegsgefahren einzujagen, wenn es galt, Forderungen im Reichstag durchzusetzen. Derlei tat aber nur die Begrenztheit des Vorzugs dar, hob ihn nicht auf. Agitationsredner und parlamentarischer Kampfredner war Bennigsen nicht. Der unmittelbaren Beteiligung an der parteipolitischen Werbearbeit ging er zeitlebens aus dem Wege. In der zweiten hannöverschen Kammer, wo er fortwährend in die Erörterungen eingreifen mußte, hatte er sich keineswegs immer ausgezeichnet. Aber bei wichtigen Gelegenheiten im Parlamente, wie schon bei den Generalversammlungen des Nationalvereins, in mit getragener Stimmung erfüllten Räumen erwies er sich fast ohne Ausnahme als Meister darin, große Zusammenhänge zu berühren, volle Klänge anzuschlagen, liberale Forderungen in einen kurzen, glücklichen Satz zusammenzudrängen, — ein Redner für große Tage, wie ihn eine Partei sich nur wünschen konnte. Freilich darf man darüber nicht außer acht lassen, daß sich seine Parteifreunde auch deshalb über ihn als Leiter und Vorstand leicht und einhellig verständigten, weil er sich mit der Ehre und der Vermittler- und Unterhändlertätigkeit begnügte, nicht aber danach geizte, im eigentlichen Sinn des Wortes die Partei zu führen. Die geistige Selbstbescheidung, zu der er am Abschluß seiner inneren Kämpfe als junger Mann gelangt war, die Stimmung, daß sein Geschlecht notgedrungen auf das meiste und beste verzichten müsse, erleichterte ihm sein Bemühen um die Verständigung seiner Parteigenossen untereinander, und diesen hinwiederum das Entgegenkommen gegen ihn, weil er persönlich in den entscheidenden Stunden so gut wie wunschlos war und deshalb den Ratschlägen der anderen in seiner nachgiebigen Art um so williger Gehör lieh. Es hat seinen Reden gelegentlich nicht an Schärfe und Bitterkeit gefehlt. Der gewöhnliche Ton war doch ein anderer. ‚Selbst mit Aufopferung der Ideale einer früheren politischen Bewegung‘, erklärte er gleich in seiner ersten auf weitere Wirkung angelegten Ansprache im Nationalverein am 3. September 1860, ‚und mit Verzichtleistung auf die sofortige und vollständige Erfüllung ihrer Hoffnungen‘ würden die Mitglieder des Vereins ‚ihr Streben darauf richten, den festen Grund und Anfang einer nationalen Entwicklung zu legen unter ruhiger

Würdigung der vorhandenen Tatsachen und der Zusammenfassung der vorhandenen Kräfte des deutschen Volkes'. Auch Oncken beurteilt ihn wohl ähnlich. Bennigsen sei kein Politiker gewesen, der ‚seine ganz persönlichen Ideen mit einer unvergleichlichen Willenskonzentration in die Wirklichkeit zu überführen' versuchte. ‚Er ließ sich eher tragen von der Strömung und auch wohl bestimmen; er wählte aus der Masse der Eindrücke und gewöhnte sich die Diagonale zu ziehen.' An diesem Urteil sind nur die letzten Worte zu beanstanden. Prüft man nämlich die Kompromisse, worin Bennigsen im Reichstag Bismarck gegenüber gewilligt hat, vergleicht man damit, was man von seinen Ausgleichen innerhalb des Nationalvereins und der Partei erfährt, so zog er meist nicht die Diagonale, weil sich die Ansichten allzu grundsätzlich entgegenstanden, als daß eine gezogen werden konnte. Er verhüllte vielmehr den wesentlichen Gehalt des strittigen Problems, ohne es den Streitenden zum Bewußtsein zu bringen, und einigte sie auf eine Formel, die die Lösung hinausschob, ohne den einen oder den andern eine Preisgabe ihrer Grundsätze zuzumuten. Die Beschlüsse der Generalversammlungen des Nationalvereins hat er in den ersten Jahren so gelenkt, daß er die Frage der künftigen Zentralgewalt des nationalen Staates, die die Süd- und Norddeutschen trennte, nur allgemein bejahen, nicht genau beantworten ließ. In dem die Verfassung beratenden Reichstage hat er dafür gewirkt, den Entscheid über das Reichstagsrecht auf die jährliche Bewilligung des Heeresetats zu vertagen, und 1874 das äußerlich berechnete Auskunftsmittel der jedesmaligen Bewilligung der Friedenspräsenzziffer des Heeres auf sieben Jahre empfohlen. Ende 1876 ließ er bei den Reichsjustizgesetzen alle wesentlichen Forderungen des Liberalismus zurückstellen. In den verfassungsrechtlichen Streitfragen fiel ihm das Entgegenkommen regelmäßig besonders leicht, weil seine Anschauung von der Struktur des Reichs zeitlebens merkwürdig oberflächlich blieb. Gleich vielen mittelstaatlichen Liberalen hatte er sich aus Rücksicht auf das Volksempfinden für den Verzicht auf eine vollkommen unitarische Einrichtung des deutschen Nationalstaats entschieden und einer bundesstaatlichen grundsätzlich zugestimmt. Daraufhin scheint er sich nie mehr über die tiefgreifenden Unterschiede, die zwischen der liberalen Konzeption vom Bundesstaate und Bismarcks Werk bestanden, Rechenschaft gegeben zu haben. Den vielleicht deutlichsten Beleg bildet die Art und Weise, wie er die Einführung von verantwortlichen Reichsministerien als möglich darzutun versuchte, ohne daß der Reichsverfassung der geringste Eintrag geschehen werde. Aber auch bei jeder anderen Gelegenheit läßt sich die Beobachtung wiederholen.

Man mag nun über Bennigsens Talent, seine Fraktion, hinter ihrer Front stehend, in Güte zusammen und marschfähig zu halten, so anerkennend denken, wie man will, er hätte sie bei der Stärke der in ihr lebendigen Gegensätze schwerlich zwölf Jahre geschlossen zu führen vermocht, wenn nicht anfangs die Begeisterung für die werdende nationale Einheit und dann der Kulturkampf in allen Mitgliedern der Fraktion gleichmäßig eine Erregung geschürt hätte, die ihnen die Zwiespältigkeit ihrer Meinungen nicht mit voller Gewalt zum Bewußtsein kommen ließ. ‚Dem Liberalismus', sagt Oncken in der Einleitung seines Werkes einmal, ‚liegt ursprünglich ein Inbegriff von Tendenzen zugrunde, die mit einem bestimmten Ideal sich auf alle Gebiete menschlichen Lebens erstrecken, zunächst also Elemente einer Weltanschauung vorstellen.' Schon in seiner neuchristlichen Stimmung der Jahre 1846/49 äußerte sich Bennigsen voreingenommen gegen die katholische Kirche und das katholische

Priestertum, aber noch nicht gehässig gegen die Katholiken und kampflustig gegen den Katholizismus. Fanatisch wurde er scheinbar erst, als der Zwiespalt der Parteien, der über die Lösung der deutschen Frage in der Nationalversammlung ausgebrochen war, sich aufs konfessionelle Gebiet verpflanzte und als Bennigsen persönlich seinen Anschluß an den Liberalismus nach und nach vollzog. Noch im November 1848 findet sich nach manch anderm ruhigen und achtungsvollen Urteil über Katholiken in einem Brief der Satz: ‚An einem Tage' habe er sich ‚neben dem interessanten Radowitzianer Windthorst, am andern neben einem hübschen, liebenswürdigen katholischen Fräulein von Duesberg aus Münster sehr gut unterhalten. Mich hat selten eine junge Dame gleich bei der ersten Bekanntschaft so angesprochen, und ich bedaure sehr, daß sie in 14 Tagen nach Münster zurückkehrt.' Gründonnerstag 1851 meldet er, daß sich mit der Dame ein Sohn von Dahlmann verlobt habe ‚und einen katholischen Hausstand führen' werde. ‚Schämt sich denn der alte protestantische Kaisermacher nicht, seine Enkel katholischen Götzendienst treiben zu lassen!' Seitdem wurde auch Windthorst von ihm nur noch Intrigant oder ‚Oberpfiffikus' genannt, die Katholiken insgemein aber Jesuiten und schließlich gar ‚schwarze Gesellschaft' und ‚Römlinge'. Oncken deutet an, als ob derlei Ausdrücke von Bennigsen seiner Frau zuliebe gebraucht worden wären. In der Tat lassen sie die Zurückhaltung vermissen, die Bennigsen sonst eigen ist. Aber einer Unterstellung gegen eine Dame bedarf es dennoch nicht, um zu erklären, warum Bennigsens Mäßigung hier versagte. Seine antiklerikale Denkart tritt bei jeder Gelegenheit und unwandelbar hervor. Warum soll sie sich nicht auch zuweilen in heftigen Worten Luft gemacht haben? Lehrreich ist an den Worten nur, daß sich selbst dieser hochstehende, sich selbst beherrschende Mann nicht zügeln zu müssen meinte oder nicht zügeln konnte, wenn er von den Gegnern seiner Weltanschauung sprach. Entscheidend aber für die Beurteilung Bennigsens ist seine Gesinnung. Sie deckte sich mit der Gesinnung der Masse seiner norddeutschen und der Mehrzahl seiner süddeutschen Parteifreunde. Daher äußerte sie sich grundsätzlich als Gegnerschaft gegen jede gebundene religiöse Meinung und alle ‚Pfaffen', ob sie nun protestantisch oder katholisch waren. Es ist auch von protestantischem ‚pietistischem Gesindel' in den Briefen die Rede, und gegen Stöcker nahm Bennigsen in späteren Jahren so rücksichtslos Stellung, wie je gegen den katholischen Klerus. Dazu aber kam ein besonderer norddeutsch-protestantischer Einschlag mit einer Spitze gegen das Katholische. Dahlmann war ihm ‚der protestantische Kaisermacher'. 1850 hoffte er, daß noch nicht alle konservativen Preußen ‚sich dem Katholizismus und den Österreichern überliefert' hätten. In seine Kammerrede über den italienischen Krieg des Jahres 1859 ließ er einfließen, daß ‚die kirchlichen Verhältnisse der Protestanten in Österreich noch immer nicht geregelt' seien, wie auch die nationalen Ansprüche der einzelnen österreichischen Völker noch nicht befriedigt seien. ‚Nichts habe es denjenigen Politikern im übrigen Deutschland, welche die Gefahr der Zeit erkannten, saurer gemacht, für Österreich Hilfe zu werben.' Das Kaisertum des Jahres 1870 begrüßte er als ‚evangelisches' Kaisertum. Mit ganzem Herzen war er dann dabei, als der Kulturkampf eingeleitet wurde. Gegen die ‚pfäffische Herrschaft' hatte er schon 1861 in der Öffentlichkeit kräftige Worte für empfehlenswert gehalten; 1871 hielt er es, nach Hohenlohes Aufzeichnungen, für nötig, einen Schritt zur Einleitung des Kulturkampfs zu tun, um die Ultramontanen aus ihrer defensiven Stellung herauszubringen. ‚Wenn wir

nicht jetzt, wo es noch möglich ist, den Jesuiten Widerstand mit nachhaltigem Erfolg leisten, sind unsere Enkel sämtlich katholische Knechte des Unfehlbaren.' Als fast alle des Kampfes wieder müde waren, wollte er von Zugeständnissen nichts wissen. Die böse Note, mit der Bismarck ihn und Miquel nach einer Nachricht Hohenlohes eines Tages bedacht hat, verdiente er sich eben durch diese kirchenfeindliche Steifnackigkeit. Daran sollte man nicht drehen und deuteln. Oncken wendet sich vergeblich gegen den Bennigsen gemachten Vorwurf, daß er 1867 bei der Auflösung des Nationalvereins den Auftakt für den von den Nationalliberalen bald nachher betriebenen Kulturkampf spielte. Der Nationalverein habe sich Übergriffen der Ultramontanen gegenüber gesehen, also (wenn ich Oncken recht verstehe) in Verteidigungsstellung befunden. Oncken hat dafür nicht mehr Belege beigebracht als für die andere, ebenso bestimmt vorgetragene Behauptung, daß sich ‚der deutsche Ultramontanismus nach dem Scheitern der Einheitsbewegung (1849?) entschlossen an die Seite der reaktionären Regierungen stellte'. Bennigsen hat derlei wohl einmal in einer Rede gesagt, aber darum ist es noch nicht wahr. Ähnlich ist wohl auch in einer Vorstandssitzung des Nationalvereins vom 20. August 1865 unter Bennigsens Vorsitz von den ‚zunehmenden Fortschritten und Übergriffen des Ultramontanismus' gesprochen und sogar ein Projekt angenommen worden, ‚sie zum Gegenstand regelmäßiger Beobachtung und demnächstiger Besprechung in der Presse zu machen', jedoch ‚mit der ausdrücklichen Einschränkung, daß hierbei stets nur die politische Seite des Gegenstands ins Auge gefaßt werde'. Von den Übergriffen macht Oncken nicht einen namhaft. Tatsächlich zielte das Projekt und erst recht der Kulturkampf darauf hinaus, Fortschritte der Katholiken zu verhindern, die sich (wohlgemerkt!) in den Schranken des geltenden Rechts bewegten. Bennigsen selbst hat es in einem rednerischen Rückblicke des Jahres 1881 mit aller wünschenswerten Klarheit zugegeben. ‚Wir Liberalen haben erkennen müssen, daß sowohl die Regierung wie die verschiedenen politischen Parteien in den vierziger und fünfziger Jahren sorglos gewesen sind, dem Staate die Rechte und Einwirkungen aus den Händen gleiten zu lassen, die er nicht entbehren darf für die Ordnung des Grenzgebietes von Staat und Kirche. Jetzt haben wir nach einem langen Kampfe es erreicht, daß die alten Grundlagen des preußischen Landrechts für die Regelung dieses Verhältnisses im wesentlichen wiederhergestellt sind.' Die Anzeigepflicht bei Besetzung kirchlicher Ämter schien ihm 1882 ‚der eigentliche Kern und Ausgangspunkt dieses Kirchenstreites'. Das sind genau dieselben Ansichten, von denen aus die badischen Liberalen das Verhältnis von Staat und Kirche schon in den sechziger Jahren zu regulieren unternahmen. Der einzelne Historiker wird je nach seinem persönlichen Wissen und Gewissen zu einem verschiedenen Urteil darüber gelangen, ob die erneute, vom Staate einseitig ausgeführte ‚Grenzregulierung' wünschenswert und nötig gewesen sei oder nicht. Aber wenn er sie befürwortet, wird er erst recht festzustellen haben, was es mit den behaupteten ‚Übergriffen' der Kirche war, ob sie sich nicht innerhalb der bis dahin gesetz- und verfassungsmäßigen Grenze hielten. Unbefangener als ein Parteimann wird er auch ein Gefühl dafür an den Tag legen, daß Worte wie die beanstandeten Bennigsenschen vom Jahre 1867 nicht Worte der Abwehr, sondern des Parteihasses und der Parteiüberhebung waren: ‚Die eigentlichen und unversöhnlichen Gegner, deren Haß den Nationalverein von der Geburt bis zum Tode begleitet hat, sind die Ultramontanen und die starren Partikularisten. Gegen sie muß der Kampf

ohne Rast und Gnade fortgesetzt werden, bis sie begreifen, daß sie den jahrhundertelang geübten Einfluß auf Deutschlands Geschicke für immer verloren haben.' Mag selbst eine große Zahl Katholiken 1866 in allzu große Sorge um die Zukunft ihres Glaubens und des Vaterlandes geraten sein und ihrer Entrüstung allzu herben und wohl gar drohenden Ausdruck gegeben haben, so war doch der Bismarck noch wenige Wochen vorher mit maßlosem Ingrimm entgegengetretene Liberalismus der letzte, der ihnen ihre Erregung als Vaterlandsverrat auszulegen und ihnen die ewige Verschränkung ihres Einflusses auf die Geschicke unseres Staatswesens anzukündigen ein Recht hatte. Was Bennigsen je über den Katholizismus gesagt und wie er gegen ihn gehandelt hat, er hat es als Parteimann und mit einer Leidenschaft getan, die er auf anderen Gebieten in Mannesjahren nicht mehr an den Tag legte. Eine solche Voreingenommenheit und ein solcher Haß lag im Zug der Zeit und war insbesondere auch die Frucht der Entwicklung, die unser geistiges Leben genommen hatte. Darauf muß um so mehr hingewiesen werden, als Bennigsens persönliches Verhältnis zur Religion mindestens bis tief in die sechziger Jahre warm blieb und er den religiösen Fragen im Unterschied von den meisten Mitgliedern seiner Partei ‚eine lebendige Aufmerksamkeit' entgegenbrachte, wenn er auch nicht auf dem Boden des gläubigen Christentums und einer Kirche stand, vielmehr sich an der Begründung des Protestantenvereins im Jahre 1865 eifrig beteiligte. Noch in den erregten Katechismusstreit seiner Heimat anfangs der sechziger Jahre griff er so behutsam ein, daß Miquel sich eilte, ihn zu warnen: ‚Ich finde die größte Gefahr für einen populären Politiker in Deutschland in dem leise und leicht erwachenden Verdacht, er stehe gegen die Pfaffen nicht fest.' Erst als der tiefreligiöse Lorenz Nagel, der Sekretär des Nationalvereins, außer näheren Verkehr mit ihm kam, und als die kältere Berliner Luft und die Leidenschaft des Kulturkampfs ihn umwehte, mag er sich auch in dieser Hinsicht seinen übrigen Parteifreunden angepaßt haben. Die Äußerungen seiner letzten Lebensjahre über die Religion haben nichts Christliches mehr an sich.

Mit dem Kulturkampf und dem Kompromiß über das Septennat erreichte Bennigsen die Höhe seines Einflusses in seiner Partei wie im Reich und in Preußen. Wenn er sich dessen ungeachtet von da ab mehr und mehr zurückzog, lag es einmal daran, daß seine natürliche Neigung, sich gehen zu lassen, ein neues Mal sich meldete, aber auch daran, daß sich die Reibungen in der Fraktion häuften und er persönlich über ihnen wieder mehr nach links hinübertrieb. Seine ganze Laufbahn, soweit er Anteil am öffentlichen Leben von seinen Jünglingsjahren her nahm, beschreibt eine Kurve nach der andern; in stetem Wechsel lenkte er nach links und dann wieder nach rechts. Diesmal sollte die Wendung für seine Partei verhängnisvoll werden. Dabei schlug der Pendel seiner Überzeugungen 1875—1878 nicht einmal besonders weit und merklich nach links aus. Schon 1876 sprengte die Presse Gerüchte aus, als sinne Bismarck darauf, die Vorherrschaft der Liberalen im Reichstag zu brechen und sie durch eine Mehrheit zu ersetzen, die er aus den Freikonservativen und einem Teil der Nationalliberalen zu bilden beabsichtige. Im Jahre darauf schlug Bismarck Bennigsen vor, Minister des Innern zu werden. Die Vorgänge sind auch durch Oncken noch nicht aufgeklärt worden. Bennigsen wies den Vorschlag nicht von der Hand. Er bedachte sich, verlangte die Mitaufnahme zweier Parteigenossen ins Ministerium und die Reichsverwaltung und Auf-

klärung über die vom Reichskanzler für die Zukunft geplante Politik. Bismarck lag nur daran, Bennigsen zu gewinnen, und Bennigsen fand auch in diesem Falle in sich nicht das Zutrauen zu dem Kanzler, wider den Rat seiner Freunde ohne Bürgschaften mit ihm zu gehen. Heftige Auseinandersetzungen zwischen Bismarck und den Nationalliberalen während des Jahres 1878 folgten. Nur für kurze Zeit wurde die Übereinstimmung durch die Zustimmung der Partei zur zweiten Fassung des Sozialistengesetzes im Oktober 1878 nochmals hergestellt. 1879 galt es mit dem Kanzler die Reichsfinanzen neu zu ordnen und damit den Übergang vom Freihandel zum Schutzzoll zu verbinden. Bennigsen persönlich war dazu bereit, weil er erkannte, daß sich die Bevölkerung hinter Bismarck stellte. Aber einerseits hatte sich Windthorst schon früher erhoben als er; anderseits war die Uneinigkeit in der Partei so groß geworden, daß es ihm nicht gelang, auch für die finanz- und wirtschaftspolitischen Vorlagen des Kanzlers eine seine Partei zusammenhaltende Kompromißformel zu finden. Die Partei ging in Stücke. Bennigsen, der dereinst selbst Ausschußmitglied der volkswirtschaftlichen Kongresse gewesen war und ihre agitatorische Wirkung zugunsten des Liberalismus der sechziger Jahre geschätzt hatte, wollte nicht begreifen, daß man auch jetzt wieder den wirtschaftspolitischen Anschauungen programmatische Bedeutung beilegte und Freihändler und Schutzzöllner in der nationalliberalen Partei nicht friedfertig nebeneinander sitzen mochten. Seitdem verlor er an Geltung. Unmutig schied er im Juni 1883 aus den Parlamenten aus. Der Kampf um das Septennat des Jahres 1887 rief ihn zwar wieder hinein, aber seine Zeit war vorüber. Nur noch in den Kampf um den Zedlitzschen Entwurf eines Volksschulgesetzes für Preußen griff er ein und um das Zustandekommen des Bürgerlichen Gesetzbuches 1896 erwarb er sich ein hervorragendes Verdienst. 1898 verzichtete er endgültig auf eine Wiederwahl. 1902 starb er.

Dringt man in die Gedankengänge der großen Reden des Mannes, namentlich in die aus den ersten achtziger Jahren, ein, so ergeben sich merkwürdige Parallelen zu der geistigen Art und Bildung des späteren Zentrumsführers Ernst Lieber. Auch die Reden Bennigsens zeugen davon, wie ich es in meinem Büchlein über Lieber von diesem glaubte feststellen zu dürfen, daß er zwar die einzelnen Probleme, die aus der zeitgenössischen Bewegung an ihn herantraten, als Politiker instinktiv aufgriff, daß er sie dann jedoch wesentlich nur literarisch und wissenschaftlich in sich verarbeitete und in seinen Äußerungen über sie ‚mehr Bildungsergebnisse als unmittelbar praktische Anregungen' bot. Den Reden fehlt es deshalb nicht an fesselndem Reiz. Aber bildungsmäßig erworbene Vorstellungen und Anschauungen werden gegen intuitive, aus dem Leben geschöpfte immer den Nachteil haben, daß die Aufnahmefähigkeit des menschlichen Geistes mit den Jahren abnimmt und daß sich regelmäßig nur das Bildungsgut in ihm verwurzelt und sich prangend entfaltet, das schon in jüngeren Jahren aufgenommen wurde. Was in beider Männer Jugend in Dichtung, Wissenschaft und Kulturleben ihre Zeitgenossen bewegte, waren nationale und Verfassungsanliegen einerseits, die Weltanschauung anderseits; was erst später seinen Platz sich eroberte, war vorzüglich die staatliche Sozialpolitik. Weder Bennigsen noch Lieber haben es in der Sozialpolitik an sich fehlen lassen; aber alle ihre Bemühungen um sie sind ohne sonderliches Ergebnis, und ihre Reden, wie Oncken gerne sagt, ‚dilettantisch' geblieben. Die sozialpolitische Gesetzgebung Deutschlands ist von anderen Männern gemacht worden. Wo es dagegen das

nationale Motiv galt, haben beide Parlamentarier zeitlebens ein fruchtbares Verständnis an den Tag gelegt; da bekam ihre Rede Fülle, beflügelten und breiteten sich ihre Gedanken. Da atmete in ihnen das Verlangen ihrer Jugendzeit nach der Staatwerdung des allen Deutschen längst gemeinsamen gelehrten und literarischen Vaterlandes, wie es aus der deutschen Dichtung und Wissenschaft in sie übergeströmt war. Der eine von ihnen malte sich die weitere Entwicklung des Reichs im Sinne des nationalen Verfassungsstaats aus, wie er sich ihn nach westeuropäisch liberalem Vorbilde dachte; der andere hoffte unter dem ebenfalls westeuropäischen Einflusse der katholischen Bewegung, daß sich im Reiche mehr und mehr die christliche Ordnung des mittelalterlichen Staatslebens erneuern werde. Am stärksten drängt sich die gleiche Grundstimmung beider in den nationalen Angelegenheiten in Bennigsens Rede vom 15. Juni 1882, der bedeutendsten, die er im Reichstag gehalten hat, und der Rede Liebers vom 20. Januar 1900 auf, seiner letzten großen Rede an demselben Orte. Beide Reden wurden von der Sorge um die Zukunft des Reichs eingegeben. Diese ihnen eigne Sorge hat beide Männer auch sonst dazu geführt, das Kampffeld der Parteien und der Regierung möglichst einzuengen und die Parteien, die sie zur Zusammenarbeit für fähig hielten, möglichst miteinander zu verständigen, über die Würde und das verfassungsmäßige Recht des Reichstags aber besonders ängstlich zu wachen. Sie ähneln sich ferner in der Vorliebe, mit der sie über die finanzorganisatorischen und finanzreformerischen Aufgaben des Reichs gesprochen haben, wie darin, daß es ihnen nicht glückte, eine entschiedene Stellung zu ihnen zu gewinnen; Bennigsens politische Laufbahn ist gar daran gescheitert, daß Bismarck die Finanzpolitik in eine Verknüpfung mit der Wirtschafts- und Sozialpolitik brachte, die ihm als Liberalen nicht geläufig war und ihm eine Umbildung seines finanzpolitischen Denkens zumutete, zu der er nicht mehr fähig war. Wie gern haben beide Männer nicht auch Rückblicke auf die Entwicklung ihrer Parteien geworfen, um sie als notwendig und für das Reich unentbehrlich zu erweisen! Einen wie großen, selbst ihr nationales Empfinden beschränkenden Einfluß hat endlich nicht ihre Weltanschauung und der Kampf für sie auf beide ausgeübt! Lieber stand mit voller Überzeugung in der katholischen Bewegung, Bennigsen nicht weniger entschieden in der liberalen.

Bennigsens Leben verlief ehrenreich und jahrzehntelang in Sicht der ganzen Nation. Es verlohnte sich wohl gelebt zu werden. Anderseits war es doch kein Leben, das in unser nationales Schicksal oder auch nur in das seiner Partei schöpferisch eingegriffen hat. Wer die geistige Art und den Charakter Bennigsens zu zergliedern, über seine persönliche Entwicklung sich Rechenschaft zu geben versucht, begreift das eine wie das andere aus seiner vorwiegend dem Abstrakten und Allgemeinen zugewandten, mehr auf Bildung als aufs Handeln angelegten Natur, aus dem innerlichen Hinstreben des Jünglings zu utopischen Staats- und Gesellschaftsverhältnissen, während er sich doch zugleich unbeirrbar fest an die Lebensformen und die Empfindungsweise seines Geburtsstandes band, aus der nüchternen Selbstbescheidung und Politikerberechnung des werdenden Mannes, seiner guten, aber nirgends ins Geniale ragenden Begabung, seinen vorzüglich repräsentativen Vorzügen. Seine Stelle im Gedächtnis des deutschen Volkes wird ihm nie bestritten werden können.

Die Sendlinge von Voghera
Roman von Ilse von Stach (Fortsetzung)

◆◆◆

Es waren Pater Juan und Benjamin einige freundliche Tage im Hause Alençon beschieden; die Hausfrau sorgte mit Liebe, und eine Schar fröhlicher Kinder lichtete umwölkte Stirnen von früh bis spät. Benjamin, wiewohl er seines Sohnes wehmütig gedachte, genoß doch den Verkehr mit Kindern als ein lange entbehrtes Glück, und die Sommertage von Lancy wären zur lieblichen Oase für das Gedächtnis geworden, wenn Pater Juan der Versuchung widerstanden hätte, eine Predigt des Reformators zu hören und Benjamin einer solchen teilhaftig zu machen. Am ersten Sonntag des September schritten die beiden der Peterskirche zu.

‚Ich bin mir bewußt,‘ sagte Pater Juan auf dem Wege zu Benjamin, ‚daß ich ein Wagnis an dem Frieden deiner Seele unternehme, indem ich dich unter die Kanzel Calvins führe; seine Rede ist überzeugend und reißender von der Glut eines geläuterten Hasses als die schäumende Sprache deines Wittenberger Reformators.‘

‚O, auch Luther verstand zu hassen!‘ entgegnete Benjamin.

‚Auch Luther,‘ antwortete Pater Juan, ‚aber sein Haß floß aus anderen Quellen als der Haß Johannes Calvins; diesem hat sich irgend etwas von der düstren Majestät des Gottes, den er verkündet, mitgeteilt, was ihm verleiht über viele zu herrschen.‘

Mit Gefühlen der Ehrfurcht und Erwartung betraten Pater Juan und Benjamin das Gotteshaus — Gefühle, in die sich freilich bei dem Priester der weltumspannenden Kirche die Bereitschaft zur kühlen Kritik an dem Schismatiker mischte.

Die andächtige Gemeinde war schon versammelt und hob eben im einleitenden Gesang ihre Herzen auf.

‚Finde Aug' und Ohren, Herr, geschlossen,
wenn ihr Elend zu den Wolken steigt;
laß Erbarmen nicht im Busen sprossen,
kein Gefühl, das sich dem Beter neigt;
finde deine Hand verdorrt zum Geben,
keine linde Wohltat labe sie, —
aber merke auf ihr sünd'ges Leben,
achte ihren Dienst für Blasphemie . . .‘

. . . Sang man von den Katholiken oder von den Wiedertäufern, die Calvin fast mehr noch als jene verachtete?

Die bald beginnende Predigt klärte solche Zweifel; sie galt allen Feinden der Kirche, zuerst den andersgläubigen Christenseelen, die außerhalb Genfs böswillig in ihrem Irrtum verharrten, — und an sie mochte der Dichter des gesungnen Liedes gedacht haben, — sie galt aber auch

den inneren Feinden, die dem Reformator zur Stunde mehr als die äußeren zu schaffen machten, den Freigeistern und Ausschweifenden, die sich der calvinischen Kirchenzucht nicht unterwerfen wollten. Sie sprach ihr ‚Wehe' über die einen und die anderen!

Wehe den Verstockten! Wehe den Zuchtlosen! Wehe den Falschgläubigen! Wehe denen, die es wagen wollen, den über sie ausgesprochenen kirchlichen Bann zu mißachten, — die, ausgeschlossen von der Gemeinschaft, ihre Schritte bis vor den Tisch des Herrn setzen würden, — Gott hat seinem Diener die Gabe des Mutes verliehen, — Johannes Calvin wird nicht dulden, daß einer, den er unwürdig gesprochen hat, vom Leibe des Herrn esse . . .

Die beiden Fremden verstanden nicht, wie erbittert Calvin mit solchen Worten gegen den Rat und die öffentliche Meinung um das Recht der Exkommunikation, das allein der vénérable compagnie zustehen sollte, ankämpfte, sie wußten nicht, daß eben die Freigesinnten ihre Teilnahme am Abendmahl auf eigne Verantwortung erzwingen wollten, — aber sie begriffen, daß diese Predigt mehr von der Politik als von der Religion eingegeben war.

Nur als Calvin sich des von Gott verliehenen Mutes gegenüber seinen Widersachern rühmte, tauchten Pater Juan Erinnerungen auf aus einer Zeit, in der ihm jedes kleinste Ereignis im Genfer Gemeinwesen bekannt und verständlich gewesen war. Es war die Zeit der Pest, an die er gemahnt wurde, die ihn zudem aus der Heimat vertrieben hatte. Als damals alle Spitäler überfüllt waren von Verzweifelnden, die zwar die Hoffnung zu leben hinter sich gelassen hatten, wohl aber für die Bitterkeit des Todes der Stärkung bedurften, — wo waren da — als die Ärzte vor der Macht des Todes müßig standen, die dem Volke von Gott gegebenen Priester? Wer tröstete die Leidenden? Wer absolvierte die Schuldbeladnen? Wer hieß die Sterbenden in Frieden fahren? — Die vénérable compagnie erklärte öffentlich vor dem Magistrat, daß Gott ihr die Gabe des Mutes versagt habe, weshalb weder Calvin noch einer von den Seinen Kraft genug in sich finden könnte, ein pesterfülltes Spital zu betreten, — und ein ausländischer Priester mit größerem Heldenmut begabt, wurde zum Beistand für die Unglücklichen gerufen.

Scharf grub sich ein bittres Lächeln in Pater Juans bedeutende Züge ein; aber es ist in Genf nicht gefahrlos zu lächeln, während andere verehren. Jean de la Maisonneuve, seit einem Jahrzehnt Polizeileutnant und unbestechlicher Wächter im Gottesstaat, würde es seiner Dienstehre nicht vergeben haben, wenn er einen Hörer Calvins zu den Füßen des Meisters ungestraft hätte lächeln lassen; als er zudem dem frechen Spötter näher ins Gesicht sah, erkannte er Claude Alençon, auf dessen

Fährte er früher vergeblich geschlichen war und beschloß, ihn und den Fremden, den er bei sich hatte, nach vollendeter Predigt hinter Schloß und Riegel zu bringen.

Pater Juan und Benjamin wurden, bevor man sie einer geistlichen Inquisition unterzogen hatte, als leichte Gefangne behandelt und zu einem bedauerlichen Alten gesperrt, der, als er des Polizeileutnants ansichtig wurde, sogleich in Klagen und Bitten ausbrach.

,Barmherzigkeit', rief er unter lebhaften Gebärden, ,ich bin ein ehrlicher Bürger, der sich niemals der heiligen Ordnung des Herrn Calvin widersetzt hat.'

,Nur die Zunge, die täppische Zunge', jammerte er gegen die beiden neuen Leidensgefährten, indem er mit der Hand nach dem Munde deutete, — ,nichts als die altersschwache Zunge hat mich an diesen Ort für Ehebrecher und Aufrührer gebracht.'

,Herr', — damit griff er Pater Juan in den Ärmel, ,ich hatte einen Sohn, und in alter Zeit war es keine Sünde, seinen Sohn zum Gedächtnis des Täufers und eines rechtlichen Ahnen Jean Baptisard zu rufen. Dieser Sohn zeugte mir einen Enkel und starb; da gab meine Schwiegertochter dem Neugebornen den Namen des abgeschiedenen Gatten, — das heißt Jean nannte sie das Kind, nur Jean, in Hinsicht auf die Regel des Herrn Calvin, nach der die Namen der Auserwählten keine deutliche Erinnerung an die Namen der katholischen Heiligen an sich tragen dürfen. Aber mögt Ihr mir glauben, wenn ich den Knaben einherspringen sehe, — nach Gesicht und Wuchs sein leibhaftiger Vater, — mein Sohn, lieber Herr, mein Sohn, — dann rufe ich „Baptisard", lange bevor ich mich des kirchlichen Verbotes erinnert habe.'

,Euer Baptisard wird Euch noch um Kopf und Kragen bringen', knurrte der Polizeileutnant.

,O Herr Leutnant', bettelte der Alte demütig, ,verwendet Euch bei der ehrwürdigen Genossenschaft für einen Unglücklichen. . . .'

,Ich werde Eure Reue vor das Gehör des Herrn Calvin bringen', antwortete Jean de la Maisonneuve huldvoll und nahm den gerührten Dank des Alten entgegen.

Noch an demselben Tage kam ein Abgesandter Calvins, um Claude Alençon und seinen Begleiter zu verhören. Mit dem ersteren hätte man, da er seinen katholischen Aberglauben trotzig bekannte, wohl kurzen Prozeß machen können und ihn des Ländchens verweisen, unter Androhung von Vierteilung, wenn er es wagen würde, noch einmal die Genfer Grenzen zu überschreiten; doch erheischte die Verspottung einer Predigt des Reformators besondere Buße, deren man sich am wirksamsten hinter Gefängnismauern und bei Wasser und Brot bewußt wird; dazu erwies

sich der Genosse Alençons keineswegs als unverdächtig; fragte man ihn nach seinem Namen, so schien er im Zweifel zu sein, ob ihm Benjamin oder Antonius zugehöre, fragte man ihn nach seinem Bekenntnis, so begann er ein Stottern, daß der calvinische Inquisitor urteilte, nur ein Idiotischer oder ein abgefeimter Bube, der dieser Maske zu bösen Streichen benötigte, könne sich dergestalt gebärden.

So fand man denn Pater Juan sowohl als Benjamin anstößig genug, um sie einige Zeit gefangen zu halten, — bis die Wahrheit aus ihrem Munde hervorgehen würde; doch gewährte man ihnen die Gunst, so lange sie sich ordentlich aufführten, eine gemeinsame Zelle zu bewohnen.

Der Mond, der in voller Rundung den Wanderern bei ihrer Ankunft in Genf geleuchtet hatte, grüßte, als er spät und halb entschwunden über die Berge stieg, die Gefangenen in ihrem Kerker. Pater Juan kniete leise betend mit erhobnen Händen am Fenster, während Benjamin sich auf sein Lager hingestreckt hatte, ohne freilich zu schlafen; lautlos wohnte die Nacht mitten unter ihnen.

Aber plötzlich trug sie auf ihren ausgebreiteten Schwingen eine klagende, brünstige, mauerndurchdringende Stimme zu den Aufhorchenden; die Stimme erhob sich in der benachbarten Zelle, füllte die Atmosphäre mit ihrer glühenden Seele und schien als eine wahrhaft betende Stimme die Grenzen des Raumes überwunden zu haben.

‚Ich werde dein Angesicht schauen und mich sättigen an deinem Bilde‘, klang es sehnsüchtig durch die Nacht; ‚Jesus Christus, der du sitzest über den Cherubim, erscheine, — zeige dich mit Glanz. Erleuchte dein Angesicht, laß glänzen dein Angesicht, so werde ich genesen.‘

Der Beter versank in eine Betrachtung, dann begann er von neuem:

‚Bewähre mich im Feuer; gib Flügel, die durch Flammen tragen. Was wäre meine Wahrheit, wenn sie nicht im Feuer bestünde? Ja, sende mir das Feuer, sende mir bald das brennende Feuer, das meinen Leib verzehrt, — aber steige hervor aus meiner Asche, so wie ich dich erkannt habe. Geliebter meiner Seele, du Angesicht Gottes, du himmlische Schönheit, öffne die erblindeten Augen der Menschen für deine Wohlgestalt, reize ihre stumpfen Gaumen für deine Süßigkeit, öffne die Ohren, die verstopften, für die Musik deines Mundes.‘

‚So betet niemand anders als Michael Servet‘, sagte Pater Juan leise zu Benjamin.

‚Er betet um infamen Tod auf dem Scheiterhaufen‘, gab Benjamin schaudernd zurück.

Pater Juan schwieg und horchte hinüber zu dem Todgeweihten, bis der Morgen dessen brünstige Gebete zerstreute.

Die nächtlichen Klänge jener nach der Flamme schmachtenden Menschenseele ließen in Pater Juans Herzen einen unwiderstehlichen Anteil an den letzten Erdentagen des Michael Servet zurück, und er begann seinen Wärter nach dem Gange des Prozesses auszufragen. Auch erwies sich der Wärter als ebenso mitteilsam wie gut unterrichtet, erzählte freilich während der folgenden Wochen von immer neuen Verzögerungen, da Herr Calvin durch seinen Kampf mit der weltlichen Behörde um das Recht der Exkommunikation zu sehr in Anspruch genommen sei, als daß die anhängigen Inquisitionsprozesse zu einer Entscheidung gebracht werden könnten.

Diese Wochen durchlebten Pater Juan und Benjamin teils schweigend und betend, teils lesend und in sinnreichen Gesprächen; man hatte dem Priester die Bücher, die er bei sich trug — das Brevier und die Nachfolge Christi — genommen, ihm dafür eine Auswahl aus der ‚christlichen Institution' Calvins zum Heil seiner Seele überreicht; doch wußte Pater Juan das Ziel dieser Maßregel auf zweierlei Weise zu umgehen, indem er erstens die Gebete seiner Kirche unauslöschlich im Gedächtnis trug und sie Benjamin mit Glaubenseifer vorbetete, indem er aber auch bald in den calvinischen Stücken vom Elend des gefallenen Menschen, vom allgemeinen Sündenbekenntnis, von der Notwendigkeit des unablässigen Gebetes die Entlehnung aus der verlästerten Messe entdeckte und nicht anstand, diese Stellen nicht nur zur Belehrung, sondern geradezu zur Erbauung zu benützen. Für die Belehrung der Gefangnen sorgte überdies das Genfer Gesetz, demzufolge sie jeden Sonntag und Mittwoch durch den Gerichtsdiener in die lautere Predigt des Gotteswortes geführt wurden.

So entflohen die Tage in Untätigkeit des Körpers und in Regsamkeit der Seele. Benjamin nahm teil an den Gebeten des Priesters, ohne sein im Herzen entwurzeltes Luthertum auch mit dem Munde zu verleugnen, — ein Schweigen, das Pater Juan um so sorgloser ehrte, als es mit Gebet erfüllt und also der Wirkung des heiligen Geistes befohlen war. Nachts wurden die beiden Gefährten Zeugen der seltsamsten Anrufungen Christi, die aus der Nachbarzelle zum himmlischen Firmament aufstiegen und die mit der gleichen Glut einmal um Tod, einmal um Leben flehten, einmal um Vergebung für die Feinde und Verfolger, einmal um ihren Sturz in den Abgrund der Hölle.

Schon raschelte das dürre Laub am Boden, als Calvin über seine Widersacher im Rat gesiegt hatte und zudem die Schweizer Antworten sowie die des Philipp Melanchthon eingetroffen waren.

Gerötet von der Hitze der Neuigkeit besuchte der Wärter seine Gefangenen.

‚Er ist verloren! er ist gerichtet', rief er schon auf der Schwelle Pater

Gustave Moreau/Pietà.



Juan entgegen; dann begann er die mächtigen Henkershelfer des Unglücklichen an seinen fünf feisten Fingern herzuzählen.

‚Zürich, Basel, Bern, Solothurn — sowie der milde und gerechte Wittenberger wollen die giftige Natter vom Erdboden vertilgt wissen. O der fromme Eifer des Herrn Calvin gegen jenen Abschaum des Menschengeschlechtes wird aus dem Scheiterhaufen vom Champel gerechtfertigt vor aller Welt herausleuchten, und die neidischen Hunde, die behaupten, Herr Calvin verfolge den Doktor Servet, um seiner eigenen Ehre etwas Außergewöhnliches zuzulegen, werden aufhören müssen zu bellen!‘

‚Was weißt du von der Antwort des Philipp Melanchthon?‘ fragte Pater Juan.

‚Dieses und jenes‘, entgegnete der Wärter; ‚ich weiß, daß er Herrn Calvin im Namen der evangelischen Kirche des gegenwärtigen und zukünftigen Deutschlands Dank gesagt hat dafür, daß er dem Magistrat seiner Stadt befiehlt, einen Gotteslästerer der Ordnung gemäß zu verurteilen und hinzurichten.‘

‚Auch die katholische Kirche hat ihn schuldig befunden‘, erklärte Pater Juan finster, indem er sein Mitleiden unter seine Gerechtigkeit beugte.

‚Die katholische Kirche‘, antwortete der Wärter und hob die kühn geschwungene Nase stolzer in die Luft, — ‚die katholische Kirche soll keinen vernünftigen Grund finden, auf uns Evangelische herabzusehen. Auch wir wissen, was not tut, die auserwählte Gemeinschaft von verpesteter Ketzerei rein zu halten.‘

‚Doch sollte ein Ketzer nicht eher gerichtet werden, als bis alle Mittel, ihn zu bekehren, vergeblich befunden sind.‘

Der Wärter wiegte den Kopf hin und her und entgegnete:

‚Schon in seiner Jugend hat Herr Calvin versucht, dem Doktor Servet durch schriftliche Ermahnungen das richtige Verständnis der heiligen Bibel beizubringen; aber es hat keinen größeren Nutzen gehabt, als wenn man Episteln an ein Schwein oder an einen Ochsen verfassen würde! — Wenn Ihr aber von der Folter redet, die schon manchen Halsstarrigen belehrt hat, so werdet Ihr ja auch wissen, daß die bischöflichen Marterzeuge für unsren Eifer nicht länger ausgereicht haben, weshalb ich selbst mir einiges Verdienst durch Erfindung einer Fußschraube erwerben konnte, bei deren Anwendung die Nägel der Gemarterten ....‘

‚Genug‘ — wehrte Pater Juan mit seiner feinen Hand. Wenn er auch die Qualen des Leibes für gering erachtete, sofern sie eine Seele vor dem Höllenbrand bewahrten, so verursachte das Bild menschlicher Verzerrungen doch seiner empfindsamen Natur Ekel und Grauen.

Gekränkt, sich in der Ausbreitung des von allen Gutgesinnten an-

erkannten Erfinderruhmes unterbrochen zu sehen, zuckte der Wärter die Achseln und sagte beschließend:

‚Endlich wird Herr Calvin seiner erhabnen Würde nicht gedenken und Michael Servet vor Vollziehung des Urteils im Kerker besuchen. Vielleicht zwingt der Trost dieser Erscheinung den Lästerer noch in letzter Stunde zum Widerruf.‘

Damit ging der Wärter hinaus und überließ Pater Juan und Benjamin ihren Gefühlen.

Um die Abenddämmerung wurde das Stillschweigen, das sonst ungebrochen in den Mauern des Gefängnisses hauste, von hastigen Schritten, fallenden Türen, knarrenden Schlössern aufgestört; die Wände selbst schienen von einer bebenden Bewegung ergriffen, die träge Luft zitterte, — — Genfs Machthaber schritt von zwei Ratsherren begleitet durch das Haus der Seufzer bis vor Servets Zelle.

Die Tür wurde geöffnet und fiel dröhnend zurück in ihr Schloß.

Atemlos lauschten Pater Juan und Benjamin.

‚Was begehrst du von mir, Michael Servet?‘ begann der Reformator.

Pater Juan jenseits der Mauer erbleichte bei dem Klang dieser Stimme; ihm war, als sähe er Calvins schmale, vornehme, ein wenig gebeugte Gestalt unnahbar vor dem gezeichneten Opfer stehen, als sähe er die unerbittlichen Züge seines Gesichtes, den dunkel lodernden Blick der Augen, während er die kühle Anrede hörte, die ohne Barmherzigkeit war.

Servet warf sich seinem Richter zu Füßen und schluchzte: ‚Gnade, Gnade, Gnade.‘

‚Erkläre dich deutlicher, Michael Servet‘, entgegnete Calvin. ‚Rufst du unsere Gnade und Vergebung an, weil du nunmehr deine Gotteslästerungen aufrichtig bereust, — so wisse, — erflehe dir zuvor die Vergebung unsres Herrn Jesu Christi, den du schwerer als mich beleidigt hast.‘

Die Nennung des von Servet so unaussprechlich geliebten Jesusnamens mochte seine Todesfurcht wunderbar hinwegnehmen, denn der Verurteilte sprang auf die Füße und rief:

‚O Gottesfülle, die da leuchtet aus dem Angesicht Christi!‘

Calvin, der in diesem Ausruf einen jener mehrdeutigen Sprüche Servets erkannte, denen zufolge die menschliche Seele zwar nach dem ewigen Sohne des Höchsten schmachtet, dieser aber in aller seiner Herrlichkeit dennoch nicht als übersinnlich eins mit dem Vater geglaubt wird, — nur als sittlich eins, wie auch der Christgläubige eins sein kann mit dem Willen Gottes, — Calvin, der zudem lieber zu einem Knieenden als zu einem aufrecht Stehenden sprach, verlor bereits die für diesen Gang in den Kerker angenommene Geduld und erinnerte den Gefangenen mit Heftigkeit an seine hoffnungslose Lage.

‚Knabenhafter Schwätzer!' fuhr er Michael Servet an; ‚hast du angesichts der geöffneten Erde, die dich mitsamt deinem Geifer verschlingen wird, kein anderes Bekenntnis abzulegen, als solch unvernünftiges Gestammel?'

Ein gurgelnder Laut drang hinüber zu den Horchenden. War durch Calvins Rede die Vorstellung des nahen und schrecklichen Todes wieder mit solcher Gewalt über Michael Servet gekommen, daß er ohne Rechtfertigung nur von dem Stärkeren das nackte Leben erbettelte und seiner lauteren Liebe zu Gott vergaß, in der zu sterben er hundertmal ersehnt hatte?

Benjamin drückte sein blasses Gesicht, darin es wie im Wetter zuckte, gegen die feuchtkalte Mauer, teils um deutlicher das seltsame Gespräch zweier Protestanten, die unter sich Ketzer und Richter darstellten, mit anzuhören, teils um die überströmende Bewegung seiner Seele vor dem erkennenden Blick des Priesters zu verbergen.

‚Mich mitsamt meinem Werke!' klagte jetzt Michael Servet laut und deutlich. ‚Grausamer! o über alle Maßen Grausamer! töte mich, brenne mich, verzehre mich, zerteile meinen gemarterten Leib in seine winzigsten Atome, aber gönne mir im Tode die Hoffnung, daß der Geist, der für dies Geschlecht dahinfährt, noch zu den Nachgebornen reden wird.'

‚Bedauerlicher Tor', antwortete Calvin hochmütig, ‚hältst du mich für so ganz kurzsichtig, daß ich meinen Blick nicht über die Mitwelt hinaus auf alle zukünftigen Geschlechter richten sollte? Heißt das väterliche Fürsorge, die Giftpflanze ausrotten und das ihr entzogne Gift in die Hände der Unmündigen überantworten?'

Eine fremde Stimme, die einem der Ratsherren zugehörte, sagte spitzig dazwischen:

‚In der Tat, viele unsaubere Hände strecken sich nach dem verführerischen und gefährlichen Buche des Doktor Servet aus, und die Zungen jener Elenden scheuen sich nicht, ihren Reformator anzuklagen, als vernichte er jenes Werk nur deshalb, weil es gottselige Gedanken enthalte, die seine eigene Rechtgläubigkeit in Zweifel ziehen würden.'

Aber Johannes Calvin, der große Theologe, ließ sich nicht von einem ungelehrten Genfer Bürger spotten. Hoheitsvoll antwortete er:

‚Gott hat mir die Gnade verliehen, mir zu offenbaren, was gut und böse ist; kraft dieser Wissenschaft verwerfe und verdamme ich das Ketzerbuch „de trinitatis erroribus" für ewige Zeiten.'

Der also zwiefach Verurteilte, der den beiläufig geführten Kleinkrieg zwischen Ratsherrn und Geistlichem nicht beachtete, seufzte trostlos den berühmten Namen eines Genossen seiner Not:

‚O Abälard, Abälard!'

Benjamin hob den Kopf und wandte ihn zu Pater Juan.

‚Wen ruft er?' fragte Benjamin.

‚Die Werke jenes Abälard', erklärte Pater Juan, ‚die auch ketzerischerweise von der heiligen Dreifaltigkeit handelten, sind, wie heute die seinen, zu ihrer Zeit gerichtet worden, also daß du ihre Spur nicht findest.'

‚Aber', fügte der Priester mit hochgezogenen Brauen hinzu, ‚Michael Servet ist im Unrecht, wenn er meint, in dem Namen Abälard einen ihm verwandten Geist unter den Abgeschiedenen anzurufen. Abälard hat sich in Demut der Kirche Christi unterworfen, und wenn mich nicht alles, was von ihm auf uns gekommen ist, täuscht, so hat er auch ihren überschwänglichen Segen verspüren dürfen; er, der seiner Gattin und Geliebten nach vollendetem Schicksal im Kloster einen Ort des Friedens anwies, wird jenen Wohnplatz nicht ohne Tiefsinn Paraklet geheißen haben. Der Tröster, welcher uns alle leiten möge, wird auch ihn sowie die unglückliche Heloise so völlig getröstet haben, daß beide seiner zeitlebens gedenken wollten.'

Benjamin kehrte das Gesicht von neuem der Mauer zu, denn schon hatte Calvin wiederum begonnen zu sprechen:

‚Michael Servet,' hörte man ihn sagen, ‚verschwende nicht die kurze Stunde, die dir zu deiner Rettung gegeben ist durch frevelhafte Wünsche, die dein stinkendes Dokument betreffen; die ganze Christenheit wird mir beistehn, dies Werk des Abgrundes aus dem Lichtkreis der Sonne zu vertilgen; nur dir selbst vermagst du durch Widerruf deiner Lästerungen und durch Beschwörung des richtigen Glaubens noch zu helfen!'

‚Von der Erkenntnis Christi hängt alles ab,' sagte Servet mit lauter Stimme; ‚welche Ehre aber, welche Macht, welche Hoheit Christus gebührt, wird die Kirche entscheiden!'

‚Gott, Gott, welche Kirche!?' flüsterte Benjamin.

Auch Calvin fragte, und fragte mißtrauisch: ‚Welche Kirche?'

‚Die ewig eine, die da atmet in der Wahrheit des Geistes, die unsichtbare Gemeinschaft der Heiligen.'

‚Boshafter Fälscher!' empörte sich Calvin, ‚schon durch das Symbolum Athanasianum wurde entschieden, was ein Christ über die Hoheit des Erlösers und seine Einigkeit mit dem Vater und dem heiligen Geiste zu glauben habe.'

‚Herr,' entgegnete Michael Servet in einem Tone, der zu sanft für ein Bekenntnis war und eben bescheiden genug, dem mächtigen Gegner vorsichtig eine kleine Blöße zu enthüllen.

‚Herr, vor der Synode von Lausanne erklärtet Ihr, daß eine wahre Kirche das Symbolum Athanasianum niemals würde genehmigt haben . . .'

‚Pardieu, wo sollen wir den wahren Antitrinitarier suchen?' fiel die mißtönige Stimme des Ratsherrn dem Gefangenen in die Rede.

Michael Servet, der, wenn er sich begünstigt glaubte, sogleich mit unkluger Kühnheit eine verwegene Sprache führte, wandte sich zu dem Ratsherrn und sagte:

‚Herr, wenn ich Euch beschreiben könnte, wie ich die freien Seelen der Reformatoren geliebt habe, geliebt wie die Erde den Himmel, der sie betaut, wie die Nacht den Mond, der ihr leuchtet. Aber sie haben sich von den Netzen der Tradition umstricken lassen, und alle meine Gebete, der Erzengel Michael möge mit dem zweischneidigen Schwert der Bibel ihre hohen Geister befreien, sind vergeblich gewesen. Ach, sie halten die Vernunft, die göttliche, die uns gegeben ist, die heiligen Schriften zu begreifen, für ein kupplerisches Weib, und wenn sie mahnt und warnt und nicht abläßt, so rufen sie herrisch: mulier taceat in ecclesia! Herr! wo findet Ihr im Neuen Testament jene abenteuerliche Rede menschenverständlich ausgedrückt, es sei ein dreiköpfiger Gott ...‘

Damit war die Lästerung gefallen, die Calvins lange verhaltene Wut entfesselte.

‚Wilde Bestie, unreiner Hund, giftiges, zischendes Otterngezücht,‘ fiel er über den Spanier her, ‚nun bekennest du selbst mit dem Schleim deines Mundes, daß du einer von jenen Fluchwürdigen bist, die Gott von Anbeginn verwarf, weshalb er auch dein Herz verhärtet und dich zu so grausamer Blasphemie angetrieben hat.‘

Aber auch Servet hatte alle Zurückhaltung von sich getan und antwortete ohne Zittern: ‚Wenn G o t t meine Sünde wirkte, — Elender! was richtest du m i c h?‘

‚O du ganz geistloser Schwätzer,‘ entgegnete Calvin; ‚soll ich klüger sein als der Meister? E r war es, der dich zuerst verworfen hat, — wohlan denn! so verwerfe ich dich auch! Er will durch deinen Tod seine Majestät verherrlichen, — nicht weniger als durch das Leben der Erwählten — ...‘

‚Ich beklage dich, Johannes Calvin,‘ unterbrach ihn Michael Servet stolz, ‚und das süße Gefühl meiner Gotteskindschaft soll mich bewahren, dir in die finstren Abgründe deiner Philosophie nachzufolgen. Gott hat, was unsre Kräfte nicht vermochten, uns als ein Geschenk seiner Gnade dargereicht, nämlich, daß wir mit kindlichem Willen in Christo Jesu sprechen können: Ja, Vater, ich komme. Durch den knechtischen Willen, den du lehrst, verkehrt sich Gnade in Magie! —

O Gott, daß du irgend einen Stein erhebst, — wie soll dich das verherrlichen? Daß du eine Larve krönst, wie willst du Ruhm davon haben?‘

Der Ratsherr, der im Punkte der Prädestinationslehre, die Calvins Teuerstes, das Kleinod seiner Gotteserkenntnis war, nicht eben eines Sinnes mit dem Reformator sein mochte, sagte dazwischen:

,Michael Servet redet, wie mich dünkt, nicht unfromm; die Sprache, die er führt, zeugt von Gelehrsamkeit und christlichem Streben —'

Da aber erhob Calvin seine Stimme und rief:

,Bewahre dich Gott, daß du dich von dem Scheinglauben des Verworfnen täuschen lassest, — denn auch seine Tugenden, sein Glaube, seine Gelehrsamkeit gereichen ihm zur Verdammnis. Ja, nicht selten schleicht sich Gott in das Gemüt des Verfluchten ein, um ihn für den Tag des Gerichts nur desto unentschuldbarer zu machen! — Ich aber will mich nicht länger dem Gebot des Apostels widersetzen, sondern mich von dem, der sich selbst das Urteil gesprochen hat, zurückziehen und ihn für einen Zöllner und Heiden erachten!'

Es folgte ein kurzes Schweigen, in dem Henker und Opfer Blicke tiefen, unausmeßlichen Mißverstehens miteinander tauschten. Dann knarrte die Tür und fiel zurück in ihr Schloß; Johannes Calvin hatte, von den Ratsherrn gefolgt, Michael Servet allein gelassen.

Als Benjamin endlich sein Gesicht der Zelle wieder zukehrte, war es naß von Tränen.

,Glaube mir,' flüsterte er seinem Gefährten zu, ,Martin Luther, dem ich gedient habe, wandelte auf lichteren Pfaden.'

Pater Juan, weit entfernt, Benjamin aus seinem wahrhaft erbarmungswürdigen Seelenzustand durch beschönigende Güte heraushelfen zu wollen, entgegnete hart:

,In der Tat, Doktor Luther erkannte nicht wie sein scharfsinniger Amtsbruder die Wirkungen des knechtischen Willens, die denen des Medusenhauptes nicht unähnlich sind; dazu war seine Rede mit minderem Harm und mehrerem Behagen ausgestattet, so daß sie weniger als die Johannes Calvins in den Mittelpunkt des Bewußtseins traf.

Dennoch hat er uns Katholiken Trotz geboten, ob wir mit all unsrem Fleiß in Kraft und Namen des freien Willens eine Laus greifen und totschlagen könnten; sofern wir das vermöchten, so wolle er alsbald kommen und mit uns den freien Willen, den großen Gott, der eine Laus totschlagen kann, anbeten!'

Benjamin verbarg sein Gesicht in den Händen, schwieg für die Länge des Abends und fand erst einigen Frieden, als Pater Juan erbaulich die Nachtgebete sprach. Schlaf freilich war ihm und dem Priester in dieser Nacht nicht beschieden. Schon die Nähe des Verurteilten zwang ihre Seelen zu einer unablässigen Mitempfindung seiner Todesnot, aber mehr noch der tönende Psalmengesang, mit dem Michael Servet sich die qualvolle Erwartung des Gerichtes zu verkürzen suchte, riß ihre für Augenblicke schläfrig dämmernden Gefühle immer von neuem zur Lebhaftigkeit des schmerzlichsten Anteils empor.

‚Ich liebe dich, o Herr, meine Stärke —' klang es in langgezognen Tönen durch die Nacht, und die Zuversicht der Worte stand in einem ergreifenden Widerspruch zu der dumpf klagenden Weise des Gesanges.

‚Der Herr ist meine Stütze, meine Zuflucht und mein Erretter; mein Gott ist mein Helfer, ich hoffe auf ihn; er ist mein Beschirmer und das Horn meines Heils; er nimmt sich meiner an.

Lobpreisend rufe ich den Herrn an und werde errettet von meinen Feinden.

Es haben mich Todesschmerzen umgeben und des Frevels Ströme mich erschreckt.

Der Unterwelt Schmerzen umfingen mich; es faßten mich unverhofft Todesschlingen.

Da rief ich in meiner Drangsal zu dem Herrn und schrie zu meinem Gott, und er hörte meine Stimme aus seinem heiligen Tempel, und mein Rufen kam vor ihn und drang zu seinen Ohren.

Er neigte die Himmel und stieg hernieder. Dunkel war unter seinen Füßen.

Und er stieg auf Cherubim und flog dahin, flog dahin auf den Flügeln des Windes.

Er machte Finsternis zu seiner Hülle, rings um sich her zu seinem Zelte, Wasserdunkel und dichte Wolken der Lüfte.

Vor seines Angesichts Glanze zogen Wolken daher mit Hagelschauer und Feuersglut —'

Noch vor Aufgang der Sonne erschien der Leutnant Jean de la Maisonneuve im Kerker, den Verurteilten zu seiner Hinrichtung und die übrigen Gefangenen zum warnenden Anblick des Schauspiels abzuholen. Gesenkten Hauptes schritt Michael Servet allen voran bis vor das Rathaus, wo ihm von den Stufen herab vor versammeltem Volk durch den Syndik das Todesurteil verkündet wurde.

Strahlend stieg die Sonne, die so Furchtbares bescheinen sollte, über die Dächer von Genf, aber niemand achtete ihrer.

Der Spanier warf sich vor seinen Richtern auf die unterste Treppenstufe hin und flehte inständig um die Gnade, durch das Schwert gerichtet zu werden, damit ihn die Größe des Schmerzes nicht zur Verzweiflung treibe; aber die Herren vom Rat, die von der Schuld des Gotteslästerers überzeugt waren, antworteten mit einem feierlichen Schweigen.

‚Barmherzigkeit!' stöhnte Servet, ‚ich flehe um Vergebung für alles Sündige, das ich in Unwissenheit beging; ich habe versucht, die göttliche Ehre zu befördern . . .'

Da drängte sich maître Farel, der alte Freund und Bewunderer Calvins, der zu jeder großen Aktion von Neufchâtel nach Genf herüber-

kam und für diesmal übernommen hatte, den Verurteilten auf seinem letzten Gange zu begleiten, an Michael Servet heran und rief ihm zu:

‚An die Schmerzen des Gerichtes hättest du denken sollen, solange es noch Zeit war; so denke wenigstens jetzt an die Qualen der Verdammnis und brüste dich nicht im Angesicht des Todes mit der frevelhaften Art, auf die du die Ehre Gottes befördern wolltest!‘ —

Diese fühllose Anrede gab Michael Servet die Erinnerung an sein reines Streben nach Wahrheit, das ihn vor die Stufen des Rathauses geführt hatte, zurück und damit den Mut, nunmehr entschlossen den Weg zur Richtstätte anzutreten. Langsam setzte sich der Zug nach Champel in Bewegung, — die Richter, der Verurteilte inmitten der Geistlichkeit, die Gefangenen, denen das Exempel zum eignen Heile gereichen sollte, von Jean de la Maisonneuve bewacht, und die Menge des Volkes.

Michael Servet, der die zudringlichen Bekehrungsversuche Farels keiner anderen Antwort als der eines verächtlichen Blickes würdigte, wandte sich oftmals um und bat die Nachfolgenden, sich im Gebete mit ihm zu vereinigen.

Da flog ein unedles Lächeln über Calvins Gesicht; deutlich genug, so daß den Gefangenen seine Worte nicht entgingen, sagte er zu Farel:

‚Dieser Mensch, der gelehrt hat, daß es in Genf keine wahre Kirche, keinen Glauben, keine Taufe gäbe, bettelt nun doch um die Gebete des Volkes!‘

Auf der Richtstätte angekommen und angesichts des pyramidenförmig aufgeschichteten Holzstoßes entfuhr Michael Servet ein Schrei des Entsetzens.

‚O Gott, o Gott!‘ stöhnte er.

‚Hast du nichts anderes zu sagen?‘ fuhr ihn Farel an.

Noch einmal gewann sich der Verurteilte aus der Schamlosigkeit des geistlichen Begleiters neue Fassung, um als Held und Märtyrer in den Tod zu gehen. Ruhig und um den Aufschwung der schon in Gott ergebenen Seele über ihn erhaben, blickte er Guillaume Farel an und entgegnete:

‚Was könnte ich besseres tun, als von Gott reden?‘

Dann warf er sich zu seinem letzten Gebet zur Erde nieder.

Diesen Augenblick der Stille benützte Farel zu einer Ermahnung an das Volk.

‚Da seht Ihr,‘ predigte er, ‚welche Macht Satan besitzt, wenn er einen Menschen in seiner Gewalt hat; der Mann, der hier kniet und nach Weise der Verworfnen vergeblich betet, ist ein Gelehrter von Ruf, und glaubte vielleicht recht zu handeln. Nun aber hat Satan ihn inne, und Euch könnte dasselbe widerfahren.‘

Der Henker begann sein Werk, — setzte Michael Servet einen Schwefelkranz auf das Haupt, hob ihn auf den Holzstoß, band ihn mit einer eisernen Kette an den aufgerichteten Pfahl und befestigte mit dem Verurteilten zugleich dessen Hauptwerk ‚de trinitatis erroribus‘ an der Kette; dann schwenkte er die todbringende Fackel durch die Luft und entzündete den Scheiterhaufen an seinen drei Ecken.

Sogleich stieg eine dichte Rauchsäule in die herbstlich klare Bläue des Himmels und verhüllte das Schmerzensantlitz des Gequälten vor den Blicken der Menge; nur seine Stimme drang noch hin und wieder mit der ihr eigenen Inbrunst zu ihren Ohren.

‚Jesus, du Sohn des ewigen Gottes, erbarme dich meiner!‘ tönte es deutlich aus Rauch und Feuer.

‚Gibt es einen halsstarrigeren Menschen als diesen Servet,‘ sagte Calvin zu Farel, ‚noch in den Flammen drückt er sich doppelzüngig aus, um sein Bekenntnis zu wahren!‘

Indessen wuchs die Zeit, in der ein gemarterter Mensch mit Tod, Verzweiflung und Wahnsinn rang zur Ewigkeit. Hatte der Henker seine mörderische Arbeit mangelhaft getan? oder stand man im Begriff, ein Wunder der Hölle mit anzusehen? Sollte wirklich dieser Ketzer — wie Vielwissende vorgaben — durch sein Bündnis mit Satan die Natur eines Salamanders, der im Feuer leben kann, angenommen haben? Genug, es reihte sich Minute an Minute, und jede neue brachte dem Unglücklichen neue Qual und zögerte mit der Gabe des Todes.

Die Zuschauer wurden unruhig, drängten sich mit Ratschlägen und Mutmaßungen näher an den Holzstoß heran, und auch Jean de la Maisonneuve, dessen Diensteifer nur noch hinter seinem Aberglauben zurückstand, litt es nicht länger auf dem Posten neben den Gefangenen; eilig und eifrig bahnte er sich einen Weg durch die Menge, um mit eignen Augen den Salamander aus den Flammen hervorkommen zu sehen.

Als Pater Juan das bemerkte und durchschaute, faßte er seinen bleichen Gefährten fest ins Auge und sagte:

‚Benjamin, entfliehe!‘ —

Benjamin stand wie vom Donner gerührt. Je empfindsamer seine Seele in der Abgeschlossenheit des Kerkers gelebt hatte, je höher und tiefer sie sich in Gebet, Glauben und Betrachtung verstiegen hatte, um so weltenferner war Benjamin die Notwendigkeit eines Entschlusses, die Möglichkeit einer Tat gerückt; er lebte nicht anders, als ob die Gefängnismauern von Genf ihn ewig von der Welt, in der man handeln und etwas Umgrenztes vorstellen mußte, trennen würden.

Aber so unvorbereitet ihn des Priesters Anschlag, keck zu entfliehen, traf, so enthüllte ihm das einzige Wort doch augenblicklich die Wahrheit,

daß er ein Gefangener war, dem die Freiheit winkte, — daß er sich in einem Irrgarten verloren hatte, und mit kühnem Sprung die Straße zur Heimat erreichen konnte.

‚Entfliehe!' wiederholte Pater Juan seinen Befehl; ‚der Leutnant wird sich unsrer nicht eher erinnern, als bis der unglückliche Servet dennoch auf kreatürliche Weise zu Asche verbrannt ist; sollte er aber gegen meine Erwartung sich vorzeitig umwenden, so werde ich ihm in den Gebilden des Rauches eine Teufelsfratze zeigen, bis ich dich von den Häusern gedeckt und durch einen genügenden Vorsprung gerettet weiß. Du kennst den Weg nach Lancy; versieh dich bei meinem Bruder mit Geld und Zehrung, das er von dem Meinen nehmen soll, und halte dich auf savoyischem Gebiet, oder wo immer es dir jenseits der Macht Calvins gefällt. . . .'

‚Herr', fiel Benjamin dem Priester mit jugendlich aufflammender Begeisterung in die Rede; ‚eben füllt sich das Maß Eurer Barmherzigkeit gegen mich fahrenden Gesellen. Es ziemt sich nicht, auf dem Weg, den ich nehmen will, nach Herrenart zu reisen; ich habe das Ehrenkleid eines Dominikanermönches verwirkt, darf seinen Trost und Frieden bei Gott nicht teilen, — aber doch darf ich mich in der Armut und Niedrigkeit ihm gleichmachen, — darum, Herr, spart an mir Euer Hab und Gut! Ich mag nicht anders als arm und elend, hungrig und durstig, krank und als Bettler in Voghera ankommen; dort, nur dort will ich den Tröster suchen, will ich aus dem ungeheuren Wirrsal der Meinungen den finden, der unabänderlich und mit der von Christus verheißnen Treue inmitten seiner Kirche wohnt, — der Kirche, die unser Erlöser auf den Felsen gegründet hat.

Mir winkt der Paraklet!' schloß Benjamin leuchtenden Auges sein Bekenntnis; ‚darum scheue ich mich nicht zu tun, wie Ihr befehlt, und unverzüglich von dieser Stätte der Raserei zu entfliehen!'

Kaum konnte Pater Juan, dem das Herz vor Freude entbrannte, Benjamin ein ‚Fahre mit Gott' auf die Reise nachrufen, so schnell hatte sich dieser, und mit erstaunlicher Umsicht, unter das Volk gemischt, wo es am dichtesten drängte, und aus dessen Menge er sich unverdächtiger entfernen konnte als aus der Schar der Gefangenen.

Als der Scheiterhaufen verglimmt und Michael Servet aus dem Angesicht der über Gerechte und Ungerechte scheinenden Sonne vertilgt war, kehrte Jean de la Maisonneuve hurtig zu seinen Gefangenen zurück, deren Unvollzähligkeit er mit dem ersten scharfen Dienstblick bemerkte.

‚Wo steckt dein alberner Genosse?' schnauzte er Pater Juan an.

Der Priester zuckte die Achseln.

‚Ich entsinne mich nicht', entgegnete er lächelnd, ‚daß mich der Syndik zum Polizeileutnant und Gefangenenwächter von Genf ernannt hätte . . .'

Indessen strebte Benjamin auf beflügelten Sohlen der savoyischen Grenze entgegen. Golden lag der Tag vor seinen Augen und schimmernd vor seiner Seele die Straße von Voghera, die maulbeergesäumte Via Tortona, die von der genuesischen Seite zum heimatlichen Kloster führt; denn weil der Winter drohte, beschloß Benjamin den Übergang über die Alpen zu meiden und auf dem kürzesten Wege einen französischen Hafen zu erreichen — Marseille, — wo die Schiffe nach Genua hinüberfahren.

Auf dem Landwege ging es dem bettelnden Gesellen oftmals gut und öfter noch elend, doch konnte weder Hunger noch Obdachlosigkeit ihm das Reiseziel, das süße, verdunkeln.

Winterlich wirbelte der Schnee, als Benjamin im Hafen von Marseille Umschau nach den in nächster Zeit abgehenden Schiffen und ihren Kapitänen hielt; da entdeckte er ein Maisschiff aus Genua, dessen Besitzer ihm gutmütig genug schien, einen bescheidenen Vaganten gegen jede Arbeit, die der Schiffsherr verlangen würde, mitzunehmen.

‚Euer Gnaden‘, redete Benjamin den Kapitän demütig an, ‚mein Ziel ist Genua, und Ihr begreift, daß ich nicht zu Fuß über das Wasser komme; laßt mich während der Fahrt auf Eurem Schiff dienen, so ist mir geholfen, Euch aber kränkt das Almosen wenig.‘

‚Kannst du kochen?‘ fragte der Kapitän dagegen.

Benjamin errötete.

‚Ich fürchte, es könnte mir mißlingen,‘ antwortete er beschämt.

‚Schade, unser Koch ist ein Taugenichts,‘ sagte der Schiffsherr; ‚was also kannst du? Was ist dein Gewerbe?‘

‚Herr, ich war geistlich‘, stotterte Benjamin in Erkenntnis seiner Schmach, ein entlaufener Priester, ein meineidiger Mönch zu sein.

Aber der Kapitän, der viele Länder und vielerlei Priestertum gesehn und alle gut befunden hatte, achtete nicht auf die Verlegenheit seines Bittstellers, sondern antwortete gleichmütig:

‚Wenn du geistlich bist, so verstehst du dich auf unsren Herrgott, aus dessen Hand die Winde hervorgehn; bei gutem Wind magst du sitzen und beten, daß er dauere; bei zuwidrem Sturm kann ich dich auf der Ruderbank gebrauchen, — da lernt auch der Ungeistliche die Götter um gut Wetter anrufen.‘

Benjamins Gebet schien, seinen entweihten Lippen zum Trotz, dennoch angenehm im Himmel zu sein; denn am Tage der Fahrt wehte ein sanft treibender Wind, der die Segel blähte und die Wellen des Meeres fügsam machte.

Wie ein Kreuzfahrer die Zinnen von Jerusalem erwartet, so erwartete Benjamin sehnsüchtig die Küste Italiens; endlich, als alle Sterne am

Firmament der Nacht standen, mischte sich das rote Licht des Leuchtturmes von Genua in ihr Gefunkel.

Benjamin erbettelte in dieser Nacht kein Obdach; in Genua angekommen, irrte er ziellos in den engen Straßen umher und ließ seine bewegte Seele den Füßen voraus nach Voghera ziehn.

Dort schliefen noch alle Brüder, und schlief der Prior der frühen Morgenglocke entgegen, die wie gestern und ehegestern den Tag einläutete, der mit Gebet und Arbeit, mit Studium und Betrachtung — wie gestern und ehegestern — begann; als aber die Stunde kam, in der Prior Balthasar von seinem Betschemel aufzustehn und an das eisenvergitterte Fenster zu treten pflegte, den milden Blick über das ausgebreitete, lombardische Land mit Wohlgefallen schweifen zu lassen, siehe, da lehnte an fünfzig Schritt vom Kloster entfernt und ein wenig abseits der Landstraße am Stamm der ragendsten Pappel eine menschliche Gestalt, die das Angesicht unverwandt zum Kloster kehrte. Der Prior fühlte einen Stich im Herzen, drückte die Stirn gegen die Fensterscheiben, um durch diese geringe Annäherung die Bettlergestalt auf der Wiese recht zu erkennen; aber das stürmisch kreisende Blut in seinen Pulsen verdunkelte ihm das Gesicht nur um so mehr, und entschlossen und verwirrt zugleich lief er aus seiner Zelle und rief in den hallenden Flur:

‚Giovanni! Fra Giovanni!‘

Als der Gerufne in seiner sanftmütigen Art langsam aus der Zelle trat, fiel ihm der Prior schluchzend um den Hals und stammelte:

‚Hilf mir, Giovanni, hilf mir sehen!‘

Jetzt erst wurde Prior Balthasar Fra Giovannis entzündete Augenlider gewahr und erinnerte sich, daß er ja keinen anderen als den Blindesten unter seinen Brüdern zum Sehen aufgerufen hatte, drückte ihm, als eine stille Bitte um Vergebung und lächelnd die Hand und rief aus voller Kehle:

‚Giorgio, Felice, Francesco! — Brüder! helft mir sehen!‘

Giorgio war der erste zur Stelle und bestätigte dem entzückten Prior: ‚Der an der Pappel lehnt, ist Bruder Benjamin!‘

Bald aber füllten sich alle Fenster der nach Abend gerichteten Klosterseite mit neugierigen Mönchsköpfen, die, teils vor Freude über die Heimkehr des Sünders erglühend, teils vor Grauen über dessen Anblick erblassend, wiederholten:

‚Es ist Bruder Benjamin.‘

Kaum hatte Prior Balthasar die Aussage der Brüder gehört, als er, seine Jahre vergessend, die Treppe hinunter, durch den Hof und rechter Hand um die Ecke der Kirche mit ausgebreiteten Armen die Landstraße heraufeilte, daß seine weiße Kutte im Winde flog, was den Vorüber-

gehenden ein spöttisches Lächeln, den zuschauenden Mönchen aber Tränen der Rührung entlockte.

Lange lagen sich Vater und Sohn in den Armen, unbeweglich, als vermöchte keiner unter ihnen zu sprechen oder seine Glieder zu gebrauchen. Endlich griff der Prior Benjamin bei der Hand, und die Brüder an den Fenstern sahen zwei Glückliche dem Kloster entgegenschreiten.

Sechstes Kapitel.

Prior Balthasar, der die wißbegierigen Triebe seiner Natur in der Stille der rinnenden Jahre und im einfältigen Verkehr mit Gott überwunden, getilgt und erloschen geglaubt hatte, durchlebte nach Benjamins Heimkehr schwere Tage.

Während Benjamin eingezogen in seiner Zelle und in sanftem Schweigen verharrte, plagte den Prior die alte Lust, Neuigkeiten aus Deutschland im allgemeinen und die Schicksale seines geliebten Sohnes im besonderen zu erfahren, scheuchte ihn aus dem Gebet, aus der Arbeit, aus dem Schlafe empor, trieb ihn bis vor Benjamins Tür, wo ihn dann freilich die Scheu vor dem Friedesuchenden davon abhielt, mit menschlicher Gegenwart und Geister beschwörenden Fragen in dessen Einsamkeit einzudringen, so daß er gesenkten Hauptes in die Prioratszelle zurückschlich.

Da kam der Heftigkeit seiner Begierde, die wunderbaren und sehr dunklen Wege Gottes auf dem taghellen Lebensweg Benjamins im Geiste nachzuwandeln, das verstörte Wesen etlicher Brüder und endlich die offne Bitterkeit ihrer Vorwürfe zu Hilfe.

Mit finstren Mienen und verzweifelt flackernden Blicken erschienen ihrer drei vor dem Prior und einer begann zu sprechen:

‚Würdiger Vater, befreie unsren Wohnplatz der Reinen von der Gemeinschaft des Gefallnen, der sich bisher durch keinerlei Buße aus der Tiefe seines Sündenpfuhls erhoben hat; unsre Nächte werden beunruhigt; die greulichsten Bilder von der Schändung des gottgeweihten Leibes gehen von Benjamins Nähe aus und versuchen unsren arglosen Geist bis hinein in seine Träume. Würdiger Vater, — ein Mensch, der in fremdem Lande Weib und Kind wohnen hat, schläft unter unsrem Dach, kniet in unsrem Luftkreis vor dem Allerheiligsten.‘

Der Prior, dessen liebevolles Empfinden ganz Vergebung, ganz Menschlichkeit war, und dem jeder Stachel im Gemüt fehlte, erschrak über die dunklen Anfechtungen, die da durch des Sünders Rückkehr wie Wölfe in seiner anvertrauten Herde herumfuhren. Entschlossen versprach er den bleichen, übernächtigen Mönchen:

‚Ich werde euch euren Frieden zurückgeben,‘ und nötigte noch am selben Abend Benjamin, ihm in die Prioratszelle nachzufolgen, wo er ihn väterlich anredete:

‚Mein Benjamin, es sei ferne von mir, deine Seele, die der Rast bedarf, mit dem Gedächtnis vergangner oder zukünftiger Unrast zu schrecken —'

‚Zukünftiger Unrast ...' stotterte Benjamin entsetzt.

‚Auch zukünftiger', entgegnete Prior Balthasar, ‚denn wie du weißt, bist du zur Stunde nur Gast in diesem Hause; doch wird dich bald genug verlangen, dir den Sohnestitel von neuem zu erwerben, und du selbst, mein Benjamin, wirst, uneingedenk der Beschwerden der Wanderschaft, begehren dahin zu pilgern, wo dir einzig Absolution und Frieden gespendet werden kann, — nach Rom.

Was aber das Vergangne anbetrifft, welches du, wie ich deiner Schweigsamkeit entnehme, zu vergessen wünschest, so bitte ich dich nur dieses, gönne mir, der ich wie einst eine Mutter um die Bekehrung ihres Sohnes sieben Jahre um die deine gebetet habe, — gönne mir einen einzigen Blick auf das Werkzeug, dessen sich der Herr bedient hat, dein Herz umzukehren.'

Jetzt erst setzte sich der Prior an seinem Tische nieder, während Benjamin stehen blieb und, die Augen schließend, in seinen Gedanken vom Kloster zu Voghera bis auf die Schwelle des Giebelhäuschens vor dem Wittenberger Elstertor rückwärts wanderte, wo angekommen er zögernd antwortete:

‚Es kam in meiner höchsten Not ein welscher Priester zu mir, — Pater Juan, der nach seiner eignen Aussage zuvor ein minneseliger Abenteurer gewesen, nachmals aber durch einen Mönch zur Gottesminne gerettet worden war, — durch einen Mann, von dem er schwärmerisch wie von einem Heiligen sprach, und der sich Michele Ghislieri nannte ....'

‚O mein Gott,' rief der Prior und schlug die Hände vor das Gesicht, ‚ich eitel elender Narr! Wie konnte ich einen Augenblick meiner eignen Gebete als der himmlischen Erhörung nicht unwürdig gedenken, während allein Bruder Michele deine schon verlorne Seele dem ewigen Erbarmen zurückgefunden hat!

Herr, Herr, vergib! Denn du weißt, daß Irrtum und Menschlichkeit über meine Lippen fließen, daß aber er dein Gerechter und Auserwählter ist ...'

Als Benjamin Prior Balthasars Selbstanklagen und eigne Erniedrigungen mit Ergriffenheit anhörte, ohne doch deren Zusammenhang zu begreifen, warf er sich dem Prior zu Füßen und sagte:

‚Mein Vater! Wer auch immer jener Bruder Michele sein möge, und wie angenehm sein Gebet und Wandel vor Gott, so bin ich doch Eurer Liebe entgegengeeilt und habe mich in der äußersten Verwirrung nicht der Gebete eines Heiligen, sondern Eures väterlichen Herzens getröstet ...'

‚Gemach', sagte der Prior, indem er zärtlich über Benjamins Locken strich und auch ein glückliches Lächeln nicht zurückhalten konnte, ‚gemach,

mein Benjamin, damit du deinen närrischen Vater nicht aufs neue zur Anmaßung verleitest . . . .!'

Es war nun der Bannkreis des Stillschweigens durchbrochen, den Benjamin ängstlich um sich gezogen, und den der Prior so gut und so lange er vermocht, geehrt hatte, und Benjamin zögerte nicht länger, seinem bang aufhorchenden Oberen von dem langsamen Trott der Wittenberger Jahre zu erzählen, wie ihm daselbst aus Abend und Morgen ein Tag nach dem anderen unbeseelt und arm an Liebesglut entschwunden wäre, wie er sich Margretes Zuneigung immer hoffnungsloser entfremdet habe, und wie der kleine Martin seines Daseins hellster Stern gewesen sei; er erzählte von Aves Lieblichkeit, und wie ihm der Genuß irdischer Wonne zur lebendigen Quelle der Sehnsucht nach unsterblichem Entzücken geworden wäre — ein Bekenntnis, dem der Prior, dessen Gottesliebe wie die weiße Blüte am Lilienstengel der Keuschheit sproßte, demütig entgegnete:

‚Gottes Wege sind vielerlei — seine Barmherzigkeit sei gepriesen!'

Als dann Benjamin seine Wanderschaft mit Pater Juan schilderte, auf der er gelernt habe, die Lehren Luthers von einer anderen als der wittenbergischen Seite zu betrachten, begriff der Prior, daß Benjamins Bekehrung sich wie einst sein Abfall zuvor in seinem Blute vollzogen hatte, und daß die Einsicht dem Zuge des Herzens nachgefolgt war.

Zitternd, als stehe heute noch sein geliebter Sohn auf allen thüringischen, fränkischen und schweizerischen Straßen am Scheidewege, wanderte er in Benjamins Erzählung und also auf dem Wege von Wittenberg nach Voghera von Station zu Station; nur in Genf ging der leidenschaftliche Anteil seines Herzens von Benjamins Schicksal auf das des unglücklichen Servet über; denn der Prior hatte diesem Ketzer vor allen anderen ein sympathisches Andenken bewahrt.

Benjamin mußte sich unterbrechen und Prior Balthasar Raum zu einer beredten Trauer gönnen, die in den aus ehrlichem Herzen aufsteigenden Seufzer ausklang:

‚O daß doch Friede auf Erden würde, — Friede auf Erden!'

Erst als Benjamin nach vollbrachtem Gedächtnis an den Scheiterhaufen von Champel den Schluß seiner Erzählung vorgetragen hatte, ergriff Prior Balthasar seinerseits die Rede, um dem Heimgekehrten zu erklären, daß Bruder Michele Ghislieri einst mit ihm zugleich in das Kloster zu Voghera eingetreten sei, und daß dessen geheimnisvolle Gaben des Geistes ihm auch nach seinem Abgang von Voghera einen so unauslöschlichen Glauben an seine Gottgefälligkeit hinterlassen hätten, daß er in seiner Not um Benjamin sich keinen besseren Rat gewußt habe, als zwei Brüder an Fra Michele zu entsenden, diesen um seine unablässigen Gebete für den Abtrünnigen anzuflehn:

,Die Brüder fanden ihn in Rom,' sagte der Prior, ,wo er, wenn ich recht unterrichtet bin, auch heute noch als Freund und Ratgeber des Kardinals Caraffa weilt, der ihn somit seiner Lust an der Einsamkeit entzogen und ihn dem Dienst für die Gemeinsamkeit hingegeben hat. Er ist es, mein Benjamin, zu dem auch du, wenn du in Rom anlangst, unverzüglich deine Schritte hinlenken mußt, damit du wie der Reingewordne dich dem Priester zeigest.'

Benjamin, der während Rede und Gegenrede einem Bedürfnis seines Herzens folgend in knieender Stellung vor dem Prior verblieben war, hob sich auf die Füße, und indem sein aufgeregtes Gefühl mit Ungestüm hervorbrach, sagte er:

,Gibt es etwas Wunderbareres als die Wandlung eines Menschenherzens! Eben noch in den Banden aller Begierden des Fleisches, fühlt es sich plötzlich und fast gegen seinen Willen befreit, — ja die Sünde selbst verkehrt sich in einen unwiderstehlichen Drang, ihr abzusagen und dieses zeitliche Leben an das ewige anzuknüpfen . . .'

,Nenne, was du schilderst, nicht Wunder und ereifere dich nicht, Benjamin,' sagte der Prior leise, ,nenne es aber Gnade und bete an!'

,Mein Vater,' rief Benjamin in die sanfte Stille, die des Priors Worten folgte, ,gebt mir Urlaub, — nach Rom.'

,Urlaub und Begleitung,' entgegnete der Prior; ,du sollst nun wieder als mein Schützling reisen, und Bruder Felice wird dir ein treuer Geselle sein.'

Es fand sich, daß Bruder Felice des Priors Ansinnen, Benjamin nach Rom zu begleiten, einigen Widerstand entgegensetzte.

Felice, dessen weiches, empfindsames Gemüt auch mit wachsenden Jahren sich nicht verhärten wollte, hatte seine erste Romreise in verwirrendem Andenken behalten. Wohl war durch die geschauten Kunstwerke der Wunsch in ihm aufgewacht, das Malen und Modellieren, das er in Voghera wie ein Kinderspiel geübt hatte, bei einem Meister zu erlernen, und im Mittelpunkt der Welt zu verbleiben; aber die religiösen Versuchungen, von denen er in der ewigen Stadt befallen worden war, überwucherten und erstickten diesen Trieb seines Wesens so sehr, daß er bei sich selbst die Flucht vor den leuchtenden Bildern Roms in die farblose Zelle zu Voghera hatte ergreifen müssen. Dort malte er nunmehr — seiner Zeit um ein Jahrhundert zurück — zierliche Madonnen in blumenreichen Gärten, und liebe Engel zur Erbauung der Brüder, und schmückte stillehin die Decke der Klosterkirche mit bescheidenen Ornamenten. So lebte er in Frieden mit seiner Natur und in Frieden mit Gott, und war entschlossen, nur auf einen unausweichlichen Befehl des Priors von neuem seine Seelenruhe zu gefährden. Der Prior aber, wenn es sich nicht um religiöse und sittliche

Gustave Moreau/Ödipus und die Sphinx.



Disziplin handelte, forderte ungern strengen Gehorsam von seinen Klosterbrüdern, sondern liebte es vielmehr, ihren innerlichen Pfaden väterlich nachzugehen. Auch Felices Vorstellungen lieh er ein williges Ohr, wiewohl er nicht begriff, daß das heilige Rom einem katholischen Christen Schaden der Seele bereiten könnte, und erwählte Ambrogio, Benjamin auf seiner Wanderschaft zu geleiten; denn einen Romkundigen wollte er dem Sohne seines Herzens beigesellen.

Indessen wählte aller Ordensoberen Höchster Bruder Ambrogio zu einer anderen Reise aus und vernichtete somit Felices und des Priors Erwägungen.

So gering allezeit die Zurichtungen gewesen waren, die Bruder Ambrogio zu seinen Reisen gemacht hatte, so sah er sich genötigt, diese letzte mit seltner Muße und Sorgfalt vorzubereiten. Eines Abends kehrte er fiebernd von einem Samaritergang heim, legte sich fast ohne Besinnung nieder und blieb von jener Stunde an teils an das Bett, immer aber an das Haus gebannt, ein unheilbar Erkrankter, dessen verborgnes Leiden langsam Blut und Leben der Auflösung entgegenführte.

Oftmals täuschten sich die Brüder und vertrauten den guten Augenblicken, sowie der ansteigenden Jahreszeit, worüber denn die Monde wechselten, ohne daß Bruder Ambrogio genas, noch auch Felice an der Hoffnung verzweifeln konnte, dennoch jenen an seiner Stelle mit Benjamin nach Rom pilgern zu sehen.

Schon färbten sich die Blätter, als Ambrogios Zustand sich verschlimmerte, und der vorausfallende Schatten des nahen Todes das Kloster zu Voghera überbreitete. Lautloser noch als gewöhnlich schlichen die Mönche über den Flur, huschten sie die schmale Wendeltreppe in das Refektorium hinunter und wandelten sie in den Erholungsstunden im Kreuzgang.

Ambrogio lag immer ohne Klage und vielleicht auch ohne Schmerzen mit weitgeöffneten Augen im Bette; auf seiner Stirn wohnten erdferne Gedanken über die durch Christus geschehne Erlösung des Menschengeschlechtes von der Bitterkeit des Todes, und während die Brüder sich an dem Anblick des für den Augenschein schon Verklärten erbauten, erbaute e r sich an den christlichen Worten des Priors, die ihm dieser um die Zeit der Abenddämmerung tröstlich vorzusprechen pflegte. Einige der Brüder knieten dann betend und betrachtend dem Lager zur Seite, und am Fußende des Bettes stand der Prior, den Blick auf Ambrogio oder auf die sinkende Sonne, die ins Fenster grüßte, gerichtet.

Ein ahnungsvoller Vorwintertag versank hinter Pappeln und Maulbeerbäumen, als der Prior zu dem entrückt aufschauenden Ambrogio sprach:

‚Wie recht hattest du doch, Bruder Ambrogio, die irdischen Dinge für nichts zu erachten; sie sind vergänglich; sie s i n d schon vergangen.

Und wie wohl tatest du doch daran, dir, als Bedrängnis dich noch treffen konnte, den großen Arzt für alle deine Gebresten zu rufen, der dich allein vor dem Tode bewahrt.

Siehe, wie hat Gott dich so sanft geführt, Bruder Ambrogio; er schenkte dir frühzeitig den Glauben als eine Wissenschaft des Herzens; so warst du denn glücklich und sonder Dialektik völlig überzeugt. Er verlieh dir aus Gnade den Gehorsam gegen die Erkenntnisse der Kirche, — ein Gut, das große Heilige erst im Abgrund der Verzweiflung ergreifen konnten, nachdem der Zusammenbruch ihrer Lehrgebäude sie zu dem Bekenntnis zwang: „Niemals würde die Vernunft sich unterwerfen, wenn nicht sie selbst urteilte, daß Unterwerfung in göttlichen Dingen Notwendigkeit, Pflicht und Trost sei.'"

Unter den in der Zelle knieenden Mönchen befand sich auch Benjamin, der mit bewegter Seele die Worte seines Priors und die kampflose Feierlichkeit dieser Sterbestunde in sich aufnahm.

‚So hast du denn, Bruder Ambrogio,' fuhr der Prior zu sprechen fort, ‚schon mit dem Anfang deines Lebens dessen Fortgang und Ausgang an Gott hingegeben; bisher trennte deine Leiblichkeit dich von dem äußersten Genuß der Vereinigung des Menschen mit seinem Schöpfer; nun aber bereitest du dich, den letzten Aufschwung zu nehmen, und, ach, wenn du auch wolltest, so wird deine unsterbliche Seele, deren Flügel schon das Tor der Ewigkeit streifen, nicht aufs neue in die sterbliche Hülle zurückkehren mögen; sie wird, mein Ambrogio, die da ist ein lauterer, gottförmiger Geist, nur im Schoße des dreieinigen Gottes Ruhe und Seligkeit finden können.'

Hiermit wandte Prior Balthasar sein Gesicht von dem untergehenden Gestirn zu dem sterbenden Mönch, und als er bemerkte, daß auch dessen Tag sich geneigt hatte, trat er an das Kopfende des Bettes und drückte Ambrogio liebevoll die Augen zu.

◆ ◆ ◆

Als die Brüder von Voghera den hageren Leichnam der Erde zurückgaben, und die ersten Schollen auf das bedeckende Leintuch niederfielen, riß Benjamins Geduld, die er während Ambrogios Krankheit wie ein Netz um sein ungestümes Herz gesponnen hatte, mitten entzwei, und gebieterisch forderte er Felice auf, sich unverzüglich zur Romreise zu rüsten.

So väterlich dann der Prior seine geistlichen Söhne entließ, so unbrüderlich wanderten Felice und Benjamin miteinander.

Während Felice den Schritt mit Lässigkeit verlangsamte und von Herberge zu Herberge neue Gründe zum Aufschub fand, kostete Benjamin die Pein des innerlich Getriebnen, der mit einem Trägen an den gleichen Karren gespannt ist, und erinnerte sich oft mit Rührung an Pater Juans unver-

änderliche Freundlichkeit auf der Wanderschaft von Wittenberg nach Genf, auf welcher er der Zögernde, der andere der Strebende gewesen war. Aber wie konnte Benjamin seinem Gefährten die gleiche Sanftmut beweisen, die Pater Juan ihm selbst gespendet hatte? Tat er doch nicht wie jener einen begreifenden und duldenden Blick in die stumme Seele des Begleiters, und wollte er doch Anteil an der Kirche und ihren Verdiensten erst erringen, bevor er deren zarteste Tugenden: Geduld, Gütigkeit, Freundlichkeit auch gegen Widerstrebende auszuüben vermochte.

Blind für ihre Wonnen durchzogen die beiden Wanderer Italiens selige Gefilde, — Felice mit dem verzweifelten Entschluß, sich inmitten von Glanz und Schimmer durch Abkehr von der Welt und unverwandtes Hinblicken auf das Gesetz Christi die Frömmigkeit des Herzens zu bewahren; Benjamin mit dem einen täglich aufs neue unsichtbaren Ziel vor Augen: Rom, mit der Musik der Worte in den begierigen Ohren: ego te absolvo.

Wie sie denn beide nur nach dem Leibe in der gegenwärtigen Welt wohnten, der Geist aber in Fernen schweifte, mieden sie unterwegs die großen Städte, die durchaus die Aufmerksamkeit an sich reißen, und umschlichen, wo sie sich in ihre Straße legten, ängstlich die unscheinbar verrinnende Peripherie, deren dürftigste Herberge sie wählten. In diesen armseligen Quartieren, die in aller ihrer Niedrigkeit doch heimlich an Pracht und Erhabenheit grenzten, war es Felice, der vor Tagesgrauen zum Aufbruch mahnte, während Benjamin, minder von glanzvollen Vorstellungen beunruhigt, die städtischen wie die feldeinsamen Nachtlager ohne Unterschied als lästige Versäumnisse empfand.

Hätte er in Felice einen frischeren Gesellen gefunden, der mit ihm in Eilmärschen das italienische Land genommen haben würde, bis die Müdigkeit der Glieder den heißen Drang des Wesens kühlte, dann — nach tatenreichen Tagen — hätten die Nächte schweren, traumlosen Schlaf beschert! Aber auf schlecht genützte Tage folgten fieberhafte Nächte, in denen Benjamin oftmals zum Stein des heiligen Hieronymus griff und sich wütend die nackte Brust zerriß, um durch leiblichen Schmerz den Affekt der drängenden Seele zu überbieten.

Dann entsetzte sich Felice und glaubte, den Sünder plage sein Dämon, das blonde Weib jenseits der Alpen, und versuche den reuigen Rompilger mit Satanskünsten; Benjamin indessen war sich bewußt, daß das Feuer, das ihn innerlich brannte, von keiner süßen Frauenliebe würde gelöscht werden können, daß es ihn vielmehr unter Qualen verzehren müßte, wenn nicht der Tau des Himmels darauf niederfiele.

Über Felices Rückhaltung und Benjamins Ungeduld war die Osterwoche des Jahres 1555 herangekommen, als die Mönche von Voghera von der Höhe der via Cassia Rom zu ihren Füßen liegen sahen.

Zum erstenmal auf langer Reise war es Benjamin, der inne hielt. Mit dem Anblick der gnadenreichen Stadt verwandelte sich seine Angst und Unrast in lauter glücklich machende Stille; ihm war, als könne ihm niemand mehr entreißen, was zu besitzen er begehrte; tief aufatmend lagerte er sich am Rande der Straße hin, um die Erde, die Rom trägt, und den Himmel, der es überspannt, zu beschauen.

Da schlug auch Felice zum erstenmal seit Jahren selbstgewählter Blindheit die Augen zur Schönheit der Welt auf, und auch ihm verwandelte der Anblick Roms das Herz und die Zunge; er, der in sich Gekehrte, Menschen Abgewandte, setzte sich vertraulich zu Benjamin ins Gras, deutete mit der Hand über die Campagna zur Linken und sagte lebhaft zu Benjamin:

‚Sieh, Bruder, wie der Dunst des Frühlings farbenverwirrend über dem Tiber liegt; ist es Blau, ist es Weiß, ist es Silber, was so sanft über die Böschungen dahinzieht und über jene Pinie, die uns den Himmel in zwei Hälften schneidet? Ach, wer das mischen könnte, Benjamin, wer die Geheimnisse der großen Meister teilen dürfte . . .‘

Wiewohl Benjamins Seele zur Stunde weit andere Dinge bewegten, als die Felice ausdrückte, so erinnerte er sich doch zu deutlich der Freude am Formalen, die er selbst bei seinen Reden über katholischen und lutherischen Glauben gehabt, und die gar die Wichtigkeit des Inhalts verdrängt hatte, erinnerte er sich bei Felices Worten gern der eignen Jugend, und antwortete freundlich:

‚Prior Balthasar freut sich aller Gaben, die wir von Gott empfangen haben; was hindert dich, in Rom bei einem Meister in die Lehre zu gehen?‘

‚Ja, ich will,‘ antwortete Felice strahlend, sprang auf und breitete die Arme gegen Rom aus; auch wollte er Benjamin veranlassen, keine weitere Minute zu säumen, der aber zog Felice nochmals zu sich nieder und sagte:

‚Verweile mit mir, Felice; es erquickt mich, die Stätte vor mir zu sehen, von der sich Ströme der Vergebung zu allen Geschlechtern auf Erden ergießen, und wo auch meine Schuld abgewaschen werden soll.‘

Benjamin stockte; dann hob er den Blick zu dem überragenden Vatikan und fuhr fort:

‚Habe ich recht, hinter jener Stadt von Palästen den Felsen zu suchen, der aus der Ewigkeit in die Zeit hineinragt?‘

‚Bruder,‘ entgegnete Felice, so hell von Begeisterung erglühend, daß es nicht der kirchliche Fels, sondern irgend ein Ideal seiner Träume sein mußte, das ihm die Flamme ins Angesicht trieb, ‚Bruder, die zukünftigen Geschlechter, die von Morgen oder Abend, von Mittag oder Mitternacht in den Gesichtskreis Roms eintreten, werden nicht zweifeln, wo sie das

Grab des heiligen Petrus zu suchen haben; denn über ihm und in der Höhe des Himmels, die noch kein Baumeister erreichte, schwebt frei und doch sicher getragen, — gewaltig und doch von engelhafter Grazie, — schwebt in den Maßen der Vollkommenheit die Kuppel . . .'

,Du träumst, Felice,' sagte Benjamin dazwischen.

,Ja, ich träume,' antwortete Felice, ,und wenn ich erwache, so ist es nichts; aber Michel Angelo träumt, und seine Träume adeln das Jahrhundert!'

Felice wurde nicht müde, Benjamin von den Plänen des Meisters zur Vollendung der Peterskirche zu erzählen, und brüderlich einträchtig saßen die beiden Pilger in der Betrachtung Roms, bis die Sonne hinter dem Janikulus verschwand, und ein kühler Hauch die hereinbrechende Nacht anzeigte.

Fröstelnd standen sie auf und beschleunigten nunmehr den Abstieg.

Als sie, schon völlig von Dunkelheit verschlungen, der Vigna di Papa Giulio entgegenschritten, sahen sie von weitem die Fenster des linken Flügels im Kasino milde erleuchtet, und fanden — nahe herzugekommen — einen Schweizer am Portal des Gartens damit beschäftigt, zwei Pechfackeln zu entzünden.

Schon war Felice, der die Villa nicht kannte, im Begriff, nach ihrem Eigentümer, der zur Nachtzeit über einen päpstlichen Diener verfügte, zu fragen, als von der gegenüberliegenden Straßenmauer her eine menschliche Gestalt aus der Finsternis in den Schein der Fackeln trat und die glühenden Augen auf die Pilger heftete.

Felice, von dem wilden Ausdruck des Jünglings betroffen, wollte auf die Antwort seiner nur innerlich gesprochenen Frage verzichten und schritt kräftiger aus, um die Nachtgestalt hinter sich zu lassen; die aber wich nicht von der Seite der Brüder und flüsterte dicht bei Benjamins Ohr:

,Wißt Ihr, daß ein sterbender Papst hinter jenen Fenstern schlummert?'

Benjamin blieb stehen und sah dem Unbekannten in das fahle Gesicht, das wie verwesendes Holz im Dunkel leuchtete.

,Der Papst im Sterben?' wiederholte Benjamin erschrocken, und auch Felice drängte nunmehr den Jüngling, zu reden, was er wisse.

Dieser sagte: ,Freuet euch mit mir, Brüder in Christo, — Gott wird den edlen Leib seiner geliebten Braut von dem unwürdigen Haupte befreien. Ehe der Mond wechselt, reißt der Tod dem lässigen Hirten Giulio terzo den Krummstab aus der schwammigen Hand, — ihr aber, katholische Christen, betet, betet, fastet, wachet und betet, daß kein anderer als der Erwählte Gottes, der Heilige, der da kommen wird, den Stab aufnehme.'

Felice entrüstete sich. Noch hatte er die Porta del Popolo nicht durchschritten, als schon irgend ein Rasender ihn zwang, ebensosehr von der Ruhe

des Gemütes wie von entzückenden Vorstellungen im Reich der Künste abzulassen und die Seele religiösen Leidenschaften zuzuwenden. Er erinnerte sich an die Prophezeiungen jenes verwachsenen Sterndeuters im Palast der Colonnas, — Prophezeiungen eines heiligen Papstes, die also nicht aufgehört hatten, im römischen Volke teils Heil, teils Unheil zu stiften; Unheil nannte er ohne Zögern das geringschätzige Urteil über das Oberhaupt der Christenheit im Munde eines Knaben.

‚Wenn ihr Freunde der einigen Kirche seid,' begann der Fremde, dessen Rede von unangenehmen Zischlauten begleitet war, aufs neue, ‚so lade ich euch zu den Versammlungen der ‚Felswächter', die allezeit vor Gott stehen und den Papst erbitten, der die Griechen und Ketzer zur Rückkehr zwingen wird, — nicht durch Feuer und Schwert, sondern durch den Glanz seines Wandels.

Dieser Julius, der die Gastmähler mit Zoten würzt, kann wohl seine Freunde erröten, aber nicht seine Feinde erbleichen machen.

Brüder, ich heiße Benedetto Accolti. Gott hat mir Verborgnes offenbart und die Sorge um den heiligen Papst auf meine begnadete Seele gebunden; doch kann nicht einer allein den Felsen bewachen, und nicht eines einzigen Gebet Gott seinen Heiligen abgewinnen. Wollt ihr euch meinen und meiner Freunde Gebeten vereinigen, so erkennt ihr das Haus unserer Andacht an einem in die Tür geschnitzten Felsen, in der Gasse, die um den Inquisitionspalast führt.'

Die drei Wanderer hatten sich mittlerweile der Stadt genähert, aber ehe die ersten Lichter des Augustinerklosters von Santa Maria del Popolo sie beschien, hielt Benedetto inne, rief: ‚Wachet und betet, wenn Julius abgefahren und die Stunde des Herrn nahe ist!' und verschwand in der Richtung der päpstlichen Villa.

Als die Brüder von Voghera das Tor durchschritten, seufzte Felice unwillig: ‚Rom, Rom!' während Benjamin den bevorstehenden Tod des Papstes, Accoltis Ideen und das eigne Schicksal im Herzen bewegte.

Nachdem sie vor Santa Maria sopra Minerva angekommen waren und Felice den Bruder Pförtner um Obdach gebeten hatte, führte dieser seine Ordensbrüder vor den neuen Prior, der seit dem Tode von Ambrogios Oheim — und nunmehr seit Jahresfrist — das Kloster regierte.

Es war ein leutseliger Herr, kunst- und menschenliebend, und vertrat die strenge, dominikanische Richtung nur, soweit es für einen Prior von Santa Maria sopra Minerva durchaus erforderlich war. Auch mied er in seinen Beziehungen zum heiligen Kollegium den Umgang mit dem finsteren Caraffa, dessen Ketzergerichte er nicht zu billigen vermochte; zugleich mit Caraffa entzog er sich unter immer neuen Ausflüchten den Nachforschungen des Kommissarius der Inquisition Michele Ghislieri; denn

strenger als Caraffa war sein Beichtvater Fra Michele, und um das unerbittlicher, was er heiliger und erhabner war als jener.

Der Prior war ein Freund des heitren Kardinals Medici, der es liebte, sich mit Künstlern und Kavalieren zu umgeben, und dem er auch die Brüder von Voghera zuschickte, als er Felices Talente und Neigungen entdeckt hatte.

Während Julius III. in seinem Landhaus zu Tode krank lag, feierte man in Rom die Osterwoche. Noch hatte Benjamin, erschreckt durch die Charakterisierung des Priors, Michele Ghislieri nicht aufgesucht, sich vielmehr, als sei er als ein Schuldloser zur ewigen Stadt gepilgert, Felices Führung und der des freundlichen Kardinals überlassen. Da stand er am Abend des Gründonnerstages in der Sixtinischen Kapelle an die linke Wand unter dem von Signorelli gemalten Berg Nebo gelehnt, und wurde von Gott und der Kirche auf die lieblichste und zugleich erschütterndste Weise gelockt, zu vollenden, was er begonnen, sich für Leben und Sterben auszuliefern.

Als die Lamentationen beendet waren, während denen Benjamin voll Scheu und Ehrfurcht den gewaltigen Christus über dem Altar betrachtet hatte, den Christus, der da richtet die Lebendigen und die Toten, fühlte er plötzlich seine Seele von der Bindung des Körpers befreit und auf weiße Wolken gehoben, die sie mitten in die Harmonie der Sphären hineintrugen:

Das Miserere schwebte, in einer neuen, sechsstimmigen Komposition Palestrinas und von den päpstlichen Sängern gesungen auf großen Fittichen feierlich über den Köpfen der Menge.

Benjamin, dem in den Ohren noch die wittenbergischen Gemeindestimmen nachklingen mochten, in deren rauhem Chore er sonst ‚Ein feste Burg ist unser Gott' mitgesungen hatte, glaubte den Chor der Engel und Erzengel zu hören, der Gott um Erbarmen für das Menschengeschlecht anfleht: miserere, — miserere.

Er war verzückt, und sah und hörte, was allen Zungen unaussprechlich ist; es war formlos und weiselos und hatte doch aller Formen und Weisen freudenreichste Lust in sich. Das Herz war gierig und doch gesättigt, das Gemüt wohlgestimmt; denn ihm war Wünschen gestillt und Begehren vergangen. Benjamin gewann seiner selbst und aller Dinge ein Vergessen. War es Tag oder Nacht? Es war des ewigen Lebens eine ausbrechende Süßigkeit, also daß er bei sich sprach: ‚Ist dies nicht Himmelreich, so weiß ich nicht, was Himmelreich ist.'

Als er im Zwielicht der Abenddämmerung die Kapelle verließ, blieb doch, wiewohl er irdischerweise wandelte, das himmlische Wunder in seiner Seele zurück, und mit ihm die Sehnsucht, in Gott einzukehren.

Die Nacht verbrachte er in Schlummer und Träumen und schritt in der Frühe des Morgens mit süßem Getön in der Seele zu Michele Ghislieri.

Benjamin fand, wie der Prior es ihm verheißen hatte, Ghislieris Haus wie ein Kloster hergerichtet; kein Schmuck bekleidete die kahlen Wände, kein gepolsterter Sessel lud zu bescheidenem Behagen ein. Ein einziger Diener, der wie ein Mönch arm, keusch und gehorsam leben mußte, verrichtete die häuslichen Geschäfte, öffnete auch Benjamin, als er mit dem eisernen Ring anklopfte, die Tür und hieß ihn im Vorzimmer geduldig warten, — denn sein Herr bete.

Eine Stunde tiefer Stille verging. Selbst der Gesang der Vögel schien in dieses Hauses Umkreis verstummen zu müssen, aus Ehrfurcht vor dem heiligmäßigen Beter. Nur ein Seufzer, ein unterdrücktes Schluchzen drang hin und wieder aus Ghislieris Kammer zu Benjamin hinüber.

Als endlich Fra Michele in die Tür trat, trocknete er sich den Schweiß von der Stirn und die Tränen aus den Augen und bedeutete — wie nach übergroßer Anstrengung nicht der Sprache mächtig — durch eine Geste der Hand den Harrenden, zu ihm hereinzukommen. Benjamin aber, überwältigt von Ghislieris Inbrunst, stürzte ihm noch auf der Schwelle zu Füßen und stammelte:

‚Hier bin ich!'

Michele legte seine Hand auf Benjamins Scheitel, sah, während Tränen aufs neue aus seinen Augen stürzten, zum Himmel und seufzte aus bewegter Brust.

‚Ich wußte, daß Gott mich erhört hatte!' flüsterte er.

Danach nahm er Benjamin mit sich in sein Arbeitszimmer, setzte sich, hieß auch Benjamin sitzen und fragte ihn mit unwiderstehlicher Milde in dem strengen, abgezehrten Gesicht:

‚Hast du viel Liebes in Deutschland zurücklassen müssen?'

Als Benjamin, durch die Güte Micheles verwirrt, keine Antwort fand, fuhr dieser fort:

‚So wirst du dich nun mit Gott entschädigen, mein Sohn!'

Bei diesen Worten gedachte Benjamin des Vorgeschmacks himmlischer Seligkeit, den er in der Sixtinischen Kapelle gekostet hatte, und auch Michele schloß die Augen, um für einen Augenblick Gott anzuschauen. Dann führte er Benjamin freundlich zur Erde zurück, indem er ihm erzählte:

‚Nachdem Prior Balthasar mir durch eine besondere Sendung das Heil deiner Seele befohlen hatte, habe ich jahraus, jahrein darum gerungen, — nicht, wie ich dir bekennen muß, — mit der Lust der Hoffnung, sondern mit Verzweiflung; denn wie sollte ein Abtrünniger sich von Wittenberg nach Rom kehren?

Da verwandelte Gott an einem Frühlingsmorgen meinen Kleinmut in Zuversicht. Während ich betete, wurde mein Herz leicht, meiner Seele wuchsen Flügel, — mein Gebet war aufgestiegen bis vor das Gehör Gottes. Als ich mich von den Knien aufhob, glaubte ich einen Boten an dich entsendet zu haben und erwartete dich von Stund an.'

,Herr, Ihr hattet einen Boten an mich entsendet!' rief Benjamin, ,Pater Juan hat mich in Eurem Geist und Namen aus Wittenberg hinausgeführt.'

Michele Ghislieri senkte gedankenschwer das Haupt, indessen Benjamins Geständnisse, durch das erste entbunden, unaufhaltsam von den Lippen flossen.

Plötzlich aber unterbrach ein dröhnendes Glockengeläute den Austausch der Rede in den Straßen Roms und in den Palästen, bis hinein in ihre verschwiegendsten Kammern, — ein Geläute, das dumpf und klagend einsetzte, und darein sich bald neue und immer neue Glocken mit schallendem Munde mischten, bis auch die letzte Glocke Roms Klang und Stimme hergegeben hatte.

Ghislieri stieß das Fenster auf und ließ den mächtigen Strom der Töne über sich hinwegfluten.

,Was bedeutet das?' fragte Benjamin furchtsam.

,Es bedeutet', antwortete Michele, ,daß in dieser Stunde die Christenheit ihren Vater verloren hat.'

(Fortsetzung folgt.)



Giacomo Puccini / Von Eugen Schmitz

Vor zehn Jahren noch Modeerscheinung, gehört der italienische Opern-Verismo heute beinahe schon der Geschichte an; die leidenschaftlichen Urteile für und wider haben sich beruhigt und einem maßvolleren kritisch-ästhetischen Abwägen Platz gemacht. Der Veristentaumel, der Deutschland in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach den Sensationserfolgen Mascagnis und Leoncavallos befallen hatte, war sicher übertrieben; ein nicht geringerer Fehler aber wäre es, sich zu einer Unterschätzung der Richtung überhaupt verleiten zu lassen. Jedenfalls ist an sich die veristische Oper eine künstlerisch durchaus berechtigte Erscheinung, der Versuch, den Realismus, der im gesprochenen Drama gerade in der modernen Zeit so manches hervorragende künstlerische Werk erstehen ließ, auch im Musikdrama zur Geltung zu bringen, durchaus zu billigen, und einzelne unbestreitbare Auswüchse dürfen nicht der Idee als solcher zur Last gelegt werden. Die dauernden und immer fester sich einbürgernden Erfolge **Puccinis**, des heute populärsten italienischen Veristen, müssen da doch entschieden zu denken geben. Es liegt darin, wie Theodor Kroyer im Herderschen Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte für 1908 sehr richtig ausgeführt hat, eine gewisse unbewußte Kritik. ‚Ohne Zweifel verdiente die deutsche dramatische Schule', sagt er, ‚ihrer Gediegenheit halber den Vorzug, wenn in der dramatischen Kunst nur die Tüchtigkeit den Ausschlag gäbe. Die Geschichte der italienischen Oper hat aber so oft das Gegenteil bewiesen, daß man die Nutzanwendung daraus, so bitter sie für uns sein muß, nicht unbeachtet lassen kann. Die Italiener sind nun einmal Dramatiker von Gottes Gnaden ... und wenn wir heute durch Wagners Genie auch das Sterbliche an der italienischen Dramatik erkannt haben, gegen die unverwüstliche Wucht ihres Szenenaufbaues können wir uns nicht verschließen, es wäre denn zu unserem Schaden. Das naive Volk, das immer ein geborener Dramatiker ist, empfindet instinktiv diese Überlegenheit der romanischen Oper. Man wird ihm hundertmal sagen, daß Leoncavallo ein dramatischer Blender ist, und es wird Ja und Amen sagen und siebenhundertfünfundzwanzigmal sich den dramatischen Blender zum „letztenmal" anhören. Darin äußert sich weniger Geschmacksverwilderung, als vielmehr ein dunkles Ahnen des geheimnisvollen Urgrundes alles dramatischen Lebens. Statt darüber zu klagen, sollten wir es als einen Fingerzeig begrüßen ... Eigentlich dürfte man solche Ketzereien heute noch nicht laut aussprechen.' — —

Der Typus der italienischen Veristenoper, wie ihn Mascagnis ‚Cavalleria' ausprägte: textlich eine Reihe prägnanter, leidenschaftlich bewegter Szenen, dem niederen Volksleben entnommen, ohne feinere psychologische Entwicklung, aber mit sinnfälligen dramatischen Effekten ausgestattet und mit einer nervenerschütternden Katastrophe abschließend, musikalisch teilweise wenig wählerische aber frische Erfindung und sorglose Arbeit mit extremen Schwankungen zwischen zarten Lyrismen und brutalen lärmenden Kraftemanationen: dieser Typus erscheint in Puccinis drei erfolggekrönten Opern ‚La Bohême', ‚Tosca' und ‚Madame Butterfly' in vielen Punkten bereits stark modifiziert. An Stelle der heißbewegten Volksszenen unter Italiens glühendem Himmel ist in der ‚Bohême' das teils humor-, teils leidvolle Abenteuerleben Pariser Künstler getreten, ‚Tosca' zeigt den Verismo im Gewande der Historie, ‚Butterfly' in dem der Exotik. Puccinis Musik aber hat das ungeschminkte Naturburschentum, in dem sich Mascagni und — in freilich bereits viel geringerem Maße —

Leoncavallo gefielen, fast ganz abgestreift; kommt zur rechten Zeit auch noch die alte brutale Veristenkraft zum Durchbruch, so liegt der künstlerische Schwerpunkt doch auf der weich-lyrischen Linienführung der Cantilene, und vor allem macht sich in steigendem Maße eine fein berechnete, ausgefeilte Technik geltend, die in der Partitur von ‚Madame Butterfly' den Höhepunkt erreicht hat.

Einen großen Teil seiner Erfolge verdankt Puccini den bühnentechnisch vortrefflichen Textdichtungen seiner Librettisten Illica und Giacosa. Diese taten gleich mit der Stoffwahl der ‚Bohême' einen ungemein glücklichen Griff. Im Anschluß an Murgers berühmten Roman ‚La vie de Bohême' wird hier ein buntes Bild von dem ‚zigeunerhaften' Leben und Treiben der niederen Pariser Künstler- und Literatenwelt entworfen, das mit dem tollen Wechsel all seiner kontrastierenden Situationen an uns vorüberzieht. Wir erleben Beispiele des unverwüstlichen Bohêmehumors, der sich durch keine Beschwerden aus der Fassung bringen läßt, der es zustande bringt, mit einem Stück Brot, einem Hering und einer Flasche Wasser ein Prunkmahl zu inszenieren und die geistigen Produkte im Notfall sehr praktisch materiell zu verwerten, sei es, daß ein Drama als Feuerungsmittel dienen muß, oder daß ein Künstlergemälde mit genialer Unvoreingenommenheit als Kneipenschild untergebracht wird. Wir sehen die Gewandtheit, mit der das seltsame Völkchen allen Schwierigkeiten des gemeinen Lebens auszuweichen weiß, mögen diese nun in Gestalt eines Miete heischenden Hausherrn oder eines die Rechnung präsentierenden Kellners an sie herantreten. Wir belauschen sie bei ihren Liebesfreuden und Liebesleiden, und wenn zuletzt auf die übermütige Duellparodie mit krassem Kontrast die Sterbeszene der Mimi folgt, in der auch der goldene Kern, der in all diesen wilden Gesellen schlummert, zutage tritt, da müssen wir mit dem Romandichter ergriffen ausrufen: ‚Ein fröhliches und doch schreckliches Dasein.'

Weit gröberes Geschütz wird in ‚Tosca' aufgefahren. Mit der Häufung krasser Effektmittel leistet diese nach dem gleichnamigen Sardouschen Sensationsdrama bearbeitete Operndichtung wohl das denkbar Höchste. Der Maler Cavaradossi hat einem Staatsgefangenen zur Flucht verholfen und wird von dem römischen Polizeichef Scarpia durch die Folter gezwungen, den Aufenthaltsort des Entflohenen anzugeben. Cavaradossi bleibt standhaft, aber seine Geliebte, die Sängerin Tosca, verrät aus Mitleid das Geheimnis. Trotzdem wird der Maler seiner staatsfeindlichen Gesinnung wegen von Scarpia zum Tode verurteilt, und nur um den Preis der Liebesgewähr Toscas will der bestechliche Richter Gnade walten lassen. Scheinbar geht Tosca auf seinen Wunsch ein, allein im Augenblick der Umarmung stößt sie dem Tyrannen das Messer in die Brust. Als angeblichen Lohn für Toscas Versprechen hatte Scarpia angeordnet, die Erschießung Cavaradossis solle nur zum Schein stattfinden. Aber das war nur Trug; aus dem Schein wird blutiger Ernst, Tosca findet auf dem Richtplatz den Geliebten nur noch als Leiche. Verzweifelt folgt sie ihm in den Tod und stürzt sich von den Zinnen der Engelsburg in die Tiefe, ehe sie noch die Häscher als Mörderin Scarpias festnehmen können. — Also Folterkammer, Hinrichtung, Mord, Selbstmord abwechselnd mit diversen sentimentalen Liebesszenen: das ist nun eigentlich wirklich nichts anderes als das alterprobte Inventar der neuestens so unerbittlich bekämpften Hintertreppenromane. Allein die Librettisten haben es verstanden, doch auch die psychische Seite der Handlung mit intensivster Betonung herauszuarbeiten, damit ein Bild gewaltigst entfesselter Leidenschaften entwerfend, demgegenüber die widerwärtigen äußeren

Momente zurücktreten müssen. Vor allem wird das Ganze aber natürlich auch durch die Musik idealisiert und in eine höhere Sphäre gehoben.

Die rührenden psychologischen Momente der Grundidee sind es auch in erster Linie, die der ‚Madame Butterfly' die Wirkung verbürgen; außerdem erscheint hier das durch die Handlung bedingte reizvolle japanische Milieu ungemein anziehend. Der seit Jahrzehnten in der europäischen bildenden wie redenden Kunst heimische Japanismus hat erfolgreiche Verbindung mit der Musik schon auf dem Gebiete der Operette in Sullivans ‚Mikado' und Sidney Jones' ‚Geisha' gefunden. Puccini und seine dichterischen Mitarbeiter haben ihm nun auch die Pforten des ernsten Musikdramas erschlossen. In ‚Madame Butterfly' handelt es sich um das Schicksal einer kleinen japanischen Geisha, Butterfly, d. h. ‚Schmetterling' genannt, die durch ihre Anmut den in Nagasaki mit seinem Schiff weilenden amerikanischen Marineoffizier Linkerton so bezaubert, daß er sich mit ihr trauen läßt. Dem unruhig die Welt durchschweifenden Yankee erscheint diese Trauung freilich nur als amüsantes Abenteuer; kann er doch nach japanischem Gesetz die Ehe jeden Monat kündigen. Um so ernster und tiefer faßt Butterfly selbst den Bund auf, und als der Geliebte sich wieder nach Amerika heimwendet, harrt sie drei Jahre lang vertrauensvoll auf seine Rückkehr, ohne sich durch Einwände des Wohlwollens oder der Mißgunst irre machen zu lassen. Wirklich wird eines Tages Linkertons Schiff im Hafen wieder gemeldet. Voll Jubel schmückt Butterfly sich und ihr Kind — das Pfand des Liebesbundes — um den Gatten und Vater zu empfangen. Linkerton kommt — mit ihm aber seine amerikanische Gattin, die nun von Butterfly die Herausgabe des Kindes fordert, an dem sie Mutterstelle zu vertreten verspricht. Im Herzen zu Tode getroffen willigt Butterfly um der Zukunft des Kindes willen ein. Sie selbst aber sucht, von allen, auch den fanatischen eigenen Verwandten verlassen, den Tod durch das heilige Messer ihrer Ahnen. — Diese Selbstmordszene am Schluß mit dem leidenschaftlichen Abschied von dem Kind ist nun freilich wieder stark auf Nervenkitzel angelegt; sonst aber enthält sich das Werk greller Sensationen und legt, wie gesagt, den Schwerpunkt mehr auf die Entwicklung der rührenden psychologischen Momente. Freilich ist das Interesse etwas gar einseitig auf die Titelheldin konzentriert, während die anderen Hauptpersonen der Handlung: Linkerton, sein Freund, der amerikanische Konsul, die Dienerin Suzuki usw. ziemlich farblos bleiben. Einige Nebenfiguren wie der spitzbübisch schlaue Heiratsvermittler Goro, die Verwandten Butterflys und besonders der fanatische Onkel Bonze wirken als originelle japanische Charaktertypen. Geschickt und flüssig, ohne störendes Beiwerk ist die Szenenführung, der die Musik mit der den Stil Puccinis kennzeichnenden eleganten Leichtigkeit folgt.

Dieser musikalische Stil ist ein so ausgeprägt persönlicher, daß dem, der eine von den drei Puccinischen Opern kennt, in den anderen vieles ganz vertraut anmuten wird. Damit soll nicht verkannt sein, daß nicht doch jedes der Werke gewissermaßen sein eigenes musikalisches Relief hat. In der ‚Bohême' spielt in die italienische Empfindsamkeit ein gut Stück französischer Grazie und Pikanterie herein, wofür der Walzer der Musette ‚Will ich des Abends allein in Paris mich ergehn' als charakteristisches Beispiel genannt sei. Auf der Musik der ‚Tosca' lastet durchweg eine gewisse wuchtige Brutalität, der Welt Scarpias mit ihren düsteren Kirchen- und Kerkerszenen entstammend, während in ‚Madame Butterfly' die wechselnden Kontraste von Anmut, Schwärmerei und heiß-schmerz-

licher Leidenschaft von einem leisen Zug lokalkoloristischer Exotik überschattet sind. Allein die **Grundlagen** des musikalischen Stils sind doch überall dieselben. Zunächst in musikalisch-**technischer** Beziehung. Namentlich in der Melodik arbeitet Puccini so ausschließlich mit einem kleinen Kreis erfolgerprobter Mittel und Mittelchen, daß z. B. seine Lyrismen sich untereinander zum Verwechseln ähneln; es wäre leicht, dies an einer Reihe kennzeichnender Merkmale analytisch nachzuweisen, was hier indessen zu weit in fachmännisches Detail führen würde. Nur auf **einen** derartigen Zug sei besonders aufmerksam gemacht, auf die typische Verwendung des empfindsamen Sextvorhalts vor der Quint. Nachstehend beliebig gewählte Beispiele:

„**Bohême**":



Rudolf: „Wie eiskalt ist dies Händchen, ich will es Euch erwärmen" u. s. w.



oder:

„**Tosca**":





oder:

„**Butterfly**":



die sich leicht verdutzendfachen ließen, verdanken ein gut Teil ihres weich schwärmerischen Ausdrucks diesem schon bei den deutschen Romantikern so beliebten harmonischen Wirkungsmittel, erhalten dadurch auch eine gewisse Familienähnlichkeit. Auf harmonischem Gebiet spielt eine ähnliche Rolle die Vorliebe für Nonakkord- oder Septakkordwirkungen mit kleiner Terz. Freilich ist dieses Ausdrucksmittel, wie noch manche andere, keine persönliche Spezialität Puccinis, sondern so ziemlich

Gemeingut aller italienischen Veristen, und stammt nicht aus der schlechtesten Quelle — nämlich von Richard Wagner, der es allerdings nie in so manierierter Ausbeutung wie seine südländischen Nachahmer gebraucht hat. Puccini weiß indessen wirklich aparte Effekte damit zu erzielen; die düstere, brutale Wucht der den ersten Akt ‚Tosca' beschließenden Kirchenszene mit nebenstehendem Hauptthema beruht z. B. ganz auf der massigen Wirkung derartiger Akkordbildungen.



Als besondere harmonische Eigentümlichkeit von Puccinis Musik ist auch noch die Vorliebe für Quintenfolgen zu nennen, sei es zur Erzielung besonders greller Effekte, wie z. B. bei dem das fröhliche Treiben auf dem Weihnachtsmarkt des Quartier Latin charakterisierenden Quintenmotiv der ‚Bohême':



sei es als Ausdruck heftig erregter Leidenschaften (Schlußszenen der ‚Butterfly') oder als einfach figuratives Würzmittel. Diese immer wiederkehrenden musikalisch-technischen Bildungsprinzipien ergeben wie gesagt eine große Familienähnlichkeit der einzelnen Partituren Puccinis, so daß selbst die Parallelbildung ganzer Gesangsstücke unschwer zu verkennen ist. Man vergleiche in ‚Butterfly' etwa Linkertons schwungvolles erstes Arioso:



mit der über dem Motiv:



aufgebauten ‚Erzählung' des Rudolf im ersten Akt der ‚Bohême' oder mit Cavaradossis ‚Bildnisarie':





zu Anfang der ‚Tosca‘. Irgendwelche motivische Gemeinsamkeiten lassen sich kaum aufweisen, aber der ganze Ausdruckscharakter ist ein so verwandter, daß man die drei Melodien auch ohne Autorenbezeichnung als einem Komponisten und zwar einem von sehr ausgeprägter Individualität zugehörig erkennen würde. Ihre absolut identische Stellung im Rahmen des jeweiligen Ganzen verstärkt diesen Verwandtschaftseindruck noch, ist im übrigen auch typisch für die Art, wie Puccini die Frage der ‚Anwendung der Musik auf das Drama‘ löst.

Das Geheimnis seines Erfolges liegt hier darin, daß er es meisterhaft versteht, reiche musikalische Entfaltung mit sorgfältigster Wahrung der dramatischen Deutlichkeit zu vereinen. An wichtigen Wendepunkten der Handlung läßt er den Gesang ganz zum Sprechton herabsinken, während das Orchester auf diskreteste tonliche Untermalung mit wenigen gehaltenen Tönen oder Akkorden beschränkt wird; so in den Schlußszenen der ‚Bohême‘ und der ‚Butterfly‘, die dadurch schon infolge des Kontrasts zum übrigen einen eminent spannenden Charakter bekommen. Andererseits ist Puccini auch Meister in der ungezwungenen Führung des musikalisch reicher ausgestatteten Parlando, wie es namentlich die humoristischen Szenen der ‚Bohême‘, einige Momente des ersten und zweiten Aktes der ‚Tosca‘, sowie weite Partien im ‚Butterfly‘ beherrscht. Sowie aber der Zusammenhang irgendwie Entfaltung der Kantilene möglich macht, ist sofort der echt italienische Melodiker in Puccini zur Stelle; diesem glücklichen Instinkt verdanken die drei vorerwähnten Ariosi des Rudolf, Cavaradossi und Linkerton, die mitten in Parlandoszenen hineingestellt sind, ohne doch den dramatischen Verlauf zu stören, ihre Entstehung. Ein einziges Mal ist Puccini diesem Prinzip untreu geworden und in den alten Fehler des undramatischen ‚Drauflosmusizierens‘ verfallen: in der Kantilene Toscas ‚Nur der Schönheit weiht' ich mein Leben‘, die zwar zu des Meisters schönsten melodischen Eingebungen zählt, aber die Handlung in einem wichtigen Moment — in der Entscheidungsszene zwischen Tosca und Scarpia — sehr empfindlich aufhält. Im übrigen sind es natürlich in erster Linie die Liebesszenen, die Gelegenheit zur Entfaltung der italienischen Melodik geben, und da ist als reifstes, künstlerisch gefeiltestes Beispiel der Schluß des ersten Akts von ‚Madame Butterfly‘ zu nennen.

Von der sorgfältig ökonomischen Anlage, die Puccini mit Rücksicht auf die dramatische Wirkung seinen Partituren gibt, ist noch ein besonders interessanter Zug hervorzuheben. Der Künstler erzielt nämlich unter Umständen eine besondere Wirkung damit, daß irgend ein bedeutsames Moment mit musikalischer Außerachtlassung aller Begleitumstände ganz besonders intensiv hervorgehoben wird. Das merkwürdigste Beispiel dieser Art bietet die Schlußszene der ‚Tosca‘. Da sehen wir, wie vor Toscas Augen die Erschießung Cavaradossis vollzogen wird: Die Soldaten ziehen auf, der Offizier gibt seine Befehle usw., bis der Schuß fällt. Von all diesen szenischen Vorgängen nimmt die Musik nicht die mindeste Notiz; sie führt vielmehr ostinatoartig folgendes Thema durch:



dessen Ausdruck zu der unheimlichen Situation wenig zu passen scheint, denn es spricht aus ihm wie ein heimliches, beseligtes Triumphgefühl. In der Tat liegt dieser Ausdruck in der Absicht des Komponisten: er läßt uns die Stimmung der zusehenden Tosca miterleben, der Tosca, die, auf Scarpias' Versprechen vertrauend, alle diese Vorgänge nur für Komödie hält und in der hoffnungsfrohen Gewißheit lebt, daß sie eine Viertelstunde nach dieser Scheinhinrichtung aller Leiden und Gefahren ledig mit dem Geliebten in die Freiheit ziehen könne. Durch diesen Kontrast wird dem Hörer, der ja weiß, daß es sich hier keineswegs um Schein, sondern um furchtbaren Ernst handelt, das Krasse, Nervenzerreißende der ganzen Situation mit einer Intensität zum Bewußtsein gebracht, wie sie die plastischste musikalische Detailmalerei nie zu erzielen vermöchte. Das Ganze ist eine Wirkung, die in dieser Eigenart überhaupt nur im Musikdrama möglich ist. In Italien aber hat seit dem ‚letzten' Verdi niemand mehr ein Beispiel so tiefgreifenden Verständnisses für die Möglichkeiten und Aufgaben der dramatischen Musik gegeben wie hier Puccini.

Noch ist als hervortretende Seite von Puccinis Musikdramatik die glänzend entwickelte Kunst der Stimmungsschilderung zu nennen. Als erste Meisterleistung auf diesem Gebiete darf der Anfang des dritten Aktes der ‚Bohême' gerühmt werden mit dem wie von einem Hauch des Todes durchwehten winterlichen Milieu der Pariser Vorstadt. Weiter vertieft erscheint diese Kunst in ‚Tosca', und zwar im Anfang des dritten Akts, mit der Schilderung des düsteren Frühmorgens am Kastell St. Angelo. Den Höhepunkt hat Puccini hierin aber am Ende des zweiten Akts der ‚Butterfly' erreicht: Butterfly, Suzuki und das Kind inmitten der Blütenwunder einer japanischen Frühlingsnacht in leidenschaftlich erregter aber schweigender Erwartung des ersehnten Linkerton harrend. Über die diese Stimmung weiterführende, wundervolle Orchestereinleitung zum dritten Akt erscheint ein bestrickender, von romantischer Exotik beschatteter Klangzauber ausgegossen. Hier zeigt sich der Orchestertechniker Puccini in glänzendster Entfaltung. Auch sonst ist übrigens Puccinis Orchester, trotz manch diskreter Beschränkung, die sich der Meister im Interesse der Singstimmen auferlegt, stets von farbenreicher Ausdruckskraft. Als italienischer Verist schreibt unser Künstler zwar im allgemeinen nicht polyphon, sondern begnügt sich mit den seit der ‚Cavalleria' Gemeingut gewordenen akkordischen Synkopen- oder Tremolobegleitungen der Hauptmelodie. Vereinzelt treten aber, namentlich in der Partitur der ‚Butterfly', doch manch interessante, gut klingende und dabei nie vordringliche Mittelstimmen heraus. Überhaupt ist hier nochmal zu betonen, daß, was feine und gereifte Technik anlangt, die Partitur der ‚Butterfly' den derzeitigen Höhepunkt von Puccinis Schaffen bedeutet. An ursprünglicher Erfindungskraft dagegen läßt sich bei diesem Werk ein gewisser Rückgang nicht verkennen. —

Die für die Wertung der künstlerischen Erscheinung Puccinis in erster Linie ausschlaggebenden Punkte dürften damit zur Sprache gekommen sein. Auf die vielen interessanten Einzelheiten seiner Werke einzugehen würde den Rahmen dieser Studie überschreiten. Aus dem gleichen Grunde mußten auch die früheren Werke des Künstlers hier außer Betracht bleiben, die freilich irgendwelche neue Gesichtspunkte überhaupt nicht erschließen. Puccini, der als Sprößling einer weit zurück zu verfolgenden Musikerfamilie am 22. Juni 1858 zu Lucca geboren wurde, trat bereits 1884 mit einer Oper ‚Le Villi' hervor, der 1889 eine zweite (‚Edgar') folgte. Den ersten bedeutenden Erfolg errang er mit ‚Manon Lescaut' (Hamburg 1893), dem sich dann vier Jahre später der Welterfolg der ‚Bo-

Gustave Moreau/Herkules und die stymphalischen Vögel.



hême' (Turin 1897) anschloß. Mit diesem Werk, sowie mit ‚Tosca' (Rom 1900) und ‚Madame Butterfly' (1904 nach anfänglichem Fiasko umgearbeitet) gehört Puccini heute zu den meist aufgeführten Opernkomponisten, auch in Deutschland. Die kulturelle und ästhetische Perspektive zu dieser Tatsache wurde bereits in der Einleitung gegeben.

Osterglaube

Trauer will mich oft erfassen
Vor dem Rätsel dieses Lebens,
Muß ich auch den Zweifel hassen,
Manchmal rang ich doch vergebens.

Was ist Leben? Ist es Tod?
Ist's ein Irren? Schatten? Traum?
Junge Blüte dort am Baum,
Stehst noch ganz im Morgenrot,
Doch zum Welken bist geboren.
Kleines Glück, das kaum ich fand
Und im Finden schon verloren,
Bist du Wahrheit oder Tand?
Tat, für die mein Arm gerungen,
Warum fliehst du, kaum gelungen?
Ziel, nach dem ich gierig hasche,
Warum sinkst du mir in Asche?
Du mein Morgen, der mich freute,
Sag, was stirbst du denn schon heute?
Wenn so kurz und arm das Leben,
Warum ward es uns gegeben? —
Doch umsonst stehn die Gedanken
Vor des Rätsels ernsten Schranken,
Bis ich endlich Lösung suche
Hier in Gottes heilgem Buche
Und ich lese, daß ein Mann
Trug sein Kreuz den Berg hinan,
Und ans Holz, das er getragen,
Ward er blutend dann geschlagen,
Und im Worte: Dir befehle,
Vater, sterbend ich die Seele!
Ging sein Geist von dieser Erde,
Daß uns die Erlösung werde.

Und der Mann, der ohne Sünde,
Starb, daß uns sein Tod verkünde:
‚Willst gekrönt du auferstehn,
Mußt du opfernd untergehn!
Erdenleben ist nur Name
Eines andern und der Same
Eines Lebens, das nicht stirbt,
Nicht in Harm und Not verdirbt,
Das nicht Tränen kennt und Klagen,
Kein Enttäuschtsein und Entsagen ...
... Und was nie dein Ohr vernahm,
Nie an Wonnen zu dir kam,
Was dein Auge nie gesehn,
Wirst du schaun im Auferstehn!'

Selig beug ich mich im Staube,
Und mein Glück heißt Osterglaube.

Anton Pichler.

Von den zwei Kometen / Von Jos. Plaßmann

Daß ein Jahr mehr als einen Kometen bringt, ist nicht etwa eine Ausnahme, sondern die Regel. Für die teleskopische Beobachtung kommt eine viel größere Zahl in Betracht, wie denn z. B. das Jahr 1886 ihrer neun zählt. Aber die meisten sind eben nur im Fernrohr sichtbar, manchmal gilt das von der ganzen Strecke eines Jahres, und so ist allerdings das Erscheinen von zwei hellen Schweifsternen in einem und demselben Jahre etwas Außergewöhnliches. Diese Tatsache entschuldige ein etwas weiteres Ausholen.

Keine Wissenschaft kennt ein solches internationales Zusammenwirken, eine so fröhliche Arbeitsgemeinschaft wie die Himmelskunde. Während der einzelne Astronom häufig als weltfremder Mann unter seiner Umgebung gilt, weil seine Interessen nicht die ihrigen, weil die Art, wie er seine Zeit ausnutzt, von der sonst üblichen verschieden ist, lebt er auf in der literarischen Berührung mit seinesgleichen aus weiter Ferne. Vor hundert Jahren hat darum Goethe die Himmelsforscher mit Recht die geselligsten Einsiedler genannt. Zur Konzentration der Arbeit frühzeitig durch die Erwägung veranlaßt, daß selbst der ganze Erdball ein recht kleines Brett darstellt für den Aufschwung ins Weltall, daß er uns schon hinreichend beschränkt auch ohne Beiziehung von territorialen, sprachlichen und gesellschaftlichen Grenzen, haben sie eher als die anderen eine gemeinsame Redeweise ersonnen. Sie bezieht sich auf ihre ganze Begriffswelt und selbst auf Dinge, die man an sich für klein ansehen möchte, bei denen aber eine gewisse Pedanterie unbedingt nötig ist, soll nicht neben der Übersicht sogar die Identifizierung der einzelnen Gegenstände verloren gehen.

Wenn noch vor einigen Jahrzehnten von fortlaufenden astronomischen Entdeckungen die Rede war, so dachte man fast nur an das Auffinden von Kometen oder kleinen Planeten, wozu neben Talent und Glück sehr viel systematische Arbeit nötig war. Neuerdings sind dazu noch die sogenannten stellaren Objekte getreten, veränderliche und doppelte Sterne, Sternhaufen und Nebelflecke. Die meiste Verwirrung droht bei den Planeten, Kometen und veränderlichen Fixsternen, und bei allen drei Arten von Objekten hat man, um neben der systematischen Buchung auch den Prioritätsansprüchen und sonstigen Erwägungen ihr Recht zu lassen, eine vorläufige und eine endgültige Nomenklatur eingeführt. So enthält ein Asteroid zunächst eine kurze Buchstabenbezeichnung, und erst später gibt man ihm die Nummer, welche die Reihenfolge der Entdeckung bezeichnet. Sie läßt sich anfangs gar nicht feststellen; der Übergang von dem einen Namensystem auf das andere wird zu jener Zeit durch laufende Veröffentlichungen vollzogen. Seit Einführung der photographischen Methode, die uns manchmal auf einer einzigen Platte mehrere Neulinge neben mehreren alten Bekannten vorstellt, ist die Doppelbezeichnung unumgänglich. Die veränderlichen Fixsterne erhalten umgekehrt zuerst eine Zahl, die, mit der Jahreszahl verbunden, die Reihenfolge der Auffindung des Lichtwechsels (z. B. 5. 1910) angibt; später werden sie mit einer Buchstabengruppe in den Sternbildern, denen sie angehören, numeriert. Und bei einem Kometen liegt nun die Sache so, daß der wichtigste Zeitpunkt in seiner Erscheinung der des Durchgangs durch die Sonnennähe oder das Perihel ist. Es werden darum die Kometen, wenn man ihre Bewegungsverhältnisse übersehen kann, nach diesem Zeitpunkte geordnet. So ist Komet 1835 I am 27. März 1835 durch sein Perihel gegangen, 1835 II am 26. August, 1835 III am 15. November. Dabei tut es nichts, daß 1835 II der kurzperiodische Komet Encke ist, dessen Umlaufszeit nicht ganz 3⅓ Jahre

beträgt; wir finden ihn in anderen Erscheinungen mit 1819 I, 1822 II, 1825 III, 1829 I, 1832 I, 1842 I, 1845 IV usw. bezeichnet. Und K. 1835 III ist zufällig kein geringerer als der Halleysche Komet, der anderseits die Bezeichnung 1910 II erhalten wird, vielleicht aber auch eine höhere Nummer. Denn K. 1910 I ist der neue Johannisburger Komet, der sein Perihel schon am 18. Januar erreicht hat; Halley wird ihm am 19. April im Periheldurchgange folgen, und es ist möglich, daß sich ein anderer dazwischendrängt und die Zahl II wegnimmt. Anderseits trägt der Halleysche Komet zunächst die vorläufige Bezeichnung 1909 c, da er von den im Jahre 1909 aufgefundenen der dritte ist; wie denn 1910 I zunächst 1910 a hieß als erster der in diesem Jahre entdeckten.

Wie seltsam haben doch bei den zwei hellen Kometen in unserem Jahre Gesetz und Zufall gewaltet! Seit dem November 1835 entfernte sich auf seiner langgestreckten elliptischen Bahn das Halleysche Gestirn von dem Brennpunkte, der Sonne, mit stets abnehmender Geschwindigkeit. Zu Anfang 1873 war es im Aphel, wo es um 35 Sonnenweiten vom Tagesgestirn abstand, also merklich weiter als der äußerste Planet Neptun, bei dem es nur 30 sind. Von nun an konnte man sagen: es kommt uns näher. Die Geschwindigkeit des Laufes war durch die beständige Verzögerung, die sie durch die anziehende Kraft der Sonne erfuhr, auf 900 Sekundenmeter herabgedrückt, geringer, als bei manchen neueren Geschoßen beobachtet wird; nun kam das zweite Stück der Bahn, in dem sie durch dieselbe Kraft beständig wachsen muß bis auf 54 Kilometer. Wann war der Komet zu sehen mit den optischen Mitteln, die in den zwei Menschenaltern seit dem letzten Periheldurchgange so sehr verbessert waren? Mehrere Berechner bemühten sich, die scheinbare, von der Erde aus gesehene Bahn möglichst genau vorauszuberechnen. Der Glückliche, der den Ankömmling zuerst auf seinen photographischen Platten festhielt, war, wie unseren Lesern schon aus der Tagespresse bekannt geworden, Professor Wolf in Heidelberg. ‚Schon schön hell, eine kleine Nebelmasse von 8—10 Bogensekundendurchmesser, zentral verdichtet', so lautet das Telegramm vom 12. September 1909, das sich auf die in der vergangenen Nacht belichteten Platten bezieht. Was bedeutet die 16. Größe? Zehn Größen unterhalb der sechsten, zu welcher die schwächsten einem scharfen Auge sichtbaren Sterne gehören. Diese zehn Größen bedeuten aber eine Lichtschwächung im Verhältnisse 1:10 000. Also zehntausend von diesen Kometenpünktchen, eng zusammengedrängt, hätten den Eindruck eines der schwächsten dem freien Auge sichtbaren Sterne auf der lichtempfindlichen Schicht hinterlassen.

Und doch war der Komet damals eigentlich schon recht nahe, indem er von der Sonne und ungefähr auch von der Erde um 3⅓ oder 3⅖ Sonnenweiten abstand. Er war uns lange nicht so nahe wie Mars auch in seinen weitesten Abständen, aber viel näher als Jupiter in seiner größten Nähe. Der Durchmesser des Wölkchens im Winkelmaß, 8—10 Sekunden, war aber etwa so groß wie der des Mars in viel geringerem Abstande, nämlich in einer Sonnenweite, der wahre Durchmesser also drei- bis viermal so groß wie der dieses Planeten, d. h. etwa doppelt so groß wie der der Erde. Kein Zweifel, daß diese in den Abstand des Kometen versetzt, einem freien Auge bequem sichtbar wäre. Die Frage, warum der Komet so schwach leuchtet, wird uns näher beschäftigen.

Nun geschah etwas Merkwürdiges. Greenwich hatte den Kometen bereits vor Heidelberg photographiert, ohne es zu wissen. Die Wolfsche Aufnahme

hatte die sogenannte Verbesserung der Ephemeride ergeben; sie zeigte den Kometen nicht ganz an dem vorausberechneten Orte, aber doch sehr in dessen Nähe. Diese Verbesserung konnte nun eine Zeitlang als maßgebend betrachtet werden, und mit ihrer Hilfe gelang es den englischen Astronomen, auf den am 9. September belichteten Platten die schwache Spur des Himmelskörpers auch ihrerseits aufzufinden. Und so mochte man sagen, daß unbeschadet des nach Deutschland gefallenen Löwenanteils am Entdeckerruhme doch die Nachfahren des großen Halley auch für sich eine gewisse Priorität beanspruchen könnten. Inzwischen hatte Crommelin eine Verbesserung seiner früheren, von der Astronomischen Gesellschaft preisgekrönten Ephemeride auf Grund der Photogramme und der ersten Beobachtungen herausgegeben, und es meldete sich die Leitung der vizeköniglichen Sternwarte (khedivial observatory) in dem bekannten ägyptischen Luftkurorte Helwan mit der Nachricht, daß diese Ephemeride gestatte, auf einer dort am 24. August belichteten Platte die schwache, aber sichere Spur des Kometen aufzufinden. Diese Platte war also ihre 18 Tage alt, als Wolf die seine exponierte!

Man wundere sich nicht, zu hören, daß die Ephemeriden der Astronomen verbesserungsfähig sind. Ein Komet wie der Halleysche kommt auf seiner langen Reise den verschiedensten Planeten nahe, und die Berechnung der Störungen, welche er von ihnen erleidet, ist umständlich genug. Vielleicht erfährt er auch schwache, aber in der Gesamtwirkung schließlich doch zutage tretende Widerstände von seiten dünner auf das feinste verteilter Materie, die sich hie und da in den Räumen des Sonnensystems finden mag. Wohl uns, daß wir in der Photographie, welche die schwächsten Eindrücke zu summieren fähig ist, ein so schönes Mittel zur empirischen Verbesserung der Rechnungen besitzen.

Den indirekten Beobachtungen folgten nun bald die direkten, von denen die am 16. September mit dem Vierzigzöller des Yerkes Observatory in Amerika angestellte die erste gewesen zu sein scheint. Im November wurde in England ein vorübergehendes rasches Aufflammen zur zehnten Größe wahrgenommen, dem aber nach wenigen Tagen ein Rückschlag zur Größe 11½ folgte, d. h. eine Schwächung auf etwa den vierten Teil der Helligkeit, trotz des allmählichen Näherkommens. Seitdem hat sich die Helligkeit im ganzen gehoben, und es ist so gut wie sicher, daß in den bevorstehenden Frühlingsmonaten der Komet, wie in so mancher älteren Erscheinung, ein glänzendes Schauspiel bieten wird. Aber der bevorstehende Zeitpunkt des Sichtbarwerdens für freie Augen läßt sich auch jetzt, in der zweiten Februarwoche, noch kaum angeben. Wenn die geringe Unsicherheit bei der Berechnung der Bahn eine Folge der Schwierigkeit ist, welche die Rücksichtnahme auf die Planetenstörungen und auf etwaige widerstehende Mittel darbietet, so beruht die viel größere Ungewißheit bezüglich der Lichtentwicklung auf unserer noch immer mangelhaften Kenntnis des Aufbaues der Kometen, dabei freilich auch auf der Tatsache, daß solche Himmelskörper noch mehr als die Fixsterne und Planeten Individuen und nicht Exemplare sind. Was sich bei dem einen gezeigt hat, braucht nicht auch bei dem anderen hervorzutreten, unbeschadet der Allgemeingültigkeit der Naturgesetze. Eine Eigenschaft aber, die allen Kometen zuzukommen scheint, ist große räumliche Ausdehnung bei verschwindend geringer Masse, also eine äußerst geringe Dichte. Woher weiß man das?

Wer einen Kometen beobachtet, nicht um die physikalischen Vorgänge,

die sich in ihm abspielen, zu erforschen, sondern um seinen Ort auf die in derselben Richtung wenngleich viel weiter stehenden Fixsterne zu beziehen, der findet sich, so möchte man sagen, bei der schon für das freie Auge und erst recht für das Fernrohr ungeheuer großen Erstreckung des Gebildes vor die Frage gestellt, welchen Punkt er als Schwerpunkt des Ganzen ansehen soll, dessen Bewegung einfach für die des Kometen selbst gesetzt werden darf. Daß bei den regelmäßig gestalteten Planeten der Mittelpunkt der sichtbaren Scheibe als Schwerpunkt zu gelten hat, erkennt man bald als selbstverständlich. Aber auch für die Kometen hat die Praxis die Frage längst gelöst. Der hellere, der Sonne zugewendete Teil ist der Kopf; er besteht aus einem noch helleren Kern und der ihn umwallenden Koma oder Nebelhülle, die allmählich in den Schweif übergeht. Der Beobachter stellt die Fäden seines Mikrometers oder eine gleichwertige Vorrichtung auf den hellsten Teil des Kernes ein, und er ist sicher, daß alle Beobachtungen solcher Art, von den unvermeidlichen Fehlern abgesehen, vom Berechner durch ein und dasselbe System von Elementen dargestellt werden können. Wenn er anders schätzte und z. B. nach seinem Gutdünken den Schwerpunkt in den Schweif verlegte, vielleicht um den zehnten Teil der sichtbaren Schweiflänge vom Kopfe entfernt, so ließe sich keine Übereinstimmung erzielen. Hieraus folgt, daß die Masse des Kernes unermeßlich viel größer ist als die des soviel größeren Schweifes. Nun aber ist anderseits die Kernmasse wiederum unermeßlich klein im Vergleiche mit der Masse eines Planeten wie Mars oder Merkur oder auch wie unser Mond oder einer der Monde des Jupiter. So mancher Komet ist diesem gewaltigen Planeten schon nahegekommen und mußte sich von ihm eine durchgreifende Änderung seiner Bahn gefallen lassen. Aber die Bewegung der vier großen Monde des Jupiter ist ruhig weitergegangen, man merkt immer nur die Störungen, die sie aufeinander ausüben. Nur bei dieser geringen Masse ist es möglich, daß ein Gestirn wie das Halleysche alle 76 Jahre bis in das Innere der Venusbahn eindringt, ohne alle Ordnung im System zu verderben. Man will bei der Annäherung des Kometen Halley an die Erde und Venus im gegenwärtigen Frühjahr Massenbestimmungen versuchen, aber es ist nicht zu sagen, ob sie gelingen. Und nun begreifen wir, daß der photographisch sichtbare Kopf im August und September 1909, obgleich von der wahren Größenordnung der Erde, doch eine so schwache Spur auf der Platte hinterließ. Seine Dichtigkeit war äußerst gering; und da wir uns einen festen Körper, dessen Dichte viele Hundertmal geringer wäre als die des Wassers, kaum vorstellen können, während anderseits die Spektralanalyse doch auf den festen Aggregatzustand hinweist, so werden wir zur Annahme einer staubartigen Ansammlung von kleinen kompakten Körpern gedrängt, die durch viel größere Zwischenräume geschieden sind. Eine solche Masse wird, mag sie auch Erdengröße haben, das Sonnenlicht sehr viel schwächer reflektieren als ein Planet. Wir sehen aber auch, daß bei der Veränderung der Gestalt einer solchen Staubwolke, namentlich infolge der Einwirkung der Sonnenstrahlen, die Vorhersage der Lichtstärke für eine spätere Zeit eine zu mißliche Sache ist. Wenn die Berechner eine solche dennoch gewohnheitsmäßig geben, so wollen sie den Beobachtern nur einen ungefähren Anhalt verschaffen.

Die Tatsache, daß die Kometenmasse verschwindend klein ist gegenüber der Masse eines Planeten oder größeren Trabanten, daß dabei aber die Masse des Schweifes wieder nur einen verschwindenden Bruchteil von der des Kernes

darstellt, wird nun besonders merkwürdig durch die gewaltige Ausdehnung der Schweife. In großen Zahlen zu schwelgen lieben wir im ganzen nicht, weil sie mehr blenden als belehren. Richtig verstanden, tun sie aber auch dieses. Beachten wir nun, daß die Kometenschweife fast immer von der Sonne abgewandt sind, wie das zuerst Apianus (Bienewitz) an dem Halleyschen Kometen in seiner Erscheinung von 1531 bemerkt hat. Nun können wir vermöge der Theorie der Schwerkraft, sobald erst eine Bestimmung der Kometenbahn vorliegt, uns in jedem Augenblicke ein zutreffendes Bild von der Gestalt und Lage des Dreieckes machen, das der Komet oder vielmehr sein Kern mit der Sonne und Erde bildet. Das besagt weiter, daß wir auch angeben können, in welcher perspektivischen Verkürzung wir den Schweif sehen und weiterhin, um welche Strecken das Ende des Schweifes von dem Kern, der Sonne und Erde absteht. Es setzt sich ja an das vorhin bestimmte Dreieck ein anderes in derselben Ebene durch Seitenverlängerung an. Wir brauchen, um dieses zweite Dreieck zu haben, nur noch den Winkel zu messen, den die Richtungen zum Kern und zum Ende des Schweifes an der Erde bilden. Dieser Winkel erscheint uns an der Sphäre als Bogen von so und so vielen Graden. Ich könnte hier ein paar böse Worte einflechten über studierte Leute, die keine Winkel kennen, und sphärische Größen, wie z. B. die so definierte scheinbare Länge der Kometenschweife, gleich dem gemeinen Manne fröhlich nach Metern angeben. Bleiben wir indessen lieber bei der Sache. Die einfache Rechnung wird doch erschwert durch die Unbestimmtheit der Schweiflänge. Das Gebilde nimmt mit wachsender Entfernung vom Kern an Lichtstärke mehr und mehr ab bis ins Ungewisse. So kann man das Ende besonders dann kaum richtig auffassen, wenn es sich auf die Dämmerung oder auf das Tierkreislicht projiziert, was beides sehr häufig vorkommt, da ja die wirkliche große Sonnennähe, die zur Bildung großer und prächtiger Schweife notwendig ist und die man vielleicht innerhalb der Venusbahn beginnen lassen darf, für uns auch immer eine große scheinbare Sonnennähe herbeiführt, oder die Sichtbarkeit am Morgen oder Abend. Manchmal ist gar der Kern am Abend schon untergegangen oder am Morgen noch nicht aufgegangen, und wir sehen nur den Schweif vom Horizonte aufragen. Auch kann er sich auf die Milchstraße projizieren, deren wunderbar feines Geflecht die zartesten Lichtabstufungen zeigt und das Urteil über die Schweiflänge befangen kann. Schließlich sind alle diese flächenhaften Objekte am Himmel, Dämmerlicht, Tierkreislicht, Kometenschweif und Milchstraße bei aller Verschiedenheit doch in etwa einerlei Art: es handelt sich überall um Aggregate von Körpern, deren Durchmesser verschwindend gering sind im Vergleich mit den Zwischenräumen. So braucht Schwarzschild den packenden Vergleich, wenn die Fixsterne durch Kugeln von einem Millimeter Dicke, also durch Nadelköpfe dargestellt werden, müsse man die Abstände unter ihnen durch Strecken von 100 Kilometern wiedergeben. Die Milchstraßenwelt als Ganzes ist also auch nur feiner verflüchtigter Staub, allerdings unter eine gewaltige Lupe genommen.

Wir sehen nun, daß wir für die Schweiflänge leichter eine untere Grenze bekommen als eine obere; wir können eine Zahl von Kilometern angeben, die er vermutlich übertreffen wird. Und wenn die Schweiflänge im Bogenmaße auf Zehner von Graden geht, dann zeigt auch dem weniger Geschulten die geometrische Anschauung, daß sie linear von der Größenordnung des Halbmessers der Venusbahn ist, den man zu 107 Millionen Kilometern bestimmt hat. So werden uns die gewaltigen Schweiflängen verständlich, die man bei einigen

großen Kometen berechnet hat: bei dem wundervollen Donatischen Kometen 1858 VI waren es 88, bei dem großen Kometen 1811 I, nach welchem der gute Rheinwein dieses Jahres Kometenwein heißt, gar 176, bei dem Johannisburger Kometen 1910 a endlich 110 Millionen Kilometer. Also hier eine Strecke, etwas länger als der Abstand der Venus von der Sonne! Diese Strecke ist weit über 16000mal größer als der Halbmesser der Erdkugel; für die Breite und Dicke, die ja viel geringer sind, wollen wir näherungsweise je tausend Erdhalbmesser annehmen. Dann bekommen wir einen Rauminhalt von mehr als 4000 Millionen Erdkugeln für den Schweif, während der Kern mit einem Halbmesser von etwa 2500 Kilometern über 16mal kleiner ist als die Erde. Und dieser Kernkörper, immerhin noch dreimal so groß wie unser Mond, hat eine Masse, die in allen Rechnungen gleich Null gesetzt werden darf, aber sie ist unendlich groß gegenüber der Masse des Schweifes, der doch mindestens den 60000millionenfachen Raum einnimmt.

Kein Zweifel, daß eine so weitgehende Zerstreuung der Materie durch die Versuche der Physiker nicht erreichbar oder, wenn erreichbar, nicht bestimmbar ist. Kein Zweifel aber auch, daß ein solches Nichts von Materie — des riens visibles hat ein Franzose die Schweifsterne genannt, — daß ein solcher rechnerisch gänzlich bedeutungsloser Körper uns im allgemeinen nicht schaden kann. Zuweilen haben sich Kometen geteilt, und es ist verständlich, daß der gelegentliche Zusammenstoß der Erde mit versprengten Kernstücken die prachtvollen Sternschnuppenschauer hervorruft und hervorgerufen hat, wie sie alljährlich im August auftreten, jahrhundertelang alle 33 Jahre um den 13. November und in mehreren Jahrgängen um den 27. November sich eingestellt haben. Die Kometen sind ja in allen diesen Fällen auch identifiziert worden.

Das mächtige Hellerwerden der Kometen in der Sonnennähe hängt nun mit ihrer Gestaltveränderung eng zusammen. Die Materie, aus der die Kernteilchen bestehen, scheint bei zunehmender Hitze zu verdampfen, und die aufsteigenden Dünste schichten sich zunächst so, daß die leichtesten der Sonne zustreben. Im 19. Jahrhundert hat Bessel, anknüpfend an ältere Arbeiten von Euler und Olbers, nachgewiesen, daß wir nun eine abstoßende Kraft annehmen müssen, welche die Sonne auf die sich verflüchtigenden Teilchen ausübt. Nur so ist ihre Bewegung, die man im Fernrohr verfolgen kann, zu erklären, und auch die Gestalt des Schweifes, der zunächst wie ein lichtes Tuch um den Kopf gezogen ist und sich dann wie ein wallender Mantel nach der anderen Seite erstreckt. Spätere Beobachtungen haben gezeigt, daß selbst ganze Stücke abgesprengt werden, und in einem Falle erwies sich die Abstoßungskraft als 70mal so groß wie die Schwere, die den Kometen zur Sonne treibt. Ob die Abstoßung elektrischer Art ist oder auf den sogen. Lichtdruck zurückgeht, wie besonders Arrhenius verteidigt, soll hier nicht untersucht werden. Tatsache ist, daß sie besteht und bei einigen Kometen groß, bei anderen klein ist, so daß Bredichin darauf eine Einteilung dieser Gestirne bauen konnte. Ist die Abstoßungskraft recht klein im Vergleich zur Sonnen-Gravitation, dann wendet sich der Schweif zur Sonne hin; das ist aber selten.

Es hat also das Hellerwerden mehrere Ursachen: die nähere Sonne beleuchtet den Kometen stärker, und da der Sonnennähe gewöhnlich auch die Erdnähe entspricht, sehen wir ihn dann auch noch größer. Zugleich wird der Schweif an sich größer, vielleicht auch etwas dichter und reflexionsfähiger durch das beständige Nachströmen von Materie. Endlich kommt diese anscheinend zu eignem

von dem Sonnenlicht unabhängigen Glühen, zu einer Art Lumineszenz. Wenn die Sonnennähe überschritten ist, läßt das alles allmählich nach, doch würde vermutlich ein auf der Sonne stehender Beobachter erst einige Zeit nach dem Perihelдurchgange den Kometen kleiner und lichtschwächer werden sehen.

Daß der Johannisburger Komet, der an sich unerwartet kam, doch ein durch die monatelang fortgeführten Erörterungen über seinen berühmten Vetter ziemlich vorbereitetes Publikum antraf, ist bekannt, bekannt auch, daß leider die hellste Phase in der Sichtbarkeit des Neulings für Europa aus geometrischen Ursachen verloren ging, und daß die ihr folgenden sonst noch immer leidlich guten Phasen unter dem Wetter zu leiden hatten. Unsere Zeitschrift ist nicht der Ort, um Ephemeriden zu veröffentlichen; die Leser finden sie an vielen anderen Stellen. Darum nur noch ein Wort über die Bedeutung der beiden Kometen für uns.

Isti mirantur stellam, heißt es auf dem Bilde aus der Stickerei von Bayeux, das sich auf die Erscheinung des Halleyschen Gestirnes von 1066 bezieht. Im Volksglauben werden die Kometen den Ruf als Wundersterne so bald nicht verlieren. An sich ist ja das Aufflammen eines neuen Fixsternes vom vielhundertfachen wahren Glanze der Sonne, wie es im Februar 1901 beobachtet wurde, ein weit größeres und denkwürdigeres Ereignis als das Sichtbarwerden jener durch die Sonnenkraft aus einer verschwindend kleinen Staubmasse hervorgelockten Dunstmassen, die wir Kometenschweife nennen. Aber der neue Fixstern erster Größe, wenn er auch den Anblick eines ganzen Sternbildes ändert, für das mit diesem Anblick nicht vorher vertraut gemachte Volk war er ein Stern wie alle anderen, während sich ein größerer Komet auffallend von allen Sternen unterscheidet. Wir behaupten nicht, daß die Wissenschaft alles Kometarische bereits aufgeklärt habe. Über die Ursache der Abstoßung der Schweifteilchen durch die Sonne ist man noch nicht ganz einig, und warum vollends der photographische Schweif von dem visuellen so sehr abweicht, indem dieser in dem äußeren, jener in dem inneren Gebiete, also im eigentlichen Schattenkegel des Kernes am kräftigsten auftritt, darauf gibt es wohl Antworten, die aber mehr Umschreibungen als Erklärungen sind. Indessen, wir kommen allgemach weiter, und für den Naturforscher legt der Komet den Nimbus des Wunderbaren immer mehr ab.

Der Volksglaube pflegt den Stern der Magier als einen Kometen aufzufassen, und die sich ihm anschließende bildende Kunst läßt gewöhnlich den Kern hoch über der Krippe schweben, während die Strahlen des Schweifes darauf herniederrieseln. Wir wissen, daß die Kometenschweife im allgemeinen umgekehrt stehen, und wir finden in der naiven Darstellung einen ungewollten Ausdruck des Gedankens, daß der Dreikönigstern astronomisch so wenig zu erklären ist wie sein Gegenstück, die Sonnenfinsternis an dem Vollmondstage, da der Heiland gekreuzigt wurde.

Mit den wirklichen Kometen und den durch den Neumond hervorgerufenen Sonnenfinsternissen steht es anders. Der Naturforscher als solcher besteht darauf, daß weder die einen noch die anderen uns etwas anhaben können. Wer unseren Erörterungen über die Feinheit der Schweifmasse gefolgt ist, wird die Zeitungsmeldungen von einer mit dem Durchgange der Erde durch den Schweif des Kometen Halley im Mai 1910 sich einstellenden Cyan-Vergiftung so herzlich belachen wie den Zusammenfall der Kometenjahre mit den Weinjahren, dem auch in der ernsthafteren Presse hie und da das Wort geredet wurde. Der gute



Darstellung des Halleyschen Kometen vom Jahre 1066 auf dem Teppich von Bayeur.



Horatio mit seiner Schulweisheit, das Leibzitat aller der Wackeren, die die Schulweisheit nicht ihr eigen nennen, stellte sich selbredend auch ein!

Sagt mir aber jemand, er betrachte auch die Kometen, die wirklichen Finsternisse und ähnliche Prodigia trotzdem als Verkündiger großer Ereignisse, wenn er auch ihre physikalische Ohnmacht zugestehe, nun, dann ist er freilich in einer uneinnehmbaren Burg verschanzt. Er ist eine Art Okkasionalist, und die Frage ist auf das Philosophische hinübergespielt. Es soll Naturforscher geben, die trotz allem Pochen auf die exakte Forschung in ihrem Herzen ein Kämmerlein für solche Auffassungen reserviert haben. Nicht als wären sie nach Gelegenheit Hamlet oder Horatio, aber das Zusammenfallen großer Ereignisse im eigenen Leben wie in dem der Völker mit gewaltigen Naturerscheinungen betrachten auch sie als Glied in der langen Kette der Fügungen einer höheren Macht, jener Kette, von der die Naturgesetze nur einen sehr kräftigen und zunächst ins Auge fallenden Teil darstellen. Wie wir die fehlenden Glieder auffassen, ist Weltanschauungssache. Lassen wir aber der Naturforschung ihr Recht und glauben wir ihr, daß der Halleysche Komet uns weder mit Cyan noch, wie andere wollen, mit Alkohol vergiften wird — das zweite allerdings auch nicht auf dem Umwege durch ein ergiebiges Weinjahr 1910. Der Halleysche Komet hat im Jahre 1066 den Zusammenbruch der sächsischen Herrschaft in England und das Aufkommen der normännischen bedeutet. Wir verdenken keinem Franzosen, wenn er den Johannisburger Kometen für die große Wassersnot haftbar macht; die gewaltigen Ereignisse fielen für ihn zusammen; wenn die Regengüsse gelegentlich aufhörten und die mächtige Rute des Gestirnes am Himmel stand, mußten sich die Eindrücke zu einem einzigen großen Lebenswerte in dem Beobachter vermählen, mochte er Hamlet oder Horatio heißen. Aber — wenn einer der zwei heurigen Kometen ein Jahrzehnt früher gekommen, wenn das Johannisburger Gestirn über den südlichen Landen geleuchtet hätte zur Zeit des Burenkrieges, so hätte sich sein Eindruck mit anderen verschmolzen. Zwischen jenen blutigen Tagen und unserer Zeit liegt so mancher Schreckenstag, liegen Martinique, San Franzisko, Radbod und Messina. Kein heller Schweifstern hat den bösen Tagen geleuchtet; wäre einer erschienen, er wäre auf die gleichzeitige Katastrophe bezogen worden.

Sollte aber den Urheber dieser Zeilen der Schöpfer im nächsten Herbste durch ein schönes Weinjahr erfreuen, so wird er gern statt des Naturforschers einen lebensfrohen Okkassionalisten anziehen.



Joseph Wilpert und die heutige Katakomben-Forschung / Von Joh. Peter Kirsch

Das Erscheinen von Wilperts monumentalem Werke: Die Malereien der Katakomben Roms, im Herbste 1903, und die Würdigung, die diese Leistung in der wissenschaftlichen Fachpresse fand, leiteten die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die Persönlichkeit des Verfassers und seine Forschungsmethode hin. Es sei deshalb dem Freunde und mehrjährigen Arbeitsgenossen Wilperts gestattet, den Lesern des ‚Hochland' die wissenschaftliche Erscheinung und die Arbeitsmethode des Forschers vorzuführen, der heute auf dem Höhepunkte einer abgeschlossenen Entwicklung angelangt ist.

I.

Wilperts Lebensgang ist eingeschlossen in seinen wissenschaftlichen Leistungen auf dem Gebiete der christlichen Archäologie, vor allem der Ikonographie des bildlichen Schmuckes der römischen Katakomben und der frühmittelalterlichen Malereien der römischen Kirchen. Auf diesem Gebiete ist er heute unbestritten die erste Autorität. Ende Oktober 1884 traf Wilpert im deutschen Campo santo bei St. Peter in Rom ein. Der Kardinal-Erzbischof von Olmütz, zu welcher Diözese Wilperts Geburtsort Eiglau (schlesischer Kreis Leobschütz) gehört, hatte den damals siebenundzwanzigjährigen jungen Priester* nach Rom in das von Prälat Anton de Waal gegründete Priesterkollegium des deutschen Campo santo entlassen, damit er sich dem Studium der christlichen Archäologie widme. In den ersten Novembertagen des gleichen Jahres traf der Schreiber dieser Zeilen zu dem gleichen Zwecke im Campo santo ein, und so ergab sich von selbst ein inniges Zusammenwirken in gemeinschaftlicher Arbeit. Die erste Anleitung und die Einführung in die Welt der Katakomben bot der Rektor des Priesterkollegiums, Prälat de Waal, der trotz seiner vielfachen Beschäftigungen stets der archäologischen Wissenschaft ein treuer Förderer geblieben ist. Der Besuch der Vorlesungen über christliche Archäologie bei Armellini im Kollegium von Sant Apollinare vermittelte bald die Bekanntschaft mit den römischen Schülern de Rossis: Armellini, Stevenson und Marucchi, von denen die beiden erstern leider in der Blüte der Jahre der Wissenschaft durch den Tod entrissen wurden. Das kurz vorher gegründete ‚Collegium cultorum Martyrum', durch das in den Wintermonaten regelmäßig an den Grabstätten der berühmten Martyrer der Katakomben Gottesdienst veranstaltet wird, an den sich stets eine von de Rossi gehaltene Konferenz über die betreffende Katakombe anschloß, bot willkommene Gelegenheit, rasch einen allgemeinen Einblick in die altchristlichen Grabstätten zu gewinnen. Nicht minder zeitigten die von der ‚Società per le Conferenze di archeologia cristiana' unter de Rossis Vorsitz zweimal monatlich abgehaltenen akademischen Sitzungen zur Besprechung der neuen Entdeckungen und zur Vorlage der Forschungsresultate der römischen Archäologen reiche Anregungen im Verkehr mit den Arbeitsgenossen. Vor allem war es der persönliche Verkehr mit dem großen Meister auf christlich-archäologischem Gebiete Giovanni Battista de Rossi, der uns die Wege der wissenschaftlichen Methoden zeigte und zu der Arbeit auf dem Felde der durch seine Publikationen festgegründeten jungen Wissenschaft der christlichen Archäologie begeisterte. Wie oft stiegen wir zusammen in das oberste Stockwerk des ‚Palazzo

* Wilpert wurde geboren am 22. August 1857, zum Priester geweiht 1882.

de Rossi' auf der Piazza Ara Celi hinauf, um über den Fortgang der Studien mit dem Meister zu sprechen, Winke und Anregungen von ihm zu empfangen und die nötigen ‚Permessi' zum Arbeiten in den Katakomben entgegenzunehmen. Das Studium der Werke de Rossis, seiner Roma sotterranea und der dort verarbeiteten Quellen, sowie seines Bullettino di archeologia cristiana waren natürlich die Grundlagen der privaten wissenschaftlichen Arbeit; und dann die Forschungstätigkeit in den Katakomben selbst.

Diese technische Seite der Arbeit Wilperts muß besonders betont werden, denn sie bildet tatsächlich eine Summe von Leistungen einziger Art, durch die seine monumentalen Publikationen ermöglicht wurden. Es galt zunächst, durch eigene Anschauung an Ort und Stelle die Denkmäler der römischen Katakomben genau kennen zu lernen. Was die bisherige Literatur in den Werken von Bosio, Aringhi, Bottari, Boldetti, Marchi, Garrucci und vor allem de Rossi über die einzelnen Katakomben, deren Anlage, Malereien und Inschriften darbot, wurde gesammelt und dann, an der Hand von vorhandenen Plänen, wenn es solche gab, sonst im systematischen Durchforschen aller zugänglichen Galerien an Ort und Stelle alles untersucht und nachgeprüft. Über die Malereien wurden Notizen gemacht, wobei Wilperts scharfes Auge und seine im Zeichnen geübte Hand ihm trefflich zustatten kamen, Inschriften wurden abgeklatscht, Beobachtungen über die technische Anlage der unterirdischen Gänge und Krypten und der Grabstätten aufgezeichnet. Diese vorbereitenden Studien an Ort und Stelle in den Katakomben wurden meistens an den Sonntagen der Wintermonate November bis April vorgenommen, da zum Besuch die Begleitung eines der geübten Katakombenarbeiter, eines ‚fossore', notwendig war, und dieser in der Regel nur am Sonntag abkommen konnte. Es liegt auf der Hand, daß eine solche Arbeitsart große körperliche Anstrengung erfordert, die sich in unabweisbarer Stärke bemerklich machte, wenn man 6—7 Stunden, mit kurzer Unterbrechung zu einem frugalen kalten Frühstück in der freien Campagna, in den vielfach feuchten, niedrigen, dumpfen Gängen der Katakomben in der angegebenen Weise tätig gewesen war. Und diese Tätigkeit hat Wilpert beinahe zwanzig Jahre lang fortgesetzt, um das Material zu seinen monumentalen Publikationen über die Malereien der römischen Katakomben zu sammeln. Mit wachsendem Interesse begleitete de Rossi die Arbeiten Wilperts, und er verschaffte ihm nach und nach zu deren Durchführung alle Erleichterungen. In der Katakombe der Priscilla an der Via Salaria nova waren im zweiten Stockwerk, im Bogen eines Arkosolgrabes, Reste von Mosaikschmuck entdeckt worden. Fast alle Würfel waren abgefallen, hatten aber naturgemäß Eindrücke im Kitt zurückgelassen. Nach den daraus sich ergebenden Konturen der Figuren machte Wilpert in mühevoller Arbeit eine genaue Bleistiftzeichnung, nach der man die dargestellten Szenen feststellen konnte. In der gleichen Katakombe wurden in einer Kammer fast völlig verblaßte Malereien gefunden; es gelang Wilpert, die Darstellungen zu erkennen und zu skizzieren; bald darnach fiel der ganz lose Stuck, der eine bisher in den Malereien der Katakomben noch nicht vorkommende Szene trug: die Übergabe des Gesetzes an den hl. Petrus, herab und zerbrach in tausend Stücke. Diese von ihm angefertigten Zeichnungen stellte Wilpert nun de Rossi zur Verfügung, der sie in seinem Bullettino publizierte und erläuterte, indem er der Arbeit des Zeichners die gebührende Anerkennung zollte.* Jetzt hatte de Rossi die klare Einsicht gewonnen, daß

* De Rossi, Bullettino di archeologia cristiana, 1887, S. 9 ff., 23 ff., 29 ff.; tav. I—II, VI, VII.

Wilpert auf dem Gebiete der Erforschung der Katakombenbilder Bedeutendes zu leisten berufen sei; er gewährte ihm volle Freiheit in der Bearbeitung der ikonographischen Denkmäler der römischen Zömeterien und ließ ihm dabei alle Unterstützung zur Arbeit an Ort und Stelle in den Katakomben angedeihen. Nun machte sich Wilpert an die Ausführung des gefaßten großen Planes, alle Malereien der römischen Katakomben aufzuspüren, soweit sie überhaupt bis jetzt erreichbar sind, dieselben eingehend zu untersuchen, genaue Reproduktionen, wo möglich Photographien, anfertigen zu lassen, und auf dieses gesamte Material hin eine endgültige Publikation dieser Bilder zu veranstalten, indem er sie vor allem als Dokumente zur altchristlichen Ikonographie genau nach Befund vorlegen wollte. In fünfzehnjähriger Arbeit führte er diesen Plan durch unter den größten Schwierigkeiten. Größere Geldmittel wurden ihm nicht zur Verfügung gestellt; nur die Görresgesellschaft spendete zum Beginn der Arbeiten einen Beitrag von 2000 Lire; mit eigenen Mitteln mußte im übrigen Wilpert für die Kosten aufkommen, die mit dem Fortschreiten des Unternehmens immer wuchsen, da die Herstellungsmethode der Abbildungen kostspieliger wurde. Zunächst galt es, alle erreichbaren Katakombenbilder aufzusuchen, eine mit großen körperlichen Anstrengungen verbundene Tätigkeit, die er konsequent durchführte. Wie oft griff er selbst zu Spaten und Hacke, um den Zugang zu verschütteten Kammern und Galerien freizulegen und um Raum zu schaffen für die Aufstellung des photographischen Apparates. Die schönsten Resultate krönten seine Anstrengungen. Es gelang ihm unter anderem, in der Katakombe von St. Pietro und St. Marcellino eine Reihe von ganz mit wichtigen Bildern geschmückten Kammern wieder aufzufinden, die seit den Zeiten Bosios, Ende des 16. Jahrhunderts, für verschollen galten. Allerdings waren die Fresken teilweise so verblaßt, daß nur die im feuchten Stuck erkennbaren Pinselstriche vielfach gestatteten, den Gegenstand der Darstellungen zu erkennen. Sowohl wegen der Wichtigkeit der Malereien an sich, als auch um die Methode darzulegen, die er bei der Erforschung der alten Bildwerke anwendet, gab Wilpert diese Gemälde in einer eigenen Schrift heraus: Ein Zyklus christologischer Gemälde aus der Katakombe der Heiligen Petrus und Marcellinus (Freiburg i. Br. 1891). Hier schildert der Verfasser, in welcher Weise er bei der Untersuchung vorging, so daß man einen Einblick gewinnt in die außerordentlichen Schwierigkeiten, die er dabei zu überwinden hatte. Unter den dargestellten Szenen befindet sich auch diejenige der Heilung des Blindgeborenen durch den Heiland. Als der Entdecker den greisen de Rossi in die Katakombe begleitete, um ihm seinen Fund zu zeigen, sagte der Altmeister der christlichen Archäologie: ‚Anche Lei ha illuminato i ciechi‘ (auch Sie haben die Blinden sehend gemacht). Weiter entdeckte Wilpert bei seinem Forschen nach Katakombenmalereien das Zömeterium der Heiligen Markus und Marcellianus mit der Grabkammer des Papstes Damasus. In dem an die Kallistuskatakombe anstoßenden Zömeterium, dem man den Namen der hl. Balbina gegeben hatte, hatte de Rossi ein Arkosolgrab gefunden, das zum Teil verschüttet war und Reste von Malereien aufwies. Man hatte diese Bilder weiter nicht beachtet. Ein Einsturz in diesem Teile der Katakombe entriß sie wieder der Vergessenheit. Unter der Leitung Wilperts wurden durch die Trappisten, die hier ihr Kloster San Callisto haben, Ausgrabungen vorgenommen, und man deckte die Reste der Malereien vollständig auf. Das Ergebnis der angestellten Studien war, daß man sich in der Grabkapelle der Martyrer Markus und Marcellianus be-

fand. Die topographischen Untersuchungen der Katakombennetze zwischen der Via Appia und der Via Ardeatina an dieser Stelle hatten Wilpert die Überzeugung gegeben, daß das Grab des Papstes Damasus, des großen Förderers der Verehrung der Martyrergräber in den römischen Zömeterien am Ausgange des vierten Jahrhunderts, in der Nähe liegen müsse. Bei dem Fortschreiten der Ausgrabungen fand sich die Basis einer Marmorschranke, die gegen die Grabschrift errichtet worden war, die Damasus seiner Mutter gesetzt hatte, so daß sich auf dem Kalk an dieser Basis die Grabschrift abgedrückt hatte. Damit war jeder Zweifel gelöst, die Grabkammer des Damasus, der nach dem Liber Pontificalis neben seiner Mutter und seiner Schwester beigesetzt wurde, war gefunden. Ferner gelang es Wilpert, nach tagelangem Arbeiten, von dem zugänglichen Teil der Prätextatkatakombe aus in jenen Teil vorzudringen, der eine Krypta mit sehr wichtigen Malereien aus der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts enthielt, die seit Jahrzehnten nicht mehr sichtbar gewesen waren, so daß er auch diese Bilder seiner Sammlung einverleiben konnte.*

Ein sehr mißlicher Umstand für die Reproduktion der Katakombenbilder lag darin, daß diese so vielfach mit Flecken und Pilzen bedeckt waren, so daß viele Teile kaum erkannt werden konnten und die Gemälde ganz verunstaltet erschienen. Mit Erlaubnis de Rossis ließ Wilpert durch einen Chemiker ein Stück von einem Freskobild mit solchen Flecken untersuchen, und es gelang, eine Säure herzustellen, die die Flecken wegnahm, ohne irgendwie die Farben und den Untergrund der Bilder anzugreifen. Nun konnte er die Bilder mit diesem Präparate abwaschen, und das Ergebnis war häufig ein ganz erstaunliches. Dieser Behandlung verdanken wir vor allem einen der schönsten Funde Wilperts, nämlich die Entdeckung der Malereien im Chorteile der sog. Cappella greca in der Priscillakatakombe, darunter die Darstellung der Fractio panis, des eucharistischen Opfermahles, in einer wunderbaren Erhaltung, aus den ersten Dezennien des zweiten Jahrhunderts. Es war am 6. April 1894. Giovanni Battista de Rossi war durch einen Schlaganfall im vollen Gebrauche seiner Glieder gehindert. Am Arme seines Bruders Michele Stefano schleppte er sich in die Katakombe der Priscilla, wo ihn Wilpert erwartete, um ihm die neu aufgefundenen Gemälde zu zeigen. Lange verweilte er in Betrachtung der Szene des ‚Brotbrechens‘, die ihm der Entdecker mit seiner Kerze beleuchtete. ‚Con questa scoperta Lei ha coronato gli scavi‘ (mit dieser Entdeckung haben Sie den Ausgrabungen die Krone aufgesetzt), sagte endlich der Altmeister, als sie zusammen die Kapelle verließen. Es war de Rossis letzter Gang in die Katakomben; am 20. September wurde er der Wissenschaft, der er sein ganzes Leben gewidmet hatte, durch den Tod entrissen.**

Für die Herstellung der Abbildungen in dem großen geplanten Werke mußten die Gemälde einzeln genau untersucht und photographiert werden. Wer jemals in den Katakomben Roms herumgewandert ist, kann sich vorstellen, wie schwierig es war, photographische Aufnahmen mit künstlichem Lichte in diesen engen Räumen zu machen. Es war dies wieder eine mühevolle Arbeit,

* Jetzt ist dieser Teil durch den neuen Besitzer der Vigna über der genannten Katakombe den Ausgrabungen der päpstlichen Kommission wieder eröffnet worden, und in den letzten Jahren wurden dort regelrechte Ausgrabungen vorgenommen.

** Siehe das Vorwort zu Wilpert, Fractio Panis. Die älteste Darstellung des eucharistischen Opfers in der ‚Cappella greca‘. Freiburg i. Br. 1895.

die unter Wilperts Leitung durch einen Techniker der Firma Danesi durchgeführt wurde. Und als bereits eine große Zahl von Aufnahmen gemacht und die Platten hergestellt waren, brach in der photographischen Anstalt Danesi vor Porta del Popolo Feuer aus und alle Platten verbrannten. Die Frucht langjähriger Arbeit, großer Kosten und mühseliger Anstrengungen war mit einem Schlage vernichtet. Wilpert ließ den Mut nicht sinken. Er griff das Werk von neuem an, mit Benutzung aller Erfahrungen, die er gemacht hatte, und mit Berücksichtigung der neuesten technischen Fortschritte in der Reproduktion von Bildern. So treu auch die Photographien und die darnach unter kundiger archäologischer Leitung gemachten Phototypien die Bilder wiedergeben, es fehlt die Farbe und damit der wirkliche Eindruck, den die Originale selbst machen. So beschloß jetzt Wilpert, einen Aquarellisten heranzubilden, der unter seiner steten Aufsicht und auf Grund von Photographien in den Katakomben selbst, vor den Originalen, genaueste farbige Kopien der Gemälde anfertigen würde. Er fand eine ausgezeichnete Kraft in dem Maler Tabanelli, der in der genauen Reproduktion der Bilder Großartiges leistete. In jahrelanger Arbeit, durch Photographieren und durch Herstellen von Kopien in Aquarell in den engen und dumpfen Krypten und Gängen unter seiner steten Leitung sammelte nun Wilpert das gesamte vorhandene Material. Über 500 Aquarelle und eine entsprechende Anzahl von Photographien ganzer Bilder und von Teilen von solchen wurden nach und nach angefertigt. Bei dem unaufhaltsamen allmählichen Verblassen der Katakombenbilder hat dadurch Wilpert für die Zukunft diese Denkmäler für die Kenntnis der künftigen Generationen gerettet. Die großen Kosten dieser Leistung mußte der Forscher zum weitaus größten Teile aus eigenen Mitteln bestreiten; er setzte seine ganze Tätigkeit und alle seine Hilfsmittel ein, um das Unternehmen zu Ende zu führen. Für den Druck des großen Werkes über die Katakombenbilder wurde ihm dann allerdings, nachdem er für kleinere Einzelpublikationen von verschiedenen Seiten bereits Unterstützung gefunden hatte, von hochstehenden Kreisen großmütige materielle Hilfe zuteil, nämlich eine Gabe von 20 000 Mark von seiten S. M. des Kaisers von Deutschland und eine weitere von 30 000 Lire von seiten S. Eminenz des Kardinal-Fürstbischofs Kopp von Breslau. Durch diese Gaben war etwa ein Viertel der Gesamtkosten gedeckt worden. Daneben verdient vor allem Erwähnung, daß Prälat Anton de Waal dem Gelehrten im deutschen Campo santo während acht Jahren (1884—1892) gastfreie Aufnahme gewährte und so in den ersten, schwierigsten Anfängen ihm eine willkommene Unterstützung darbot.

II.

In den wissenschaftlichen Publikationen Wilperts, in denen er die Ergebnisse seiner Forschungsarbeiten niederlegte, kann man die ganze Entwicklung des Gelehrten bis zum Abschluß der Arbeit über die Gemälde der Katakomben in seinem monumentalen Werke verfolgen. Die ersten literarischen Arbeiten waren einige kleinere Artikel in den letzten Faszikeln der Realenzyklopädie der christlichen Altertümer von Fr. X. Kraus und Aufsätze in der im Jahre 1887 von A. de Waal gegründeten ‚Römischen Quartalschrift für christliche Altertumskunde und für Kirchengeschichte'. Gleich der erste Aufsatz, den Wilpert hier veröffentlichte, zeigt die Richtung, die seine Studien nahmen. Er behandelt darin nämlich ‚ein neu entdecktes Fresko in der Katakombe der

hl. Domitilla und die zömeterialen Fresken mit Szenen aus dem realen Leben'.* Die genaue Untersuchung und das Abzeichnen der sehr schlecht erhaltenen Bilder, die schon Bosio Anfang des 17. Jahrhunderts in verblaßtem Zustande aufgefunden und nicht wiedergegeben hatte, bot dem jungen Forscher Gelegenheit, einen bis dahin nicht erkannten Kreis von Darstellungen zum ersten Male aufzuweisen und zu behandeln. Dem genannten wissenschaftlichen Organ des Priesterkollegiums am deutschen Campo santo blieb Wilpert stets ein treuer Mitarbeiter, und es finden sich unter den bisher erschienenen 23 Bänden der ‚Römischen Quartalschrift' nur wenige, in denen nicht längere oder kürzere Aufsätze aus seiner Feder enthalten wären. Die meisten betreffen Gegenstände der altchristlichen Ikonographie, des Spezialfaches des Gelehrten; aber auch Inschriften werden darin untersucht, topographische Forschungen dargestellt und andere Fragen der christlichen Archäologie behandelt. Mehrere seiner Funde bei seiner Erforschung der Katakombenmalereien hat er zuerst in diesem Organ mitgeteilt. Besonders erwähnt sei die im Jahrgang 1894 begonnene Serie ‚Beiträge zur christlichen Archäologie', in der mehrere wichtige Untersuchungen, z. B. über die Topographie der Katakomben an der Via Appia und der Via Ardeatina, über die Grabstätten von Martyrern in verschiedenen Zömeterien usw., erschienen sind.**

Gerade als Wilpert auf Grund allgemeiner Vorstudien der altchristlichen Denkmäler Ende der achtziger Jahre seine Bearbeitung der Katakombenmalereien in Angriff nahm, erschien von protestantischer Seite in Deutschland ein heftiger Ausfall gegen die römische Schule de Rossis. Von Professor V. Schultze wurde behauptet, daß ‚die deutsche protestantische Wissenschaft . . . was die Methode und die Reife des Urteils anlangt, im allgemeinen die römisch-katholischen Archäologen weit überholt hat' (Zeitschr. f. kirchl. Wiss. u. kirchl. Leben, 1888, S. 296 ff.). Er sagte dies mit Rücksicht auf eine völlig unreife Erstlingsschrift von H. Achelis über das Fischsymbol. Achelis selbst hatte gegen ‚de Rossi und seine Schule' polemisiert und den ‚römisch-katholischen Archäologen' die Forschungen von V. Schultze und Hasenclever triumphierend entgegengehalten. Es handelte sich um die grundsätzliche Auffassung der altchristlichen Bildwerke und deren Bedeutung für unsere Kenntnis des religiösen Denkens der ältesten christlichen Generationen. So sah sich Wilpert veranlaßt, in seinen ‚Prinzipienfragen der christlichen Archäologie'*** mit besonderer Berücksichtigung der ‚Forschungen' von Schultze, Hasenclever und Achelis den ernsten wissenschaftlichen Standpunkt, abgesehen von jeder religiös-konfessionellen Stellungnahme, in der Erforschung der frühchristlichen Denkmäler gegenüber ungerechtfertigten, zum Teil auf groben Irrtümern über die Denkmäler selbst beruhenden Angriffen zurückzuweisen. Als V. Schultze darauf mit einer Broschüre entgegnete, die er als ‚eine protestantische Antwort auf römische Angriffe' bezeichnete, kam Wilpert in einem Aufsatz: ‚Nochmals Prinzipienfragen der christlichen Archäologie'† auf den Gegenstand zurück und behauptete siegreich die Rechte der ernsten wissenschaftlichen Arbeitsmethode. Das Urteil der Fachgenossen stellte sich durchgehends auf die

* Römische Quartalschrift I, 1887, S. 20—40, mit drei Tafeln.

** Römische Quartalschrift 1894 S. 121 ff.; 1901 S. 32 ff.; 1905 S. 822 ff.; 1906 S. 1 ff.; 1907 S. 93 ff.; 1908 S. 73 ff.

*** Freiburg i. Br., Herder, 1889.

† Römische Quartalschrift 1890 S. 44 ff.

Seite Wilperts; F. X. Kraus äußerte sich dahin, daß er sich durch seine Schrift eine Stellung erobert habe, die ihm nicht leicht jemand streitig machen werde.

Die Untersuchung der Katakombengemälde brachte es mit sich, daß die bisherigen Reproduktionen derselben, sowohl die in den gedruckten Werken von Bosio bis auf Garrucci, als auch die in älteren Originalzeichnungen vorhandenen genau nachgeprüft werden mußten. Unter hochherziger Förderung von seiten Gio. Batt. de Rossis machte sich Wilpert an die Arbeit, und er legte die wichtigsten Ergebnisse nieder in dem Werke: ‚Die Katakombengemälde und ihre alten Kopien. Eine ikonographische Studie'.* Die Untersuchung, die de Rossi gewidmet ist, behandelt vor allem die Originalkopien in einem Bilderkodex des Ciacconio in der vatikanischen Bibliothek und den Bilderkodex des Bosio in der Biblioteca Valicelliana. In derselben Richtung liegt die Studie zur Kritik einiger ‚unedierten' Katakombengemälde Séroux d'Agincourts.** Das Resultat war für die älteren Kopien und somit für die fast ohne Ausnahme, abgesehen von den Publikationen de Rossis, auf ihnen beruhenden Abbildungen der Katakombengemälde ein höchst ungünstiges. Ciacconio und besonders Bosio hatten die Abzeichnung der zömeterialen Gemälde ganz den Abzeichnern überlassen; es stellte sich heraus, daß diesen Kopisten mit einer einzigen Ausnahme das für ihre Aufgabe notwendige Verständnis und auch der notwendige Ernst fehlten. Daher zahllose Irrtümer, die sich in allen späteren Wiedergaben fortschleppten. Um so mehr stellte sich die Notwendigkeit heraus, eine absolut getreue und vollständige Wiedergabe dieser ältesten Denkmäler der christlichen Kunst als Grundlage für eine wissenschaftliche Bearbeitung derselben durchzuführen. Einzelne wichtige Serien aus dem für diesen Zweck gesammelten Material behandelte Wilpert in Monographien. Hier sind vor allem die drei folgenden, in dem gleichen Format und in der gleichen Ausstattung erschienenen Werke zu nennen: ‚Ein Zyklus christologischer Gemälde aus der Katakombe der Heiligen Petrus und Marcellinus'; ‚Die gottgeweihten Jungfrauen in den ersten Jahrhunderten der Kirche, nach den patristischen Quellen und den Denkmälern dargestellt', ‚Fractio Panis, die älteste Darstellung des eucharistischen Opfers in der „Cappella Greca"'.*** Diese Publikationen boten dem Verfasser nicht nur Gelegenheit, eine Reihe sehr wichtiger Denkmäler zur Kenntnis zu bringen und dabei seine Grundsätze bei der Behandlung derselben in der praktischen Anwendung zu zeigen, sondern er konnte auch einige wichtige Fragen allgemeiner Natur darin behandeln; von diesen Gegenständen seien erwähnt: Die Bedeutung der Oranten, d. h. der zahlreichen, in betender Haltung mit ausgestreckten und etwas erhobenen Armen dargestellten Figuren; ferner die Feststellung des eigentlichen Endzweckes der religiösen Katakombengemälde; die eucharistischen Mahlszenen und andere symbolische Andeutungen des eucharistischen Mahles; die berühmte Abercius-Inschrift mit ihren für die altchristliche Sym-

* Freiburg i. Br., Herder, 1891. Mit 28 Tafeln in Lichtdruck.

** Römische Quartalschrift 1890 S. 331 ff.

*** Alle drei erschienen bei Herder, Freiburg i. Br. 1891, 1892, 1895. Mit zahlreichen photographischen Tafeln. Es sei hier bemerkt, daß Wilpert in seinem großen Werke über ‚Die Gemälde der Katakomben', die in diesen drei Schriften publizierten Denkmäler nicht alle wieder aufgenommen hat, so daß man diese drei Werke stets neben dem großen Hauptwerke berücksichtigen muß, um die vollständige Sammlung zu kennen. Auch die Schrift über die Kopien der Katakombengemälde muß mit herangezogen werden.

bolik so wichtigen Versen, deren christlicher Charakter durch neue Gründe gestützt wurde. Zu diesen Spezialwerken gehört auch die Studie über ‚die Malereien der Sakramentskapellen in der Katakombe des hl. Callistus‘.* Einige Denkmäler wurden ferner in Aufsätzen in den beiden Zeitschriften ‚Römische Quartalschrift‘ und ‚Nuovo Bullettino di archeologia cristiana‘ besprochen. Seit 1899 gehört Wilpert zur Redaktion des letztgenannten Organs. Dasselbe ist die Fortsetzung des von de Rossi begründeten und allein redigierten ‚Bullettino di archeologia cristiana‘ und erscheint seit 1895, unter der Leitung mehrerer Redaktoren, als das Hauptorgan der römisch-italienischen Schule de Rossis. Seit seinem Eintritt in die Redaktion ist Wilpert auch regelmäßiger Mitarbeiter der Zeitschrift geworden. Unter den in den beiden Organen enthaltenen Studien seien die folgenden erwähnt: ‚Maria als Fürsprecherin und mit dem Jesuknaben auf einem Fresko der ostrianischen Katakombe‘ (Röm. Quartalschr. 1900, S. 309 ff.); ‚Die Entdeckung der Krypta Damasi‘ (Ebda. 1903, S. 72 ff.); ‚Die Entdeckung der Grabkirche der Heiligen Felix und Adauktus‘ (Ebda. 1904 S. 40 f.); Le pitture recentemente scoperte nel cimitero dei SS. Pietro e Marcellino (Nuovo Bull. 1900, S. 85 ff.); La croce sui monumenti delle catacombe (Ibid. 1902, S. 5 ff.); La scoperta delle basiliche cimiteriali dei santi Marco e Marcelliano e Damaso (Ibid. 1903, S. 43 ff.); Di tre pitture recentemente scoperte nella basilica dei ss. Felice ad Adautto nel cimitero di Commodilla (Ibid. 1904, S. 181 ff.).

Ein wichtiges Argument für die Feststellung des Inhaltes zahlreicher Katakombenbilder und zugleich in vielen Fällen für die Chronologie von solchen bietet die Kleidung der Figuren. Dieser Gegenstand harrte in bezug auf die altchristlichen Denkmäler der Zeit bis zum 7. Jahrhundert einer eingehenderen wissenschaftlichen Behandlung. Da die Frage für seine ikonographischen Studien von so großer Bedeutung war, entschloß sich Wilpert, sie eingehend zu untersuchen. Als Ergebnis dieser Forschungen erschienen zwei grundlegende, besonders auch für den Ursprung der liturgischen Kleidung wichtige Abhandlungen; eine in italienischer Sprache unter dem Titel: Un capitolo di storia del vestiario, worin besonders das Kostüm der nachkonstantinischen Zeit mit Berücksichtigung der liturgischen Gewandung behandelt wird,** und eine zweite in deutscher Sprache, als Vereinsschrift der Görresgesellschaft für 1898 veröffentlicht: ‚Die Gewandung der Christen in den ersten Jahrhunderten‘.*** In letzterer werden vor allem die Malereien der Katakomben berücksichtigt, so daß diese Schrift für Wilperts Spezialstudium heranzuziehen ist und zugleich die notwendige Ergänzung für die italienische Abhandlung bildet.

III.

Der Hauptzweck, den Wilpert bei allen diesen Studien stets weiter verfolgte, war die Herausgabe aller Malereien der römischen Katakomben in möglichst genauen, den Originalen durchaus entsprechenden Reproduktionen, eine wirkliche Dokumentenpublikation erstklassigen Inhaltes für die Geschichte der frühchristlichen Kunst.

* Freiburg i. Br., Herder, 1897. Mit 17 Illustrationen.

** In der Zeitschrift von Venturi, L'Arte, 1898 und 1899; auch separat in zwei Teilen (Roma, 1898—1899).

*** Köln, Bachem, 1898. Mit 22 Seiten Abbildungen.

Im Jahre 1903 war das große Werk vollendet und erschien in zwei Quartbänden in doppelter Ausgabe: einer deutschen bei Herder in Freiburg i. Br. und einer italienischen bei Desclée in Rom. Die Platten wurden hergestellt in dem Stabilmento Danesi, den Druck besorgte die Unione cooperativa editrice. Der Titel lautet: ‚Die Malereien der Katakomben Roms, herausgegeben von Joseph Wilpert.' Von den beiden Bänden enthält der eine 267 Tafeln, darunter 131 einzelne und eine Doppeltafel in Farben, nach dem Dreifarbendrucksystem unter ständiger Kontrolle des Verfassers selbst hergestellt; die übrigen Tafeln sind Phototypien. Eine langjährige Beschäftigung mit archäologischen Studien in den Katakomben selbst gestattet mir das Urteil, daß es kaum möglich sein wird, die Malereien dieser ehrwürdigen Stätten des Urchristentums jemals genauer und besser wiederzugeben, als es hier geschehen ist; wir besitzen in diesem Werke die endgültige Publikation dieser wichtigen Klasse der altchristlichen Denkmäler. Der Textband umfaßt XIX u. 596 Seiten und enthält noch 54 Textabbildungen. Es sind im ganzen über zweihundert verschiedene Monumente, an denen die Malereien sich finden, und mehr als ein Drittel davon wurde jetzt zum erstenmal veröffentlicht. Die Behandlung der Denkmäler bringt der Verfasser in zwei Büchern; in dem ersten werden die allgemeinen, auf alle Malereien bezüglichen Fragen erörtert; wir werden dort bekannt gemacht mit der Technik der zömeterialen Gemälde, mit dem Ursprung christlicher Bilder und deren Verhältnis zur heidnischen Wandmalerei; dann werden künstlerische Detailfragen untersucht, wie die Gewandung der Figuren, die Haar- und Barttracht, die Gesten und deren Bedeutung; in diesem Zusammenhang wird auch gefragt, ob die Katakombenbilder Porträts enthalten, und die Frage dahin entschieden, daß, abgesehen von einzelnen Bildern der beiden Apostel Petrus und Paulus, die einen konstanten Typus zeigen, nur ein sicheres Beispiel eines wirklichen Porträts nachweisbar ist; grundlegend sind die Untersuchungen über die Chronologie der Katakombenbilder; des weitern wird der künstlerische Wert und der Zustand der Erhaltung dieser Malereien dargelegt; die Grundregeln zur Auslegung der Katakombenbilder religiösen Inhaltes bereiten den Boden für die einzelnen Ausführungen im zweiten Buch und werden weiter beleuchtet durch die Zusammenstellung der hervorragendsten Bilderzyklen einheitlichen Inhaltes; ein Kapitel über die Vervielfältigung der Bilder schließt das erste Buch ab. Im zweiten Buche wird der Inhalt der Darstellungen vorgeführt, indem die in dieser Beziehung zusammengehörigen Szenen in zwölf Gruppen zur Behandlung kommen. Sehr nützlich sind die zwei Tabellen am Schluß, von denen die eine die topographische Übersicht aller Malereien nach den einzelnen Katakomben, die andere eine chronologische Reihenfolge sämtlicher mit Bildern geschmückten Grabstätten in den Katakomben enthält. Nur etwas vermißt man beim Gebrauche, nämlich den Hinweis auf die Seitenzahlen des Textbandes, wo die einzelnen Gemälde besprochen sind, in der ersten dieser beiden Tabellen, neben der gebotenen Angabe der Tafeln im Tafelband.

Der Erfolg der Publikation war durchschlagend. Der neugewählte Papst selbst, der die wissenschaftliche Erforschung der christlichen Denkmäler Roms mit dem größten Interesse verfolgt und mit aller Hochherzigkeit fördert, geruhte die Widmung der italienischen Ausgabe anzunehmen, und die Widmung ist datiert vom Krönungstage Pius' X.; es ist das erste Werk, das dem neuen Oberhirten der Kirche gewidmet ward. Die deutsche Ausgabe trägt die Dedikation an S. Em. den Kardinal Kopp, den großmütigen Mäcenas, dem der Verfasser eine

so reiche Unterstützung verdankte. Noch eine andere große Auszeichnung wurde Wilpert zuteil. Papst Pius X. ließ S. M. dem Kaiser von Deutschland ein prachtvoll gebundenes Exemplar des Werkes als Geschenk durch den Verfasser überbringen; am 26. September 1903 überreichte Wilpert dieses päpstliche Geschenk mit einem Schreiben des Papstes dem Kaiser. Pius X. hatte Wilpert bei dieser Gelegenheit zum wirklichen päpstlichen Protonotar di numero, einem der sieben, die dieses hohe Prälatenkollegium bilden, ernannt; es war seit Jahrhunderten das erstemal, daß ein Nichtitaliener in das Kollegium der wirklichen Protonotare aufgenommen wurde. Im gleichen Jahre 1903 wurde Wilpert auch Mitglied der päpstlichen Commissione di archeologia sacra, die unter dem Vorsitz des Kardinalvikars von Rom die Ausgrabungen in den Katakomben zu leiten hat. Durch diese Stellung gewann er völlige Bewegungsfreiheit für seine Studien über diese Denkmäler Roms.

Nach Vollendung des Werkes über die Malereien der Katakomben nahm Wilpert die in ähnlicher Weise und als Fortsetzung dieses Werkes gedachte Publikation der frühmittelalterlichen Fresken der römischen Kirchen in Angriff. Eine Reihe von Problemen harrt hier der Lösung. Man braucht bloß zu erinnern an die wichtigen Malereien in der hochinteressanten, in einem antiken Bibliothekraum am Fuße des Palatin angelegten Kirche Santa Maria Antiqua, an die Fresken der Unterkirche von San Clemente, an die zahlreichen verehrten Bilder auf Altären der römischen Kirchen, über deren Alter die Legende Wunderdinge zu berichten weiß, an die Mosaikserie in S. Maria Maggiore und zahlreiche andere Bildwerke, um die Bedeutung dieses neuen Unternehmens zu bemessen. Und hier kam Wilpert die hochherzige Förderung von seiten unseres Heiligen Vaters des Papstes in trefflicher Weise zu statten. Dem direkten Eingreifen Sr. Heiligkeit verdankt er es, daß das Gnadenbild S. Maria zum Schnee in S. Maria Maggiore aus dem Altare herausgenommen und zum Photographieren und zum Kopieren in Aquarell zur Verfügung gestellt ward, daß das hochverehrte Christusbild, die Acheropita, über dem Altare der alten päpstlichen Hauskapelle des ‚Sancta Sanctorum' im Lateran heruntergenommen, von allen Umhüllungen befreit und der Untersuchung und der Reproduktion freigegeben wurde. Eine ganze Serie von Aquarellen und Photographien ist bereits hergestellt, und in absehbarer Zeit wird das vollständige Material beisammen sein zur genauen Veröffentlichung der Malereien der römischen Kirchen bis Anfang des 13. Jahrhunderts.

Bereits hat Wilpert in mehreren Einzeldarstellungen, die in verschiedenen Zeitschriften erschienen, Denkmäler dieser Art oder darauf bezügliche Fragen behandelt. Wir erwähnen folgende Artikel: Le pitture dell' oratorio di S. Silvia (Mélanges d'archéologie et d'histoire, 1906, S. 15 ff.); Le pitture della basilica primitiva di San Clemente (Ibid. 1906, S. 251 ff.); Le nimbe carré à propos d'une momie peinte du Musée égyptien au Vatican (Ibid. 1906, S. 3 ff.); Appunti sulle pitture della chiesa di S. Maria Antiqua (Byzantinische Zeitschrift 1905, S. 578 ff.); Die Acheropita oder das Bild des Emanuel in der Kapelle „Sancta Sanctorum" (Römische Quartalschrift 1907, S. 65 ff.); L'Acheropita ossia l'immagine del Salvatore nella cappella del „Sancta Sanctorum" (L'Arte 1907, S. 161 ff., 247 ff.).

Besonders diese letztere Behandlung des dereinst so hochverehrten Bildes ist für Geschichte wie für Kunstgeschichte von großem Interesse. So zeichnen sich nach und nach die Linien, nach denen auch diese wichtige Serie von römischen

Denkmälern zur Behandlung und zur Wiedergabe gelangen soll. Und wir können nur von Herzen wünschen, daß Wilpert die körperliche Gesundheit bewahren und die notwendigen materiellen Mittel finden möge, um auch dieses große Unternehmen im Interesse der archäologischen und kunsthistorischen Wissenschaft zu Ende zu führen.



An Franziskus von Assisi

Ein heilig Bild auf Umbriens goldnem Grunde
Sah ich, Franziskus, dich! Dem güt'gen Munde
Ein Lied entquoll, das selig überfloß
Und brünstig alle Kreatur umschloß.

Und was du einst dem Leiden abgerungen,
Dein Sonnenlied, ich hab es mitgesungen,
Nahm einen vollen, warmen Liebesstrahl
Als Leuchte mit mir in ein dunkles Tal.

Da fühlte meine Hand nach scheuem Tasten,
Wie mitleidsvoll sie andre Hände faßten,
Und einer, dem ich nie ins Auge sah,
Sprach: ‚Fürchte nichts, — ein lieber Freund ist da.'

O Bruder Schmerz, du warst an meiner Seite,
Und stets vertrauter ward mir dein Geleite.
Und oft, des Nachts allein in deiner Hut,
Hab ich es tief empfunden: Du bist gut.

Dann ging mein Geist auf fernen, lichten Wegen:
Auf Umbriens goldnem Grunde hobst voll Segen
Du, Heiliger, die Hand, und leis verklang
Vom Bruder Tod noch grüßend dein Gesang.

Jeanne Berta Semmig.

Eindrücke aus Canada / Von Graf Vay von Vaya

XII.

Post und Telegraph.

In einem Lande mit so ungeheuer großen Entfernungen wie Canada sind Post- und Telegraphensysteme von außerordentlicher Wichtigkeit, besonders da sie einen sehr wirksamen Faktor in der Zivilisation und Entwicklung dieser neuen Nation bilden.

Die Zahl der Postämter in der Dominion übersteigt jetzt zehntausend, während sich die beförderten Briefe auf zwei- bis dreihundert Millionen und die Postkarten auf fünfzig Millionen belaufen. Gute Jahre bringen bis zu zwei Millionen Postanweisungen im Gesamtbetrage von dreißig bis fünfzig Millionen Dollars, obwohl natürlich dieser Zweig des Postverkehrs stark von der Gunst oder Ungunst der Zeiten abhängt. Die Regierungssparbanken, fast tausend an der Zahl, werden gleichfalls vom Stande der landwirtschaftlichen Verhältnisse sehr beeinflußt. Diese Banken haben annähernd 250 000 Depositäre, die insgesamt 65 Millionen Pfund Sterling besitzen. Die Gesamteinkünfte der Postverwaltung werden auf $5^1/_2$ Millionen Dollars geschätzt. Canada hat das Penny-Portosystem eingerichtet und erhebt im Verkehr mit den Vereinigten Königreichen, mit Australien, Britisch-Afrika, Indien, Westindien usw. die Taxe von 2 Cents für die halbe Unze.

Was nun die Telegraphie angeht, so wird jedes neue, der Besiedelung erschlossene Gebiet sogleich mit der Welt der elektrischen Drähte in Verbindung gesetzt, lange noch, ehe dort Eisenbahnen gebaut sind oder selbst eine gute Fahrstraße angelegt ist. Außer den Telegraphenlinien der Regierung hat jede Eisenbahn ihre eigene Anlage, auch gibt es mehrere große Handelsunternehmungen, die private telegraphische Verbindungen besitzen. Die wichtigsten unter ihnen sind wohl die Nordwestliche Bahn mit ihren 18 000 Meilen Leitungsdrähten in Quebec und Ontario, und die Canadisch-Pazifische, deren 10 000 Meilen lange Leitung quer über das canadische Festland geführt ist. Die Regierung besitzt 40 000 Meilen Telegraphenleitung und 500 Meilen Kabel.

Das älteste unterseeische Kabel wurde 1852 zwischen Neubraunschweig und der benachbarten Prinz Edward-Insel gelegt. Hierauf folgte ein Kabel zwischen Neufundland und Irland; heutigestages sind Großbritannien und Canada durch vierzehn Leitungen miteinander verbunden. Die Gebühren sind jetzt auf 25 Cents für das Wort herabgesetzt, ein mäßiger Satz, der es dem Publikum ermöglicht, die Kabel regelmäßig zu benutzen. Das längste Kabel der Welt ist dasjenige zwischen Australien und Vancouver, ein einziger Strang, der über Fanning-Island nach Brisbane via Fiji führt und eine Länge von 7693 Meilen hat.

Das Telephon wird in Canada von Tag zu Tag beliebter; es ist erstaunlich, auch in den entlegensten Distrikten telephonischen Ortsverkehr zu finden. Sobald man mit dem Bau einer neuen Stadt beginnt, wird Telephon angelegt und in den Minendistrikten folgt diese Einrichtung unmittelbar den Fußstapfen der Pioniere. Es gibt schon über 2000 öffentliche Sprechstellen und die Länge der benutzten Drähte beträgt 20 000 Meilen. Bemerkenswert ist, wieviel schneller sich der Gebrauch des Telephons in den Kolonien eingebürgert hat im Vergleich zum Mutterlande, wo es nur langsam an Boden gewinnt. In Canada wird es längs der Eisenbahnlinien überall benutzt und erweist sich außerordentlich brauchbar. Den mehr als fünfzig Telephongesellschaften ist es gelungen, das

Land mit einem Leitungsnetz zu überspannen, so daß es möglich ist, von wilden, einsamen Orten in den Wäldern, auf der Prärie oder im Gebirge direkte Botschaften zu senden und sie dort auch zu empfangen. Bei solchen Gelegenheiten macht sich's erst fühlbar, welch ein Triumph der Zivilisation das Telephon ist.

XIII.

Verkehrsmittel.

Wenn wir die Verbindungswege prüfen, so finden wir sie ebenso bemerkenswert als die postalischen, telegraphischen und telephonischen Einrichtungen. Die Wichtigkeit möglichster Verkehrserleichterung ist kaum zu unterschätzen, da das Wohlbefinden einer Nation von guten Landstraßen, schiffbaren Wasserwegen und wirksamen Eisenbahnverbindungen ebenso abhängig ist, wie der menschliche Körper von seinen Venen und Arterien. Das gilt besonders für ein so riesenhaft ausgedehntes Land wie die Dominion, dessen erfolgreiche Entwicklung und zukünftiger Wohlstand von den Verkehrswegen und -Mitteln abhängen muß.

Die wichtigsten unter ihnen sind natürlich die Eisenbahnen, und Canada ist in dieser Hinsicht sehr begünstigt. Nach dem letzten Bericht haben die canadischen Eisenbahnen ein abgetragenes Kapital von 1 098 852 209 Dollars; Schienenstränge in einer Länge von 55 729 856 Meilen; Personenfrequenz von 20 679 794 Passagieren und Frachtbeförderung im Betrage von 42 376 527 Tonnen; Gewinn 83 666 503 Dollars; Unkosten 57 343 592 Dollars; rollendes Material 2444 Lokomotiven, 2020 Personenwagen und 76 254 Gepäck- und Frachtwagen. Mit Ausnahme der Intercolonial (1333 Meilen) und der Prinz Edward-Island-Bahn (211 Meilen) gehören sämtliche canadischen Eisenbahnen Privatgesellschaften. Die Intercolonial — die Regierungsbahn — durchläuft Neuschottland, das östliche Neubraunschweig, die Halbinsel Gaspé und das Tal des St. Lorenz.

Von St. John reicht die canadische Pazifikalbahn bis Montreal und von dort über das ganze Land; sie durchquert die westlichen Weizenebenen und endet in Vancouver an der Küste des Stillen Ozeans. Eine große Zahl blühender Städte und Ortschaften liegen an der Strecke und zwischen Montreal und Vancouver sind über vierhundert Stationen. Unter ihnen ist Ottawa, die Hauptstadt, ferner Fort William, Port Arthur, Rat-Portage, Winnipeg, Portage-la-Prairie, Brandon, Regina, Calgary und viele schöne Ausflugsorte für Touristen in den Rockies. Die ‚C. P. R.‘, wie sie populär genannt wird, führt ferner von Quebec nach Montreal und von dort über Toronto nach Ontario. Das System hat eine Schienenlänge von über 8000 Meilen und ist die einzige transkontinentale Bahn in Amerika, die unter einer einzigen Verwaltung steht. Da canadisch-pazifische Dampfer zwischen England und Canada im Osten und zwischen Canada und Japan und China im Westen hin und hergehen, so reicht das ganze System tatsächlich von England bis China. Es ist ein ungeheures Unternehmen und vielleicht die wichtigste aller canadischen Eisenbahnlinien.

Die Grand Trunk-Bahn führt westlich von Portland (einem Hafen der Vereinigten Staaten) am Atlantischen Ozean nach Montreal, weiter durch Ontario nach Sarnia und von da nach Chikago, wo sie sich mit den Hauptlinien der Weststaaten vereinigt. In einem Tunnel geht sie unter dem St. Clair River, dem Ausfluß des Huron-Sees, hindurch. Auf ihrer Länge von 3412 Meilen berührt die Grand Trunk-Bahn beinahe sämtliche Hauptstädte

und wichtigen Plätze Ontarios. Sie fährt über viele berühmte Brücken, unter denen die Viktoria-Jubiläumsbrücke bemerkenswert ist, die sich über den Lorenzstrom spannt; ferner die Niagarabrücke — der größte Stahlviadukt aller Eisenbahnen der Erde — eine kleine Strecke unterhalb des Wasserfalls gleichen Namens, und die Internationale in der Nähe von Buffalo.

Der Verkehr auf der Nordwestbahn ist so stark, daß außer den vielen Seitenlinien der canadischen Pazifikbahn noch eine weitere Strecke mehr als ausreichend frequentiert werden würde. Von Winnipeg zum Stillen Ozean wird die canadische Nordbahn gebaut, die später bis zu einem Hafen des Atlantischen Ozeans weitergeführt werden und somit eine neue transkontinentale Linie bilden wird. Von Port-Arthur, am Oberen See führt sie nach Winnipeg und von dort nordwestlich bis Edmonton. 1903 waren über 1400 Meilen im Betrieb, und Edmonton wurde 1904 erreicht.

Eine dritte transkontinentale Linie, die Grand Trunk-Pacific, ist im Bau. Sie wird dem nördlichen Teil der canadischen Pazifikbahn und der canadischen Nordbahn zuführen. Gleichzeitig will die canadische Regierung die Ostlinie von Moncton mitten durch Neubraunschweig und Ost-Quebec nach Quebec City bauen und von dort durch Nordquebec und Neu-Ontario bis Winnipeg, wo sie sich mit der westlichen Linie vereinen und auf diese Weise fruchtbares Neuland zugänglich machen wird.

Die Bedeutung der ‚C. P. R.‘ liegt nicht nur darin, daß sie dem Lande als Verbindungsweg ihre Dienste erweist, sie repräsentiert auch einen kolonisierenden und industriellen Faktor. Die Gesellschaft besitzt ungeheure Werkstätten und Faktoreien, ferner zahlreiche Hotels und Einwandrerheime und gleicht einem rührigen Einwanderungsagenten, da sie nach den großen Territorien zu beiden Seiten der Linie zahlreiche Ansiedler zieht. Obgleich die andern Eisenbahngesellschaften täglich an Reichtum und Bedeutung zunehmen, hat es nicht den Anschein, als ob eine von ihnen jemals die Position dieser wunderbaren Einrichtung erreichen wird. Zweifellos haben die canadischen Eisenbahnen eine große Zukunft. Wenn der Zustrom an Kolonisten und die Entwicklung des Landes im bisherigen raschen Tempo zunehmen, wird die Dominion bald ein Eisenbahnsystem besitzen, das ebenso ausgedehnt und kompliziert wie das ihrer Nachbarn, der Vereinigten Staaten ist.

In gleicher Weise vorgeschritten ist die Verbindung zu Wasser. Zunächst sind da mehrere canadisch-transatlantische Dampferlinien; besonders bemerkenswert die Allan-Linie mit einer Flotte von dreißig Schiffen, die 158 000 Tonnen aufnehmen können, die Dominion- und die canadische Pazifik-Linie, wozu noch mehrere Frachtdampfergesellschaften kommen. Einige Linien gehen nach dem St. Lorenzgolf, der Fundybai, nach den Vereinigten Staaten und nach Westindien. Auf dem Stillen Ozean fahren die canadisch-pazifischen Dampfer nach China, Japan und Australien und dienen im Verein mit anderen Linien vortrefflich dem Verkehr zwischen dem Puget-Sund (Britisch Kolumbia) und den Häfen Alaskas. Wichtige Dampferverbindungen gehen auch den St. John, den St. Lorenz, Saguenay, Ottawa und den Yukonstrom hinauf, wie auch die großen Seen, der Winnipeg und die Seen im Süden Britisch-Kolumbias einen regen Schiffsverkehr haben, der ständig zunimmt. In dem ‚Seen und Ströme‘ betitelten Kapitel habe ich das hochentwickelte Kanalsystem besonders besprochen; hier sei daher nur gesagt, daß die Schiffahrt auch auf den Kanälen sehr rege ist. Im Jahre 1901 verkehrten hier

26 494 Schiffe mit einem Tonnengehalt von 6 462 538, mit 190 428 Passagieren und 5 665 259 Tonnen Ladung. 1903 waren die Kanäle vom Zoll befreit und als Resultat davon exportierte Montreal mehr Getreide als jeder andere Hafen in Amerika. Obwohl die Sault-Ste.-Marie-Kanäle nur während eines Teils des Jahres offen sind, repräsentierte der durch sie geführte Tonnengehalt an Fracht die mehr als doppelte Summe der durch den Suezkanal geschifften Ladungen: 1902 passierten 3708 Schiffe mit 11 248 413 Tonnengehalt den Suezkanal, während die Sault-Ste.-Marie-Kanäle 22 659 Schiffe mit 31 955 582 Tonnengehalt aufzuweisen haben.

Die miteinander verbundene innere Kette der großen Seen, Flüsse und Kanäle ist für Canada von unschätzbarem Wert, denn mittelst ihrer wird der Transport der landwirtschaftlichen Produkte und der Reichtümer seiner Bergwerke und Wälder erleichtert und Hunderttausenden seiner Bevölkerung Arbeit verschafft.

XIV.
Industrie.

Es läßt sich mit einiger Gewißheit voraussagen, daß Canada mit der vollen Erschließung seiner Reichtümer in Landwirtschaft und Bergwerk die Stellung einer führenden Industriemacht erringen wird. Die Produkte des Ackerbaus, der Forstwirtschaft und des Bergbaus finden alle in gleicher Weise einen günstigen Markt und immer steigende Ausbeute.

Die erste Stelle nehmen natürlich die landwirtschaftlichen Erzeugnisse ein. Cerealien, Obst, Gemüse, Fleisch, Butter und Sahne werden nicht nur im Rohzustande exportiert, sondern auch in riesigen Mengen zu Konserven verarbeitet; ungeheure Schiffsladungen an Weizen und an Mehl werden alljährlich nach Europa versandt. Die Ausfuhr an Weizenmehl wird auf 2 Millionen Tonnen geschätzt, wozu noch $1^1/_2$ Millionen Tonnen Hafermehl kommen.

Mit seinen reichen Schätzen an Mineralen, Fischen, Bauholz und anderem ist Canada bestimmt, ein großer Industrie- und Handelsstaat zu werden. Im Verlauf der letzten zehn Jahre ist seine Produktion in wunderbarer Weise gestiegen. Der Wert der Erzeugnisse aus Betrieben, die fünf oder mehr Arbeiter beschäftigen, betrug nach dem Schätzungsbericht von 1901 481 053 375 Dollars. Obwohl sich die Nachfrage des heimischen Markts letzthin gesteigert hat, ist der Export an Waren von 13 000 000 Dollars des Jahres 1879 1903 bis auf 50 500 000 Dollars gestiegen. Während der jüngstvergangenen Jahre zeigt das Protokoll des Auslandshandels, daß sich das Exportgeschäft Canadas verhältnismäßig schneller steigert als dasjenige irgend eines anderen Landes; in den letzten zehn Jahren hat die Zunahme 90 Prozent betragen.

Die Erzeugnisse der Farmen werden jetzt mehr und mehr in Genossenschaftsbetrieben zubereitet. Meiereien und Käsefabriken sind allenthalben im Lande erbaut worden und die canadischen Waren dieser Branche haben einen Weltruf. Im letzten Jahre sind beispielsweise 250 000 000 Pfund Käse und 50 000 000 Pfund Butter exportiert worden, während die nach Europa gesandten Quantitäten an Speck, Schinken und Schweinefleisch rasch zunehmen. Der Bericht von 1893 schätzte den Wert an Konservenfleisch, Fisch, Obst und Gemüsen auf 3 700 000 Dollar, ein Betrag, der sich in zehn Jahren, also bis 1903 beinahe verdoppelt hatte und sich nun auf 6 000 000 Dollars belief. Die Gerbe- und Lederindustrie steht gleichfalls günstig; die jährliche Ausfuhr hat einen Gesamtwert von 2 500 000 Dollars.

Die Zukunft der canadischen Bergwerkindustrie ist unschätzbar. Nicht allein der Boden ist reich an Mineralen jeder Art, auch ihre Bearbeitung wird durch die Nähe der Kohlenlager erleichtert und ein außerordentlich rascher Aufschwung gewährleistet. Diese großen, natürlichen Vorteile ermöglichen es den Eisenfabrikanten Neuschottlands, Stahl ebenso wohlfeil wie die großen Betriebe in den Vereinigten Staaten herzustellen. Bedeutende Walzmühlen und Gießereien sind erbaut worden und Spezialmaschinen für die Anfertigung landwirtschaftlicher Geräte, elektrischer und Bergbaumaschinen hergestellt. Die größten derartigen Werke befinden sich in Sydney und Ferrona in Neuschottland und in Sault-Ste.-Marie am Oberen See.

Kohle wird im Bereich der ganzen Dominion gefunden, in den Bergen wie in den großen Ebenen; auch zählt es nicht zu den geringsten Annehmlichkeiten der neuen Ansiedlungen in den Ackerbaudistrikten, daß ihnen die Kohlenlager leicht erreichbar sind.

Eisenerze sind längs der atlantischen Küste am häufigsten. Nickel ist kürzlich in großen Mengen in Ontario entdeckt worden und Kupfer ist in allen westlichen Gebirgsketten in Menge vorhanden. Die Goldregion hingegen liegt im fernen Westen Britisch Kolumbias und des Yukon.

Silber, Platina, Zink, Blei und Petroleum gibt es überall in Fülle. Die beste Qualität Asbest auf dem Weltmarkt wird tatsächlich in den Thetford-, Black Lake- und den Danville-Minen in Südost-Quebec gefördert, während große Mengen von Glimmer in Quebec und Ontario gewonnen werden. Geringere Minerale wie Graphit, Speckstein, Gips, Korund, Apatit werden gleichfalls exportiert, auch Baumaterial wie Kalkstein, Sandstein und Granit; außerdem Ton für Mauersteine, Ziegeln und Zement. In Ontario gibt es Salzminen und Gasquellen und in Quebec sind Torflager freigelegt worden.

Canadas Bauholzindustrie ist sehr bedeutend und beschäftigt Tausende von Arbeitern beim Fällen, Schleppen, Schneiden, Sägen und Abschälen der Rinde. Im Jahre 1903 belief sich der Totalwert des Exports aus den canadischen Wäldern auf 36 386 015 Dollars.

Rinder- und Schafzucht wird in ausgedehntem Maße betrieben und obwohl die Ergebnisse bisher mit denen Australiens nicht zu vergleichen sind, ist die Ausfuhr an Hammelfleisch bedeutend größer als diejenige Neu-Seelands. Trotzdem die Industrie noch in ihren Kinderschuhen steckt, sind doch die Zahlen von Jahr zu Jahr mehr ermutigend und Canada hofft, eines Tages mit Australien in Wettbewerb treten zu können oder es sogar zu überbieten.

Die canadische Fischerei ist von Bedeutung für die ganze Erde. Die großen Ströme wie der St. Lorenz, die zahlreichen Baien und vor allem die vielen großen Seen bilden ein Fischereigebiet, wie es kein anderes Land besitzt. Die Schätzung berechnet den Totalwert dieser Industrie auf sechs Millionen Pfund jährlich und die Zahl der Personen, die direkt oder indirekt davon leben, auf achtzigtausend. Lachs und Forelle sind in den Flüssen Britisch Kolumbias und Neuschottlands im Überfluß vorhanden, in den großen Seen Stör und Forelle. An den Küsten des Atlantischen Ozeans liegen die großen Fischereigebiete für Stockfisch, Makrele und Hummer, während am Golf von Georgia und in den kalten Fluten des Behringsmeeres der Robbenfang betrieben wird.

In den nördlichen Breiten ist der größere Teil der Bevölkerung in der Pelzindustrie tätig, die der Siviriens gleichkommt. Die einzigen Spuren der

Zivilisation in diesen Gegenden des Eises sind oft die Poststationen der Hudsonbai-Gesellschaft, wo die Pelzjäger ihre Felle zur Ausfuhr nach Europa aufstapeln.

Es fehlt der Dominion nicht an einer vielseitigen Fabrikindustrie. In allen großen Städten und besonders in Ontario werden Fabriken gegründet. Oft sind es Filialen großer amerikanischer und englischer Firmen; doch eignen sich die Canadier rasch diese Art des Gelderwerbs an. Spinnereibetriebe für Baumwolle, Wolle und anderes werden wichtig für das wirtschaftliche Leben des Landes. Auch die Anlagen von Maschinenfabriken, wo landwirtschaftliche Werkzeuge, Lokomotiven, Waggons und Schienen hergestellt werden, vermehren sich ebenso rasch wie das Land mehr und mehr erschlossen wird. Unter den kleineren Industrien seien Tabakfabriken, Zucker- und Petroleumraffinerien, Brauereien und Brennereien genannt.

Nach der letzten Statistik beläuft sich der Gesamtwert der canadischen Ausfuhr auf mehr als 51 Millionen Pfund Sterling. Fast die Hälfte dieser Summe entfällt auf das Mutterland und ein Drittel des Restes auf die Vereinigten Staaten. Die Einfuhr wird auf 58 Millionen Pfund Sterling geschätzt; davon kommen auf britische Waren 14 Millionen Pfund, während der Wert der aus den Vereinigten Staaten importierten Waren 29 Millionen Pfund erreicht. Diese Zahlen variieren natürlich ständig, und die Totalsumme wächst in jedem Jahr beträchtlich. Britische Waren genießen einen Vorzugstarif und erhalten ein Drittel Rabatt. Die Einfuhr besteht hauptsächlich aus Textilwaren, Eisenfabrikaten und Luxusartikeln aller Art. Exportiert werden, wie bereits erwähnt, in größeren Quantitäten vorzugsweise Naturprodukte wie Cerealien, Bauholz, Pelze, Leder und Fische. Schon auf Grund dieses kurzen Überblickes läßt sich für die canadische Industrie eine glänzende Zukunft voraussagen.

XV.
Klima.

Zweifellos wird es für viele überraschend zu hören sein, daß Canada mehr Sonnenschein genießt als irgend ein europäisches Land. Die Sommertage sind außerordentlich lang und die Sonnenstrahlen kommen aus dem wolkenlosen Himmel mit großer Intensität hernieder. Der Hochsommer ist heißer als in Zentraleuropa, obgleich die Nächte kühl sind und oft schon im August anfangen, tatsächlich kalt zu werden. Der Frühling beginnt spät und ist nur von kurzer Dauer, hingegen währt der lang ausgedehnte Herbst oftmals bis in den Monat November hinein. Der Sommer macht sich erst spät im Juni fühlbar; er endet manchmal schon im August und seine kurze Dauer ist für die Landwirtschaft die einzige Gefahr. Der Winter reicht bis weit ins Frühjahr hinein, und auch wenn der Frühling schon sichere Oberhand gewonnen hat, vermag eine einzige Frostnacht die Ernte eines ganzen Distrikts zu vernichten. Die nämliche Gefahr droht dem Landmann im Monat August. Doch hat der canadische Farmer nicht den strengen Winter zu fürchten, denn dann ist das Erdreich feucht und von einer Schneedecke geschützt; viel größere Sorge verursacht die Trockenheit und Kürze des Sommers.

Das Klima der weiten Ebenen ist außerordentlichen Schwankungen unterworfen. Während des Sommers herrscht oft übermäßige Hitze; im Winter sinkt das Thermometer auf den Nullpunkt Farenheit.* Die außerordentliche

* 0 Farenheit = —17,77 Celsius.

Kälte des canadischen Winters ist um so überraschender, wenn man bedenkt, daß die südlichen Provinzen die Breitengrade Spaniens und Italiens erreichen. Unglücklicherweise liegt die Ostküste jenseits der Einflüsse des Golfstromes, und im Westen wird die Einwirkung des japanischen Stroms ins Innere durch die Kordilleren- und die Selkirkkette verhindert. So sind die großen Ebenen des Binnenlandes nicht nur der mildernden Einflüsse der Meeresströmungen beraubt, sondern auch noch den arktischen Winden aus der Labrador- und der Baffins-Bay preisgegeben.

Aus diesem Grunde sind in den nämlichen parallelen Breiten starke klimatische Unterschiede wahrzunehmen. Auf der Insel Vancouver herrscht ein mildes Klima, in Victoria ein halb tropisches; hingegen haben die südlicher gelegenen Gegenden um Ontario und Quebec glaziales Klima, und in Montreal und Ottawa ist es oft kälter als in Moskau und Petersburg.

Während des canadischen Winters nehmen Schlitten die Stelle der Wagen und Karren ein; die Eispaläste und der winterliche Sport sind in vielleicht übertriebener Weise beschrieben worden. Wie es scheint, wird in den letzten Jahren der Bau der berühmten Eispaläste von den Behörden nicht mehr gern gesehen. Man fürchtet, eine irrige Meinung über das Klima zu verbreiten und dadurch die Einwanderer abzuschrecken; obwohl nämlich eine unbestreitbar strenge Kälte herrscht, ist die Witterung nicht nur erträglich, sondern sogar sehr angenehm.

Der Westen Canadas hat weniger Regenfälle zu verzeichnen als der Osten, aber reichlicher Schnee und häufige Stürme im Frühling und Herbst tragen den Bedürfnissen der Landwirtschaft in mehr als ausreichendem Grade Rechnung. Ferner liefert der bei heißem Wetter reichlich fallende Tau beträchtliche Feuchtigkeit in Zeiten der Dürre.

Das die großen Seen umgebende Land wird durch den ständigen Verdunstungsprozeß der kolossalen Wasserflächen stark beeinflußt. Das Klima von Britisch Kolumbia ist naturgemäß das günstigste; auf der einen Seite von Bergketten geschützt, liegt es nach der andern den mildernden Einwirkungen der Seewinde vom Stillen Ozean offen. Die Temperatur ist sehr gleichmäßig und übt auf die Vegetation jeder Art den wohltätigsten Einfluß aus. Deshalb bildet besonders die Insel Vancouver einen der am meisten gesegneten Erdenflecke, und ihre Gärten und Wälder sind vielleicht die herrlichsten auf dem ganzen amerikanischen Kontinent.

Unzweifelhaft ist das canadische Klima gesund und erfrischend, und nichts ist stärkender als ein Winter auf diesen hohen, schneebedeckten, sonnenüberfluteten Plateaus. Bemerkenswert ist, wie sich unter dem Einfluß des Klimas Energie und Fleiß der Bevölkerung entwickeln und betätigen. Die hellen Winter, so lang und streng sie auch sind, erweisen sich in physischer wie in moralischer Beziehung als durchaus gesundheitstärkend. Die Luft ist trocken, der Himmel wolkenlos; der kälteste Tag steigt hell und sonnig auf und ihm folgt eine ruhige sternhelle Nacht.

XVI.
Geographische Bemerkungen.

Die Gestaltung der Oberfläche Canadas zeigt deutlich, daß der größere Teil seiner weiten Ebenen einstmals mit Wasser bedeckt war. Die Gewässer der Hudson-Bai fluteten damals wahrscheinlich über das Flachland im Inneren. Vulkanische Gewalten und andere Naturkräfte haben das Emportauchen der beiden großen Gebirgssysteme verursacht, das der Appalachischen Kette, die

sich im Osten erhebt und in einer Art Halbinsel endet und das der Kordilleren an den Gestaden des Stillen Ozeans. Über die 2000 Meilen zwischen diesen beiden Gebirgszügen breitet sich eine ungeheure Ebene, hier und dort nur von Hügeln und Senkungen unterbrochen.

Geographisch läßt sich das Land in fünf verschiedene Teile gliedern. An der Westküste die Kordillerenkette nebst den von ihr abhängigen Systemen, den Selkirk, Gold- und Cariboobergen; im Osten das laurentinische Hochland, ein hügeliger Landstrich, der bald größere, bald geringere Höhen aufzuweisen hat. Zwischen diesen Gebirgsketten dehnt sich das weite Plateau der Prärien bis zu den Gestaden der großen Seen. Dann folgen die Seeprovinzen. Die höchste Bodenerhebung liegt im Westen, dann senkt sich die Oberfläche des Landes gegen Osten. Alle Ströme aus dem Inneren ergießen sich in den Atlantischen Ozean. Im Westen senkt sich die Bodenfläche gegen Norden und die Flüsse münden ins Eismeer. Nur der Fraser- und der Kolumbiastrom finden ihren Weg zum Stillen Ozean. Die sogenannten Seeprovinzen liegen verhältnismäßig tief. Durch sanfte Berghänge unterbrochen und mit kleinen Seen übersäet, haben diese Provinzen, die den atlantischen Winden offen liegen, einen eigenen Reiz für sich. —

XVII.

Historische Erinnerungen.

Immer ist mit der Vergangenheit ein Zauber verbunden. Es interessiert uns alle, uns Szenen und Persönlichkeiten zurückzurufen, die einer früheren Zeit angehören. Indem wir alte Erinnerungen wieder lebendig werden lassen und uns auf uns selbst besinnen, ist es möglich, die Ursache der gegenwärtigen Resultate in der Vergangenheit aufzufinden.

In neuen Ländern spielt die Geschichte eine noch wichtigere Rolle als in den alten, und der Grund davon ist nicht weit zu suchen. Alles liegt noch zeitlich näher, die Ereignisse scheinen unvermittelter eingetroffen zu sein, und die sie herbeiführten, erscheinen noch gleich lebenden Persönlichkeiten. Denn es verhüllt sie kein Nebel der Vergangenheit, und die Analogie zwischen der früheren und der gegenwärtigen Zeit ist alles in allem deutlicher sichtbar.

Immerhin hat Canada für ein neues Land schon eine bedeutsame Geschichte zu verzeichnen, und einige der wichtigsten Ereignisse, die sein Schicksal gestaltet haben, werden zu oft übersehen, so daß die Jetztzeit noch erstaunlicher scheint, als sie in Wirklichkeit ist. Die früheste Geschichte führt uns sehr weit zurück, noch vor die Entdeckung Amerikas durch Kolumbus; denn lange vor dieser Zeit wurden die atlantischen Küsten Canadas von isländischen Seefahrern besucht. Gegen Ende des neunten Jahrhunderts landete der Normanne Gunnbjörn an den Küsten Grönlands. Dies Land wurde allmählich kolonisiert. Etwa um das Jahr 1000 n. Chr. begannen Leifr Ericson und Biarne ihre Entdeckungsreise, in deren Verlauf sie Neufundland und Neuschottland erreichten und so die Entdecker Canadas wurden. Sie nannten diese Provinzen Hallyland und Markland und überwinterten auf der Fortsetzung ihrer Entdeckungsfahrt weiter südlich auf Rhode-Island. Diese fruchtbare Insel wurde das ‚Vineland‘ der unerschrockenen Seeräuber. Heutigestags wird dem Fremden in Newport eine Ruine gezeigt, die aus dieser weit zurückliegenden Epoche stammen soll, obschon es, der Wahrheit die Ehre, trotz des ehrwürdigen Aussehens nur die Überreste einer Windmühle sind, die Jahrhunderte später von frühen

Ansiedlern erbaut wurde. Jedenfalls waren diese ersten Entdeckungen des amerikanischen Kontinents nur vorübergehend und führten nicht zu dauernder Besiedlung.

Die endgültige Entdeckung und erste Kolonisation Canadas datiert aus dem sechzehnten Jahrhundert. Die berühmten venetianischen Seefahrer, die Cabots, die damals in Bristol lebten, erhielten von König Heinrich VII. von England die Erlaubnis, eine Entdeckungsreise über den atlantischen Ozean nach den unbekannten Ländern zu unternehmen und sie in seinem Namen zu besetzen.

Im Jahre 1497 stachen sie in See. Auch sie landeten zuerst in Neufundland und setzten dann ihre Forschungen längs der Labradorküste fort. Auf einer späteren Reise besuchte Sebastian Cabot verschiedene Gegenden der atlantischen Küste, und im Verlauf von wenigen Jahren wagte sich eine große Anzahl von Fischern auf der Suche nach Stockfisch hinüber. Mehrere Abenteurer versuchten darauf, den direkten Weg nach Westindien aufzufinden, denn die europäischen Großmächte, Spanien, Frankreich und Großbritannien wünschten sehr, Asien über Westindien erreichen zu können.

Der Mann jedoch, den wir als Canadas wirklichen Entdecker anzusehen haben, ist Jacques Cartier. Er war es, der 1534 den Ozean kreuzte, dem Lauf des St. Lorenz bis in die Gegend von Montreal folgte und Kunde von den Reichtümern und Schönheiten der canadischen Erde heimbrachte. Danach begaben sich viele Forscher und Ansiedler nach dem unbekannten Erdteil, und gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts finden wir Canada unter dem Namen Neufrankreich auf den Karten verzeichnet.

Doch wenn Cartier die Ehre der wirklichen Entdeckung Canadas gebührt, so muß das Verdienst der ersten nachhaltigen Kolonisationsversuche Samuel Champlain zugesprochen werden. Dreißig Jahre seines Lebens widmete dieser merkwürdige Mann der Aufgabe, eine mächtige französische Kolonie daraus zu machen. Er war es, der Quebec erbaute und befestigte und in Verbindung mit De-Monts die Provinz Acadia gründete. Das von ihm besetzte Gebiet umschloß das ganze Tal des Ottawa und das Land rings um die großen Seen.

Um die Schwierigkeit und den Wert seiner Arbeit richtig zu schätzen, müssen wir uns erinnern, daß das Land damals im Besitz mächtiger, kriegerischer Indianerstämme war, die jede Gelegenheit wahrnahmen, um die um ihr Dasein kämpfenden Kolonien zu plündern und zu verwüsten. Feindliche Kolonien anderer Nationen bildeten weitere Hemmnisse, und so geschah es, daß im Jahre 1613 Port Royal, ‚der Stolz Neu-Acadias', von den ‚Cavaliers' aus Virginien geplündert und zerstört wurde. Die blutigen Kämpfe zwischen Frankreich und England, die Europa gegen Ende des siebzehnten und zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts erschütterten, fanden im fernen Canada ein lebhaftes Echo. Die canadischen Ansiedlungen kamen aus einer Hand in die andere und gehörten abwechselnd zu Großbritannien oder zu Frankreich — wer just die Oberhand hatte. Die Provinzen Kap Breton, Neuschottland und Neufundland machten vielleicht die meisten Wechselfälle dieser Art durch.

Noch mehr zu fürchten waren die eingeborenen wilden Indianerstämme. Die mächtigsten unter ihnen, die Irokesen, griffen die französischen Kolonien in offenem Kampfe an und besiegten im Jahre 1650 die Verbündeten der Franzosen, den Huronenstamm, vollständig; ihr ganzes Gebiet wurde dabei verwüstet. Durch zahllose Unglücksfälle bedrängt, petitionierten die französischen Ansiedler endlich bei Ludwig XIV. um Schutz und Beistand. Der französische

König, der wohl wußte, wie wichtig in Zukunft die natürlichen Reichtümer dieser Kolonien werden konnten, eilte, seinen Untertanen zu helfen und proklamierte Canada als königliche Provinz. Truppen wurden herübergesandt, Befestigungen erbaut, eine Verwaltung organisiert, und ungeheure Strecken Landes, die sich der letztgekommene angeeignet hatte oder die noch unbewohnt waren, wurden den französischen Kolonien einverleibt und unter den Schutz der fleur-de-lys gestellt.

Und nun begann eine Periode großartiger Entwicklung. Entdecker und Abenteurer aller Art strömten in Scharen dem neuen Lande zu, und eifrige Missionäre drangen überall ins Innere, um dort so manche dieser nützlichen Anstalten zu gründen, die im Dienste der Barmherzigkeit so viel Gutes getan haben und von denen einige noch heut bestehen. La Salle erforschte den Illinois und den Mississippi, den Spuren Joliets folgend, der als erster das Flußtal des Mississippi entdeckt und sein ungeheures Becken zu durchforschen versucht hatte. La Salle jedoch gelang es, zur Mündung des großen Stroms durchzudringen und das umliegende Land für Frankreich in Besitz zu nehmen. Zu Ehren seines Königs wurde es Louisiana genannt. So fiel das ganze riesige Gebiet von der Mündung des St. Lorenz bis zum Golf von Mexiko, wo der Mississippi ins Meer fließt, unter französische Herrschaft, das ganze Land, das von den beiden majestätischen Strömen und ihren Nebenflüssen bewässert wird. Mit der Gründung von New Orleans dehnte sich die Kolonie noch weiter aus. Durch die Erschließung all dieser Ströme und Wasserwege wurde auch der Verkehr wesentlich erleichtert.

Der berühmte Frontenac, der in den neunziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts Gouverneur von Canada war, setzte seinen Ehrgeiz nicht nur in die Niederwerfung aller Feinde; er wollte auch den ganzen amerikanischen Kontinent unter französische Oberherrschaft bringen. Er suchte mit allen Kräften die Kolonisation zu fördern, und da er den Ansiedlern Privilegien aller Art zugestand, glückte es ihm, die französische Bevölkerung zu mehren. Nachdem er die aufrührerischen Indianerstämme wiederholt gezüchtigt hatte, schloß er ein Bündnis mit den mächtigen Irokesen und schritt dann dazu, die englischen Handelsforts am Hudson sowie die Fischersiedlungen in Neufundland zu zerstören. So wurde am Ende des siebzehnten Jahrhunderts der Besitz anderer Nationen auf wenige Kolonien an der atlantischen Küste beschränkt, während das ganze, bis dahin erforschte Innere französisches Gebiet war.

Die Kriege zwischen Großbritannien und Frankreich setzten sich während des achtzehnten Jahrhunderts fort, und der bewunderungswürdige Staatsmann William Pitt, der 1757 Premierminister wurde, scheint der erste Engländer gewesen, dem die Bedeutung des Kolonialbesitzes für sein Land klar wurde. Sobald er nur die Zügel der Regierung in die Hand genommen hatte, sorgte er dafür, daß alle entbehrlichen englischen Truppen nach den Kolonien gesandt wurden. Unter diesen Umständen waren die Besatzungen der französischen Forts unzureichend, und Großbritannien konnte sein Gebiet rasch ausdehnen. Sogar die starke Festung Quebec, die von Montcalm tapfer verteidigt worden war, fiel dank der Kriegskunst General Wolfes in die Hände der Engländer.

Dies Ereignis verkündete den Verfall der französischen Herrschaft in Canada; denn kurz nachher verzichtete Frankreich im Vertrage zu Paris, der am Ende des dreißigjährigen Krieges unterzeichnet wurde, endgültig auf seine amerikanischen Ansprüche, und der Besitz ging in englische Hände über. Der Be-

völkerung, die fast ausschließlich französisch war, wurde völlige Straflosigkeit und Unabhängigkeit zugesichert; es wurde ihr nicht nur der Gebrauch ihrer Muttersprache gestattet, sondern sie durfte auch ihre nationalen Sitten und Privilegien behalten. Bis auf den heutigen Tag sorgt die berühmte Akte von Quebec für die Durchführung der alten Gesetze und sichert die Fortdauer der Rechte der ‚Seigneurs' und der Zehnten für die katholische Kirche. Vollkommene Toleranz und Freiheit in religiösen Dingen wird allen gewährleistet. Den eingebornen Indianerstämmen wurde die gleiche Behandlung zugestanden. Es wurde bestimmt, daß innerhalb der Indianerterritorien kein Europäer Land erwerben durfte, und den verschiedenen Stämmen wurden große Reservate zugeteilt. Diesen weisen und großmütigen Maßregeln allgemeiner Gerechtigkeit und Duldsamkeit ist es zweifellos zu danken, daß die so verschieden gearteten Elemente in der Bevölkerung der Dominion unabänderlich die Treue gewahrt haben.

Es war nur natürlich, daß der amerikanische Unabhängigkeitskrieg Störungen in die benachbarte Kolonie hineintrug. Eine große Zahl treuer englischer Siedler verließ die neue Republik und zog nordwärts, wo ihnen die weiten westlich vom Ottawa liegenden Landstriche angewiesen wurden. So wurde das, was wir früher Obercanada nannten, besiedelt; Niedercanada bestand aus Quebec und den übrigen, früher französischen Kolonien. Jeder dieser Teile hatte Selbstverwaltung und regelte seine inneren Angelegenheiten durch eigene Gesetzgebung. Um diese Zeit verschwanden auch die alten europäischen Feinde Frankreich und Spanien; erbitterte Grenzstreitigkeiten zwischen der losgelösten Republik und der treugebliebenen Kolonie dauerten indessen noch jahrelang fort.

Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts, als ganz Europa im Aufruhr war und Großbritannien seine Hände sehr voll hatte, nahm die amerikanische Republik mit Freuden die Gelegenheit wahr, ihre Nachbarin zu belästigen. Längs der Grenze begann eine allgemeine Invasion. Doch die Überraschung der Amerikaner war sehr groß, als sie auf entschlossenen Widerstand stießen und die oberen und unteren Provinzen einmütig in ihren Anstrengungen fanden. Trotz der großen Rassenunterschiede zwischen den beiden Elementen der Bevölkerung waren alle von gleichem Enthusiasmus beseelt und hegten die nämlichen Ideale der Treue.

Der Friede wurde endlich wieder hergestellt und dauerte bis 1866/1870. Während dieser Jahre versuchten Fenier und Revolutionäre aller Art, von der Republik ermutigt und unterstützt, einen Angriff auf die Grenzen; aber ihr Mühen war vergeblich. Unter Canadas inneren Unruhen sind nur zwei Aufstände der Halbblutbevölkerung zu erwähnen, die rasch und gründlich niedergeschlagen wurden.

Viel wichtiger und schwieriger erwies sich die Aufgabe, die inneren Verwicklungen zu glätten. Wenn schon die Eroberung und Behauptung einer Kolonie keine leichte Aufgabe ist, so gehört doch noch viel mehr geniale Voraussicht dazu, erfolgreich ein neues Land aufzubauen und es durch die Gefahren innerer Spaltung zu führen bis in den Hafen gegenseitiger verständnisvoller Duldung und Güte. Die französischen und die angelsächsischen Elemente in Quebec und Ontario gerieten oft scharf aneinander und beide Provinzen standen in fortdauerndem Widerstand gegen ihre Exekutivbehörden. Die bedeutendste dieser Störungen war die anti-englische Bewegung unter den beiden Demagogen Papineau und Mackenzie. Der Sturm zog jedoch vorüber, und der Gedanke, auf

amerikanischem Boden eine französische Republik zu bilden, verschwand bald wieder. Wenn aber auch das Ziel dieses Ausbruchs verfehlt wurde, so diente er doch dazu, die Aufmerksamkeit auf die wahren Bedürfnisse der wachsenden Kolonie zu lenken. Er führte zu einem eingehenderen Studium ihrer allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse. Lord Durham wurde zum Generalgouverneur ernannt und mit der delikaten Mission, die politische Lage zu studieren, betraut. Seinem klaren Blick war hauptsächlich die Heilung des alten Bruches zwischen Ober- und Untercanada zu danken und mit ihr die feste Vereinigung des Landes und die Gründung der Autonomie. Im Jahre 1867 erkannte die britisch-nordamerikanische Akte die endgültige Vereinigung der beiden Provinzen unter dem Namen Dominion of Canada an und setzte auf der Grundlage des parlamentarischen Systems eine verantwortliche Regierung ein. Entsprechend dem britischen Ober- und Unterhaus gibt es in Canada den Senat und das Unterhaus. Der Generalgouverneur wird vom Könige unter dem Beirat seiner Minister eingesetzt und repräsentiert die Krone. Die Senatoren ernennt der Generalgouverneur auf Vorschlag seiner Minister, und die Mitglieder des Unterhauses werden durch direkte Stimmabgabe des Volkes gewählt. Fast jeder Mann, der über einundzwanzig Jahre alt, hat eine Stimme. Der Generalgouverneur wird von einem Kabinett beraten, das aus der Mitte der politischen Majoritätspartei im Unterhause erwählt ist. Auf diese Weise vereint Canada repräsentative und verantwortliche Regierung.

In allen Angelegenheiten, die nur Canada selbst angehen, hat es uneingeschränkte Selbstverwaltung; die Union mit Großbritannien beruht auf Interessengemeinschaft und Loyalität. Britischen Waren wird ein Vorzugszolltarif zugestanden, um die Ausdehnung des Handels mit dem Mutterlande zu ermutigen.

Jede der Provinzen hat ihre eigene Gesetzgebung und volle Unabhängigkeit in den Lokalverwaltungen. Mit Ausnahme Neufundlands bildet der ganze Kontinent von der Insel Vancouver bis Kap Breton einen Teil der canadischen Föderation, deren Oberhaupt der englische Monarch selbst ist. Ihn repräsentiert ein Generalgouverneur, der alle fünf Jahre ernannt wird und der in der Bundeshauptstadt Ottawa residiert.

Die Stellung und Ausdehnung der Machtbefugnis des Gouverneurs ist oft Gegenstand von Erörterungen gewesen, nicht nur im Parlament, sondern auch im Volke selbst und in der Presse. Er ist oft angegriffen worden als Schädling für die Freiheit des Landes oder als unnötige Ausgabe; die endgültige Rückberufung der britischen in Canada stationierten Truppen hat nicht nur das Prestige seines Amtes geschädigt, sondern auch die letzten Spuren der alten kolonialen Traditionen ausgetilgt.

Canadas Zukunft ist eine viel erörterte Frage, ein Problem, das nicht nur Politiker, sondern die ganze Welt interessiert. Wie wird sich die Geschichte dieses ungeheuren Landes entrollen, dieses Landes voll natürlicher Reichtümer, bevölkert von einer jungen, kraftvollen Nation, das alle geographischen, wirtschaftlichen und kommerziellen Vorteile zur Verfügung hat und Hunderten von Millionen menschlicher Wesen nicht nur eine sichere Existenz, sondern auch Wohlstand bieten kann? Welchen ferneren Entwicklungspfaden es folgen, welche Form der Regierung und Verfassung es in Zukunft annehmen wird, wohin seine Ziele, sein Ehrgeiz es führen werden — diese Fragen zu beantworten wird keiner Konjektur möglich sein. Es ist oft gesagt worden, daß sich Canada eines Tages mit dem großen, republikanischen Staatenbund, seinem Nachbarn, vereinigen

werde. Doch warum sollte es sich andererseits nicht zu einer auf eigenen Füßen stehenden Nation — einer völlig unabhängigen Macht entwickeln?

Wie sich auch seine Zukunft gestalten mag, seine Lage kann meiner Ansicht nach nicht günstiger sein, als sie es heute ist. Ohne Hemmnisse, ohne die Ausgaben für die Unterhaltung eines großen Heeres und einer Flotte zur Küstenverteidigung, ohne irgendwelche Verpflichtungen gegen das Mutterland kann Canada in vollstem Maße die Wohltaten genießen, die ihm das Prestige und der Schutz des großen Reiches bieten, von dem einen Teil zu bilden bisher noch sein Stolz ist.

* * *

Canada ist so groß und hat sich mit solcher Schnelligkeit entwickelt, daß nur ein ausführlicher Bericht, der der Geschichte der Dominion Jahr für Jahr folgte, eine richtige Würdigung ihres Fortschreitens übermitteln könnte. Vor wenigen Jahrzehnten hatte Canada nur geringe Ähnlichkeit mit dem Lande von heute. Wer die Prärieregionen während einiger Jahre nicht besucht hat, wird mit Erstaunen sehen, wie diese dürre Wüste zu fruchtbaren Feldern umgewandelt ist; blühende Städte, wo der Reisende den Komfort der modernsten Kultur genießen mag, sind in diesen fernen Regionen des Wilden Westens erstanden, wo einst Herden wilder Büffel einsam und sicher vor dem Eindringen des Menschen weideten.

Dem größeren Teile der Erdbewohner ist Canada nicht nur eine terra incognita, sondern schlimmer noch; die allgemein verbreiteten Anschauungen über das Land sind ungerecht und falsch. Vorurteil und irrige Ansichten hinsichtlich des Klimas, des Bodens und der sozialen Verhältnisse — um nur die wichtigsten Punkte zu erwähnen — sind auch noch heutzutage allgemein und bleiben unwidersprochen. Wie oft bin ich nicht in Amerika selbst, unmittelbar jenseits der Grenze gefragt worden, ob das winterliche Klima der nordwestlichen Provinzen von Europäern ertragen werden könnte, ob der Boden tatsächlich fähig sei, regelmäßige Ernten hervorzubringen, ob die von der Regierung gewährten Landschenkungen wirklichen Wert hätten und ob die sozialen Verhältnisse des Landes eine ruhige Lebensführung gestatteten.

Gleich Sibirien leidet Canada in gewissem Grade unter einem falschen, verleumderischen Ruf. Zonen ewigen Winters mit vereisten Gebirgen, Gletschern und Firnfeldern, ein Land der Bärenjagden und Schlittenexpeditionen — dies sind die Eindrücke, die uns die oft sehr reizvollen, aber selten wahrheitsgetreuen Bilderbücher übermitteln. Diese einmal empfangenen Eindrücke bleiben uns und beeinflussen ungerechterweise unsere Begriffe.

Nach persönlicher Erfahrung erweisen sich jedoch die Tatsachen zwar weniger phantastisch, doch nichtsdestoweniger angenehm und sicherlich bedeutend interessanter. Wenn ich einen Rat erteilen darf, so möchte ich jedem, der es möglich machen kann, eine Reise in dies wundervolle Land empfehlen, wie kurz und eilig sie auch immer sein möge; doch auf diese Art kann jeder selbst sehen und urteilen.

Zunächst sind diese Reisen so bequem, wie sie es nur sein können. Ein wohleingerichteter, von vortrefflichen Schiffen versehener Dampferverkehr verbindet die Dominion mit Europa einerseits und Asien und Australien andererseits. Sodann ist die Bodenfläche des Landes selbst mit einem Netzwerk von Eisenbahnlinien bedeckt, die untereinander in Verbindung stehen. Der trans-

kontinentale Betrieb der canadischen Pazifikbahn ist ausgezeichnet. Ferner sind die Hotels, die diese Gesellschaft an wichtigen Strecken in malerischer Tal- oder Gebirgslandschaft und in den großen Städten errichtet hat, darauf berechnet, den Bedürfnissen des anspruchsvollsten Reisenden genugzutun.

Wichtiger und nützlicher noch als Reisen mit der Eisenbahn oder dem Dampfer nach landschaftlich schönen Punkten erweist sich für das internationale Verständnis ein längerer Aufenthalt in einem oder dem andern der großen Zentren Canadas. Für den ernst denkenden Fremden ist es wohl der Mühe wert, so lange wie tunlich im Lande zu bleiben, auf daß er wirklich sehe und lerne; er wird sich reich belohnt finden. Er muß die Augen offen halten und soviel Bekanntschaften wie möglich machen, auch wirklich zu seiner neuen Umgebung in freundschaftliche, wenn auch flüchtige Beziehungen treten. Nur so wird er imstande sein, die hervorstechenden Eigentümlichkeiten zu verstehen und die wahre Natur und den Ehrgeiz des Volkes, das er studiert, zu erfassen.

Tatsächlich kann man Canada kaum ein Land der Sehenswürdigkeiten nennen. Wenn man die Naturschönheiten der Berge und Seen besucht, einige der großen Städte gesehen und jenes Weltwunder, den Niagarafall, pflichtgemäß angestaunt hat, wird das Interesse des bloßen Globetrotters nachlassen; denn hier gibt es keine antiken Bauten und andere Merkwürdigkeiten, die die älteren Länder dem Herzen des Touristen lieb machen. Hier erregen nicht die Vergangenheit, sondern die Gegenwart und die mannigfaltigen Möglichkeiten der Zukunft unsern Enthusiasmus. Wir müssen uns für die wirtschaftliche Entwicklung, die politischen Verhältnisse und die soziale Lage des Volkes interessieren. Das tägliche Leben einzelner Personen und Klassen wird im Vorüberziehen dem ernsthaften Beobachter zum Studium werden. Die bestehenden und sich täglich neu bildenden Unterschiede zwischen der Landbevölkerung und derjenigen in den Städten in ihren vielfältigen Kundgebungen auf bürgerlichem, militärischem, politischem und kirchlichem Gebiete werden ihm schätzbares Material zur Überlegung und Folgerung darbieten. Zweifellos gibt es für jeden fremden Gast eine Fülle des Interessanten; ob nun jemand Zerstreuung, Vergnügen, Sport oder Material zum Studium suche — alle werden es der Mühe wert finden, Canada zu besuchen und die Reise zu wiederholen.

Wenn es wahr ist, daß Auslandsreisen wertvolle Quellen der Erziehung und Erweiterung des Geistes sind, so muß dies in hervorragendem Maße von der Dominion gelten, die in ihrem raschen Wachstum der Welt so wundervolle Proben der Kraft und Lebensintensität gegeben hat. Diese Eigenschaften werden es ihr ermöglichen, dereinst einen hochbedeutenden Platz in der Geschichte der Völker einzunehmen. Meine Bewunderung für sie ermutigt mich zur Veröffentlichung dieser flüchtigen Eindrücke, die von Zeit zu Zeit rasch niedergeschrieben wurden während meiner Besuche auf den verstreuten Siedelungen der mutigen Pioniere, die, aus fernen Ländern hierher gepilgert, sich im unbekannten Lande eine neue Heimat schaffen und die heut so tapfer mitbauen helfen an diesem Reich der Zukunft.

Ich möchte die Gelegenheit wahrnehmen, hier allen denen, die meine Bemühungen unterstützten, meinen herzlichsten Dank auszusprechen, insbesondere meinen gastfreundlichen Wirten, die ihr möglichstes taten, meinen Besuch so nutzbringend zu gestalten, wie er angenehm war.

Kritik

Neue Vondelforschung / Von W. Frankemölle

Joost van den Vondel, der holländische Nationaldichter (1587—1679) wurde nach seinem Tode rasch vergessen. Er verschwand zugleich mit dem goldenen Zeitalter, dessen gottbegnadigter Sänger er ein halbes Jahrhundert gewesen war. Das nächste Geschlecht entartete schon. Es muß eine starke Konstitution sein, die den Reichtum ertragen soll. Holland war steinreich geworden. Leider. Die goldene Materie erwies sich dem Geiste feindlich.

Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Vondelverehrung auf den Gefrierpunkt herabgesunken. Als dann in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts die Amsterdamer Kaufleute und Dichter — ein häufiges Zusammentreffen in Holland — Potgieter und Alberdingk Thijm von einer Art Romantik ergriffen sich abwendeten von ihrer Zeit, deren Nüchternheit ihrem Idealismus widerstrebte, und Trost suchten in der ruhmreichen Vergangenheit ihres Vaterlandes, bemerkten sie, daß Vondel in dem Herzen seines Volkes nicht lebendig geblieben war. Vondel gehörte nicht mehr dem Leben, sondern der Geschichte, der Forschung an. Potgieter und Thijm versuchten dann Vondel als historische Persönlichkeit wieder aufleben zu lassen. Das war ein bahnbrechender Versuch. Denn, da nun der Dichter wieder lebte in historischem Milieu, vermochte die spätere, tiefer lebende Künstlergeneration unter dem Einfluß des Zaubers, der von der geschichtlichen Person Vondels ausging, zu einer psychologisch-schärferen Wertschätzung des Dichters Vondel überzugehen.

Der moderne Dichter und Heide (‚die Poesie muß an Stelle der christlichen Religion treten' — erklärt er ehrlich) Albert Verwey schrieb eine ebenso tiefe als feine Einleitung zu Vondel, und erschloß damit aufs neue die reichen Schätze der Vondelschen Poesie, aber nur vom Standpunkt der ‚L'art pour l'art' aus. Katholische Künstler folgten und sahen sich vor die Aufgabe gestellt, das Vondelproblem nicht nur von rein ästhetischem, sondern auch von katholischem Standpunkte aus zu behandeln, denn seit seiner Bekehrung (1641) war Vondel bewußt katholischer Dichter. Verehrer Vondels aller Konfessionen gründeten ein Vondelmuseum. Ein Vondeljahrbuch wurde herausgegeben. Ein Vondelverein gegründet. Man hatte aber eingesehen, daß es unmöglich das Werk einer einzelnen Persönlichkeit sein konnte, das Leben Vondels zu studieren. Die Vorarbeiten für eine Biographie des Dichters erwiesen sich als so ausgebreitet und schwierig, daß eine vollständige Vondelschule entstand. Es gab bis jetzt drei bekannte, obwohl vollständig ungenügende Vondelbiographien, die sich vornehmlich auf die älteste Lebensbeschreibung des Dichters — von dem protestantischen Prediger Brandt kurz nach dem Tode des Dichters sehr einseitig verfaßt — stützen. P. Baumgartners S. J. Vondelbiographie hat die Priorität. Ihr folgte eine französische von C. Looten (Lille). Eine holländische erweist sich von der Hand des bekannten Literaturhistorikers Prof. Dr. Kalff. Die Jesuiten, die Vondel als ihren Konvertiten ansehen, haben seit langem dem Dichter großes Interesse entgegengebracht. Wertvolle Vorarbeiten und Untersuchungen stammen von den Patres Baumgartner, Looten, Boelen, Wilde, Verstraeten, Sallsmanns. Dazu kommen in der letzten Zeit erfreulicherweise akademisch geschulte Laien: Sterck, Moller und neuerdings vor allem Brom. Für die Vondelforschung ist es eine bedeutende Tatsache, daß die Universitäten sich Vondels annahmen. Dr. Moller promovierte auf Grund einer ausge-

zeichneten Dissertation ‚Die Heerlichheid der Kerke', ein Gedicht Vondels.* Und nun schließt Gerard Brom sich an mit seiner epochemachenden und glänzenden Dissertation ‚Vondels Bekehrung'.**

Eine wirklich rege und höchst anerkennenswerte Tätigkeit entwickelt die katholische Vondelforschung. ‚Die Katholiken', so sagt der liberale Prof. Kalff, ‚sind uns vorbildlich in ihrem Eifer, das Leben unseres größten Dichters zu durchforschen.' Vielleicht kommt es dem wissenschaftlichen Leser sonderbar vor, wie die ‚Bekehrung' einer historischen Persönlichkeit das Thema einer ‚wissenschaftlichen' Dissertation sein könne, da der Wechsel eines Glaubensbekenntnisses doch eine rein subjektive, seelische Sache ist. Sehr wahr. Aber man kann doch versuchen, wissenschaftlich nachzuweisen, wie und in welchem Maße das katholische Element schon lange vor der Bekehrungstatsache in den Gedichten und Dramen Vondels hervortritt, welche Einflüsse der Dichter von außen erfahren hat usw. Das Faktum der Bekehrung selbst fällt natürlich außerhalb aller menschlichen Kontrolle. ‚Welche Motive jemand auch bewegen, sich zu bekehren, wir können doch gerade nie das eine bestimmen, das ihn dazu zwingt. Ist es dem Konvertiten selbst bekannt oder bleibt es auch ihm verborgen? Die Glaubensmotive werden in den theologischen Büchern erörtert und expliziert. Aber das alles ist äußerlich. Innerlich ist die Bekehrung ein reines Mysterium, ewig wie der Schnee der Berge, der unter den Füßen des Forschers nicht auftaut.'

Es ist weitsichtig, daß die moderne Universität den Versuch, eine solche Art menschlicher Psychologie, wie es eine Bekehrung ist, in den Bereich ihres Wissensgebietes zu ziehen, nicht ablehnt und sich auch mit dem problematischen Wert einer Dissertation zufrieden gibt. Brom sagt es selbst, daß sein Buch nur problematischen Wert aufzuweisen hat. Aus Mangel an Dokumenten mußte die Hypothese den ersten Platz einnehmen. Brom versucht Vondels Charakteristik allein zu begründen aus dem bedeutendsten Faktum in Vondels Leben, aus seiner Bekehrung. Das Buch hat große Fehler und Mängel. Der Verfasser weiß es und sagt stolz, aber mit Recht: ‚Warten, bis die Komposition harmonierte, hatte ebenso wenig Sinn für die Wissenschaft, die immer vorläufige Schriften gebrauchen kann, als für mich, der ich kein Meisterstück, sondern eine Probeschrift liefere.' Brom beherrscht die geschmeidige holländische Sprache mit vollendeter Meisterschaft. Er ist ein prächtiger Künstler. Holland kannte ihn schon vor seiner Dissertation. Dichter und Prosaist von ursprünglichem und äußerst stark persönlichem Charakter, hatte Brom aber an erster Stelle das Zeug in sich, die innerste Psyche des Dichters zu erfassen. Ganze Stücke seines Buches sind reine Kunst. Eine glänzende Seite folgt auf die andere, so daß die literarische Kritik dem Verfasser begeistert gehuldigt hat — als Künstler und als Dichter. Der wissenschaftliche Kritiker muß aber mit Nachdruck darauf hinweisen, daß Brom oft viel zu subjektiv verfährt und vielzuviel seine eigenen Empfindungen den Menschen des 17. Jahrhunderts zudichtet.

Brom behandelt Vondel als Mennonit, Remonstrant, Freund, Dichter, Konvertiten, Bekehrer und Bürger. Es ist unmöglich und auch überflüssig, den ganzen Inhalt des Buches wiederzugeben.

Ich weise nur hin auf einige Tatsachen, die das allgemeine Interesse verdienen. Erstens auf den Einfluß, den Hugo de Groot, der große Apostel des christlichen Friedens, auf Vondels Bekehrung und Vondel auf Grotius' seelische Verfassung ausgeübt haben.

---

* Moller, Brom, und ich nenne noch P. Molkenboer O. P., versuchen nachzuweisen, aus welchen Quellen Vondel die Materien für seine Lehrgedichte u. s. w. geschöpft hat. Die Untersuchung ergibt, daß neben anderen Theologen und Historikern vornämlich Augustinus, Bellarmin und Baronius von Vondel benützt worden sind. Meine persönliche Untersuchungen haben ergeben, daß Vondels Ideen von dem von ihm sehr verehrten Erasmus v. Rotterdam beeinflußt sind.

** Brom, Gerard, Vondels' Bekering. Van der Vecht. Amsterdam VIII, 228.

Grotius wies Vondel an die Väter als an die Quellen seines Studiums. Von Grotius lernt er, daß das Prinzip der Reformation Revolution war. Im Jahre 1641 wird Vondel katholisch. ‚Nun schreibt und schwitzt und trabt er Tag und Nacht, um alle seine Freunde zu bekehren', sagt Brandt schmähend. Das war Wahrheit. Vondel besaß einen Glaubenseifer gleich Paulus. Hugo de Groot zögerte. Als Katechumenen machten Vondel und Grotius den Eindruck von zwei Studenten, von denen der Tüchtigste (Grotius) seinem Kommilitonen (Vondel) durch die Prüfung hindurchhilft, ohne zu wagen, sich selbst prüfen zu lassen, ohne eigentlich es zu wollen! Grotius lebte immer in der Furcht, das Volk, das seine Leitung gebrauchte, mit dem Kreuzzeichen abzuschrecken. Diese Reflexion löste seine Tatkraft auf. Er liebte den Weltfrieden mehr als seine eigene Seelenruhe. Er war Anhänger des Papstes, ohne ein Pfaffe heißen zu wollen. Seine Bücher bekamen mehr und mehr katholischen Einschlag, seine Taten blieben irenisch. Die Geschichte weiß nicht genau, ob er als arminianischer Revolutionär oder als Katholik gestorben ist. Brom meint, es sei wahrscheinlich, daß Grotius mit seinem Innern noch nicht fertig war, als der Tod ihn überraschte. Brom sagt: ‚Es bleibt ein Rätsel, wie Grotius seinen Namen mit der Kirche verband und sein Haus außerhalb der Kirche behielt. Vielleicht ist diese Erklärung die richtige, daß Grotius zu Hause nicht jener Meister war, wie er es in der gelehrten Welt war. Dem Priester gegenüber gab das Weltorakel sich überwunden, unterlag aber im Streit mit seiner Gattin.' Auf seiner letzten Reise ist Grotius einige Zeit in Amsterdam geblieben. Vondel war fortwährend in seiner Gesellschaft. Kurz darauf starb Grotius. Vondel übersetzte das bekannte katholische Testament des Grotius (Grotii Opera theol. IV.) und gab es heraus. Er wurde dadurch Bürge für Grotius' Glauben, denn ohne Bekenntnis seines Freundes hätte er doch dessen katholisches Testament nicht herausgegeben! Eines ist nur möglich — entweder Vondel war ein Lügner oder Grotius hatte seine definitive Bekehrung schon geplant und Vondel wußte davon. Das ‚entweder' ist ausgeschlossen. Vondel und Grotius sind beide Schüler des Pfarrers Marius in Amsterdam gewesen. Breit wird in Holland die Frage erörtert, wer Vondel in die Mutterkirche aufgenommen hat, Marius oder ein Jesuit. Die Jesuiten behaupten, einem ihrer Ordensgenossen sei dieses Glück zuteil geworden, der Weltklerus verteidigt die angeblich historischen Rechte des Pfarrers Marius. Aber diese Frage ist für uns nicht wichtig.

Vondel, der sowieso schon ein überaus fruchtbarer Dichter war, wurde nach seiner Bekehrung noch fruchtbarer.

Vondel hatte nach seiner Bekehrung viel zu ertragen gehabt. Schwierigkeiten und Beleidigungen blieben ihm im Lande des übermächtigen und puritanischen Kalvinismus nicht erspart. Er machte es auch darnach. Hören wir Brom (zugleich als ‚Stil'-probe): ‚Vondel ist der Befreier seines Volkes geworden, er hatte den Mut, inmitten der Geusen das Kreuzzeichen zu machen, er lehrte die Geistlichen papistische Sitten. Er war kein Prunkstück in der Kirche allein, sondern vornehmlich das Vorbild in der Welt. Es langweilte ihn, seinen Rosenkranz in der Westentasche und sein Kruzifix in seiner Kammer zu verstecken. Es konnte gar nichts geschehen, ohne daß Vondel den Katholiken ausspielte. Wenn man ihn bat, ein Lied zu dichten, bekannte er Farbe. Selbst wenn er sprach vor der ganzen Stadt, kam er nicht von dem Thema ab. In Amsterdam hieß er der ‚Amsterdamer Sanct' und ‚Martyr'. Ihm war nicht bange, ausgelacht zu werden. Aber die Tatkraft seiner neuen Hausgenossen des Glaubens dünkte ihm nicht sehr groß. Diese fürchteten sich vor ihrem neuen ‚frechen' Glaubensbruder, der immer wieder die Ruhe zu stören drohte. Augenblicklich waren sie unbehelligt — warum provozierte er das Gericht und den kalvinistischen Kirchenvorstand? War es nicht besser, sich still zu verhalten? Nein, ruft der Dichter, und rennt mit Talg auf dem Ärmel

und mit verschlissenen Hosenknien durch die Stadt. Sein Glück ist zu überwältigend, er kann es nicht für sich allein behalten, er spricht von seiner Glaubensfreude mit dem protestantischen Pastor. Er braucht ja gar nicht zu reden, die ganze Welt sieht es seinen Zügen an — Vondel riecht nach Weihrauch.'

Das war die Außenseite Vondels, markant, eckig ausgeprägt, weil die Zeit der Verfolgung den Bekenner herausforderte. Das Innere des Dichters war stürmisch und wild, konnte auch unendlich zart und innig sein. Dunkelrote Blumen glühender Mystik blühten in seiner Seele. ‚Seine Frömmigkeit war sein innigster und wesentlichster Schönheitsgrad'. So sagt es der oben genannte, modern-heidnische Dichter Albert Verwey. Und die Frömmigkeit wuchs, je mehr Wunden das Leben ihm schlug. Vondels Sohn verspielte des Vaters Vermögen. 40 000 Gulden zahlte der Vater. Dann mußte der siebzigjährige Greis eine Gnadenstellung annehmen an der Amsterdamer Leihanstalt, an dem ‚Mons pietatis'. Und da stand auch der achtzigjährige noch. Dann wurde er pensioniert mit 650 Gulden — nur weil er Vondel war. Der neunzigjährige dichtet seine eigene Grabschrift:

Hier ligt Vondel zonder rouw
Hy is gestorven an de Kou! *

Erschütternd!

Es ist für die Katholiken niederdeutschen Stammes ein stolzer Gedanke, daß die zwei größten Dichter, die ihr Volksstamm im Norden und Süden nach der Reformation gezeugt hat, beide katholisch geworden sind: Joost van den Vondel und Guido Gezelle. Der Gedanke macht stolz. Aber die holländischen Katholiken von heute mögen bedenken, daß man seine großen Männer nicht ehrt, indem man von ihrem Ruhm zehrt, sondern durch die Tat des Weiterarbeitens und des Weiterbauens. Auf diesem Gebiete gibt es nicht bloß in Deutschland eine Inferioritätsfrage. Sie mögen bedenken, was ihr berühmter Landsmann Erasmus einmal sagte: ‚Justius glorietur, quae magnum fecerit quam quae genuerit'. Das sagte er von einer Stadt. Gilt aber mit gleichem Recht vom Menschen. Ein Buch wie dieses, das ich hier rezensierte, wirkt auch in dieser Beziehung sehr nützlich. Es weckt auf zur Tat und zur Arbeit. Der Einband des Buches ist eine Originalarbeit Jan Toorops, aber vollständig im Geiste Vondels. Die Idee und Ausstattung entsprechen so getreu dem Verlauf der Bekehrung Vondels, wie allein ein Künstler es trifft, der dem Dichter in sein tiefstes Innere gefolgt ist. Und wer könnte das besser als der tiefe, symbolische Künstler Toorop, der selbst Konvertit ist? Der Ton des Ganzen ist weiß und rot — so schaute Vondel die Kirche an:

‚Sie triumphiert mit Pracht von Weiß und Rot.'

Neue Erzählungen** / Von Hans Nordeck

Wie Dumbravas ‚Haiduck', den das vorige Heft besprach, spielt, zum größten Teile wenigstens, auch der Roman ‚Gül Hanum' (Fräulein Rose) von Traugott Tamm in Rumänien, indes im modernen und — im Tiefland. Nach dem andern —

* d. h.: Hier liegt Vondel. Keiner trauert. Er ist gestorben vor Kälte.

** Traugott Tamm, ‚Gül Hanum' (Concordia, Berlin). Max Burckhard, ‚Insel der Seligen' (S. Fischer, Berlin). Diedrich Speckmann, ‚Das goldene Tor' (Martin Warneck, Berlin). Robert Walser, ‚Der Gehilfe' (Bruno Cassierer, Berlin). Ernst Zahn, ‚Die da kommen und gehen' (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart).

vielleicht war seinem Genuß die unmittelbare Folge zu nachteilig — wollte er so recht nicht munden. Gegen dessen Lebensfrische wirkte diese Erzählung zuerst ziemlich papieren; dort ein reiner Quelltrunk im Bergwald, hier ein Becher städtischen Leitungswassers, gewürzt mit einem Brausebonbon — Kultur gegen Natur, und es bleibt ein schlechter Geschmack auf der Zunge. Hauptinhalt ist die Geschichte der Reiseliebschaft eines Bräutigams, die sich noch unter den Augen der Abschied nehmenden Braut anzuspinnen beginnt und zu einem häßlichen Ausgang führt. Gewiß birgt so ein Ausflug ins Ausland, gar ins orientalische (und Rumänien ist noch Halborient), mit der Loslösung von allen äußeren Banden der Heimat auch für die inneren eine Gefahr, birgt er verführerischen Reiz in sich. Der fremde Wind kann mit manchem engen Vorurteil auch von den Grundsätzen, von Ehre und Liebe wegblasen, was nicht tief genug im Herzen wurzelt. Tiefe, echte Liebe aber ist es nicht, was Hans Bendfeldt für seine eben gewonnene Braut empfindet, da er nach Bukarest fährt, um rumänische Ölfelder zu erforschen. Was ihn trieb, um sie, die Unschöne und Harte, zu werben, war mehr Mitleid mit der Verlassenheit ihrer verbitterten Seele und Trotz, der Reiz des Herben und Spröden. Nun kommt plötzlich das schöne, weiche, warme Leben über ihn, verkörpert in der Hourigestalt der Halbtürkin Gül Hanum, die mit ihrem Vater, einem skrupellosen Renegaten, und der Großmutter, einer törichten, gutmütigen, vertürkten Britin, durch die Welt zieht, nachdem sie durch eine sehr romantische Flucht mit einem Albanesenoffizier im rechtgläubigen Konstantinopel sich unmöglich gemacht hat. Sie ist zunächst ein rein triebhaftes Geschöpf von rührender oder empörender Unbefangenheit, das auf den Unternehmerreisen des Vaters durch die halbe Welt zwar genug von mehreren Sprachen, aber keine Erdkunde gelernt hat und gar kein Verständnis für europäische Sitten und Ehrbegriffe. Dann aber entwickelt dieses süße Kind unverfälschter Natur auf einmal die Sentimentalitäten und Skrupel einer raffinierten weiblichen Kulturseele. Sie gibt sich, schon zum Tode entschlossen, weil er an ihrer Reinheit gezweifelt hat, dem Geliebten hin, um ihm diese, die leibliche (und das verletzt feineres Gefühl), zu beweisen; dann ersticht sie sich in Schönheit. Sehr traurig! Ein Trost nur, daß diese türkische Rose nie recht lebendig war. Ihr Hans aber, der solide, brave Junge, den alle so achten und lieben, und der dabei ‚auf Anhieb‘ seine ‚zwei Brauten‘ wechselweise betrügt, der ist doch eigentlich ein gar zu öder Kerl, für den sie beide und auch dies Buch zu schade sind. Gewiß, die Schwäche betrügt oft schlimmer als die Bosheit. Aber hier wird dem Kampf der Neigung mit der Pflicht jedes ernstere Mitgefühl dadurch genommen, daß das Widerstreben so matt und daß auch bei dem Manne der Liebesdrang fast rein triebhaft ist. Nun ist viel Schwüle in dieser Geschichte. Sie schildert nicht sowohl die Niederlage unerprobten Tugendstolzes, als den Sieg der Sinne über Ehr' und Treu', die wie Schnee und Eis vor der Frühlingssonne zu trüben Tauwässern zerrinnen. Diesem Hans traut man es zu, daß er zu der übriggebliebenen Braut zurückkehrt und mit ihr eine vernünftige Ehe lebt als ehrengeachteter Firmenchef — ein widriger Vor- und Nachgeschmack!

Max Burckhard führt uns nicht gleich ins Phantasiereich seiner ‚Insel der Seligen‘, sondern zunächst nach Wien, in die Welt des Verbrechens und seiner staatlichen Bekämpfung. Da ist er offenbar gut zu Hause, und manches wird für den Österreicher noch einen pikanteren Reiz haben, als für andere Deutsche, in deren Heimat diese Verhältnisse doch etwas anders sind. Das Ganze ist eigentlich eine Mystifikation, flott geschrieben, aber nicht tief und läuft hinaus auf eine rein negative Kritik der österreichischen Kriminalistik, der Todesstrafe und — schließlich auch ihrer Abschaffung. Die werden ad absurdum geführt; alles andere ist Beiwerk. Dabei fehlt es nicht an

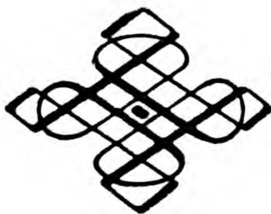
witzigen Ein- und Ausfällen, Karikierungen, Paradoxen und Sophismen. Aber der Schluß ist dürftig, eine Lösung bleibt aus, und dem Ernst des Vorwurfs entspricht die Ausführung nicht. Eine Satire zu schreiben, ist doch schwerer; dazu gehört ein warmes, übervolles Herz und ein Verstand, der sich durch denkt. Burckhard bleibt nur Spötter und macht sich einen Jux mit den Lesern. Wenn auch im ersten Teil dies und das frische Beobachtung und Gestaltung zeigt — als Ganzes ist das Buch mit dem irreführenden Titel für die Literatur ohne Bedeutung.

Freundlicher wirkt, wenn auch nicht groß, vom Gemüte, nicht vom Witz beseelt, ‚das goldene Tor' von Diedrich Speckmann, eine schlichte Erzählung von den vielen Leiden und wenigen Freuden eines Schulmeisters in der Heide. An Eindringlichkeit und Wucht kann sie sich mit Gotthelfs Lebensbild nicht messen; aber es ist kein unechter Ton in ihr, und darum geht sie doch zu Herzen. Ein armer Junge, in dem ein Stückchen verträumten Künstlertums steckt, einer der Einsamen, die sich nicht anschließen, wenn man sich nicht ihnen an- und aufschließt, bringt's wohl zum Lehrer und auch zu einer Liebe von rührender Kinderunschuld. Aber sein Mädchen stirbt ihm, und in seinem Amte scheitert er mit dem Idealismus seines unerfahrenen Herzens an der Kälte, Selbstsucht und Roheit, gegen die er sich auflehnt. Von den Schustersleuten gepflegt, deren verfemten Pietismus (der Schuster ist ja immer der Religionsphilosoph im Volksbuch) er doch noch dem öden Rationalismus seines Superintendenten vorgezogen, geht er seiner Marie nach durch das goldene Himmelstor ins Land der Sehnsucht. Diese einfache Geschichte mit ihren etwas leicht geschürzten und etwas plötzlich gelösten ‚Verwickelungen' ist nicht reich an Ereignissen oder eigenartigen Gestalten, wohl aber an warmem Gefühl. Sie ist mit jener niedersächsischen Mischung von breiter, bodenständiger Behaglichkeit, von erdfrischer Natürlichkeit und etwas Sentimentalität erzählt in einer schlichten Sprache, welche das Platt sparsam, meist nur durch ein ‚Och' als Redeanfang andeutet. Im ganzen trotz mancher Schwächen ein liebenswürdiges und gesundes Buch.

Dagegen weiß ich nicht, wie man mit dem Herzen Anteil haben könnte an irgend einer Gestalt oder irgend einem Vorgang in Robert Walsers Buch ‚Der Gehilfe'. Es nennt sich auch Roman, und einer hat es gar mit G. Kellers ‚Martin Salander' verglichen. Was doch nicht alles verglichen wird! Auf nahezu 400 Seiten geschieht eigentlich nichts, so wenig jedenfalls, daß es sich mit wenig Worten nicht sagen läßt. Alles Alltag, um nicht zu sagen Langeweile, allerdings mit einer Eindringlichkeit erzählt, die schließlich hypnotisch wirkt und nichts weiter verlangen läßt, mag man sich zu Anfang noch über die Verschwendung einer nicht unbedeutenden Begabung an solche Nichtigkeiten entrüstet haben. Schließlich hört die Geschichte doch auf — sie könnte ruhig noch bändeweis so weiter gehen. Ein Kunststück vielleicht, aber keine Kunst; denn ihr fehlt alle Herzenswärme und innere Notwendigkeit. Zu einem Unternehmer, der nur von dem Schein der Solidität seines Hauses und dem Glauben der andern lebt, ganz gut lebt und leben läßt, der gewissenlos, aber kein Bösewicht ist, kommt ein Gehilfe — eben ein Gehilfe, mehr läßt sich von ihm nicht sagen. Der macht dies Idyll der Schwindelexistenz eine Weile mit, entrüstet sich hier und da, namentlich über die Parteilichkeit der Hausfrau Tobler gegenüber ihren Kindern, wobei aus dem Unterbewußtsein vereinzelt erotische Anlockungen kaum wahrnehmbar auftauchen, und dann geht er weg, nachdem sie ihm noch eine verständige Schlußrede gehalten. Das ist alles so kühl, so breit, so gleichgültig, wie z. B. die Tatsache, daß dem ‚Helden' eines Morgens sein Kragen zu hoch und zu eng vorkommt, der ihm tags zuvor paßte; worauf es dann wenigstens heißt: ‚Welche wunderbaren Dinge. Und wie langweilig das alles war!' Oft scheint es, als berichte Walser die belanglosesten Vorgänge

so gesucht umständlich nur, um daran seine Bemerkungen zu knüpfen oder knüpfen zu lassen, die freilich nicht minder belanglos sind, und zuerst fragt man sich: Was geht dich das alles nur an? Was hat dir der Verfasser eigentlich zu sagen? Aber schließlich sträubt man sich gegen nichts mehr, auch nicht gegen etliches Papierdeutsch, ja man bewundert es, wie zu dem Bilde der Unsicherheit, das hier gegeben wird, die äußere Form paßt mit ihren stets wiederkehrenden: ‚scheinbar, anscheinend, als, wie, möchte man sagen‘ usw. Immerhin, wenn Walser einmal wirklich etwas zu sagen hat, die technische Fertigkeit dazu wird er haben.

Zum guten Ende liegt aus der trefflich erzählenden Schweiz doch noch ein anderes Buch da, Ernst Zahns letzter Sammelband ‚Die da kommen und gehen‘. Es enthält außer der ‚Gerechtigkeit der Marianne Denier‘, deren schon im Maiheft 1909 gedacht wurde, sieben weitere Gaben, keine Niete darunter. Von größerem Umfang ist noch das düstere letzte Stück, ‚Die Säge von Mariels‘, in dem die finsteren Mächte des Hasses und der Scheelsucht über alle Liebe und Sorge eines reinen Herzens triumphieren. Ob der ‚Jürg Jenatsch‘-Schluß hier im Bäuerlichen überzeugender und minder anstößig wirkt, als ihn bei C. F. Meyers Schöpfung s. Z. Storm im Brief an G. Keller fand? Mir bleibt er zu kraß, und darüber hilft mir auch der mildernde Nachklang nicht recht hinweg. Die kleineren Erzählungen enthalten wahre Perlen ernster Kunst. Mit seiner feinen Seelenkunde führt uns Zahn darin Begebenheiten vor, die ohne äußere Spur verwehten, Blüten, die ohne Frucht blieben und es doch wert waren, daß ihr Bild, ihr Duft von einem Dichterherzen gebannt wurde, das auch sie mit klarem, liebevollem Sinn zu umfangen gelernt, an ihnen wehmütige Freude hat. So liegt über diesen Schöpfungen ein Hauch von Entsagung. Es ist, als seien diese leisen Töne erlauscht in der Stimmung der Stille, der immer tiefer empfundenen Seeleneinsamkeit, als dächte die Vollreife schon an den Herbst. Aber der ist ihr noch fern genug. Und wenn sie so Schönes schaffen kann, wie ‚Salomon Bringolfs Enttäuschung‘, ‚Ein kleiner Frühling‘, ‚Die Begegnung‘ oder gar ‚Requiem‘ — da können wir auch den Herbst getrost erwarten.



Hochland-Echo

Zum Salzburger Hochschulplan

Unlängst erging an zahlreiche katholische Gelehrte und Publizisten im ganzen deutschen Sprachgebiet eine Rundfrage. Es wurde darin eine rückhaltlose Meinungsäußerung erbeten über den Gründungsplan einer freien, d. h. vom Staat unabhängigen, katholischen Universität in Salzburg. Vielen der Gefragten hat ihre unzureichende Kenntnis der österreichischen Universitätsverhältnisse jede zweckentsprechende Antwort unmöglich gemacht. Denn mit allgemeinen und ganz selbstverständlichen Prinzipienerklärungen über die Daseinsberechtigung einer katholischen Universität u. dgl. ist in einem solchen Falle zu gar nichts gedient. Nur eine katholische Hochschule, die in allen Rechten und Leistungen den Staatsanstalten mindestens ebenbürtig ist oder sie gar, wie es z. B. von Löwen in Belgien gilt, überflügelt, kann die katholische Sache wirklich fördern, während ihr eine minderwertige Anstalt — auch dafür gibt es das eine und andere Beispiel — auf die Dauer nur zum Schaden gereichen könnte. Es muß bedenklich stimmen, daß selbst im klassischen Lande der freien Universitäten, in Nordamerika, an den fünf vom Jesuitenorden gegründeten und geleiteten Hochschulen — offenbar mangels geeigneter katholischer Kräfte — ‚auch Andersgläubige, auch Juden' als Lehrer angestellt werden müssen, also ein Auskunftsmittel ergriffen werden muß, zu dem man bei der bekannten Stimmung in Österreich doch schwerlich sich entschließen wird. Will man es aber vermeiden, so entsteht die Gefahr einer weiteren starken Abnahme der katholischen Lehrkräfte an den Staatsuniversitäten, und es kommt zu deren völliger Auslieferung an die Vertreter widerchristlicher Weltanschauung.

Daß mindestens diese letztere Gefahr tatsächlich besteht, entnehmen wir nun dem Buch eines zuständigen Kenners österreichischer Verhältnisse, nämlich des Innsbrucker Universitätsprofessors Dr. Josef Donat S. J., über die ‚Freiheit der Wissenschaft'.* Er beklagt darin die seit langem eingenistete ‚Vor- und Alleinherrschaft' eines kirchenfeindlichen Professorenliberalismus an den österreichischen Staatsuniversitäten und die beharrliche Zurückdrängung katholischer Bewerber, dergegenüber nur eine kleine Minderzahl sich durchsetzen könne:

> ‚Was die geringe Zahl der gläubig gesinnten Universitätsdozenten betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß momentan die Zahl jener, welche mit inniger Glaubensüberzeugung hohe wissenschaftliche Leistungsfähigkeit verbinden, nicht bedeutend ist. Die lange Zurückdrängung derselben ist ein Hauptgrund dafür. Aber nicht der einzige. „Es hat zwar", bemerkt mit Recht ein moderner Universtätslehrer (Prof. von Smolka), „nie an mutigen, entschlossenen Bekennern des katholischen Glaubens gefehlt, welche im Fortschritte der Wissenschaft, in Vervollkommnung der Methoden und der Mittel der wissenschaftlichen Forschung hervorragende, ja führende Stellungen eingenommen haben. Es waren aber und sind noch bis jetzt vorwiegend Ausnahmen, Männer von solcher Selbständigkeit und

* Innsbruck 1910, Verlag von Felizian Rauch. Gebd. M. 5.—.

Unabhängigkeit des Urteils, daß sie von der demütigen Unterwerfung unter den gewaltigen Einfluß der Weltanschauung sich frei zu machen vermochten, die aus dem Hasse gegen das Christentum geboren ist und in den gebildeten Kreisen herrscht".'

Man sollte nun, statt diese mutigen Vorkämpfer von ihren mühsam errungenen Posten nach Salzburg abzurufen, eher den Willen erwarten, ihnen möglichst viele gleichgesinnte Kollegen an die Seite zu stellen. Was im Deutschen Reich von der katholischen Minderheit, zumal dank der Görresgesellschaft, trotz ähnlich schwerer Verhältnisse erstrebt und allmählich auch erreicht wird, sollte das in einem ganz überwiegend katholischen Lande wie Österreich nicht eher noch möglich sein? Zunächst scheint Donat auch ähnliches zu fordern:

,Wenn das christlich-gläubige Volk mit seinen Ausgaben die Universitäten und ihre Lehrer großenteils erhält, kann es auch verlangen, daß dort seine Interessen gewissenhaft verwaltet werden, daß auch seine christliche Weltanschauung vertreten und zwar so vertreten sei, wie es ihrer Vergangenheit und Würde entspricht; es kann verlangen, daß seinen Söhnen jene Bildung gegeben werde, die seine christliche Überzeugung fordert, und daß Beamte, Ärzte und Lehrer daselbst erzogen werden, zu denen es Vertrauen haben kann.'

Dann aber setzt er sich ebenso ausführlich und noch angelegentlicher und wärmer für das Recht freier Universitäten ein, welches der österreichische Staat zur Behebung jener Mißstände gewähren müsse. Nach überzeugender Widerlegung des Staatsmonopols für Universitäten läßt er aber doch selbst die Befürchtung durchblicken, daß es die freien Universitäten den Staatsanstalten nicht gleichtun können:

,Wenn auch der Staat mit seinen Mitteln durchschnittlich bessere Universitäten herstellen könnte, so dürfte er sich deshalb noch nicht das Monopol dafür vindizieren; deshalb weil er etwas besser machen kann, hat er noch nicht das ausschließliche Recht dazu. Übrigens werden die freien durch die staatlichen Hochschulen von selbst zum Wettkampfe gezwungen, wollen sie zugkräftig bleiben; denn das Recht, auch Universitäten zu errichten, wird niemand dem Staate streitig machen wollen. Nur dürfte dieses Recht nicht in ein verdecktes Monopol ausarten, indem er seinen Universitäten solche Privilegien gewährte und anderen verweigerte, daß diese unmöglich würden. Eine bedeutende Einflußnahme auf den Studienbetrieb an freien Hochschulen wird dem Staate trotzdem nicht entgehen können. Er kann betreff der Kandidaten für politische und soziale Berufe, für die Ämter des Richters oder Notars, des Lehrers an Staatsschulen, für den Beruf des Arztes Forderungen an die Hochschulausbildung stellen, von deren Erfüllung er ihre Approbation abhängig macht, etwa Staatsexamina vor einer aus Lehrern der Privat- und Staatsschulen kombinierten Prüfungskommission oder so, daß er unter billigen Bedingungen die Prüfungen und akademischen Grade der freien Schulen ohne weiteres anerkennt.'

Und welches sind nun eigentlich dann die wesentlichen Vorzüge der freien Universitäten? Donat nennt deren weiterhin zwei. Erstlich:

,Durch solche Hochschulen wäre auch für eine größere Lehr- und Lernfreiheit, allgemeiner gesprochen für eine größere Freiheit des geistigen Lebens gesorgt. Wenn die höchsten Bildungsstätten ausschließlich in der Hand des Staates sind, kann es kaum ausbleiben, daß das höhere Geistesleben in eine gefährliche Abhängigkeit vom Staate oder von dominierenden Parteien gerät. Man denke an die Gebundenheit der Rechtswissenschaft im 18. Jahrhundert in Preußen, an das

langjährige Regiment der Hegelschen Philosophie, an die Napoleonsche Université impériale oder an die Vorherrschaft der liberalen Partei auf unseren Hochschulen.'

Und dann namentlich:

,Universitäten, welche auf positiv christlicher Grundlage basieren, wären für Tausende eine Beruhigung und dadurch für den Staat eine Pflichtentlastung.'

Hinsichtlich des ersten Vorzugs der Geistesfreiheit käme alles darauf an, daß nicht etwa durch die Gründer der betreffenden freien Universität deren Lehr- und Lernfreiheit in noch engeren Schranken gehalten wird, als es vom Staat oder durch Professorencliquen geschehen kann. Aus den ewigen Wahrheiten katholischer Glaubens- und Sittenlehre ist gewiß diese Gefahr nicht zu befürchten, wohl aber aus der auch bei österreichischen Katholiken vorkommenden Neigung, abweichende Meinungen z. B. auf sozialwissenschaftlichem, philosophischem oder literarischem Gebiet statt durch sachliche Widerlegung durch Denunziation als ,unkatholisch' abtun zu wollen.

Bedenklich stimmen aber in jedem Fall bei dem zweitbenannten Hauptvorzug einer freien christlichen Universität die Worte ,Beruhigung der Tausende' und ,Pflichtentlastung des Staates'. Statt dessen sollte man, gerade weil in Österreich die Universitätsverhältnisse offenbar vielfach im Argen liegen, eher die Worte: ,Pflichterfüllung des Staates' und ,Gewissensaufweckung der Tausende' erwarten. Dergleichen hat auch offenbar Lueger sagen wollen, als er die Parole ,Eroberung der Universitäten' ausgab. Versagte Rechte muß man zuerst wahren, ehe man von neuen alles hofft. Erst wenn man des einen sicher ist, braucht man das andere nicht zu lassen, erst wenn die österreichischen Katholiken an ihren Staatsuniversitäten wieder ganz ihren Mann stellen, erscheint auch der Salzburger Plan spruchreif. Das dürfte gerade nach Lesung der Donatschen Argumente wenigstens bei den reichsdeutschen katholischen Akademikern die weitaus vorherrschende Auffassung sein. Dr. E.

Vom modernen Verfall der Sprechkunst.

Im klassischen Altertum und weit in die neuere Zeit hinein gehörte die Rhetorik, die Lehre von der Redekunst, zu den Grundlagen jeder höheren Bildung. Heute weiß man gemeinhin kaum mehr, daß es eine Kunst des rechten Redens gibt, so wenig als man zumeist noch der Regeln richtigen Schreibens, der Stilistik, gedenkt. Nur wo die Sprechkunst sich in den Dienst spezifischer Kunstzwecke stellt, wo sie dem Hörer Werke der Dichtung und namentlich der Bühnendichtung übermittelt, hat sich noch eine gewisse Lehrtradition erhalten, und auch hier ist sie in Gefahr, naturalistischer Kunstzersetzung zu unterliegen. In dem Maße aber, als die Entwicklung der modernen Dichtung selbst aus den naturalistischen Niederungen wieder emporführt, wird auch bei den Vermittlern des Dichterworts jene Gefahr erkannt und überwunden werden. Des bieten uns Gewähr die einsichtsvollen Worte, mit denen der neue Direktor des Wiener Burgtheaters, Alfred Freiherr v. Berger, ,Vom modernen Verfall der Sprechkunst', aber auch vom rechten Wege zu ihrer Wiedergeburt spricht. Unter all den dramaturgischen Betrachtungen, die er in den letzten

Heften der ‚Österreichischen Rundschau‘ zu einem ganzen bühnenerzieherischen Programm zusammenträgt, ist diese über die Sprechkunst (im Novemberheft) eine der verheißungsvollsten.

Berger geht aus vom musikalischen Vortrag, bei dem es niemandem trotz des Gebrauchs toter Instrumente einfiele, nüchtern notentreues Herunterspielen ohne jede schöpferische Erfindung als die rechte Art auszugeben:

‚Genau so ist es mit dem rein gesprochenen Vortrag. Was ihm an bezaubernder, die Nerven elementar ergreifender Kraft, wie sie der Musik allein vorbehalten ist, abgehen mag, das ersetzt er dadurch, daß hier Instrument und Spieler eines sind und daher die Empfindung nicht erst durch einen mechanischen Vorgang an Holz und Saiten übertragen werden muß, sondern, von lebendigen Nerven geleitet, unmittelbar den Ton bildenden und Worte prägenden Organen zuströmt, welche dem Menschen von der Natur gegeben sind, um zu sagen, was er lebt, leidet, denkt und will. Dadurch, so sollte man meinen, müßte bei der Rede ein viel feinerer, haargenau treffender, die zartesten Nuancen unterscheidender Gefühls- und Gedankenausdruck die Regel sein. Dem ist aber nicht so. Es ist schwer zu sagen, ob dies mehr an der Unvollkommenheit des Instruments oder an der fehlenden Kunst des Spielers liegt. Gibt das Instrument den Reichtum an Tönen, die der Schauspieler von ihm fordern muß, nicht her oder mangelt diesem die rhetorische Phantasie, die ihm eingibt, welcher Töne er bedarf, um den Text einer dramatischen Rede mit pulsierendem Leben zu füllen? Wahrscheinlich wirkt eines ins andere. Wie oft habe ich als Regisseur beobachtet, daß dem Schauspieler für eine charakteristische Tonnuance, die sein Sprechorgan nicht hervorbringen und sein Gemüt nicht empfinden kann, auch das Gehör fehlt, wenn ein anderer sie ihm vormacht. Ohr, Zunge und Gehirn, die sind eben alle gleich talentlos oder gleich begabt. Mit knapper Not wird ein solcher Schauspieler das äußerlich Auffällige an der Nuance: den Akzent, die Kadenz des Satzes, nachahmen, aber die Nuance hat in seinem Mund kein Leben, sie spricht nicht.

Es ist unglaublich, wie arm an Tönen heute selbst der Vortrag solcher Schauspieler oft ist, die als große Künstler gelten; wie geringe Originalität sie im Schaffen neuer sprachlicher Ausdruckszeichen bewähren, wie selten es ihnen gelingt, indem sie dem Satz einen Hauptausdruck aufprägen, allerlei seelische Unter- und Nebentöne verständlich mitschwingen zu lassen, durch welche der Satz eine Fülle von Bereicherung an Sinn und Gehalt empfängt, die ihm die Flachheit, mit welcher er auf dem Papier gedruckt steht, benimmt und ihn zur tönenden Kundgebung verborgener Seelentiefen erhebt.

Ein charakteristischer, wie zufälliger Drucker auf einem Wort, wie er einem genialen Schauspieler zuweilen glückt, läßt im Bruchteil einer Sekunde eine ganze Welt gedanken- und gefühlsbelebten Schweigens hinter der Rede ahnen, welche durch ausdrücklichen Vortrag in langer Zeit nicht geoffenbart werden könnte. Diese, dem Vortrag mehr als der Musik eigentümliche Kunst, in wenigen Worten viel mehr zu sagen, als die Worte selbst enthalten, ist den modernen Schauspielern verloren gegangen. Diese sind wie ein hartes und mageres Klavierspiel, das nur das dünne Profil der führenden Melodie bringt, ohne die unterirdisch mitgrollende, die Melodie sympathisch verstärkende oder ihr zürnend und klagend widersprechende Baßbegleitung. Ich habe, so oft ich solche an den Exerzierplatz oder an die Gasse erinnernde erzprosaische Stimmen höre, die eigentlich nur Geräusche hervorbringen, nicht edle Menschenlaute, immer die Empfindung von etwas Steinhartem.‘

Berger gedenkt dann der großen Tradition des alten Burgtheaters, wie

sie sich noch in Sonnenthal verkörperte, während die Sprechweise manches modernen Schauspielers dem Hörer weniger sagt, als dem Leser das stille Buch:

‚Das fühlen auch die Größen von heute recht deutlich, aber nach bekannter Methode versuchen sie, aus dem Mangel eine Tugend zu machen. „Hat man jemals im Leben einen Menschen so sprechen hören, wie Sonnenthal auf der Bühne gesprochen hat? Keinen einzigen, außer etwa Sonnenthal selbst, der auch im Leben ungefähr so sprach! Wir aber sprechen auf der Bühne so, wie die Menschen im Leben tatsächlich sprechen“ usw. Auf derartige Phrasen laufen die modernen Angriffe auf die Schauspielkunst des alten Burgtheaters hinaus. Es wäre wirklich an der Zeit, daß dieser, des ehemaligen Volkes der Denker unwürdige, tausendmal widerlegte und doch nie endgültig totgemachte Unsinn endlich aus der Welt verschwände! Denn diese platte Scheinwahrheit versperrt der heutigen Schauspielkunst den Weg der Entwicklung und macht sie irre in ihren natürlichen Instinkten. Also, zum tausend und erstenmal sei es wiederholt: Es ist nicht wahr, daß die Schauspielkunst nur die Natur und das Sprechen der Menschen der Wirklichkeit nachahmen will und soll. Ihre Aufgabe ist es vielmehr, die menschliche Rede zu einem Mittel seelischen Ausdruckes zu gestalten, wie er der Rede der Wirklichkeit in den seltensten Momenten innewohnt. Aber indem sie dies tut, ist auch ihr Ziel, daß dieser sprachliche Ausdruck natürlich sei; natürlich, d. h. aber nicht, zum Verwechseln imitiert dem Ausdruck der Gemütsbewegungen in der Alltagsrede, sondern entsprechend der Natur der seelischen Bewegung, die er ausdrücken will, und diese sinnfällig verkörpernd.

Vor allem wird die künstlerische Ausdruckskraft, wenn sie auch die Ausdruckszeichen der Natur verwertet, viel konzentrierter und intensiver sein als die Natur.

Die künstlerische Schauspielrede verwandelt sich sozusagen ganz und gar in Ausdruck, während die Rede der Wirklichkeit nur hin und wieder in Ausdruck übergeht, aber vornehmlich anderen Zwecken dient. Der künstlerische Vortrag ist daher am ähnlichsten der Kunst des musikalischen Vortrages, er trennt sich zwar nicht so völlig von der Naturimitation wie dieser und sucht den Schein zu wahren, daß er die Natur imitiere, und benützt die Stimmen der Natur, aber er ist, wie die Musik im Wesen eine nach ihren eigenen Gesetzen frei schaffende Kunst, deren Geheimnis allerdings die modernen Bühnenkünstler nur bruchstückweise besitzen.‘

Eines Wiederauflebens echter Sprechkunst auf der Bühne also mag man sich nach solchen Mahnungen aus berufenem Munde getrösten. Wer aber wird uns auch für das gesprochene Wort, wo es sich sonst über die Bedeutung des Alltags erheben will, wieder zur rechten Kunst des Ausdrucks und der Wirkung verhelfen? Man ist heute, wo sich einmal wirklich schon dieses Bedürfnis rednerischer Schulung regt, noch fast gänzlich auf die Zuhilfenahme von Lehrkräften aus dem Schauspielerstand angewiesen, die aber aus einer ganzen Reihe von Gründen — ideellen und materiellen — nur ausnahmsweise in Anspruch genommen werden können. Wichtiger wäre es und praktisch nützlicher, wenn man schon auf den Schulen — wie es unsere englischen Vettern längst tun — mehr Gewicht legen würde auf das gesprochene Wort. Und wer sich dann, den mannigfachen Bedürfnissen des Lebens gemäß, in der Sprechkunst weiter vervollkommnen will, dem sollte an den höheren Bildungsanstalten (zum mindesten an Konservatorien, Universitäten, Volkshochschulen u. dgl.) eine allgemein zugängliche und erschwingliche Gelegenheit zur Erlangung wirklicher Srechkunst geboten werden. Je mehr zu ihrer Verbreitung geschieht, desto besser wird sie auch auf den künstlerischen Höhen gedeihen. r.

Rundschau

Zeitgeschichte

Karl Krumbacher †. Es wird viel Unfug mit dem Worte ‚unersetzlich' getrieben; aber zur Charakterisierung des Verlustes, den die deutsche Wissenschaft mit dem Tode Prof. Krumbachers erlitten hat, ist es im vollen Umfange angebracht. Ist doch mit diesem unermüdlichen Schriftsteller und bahnbrechenden Gelehrten der Begründer und Hauptvertreter der Byzantinistik in der Nacht vom 11. zum 12. Dez. 1909 im reifsten Mannesalter — geb. am 22. (nicht 23.) September 1856 zu Kürnach bei Kempten — von uns geschieden. Ganz besonders hart wird die Universität München durch diesen Todesfall betroffen; denn sie verliert mit Krumbacher eine ihrer größten Zierden. An ihr hat sich der Hauptteil seines Lebens abgespielt. Als er 1875 das damals völlig heruntergekommene Kemptener Gymnasium ‚reich an Begeisterung und arm an Kenntnissen' verließ, um vorerst die Münchener und dann die Leipziger Universität zu beziehen, war sein Herz schon ausgefüllt mit einer zunächst noch stillen Liebe zu dem neuen Griechenland. Eine Erzählung vom griechischen Freiheitskampfe und den Philhellenen, die dem lesefrohen Primaner in die Hände gefallen war, hatte sie entzündet. Sein sehnlichster Wunsch, in München in den Kreis der dort zahlreich studierenden Griechen einzudringen, wurde überreich erfüllt. In kurzer Zeit genoß er die Freundschaft manches jungen Hellenen, dessen Name nachmals auch außerhalb seines Vaterlandes bekannt werden sollte; erwähnt seien nur die Philologen Anastasios Maltos, Nik. Dossios, Eugen. Zomarides und Nikolaos Polites, die Archäologen Tsuntas, Philios und Sotiriades, der Jurist Argyropulos und die Dichter Probelengios und Bizyenos. Im Verkehr mit diesen jungen Männern wurde er so gründlich und allseitig in die Sprache und die Kultur des neuen Hellas eingeführt, daß er acht Jahre später, als er als Münchener Gymnasiallehrer (1879 bis 1892) das Land seiner Sehnsucht zum ersten Male betrat, dort völlig heimisch war (vgl. seine ‚Griechische Reise', 1886). Selten mag ein Archäologie-Stipendiat so wohlvertraut mit Land und Leuten diesen klassischen Boden betreten haben. Denn das mittelalterliche und moderne Griechenland erschien damals den meisten Philologen noch kaum der Beachtung wert — es hatte für sie bloß die Bedeutung eines ziemlich geschmacklosen Rahmens, der das glänzende Bild der antiken Trümmer umgibt. Viele denken ja heute noch nicht anders. Für Krumbacher wurde dagegen die Beschäftigung mit dem Neugriechischen bald die Hauptsache. Gleichgültig gegen alle Forderungen der Examina, für die das nachklassische Griechisch keinerlei Wert hatte, machte er das Neugriechische zum Mittelpunkte seiner Studien und las von seiner Literatur alles, was ihm in die Hände fiel. Auf diesem Umwege gelangte er zum Studiengebiet des Byzantinischen, und zwar zuerst zu dessen volkstümlicher Literatur des Mittelalters, von der damals gerade einige Hauptwerke durch gute Ausgaben von Legrand, Wagner und Lampros weitern Kreisen zugänglich gemacht wurden. Bereits seine erste (1880) wissenschaftliche Arbeit über das ‚Lautsystem der griechischen Vulgärsprache' seines Leipziger Studienfreundes Karl Foy galt dem Neugriechischen. Auch seine Doktorarbeit (1883) über das in der römischen Kaiserzeit entstandene griechisch-lateinische Konversationsbuch des Pseudodositheos setzte die Kenntnis des Neugriechischen voraus. Als Krumbacher sich 1884 an der Münchener Universität habilitierte, tat er mit seiner Habilitationsschrift ‚Beiträge zu einer Geschichte der griechischen Sprache' den entscheidenden Schritt ins Gebiet der mittel- und neugriechischen Sprachforschung, zu der er auch dann noch immer wieder gern zurückkehrte, als später allmählich die Literatur und deren

Überlieferungsgeschichte in den Vordergrund seines wissenschaftlichen Interesses traten. Das klassische Erzeugnis dieses Arbeitsfeldes ist seine bahnbrechende ‚Geschichte der byzantinischen Literatur‘ (1891, 2. Aufl. 1897), die den ersten wirklich gangbaren Weg durch den abschreckenden Urwald dieses Literaturgebietes, die erste Erschließung der gesamten byzantinischen Kulturwelt für die methodische Forschung, darstellt. Einen Sammelpunkt schuf er dieser neuen Wissenschaft 1892, im Jahre seiner Ernennung zum außerordentlichen Professor der mittel- und neugriechischen Philologie auf dem für ihn errichteten ersten und einzigen deutschen Lehrstuhl dieser Wissenschaft (ordentlicher Professor wurde er 1897), durch die meisterhaft redigierte ‚Byzantinische Zeitschrift‘, für die er Gelehrte aus aller Welt als Mitarbeiter gewann. In seinen ungewöhnlich inhaltreichen und fundamentalen 18 Bänden stellt dieses Fachorgan eine lückenlose Übersicht dar über alles, was seit 1892 in der Byzantinistik und ihren Grenzgebieten geleistet worden ist. Eine Ergänzung zu der genannten Zeitschrift bildet das 1898 von Krumbacher gegründete ‚Byzantinische Archiv‘, das zur Aufnahme umfangreicherer Abhandlungen bestimmt ist.

Es ist selbstverständlich, daß ein Gelehrter von der Bedeutung eines Krumbacher auch zu dem nun bald hundertjährigen Streite zwischen der neugriechischen Volks- und Schriftsprache weithin sichtbar Stellung nahm. Er tat das in seinem ‚Problem der neugriechischen Schriftsprache‘ (1902), in dem er die künstlich konservierte, mumienartige ‚Reinsprache‘, die in der neugriechischen Literatur nahezu die Alleinherrschaft behauptet, ablehnte und die von diesem pseudoklassischen Griechisch stark abweichende Vulgärsprache als das einzig natürliche Idiom der heutigen Bewohner Griechenlands anerkannte. Wer als Nichtgrieche keinerlei Interesse daran hat, die Degenerierung der modernen ‚Hellenen‘ durch den in ihrer klassischen Schriftsprache scheinbar gegebenen Zusammenhang mit den Volksgenossen eines Perikles, Praxiteles und Platon zu vertuschen, kann schließlich kaum anders urteilen. Bei der zwischen den Anhängern der Kunst- und Volkssprache bestehenden hochgradigen Gereiztheit, die 1901 und 1903 in Athen sogar zu blutigen Straßenkämpfen führte, darf es aber nicht wundernehmen, wenn auch Krumbacher unter den Griechen manchen Gegner fand. Einer von ihnen, Hatzidakis, erlaubte sich noch jüngst (Ἀθηρᾶ XXI, S. 441 ff.) bei Besprechung von Krumbachers ‚lexikographischem Versuch‘ Κρήτωρ (Separatabdruck aus den ‚Indogermanischen Forschungen‘, 1909) die einfältige Bemerkung, daß Krumbacher nichts von der griechischen Sprache verstehe und besser täte, seine Hand davon zu lassen.

Wie Krumbacher im engsten Kontakt mit der Wirklichkeit und Gegenwart auch die modernsten technischen Errungenschaften für seine Wissenschaft nutzbar zu machen verstand (vgl. darüber seine Broschüre ‚Die Photographie im Dienste der Geisteswissenschaften‘, 1906), so verschmähte er es auch nicht, aus dem engen Kreise der Fachgenossen herauszutreten und seine Forschungsresultate in verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen (Beilage zur ‚Allgemeinen Zeitung‘, ‚Münchener Neueste Nachrichten‘, ‚Internationale Wochenschrift‘ rc.) dem großen Forum der Gebildeten zu unterbreiten. Da in Deutschland an populären Büchern über das byzantinische und neugriechische Kulturgebiet noch immer Mangel herrscht, so haben wir allen Grund zur Freude darüber, daß Krumbacher eine Auswahl von 24 seit 1885 veröffentlichten und heute vielfach ganz unzugänglichen Artikeln in einem ‚Populäre Aufsätze‘* betitelten stattlichen Bande noch in seinem Todesjahre neu herausgegeben hat. Es sind darin Abhandlungen über die neugriechische Schriftsprache, die Äschylos-Revolte in Athen, die griechischen Sprachinseln im heutigen Italien, Lukis Laras, Psichari als Novellist, die Lenorensage, die Bibliotheken des Heiligen Berges, Kaiser Justinian, Athen in den dunkeln Jahrhunderten, alte und neue Enzyklopädien, die armenische Kunst, Ferdinand Gregorovius, Dionysios Therianos, heilige

* Leipzig, B. G. Teubner, 1909; 8° XII u. 388 S., geh. 6, geb. 7 Mk.

Namen (über die Nomina sacra von Krumbachers frühvollendetem Freunde Traube), Kulturwert des Slavischen 2c. 2c. Ist auch einzelnes, wie z. B. die aus dem Jahre 1886 stammende Besprechung der Geschichte der neugriechischen Literatur von A. R. Rangabé und Daniel Sanders, wohl nicht mehr ganz zeitgemäß, so enthält doch das Buch für jeden Gebildeten des Neuen so außerordentlich viel und ist zudem von so wohltuender Objektivität — ein Ruhmestitel Krumbachers — erfüllt, daß es gewiß nicht wenig dazu beitragen wird, der Byzantinistik in weitern Kreisen Freunde zu schaffen.

Wohl nicht weniger als durch seine schriftstellerische Tätigkeit wirkte der Verstorbene als mustergültiger Lehrer. In dem von ihm mit Privatmitteln gegründeten und am 21. Jan. 1899 eröffneten Mittel- und neugriechischen Seminar (mit sorgfältig zusammengestellter Bibliothek) an der Münchener Universität strömte in steigendem Maße eine internationale Schülerzahl zusammen, wie nur wenige solcher Institute sie kennen: Engländer, Amerikaner, Skandinavier, Holländer, Belgier, Franzosen, Italiener, Griechen, Ungarn und Angehörige der verschiedenen slawischen Nationen scharten sich um ihren liebenswürdigen, immer rat- und hilfsbereiten Meister und wurden in ihren Heimatländern Apostel der Krumbacherschen Wissenschaft. Wo immer die Byzantinistik Wurzeln schlug — so in zahlreichen slawischen Universitäten, dazu in Leipzig, Würzburg, Brüssel —, da handelt es sich stets um ein Aufsprießen der Samenkörner aus Krumbachers Seminar. In den letzten Jahren seines Lebens befürwortete der Verblichene ganz besonders lebhaft die Vermehrung der wenigen deutschen Professuren für slawische Philologie, da seiner gewiß richtigen Meinung nach jeder, der sich ‚der slawischen Welt gegenüber taub verhält, einen Mangel in seiner geistigen Ausbildung hat und nicht imstande ist, die geschichtlichen Zusammenhänge, die politischen, religiösen und sozialen Strömungen, die literarische und künstlerische Bewegung unserer Zeit zu überblicken und abzuschätzen'. Daher lernte der Vielsprachige noch in seinem 40. Lebensjahre das Russische, das er als ein ‚Lebenselixir' für das Wachstum der gesamten slawischen Studien bezeichnete und auch zum Gegenstande seiner eigenen Vorlesungen machte.

Nun ist der nimmermüde Geist ganz plötzlich eingeschlummert, und die samenstreuende Hand ist bei voller Arbeit im Tode erstarrt, nachdem der Entschlafene noch drei Wochen vor seinem Ende zu unserer Freude durch den Empfang der heil. Kommunion seine Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche klar und deutlich bekundet hatte. Völlig abgeschlossen ist noch ein Manuskript über ‚Die ältesten Legenden des heiligen Georg' in Krumbachers Nachlaß gefunden worden und wird demnächst veröffentlicht werden; doch die lange vorbereitete (vgl. Krumbachers ‚Studien zu Romanos', 1899; ‚Romanos und Kyriakos', 1901; ‚Miszellen zu Romanos', 1907) und sehnlichst erwartete erste Gesamtausgabe des größten und berühmtesten byzantinischen Hymnendichters Romanos (erste Hälfte des 6. Jahrh.) muß leider eine unerfüllte Hoffnung bleiben. Und wie viele Pläne und Aufgaben, von denen niemand etwas ahnt, mögen mit Krumbacher zu Grabe getragen sein! — Großes durften wir noch erwarten von dem Manne, der unbeirrt durch das Mißtrauen und die Ablehnung der meisten klassischen Philologen, Historiker und Archäologen in so kurzer Zeit die byzantinische Philologie gleichsam aus dem Nichts zu einer glänzend organisierten, in sich geschlossenen Wissenschaft auszugestalten wußte. Möge sein Geist in seinen zahlreichen Schülern lebendig bleiben, denen er die byzantinische Kulturwelt, die noch vor drei Jahrzehnten als eine unbelebbare, gleichförmige, seelenlose Masse galt, zu etwas Lebendigem, Mannigfaltigem, menschlich Interessantem umzuschaffen verstand. Wer das Glück gehabt hat, als Hörer zu Krumbachers Füßen zu sitzen, wird ihn sicherlich niemals vergessen können.

E. M. Roloff.

Zur Klärung der Steuermoral. Mit Recht rühmt sich die katholische Sittlichkeit ihres hohen Ursprungs: sie entstammt dem

weisheitsvollen, alle irdischen Beziehungen begründenden und auf das höchste Ziel hin regelnden heiligen Willen Gottes. Aber diese Theonomie ist nicht lebensfeindlich und wirklichkeitsfremd. Die Moral bildet nicht eine Summe von Sätzen und Gesetzen, die in idealer, unberührter Höhe über dem menschlichen Treiben schweben. Die rechte Sittlichkeit muß die Lösung bieten für die wirklich vorhandenen Aufgaben und Schwierigkeiten des tatsächlichen Lebens, sonst wird sie matt und kraftlos und verliert den Einfluß auf die Gewissensbildung der Menschen. Die realen Verhältnisse bilden gleichsam den Stoff, der durch die Verwirklichung der sittlichen Ideen erst die rechte Gestaltung und lebendige Schönheit finden soll. Es ist daher selbstverständlich, daß bei Erschließung neuer Arbeitsgebiete, bei Veränderung der Lebensführung, bei wirtschaftlichen und politischen Umwälzungen mancherlei sittliche Fragen nach Lösung und manche Forderungen nach Anerkennung und Durchführung verlangen, die unter den Verhältnissen früherer Epochen gleichsam latent geblieben waren.

Dafür bietet einen sehr lehrreichen Beleg das treffliche Werk von Prof. Dr. Franz Hamm: Zur Grundlegung und Geschichte der Steuermoral.* Der Verfasser hat in weitem Umfange Finanzwissenschaft und Geschichte zur tieferen Erfassung der Lehre Christi und der Kirche herangezogen. Mit vollem Recht. ‚Alle geschichtliche Besinnung hat etwas Befreiendes, weil sie über die Gegenwart und ihren Drang hinaushebt' (Willmann). Nichts wird moraltheologische Vorurteile über Wesen, Bedeutung, Verwendung, Wirkung und Gerechtigkeit der Steuern so wirksam zerstreuen wie die geschichtliche Darstellung des Werdegangs des Steuerwesens. Dabei zeigt sich, wie mit dem politischen Denken und der Entwicklung des sittlichen Gefühls in einem Volke auch die Anforderungen wachsen, die an ein Steuersystem gestellt werden. Die volle Gerechtigkeit und Billigkeit in der Auflegung von Steuern ist eine Aufgabe, die nie vollständig und nie endgültig gelöst werden kann. Allein die geschichtliche Betrachtung macht es zweifellos, daß ein Steuersystem der Gegenwart, das nach den Regeln der Finanzwissenschaft und Statistik aufgestellt und von den Volksvertretern nach eingehender Prüfung angenommen wurde, dem Ideal viel näher kommt als die hilflosen, plumpen Versuche früherer Perioden. Ein Volk, das in seiner Entwicklung aufwärts steigt, erträgt die Härten und Ungerechtigkeiten eines Erpressungssystems nicht auf die Dauer. Je mehr die Einsicht in die Notwendigkeit der Steuern wächst, je allgemeiner die Überzeugung wird, daß die Abgaben für die Macht- und Rechtsorganisation verwendet — allen Bürgern Nutzen bringen, je mehr sich Regierung und Volk als ein Ganzes fühlen, dessen Macht ebenso sehr auf einer starken Regierung wie auf einer leistungsfähigen Steuerkraft der Untertanen beruht, desto mehr wird die Gerechtigkeit der Steuerwirtschaft in der Form und Sache verwirklicht werden. Was also früher zum Selbstschutz der Privatperson gegenüber mittelalterlicher Willkür und fürstlichem Egoismus vom moraltheologischen Standpunkt allenfalls als noch zulässig bezeichnet werden konnte, darf nicht ohne weiteres auf die heutige Ordnung des Finanzwesens übertragen werden. Das Bild des geschichtlichen Werdeganges, das Hamm in kräftigen Strichen zeichnet, wirkt überzeugender als lange, spitzfindige Erörterungen.

Einen erfreulichen Weitblick beweist auch das nächste Kapitel: Finanzwissenschaftliche Begriffe und Grundsätze. Mit Linsenmann will der Verfasser, daß die Moraltheologie von der Rechtsphilosophie, Politik und Volkswirtschaftslehre lerne, wo diese allein kompetent sind, um dann den Anspruch auf Gehör für die theologische Beurteilung zu erheben. Sehr interessant ist die Sammlung von Stimmen moderner Rechtsgelehrter über das Problem, ob die vorsätzliche Abgabenhinterziehung als Betrug oder als Sonderdelikt aufzufassen ist. Einig ist die gesamte Finanzwissenschaft, daß auf eine Hebung der sittlichen Auffassung des Steuerdelikts im Volke hinzuwirken ist.

* Trier 1908. Paulinus-Druckerei. brosch. M. 6.—.

Der größte Teil des Werkes behandelt die Lehre von der Steuerpflicht im christlichen Altertum, im Mittelalter und in der Neuzeit. Das Wort und Beispiel Christi bleibt für alle Zeiten normgebend auch in dieser Frage. Der Gang des Christentums durch die Jahrhunderte zeigt, welche Ausgestaltung die Gedanken des Herrn unter dem Einfluß der wechselnden Lebensverhältnisse und der verschiedenen methodologischen Behandlungsweise angenommen haben. Trotz der zum Teil trostlosen Lage der staatlichen Finanzverhältnisse bewahrten die kirchlichen Schriftsteller bis zur Völkerwanderung die Lehre des Herrn und der Apostel, daß alle staatlich geforderten Abgaben aus Gewissenspflicht zu zahlen sind; nur die ungerechte und unerträgliche Ausraubung hat mit Gottes Gebot nichts zu tun. Auch im Mittelalter läßt sich als Gesamtauffassung feststellen: Steuerpflicht ist Gewissenspflicht. Aus juristischen Kreisen dringt die Theorie vom pönalgesetzlichen Charakter der Steuergesetze ein, wonach Übertretungen der Steuergesetze nichts Sündhaftes an sich tragen, keine Pflichtverletzung sind, sondern nur durch die mit der Übertretung verknüpften Strafen, die zu zahlen Pflicht ist, verboten sind. Doch wird diese Theorie von den Vertretern der vorreformatorischen Scholastik zumeist abgelehnt.

Große Mannigfaltigkeit begegnet uns bei den Kasuisten des 17. und 18. Jahrhunderts. Eine ganze Reihe angesehener Lehrer treten für die altkirchliche Auffassung ein, daß die Steuerleistung — Gewissenspflicht ist. Die meisten heben diese strengere Ansicht an erster Stelle hervor, werden aber von dem sich damals gerade ausweitenden Probabilismus gedrängt, auch die entgegengesetzte mildere Ansicht als haltbar zu bezeichnen. In bester Absicht suchten diese Gelehrten für die Menschen, wie sie nun einmal sind, die Forderungen des Sittengesetzes möglichst zu ermäßigen und durch nachgiebige Behandlung einzelner Fälle die Gewissen zu beruhigen und zu trösten. Als ökonomische Ursachen wirkten mit die bei der Ausbildung des Steuerwesens damals offen zutage tretenden Mißstände und Ungerechtigkeiten. Die Steuerforderungen der absolut regierenden Fürsten mußten vielfach als reine Willkürgesetze erscheinen, nur dazu bestimmt, unberechtigte Privatinteressen und kostspielige Launen des Herrschers zu befriedigen. So waren die damaligen Steuergesetze, zumal sie nicht selten mit dem Prinzip der Allgemeinheit und der gleichmäßigen Verteilung der Steuerlast in schreiendem Widerspruch standen, in der Tat vielfach ungerecht, wurden von den Steuerträgern nur als ungerechte Lasten empfunden und galten deshalb auch in der Rechtsauffassung des Volkes als ungerechte, im Gewissen nicht verbindliche Maßregeln, deren Mißachtung ein sittliches Unrecht nicht einschließe. Kein Wunder, daß kasuistische Moralisten dieser öffentlichen Meinung Rechnung trugen und dabei die strenge Hoheit des christlichen Prinzips nicht überall wahrten.

Das 19. Jahrhundert läßt gegen die beiden vorhergehenden eine Hebung der moralischen Wertung der Steuerpflicht erkennen.

Als Gesamtergebnis läßt sich bezeichnen: Die Steuerpflicht (an sich) ist Gewissenspflicht. Die jetzige Steuergesetzgebung ist als relativ gerechter Ausdruck der Steuerpflicht anzusehen. Bei Deklarationen ist die Angabe des wirklichen Tatbestandes durch den Gehorsam gegen die Staatsgesetze und durch die Wahrhaftigkeit gefordert. Verkürzungen infolge falscher Angaben haben Steuernachzahlung zur Folge. Der Christ soll sich durch vorbildliche Treue in Beobachtung der Staatsgesetze vor anderen Staatsbürgern auszeichnen. Es geht nicht an, daß die gegenwärtige katholische Moraltheologie zum Teil in den Anschauungen der lex poenalis befangen bleibt. Die zu starke Bevorzugung des Privatrechtlichen gegenüber dem Öffentlichrechtlichen und Sozialen in der katholischen Moral könnte ohne Gefahr geopfert werden.

Eine sehr wichtige, viel umstrittene, in das Volksleben tief einschneidende Frage hat sich der Verfasser zur Behandlung gewählt. Auf breiter Grundlage, mit wert-

vollem, großenteils neuem Material hat er, unter Anwendung der historischen Methode, in seiner Beweisführung lückenlos Stein auf Stein geschichtet, bis das sichere Ergebnis den mühevollen Bau als Schlußstein krönt. Mit ihm freuen wir uns des schönen Werkes. Es wird viel Gutes stiften und in manchem verwirrten Gewissen die tröstliche Gewißheit festigen, daß die alte christliche Wahrheit das Lebensbrot bietet auch für unsere Zeiten.

Dr. theol. B. Strehler.

Philosophie

Lao-tse und das Tao-te-king.

Wenn wir an Chinas Religion und Philosophie denken, ist es gewiß nicht Lao-tse und sein Tao-te-king, die uns zuerst einfallen, sondern Konfuzius (Kong-fu-tse), dessen Name es auch im Abendlande fast zur Popularität eines geflügelten Wortes gebracht hat, ohne daß diesem aber ein materielles Substrat zugrunde läge, denn wie wenig weiß man eigentlich von ihm; und von denen, die seinen Namen kennen, ist es wohl kaum einer, der ein Wort von ihm gelesen hat. Unwillkürlich aber und mit vollem Rechte ist uns Konfuzius zum Prototyp für alles Chinesentum geworden. Seine nüchterne Nützlichkeitsphilosophie begegnet sich so wunderbar mit dem Wesenskern seiner Landsleute, daß sie, obwohl sie kaum etwas Originales an sich hat, sondern nur eine Sammlung und Redigierung der uralten kanonischen Bücher vorstellt, mehr als jede andere bis heute die nationale Philosophie und Religion der Chinesen geblieben ist. Die ungleich interessantere und wertvollere Philosophie Lao-tses hat in ihrer Heimat fast keine Spur hinterlassen, und auch das große Publikum des Abendlandes, das den Namen Konfuzius im Munde führt, weiß kaum etwas von Lao-tse, obwohl es seit langem nicht an Vermittlern dieses originellen und tiefen Geistes gefehlt hat. Abel Rémusat hat ihn und sein kleines Buch, das Tao-te-king, zuerst in Europa bekannt gemacht, Stanislas Julien hat es bearbeitet, Paul Carus hat eine vortreffliche Interlinear-Übersetzung des chinesischen Textes geliefert, und Viktor von Strauß verdanken wir die meist gebrauchte und lange die einzige deutsche Übertragung.

Von Lao-tse haben selbst seine Zeitgenossen blutwenig gewußt. Er leuchtete auf wie ein Meteor und verschwand dann. ‚Niemand weiß, wo er geendet hat,' — so schließt sein Landsmann Sse-ma-tsien den kurzen Bericht über die berühmte Unterredung zwischen dem siebenundachtzigjährigen, 604 v. Chr. geborenen Lao-tse und dem vierunddreißigjährigen Kong-fu-tse. Diese im übrigen völlig resultatlose Begegnung ist so ziemlich das einzig Reale an Lao-tses Biographie, fast alles übrige ist Legende. Als die beiden größten Männer ihrer Zeit und ihres Landes auseinandergingen, sprach Kong-fu-tse, er wisse, wie man Vögel, Fische und Wild fangen könne, nicht aber den Drachen. Lao-tse gleiche einem solchen Drachen, er verstehe ihn nicht. Sse-ma-tsien weiß uns nur noch zu erzählen, daß Lao-tse sich der Tugend befließ, und daß seine Lehre sich zum Ziele gesetzt habe, verborgen und namenlos zu leben und zu sterben. Dieses Ziel hat er auch erreicht. Als er nach dem Verfall seiner Heimat fortzog, forderte ihn der Grenzaufseher auf, seine Gedanken aufzuschreiben, bevor er in die Einsamkeit ginge. Dies tat er denn auch, dann zog er dahin, und niemand hat mehr von ihm gehört. Die Sage läßt ihn, wie den Drachen, mit dem ihn Kong-fu-tse verglich, direkt zum Himmel aufsteigen.

Das Tao-te-king, das Buch (king) vom Wege (tao) und der Tugend (te), wie Deussen übersetzt — dieses Testament, das Lao-tse der Welt hinterließ, — besteht aus nur 81 ganz kurzen Kapiteln, die außer der knappen Einleitung die metaphysischen, moralischen und politischen Lehren Lao-tses enthalten. Alle diese Lehren sind, namentlich wenn man den verknöcherten Utilitarismus Kong-fu-tses danebenhält, von einem wahrhaft überraschenden Tiefsinn und von entschiedener Originalität. Der verdienstvolle neueste Übersetzer dieses merkwürdigen

Buches, Josef Kohler,* nennt sie gar des Morgenlandes größte Weisheit. Enthusiasmus ist immer schön, und hier ist er auch berechtigt, ja notwendig, denn nur wer mit diesem schönen Enthusiasmus für seine Sache begabt ist, wird sich mit Erfolg mit solch schwierigem Gegenstande beschäftigen. Schon der Hauptbegriff des Tao ist schwer festzuhalten. Er bedeutet Weg, aber auch Vernunft; Kohler übersetzt Weltvernunft und macht in seiner kurzen Einleitung auf die sich jedem aufdringende Ähnlichkeit des Tao mit dem Atman und Brahman der Upanishads und des Vedanta aufmerksam — eine Ähnlichkeit, die leicht dazu verführt, an eine Abhängigkeit Lao-tses von altindischer Philosophie zu denken. Damit ist es aber sehr vag bestellt, und es läßt sich heute nicht das mindeste in dieser Beziehung nachweisen. Die Ähnlichkeit der beiden Begriffe ist vorhanden. Folgerungen und Lehre unterscheiden sich aber bedeutend. Kohler stellt das Tao-te-king offenbar höher als den Vedanta, und zwar bestimmt ihn dazu nicht wenig ein äußerer, gar nicht wegzuleugnender Vorzug des Chinesen vor den Vedantisten: Lao-tse ist überaus knapp und schlagend in seiner Ausdrucksweise; oft so knapp, daß — siehe z. B. das Kapitel, oder wie Kohler es nennt, den Aphorismus Nr. 38 — der Sinn fast unverständlich wird. Die Upanishads sind ungleich weitschweifiger, überaus reich an Wiederholungen, aber selbst wenn tiefer bohrend in der Spekulation, doch auch klarer, eben weil sie jeden Gedanken so oft nach allen Seiten wenden und drehen, bis er vollkommen verständlich ist.

Das Tao Lao-tses ist vollkommen unerforschlich, es ist der Urgrund alles Seins, unsere Wurzel wie unser Ziel. Der Mensch soll in Verborgenheit, nicht sich, sondern seinem Nächsten leben, Böses mit Gutem vergelten, und fern allem Stolz, Zorn und Neid bleiben. Lao-tse ist von einer gründlichen Verachtung aller Kleinlichkeit und der ganzen menschlichen Erbärmlichkeit erfüllt; seine Philosophie ist tief pessimistisch, aber sie schließt die Vervollkommnung, die ersprießliche Arbeit an sich selbst nicht aus. Lao-tses Moral steht so hoch wie seine Politik, die aus jener hervorgeht. Der König möge das Wohl des Volkes bedenken, aber die Zügel nicht zu straff anziehen, es mehr sich selbst überlassen, so daß es neidlos auf andere Völker sehen könne. Ruhe in sich selbst finden, ist alles, und über allem schwebt das wesenlose Tao, die Weltvernunft.

Ein Wesen ist, das alles in sich faßt,
Und alles schließt es ein in seinen Schoß;
Bevor die Erde und der Himmel ward,
Bevor die Wesen waren, war es da.
Wie soll ich's nennen? Ewiglich
Bleibt mir sein Name unbekannt.
Ich kann nicht sagen, wie es ist,
Und nenn es drum die Weltvernunft.

— — — — — — —

Die Erde ist der Menschen ständig Ziel,
Der Erde ständig Ziel der Himmel ist,
Des Himmels Ziel doch ist die Weltvernunft.
So folgt sich alles wie im ew'gen Spiel,
Die Weltvernunft doch ist ihr eigen Ziel.

Dieses Zitat aus dem 25. Kapitel oder Aphorismus möge zugleich eine Probe der Übertragung Kohlers bieten. Sie hat vor der Straußschen den Vorzug größerer sprachlicher Gefälligkeit voraus. Man müßte das chinesische Original mit ihr Wort für Wort vergleichen können, um zu beurteilen, ob und wo Kohler dem Gedanken Gewalt angetan hat, um im Deutschen eine gefällige Form zu erreichen. Sicher ist, daß umgekehrt Victor v. Strauß zugunsten des Gedankens nicht selten Schönheit und Klarheit der Form vernachlässigt hat. Josef Kohlers Übertragung oder Nachdichtung, deren Schwierigkeiten gar nicht zu überschätzen sind, bleibt jedenfalls eine dankenswerte Tat auch dann, wenn man im Tao-te-king nicht gerade ‚des Morgenlandes größte Weisheit' erblickt. Mißfallen könnte manchem höchstens die äußere Aufmachung des wertvollen Buches. Es ist zwar sehr

* Des Morgenlandes größte Weisheit, Lao-tse, Tao-te-king. Wiedergegeben von Josef Kohler in fünfhundert handschriftlich numerierten Exemplaren, Berlin und Leipzig 1908, Verlag von Dr. Walther Rothschild (4° 93 Seiten brosch. 4 M.).

splendid gedruckt: auf jeder der großen Quartseiten steht nur ein, oft ganz kurzes, Gedicht, aber das Papier ist höchst gewöhnlich, wie schlechtes Holzpapier, so daß man über den Preis dieser 93 Seiten — sie kosten vier Mark — schon etwas erstaunt sein darf. Die ganze Auflage ist numeriert, aber auf dem Umschlag des gehefteten Exemplars, so daß diese ‚handschriftliche Numerierung' für jeden wegfällt, der sich das Buch binden läßt. Und wer wird die Gedanken dieses größten Chinesen, der so wenig Chinese war, nicht wert finden, gebunden zu werden? Alfred Frhr. v. Mensi.

Literatur

Otto Julius Bierbaum ist seinem um zwanzig Jahre älteren Freunde Detlev von Liliencron sehr rasch in den Tod gefolgt, im Alter von noch nicht 45 Jahren. Der Einfluß Liliencrons auf den jüngeren Dichter erstreckt sich höchstens auf eine gewisse realistische Färbung, die Bierbaum seinen Gedichten zu geben wußte. Im Grunde waren es durchaus verschiedene Naturen. Liliencron ein Dichter von gesunder sinnlicher Kraft und Frische, von natürlichem Geist und Gemüt, Bierbaum ein Nachempfinder, von vornherein ein Kulturjünger mit vielen ästhetischen Neigungen, aber ohne eigene schöpferische Kraft. Er wurde bekannt durch kunst- und literaturkritische Aufsätze. Bald darauf trat er auch als Lyriker hervor. Bierbaum als Dichter verhält sich zu Liliencron etwa wie der Anakreontiker Christian Felix Weiße zu Bürger. Sein Schaffen ist nur ein Nachschaffen bereits in unserer poetischen Kultur vorhandener Motive und Formen. Ich wüßte kaum ein echtes, aus einem elementaren Erlebnis geborenes lyrisches Gedicht zu nennen, nicht einmal eine Formwandlung, die uns ältere originale Formen ersetzte. So wird schwerlich ein Kenner einige reizend nachempfundene Abendstimmungen Bierbaums mit den Originalen, z. B. den Eingangsversen zu Claudius' bekanntem schönem Abendliede, vertauschen wollen. Aber man wird auch nicht, gegenüber dem Altgold des Claudius'schen Gedichtes, wie von mancher Seite schon geschehen, von Talmi reden wollen. Bierbaum hat nicht, wie Arno Holz, die galante Lyrik handwerksmäßig, kunstschreinerhaft für den modernen Salon nachgearbeitet. In ihm ist der Barockgeist unserer Großeltern atavistisch nachwirksam, wirklich lebendig gewesen, natürlich untermischt mit viel modernem Empfinden. Der Ton all seiner leichten Liebes-, Tanz- und Trinkliedchen, seiner elegischen Naturstimmungchen und sentimentalen Reflexiönchen ahmt nicht nach, er erneut ein Stück alte Stimmung für unsere Zeit, die allerdings dieser leichten oberflächlichen poetischen Lebensheiterung höchstens ein vorübergehendes Interesse entgegenbringen, ein wenig Spiel und Tand aber bei all der Schwere ihres Ringens wohl auch vertragen konnte. Wenn der poetische Geist nach diesem Ausruhen im Spiel so kräftig wieder einsetzt wie vor mehr denn hundert Jahren und eine neue Blüte der Dichtung wie in Goethe, Schiller und in der Romantik emportreibt, wird man dieser leichtgeschürzten Muse kein groß angerichtetes Unheil nachsagen.

Bedenklicher ist es schon, wenn man Bierbaum ‚den feinen Ästhetiker' und ‚einen Journalisten von phänomenaler ethischer Spannkraft' nennt, wie das Michael Georg Conrad tut. ‚Stilpe', ‚Die Studentenbeichten' und einige andere Kleinigkeiten werden ihren Zeitwert ja wohl behalten, aber der ‚Prinz Kuckuck' ist nicht einmal ein Zeichen der Zeit, sondern nur das Produkt eines aller ‚ethischen Spannkraft' verlustig gegangenen Schriftstellers. Solchen Lobpreisungen muß man ein wahres Wort eines anderen Nekrologs entgegenstellen, daß Bierbaum zu einem Kraftgenie weder die Kraft noch das Genie hatte, auch nicht den Charakter. Was Bierbaum wirklich auszeichnete, war eine große An- und Nachempfindungsgabe, die seinen kunstkritischen Schriften über Böcklin, Uhde und Stuck zugute kam, und ein guter Spürsinn für gewisse Strömungen in Literatur, Kunst und Kultur, der ihn zu einem vielseitigen, allerdings nicht zielsicheren Anreger durch Gründung von Zeitschriften vorneh-

men, wenn auch einseitig auf rein ästhetische Kultur ausgehenden Charakters machte. Weniger glücklich war er bekanntlich mit seinen Überbrettl- und Theaterunternehmungen.

Christoph Flaskamp.

Theater

Berliner Theater. Max Reinhardt hat im Deutschen Theater mit seiner Regiekunst wieder einen Erfolg zu verzeichnen, der ihm volle Häuser bringt. Und, seltsamerweise, ist es kein modernes Stück, das den Anlaß dazu bot, vielmehr wieder ein klassisches: Shakespeares ‚Zähmung der Widerspenstigen'. Und wenn auch, von allen Einsichtigen unbestritten, die Sünden seiner Regiekunst und seine, wie man sagen könnte, sich nicht selten am Wort des Dichters, am Wesen des Werkes versündigende Auffassung von Dichter und Theater sich am peinlichsten fühlbar machen gerade bei der Inszenierung dieses größten Herrschers über die Bühne, so muß man trotzdem zugeben, daß auch dieser ihm Gelegenheit gab, seine zweifelsohne ungewöhnlichen Fähigkeiten zu entwickeln, vorzuführen, zur Entfaltung zu bringen. Denn so sehr wir Aufführungen wie ‚Lear', ‚Kaufmann von Venedig', ‚Romeo und Julia' als teils verfehlt, teils unzureichend bezeichnen müssen, können wir nicht umhin, die des ‚Wintermärchen', ‚Sommernachtstraum', ‚Was Ihr wollt' und nun auch die der ‚Widerspenstigen' trotz gelegentlicher Übertreibung als originelle Leistung anzuerkennen. Wie man sieht: es sind nicht die gedanklich überwuchtigen Werke des großen Briten, deren erschütternde Kraft der Berliner Direktor durch das bunte Rankenwerk seiner Aufmachung, man möchte sagen ‚belästigte', so daß es wie am Boden liegende Schlingen die im Schicksalsschritt einhergehende Rede straucheln macht, oder nicht selten, wie mit Rosenketten erdrosselt, ein ernster, nur durch seine Schlichtheit wirken könnender Vorgang feierlich aufgeputzt wird — es sind die heiteren Kinder seiner Muße, die vielleicht noch nie so wirkungsvoll gespielt wurden, indem ihr Grundzug, trotz der bei Shakespeare ja stets tiefgründigen Bedeutung des Wortes, sich in solcher Auffassung erst voll auszuleben vermag, jenes in dieser rein ausklingt, aus ihr wie mit dreifachem Echo zurückschallt. Und war bei ‚Was Ihr wollt' die Drehbühne der ‚springende Punkt' — kann man wohl bildlich sagen, — davon der Lebensnerv des Stückes elektrisiert wurde, als habe seine tolle Jagd Champagner in den Adern, so lag es hier im Stück selbst, vielmehr in seinem Vorspiel, das bisher übergangen, gestrichen wurde. Shakespeare läßt, wie man weiß, seinen Edelmann sich den Scherz erlauben, den betrunkenen Kesselflicker ins Schloß zu tragen, und dem Erwachenden von einer zufällig vorüberziehenden Komödiantenschaar ein Stück vorspielen. So haben wir den ganzen Abend über Theater auf dem Theater und bei dieser lustigen Komödianterei entwickelte das Schauspieler-Ensemble alle jene Fertigkeiten im Koulissenschieben und Possenreißen, daß manche sich in einen Zirkus versetzt glaubten. Dabei wurde man jedoch nicht einen Augenblick müde, die unerreichte Kunst und tiefe, ewig junge Lebensweisheit des großen Dichters zu bewundern, der hier unter dem Spiel zügellosester Laune ein so komisch-ernstes Stück Alltagsleben behandelt, das gerade seiner Alltäglichkeit halber nie veraltet. Kommt es doch nur darauf an, wie wir das Alltägliche sehen, d. h. in seiner vergänglichen Gemeinheit, die ihm wie eine Krankheit anklebt, und nicht sein Kern ist, oder diesen selbst fassen und für die Zukunft fruchtbar machen. Und so galt denn der Beifall beim letzten Niedergang des Vorhangs und die gehobene Stimmung, in der der Zuschauer das Theater verließ, weniger den Regiekünsten des Direktors und den in der Hauptrolle Bassermanns sogar mittelmäßigen Schauspielerkünsten, als dem großen Dichter, jenem für unsere Bühne immer noch neuen, kaum ergründeten, nicht annähernd erschöpften, vielleicht eben erst entdeckten Rätsel Shakespeare. —

Zu den Kassenerfolgen und denen beim Geschmack eines breiteren Publikums gehört auch das vom Direktor Brahm im Lessing-Theater aufgeführte ‚Konzert' des Wiener

Schriftstellers Hermann Bahr. Man kann wohl sagen des ‚bekannten‘ Schriftstellers Hermann Bahr. Doch während man sonst dieses Adjektivum mehr oder weniger den Namen seltener genannter Autoren voranzusetzen pflegt, handelt es sich hier in der Tat um einen in weitere Kreise vorgedrungenen, ohne daß damit freilich von einer tieferen und wertvolleren Wirkung seines Schaffens die Rede sein könnte. Die Betonung liegt dann noch auf dem folgenden Wort ‚Schriftsteller‘. Man wird nicht leicht von dem ‚Dichter‘ Hermann Bahr reden, und damit ist der Anlaß zu einer Parallele gegeben, dazu gerade dieses Stück verführt: man könnte an Shaw denken, ohne daß allerdings der Wiener den Engländer an Straffheit der Formulierung, Prägnanz der Typenzeichnung, Aufbau der Konstruktion und Brillanz der Thesen erreiche. Doch ähnlich jenem bemächtigt er sich gesellschaftlicher Probleme und sucht sie in einem eleganten, nonchalanten Plauderton zu erledigen, wobei eine Person dann wie die Verkörperung des demonstrierenden Feuilletonisten selbst herauskommt. Das ist hier der Dr. Gura. Eine als Realität genommen ganz unwahrscheinliche Gestalt. Es sei denn, daß es so etwas an Nachtcaféhaus-Tischen gibt, da Ehen das Kalenderjahr selten zu überdauern pflegen. Diese Gestalt läßt der Wiener Schriftsteller gewissermaßen als vegetarischen Seelenarzt in der, sagen wir, zerrütteten Ehe des Musikers Heink wirken, der, einer biederen, guten Frau angetraut, es zu seinen notwendigen Lebensfunktionen zählt, mit der jeweilig bevorzugten Schülerin einen Erholungsabstecher ins Gebirg zu unternehmen. Er absolviert dann ein ‚Konzert‘! Die daheim sich in Gram verzehrende Frau kennt diese Konzertreisen und läßt ihn still gewähren. Diesmal nun ist er mit der Frau jenes Doktor Gura auf und davon, und als jener durch das anonyme Telegramm einer eifersüchtigen Rivalin dahinterkommt, entspinnen sich aus der Entwicklung seiner ‚vegetarischen‘ möchte ich sagen, seiner ‚Luftbad-Lebensphilosophien‘ gegenüber der zurückgebliebenen Frau Heink jene oft zu herzlichem Lachen reizenden Szenen, die das Stück zum Lustspiel machen und schließlich versöhnlich enden lassen, indem beide, vorher schon in der Vereinbarung getrennten Paare, friedlich in die alte Wohnung abziehen. Das Stück weckt aus seiner Anlage heraus die gemischtesten Empfindungen im Zuschauer. Einmal denkt man: nun ja, es ist ein gütiger Humor darin, es braucht im Leben nicht jede Krise zur Katastrophe zu werden. Manches läßt sich ausheilen. Dann aber auch wieder fühlt man: so heikle Probleme lassen sich doch nicht auf diese Weise behandeln und man spürt jenen Hauch von Kaffeehaus-Frivolität, die heute die besten Kräfte welken läßt und die Gewissen zerwurmt. Und dann sagt man sich folgendes: dies Empfindungs-Dilemma hat im Grundriß des Stückes Ursache und Ausgang. Der betrogene Ehemann, der Hahnrei, ist seit Menschengedenken Gegenstand des Lustspiels gewesen — man denke an die köstliche Komödie Machiavells ‚Mandragola‘ — ja dieser eignet sich überhaupt nicht zum Tragischen, er wirkt immer komisch. Anders steht's mit der betrogenen Frau — d. h. mit der systematisch betrogenen Frau. Geschieht es ohne ihr Wissen, ist es noch eine andere Sache, bietet Lebensmöglichkeiten, dann freilich keine für einen Bühnenkonflikt. Geschieht es aber mit ihrem Wissen und wird dieser Vorgang als Gegenstand des Konfliktes behandelt, so hört der Spaß auf, dann drängt sich trotz aller momentanen Lustspiel-Purzelbäume die Tragik dieses Daseins auf, wir sehen eine dunkle Zukunft davon erfüllt; weshalb der Schluß des Stückes auch durchaus unbefriedigt läßt. Wir fühlen diese Frau in ihrer Frauenwürde geschändet, sehen die Grundlage der Gesellschaft, die Ehe, vom Wurmfraß angegriffen. Wie gesagt: das Stück gibt nicht unbedingt Anlaß zu solch ernsten Gedanken, man lacht oft heiter mit, aber dann, immer wieder, heimlich stellen sich jene Empfindungen ein, die uns zuraunen: das ist kein Stoff für ein Lustspiel. Und solch einen Doktor Gura gibt es im Leben nicht — höchstens hin und wieder in einer degenerier-

ten Luftbad-Kolonie — und seine Philosophie wirkt nur auf dem Papier überzeugend und scherzhaft. Anders wäre es, wenn Gura, dieser typische Hahnrei, im Mittelpunkt des Stückes stände. Dann würde man auch über das Vergehen seiner Frau nur lachen, weil man in solchem Falle stets dem Manne die Schuld beimißt. Dieses althergebrachte, nur modernisierte Hahnrei-Ehepaar rückt aber hier an zweite Stelle, während die Ehe des Musikers Heink im Hinblick auf seine Frau einen bitteren Beigeschmack zurückläßt: da liegt der Kern für eine Tragikomödie! Neben einigen witzigen Pointen des Dialogs ist es vornehmlich die von einer äußerlichen Realistik geschickt illustrierte Milieu-Schilderung, die den Zuschauer flüchtig zu fesseln vermag und die Lach-Bonmots zum Knallen bringt. Der Dr. Gura wurde zudem trefflich gespielt.

Im Königl. Schauspielhaus gingen Sudermanns ‚Strandkinder' in Szene, ein dramatisierter Gartenlaubenroman, dessen historischer Hintergrund — das Stück spielt zur Zeit der Ordensritter auf der Halbinsel Hela — im Verein mit dem nicht zu verkennenden dramatischen Bühnengeschick, gestützt auf die rasselnd-archaisierende Sprache, die Rückständig-rechtsstehenden an einen Wildenbruch-redivivus denken ließen. Aber es ist nichts damit. Schon die Fabel ist alt und abgedroschen — die Kinder zweier durch Mord auf ewige Rache verschworenen Strandraubritter-Häuser stehen einander gegenüber und sind durch den Spruch des Ordenskomtur zur Schlichtung des Streites gezwungen, einander zu heiraten. Dabei gerät anfangs der schlappe, weibische der beiden Rynkesöhne an die männliche Falknerstochter, bis durch mancherlei auf der Bühne nicht unwirksame Züge diese an den Rechten kommt, während der andere — der Tod war ihm hinterrücks von dem liebenden Paar zugedacht — gerettet wird durch eines eben jener ‚Strandkinder', ein Glied jener Hörigenschaar, die im Dienste der weltlichen Herren am Hela fronen. Melide heißt sie, und ist der gute Engel dieser durch Seeraub Enterbten des Heimatglücks, die, wie sie in ihrem rührseligen Mignonlied singt, nicht wissen, wo ihre Wiege stand, aber stets von jenem unbekannten Lande träumen. In dieser Gestalt vereint das Konventionelle der Erfindung einen unerträglichen Grad. Wenn Melide, das ‚Braunkind' — sie soll von einem geplünderten Kauffarteischiff des Ostens stammen — den Namen ihres Herren wimmert, auf jeder Silbe, laut Vorschrift, vor Wehmut schmelzend, bekommen wir Leibschneiden. Das Abgedroschene der Fabel, deren plumpem Rohstoff der Dichter nicht die geringste ethische Wirkung abzugewinnen vermag, die Ödigkeit der Charakterzeichnung, die Farblosigkeit der Sprache wären wohl noch unerträglicher, wenn nicht das unverkennbare Bühnengeschick dieses Autors den Zuschauer immerhin in Spannung zu halten vermöchte. Es kommt uns heute unfaßlich vor, daß man jemals von diesem oberflächlichen Lebensschilderer eine Wiederbelebung der deutschen Dichtung erhoffte, aber eine ebenso seltsame Erscheinung ist es, daß er hat, was die anderen, weit feineren, reineren Dichter, z. B. Eulenberg, nie lernen können, weil es ihnen im Innersten gebricht: die Fähigkeit des Konstruktiven. Und dabei wird doch niemand behaupten wollen, daß Sudermann Gehirn habe, ich meine jene intellektuellen Eigenschaften, die man bei Eulenberg als das Manko angibt, das alle seine Werke als bühnenunreif gelten läßt. Man sieht: es kann diese Fähigkeit auch vorhanden sein rein in bezug auf den äußeren Mechanismus. Und wenn man dem Dichter Eulenberg die intellektuellen Kräfte wünscht, um seine lyrisch-romantisch erschwärmten Gestalten so konturieren zu können, daß sie, Geschicke flechtend, ineinander greifen, so ist für den Dichter Sudermann das gleiche zu fordern, damit er in der Lage sei, seinen auf dem Theater als gegebene Größen mechanisch, aber wirkungsvoll funktionierenden Gestalten die Vertiefung individueller Lebenszüge einzuprägen. Nur so könnten ihre Schicksale, d. h. aus der individuellen Lebenswahrheit heraus, jene symbolische Allgemeinbedeutung erhalten, die er, doch vergebens, erstrebt, in dem hohlen Pathos

seines konventionellen Konfliktes und der gleichen, diesen begleitenden Sprache, während im Dichter Eulenberg, dessen neues Stück nach einer Aufführung wieder abgesetzt werden mußte, gerade das Individuelle echt ist, doch aus dem lyrischgefühlten nicht bis zu dem notwendigen Grad dramatischer Objektivität gesteigert wird.

Rudolf Klein.

E. Rostand's ‚Chantecler'. Es ist wohl kaum noch das Werk eines Schriftstellers mit so leidenschaftlicher Spannung erwartet worden, wie das lyrische Drama Edmond Rostands, des Verfassers von ‚Cyrano de Bergerac', das in jüngster Zeit in Paris über die Bretter gegangen ist und den Titel ‚Chantecler' trägt. Selbst die Hochwasserkatastrophe konnte das Interesse nicht dämpfen, und es dürfte doch wohl bezeichnend sein, wenn sich ein französisches Blatt zu dem Ausdruck versteigen konnte, daß ‚selbst die Seine sich in der letzten Zeit — der Zeit der Proben für ‚Chantecler' — aus ihrem Bett erhoben, um der Aufführung dieses Dramas besser lauschen zu können'. Daß Rostand den gallischen Hahn, das Sinnbild der Wachsamkeit, zum Titelhelden gemacht, gab zu den verschiedensten Vermutungen Anlaß, wie sich wohl der Dichter die Aufführung denken mag; denn lauter Tiere auf der Bühne sei doch schlechterdings unmöglich. Wie mag ferner der Dichter zu einem Tierdrama kommen? Wohl beeinflußt durch Aristophanes' Vögel, ‚car il est lettré jusqu'aux ongles, je dirai jusqu' aux ailes — il a lu Aristophane', sagt Claretie von ihm. Oder, so vermutet derselbe, L'Histoire comique des Etats et Empires du Soleil von ‚Cyrano de Bergerac', dem Helden seines gleichnamigen Dramas, durch das Rostand ja so berühmt geworden ist. —

Auf diese beiden hochinteressanten Fragen hat der Dichter nun selbst Antwort gegeben.

M. Léo Marchès berichtet uns hierüber in den Annales folgende Einzelheiten. Im Jahre 1902 berief Rostand telegraphisch den älteren Coquelin zu sich nach Cambo*, um mit ihm wegen eines Stückes zu sprechen, das ‚in einem Hühnerhof spielt und in dem alle Personen Tiere sind'. Er fragte den Schauspieler, ob er geneigt sei die Hauptrolle des Coq zu übernehmen. Coquelin war begreiflicherweise erst sehr erstaunt und fragte den Dichter, ob das wohl sein Ernst sei. Da begann dieser ihm zu erzählen, wie er zur Idee seines Stückes kam. — Auf einem seiner Spaziergänge in der Umgebung seiner Villa Arnaga kam er eines Tages in einen Bauernhof, um eine Tasse Milch zu verlangen. Er trat in den Hof und sah ein eigenartiges Schauspiel, über das er sehr erstaunt war. Zwischen einem Heuhaufen und einem abgespannten Wagen, dessen Deichsel hinaufgeschlagen war, tummelten sich in fröhlichem Kreise allerlei Tiere, wie Arbeiter, die nach des Tages Mühen in ihr Heim zurückgekehrt waren. Es waren Hühner, Enten, eine Katze, ein Hund, ein Truthahn, die geschwätzig miteinander die letzten Tagesneuigkeiten zu besprechen schienen. Neben der Mauer stand in einem Käfig eine Amsel, die auch von Zeit zu Zeit dreinzureden schien. Da kam ein Hahn herein, stolz und selbstbewußt; in gerader Haltung schritt er gemessen durch den Hof, und sogleich hörten alle diese Einzelgespräche auf. Er glich einem Tenor, der eben zu singen anheben will. Und sogleich wurde er der Mittelpunkt allgemeiner Aufmerksamkeit. Der Hund machte ihm in freundschaftlichster Weise seine Aufwartung, die Ente stellte sich schüchtern neben ihm auf, die Amsel verstummte, die Hühner kamen unterwürfig und liebevoll zu ihm heran. Diese ganze kleine Welt erkannte seine Überlegenheit an und begrüßte ihn wie einen Helden. — Warum könnte der Hahn schließlich nicht auch ein Held und zwar der Held einer Komödie werden, dachte ich bei mir. Wenn man an Stelle dieses Hahnes, dieses Hundes, dieser Amsel, dieser Ente, dieser Hühner Männer und Frauen setzen würde, hätte man Personen fürs Theater, Leidenschaften und einen Schauplatz für die

* In Cambo, in Südwestfrankreich, hat Rostand ein reizendes baskisches Landhaus, umgeben von Eichwald, am Zusammenfluß der Nive und der kleinen Arnaga, auf einem Berge, der von beiden Flüssen eingeschlossen wird.

Bühne. Wenn nun aber das Stück mit Menschen möglich wäre, warum soll man dem Ganzen seinen pittoresken Reiz nicht bewahren, indem man diese Tiere, die im Grunde so wenig von uns verschieden sind, wie Menschen denken und sprechen ließe? — So kam mir der Gedanke zu meinem Stücke; ich habe immer und immer wieder darüber nachgesonnen, und ich werde es schreiben. — Damals aber hatte der Dichter schon 1500 Verse davon, von denen er Coquelin eine Probe vorlas, und Coquelin willigte in den Vorschlag des Dichters ein. ‚Je serai Chantecler, avait déclaré le grand Coq, enthousiasmé.“ —

Leider ist er inzwischen gestorben und konnte so sein Versprechen nicht halten. Krankheiten und Trauer im Hause des Dichters haben die Aufführung von Jahr zu Jahr hinausgeschoben, und nun ist endlich das Werk im Théâtre de la Porte Saint-Martin zum erstenmal anfgeführt worden.

Die andere Frage ist nun, warum Rostand, wenn er doch menschliche Gefühle darstellen wollte, nicht auch Menschen auf die Bühne gebracht hat. Auch hierauf gibt der Dichter die Antwort. — Er wollte ein modernes Versdrama schreiben. Nun paßt die Lyrik einer Dichtung schlecht zu dem modernen Rock und bürgerlichen Überzieher. Sie braucht ein passendes Kostüm, und dieses muß um mindestens zwei oder drei Jahrhunderte weiter zurückliegen oder man muß seine Handlung in Länder verlegen, deren Sitten, Sprache und Vorurteile sehr weit von den unsrigen abstehen. — Aber ein Dichter kann den Wunsch haben, moderne Ideen mit modernem Wortschatz auszudrücken, auf aktuelle, sogar Pariser Verhältnisse anzuspielen, zu lachen, wie man auf dem Boulevard im Jahre 1910 lacht, und zu denken, wie man in Frankreich im 20. Jahrhundert denkt. Für diese schwierige Frage bot ihm der Anblick seines Gutshofes in Cambo sofort die Lösung. Da hatte er das erträumte Kostüm, das Mittel modern zu bleiben und doch gleichzeitig pittoreske und lyrische Personen, denen er Tierkleider anzog, die sich aber als Menschen ausdrücken, als moderne Pariser — eine herrliche Entdeckung. Und außerdem welch prächtige Gelegenheit, von der Natur zu reden, von der Blumenwelt, den Vögeln, dem Gras und den Insekten! Und welch herrliche Szenerie; ‚nein, ein Dichter könnte sich kein besseres Thema wünschen‘, sagt er.

Was will nun der Dichter mit seinen Tiergestalten eigentlich symbolisieren? Chantecler will den Kampf des Menschen mit dem Leben darstellen. Der Hahn, le coq ist der Mensch, der leidenschaftlich für sein Lebenswerk kämpft und arbeitet und sich durch nichts an der Erfüllung seines Lebenszieles abhalten läßt. Da tritt ihm die Henne, la faisane entgegen, welche die Liebe darstellt, die Frau, und zwar die moderne, emanzipierte, unabhängige und herrschsüchtige Frau, die eifersüchtig ist auf des Mannes Arbeit, da sie dessen Liebe nur für sich allein haben möchte, und die sich schließlich, beherrscht und gebändigt, ergibt, aber mit der geheimen Hoffnung, sich zu rächen. — Der Hund, le chien, ist der Philosoph, ein gutmütiger Bursche, und stets dienstbereit. Die Amsel ist echt pariserisch, sie ist die Spötterin; die Kröten geifern, das Perlhuhn, la pintade, verkörpert den bürgerlichen Snobismus, und die Vögel der Nacht den Haß und Neid auf alles, was glänzt. —

Wie man hört, will Ludwig Fulda, der Übersetzer von Rostands ‚Les Romanesques‘ den Chantecler übersetzen, der dann in Berlin zur Aufführung kommen soll. Ob das Stück, das echt französisch ist, dem deutschen Geschmack entsprechen wird, ist kaum anzunehmen, da selbst den für Rostand so begeisterten Parisern nur die zwei ersten Akte und das Ende des vierten Aktes gefielen.

Dr. A. Bauer, München.

Kunst

Gustave Moreau (1826—1898).

Der phantasievolle Pariser Maler Gustave Moreau ist ein Sproß der Schule des großen Ingres, des wirksamsten Künstlers der klassischen Form, den das Frankreich des 19. Jahrhunderts erlebt hat. Sein erstes

bedeutenderes Bild ist die Flucht des Darius nach der Schlacht bei Arbela. 1855 erschien von ihm auf der Pariser Weltausstellung ein großes, im Auftrage des Staates gemaltes Stück: Die dem Minotauros geopferten Athener im Labyrinth von Kreta. 1864 trat er mit einem Ödipus vor der Sphinx erst wieder im Salon vor das Pariser Publikum. Dieses Werk bedeutete mit seinem mystischen, mythologischen Inhalte für Moreau insofern ein Programm, als er von jetzt ab sich ganz den Vorstellungskreisen der Bibel, Hellas, des islamitischen und des indischen Orients hingab. — Da sich der Künstler in materiell gesicherten Verhältnissen befand, brauchte er mit seinen Werken keinerlei Rücksicht auf Käufer oder Liebhaber zu nehmen. Ein Bild nach dem andern malte er mit riesigem Fleiß und mit vollendeter, durch keine äußere Sorge behinderter Hingabe. Als er am 19. April 1898 starb, fanden sich in seinem Atelier 797 Ölgemälde, 349 Aquarelle und über 700 Zeichnungen vor. Sein ganzes künstlerisches Vermächtnis hatte er seiner Vaterstadt unter der Bedingung, es in seinem zu einem Moreau-Museum umgewandelten Haus zu erhalten, überlassen. Hier kann man sein großes Werk bewundern, trefflich geordnet von der liebevollen Hand seines Freundes Henri Rupp.

Die Bilder Gustave Moreaus sind von einer gewissen großartigen Anlage: Gestalten von ruhiger Haltung, in der formvollendeten Plastik des französischen Klassizismus bilden die Träger reicher mythologischer Gedanken. In einer heroischen Landschaft, die sich meist aus herb silhouettierten Felsenmassen und dazu kontrastierenden weiten Thalblicken zusammenbaut, stehen sie da, häufig mit einem Ausdruck verlorener Tiefsinnigkeit in Gesicht und Gebärde (Thrakisches Mädchen, das Haupt des von den Mänaden zerrissenen Sängers Orpheus trauernd betrachtend. Ödipus, das Rätsel der Sphinx lösend). Oder es erhebt sich eine üppige, bogengewölbte Halle vor unseren Augen. In ihrem Hintergrunde steht ein prunkvoller Thron mit einem tiarabekrönten orientalischen Despoten darauf. Vor ihm tanzt weit ausschreitend ein seltsames Weib, halb Odaliske, halb Märtyrerin einer Wahnvorstellung: Salome, die Morau nicht müde wurde, immer in neuen Variationen malerisch zu interpretieren, wie sie ihren Tanz auf spitzen Zehen erhoben erst zaghaft beginnt und dann in der Ekstase der leidenschaftlichen Bewegungen und der Körperenthüllung das Haupt des Täufers plötzlich erblickt, von der Strahlenscheibe umflossen, und sie mit seinen starren Augen tieftraurig, ein magisches Phantom, anblickend. — Ein anderes Mal hat Moreau Venus verherrlicht, die kytheräische, wie sie dem klippenreichen Meere entsteigt, von muscheltragenden Seemenschen begleitet, oder wie sie in ihrer nackten Schönheit an den Strand der Fischer tritt, die anbetend vor der Gottheit niedersinken. — Kriegerische Weisen ertönen: Herakles, der dorische Held, tritt auf und zieht zum Kampfe gegen die stymphalischen Vögel, die wie Reiher in einem rissig ausgezackten Kalksteingefels hocken. Er zieht zum Kampfe gegen die entsetzliche Hydra von Lerna, die dick geschwollen vor giftigem Grimme hochaufgereckt, aus sieben giftigen Schlangenhäuptern züngelnd, ihn androht. Zu ihren Füßen lagert der wirre Knäuel verwesender Opfer, Männer und Weiber.

Außer diesen hochdramatischen Gemälden hat Moreau auch viele kleinere Stücke von mehr idyllischem Gehalt geschaffen, die häufig künstlerischer, weil ungewollter, wirken: Der barmherzige Samariter, zwei Personen in weiter, sommerglut-erfüllter Landschaft, die einen am Marterpfahl Gefesselten loslösen. Die liebenswürdige Pietà des Frankfurter Städelschen Kunstinstituts ist von einer schönen Innigkeit in ihrer geschlossenen Stimmung und in dem zarten Kolorit eines goldigen Abendrots und des ins Elfenbeinerne abgetönten Inkarnats. Der Raub der Europa wird ihm zum Vorwand, einen prächtig dahersprengenden Stier in einer stolzen Frühjahrslandschaft, bei der man sich etwa an Claude Lorain erinnert fühlen mag, vorzuführen. Ganz Stil der großen französischen klassizi-

stischen Dekoration ist das Hochbild ‚Der Jüngling und der Tod‘ der Sammlung Albert Cahen in Antwerpen, wo eine fest aufstehende und eine leicht im Raum schwebende Gestalt in interessanter kompositioneller Verknüpfung gezeigt werden. —

Ary Rénan, der Sohn des berühmten Philosophen Ernest Rénan, der Schüler und der Biograph des Meisters, erzählt uns, wie Moreau zu arbeiten pflegte: Moreau war ein Sammler, ein Gelehrter und ein Künstler in einer Person. Was er als für seine Kunstideen brauchbar erachtete, häufte er im Original oder Abbild in seinen Schränken und Mappen auf, um es dann — nicht immer nur bei passender Gelegenheit — in seiner Malerei zu verwenden. Es gab wohl — vielleicht Flaubert ausgenommen — selten jemand, der mit so tätiger Phantasie die sichtbar gewordenen Kulturen von Hellas und Rom, von Assyrien und Indien, von Ägypten und Jerusalem beherrschte: Die Geschichte der Bathseba liefert ihm die Gelegenheit, breit ausladende Volutenkapitelle, wie sie einst in Babylon vorkamen, mit mächtigen Barockgesimsen zu schwül wirkenden Architekturen zu vereinen. In den Salomebildern entwirft er Hallenmotive, die als Ganzes Renaissanceräume vortäuschen, im Detail aber den Hufeisenbogen der muselmanischen Kunst im Zusammenhang mit spätromanischen Blattkapitellen auf runden Pfeilersäulen verwenden. Und mit welch peinlichster Sorgfalt, welcher unermüdlichen Genauigkeit und Liebe fürs Kleine hat Moreau dann das ornamentale und stoffliche Detail der Gewänder, der Requisiten, der Räumlichkeiten, in denen sich seine großen Dramen abspielten, ausgeziert: Es ist kaum ein Gewand, das nicht sein apartes Muster erhalten hat. Die Leier, auf der das Haupt des thrakischen Sängerheros ruht, ist mit kostbaren Elfenbeinintarsien inkrustiert, Salome schillert in Gold und Edelgestein orientalischer Prachtgehänge und der Thron, auf dem der böse Herodes sitzt, kann seine adäquate Beschreibung nur aus dem Munde des Dichters von Tausendundeiner Nacht finden.

Dieses Anhäufen von vielen heterogenen Einzelheiten aus einer Menge untereinander und vor allem auch dem Künstler als produktiver Persönlichkeit fremder Kulturkreise ist zum verderblichen Punkt geworden, an dem Moreaus Kunst scheiterte. Nicht wenigen seiner Bilder mangelt durch dieses mosaikartige Zusammensetzen der eigentliche durchgehende künstlerische Schwung, die Überzeugungskraft wirklicher großer Kunstleistungen. Man hat oft vor ihnen das Gefühl, es doch nur mit den fleißigen Erzeugnissen eines raffinierten Kunsthandwerks zu tun zu haben. Und über dieses Unzusammenhängende, das in der hypertrophen kunstgewerblichen Detaillierung liegt, kann uns auch nicht der theatralische Elan seiner Figuren hinweghelfen. Ja durch deren ‚große Gebärde‘, durch die weitausholende Geste seiner — übrigens absolut konventionellen — Klassik erscheinen uns alle diese feinen Kunstgewerblichkeiten nur noch mehr im Maßstabe gedrückt, nur noch kleiner und oft sogar überflüssig.

Wo daher diese Theatralik und die Ornamentierungssucht fehlt, können wir Moreau weit besser genießen. In diesen schlichteren Sachen von bescheidenerem Format, zu denen sicher auch die schöne Pietà des Städelschen Instituts zu zählen ist, erinnert er an die stimmungsvollste Malerei, die Frankreich im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, an die Maîtres de Barbizon, in landschaftlicher Beziehung vielleicht am ehesten an gewisse Werke von Corot oder Diaz. In solchen kleinen landschaftlich interessierten Stücken hat der Raum auch nicht das Flache, das pappdeckelhaft Harte, wie in den Landschaften der großen dramatischen Gemälde, z. B. den unmöglichen Felsformationen der Heraklesbilder. Die Farbe Moreaus läßt sich ungefähr mit der des Delacroix vergleichen, wenn auch sein viel passiveres Temperament absolut nicht der Löwenkraft dieses französischen Michelangelo des Kolorismus und der Körperbewegung dynamisch gleichkommt. Aber wie er seine Farben in strähnige Partikel zerteilt, sie als Diamanten über die als Toneinheit stark wirken sollende Fläche streut, das entspricht ganz

der malerischen Doktrin, wie sie sein größerer Geistesverwandter, Théodore Chassériau, formuliert hat: ‚Nicht die Töne mischen, die Natur ist wie ein Mosaik gemacht; aufeinandergesetzte Töne wirken schmutzig und verhindern die Frische.‘ —

Dr. Fritz Hoeber.

Musik

Abendunterhaltungen im Orchester.

‚An einem Opernhaus im Norden Europas haben die Musiker, unter denen sich mehrere geistreiche Leute befinden, die Gewohnheit, während der Aufführung zu lesen, ja selbst mehr oder weniger literarische und musikalische Unterhaltungen zu führen, jedesmal wenn sie eine mittelmäßige Oper zu spielen haben. Damit ist zur Genüge gesagt, daß sie viel lesen und viel plaudern. Auf jedem Pult liegt daher neben dem Notenheft irgend ein Buch, so daß mancher Musiker, welcher mit ganz besonderer Aufmerksamkeit seine Stimme nachzulesen, seine Pausen zu zählen und seinen Einsatz im Auge zu behalten scheint, sehr oft ganz und gar in die wunderbaren Szenen von Balzac, in die köstlichen Sittenbilder von Dickens oder sogar in das Studium irgendeiner Wissenschaft vertieft ist. Ich kenne einen, welcher während der fünfzehn ersten Aufführungen einer berühmten Oper die drei Bände von Humboldts „Kosmos“ gelesen, wieder gelesen, überdacht und verstanden hat; einen anderen, welchem es gelungen ist, während des lang dauernden Erfolges eines platten, heute stark in Vergessenheit geratenen Werkes das Englische zu erlernen; und noch einen dritten, welcher mit einem außergewöhnlichen Gedächtnis begabt war, und seinen Nachbarn mehr als zehn Bände von Märchen, Novellen, Anekdoten und pikanten Geschichten erzählt hat. Nur ein einziges Mitglied des Orchesters erlaubt sich keine Zerstreuungen. Ganz bei der Sache, rührig, unermüdlich, den Blick auf die Noten gerichtet, den Arm unablässig schwingend, würde er sich für entehrt halten, wenn er auch nur ein Achtel ausließe, oder in Beziehung auf die Schönheit des Tones einen Vorwurf verdiente . . . Man errät, daß ich den Schläger der großen Trommel meine.‘

Wer etwas Belesenheit in den Schriften der Großmeister moderner Tonkunst besitzt, wird den Autor vorstehender Zeilen unschwer erraten: — das ist Berlioz, der einzigartige, bizarre Musikfeuilletonist, wie er leibt und lebt! Unter dem in der Überschrift genannten Titel ist unlängst der achte Band seiner gesammelten Schriften (Leipzig 1909, Breitkopf & Härtel) erschienen, dem die zitierte Stelle als ‚Prolog‘ vorangeschickt ist. Bei kaum einem zweiten modernen Musiker, Schumann und Wagner etwa ausgenommen, ist die literarische Betätigung für die Würdigung der künstlerischen Gesamterscheinung von so weitgehender Bedeutung als bei dem genialen französischen Meister der Programmusik. Das sensitive Wesen der Berliozschen Musik, ihr Schwanken zwischen den äußersten Extremen, ihre Neigung zum Grotesken, Überspannten, spiegelt sich getreu in den schriftstellerischen Arbeiten des Schöpfers der Sinfonie fantastique wieder, die somit einen seltsam charakteristischen Kommentar zu seiner an Gegensätzen und Widersprüchen reichen Künstlernatur bilden. Berlioz ist ein schriftstellerisches Talent von seltener Begabung, ein blendender Stilist und phantasiereicher Darsteller, der seinesgleichen sucht. Freilich, ruhiges, logisches Ästhetisieren über seine Kunst ist nicht seine Stärke; in keck hingeworfenen Aperçus, humoristischen Aphorismen und grotesken Skizzen leistet er das Beste. Dieser Art ist auch der überwiegende Teil des Inhalts dieses neuen Bandes seiner Schriften, wie schon der die Tonart des ganzen Buches mit meisterhafter Charakteristik anschlagende ‚Prolog‘ ersehen läßt. Hatten die früher erschienenen ‚Grotesken Musikantengeschichten‘ das Musikleben im allgemeinen unter die Lupe beißend satirischer Kritik genommen, so sind die ‚Abendunterhaltungen‘ speziell auf Glossierung der Kultur und Unkultur im Opernbetrieb von damals zugespitzt. Besser als alle theoretische Beschreibung werden ein paar kurze charakteri-

stische Zitate von der Art der Darstellung und des Inhalts einen Begriff geben. Da spottet Berlioz z. B. über den Eilbetrieb der Londoner Theater. ‚Was die Ausnützung der Zeit anlangt', sagt er, ‚so lobe ich mir die Londoner Direktoren, denn die Engländer haben die Kunst der beschleunigten musikalischen Studien auf eine Höhe gebracht, die bei anderen Völkern unbekannt ist. . . Auf der einen Seite des Kanals braucht man, um eine Oper in fünf Aufzügen zu erlernen und in Szene zu setzen, zehn Monate, auf der andern zehn Tage. . . Vergebens würde man also, wenn es sich um die erste Aufführung einer neuen Oper handelt, zu einem Direktor sagen: „Man kann sie nicht, es geht noch nichts, wir brauchen noch drei Wochen zum Studieren!" — „Drei Wochen?", würde da die Antwort lauten, „ich gebe Ihnen keine drei Tage, Sie werden übermorgen spielen!" — „Aber es ist darin ein Ensemblestück, das Bedeutendste des Werkes, von dem die Choristen noch keine Note zu Gesicht bekommen haben; sie können es doch nicht erraten, oder auf der Bühne improvisieren!" — „Dann streichen Sie das Ensemblestück, es bleibt immer noch genug Musik über!" — „Man hat auch eine kleine Rolle zu besetzen vergessen, wir haben niemanden, um sie zu spielen." — „Geben Sie sie der Frau F., sie soll sie heute abend lernen." — „Frau F. ist schon mit einer anderen Rolle betraut." — „Nun, sie wird ihr Kostüm wechseln und zwei Rollen spielen. Glauben Sie, daß ich aus solchen Gründen den Gang meines Theaters hemmen werde?" — „Das Orchester hat die Tanzweisen noch nicht probieren können." — „Dann soll es ohne Probe spielen! So, jetzt lassen Sie mich aber in Ruhe, die Oper ist auf übermorgen angekündigt; das Haus ist ausverkauft, es ist alles gut." —

Die Furcht, hinter ihren Konkurrenten zurückzubleiben, in Verbindung mit der Notwendigkeit, jeden Tag ungeheure Kosten zu decken, ruft, wie Berlioz bemerkt, bei den Unternehmern jenes Fieber, jenes delirium furens hervor, unter dem Kunst und Künstler soviel zu leiden haben. So sagte ein Direktor, welcher mit seinem Repertoire auf dem Trockenen saß und nicht mehr wußte, welchen Heiligen er anrufen sollte, eines Tages in allem Ernste zu seinem Kapellmeister: ‚Es bleibt mir nur noch ein Mittel: am nächsten Mittwoch „Robert der Teufel" zu geben. Wir müssen daher das Stück in sechs Tagen einstudieren!' — ‚Sehr wohl', lautete die Antwort, ‚und am siebenten Tage ruhen wir aus! Sie haben wohl eine englische Übersetzung dieser Oper?' — ‚Nein, aber die wird im Handumdrehen fertig sein.' — ‚Und die Kopien?' — ‚Nein, aber . . .' — ‚Die Kostüme?' — ‚Ebensowenig.' — ‚Die Darsteller kennen den musikalischen Teil ihrer Rollen? Die Chöre sind gut einstudiert?' — ‚Nein, nein, nein! man kann nichts, ich habe nichts, aber es muß sein!' — Und der Kapellmeister bewahrte seinen Ernst.

Es ist ja klar, daß Berlioz bei solchen Geschichtchen mit bewußten und gewollten starken Übertreibungen arbeitet. Allein das beeinträchtigt den Wert seiner Ausführungen keineswegs, gibt ihnen vielmehr erst den eigenartigen Reiz. Übrigens hat Berlioz in seinem Buch außer diesen kleinen satyrischen Skizzen doch auch einige breitere, in ernsterem Ton gehaltene Aufsätze untermischt. Am bedeutendsten davon ist eine Studie über Spontini, zu dessen begeistertsten Verehrern Berlioz gehörte. Die engen Beziehungen dieses Meisters zu Wagner und zum modernen Musikdrama sind seitens der Musikhistoriker noch nicht genügend gewürdigt worden. Einen interessanten Beitrag zu dieser Frage bringt Berlioz, indem er auf zwei bedeutsame Fälle des Leitmotivs in der ‚Vestalin' aufmerksam macht. Daß Berlioz, soferne er sich mit älteren Meistern beschäftigt, gerade solche moderne Züge hervorhebt, ist charakteristisch für ihn als einen der wichtigsten Bahnbrecher des modernen Stils. Auch hier also sehen wir den Schriftsteller und den Komponisten in Berlioz wieder Hand in Hand gehen.

Dr. Eugen Schmitz.

Aus dem Münchener Musikleben.

Im Hoftheater zieht in letzterer Zeit die Neueinstudierung von Puccinis ‚Madame Butterfly‘ das Hauptinteresse auf sich; die Ausführungen über das Werk in dem vorstehenden Artikel über Puccini überheben uns indessen hier der Verpflichtung weiterer Beschäftigung damit. Als Karnevalsgabe hat die Hofoper Millöckers ‚Bettelstudent‘ gewählt, ein wenig glücklicher Griff, da diese ‚historische‘ und darum zu zwei Drittel ‚ernst‘ gemeinte Operette herzlich wenig Faschingshumor enthält, mit ihren musikalischen Gediegenheitsbestrebungen auch schon teilweise recht veraltet und hausbacken anmutet. Ein zur Aufführung gebrachtes Tanzspiel ‚Münchener Bilderbogen‘ von Erik Meyer-Hellmund ist das Kitschigste, was sich seit langem in die heiligen Hallen unseres Kunsttempels am Max Josephsplatz verirrt hat, erlebte auch einen ziemlich ungeschminkten Durchfall. Mit Freuden ist dagegen die Wiederaufnahme von Straußens ‚Feuersnot‘ zu buchen. Dem genialen Werk, das zum Besten gehört, was die moderne komische Oper gezeitigt hat, soll sich im Sommer anläßlich des Straußfestes ja sogar das Prinzregententheater erschließen.

Im Konzertleben erregte die Münchener Erstaufführung von Pater Hartmanns Oratorium ‚Das letzte Abendmahl‘ Aufsehen. Unser Urteil über das Werk haben wir in dem dem Komponisten gewidmeten Aufsatz des Februarheftes ausgesprochen. So bleibt hier nur zu konstatieren, daß die Aufführung so ziemlich alles zu wünschen ließ, woraus sich die stark auseinandergehenden Ansichten in Publikum und Presse von selbst erklären. Von sonstigen Ereignissen ist eine glänzende Aufführung von Bruckners gigantischer achter Sinfonie durch Löwe und das Konzertvereinsorchester, sowie die Erstaufführung von R. Strauß' ‚Heldenleben‘ in einem Akademiekonzert unter Mottl zu nennen. Ist es schon possierlich, daß das berühmte Werk über zehn Jahre gebraucht hat, bis es in des Komponisten Geburtsstadt Aufnahme an jener bevorzugten Stelle fand, so war es noch um so possierlicher, zu sehen, welchen Schrecken es mit einigen seiner Kühnheiten dem konservativen Akademiepublikum einjagte. Einige glaubten diesen Schrecken sogar durch ein ziemlich lautes spöttisches Lachen verdecken zu sollen. Auch ein musikalisches Kulturbild aus unserer fortschrittlichen Wagnerstadt!

Dr. Eugen Schmitz.

Unsere Kunstbeilagen

nach Gemälden Gustave Moreaus werden in dem Rundschauartikel über diesen französischen Maler von Dr. Fritz Hoeber gewürdigt.

Offene Briefe

Herrn Dr. K. in L. Auch wir teilen Ihre Verwunderung darüber, daß sich die katholische Tagespresse im Kampf um die christliche Schule bisher ganz die gründlichen Beweismittel entgehen ließ, die der Aufsatz unseres Januarheftes über ‚Die französische Laienschule und den christlichen Gottesglauben‘ darbot. In der ausländischen Presse fand der Aufsatz ganz andere Beachtung. Im ‚Mercure de France‘ wird eigens darauf verwiesen, und der Verfasser Herr Dr. Hermann Platz bezeichnet als ‚très au courant de toute la littérature engendrée par ce sujet passionnant.‘

Herrn F. K. in N. Selbstverständlich ist das Wort ‚Polen‘ in der Besprechung des Herwig;chen Romans ‚Die letzten Zielinskis‘ (Februarheft S. 605) nur als kulturhistorischer Begriff genommen. Der geographische Schauplatz Westpreußen, ‚Danzig und Umgegend, ist ja deutsch‘.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: **Karl Muth, München-Solln**
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg

Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten**, Bayern
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59


Princeton University Library
32101 076381233